UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00298423 5

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/beitrgezurdeut00zl

2203
I
98

BEITRÄGE

ZUR

DEUTSCHEN JUDENFRAGE

MIT

AKADEMISCHEN ARABESKEN

ALS

UNTERLAGEN

ZU EINER

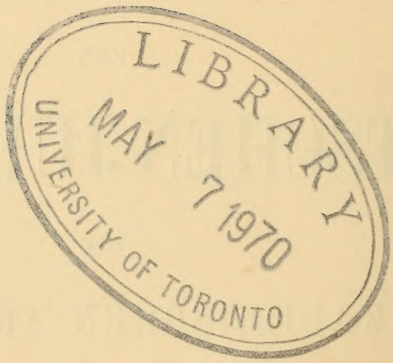
REFORM DER DEUTSCHEN UNIVERSITÄTEN

VON

FRIEDRICH ZÖLLNER
Professor der Astrophysik an der Universität Leipzig.

Mit 2 Bildnissen in Stahlstich, 2 lithographirten Tafeln
und 16 photographisch-facsimilirten Briefen.

LEIPZIG.
COMMISSIONSVERLAG VON E. KEMPE.
1880.



DS
135
G33Z64

„In welcher glückseligen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die besten Christen und die besten Juden gemeinsam haben."

Moses Mendelssohn
an
Charles Bonnet, 9. Febr. 1770.

Beginn des Druckes: 3. Juli 1880.

Alle Rechte vorbehalten.

Einleitung

durch

Citate ohne Commentar.

1.

„Da die Erfahrungen vielfältig gezeiget, dass die zur christlichen Religion übergegangenen Juden nicht sowohl aus wahrem Triebe und lauteren Absichten als vielmehr aus unerlaubten Endzwecken gehandelt, sollen keine Juden zum Unterricht in der christlichen Religion eher angenommen werden, bis nicht von ihrem unsträflichen Wandel sichere Nachrichten eingezogen und darüber schriftliche glaubhafte Atteste eingereicht worden. Ihr werdet euch hiernach gehorsamst zu achten wissen und empfanget von dieser gedruckten Verordnung *Exemplaria*, um solche *ex Officio* an die Behörde unter eurer Unterschrift abgehen zu lassen."

Friedrich der Grosse,

Verordnung an alle Regierungen v. 20. Juli 1774.
„Die Juden unter Friedrich dem Grossen nach urkundlichen Quellen von Hans Jungfer." Leipzig 1880 (Grunow), S. 38.

2.

„Was wegen ihres Handels ist, behalten sie. Aber dass sie ganze Fölkerschaften von Juden zu Breslau anbringen und ein gantzes Jerusalem daraus machen wollen, das kann nicht seynd."

Friedrich der Grosse,

Bescheid v. 1778 an Itzig & Ephraim in Breslau.
S. 34 a. a. O.

3.

„Da man in Erfahrung gebracht, dass eben zu itziger Zeit, da die Russischen leichten Truppen unterschiedliche *Invasiones* in Hinterpommern und der Neumark vorgenommen, sich viele fremde Juden im Lande sehen lassen, welche sich zu Spionen und Anführern derer Feinde und andern Raub-Gesindels gebrauchen lassen: So werden alle und jede Gerichts-Obrigkeiten in Städten sowohl auf dem platten Lande hierdurch befehligt, auf die fremden Juden gute Aufsicht zu haben und alle unbekannten

Juden anzuhalten und nicht ins Land zu lassen. Sollten sich aber dergl. . . . im Lande betreten lassen, sollen dieselben aufgegriffen, in die nächste Vestung gebracht und allda zur Vestungsarbeit angehalten werden, und ist dieses *Proclama* in den Krügen und Dörfern, in den Städten aber an öffentlichen Orten und in den Thoren anzuschlagen."

Friedrich der Grosse,
22. Juli 1758. S. 21 a. a. O.

4.

„Die unter uns lebenden Palästiner sind durch ihren Wuchergeist, auch was die grösste Menge betrifft, in den nicht unbegründeten Ruf des Betrugs gekommen. Es scheint zwar befremdlich, sich eine Nation von Betrügern zu denken, aber ebenso befremdlich scheint es doch auch, eine Nation von Kaufleuten zu denken, deren bei weitem grösster Theil, durch einen alten Aberglauben verbunden, keine bürgerliche Ehre sucht, sondern den Verlust dieser letzteren durch die Vortheile der Ueberlistung des Volkes, unter dem sie Schutz finden, ersetzen will."

Kant,
Anthropologie in pragmatischer Hinsicht.
„Israel und die Gojim. Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage." Leipzig 1880. (Grunow) S. 86.

5.

„Die Juden müssen als ein besonderes Volk, nicht als eine religiöse Sekte behandelt werden. Es ist zu demüthigend für das französische Volk, in die Gewalt des niedrigsten aller übrigen zu gerathen . . . Die Juden sind Raubritter der Neuzeit, wahre Rabenschwärme. Man muss sie staatsrechtlich behandeln, nicht civilrechtlich."

Napoleon I.,
Rede am 6. April 1806 im Staatsrathe.
(Vgl. Israel und die Gojim. S. 89.)

6.

„Fast durch alle Länder Europa's verbreitet sich ein mächtiger feindseliger Staat, der mit allen andern in beständigem Kriege lebt und furchtbar schwer auf die Bürger drückt, es ist das Judenthum . . . Von solch einem Volke sollte sich etwas anderes erwarten lassen, als dass geschieht, was wir täglich sehen: dass in einem Staate, wo der unumschränkteste König mir meine väterliche Hütte nicht nehmen darf, und wo ich gegen den allmächtigen Minister mein Recht finde, mich doch jeder Jude, dem es einfällt, ganz ungestraft ausplündert."

Johann Gottlieb Fichte,
„Berichte zur Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution." (Vgl. Israel und die Gojim. S. 86.)

7.

„Die Juden sind ein Volk, das in der Erziehung verdarb, weil es nie zur Reife einer politischen Cultur auf eignem Boden, mithin auch nicht zum wahren Gefühle der Ehre und Freiheit gelangte . . . Das Volk Gottes

ist eine parasitische Pflanze auf den Stämmen anderer Nationen, ein Geschlecht schlauer Unterhändler beinahe auf der ganzen Erde, das nirgends sich noch nach einem Vaterlande sehnt."

Herder,
„Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit."

8.

„Der Jude malt wohl, aber nur, wenn er's nicht nöthig hat. — Ja, Meierheim, aber Bendemann hat wohl nur jüdische Grosseltern gehabt. — Jüdische Componisten, da giebt es viele — Meyerbeer, Mendelssohn, Halévy — aber Maler — . ." (II. S. 147). . . „Ja, ich bin doch der Meinung, dass sie durch Kreuzung verbessert werden müssen. Die Resultate sind nicht übel . . alles ganz gescheidte, nette Leute . . . Uebrigens ist es wohl umgekehrt besser — wenn man einen christlichen Hengst von deutscher Zucht mit einer jüdischen Stute zusammenbringt. Das Geld muss wieder in Umlauf kommen, und es giebt auch keine üble Raçe (II. S. 218). „Stroussberg sagte einmal zu mir, ich weiss, ich sterbe einmal nicht in meinem Hause. Aber so schnell brauchte das doch nicht zu kommen. Vielleicht überhaupt nicht, wenn nicht der Krieg kam. Er deckte seine Auslagen immer mit neuen Aktien, und das ging, obwohl andere Juden, die vor ihm reich geworden waren, ihm nach allen Kräften das Spiel zu verderben suchten. Nun aber kam der Krieg, und da gingen seine Rumänier herunter, so dass man fragen konnte, was der Centner koste." (II. S. 278).

„Wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muss ich bekennen, dass ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, dass mich die Freudigkeit und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden, mit welchen ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin" (I. S. 210).

Fürst von Bismarck.
1870 vor Paris und 1847 in Berlin.
„Busch, Graf Bismarck und seine Leute"
a. a. O.

9.

„Die Deutschen stehen im Ruf eines guten Charakters, nämlich dem der Ehrlichkeit und Häuslichkeit, Eigenschaften, die eben nicht zum Glänzen geeignet sind. — Der Deutsche fügt sich unter allen civilisirten Völkern am leichtesten und dauerhaftesten der Regierung, unter der er ist, und ist am Meisten von Neuerungssucht und Widersetzlichkeit gegen die eingeführte Ordnung entfernt. Sein Charakter ist mit Verstand verbundenes Phlegma, ohne weder über die schon eingeführte zu vernünfteln, noch sich selbst eine auszudenken. Er ist dabei doch der Mann von allen Ländern und Klimaten, wandert leicht aus und ist an sein Vaterland nicht leidenschaftlich gefesselt; wo er aber in fremde Länder als Colonist hinkommt, da schliesst er bald mit seinen Landesgenossen eine Art von bürgerlichen Verein, der durch Einheit der Sprache, zum Theil auch der Religion, ihn

zu einem Völkchen ansiedelt, das unter der höheren Obrigkeit in einer ruhigen, sittlichen Verfassung durch Fleiss, Reinlichkeit und Sparsamkeit vor den Ansitzungen anderer Völker sich vorzüglich auszeichnet. — So lautet das Lob, welches selbst Engländer den Deutschen in Nordamerika geben.“ Seine unvortheilhafte Seite ist sein Hang zum Nachahmen und die geringe Meinung von sich, original sein zu können, was gerade das Gegentheil des trotzigen Engländers ist, vornämlich aber eine gewisse Methodensucht, sich mit den übrigen Staatsbürgern nicht etwa nach einem Princip der Annäherung zur Gleichheit, sondern nach Stufen des Vorzugs und einer Rangordnung peinlich classificiren zu lassen, und in diesem Schema des Ranges, in der Erfindung der Titel (vom Edlen- und Hochedlen, Wohl- und Hochwohl- auch Hochgeborenen) unerschöpflich und so aus blosser Pedanterei knechtisch zu sein, welches alles freilich wohl der Form der Reichsverfassung Deutschlands zugerechnet werden mag; dabei aber sich die Bemerkung nicht bergen lässt, dass doch das Entstehen dieser pedantischen Form selber aus dem Geiste der Nation und dem natürlichen Hange des Deutschen hervorgeht: zwischen dem, der herrschen, bis zu dem, der gehorchen soll, eine Leiter anzulegen, woran jede Sprosse mit dem Grade des Ansehens bezeichnet wird, der ihr gebührt; und der, welcher kein Gewerbe, dabei aber auch keinen Titel hat, wie es heisst, Nichts ist, welches denn dem Staate, der diesen ertheilt, freilich was einbringt, aber auch ohne hierauf zu sehen, bei Unterthanen Ansprüche anderer Wichtigkeit in der Meinung zu begrenzen erregt, welche andern Völkern lächerlich vorkommen muss, und in der That als Peinlichkeit und Bedürfniss der methodischen Eintheilung, um ein Ganzes unter einen Begriff zu fassen, die Beschränkung des angeborenen Talents verräth.“

Kant,
Anthropologie in pragmatischer Hinsicht.
Bd. VII. 2. S. 255. u. 257.

10.

„Die Deutschen sind gut, wenn sie durch Zwang oder Zorn einig sind — vortrefflich, unwiderstehlich, nicht zu überwinden — sonst aber will jeder nach seinem Kopfe.“

Fürst von Bismarck
vor Paris 1870.
Busch, Graf Bismarck II. S. 310.

11.

„An den deutschen Hochschulen wirken gegenwärtig, wie der Universitätskalender aufweist, gegen 70 Professoren rein jüdischer Abkunft; darunter namhafte Vertreter aller Disciplinen, der protestantischen Theologie und der Jurisprudenz, der Philosophie und Philologie, der Geschichte und Mathematik, der Medicin und der Naturwissenschaften. Diese Zahl — und gewiss werden Sie nicht geneigt sein, so viele Ihrer Collegen unter die betriebsame Schaar der Talente dritten Ranges zu verweisen — ist allerdings, wie jede unbefangene Betrachtung anerkennen wird, gross; dies beträgt im Verhältniss zuder Gesammtzahl deutscher Professoren mehr

als dreimal so viel, als nach den Bevölkerungsziffern erwartet werden sollte; gerade ihre Grösse wird uns von anderen Gegnern zum Vorwurf gemacht. Ich glaube damit gezeigt zu haben, dass die Juden nicht blos an dem materiellen, sondern auch an dem geistigen Kapital der deutschen Nation einen guten Antheil haben." (S. 17.)

Harry Bresslau,

Israelitischer Professor der Geschichte an der Universität Berlin.

„Sendschreiben an Hrn. Prof. Dr. Heinrich v. Treitschke". Berlin (Dümmler) 1880.

12.

„Das Deutsch, welches man hier antrifft, ist schlecht; es ist so schlecht, dass ich sagen würde: annehmen, Georg Ebers könnte es nicht besser schreiben, hiesse ihn beleidigen, und annehmen, er hielte grössere Sorgfalt im schriftlichen Ausdruck nicht für der Mühe werth, hiesse sein Publicum beleidigen. . . . . Vielleicht haben damals die Aegypter derartig mangelhaftes Aegyptisch gesprochen und das entsprechende Deutsch wird uns aus historischer Treue dargeboten. Dies und Aehnliches hoffe ich, wie auch, dass die Leser von Georg Ebers seinen Stil wirklich nur als für Aegypten passend erkennen und ja nicht sonst damit zufrieden sind. Anders wär's schlimm. Denn wenn ich annehmen muss, dass Ebers' frühere ägyptische Romane in gleichem Deutsch geschrieben sind, welche, wie ich zähle, in 23 Auflagen unter den gebildeten Deutschen Verbreitung gefunden haben, so würde für die weitere Entartung unserer Schriftsprache und für den geschwinden Fortgang ihres Verfalles und ihrer Verwilderung nicht wenig zu besorgen sein. — Aber es sei ferne von mir zu glauben, dass der Verfasser der „„Schwestern"" sich nicht der Pflicht bewusst sei, die besonders unter den unserer Muttersprache drohenden Gefahren jeder Schriftsteller hat und der von Ruf am meisten, dafür nach seinem Theile zu sorgen, dass dieses edelste Erbe unserer Väter, diese Lebensluft unseres Geistes, mit deren Verderben er selbst unrettbar verkümmern muss, nicht weiter in die Rapuse gerathe, wie Luther sagt, sondern aus den Händen der Peiniger und Verkehrer gerettet werde."

H. Steinhausen,

„Memphis in Leipzig oder Georg Ebers und seine Schwestern."
Frankfurt a. M. 1880. S. 38 ff.

13.

„Eure Gelehrten schreiben zwar schön, geistvoll, aber doch nur für ihres Gleichen, während die Popularität das Schiboleth unserer Zeit ist. Das deutsche Judenthum arbeitet gegenwärtig so kräftig, so riesig, so unermüdet an der neuen Cultur und Wissenschaft, dass der grösste Theil des Christenthums bewusst oder unbewusst von dem Geiste des modernen Judenthums geleitet wird."

„Eine bedeutende jüdische Stimme."

„Modern" von Richard Wagner, Baireuther Blätter, 1878. März. S. 57.

Von Herrn Dr. David Asher, Privatlehrer der englischen und deutschen Sprache, Uebersetzer und Corrector und verpflichteter Uebersetzer beim Königlichen Amtsgericht zu Leipzig, sind mir die beiden folgenden Briefe zugegangen:

1.

(Vgl. Facsimile 1.) Leipzig, den 30. Juni 1880.

„Herrn Professor Dr. Zöllner, hier.

Nachdem ich soeben erst erfahren, dass Sie mich in Ihrem Buche „„Zur Aufklärung des deutschen Volkes““ neben „„Glattstern““ nennen und der Leser nicht weiss, in welchem Sinne Sie das meinen, habe ich von meinem Advokaten den Rath ertheilt bekommen, Sie hiermit aufzufordern, im hiesigen Tageblatte eine Erklärung darüber abzugeben, dass Sie damit meinem sittlich unbescholtenen Charakter nicht zu nahe zu treten beabsichtigt haben; auch die Angabe zu widerrufen, man habe mir aus London geantwortet, ich möchte meine Beschwerde darüber, dass Sie noch nicht Ihres Amtes enthoben seien, an das hiesige Cultusministerium richten.

Verweigern Sie das, so werde ich mich genöthigt sehen, anderweitige Schritte gegen Sie wegen Verunglimpfung meines Namens, der Sie sich haben zu schulden kommen lassen, zu ergreifen.

Dr. David Asher.“

2.

(Vgl. Facsimile 2.) Lehmann's Garten 2 r., den 3. Juli 1880.

„Herrn Professor Dr. Zöllner, hier.

Da ich verabsäumt habe, meinen Brief an Sie vom 30. v. M. zu recommandiren, so wiederhole ich hiermit meine darin an Sie gerichtete Aufforderung, im hiesigen „Tageblatt“, dass Sie mit der Zusammenstellung meines Namens mit dem eines „Glattstern“ nicht beabsichtigt haben, meinem sittlich unbescholtenen Charakter zu nahe zu treten und zugleich die falsche Angabe in Ihrem Buche zu berichtigen, man habe mir von London aus auf meinen Artikel geantwortet, ich müsse meine Beschwerde (?) betreffend Ihre Absetzung an das hiesige

Cultusministerium richten. Im Weigerungsfalle werde ich weitere Schritte gegen Sie, wegen Verunglimpfung meines Namens thun.

Dr. D. Asher.

NB. Ich werde bis künftigen Dienstag, den 6. d. M., abwarten, was Sie thun und dann sollen Sie, falls die Erklärung nicht erfolgt ist, weiter von mir hören.

P. S. (mit Bleistift geschrieben). Es handelt sich also um eine Ehrenerklärung und Berichtigung einer falschen Angabe! Die Unterlassung könnte schwere Folgen für Sie nach sich ziehen."

Der erste Brief war von mir nicht beantwortet worden. Auf den zweiten sandte ich einen „eingeschriebenen" Brief folgenden Inhaltes ab:

Leipzig, den 5. Juli 1880.

„Herrn Dr. David Asher, hier.

Eine „Erklärung", Ihren „sittlich unbescholtenen Charakter" betreffend, nebst „Berichtigung" wird von mir im Laufe dieses Monats veröffentlicht und Ihnen zugestellt werden.

F. Zöllner."

In Erwiderung der beiden vorstehenden, wörtlich und vollständig abgedruckten[1]) Briefe des Hrn. Dr. David Asher gebe ich hier zunächst die öffentliche Erklärung ab, dass Alles, was ich in dem oben erwähnten Buche über die Person und die Handlungen des Dr. Asher mitgetheilt habe, auf freiwilligen Mittheilungen eines mir befreundeten Oberlehrers an der hiesigen Thomasschule beruht, dem dieselben mündlich von einem seiner Collegen, gegen den Hr. Dr. Asher persönlich verschiedenartige Beschwerden und Klagen über Leipziger Schul- und Universitätsverhältnisse geäussert hat, mitgetheilt worden sind. Obschon es sich bei dem Berichte über solche, mehrfach durch mündliche Vermittelung berichtete, Thatsachen leicht ereignen kann, dass in einigen unwesentlichen Punkten Abweichungen von den thatsächlich stattgefundenen Begebenheiten vorkommen, so freut es mich doch, hier öffentlich constatiren zu können, dass mein Gewährsmann, mit dem ich, ohne ihn vom Empfange der obigen Briefe in Kenntniss zu setzen, persönlich bereits am 1. Juli Rücksprache genommen hatte, mir die vollkommen cor-

[1]) Alle durch gesperrte Schrift hervorgehobenen Worte sind in den Originalen unterstrichen.

recte Wiedergabe alles dessen bestätigte, was ich auf Grund seiner früheren mündlichen Mittheilungen in meinem Buche über Dr. Asher veröffentlicht habe. Da nun aber selbstverständlich Hr. Dr. Asher selber am besten darüber unterrichtet sein muss, was man ihm bei Rücksendung seines in englischer Sprache an die Redaction einer Londoner Zeitung „Ueber die Fortschritte des Spiritualismus in Deutschland“

abgesandten Manuscriptes geantwortet hat, so würde es zur Rechtfertigung seiner Ehre gegen unwahre Gerüchte, das Einfachste sein, wenn er sowohl sein Manuscript als auch die Antwort der betreffenden Redaction wahrheitsgetreu und vollständig im hiesigen Tageblatte veröffentlichte. Darüber, dass Hr. Dr. Asher thatsächlich ein derartiges Manuscript an eine englische Zeitung zum Abdruck eingesandt und als nicht geeignet wieder zurück erhalten hat, habe ich mir auf folgende Weise Gewissheit verschafft.

Noch an demselben Tage, als ich den ersten Brief empfing, begab ich mich Abends nach 7 Uhr persönlich in die Wohnung des Herrn Professor Dr. Heym, Oberlehrer der Mathematik an der hiesigen Thomasschule. Ohne dass ich demselben von jenem Briefe etwas mittheilte, erzählte er mir über eine Unterredung mit Dr. Asher Folgendes und gestattete mir zugleich in freundlicher Weise, ihn öffentlich als Gewährsmann für die thatsächliche Richtigkeit des Inhaltes seines Gespräches mit Dr. Asher anzuführen.

Hr. Dr. Asher sei eines Tages zu Prof. Heym gekommen, um sich darüber zu beschweren, dass sein Sohn, als Israelit und Zögling der Thomasschule, bei der ohnehin schon grossen Ausdehnung der Ferien, auch noch an denjenigen beiden Tagen im Jahre auf den Unterricht verzichten müsse, an welchen auf der Thomasschule im Interesse der christlichen Confirmanden der Unterricht ausfällt. Die ausserordentlich treffende Antwort, welche Hr. Professor Heym dem Dr. Asher auf diese Beschwerde gab, bat er mich, nicht zu veröffentlichen. Alsdann sei Dr. Asher im Laufe seines Gespräches auf die von ihm wörtlich als „Skandal für unsere Hochschule“ bezeichneten Untersuchungen über-

gegangen, welche ich in Gemeinschaft mit meinen Collegen Fechner, Wilhelm Weber und Scheibner mit dem Amerikaner Slade angestellt habe. Auf die Erwiderung des Herrn Professor Heym, dass man über solche Dinge, wenn sie von anerkannten Naturforschern auf Grund eingehender Beobachtungen als Thatsachen verbürgt würden, nicht in so schroffer und verletzender Weise absprechen dürfe, habe ihm Dr. Asher sein Bedauern darüber ausgesprochen, dass ein ausführlicher, in englischer Sprache von ihm verfasster Aufsatz „über die Fortschritte des Spiritualismus in Deutschland" in der „Times" (wie sich Hr. Prof. Heym zu erinnern glaubte) keine Aufnahme gefunden habe und er sich in Folge dieser Abweisung genöthigt sähe, die Unterbringung des betreffenden Artikels in andern englischen Zeitungen zu versuchen. Das Vorstehende ist der wesentliche Inhalt der von mir am 1. Juli d. J. in der Wohnung des Herrn Professor Heym über Dr. David Asher geführten Unterhaltung.

Anfang März d. J. wurde mir nun von der Redaction der in Philadelphia wöchentlich erscheinenden Zeitung *„Mind and Matter"* ein Exemplar dieses Blattes v. 28. Febr. 1880 übersandt, in welchem sich auf S. 4. ein „Brief aus Leipzig über den Fortschritt des Spiritualismus in Deutschland" *(„Letter from Leipzic on the progress of Spiritualism in Germany")* aus der Zeitung *„Nation"* vom 12. Febr. 1880 abgedruckt befand, der in deutscher Uebersetzung, mit Fortlassung unwesentlicher, durch Punkte angedeuteter, Stellen wie folgt lautet:

„Ein hervorragender Berliner Irrenarzt weist mit Nachdruck auf die in Zöllner's Familie vorhandene Tendenz zum Wahnsinn hin und nimmt keinen Anstand, Zöllner selber für wahnsinnig zu erklären. Ein junger Docent, welcher sich in einem Spielwaaren-Laden, in welchem Taschenspieler ihre Kunststücke kaufen, Slade's berühmtes Tafel-Kunststück und Andere besorgt hatte, durch welche Zöllner behauptete, überzeugt worden zu sein, producirte dieses Kunststück mit grossem Geschick in Abendgesellschaften. . . . Zöllner nimmt den Kampf in vier dicken Bänden auf, welche er in 20 Monaten geschrieben hat. . . . Obschon der heftige Angriff auf Helmholtz nur eine der zahlreichen Verletzungen des collegialen Anstandes war, wofür der arme, blinde Privatdocent Dühring mit vollem Rechte seines Lehrstuhles in Berlin beraubt wurde, so wünscht doch keiner der von Zöllner am schärfsten

angegriffenen Collegen, dass er seines Amtes entsetzt werde, sondern man will ihn der Universität erhalten zur Illustration des in Deutschland fast allgemein aufrecht erhaltenen Principes, dass die Stellung eines Professors eine lebenslängliche ist.“

Wäre ich nun zu der Annahme berechtigt, dass der vorstehende Brief seinem Inhalte nach von Hrn. Dr. David Asher herrührt, so würde ich, wie ich glaube, ebenso zu einer strafrechtlichen Verfolgung des Hrn. Dr. David Asher auf Grund des §. 186 des deutschen Strafgesetzbuches zur Vertheidigung meiner öffentlich verletzten Ehre berechtigt sein, wie vor 8 Jahren, beim Erscheinen meines Buches „über die Natur der Cometen“, gegen die Verbreiter derselben Gerüchte (Helmholtz, Wiedemann, E. du Bois-Reymond u. A.).

Der betreffende Paragraph lautet nämlich wie folgt:

„Wer in Beziehung auf einen Andern eine Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet ist, wird, wenn nicht diese Thatsache erweislich wahr ist, wegen Beleidigung mit Geldstrafe bis zu 600 Mark oder mit Haft oder mit Gefängniss bis zu einem Jahr und, wenn die Beleidigung öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen oder Darstellungen begangen ist, mit Geldstrafe bis 1500 Mark oder mit Gefängniss bis zu 2 Jahren bestraft.“

Jedenfalls wird Hr. Dr. David Asher mit mir darin übereinstimmen, dass ich nicht eher im Stande bin, die von ihm gewünschte „Ehren-Erklärung“ im hiesigen Tageblatte zu veröffentlichen, bevor er nicht selber über seine Beziehungen zu dem oben erwähnten „*Letter from Leipzic on the progress of Spiritualism in Germany*“ im Leipziger Tageblatte eine „Erklärung“ abgegeben hat.

Aber auch in dem Falle, dass Hr. Dr. David Asher öffentlich erklärt, er sei nicht der Autor jenes oder eines Briefes ähnlichen Inhaltes, würde ich für mich und meine Collegen Wilhelm Weber, Fechner und Scheibner erst dann in der Lage sein, Hrn. Dr. David Asher ein öffentliches Attest über seinen „sittlich unbescholtenen Charakter“ im Leipziger Tageblatte auszustellen, wenn er öffentlich seine, in hiesigen akademischen Studenten-Vereinen in Uebereinstimmung mit den Anschauungen des (wegen unehrenhafter Handlungen zu 8 Jahren Gefängniss und fünf

Jahre Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurtheilten, in demselben Semester wie der Kaiser-Attentäter Nobiling von der philosophischen Facultät der Universität Leipzig zum Doctor promovirten) Simon Glattstern, ausgesprochene Behauptung widerruft, der Amerikaner Henry Slade sei ein betrügerischer Taschenspieler, der mich und meine Collegen Fechner, Wilhelm Weber und Scheibner bei unserer eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung mit ihm betrogen habe, und es ein „Skandal für unsere Hochschule“ sei, dass wir uns mit solchen Untersuchungen beschäftigt haben. Herr Dr. Asher wird auch in diesem Falle mit mir einverstanden sein, dass eine solche öffentlich ohne zwingende Beweise ausgesprochene Behauptung eine „Verunglimpfung“ der Universität Leipzig und unserer wissenschaftlichen Ehre, zugleich aber auch eine „Verunglimpfung“ eines Mannes involvirt, welchen sowohl anerkannte wissenschaftliche Autoritäten als auch der „Hofkünstler Seiner Majestät des Königs und Kaisers Wilhelm I. von Deutschland“, Hr. Prestidigitateur Samuel Bellachini, auf Grund eingehender Untersuchungen durch ein in aller Form vor Notar und Zeugen ausgestelltes Attest[1]) für einen ehrlichen Mann erklärt und dringend der Aufmerksamkeit und eingehenden Berücksichtigung der Naturforscher empfohlen hat.

Um übrigens Hrn. Dr. David Asher als Israeliten das öffentliche Bekenntniss seiner Sünden möglichst leicht zu machen — natürlich nur unter der Annahme, dass derselbe überhaupt Sünden auf seinem Gewissen habe, für welche er Gott und der Welt, sei es in diesem oder jenem Leben, einmal als bussfertiger Sünder Rechenschaft abzulegen hat, — erlaube ich mir ihn darauf aufmerksam zu machen, dass nicht nur der oben citirte Paragraph des deutschen Strafgesetzbuches die Verleumdung unserer Mitmenschen durch Strafen brandmarkt, sondern auch der für alle Juden verbindliche Sitten-Codex des alten Testaments, woselbst im Jesus Sirach Cap. 5, Vers 17 geschrieben steht:

---

[1]) Vgl. die vollständige Reproduction dieses Attestes in meiner Schrift: „Zur Aufklärung des deutschen Volkes u. s. w.“ S. 27 ff.

„Ein Dieb ist ein schändlich Ding, aber ein Verleumder ist noch viel schändlicher."

Mögen die Studirenden der Universität Leipzig eingedenk der Anerkennung sein, welche bereits gegenwärtig ihr freimüthiges und unerschrockenes Auftreten für die Wahrheit und für die ungeschmälerte Aufrechterhaltung der Freiheit der Wissenschaft in Deutschland im Auslande gefunden hat. Es sind hier zunächst die Worte bemerkenswerth, mit welchen das oben angeführte amerikanische Journal *„Mind and Matter"* den Abdruck des *„Letter from Leipzic on the progress of Spiritualism in Germany"* einleitet. In deutscher Sprache lauten diese Worte:

„Die „„*Nation*"" vom 12. Febr. d. J. druckt einen Brief aus Leipzig über den Fortschritt des Spiritualismus in Deutschland ab, welcher, obschon von einem erbitterten Feinde der neuen Wissenschaft geschrieben, dennoch einige Thatsachen enthält, welche geeignet sind, ihre Freunde zu ermuthigen. „„Die Ansteckung (sagt die *Nation*) scheint sich besonders unter den Studenten und den halbgebildeten Arbeiter-Classen auszubreiten.""

Wohlan denn! wenn deutsche Studenten eine Frage in Angriff nehmen, so können wir uns zuversichtlich darauf verlassen, dass dieselbe mit Sorgfalt, ohne Furcht und ohne Rücksicht auf die daraus fliessenden Consequenzen behandelt wird. Das Gleiche kann weder von den gebildeten Classen in England noch in Amerika behauptet werden. Deutschland mag, vom practischen Gesichtspunkte aus betrachtet, als eine militärische Despotie angesehen werden, — in geistiger Beziehung ist es das Land der Freiheit."

In ähnlich anerkennender Weise über Deutschland und die Aufnahme des Magnetiseurs Hansen in Sachsen spricht sich ein mit dem Namen Simonyi unterzeichneter Aufsatz des „Westungarischen Grenzboten" (21. März 1880) aus. Derselbe trägt die folgende Ueberschrift:

„Hansen's Aufnahme im Reiche des eisernen Kanzlers und Hansen's Aufnahme im freien, verfassungsmässigen Staate Ungarn."

Die Einleitung lautet wörtlich wie folgt:

Pressburg, 20. März.

„Ich nahm mir unlängst in einer sehr glänzenden und zahlreichen Gesellschaft die Freiheit, jener Meinung Ausdruck zu verleihen, dass manche unserer Politiker vollständig jenen von Hansen Magnetisirten gleichen, „sie glauben eine Birne zu essen und haben einen rohen Erdapfel in der

Hand.“ Auch die Aufnahme, welche Hansen wenigstens von gewisser Seite in Ungarn und Pressburg fand, im Verhältniss zu seinem Aufenthalt in Deutschland, bestätigt vollinhaltlich die Richtigkeit dieses Ausspruches. Wir nennen uns so oft ein freies und verfassungsmässiges Land, und von so Vielen wird geltend gemacht, wir besässen eigentlich zu viel Freiheit. Man gestatte nun anzusehen, wie es denn eigentlich in Wirklichkeit aussieht. Man gestatte uns eine Parallele zwischen Hansen's Aufnahme in Deutschland und bei uns zu ziehen. Deutschland nennt Niemand das Land der Freiheit. Im Gegentheil, das Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte wird vielmehr, und zwar von seinen besten Patrioten, als die Heimath der „Pedantokratie“ und der Massregelungen bezeichnet. Und der deutsche Zopf hat noch seine Geltung wenigstens nicht ganz verloren. Sehen wir nun, wie Hansen in Deutschland aufgenommen wurde. Hansen hat in den grössten deutschen Städten experimentirt, also Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg u. s. w. In den meisten Städten hatte er nicht nur volle Freiheit öffentlich zu experimentiren, sondern er wurde beinahe überall in Deutschland von den Spitzen der Wissenschaft, von hervorragenden Aerzten, Professoren aufgesucht, er erhielt Einladungen vor ihnen zu experimentiren; überall wurden seine Experimente ohne Sympathie und Antipathie, daher ohne Vorurtheile wissenschaftlich geprüft und auf das Genaueste beobachtet. Man hatte Fragen an ihn gestellt, ihn aufgefordert, in dieser oder jener Richtung zu experimentiren. In Leipzig brachte ihn Geheimer Rath Dr. Thiersch in's städtische Krankenhaus und liess ihn magnetische Versuche an zu Amputirenden machen. Ferner hat er vor dem bekannten Physiker und Psychologen Fechner, dem bekannten Gelehrten und Prof. der Astrophysik Zöllner experimentirt. Ebenso hat er in Dresden experimentirt, u. A. auch vor dem König Albert, ferner in einer Soirée, bei welcher sämmtliche Minister[1]) anwesend waren und sein Verfahren prüften, so experimentirte

[1]) Die Angabe, dass sämmtliche Minister anwesend waren, ist insofern nicht ganz correct, als z. B. der Cultusminister, Sr. Excellenz Herr Dr. von Gerber, nicht zugegen war. Die „Dresdner Nachrichten“ v. 3. Mai 1879 berichten nämlich wörtlich:

„Die vorgestrige Soirée bei dem Herrn Grafen Hohenthal und Bergen gab dem viel angefeindeten Magnetiseur Professor Hansen abermals Gelegenheit, vor einer höchst distinguirten Gesellschaft seine Experimente zu zeigen. Anwesend waren u. A. die Herrn Minister von Fabrice, von Abeken, von Könneritz, der österreichische Gesandte von Frankenstein, Intendant Graf Platen mit ihren Gemahlinnen, Oberhofmeister von Lüttichau, Oberkammerherr von Gersdorf, Flügeladjutant von Minckwitz etc. Die Experimente wurden sämmtlich nur mit Personen aus dieser Gesellschaft vorgenommen und lieferten sehr interessante Resultate. . . . . Dass diese Herrschaften, die sich persönlich von der interessanten Selten-

Hansen in Chemnitz im naturwissenschaftlichen Vereine u. s. w. und wurde mit den günstigsten Bemerkungen beurtheilt. . .“

Im schroffen Gegensatz zu diesen sympathischen Kundgebungen des Auslandes über deutsche Professoren und Studenten stehen die Aeusserungen „vaterländischer“ Blätter, welche sich unserem gutmüthigen Volke gegenüber zu Vertretern demokratischer Freiheit aufwerfen. Die „Frankfurter Zeitung“ v. 23. März d. J. (wiederholter Abdruck am 29. März), ein Organ des Israeliten und demokratischen Reichstagsabgeordneten Löb Sonnemann, verleugnet bis zu einem solchen Grade alles Anstandsgefühl, dass sie durch folgende Drohungen ehrwürdige und um die deutsche Wissenschaft so hoch verdiente deutsche Männer wie unsern Fechner und Wilhelm Weber einzuschüchtern und zum öffentlichen Widerruf ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugungen zu bestimmen sucht:

„Ist hier nicht ebenso positiv die vierte Dimension des Herrn Zöllner unter Null herabgedrückt, wie kürzlich von Professor Wiedemann in Leipzig die strahlende Materie und der vierte Aggregatzustand des Herrn Crookes in ihr Nichts aufgelöst worden sind?

Werden die Herren Professoren zu Leipzig endlich zur Besinnung kommen, werden sie durch das Geständniss, dass sie getäuscht worden sind, die auf der Universität Leipzig lastende Schmach, welche die Affaire Slade herbeigeführt hat, wieder gut machen und den Schandfleck deutscher Wissenschaft von der *Alma mater* an der Pleisse wieder wegwischen?

Der Unfug mit den hochtrabenden Redensarten von vierdimensionalen Räumen und dem vierten Aggregatzustande ist entlarvt und die Leipziger Facultät sollte ihre geistersehenden Mitglieder durch ein kaltes Sturzbad ernüchtern, indem sie ihnen die Alternative stellt, entweder Irrthum zu bekennen und künftig derartigen Blödsinn nicht mehr drucken zu lassen, oder von der Lehrthätigkeit zurückzustehen. Mögen die genannten Männer noch so bedeutende Verdienste um die Wissenschaft haben, so hat die ihnen schuldige Rücksicht doch nicht so weit zu gehen, dass man, wenn sie an der Grenze des Wahnwitzes stehen, ihnen die Erziehung der akademischen Jugend noch weiter überlässt. Treffend spricht sich hierüber ein amerikanisches Blatt, das „Newyorker Belletristische Journal“ aus, indem es sagt:

---

heit überzeugen wollten, der oft gehörten läppischen Beschuldigung, sie hätten mitgespielt, nicht im Mindesten verdächtig sind, ist doch richtig und ebenso richtig, dass die versuchten Erklärungen mancher Männer der Wissenschaft zwar viel guten Willen, aber einen falschen Ausgangspunkt zeigen.“

„„Diese Herren wollen die schönste und erhabenste Errungenschaft des Menschengeistes, die Wissenschaft, die freie Forschung in den Staub herabziehen, indem sie die erbärmlichsten Gaunerstückchen, die offenbarsten Betrügereien in unglaublicher Verblendung für Wahrheit hinnehmen und verächtliche Albernheiten, die in den „Victoria-Salon“ und dergleichen Tingel-Tangel gehören, in die Hallen der Wissenschaft einführen, als wären sie ebenbürtig mit deren höchsten Problemen. Bei ihnen ist von einem versöhnenden Element, wie es der Glaube in allen andern Fällen ist, nicht die Rede, und wenn sie die politische und wirthschaftliche Reaction, welche jetzt in Deutschland waltet, auch auf das wissenschaftliche Gebiet übertragen wollen, wenn sie die Quellen vergiften wollen, an denen die Jugend der Nation sich lagert, um ihren Durst nach Wahrheit zu stillen, — dann ist es wahrhaftig an der Zeit, dass man ihnen ein donnerndes „Halt! Bis hierher und nicht weiter!“ zurufe. Sie müssen zurücktreten von ihrer Hüterschaft des Borns der Weisheit und ihn würdigeren und fähigeren Händen überlassen, bis dieser Zustand krankhafter Geistesthätigkeit vorüber und die Vernunft bei ihnen wieder in ihre Rechte eingetreten ist. Eine weitere Fortsetzung und Unterstützung solchen Unfugs von solcher Seite kann den Dunkelmännern nur zur Freude gereichen, so lange Jene in ihren verantwortlichen, autoritativen Stellungen verbleiben.““

Nicht minder verletzend für uns wie die vorstehenden Worte sind die Manifestationen theologisch-protestantischer Blätter, welche sich selber als „liberal“ bezeichnen und, wie die „Protestantische Kirchenzeitung“ v. 9. Nov. 1878 unter der Devise: „Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder“ (Math. 23, 8), mit folgenden Worten unsere wahrheitsgetreuen Berichte über wissenschaftlich beobachtete Thatsachen kritisiren:

„Es ist bekannt, dass in unsern Tagen der Spiritismus aus dem Stadium einer blossen Phantasterei Weniger in das Stadium einer Krankheit Vieler getreten ist. Abgesehen von Amerika, wo dieser Aberglaube ca. 8 Millionen Anhänger zählen soll, ist er in Deutschland insonderheit in Leipzig aufgetreten und ein höchst geistreicher Artikel darüber findet sich „„Im neuen Reich““ 1878, No. 19. . . Der Mirakelstandpunkt hat gegen den Spiritismus keine Waffen. Der liberale Protestantismus allein ist im Stande, ihn in seiner Nichtigkeit aufzudecken. . . Es ist ein hässlicher Hexensabbath, welchen wir so die Koryphäen der Naturwissenschaft aufführen sehen, aber es ist die nothwendige Ergänzung zu jenem Mangel an Vertiefung in echte Philosophie und wissenschaftliche Theologie, welche diesen Kreisen eigen ist. Mit dem Namen Kant's prunken sie zwar, aber Krause weist Herrn Zöllner nach, dass er nicht einmal die vorkritischen von den kritischen Schriften Kant's zu unterscheiden ver-

mag und Herrn Helmholtz, den noch jüngst eine begeisterungstrunkene Feder in dem Mosse'schen „Deutschen Montagsblatt“ als Denker apotheosirt hat, dass er nicht einmal die ersten Grundbegriffe, weder den *terminus technicus „a priori“* noch *„transcendental“* in seiner Bedeutung erkannt habe, und belegt mit Stellen, dass beide das gerade Gegentheil von Kant ihm als seine Lehre untergeschoben haben. . . Seine (Helmholtz) Fehler aber sind es, welche die *dii minorum gentium* nicht zu verbessern vermögen, und die alte Wahrheit: *Si delirant reges plectuntur Achivi* sollte ihn bestimmen, öffentlich dagegen aufzutreten.“

Der oben von der „protestantischen Kirchenzeitung“ ihren Lesern als „ein höchst geistreicher Artikel“ empfohlene Aufsatz „der Spiritismus in Leipzig“ ist anonym von dem Schwiegersohne des Leipziger Professors der Physiologie C. Ludwig, Hrn. Alfred Dove, Professor der Geschichte in Breslau, geschrieben, wofür ich schriftliche und mündliche Beweise besitze. Zur Charakteristik des Tones, in welchem sich ein früheres Mitglied des akademischen Lehrkörpers der Universität Leipzig erlaubt, hochverdiente und würdige Männer wie Fechner und Wilhelm Weber sowie meinen Collegen Scheibner und mich selbst zu behandeln, mögen folgende, wörtlich jenem Aufsatze entnommene Stellen beweisen:

„Wer lehrt an Eurer hohen Schule jetzt die Natur der Gestirne? — Hr. Dr. Johann Karl Friedrich Zöllner ist unser ordentlicher Professor der Astrophysik; da liegen seine vornehmsten Schriften. — Weiset her! Nun viel wisst Ihr freilich vom Himmel noch nicht, aber erstaunlich weit mehr, als wir voreinst; ein gelahrter Mann, Gott erhalt' ihn! Was ist seine jüngste Arbeit? — Am 17. December 1877, Vormittags 11 Uhr, hat er sich von dem Amerikaner Henry Slade in einem einfachen, durch ein Siegel über beide Enden zusammengeschlossenen Faden vier Knoten einbinden lassen, ohne dass das Siegel verletzt ward. — Einbinden? aufbinden wollt Ihr sagen. . . . Nein, da kehrt unser wackerer Wittenberger Bursch lieber, gleich seinem jüngeren Commilitionen, Herrn von Mühler, ins himmlische Wirthshaus zu den drei Nebelflecken zurück, wo's denn doch noch geistreicher hergeht, als bei den Leipziger Spiritisten. Aiherrcheeses! Nu äben.“ — . . .

„Reiten Sie hinaus durch Ihr Leipzig ins Johannisthal und blicken Sie von der Anatomie bis zum botanischen Garten die Reihe von Instituten entlang, die allein der kleine Staat Sachsen für Zwecke der Naturforschung gebaut hat, sich zum Ruhme, ganz Deutschland zu Nutz und Vorbild. Und gerade da müssen sich nun die Spiritisten niederlassen wie der Knoblauch unter den Eichen des Rosenthals; und ihre

denkfaulen Gönner wähnen, so ein armseliges Häuflein von Pfuschern ohne Vorschule, das da experimentirt wie die Katze mit dem Spucknapf, werde was Erkleckliches beitragen zur Naturwissenschaft, den Meistern am Zeuge flicken und dem Cultusminister freiwillig unter die Arme greifen."

Dass Professor Alfred Dove sich übrigens nicht scheut, mit seinem vollen Namen solche rücksichtslose Kritiken angesehener Mitglieder unserer philosophischen Fakultät und des akademischen Senates zu veröffentlichen, beweist ein vor drei Jahren in derselben Zeitschrift (1877 No. 20) erschienener Aufsatz unter der Ueberschrift:

„Bruhns, Humboldt und Gauss von A. Dove."

Alfred Dove kritisirt in diesem Aufsatze eine literarische Festgabe unseres berühmten Astronomen, welche derselbe unter dem folgenden Titel: „Briefe zwischen A. v. Humboldt und Gauss, zum hundertjährigen Geburtstage von Gauss am 30. April 1877, herausgegeben von Dr. K. Bruhns, Professor und Director der Sternwarte in Leipzig. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1877", vor drei Jahren veröffentlicht hat.

In der Kritik dieser Schrift bemerkt nun Alfred Dove u. A. wörtlich Folgendes:

„Eine so unexacte Leistung hätte zu Ehren des exactesten aller deutschen Geister nicht dargebracht werden sollen.

Möchte er indess immerhin unvollständiges geliefert, möchte er wirklich ein Bündel Briefe, wie er's gerade in Händen hatte, nur eben zum Druck gefördert haben, auch damit wollten wir zufrieden sein, wäre das Vorhandene nur formell mit hinreichender Sorgfalt behandelt worden. Leider aber liegen die Briefe Alexander von Humboldt's, d. h. an Zahl drei Fünftel, an Masse weit mehr als drei Fünftel der Sammlung, in der traurigsten Verfassung vor uns. Bruhns sagt darüber im Vorwort mit dankenswerther Offenheit: „Die Humboldt'schen Briefe sind möglichst correct wiedergegeben, bei einigen unleserlichen Stellen sind Fragezeichen aufgeführt und wenige weggelassene persönliche Ausdrücke sind durch Punkte bezeichnet." Möglichst correct also! nun ja, das durfte der Leser wohl ohne Unbescheidenheit erwarten. Nur ist das freilich bloss ein subjectives Mass und kann, objectiv betrachtet, wie sich recht betrübend zeigt, auch so viel als höchst incorrect bedeuten; wie denn auch der Ausdruck „unleserlich" hier augenscheinlich nicht auf eine durch elementare Einflüsse thatsächlich verdunkelte oder zerstörte, vielmehr lediglich auf eine vom Herausgeber nicht

entzifferte Schrift abzielt. Nun schrieb Alexander von Humboldt in der That eine schwer lesbare Hand, und uns befremdet daher keineswegs, dass Bruhns die von ihm herausgegebenen Briefe nicht überall enträthselt hat; wodurch wir betroffen sind, das ist nur, dass er die von ihm nicht überall enträthselten Briefe herausgegeben hat. Und doch hat er seinen Lesern und zugleich Humboldt's Andenken selber mit den unenträthselten Sätzen noch nicht den schlimmsten Dienst geleistet; viel bedenklicher ist manche Stelle, die er ohne Anstoss gelesen und ohne irgend ein Fragezeichen dabei „aufzuführen" — es scheint, er sieht Fragezeichen für Bauwerke, Symphonien oder Theaterstücke an — in die Welt gesandt hat.

So stellt in Nr. 19 Humboldt Betrachtungen über seine bevorstehende Heimkehr aus Paris an und schreibt nach Bruhns an Gauss unter anderem: „An gutem Willen nützlich zu sein soll es mir nicht fehlen und ich rechne stets auf Ihren Rath, auf den Rath ‚des grossen Meisters in der Kunst', sagt Sabine, ein bescheidener freundlicher Engländer (und der freundlichen, mittheilenden giebt es nicht Ueberfluss), war seit wenigen Tagen angekommen, als Ihr Brief voll schöner Beobachtungen über die Strahlenbrechung, mich erfreute." Weder die grammatische Missbildung dieses Satzungethüms noch die Sonderbarkeit, dass hier für eines der Lieblingscitate Humboldt's die Autorität des bescheidenen Engländers angezogen wird, hat den Herausgeber stutzig gemacht. Man möchte wetten, dass hinter „des grossen Meisters in der Kunst" ein Punkt zu setzen und statt „sagt Sabine" vielmehr „Capt. Sabine" zu lesen ist. Der später als Colonel, dann General und Präsident der Royal Society berühmte Edward Sabine, dessen Gattin den Kosmos so meisterhaft ins Englische übertragen hat, war eben 1827 noch Capitän, und somit stand ihm die bescheidene Freundlichkeit desto besser zu Gesichte. In der Nachschrift des nämlichen, Paris den 16. Februar 1827 datirten Briefes begegnet uns „den Bonapartischen Olymp erschütternd" ein „Graf Apperz". Wer, wenn ihm das Dienstmädchen den Besuch eines Grafen Apperz meldete, würde nicht den Verdacht schöpfen, dass hier eine bedauernswerth schwere, wenn auch nur fahrlässige Namensverstümmelung verübt worden sei! Indessen kann, wer Humboldt's lateinische Lettern genau kennt, keinen Augenblick bezweifeln, dass er Appony geschrieben und den damaligen österreichischen Botschafter in Paris, Grafen Anton Apponyi gemeint hat. — In Nr. 27, dem ersten kurz nach dem historischen Acte der Göttinger Sieben verfassten Briefe, soll Humboldt nach Bruhns keinen geringeren als Wilhelm Weber „lobenswürdig, geistreich und harmlos" genannt haben. Die Correctur „liebenswürdig" für das überaus matte und platte „lobenswürdig" ergiebt sich unwidersprechlich aus der Erwägung der Situation wie der betheiligten Personen. Ein paar Zeilen weiter lässt unsere Jubelschrift Humboldt sagen, er habe nicht das Herz, Gauss diesmal „von anderen Meteoren zu schreiben". Die leuchtende That der Göttinger Sieben mit einem Meteor verglichen zu sehen befriedigt unser poetisches Bedürfniss in hohem Grade; indem man sich jedoch in desto grösserer

Verlegenheit nach den „anderen Meteoren“ umschaut, gelangt man zu der Ueberzeugung, dass die prosaische Lesart „von anderen Materien“ für diesmal doch noch vorzuziehen sein wird. — Aus dem folgenden, langen Schreiben über denselben Gegenstand (Nr. 28) erfahren wir bestürzt: „Lehrvorträge der Physik wären ja ohnedies allen soliden Beziehungen auf die Gegenwart fremd.“ Wie? also nur den soliden? und den unsoliden etwa nicht? Zum Glück für die doch nicht ganz so windige Physik ersehen wir aus dem von Bruhns früher edirten Leben Humboldt's, wo der wichtige Brief sich gleichfalls fast unverkürzt findet, dass der alte gute Herr ganz einfach geschrieben hat: „allen solchen Beziehungen“. — In Nr. 30 soll Humboldt gar die Grippe als „eine ziemlich sinnlose, systematische Bezeichnung der pathologischen etc.!“ verdächtigen; und doch kann sich auch der grösste Humboldtverehrer kaum verhehlen, dass durch „die pathologischen Etcetera“ die düstere Sinnlosigkeit des Namens Grippe eher noch gesteigert, als vermindert werden würde. Aus Bruhns' „Alexander von Humboldt, eine wissenschaftliche Biographie“ Band II. S. 269 erhellt die Auflösung: „eine ziemlich sinnlose systematische Bezeichnung des pathologischen X.“, wodurch dem Mathematiker Gauss gegenüber gewiss nicht uneben auf eine unbekannte Grösse hingedeutet wird. — Dass Humboldt's kleines lateinisches n fast wie ein r aussieht, hatte schon oben zur Urzeugung des Grafen Apperz mitgeholfen; in Nr. 36 ist aus demselben Grunde die Unsündhaftigkeit magnetischer Sonntagsbeobachtungen zur „Ursündhaftigkeit“ geworden. — In Nr. 42 endlich wird uns vertraut, Eisenstein sei *moniviter* in die Berliner Akademie aufgenommen, ein so fragwürdiges Adverb, dass Bruhns ausnahmsweise ein Fragezeichen dahinter aufgeführt hat. Und wirklich finden wir in unserem lateinischen Wörterbuch an der gefährlichen Stelle zwischen *monitus* der Warnung und *monoceros* dem Einhorn keine Spur von jener seltsamen Lautgestaltung. Dagegen stossen wir in der Vulgata, Apostelgeschichte 2, Vers 46, auf *unanimiter*, was Luther durch „einmüthig“ wiedergiebt, und das wird man wohl auch einmal von der Berliner Akademie haben sagen dürfen.

Diese flüchtige Blüthenlese von Leseblüthen aus den Briefen Alexander von Humboldt's mag genügen.

Aber, werden unsere Leser nicht vielleicht einwerfen, dass auch wir, um mit Humboldt zu reden, hier mit Krallen auftreten? Es mag sein; nur dass wir uns bewusst sind, mit diesen scharfen Werkzeugen Wunden zu vergelten, die der Herausgeber der vorliegenden Festschrift zwar mit stumpferer Waffe, aber wahrlich nicht schonender den Schatten unserer grossen Männer beigebracht. Allein lassen wir einmal den exacten Gauss und die Gebrüder Humboldt ganz aus dem Spiele! — was sollen wir armen Historiker und Philologen auch nur dazu sagen, dass ein Astronom so liest und edirt, ein Astronom, das heisst ein Mann, dessen Beruf, wie man uns gelehrt, die grösste Präcision der sinnlichen wie geistigen Arbeit erfordert? Alle Achtung vor der Sternkunde! — so werden wir, denk'

ich, ausrufen, — aber auch historisch-philologische Aufgaben verlangen eine gewisse Präcision, die der tüchtige Sternwärter als solcher noch durchaus nicht zu besitzen braucht. In Berlin erzählte man uns vor einigen Wochen von einem berühmten Naturforscher die Anekdote, er habe ein erfolgloses Examen mit den Worten abgebrochen: „aber warum mussten Sie auch, Herr Canditat, bei Ihrer Begabung Naturwissenschaften studiren, warum sind Sie nicht lieber Jurist geworden oder Philolog?“ Weit entfernt, die Spitze dieses angeblichen Urtheils einfach umdrehen zu wollen, halten doch auch wir diesseit der Grenze zu einer Art von Polizei uns berechtigt und erklären demgemäss *unanimiter* auch den grössten Naturforscher nur dann für befugt zur Edition historischer Manuscripte, wenn er dieselben — einerlei ob mit blossem oder mit bewaffnetem leiblichen und geistigen Auge — durchweg zu lesen und zu verstehen im Stande ist. Welch ein Muster war doch gerade in dieser Beziehung Alexander von Humboldt, insofern er jene philologischen Tugenden wenigstens, deren eigentlich kein wissenschaftlicher Autor entrathen kann, in seltener Vollkommenheit besass und übte! Hätte er ahnen können, in welcher Gestalt man heut seine Zeilen in Umlauf setzen würde — den Brief, den er darüber etwa an Gauss geschrieben hätte, würde uns Bruhns, behutsam und sanft wie er literarisch auftritt, wohl nur zu lauter Punkten verdünnt zu geniessen geben.

Nicht nur ein Recht jedoch glauben wir zu unserer Kritik gegenüber der besprochenen Jubelschrift zu haben, vielmehr erfüllen wir dadurch zugleich eine Pflicht gegen den Herausgeber selbst, die Pflicht der Abmahnung. Bruhns nennt in seinem Vorwort die jetzt gedruckten Briefe Alexander von Humboldt's an Gauss einen „Auszug aus einer Sammlung von Briefen“, die er noch als Quellen zu der oft erwähnten Humboldtbiographie „dem Publicum schuldig sei und die noch in diesem Jahr erscheinen werde.“ Also stünde uns eine ähnliche Publication, nur von weit grösserem Umfange so gut wie unmittelbar bevor? Beim unversöhnten Geiste des Grafen Apperz: man erschrickt, wenn man solches vernimmt! Das ganze Unternehmen zu vereiteln dürfen wir zwar schwerlich hoffen, wiewohl wir aufrichtig überzeugt sind, dass von allen noch ungedruckten Briefen Alexander von Humboldt's an und für sich kaum der zehnte Theil, und nachdem jene umfassende Lebensbeschreibung zu Tage liegt, wenig mehr als ein Procent Druck und Herausgabe lohnen würde. Was wir aber durch die gegenwärtige Anzeige verhindern möchten, ist eine übereilte Ausgabe der noch ausstehenden Briefmasse im Stile der diesmal abgelegten Probe. Wir bitten vielmehr Herrn Bruhns, wenn denn unter allen Umständen weiter edirt werden soll, anstatt der Vielseitigkeit seines Humboldt sich vor allem einmal den Wahlspruch seines Gauss: „wenig aber reif!“ vor Augen zu halten, und versichern ihm im Namen des Publicums, dem er sich verschuldet fühlt, dass wir lieber erst 1880 hundert auserlesene Briefe Humboldt's ganz correct, als bereits 1877 tausend ungesichtete nur „möglichst“ correct in Zahlung annehmen würden. Oder

was liesse sich von einer Massenedition, welche die Mängel der heut besprochenen kleinen Festgabe in monumentalem Massstabe wiederholte, anders urtheilen, als: „das Unzulängliche, hier wirds Ereigniss!“

Wenn man nun berücksichtigt, dass der Geheime Hofrath Bruhns persönlich und literarisch mit College Dove auf's Engste befreundet war, und in seinem dreibändigen Werke:

„Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie im Verein mit R. Avé-Lallemant, J. V. Carus, A. Dove, H. W. Dove, J. W. Ewald, A. H. R. Grisebach, J. Löwenberg, O. Peschel, G. H. Wiedemann, W. Wundt, bearbeitet und herausgegeben von Karl Bruhns, Professor und Director der Sternwarte in Leipzig. Leipzig F. A. Brockhaus, 1872,“

auch ein ganzer Abschnitt von Alfred Dove verfasst ist, und ferner bedenkt, dass die altersgraue Kaiserlich-Leopoldinisch-Carolinische Akademie der deutschen Naturforscher unsern berühmten Collegen Bruhns in Anerkennung seiner unsterblichen Verdienste um die Mathematik und Astronomie mit dem Beinamen (*„cognomine“*) Gauss bereits vor Jahren zu ihrem Mitgliede ernannt hat, — so findet man kaum einen hinreichend passenden Ausdruck, um die Verletzung des collegialen Anstandes von College Alfred Dove gegen College Bruhns gebührend zu brandmarken. In der That, enthält denn die obige Stelle mit dem verhängnissvollen *monitus* und *monoceros* nicht eine schlecht maskirte Injurie, insofern beim Leser durch das Wort *Monoceros* der Gedanke an *Rhinoceros* und hierdurch an unsere in so grosser Zahl vorhandenen vaterländischen Wiederkäuer *Boves* (zu deutsch „Ochsen“) inducirt wird? Der äusserliche Umstand, dass Alfred Dove nicht in Leipzig, sondern in Breslau ordentlicher Professor ist, kann doch die Bedeutung seiner incollegialen und verletzenden Ausdrucksweise nicht abschwächen oder entschuldigen, denn bis jetzt wird doch die Universität Breslau trotz des bei ihr am stärksten vorgeschrittenen Verjudungsprocesses, wenigstens officiell im deutschen Universitäts-Kalender von Dr. Ascherson noch immer zu den deutschen Universitäten gerechnet.

Bereits Friedrich der Grosse sah sich indessen genöthigt, der Verjudung Breslau's durch folgende orthographisch

treue Marginalresolution zu steuern, welche er im Jahre 1778 eigenhändig auf eine Bittschrift der Kaufleute Itzig und Ephraim, sie in ihren Rechten zu schützen, schrieb:

„Was wegen ihres Handels ist, behalten sie. Aber dass sie gantze Fölkerschaften von Juden zu Breslau anbringen und ein gantzes Jerusalem daraus machen wollen, das kann nicht seynd.“ [1])

Aus der Beschaffenheit der literarischen Manifestationen Alfred Dove's und dem darin so stark hervortretenden Mangel an sittlicher Scheu (*verecundia*) bin ich geneigt zu schliessen, dass er von Juden abstammt und daher nicht rein germanisches Blut in seinen Adern fliesst. Das verhindert natürlich nicht, dass unter Umständen der Glaubenseifer zur Vertheidigung der Rechte aller „guten evangelischen Christen“ so stark wird, dass man in der Presse leidenschaftliche Kritiken gegen David Strauss schreibt oder im preussischen Herrenhause einem so aufrichtig gläubigen Christen, wie dem Preuss. Cultusminister Herrn von Puttkamer, bittere Vorwürfe darüber macht, dass er bei Vertheidigung der kirchenpolitischen Vorlage die Empfindungen und Rechte evangelischer Christen nicht berücksichtigt habe.

Bekanntlich hat sich David Strauss durch eine bittre Kritik über seine Sensationsschrift „Der alte und neue Glaube“ (dessen erste Auflage bei S. Hirzel erschien) aus der Feder A. Dove's so verletzt gefühlt, dass er seine geschäftlichen Beziehungen zur Firma S. Hirzel in schroffer Weise abbrach und die folgenden Auflagen seiner Schrift in der Buchhandlung von Strauss in Bonn, eines seiner Verwandten erscheinen liess. Hr. A. Dove hatte sich in jener Kritik mit Wärme und Begeisterung als einen so aufrichtigen Vertheidiger des evangelisch-christlichen Glaubensbekenntnisses dem deutschen Publikum vorgestellt, dass ich mich sogar durch den tiefen Brustton der sogenannten „sittlichen“ Entrüstung verleiten liess, in meinem Buche „über die Natur der

---

[1]) „Die Juden unter Friedrich dem Grossen. Nach urkundlichen Quellen von Hans Jungfer. Leipzig, bei Grunow 1880. S. 34. Die benutzten Urkunden sind: „*Novum Corpus Constitutionum Prussico-Brandenburgensium* u. s. w.“ Band 1—8. Ausserdem das Werk von Preuss: „Friedrich der Grosse“, Berlin 1833. Theil 2. Urkundenbuch. —

Cometen“ den Abschnitt „Immanuel Kant und seine Verdienste um die Naturwissenschaft“ (S. 426) mit dem folgenden Motto aus einem jener schwungvollen Aufsätze A. Dove's zu schmücken:

„Die Geschichte ist in Wahrheit die Wissenschaft der Pietät; in der Pietät aber liegt eine auch die Zukunft nach dem edlen Beispiele der Vergangenheit richtende und fördernde sittliche Kraft. — A. Dove.“

Hr. Alfred Dove war damals selber noch unter Mitwirkung Gustav Freytag's Redacteur der Wochenschrift „Im neuen Reich“. Jedoch fallen merkwürdiger Weise alle jene christlichen und sittlichen Aufsätze in jene Zeit, wo er sich mit dem Entschlusse zur Habilitation für Geschichte an der Universität Leipzig trug. Hätte es doch Alfred Dove bei seinem regen persönlichen Verkehr mit unserem grossen deutschen Dichter Gustav Freytag nicht verabsäumt, sich ein Beispiel an dessen Bescheidenheit und wahrer Demuth eines von Gott mit reichen Gaben ausgestatteten Mannes zu nehmen! Vielleicht ist es auch jetzt noch nicht zu spät, ihn durch folgenden schönen Brief Gustav Freytag's auf den rechten Weg zu führen oder, um mit den Worten christlicher Seelenhirten zu reden, ihn als „verirrtes Schaaf“ wieder der grossen, in Demuth und Bescheidenheit dahinwandelnden Heerde der deutschen Schriftsteller zuzuführen.

Das „Leipziger Tageblatt“ vom 5. Juli 1880 (Erste Beilage) berichtet über den erwähnten Brief Freytag's wörtlich wie folgt:

„Ein Brief von Gustav Freytag.

Im schönen Schwarzathale, neben dem Chrysopras, findet der Wanderer ein mit allen Bequemlichkeiten ausgestattetes Logirhaus, welches, „Waidmannsheil“ benannt, kürzlich durch ein kleines Ereigniss einen neuen Reiz erhalten hat. Der Schriftsteller Harweck-Waldstedt, welcher sich gegenwärtig in Blankenburg zur Cur aufhält, taufte nämlich eine herrliche ca. 400 Fuss hohe, aber sehr bequem zu besteigende Klippe, direct hinter Waidmannsheil gelegen, „Ingo-Klippe“, und eine jenseits der Schwarza gleich gegenüber Waidmannsheil gelegene uralte, aber grünende Eiche „Gustav-Freytag-Eiche“ in pietätvoller Verehrung gegen Gustav Freytag, den hervorragendsten Dichter unsrer Zeit, der in verschiedenen seiner herrlichen Dichtungen den Thüringer Wald so prächtig

beschreibt und in seinem (*Ingraban*) „Ingraban“ das „schwarze Wasser“, die Schwarza, ebenfalls schildert. Die Idee des genannten Herrn fand allgemeine Zustimmung und so wurde die Eiche nach der durch Herrn Förster Röhm eingeholten Erlaubniss des regierenden Fürsten Georg von Schwarzburg-Rudolstadt, welche der hohe Herr in seiner bekannten Liebenswürdigkeit gern gewährte, „Gustav-Freytag-Eiche“ getauft. Herr Harweck-Waldstedt schrieb an Herrn Hofrath Dr. Gustav Freytag einen Brief, in welchem er Demselben von dem Obigen Mittheilung machte. Die Antwort Freytag's kennzeichnet so recht den echten Dichter und charakterisirt die Bescheidenheit des bedeutenden und berühmten Mannes, dass wir gewiss nicht fehlgreifen, wenn wir diesen Brief einem grösseren Leserkreise vermitteln. Der Brief hat folgenden Wortlaut:

Wiesbaden, 7. Juni 1880.

„Hochverehrter Herr!

Dass ich Ihnen und den Herren und Damen Ihrer Gesellschaft für das überraschende Zeichen ihres Wohlwollens von ganzem Herzen dankbar bin, davon werden Sie wohl überzeugt sein. Es ist für den Schriftsteller ein Glück und eine reine Freude, wenn ihm sein Werk freundlichen Antheil auch bei Solchen gewinnt, denen er persönlich nicht nahe steht, und die warme Empfindung, welche ihm seine Leser entgegen bringen, wird ihm die beste Belohnung. Fast allzu gross ist die Ehre, welche Sie mir erweisen, denn es bleibt immer ein Wagniss, zwischen die dauerhaften Gebilde der Natur den Namen und die Erinnerung an Menschen einzutragen, welche durch die Gunst der Zeitgenossen emporgehoben und vielleicht schon von der nächsten Generation vergessen werden. Unter dem Rauschen des Bergwaldes ist Menschenruhm Wenig. Wenn ich mich bei der Eiche, welche fortan meinen Namen tragen soll, mit Selbstgefühl an gütige Freunde erinnern darf, und dass diese auch in Gottes freier Natur meiner gedacht haben, so mahnt der Gedanke zur Demuth, dass schon gegenwärtig die grosse Mehrzahl der Wanderer, welche an dem Baume vorübergehen, gar nicht weiss, wer der Mann ist, dessen Name dem Baum angeheftet wurde. Hoffen wir, dass dem schönen Baume der zugelegte Name nicht den Zorn friedlicher Naturgewalten zuziehe, und dass sein Laub fröhlich grüne bis in eine Zeit, wo der Ruhm des Dichters klein geworden ist. Eine spätere Zeit mag dann zusehen, wie sie mit dem Herrn Freytag und dem Helden Ingo Haus hält. Wir müssen darauf gefasst sein, dass die Bewohner der Umgegend allmälig den genannten Freytag zu einem verwünschten Förster machen, der verurtheilt ist, mit gespenstigen Hunden unter dem Baume zu wandeln, weil er seiner Zeit die Natur frevelhaft bemaust hat. Dann wird wohl auch der arme Ingo zu einem Riesen werden, der von seiner Höhe den Vorübergehenden Steine auf die Köpfe wirft. Doch da wir leben, so wollen wir uns mit dem Gedanken trösten, dass der Mensch zu jeder Zeit sich das geheimnissvolle Leben der Natur auf seine Weise vertraulich zu machen sucht. Und so wiederhole ich Ihnen,

wie dankbar ich dafür bin, dass Ihnen Fels und Bergwald durch den Gedanken an meine Schreiberei einen Reiz mehr erhalten haben, und dass Sie meinem Stamm und meiner Erfindung zutrauen, sie dürften in Sonnenbrand und Wintersturm des Thüringer Waldes für die Zukunft dauern. Haben Sie die Güte, den Damen und den Herren der Gesellschaft mit meinem Danke angelegentliche Empfehlungen auszurichten, ebenso Ihrem vortrefflichen Wirth von Weidmanns Heil, mit welchem ich gleichen Vornamen trage. (Der Wirth heisst Gustav Schauseil.) Ob mir verstattet sein wird, diesen Sommer in die Gegend von Blankenburg zu kommen, vermag ich noch nicht zu bestimmen. In jedem Fall haben Sie mir Veranlassung gegeben, mich in dem Thüringer Wald auch auf andere Weise heimisch zu fühlen, als ich es seither wohl schon war. Sie selbst aber, hochverehrter Herr, bitte ich auch in Erinnerung an früheres Begegnen die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung entgegen zu nehmen, mit welcher ich bin Ihr ergebenster

Gustav Freytag."

Als nicht minder beherzigenswerth jedoch, wie die vorstehenden Worte Gustav Freytag's, empfehle ich Herrn Professor Alfred Dove, besonders für sein Seelenheil als „evangelischer Christ", die folgenden Worte seines Bruders in Göttingen, des berühmten Kirchenrechtslehrers und Mitgliedes des kirchlichen Disciplinargerichtshofes. Die „Post" v. 4. Juli 1880 hat über die Rede des Herrn Professor R. W. Dove aus Göttingen in der Sitzung des Preussischen Herrenhauses v. 3. Juli 1880 sowie über die Antwort des Hrn. Cultusministers von Puttkamer ausführlich berichtet.

Hiernach hätte nämlich Herr von Puttkamer nach Beendigung der Rede seine Erwiderung mit dem Ausdruck der Verwunderung über den „so hohen Flug" des Herrn Professor Dove eingeleitet, indem er bemerkte:

„Ich habe nicht geglaubt, dass der Herr Vorredner einen so hohen Flug nehmen werde."

Ich erlaube mir, Hrn. von Puttkamer zur Beseitigung seiner Verwunderung eine Hypothese vorzutragen, aus der sich mit Leichtigkeit die in der Familie Dove auch bei andern Mitgliedern hervortretende Neigung zu „hohem Fluge" besonders auf christlichem Gebiete erklären lässt. Wenn man sich nämlich die Annahme gestattet, dass die Vorfahren der Familie Dove aus England stammen, wo bekanntlich

die Taube mit dem Worte *Dove* bezeichnet wird, so wäre mit Berücksichtigung des Ursprunges solcher Eigennamen bereits durch das Wort *Dove* auf die Eigenschaft der „Flüchtigkeit“ bei den beiden Professoren A. Dove und R. W. Dove hingedeutet. Dem Vater dieser beiden Männer der Wissenschaft, dem vor einigen Jahren verstorbenen berühmten Meteorologen, ist durch die hier erwähnte Beziehung seines Namens zur flüchtigen Taube ein unangenehmer Streich gespielt worden. Auf einer ihm aus England übersandten neuen geographischen Karte befindet sich in den Regionen des nördlichen Eismeeres auch ein *Cap Dove* verzeichnet, was der berühmte Meteorologe ganz selbstverständlich als eine ihm erwiesene Ehre betrachtete. Als nun nach einigen Jahren ihm von anderer Seite eine andere Specialkarte von derselben Region übersandt wird, wo das *Cap Dove* nicht verzeichnet ist, wendet sich der Empfänger in einem ungnädigen Schreiben an den Absender mit der Frage, weshalb auf dieser Karte das nach ihm benannte Cap fehle. Die Antwort lautete, dass dies Cap gar nicht seinen Namen zu verewigen bestimmt gewesen sei, sondern auf deutsch einfach Tauben-Cap heisse. Wenn ich mich nicht irre, habe ich diese Geschichte aus dem Munde meines Collegen Bruhns gehört, der durch seine nahen persönlichen und literarischen Beziehungen zu dem alten Dove vielfach Gelegenheit hatte, solche kleine Anekdoten aus erster Quelle zu beziehen.

Um nun aber meine Behauptung, dass zwischen den Gebrüdern Dove in Göttingen und Breslau eine gewisse Familienähnlichkeit bezüglich ihres „christlichen Fluges“ besteht, erlaube ich mir hier der Rede des Göttinger Professors im preussischen Herrenhause einige Worte des Breslauer Professor's „Im neuen Reich“ (1872, No. 47) gegenüber zu stellen. Die erstere befindet sich, wie bemerkt, in der „Post“ v. 4. Juli 1880, die letzteren in der bereits oben erwähnten Kritik des Buches von David Strauss „Der alte und der neue Glaube“ unter der Ueberschrift: „Bekenntniss oder Bescheidung?“ von Alfred Dove.

Zwei christliche Reden der Gebrüder Dove.

Professor R. W. Dove in Göttingen.

„Im preussischen Herrenhause“ 3. Juli 1880.

„Herr Professor Dr. Dove: Wenn man die staatskirchenrechtliche Frage zum Studium seines Lebens gemacht hat, wie ich, hat man wohl eine Legitimation hier zu sprechen. Ich werde niemals als evangelischer Preusse von dem Bollwerk der Staatsgewalt das Banner mit dem schwarzen Adler herunterholen lassen. Ich bin ein Gegner jener Evangelischen, die schon so weit mit römisch-katholischen Ideen inficirt, dass sie einen Unterschied nicht mehr zu statuiren vermögen. Die römische Kirche fordert die Souveränität der Kirche; sie bezeichnet die Kirche als den Gottesstaat, der sich von dem weltlichen Staat loszusagen habe. Die Kirche ist aber nicht souverän, sie kann ohne den weltlichen Arm des Staates nicht existiren; eine freie Kirche ist aber nur möglich im freien Staat. Bezeichnend ist es, dass Männer wie Windthorst und Stöcker gemeinsame Sache machen. Die Staatsregierung, die den Frieden mit der römischen Kurie sucht, sollte sich hüten, dadurch nicht den Frieden mit ihren evangelischen Unterthanen zu stören. Mit der römischen Kurie giebt es seit dem Vatikanum keinen Frieden, höchstens Waffenstillstand. Einer Kurie, die den Staat als sich unterworfen ansieht, kann dieser die Friedenshand nicht reichen. Ich will nicht bestreiten, dass die Leiden unserer Katholiken Leo dem XIII. zu Herzen gehen; aber, was bei den Verhandlungen mit der Kurie herauskommt, das zeigt das Verhältniss der Letz-

Professor A. Dove in Breslau.

„Im Neuen Reich“ 1872. No. 47. S. 525 ff.

„Dass Sokrates die Bildhauerei an den Nagel gehängt, hat wohl gar seiner dialektischen Kunst geschadet. Aus Jesu Passivität gegenüber dem Staate, aus seiner Unwissenheit in den Künsten, aus seiner hoffnungslosen Unfähigkeit zu jeder Art von Börsengeschäft folgt doch nur, dass wir unser Herrenhaus unter keinen Umständen ein christliches Institut nennen, die Bergpredigt nicht nach Schubertschen Melodien absingen, einen Eisenbahnanlehen nicht im Namen Jesu Christi ausschreiben dürfen. Beinah mit Andacht citirt Strauss eine Lobpredigt Buckle's auf die Culturwirkungen des Reichthums, ja der „Liebe zum Gelde“. Insbesondere, meint er, habe Buckle sehr anschaulich nachgewiesen, dass es ohne Reichthum keine Musse, ohne Musse keine Wissenschaft und Kunst geben könne. Wieder die gräuliche Verwechselung von „nicht ohne“ und „durch“; denn wenn diese Verwechselung hier nicht zu Grunde liegt, so lässt sich ja von der Erfindung der Axt oder des Bratspiesses genau dasselbe rühmen. Buckle, bekanntlich einer der bornirtesten unter allen geistreichen Menschen, sah doch klarer als Strauss; denn indem er allen Fortschritt der Menschheit thörichterweise der Intelligenz, keinen einzigen der moralischen Kraft zuschreibt, hat er offenbar die Geldliebe, die uns so herrlich weit gebracht, von der Moral, die uns stehen lässt, wo wir sind, auf's reinlichste geschieden. Strauss aber ver-

Professor R. W. Dove:

teren zu Belgien. Dem preussischen Staat wird von der Kurie nicht das „Bischen Anzeigepflicht" zugestanden werden. Ein Staat, der unabhängig von römisch-kirchlichen Einflüssen gross geworden ist, darf sich nicht der römischen Kurie hingeben. Der Staat der Gewissensfreiheit ist auch seinen katholischen Unterthanen gerecht geworden. Denken Sie an die Geschichte unserer glorreichen Herrscher, Friedrich den Grossen, Friedrich Wilhelm III. Unter Friedrich Wilhelm IV. brach allerdings jener romantische Zug hervor, der zu den Ideen des Mittelalters zurückgehen wollte. Damals war es auch, als der Staat der Kirche gegenüber eine eklatante Niederlage erlitt, an die ich nicht ohne eine Regung patriotischen Schmerzes zurückdenken kann. Die Freiheit, wie sie unter Friedrich Wilhelm IV. für die römische Kirche bestand, war ebenso schlimm für den preussischen Staat, wie das Konkordat für den österreichischen. In unseren Maigesetzen, denen ich ganz objectiv gegenüberstehe, sind den Kirchenbehörden grössere Garantien gegeben, als dies in anderen Ländern der Fall ist. Man sagt, der Staat könne der Kirche nichts nehmen, weil er ihr nichts geben könne. Wie wollen Sie aber unter diesen Umständen die Todesstrafe rechtfertigen, da der Staat das Leben doch auch nicht geben kann? Ich bin nicht blind gegen die Fehler der Maigesetze. Ein Hauptfehler ist der, dass für die römische und die evangelische Kirche die nämlichen Gesetze massgebend sein sollen; wenn ich aber

Professor A. Dove:

langt vom Religionsstifter pekuniäre Rathschläge! Das Geld ist eine technische Erfindung ersten Ranges, aber was an einer Erfindung und ihrer Benutzung sittlich ist, kann doch nur der uninteressirte Gebrauch sein, den der Einzelne dabei von seinen Geisteskräften macht. Unserer Gesellschaft dient das Kapital als Mittel zur Humanität, aber schade was um das Geld für die Ethik des Einzelnen! der Reiche braucht kein Geizkragen zu sein, aber kann er's darum nicht sein? Wenn es denn keine Poesie gäbe in der Welt ohne Geldliebe in der Welt — ich bezweifl' es übrigens —, dichtet darum der Einzelne aus Geldliebe? Es ist sehr schön, wenn der neue Glaube den Reichen das Evangelium predigt, aber taugt sein Evangelium auch nur vorwiegend bloss für die Reichen, wer wünschte sich dann nicht alsogleich unter die schmutzigen Bettler am Galiläersee zurück?

Die Religion ist eben Herzenssache des Individuums und wer, wie alle diese Pantheisten, das Individuum unterschätzt, muss freilich auch die Religion unterschätzen, die sich auf ihre Aufgaben beschränkt. Und doch, weil die Gesellschaft nur eben aus Individuen besteht, weil die Religion dem Individuum zuletzt nichts anderes sagt, als wie es sich zu anderen Individuen als solchen verhalten solle, so bildet sie zugleich die sittliche Unterlage aller gesellschaftlichen Erscheinungen, mögen sie ihr ursprünglich absolut fremd sein. In diesem Sinne wäre doch ohne Phrase eine christliche Politik, Kunst und Geldwirthschaft denkbar und sie existirt wirklich, obwohl

Professor R. W. Dove:

recht informirt bin, so rührt dieser Fehler nicht von dem Minister Falk her. Am meisten hat man sich gegen die Anzeigepflicht gesträubt; der Widerstand ist aber kein prinzipieller gewesen; denn während man sich in Preussen dessen geweigert hat, hat man sich in Oesterreich unterworfen. Was die Vorlage selber anbetrifft, so halte ich dieselbe in ihrer jetzigen Fassung nicht für unannehmbar. Bezüglich des früheren Artikels 4 ist es mir zweifelhaft, ob derselbe dem Hirn des Kultusministers oder des Reichskanzlers seine Entstehung verdankt. Schliesslich scheint mir der Herr Kultusminister im anderen Hause nicht mit der nöthigen Schärfe den Anmassungen des Centrums entgegengetreten zu sein."

Professor A. Dove:

Jesus sie nicht gelehrt hat. Denn mit Gottes- und Nächstenliebe lassen sich doch auch diese Dinge betreiben; ja, wer mit Buckle behaupten wollte, dass Poesie ohne moralischen Schwung möglich sei, der verstünde unter Poesie nur einen angewandten *Gradus ad Parnassum*.

Nein, wir sind doch noch Christen und wollen nun erst rechte Christen werden. Und warum bestehen wir, die wir allen Spuk von Offenbarung und Wundern von uns geworfen, doch noch so eifrig auf diesen Namen? Weil wir den Zusammenhang mit denjenigen unserer Brüder, die an allem diesem Spuke noch ängstlich festhalten wie an etwas Wirklichem, nimmermehr verlieren mögen, weil wir nicht wegen, sondern trotz dieses Spukes in ihnen auch noch Christen erkennen."

Dem Herrenhausmitgliede Dove antwortete der Cultusminister Herr von Puttkamer wörtlich Folgendes:

„Ich habe nicht geglaubt, dass der Herr Vorredner einen so hohen Flug nehmen werde. Ich habe mich in dem anderen Hause nicht blos als evangelischer Christ an das Centrum gewandt, sondern ich habe auch als preussischer Minister sprechen müssen. Dass ich mit Wohlwollen und Freundlichkeit im anderen Hause aufgetreten bin, werden Sie im Interesse der Versöhnlichkeit gerechtfertigt finden. Wenn ich allerdings gereizt werde, dann kann ich auch einen anderen Ton anschlagen. (Heiterkeit.) Was den Ursprung des Art. 4 betrifft, so kann ich nur darauf hinweisen, dass das Ministerium sich darüber in vollständiger Solidarität innerlich und äusserlich befunden hat."

Das Recht, welches der Königlich Preussische Cultusminister in den vorstehenden Worten:

„Wenn ich allerdings gereizt werde, dann kann ich auch einen andern Ton anschlagen!"

für sich in Anspruch nimmt, wird mir hoffentlich auch der Königlich Sächsische Cultusminister unter Mitwirkung des akademischen Senats nicht verkümmern wollen. Hr. von Puttkamer scheint durch Professor R. W. Dove in Göt-

tingen „gereizt“ worden zu sein, während mich nebst meinen Collegen Weber, Fechner und Scheibner sein Bruder, Professor Alfred Dove in Breslau, „gereizt“ hat. Dass die Stärke dieser brüderlichen Reizung in der That das Maximum dessen überschritten hat, was der collegiale Anstand unter den deutschen Professoren gestattet, wird mir auch der Kirchenrechtslehrer R. W. Dove als Mitglied des Disciplinarhofes für kirchenrechtliche Fragen zugeben müssen, wenn er die folgenden, auf mich und meine oben genannten Freunde bezüglichen Worte seines Bruders liest:

„Und gerade da (in Leipzig) müssen sich die Spiritisten niederlassen wie der Knoblauch unter den Eichen des Rosenthals; und ihre denkfaulen Gönner wähnen, ein so armseliges Häuflein von Pfuschern ohne Vorschule, das da experimentirt wie die Katze mit dem Spucknapf, werde was Erkleckliches beitragen zur Naturwissenschaft, den Meistern am Zeuge flicken und dem Cultusminister freiwillig unter die Arme greifen.“[1])

Ich bin gegenwärtig in der glücklichen Lage, meinem geehrten Knoblauchskritiker, in dessen Adern ich, wie bemerkt, mit Wahrscheinlichkeit jüdisches Blut voraussetze, die vertrauliche Mittheilung zu machen, dass sein Vergleich nach 10 Jahren nur noch historischen Werth besitzen wird, da es alsdann nach der Prophezeihung unseres berühmten Botanikers, des Hrn. Geheimen Hofrath Schenk, keinen Knoblauch mehr unter den Eichen des Rosenthals geben wird. Ich erfuhr diese frohe Botschaft von der Erlösung Leipzig's aus den Banden des Knoblauchs direct von unserm Stadtverordneten-Vorsteher, Hrn. Eisengiessereibesitzer Götz, am Sonnabend d. 3. Juli Nachmittags um 6 Uhr auf der weltberühmten Veranda des Café Felsche am Augustusplatze. Ich sass bei einem Glase eisigen Sorbet's allein unter einem der Lorbeerbäume und betrachtete, in Gedanken vertieft, die schöne Friedenspalme, welche die Mitte dieses anmuthig erhabenen Platzes ziert. Meine Blicke schweiften alsdann mit Behagen über die Ebene des Augustus-Platzes, oder das *Forum Lipsiense*, wie derselbe von einem poetischen

[1]) Vgl. Der Spiritismus in Leipzig anonym v. A. Dove. Separat-Abdruck aus der Wochenschrift „Im neuen Reich“ 1878. Nr. 19.

Sachsen erst vor Kurzem in folgendem Sonnet[1]) besungen worden ist:

„Der Augustusplatz.

Wo awer findest du, o Leier, Teene,
Das Loblied dieser Stätte zu bosaunen?
Hier steht das Haus, gefillt mit ausgehaunen
Un mit gemalden Kinsten heechster Scheene.

Dort linkswärts ragt das Heim der Musenseehne;
Rechts weckt das Bostgebeide freid'ges Staunen;
Doch grade vor mir wird Thalia's Launen
Gehuldigt, un der strengen Melbomeene.

Un diese Herrlichkeit, so viel bewundert,
Sie schuf von A bis De-zet mei Jahrhundert,
Drum prangt sie noch in frohem Jugendlense.

Heroënhaft berauscht und siegesheider,
So wandl' ich zwischen eich, ihr Prachtgebeider,
Ä Caesar auf dem *Forum Libsiense*."

Da ich in diesen schönen Versen nicht nur meine geheimsten Empfindungen der Sympathie für den Augustusplatz, sondern auch in den folgenden mein Interesse für die Pleissenburg poetisch verherrlicht finde, deren „Kubbeldhurm" mir sowohl von aussen als auch von innen durch eine gemeinschaftlich mit Wilhelm Weber in demselben ausgeführte und soeben vollendete elektrodynamische Untersuchung[2]) lieb und theuer geworden ist, so sei es mir gestattet, auch noch das folgende „Archidekdur-Sonnedd" von Edwin Bormann aus dem „Schalk" vom 7. December 1879 (Nr. 10) mitzutheilen:

---

[1]) „Archidekdur Sonnedde aus dem Dagebuche eines alden Leipzigers, von Edwin Bormann."

[2]) „W. Weber und F. Zöllner, Ueber Einrichtungen zum Gebrauch absoluter Maasse in der Elektrodynamik mit praktischer Anwendung." Vorgelegt in den Sitzungen der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften am 23. April und 14. Juni 1880. Vgl. Berichte der Math.-phys. Classe 1880. (Vgl. den unten folgenden Abdruck.)

„Schloss Pleissenburg.

Obschonst vor'm Kriegsgott meine Muse flichdet,
Obschonst sie flieht, was irgendwie soldadisch,
Obschonst ihr jeder Säwel andibadisch —
Zu einem Liede fiehlt sie sich verpflichdet.

Dich, der die Pleissenburg uns aufgerichdet,
Dich, wackrer Lodder, preist ihr Sang emphadisch;
Zu deinem Ruhm allein hat sie sporadisch
Fier dieses Mal auf ihr Princip verzichdet.

Schon fiel — un alle Kunstverständ'gen trauern —
Ä gudes Dheil der ehrenwerdhen Mauern
Als Opfer der modernen Radehacke.

Wehmiedhig fragt der Kubbeldhurm, der dicke,
Ob jetzo Menschenhand auch ihn zersticke,
Ob einst der Zahn der Zeiden ihn zerknacke?"

Indem ich des stolzen Unabhängigkeitssinnes und der edlen Bürgertugenden unserer echt deutschen Stadt Leipzig mit Befriedigung gedachte, kam plötzlich ein kleiner untersetzter Herr im Frack und weisser Halsbinde mit freundlich strahlenden Blicken an meinen Tisch, begrüsst mich und bittet um die Erlaubniss, an meinem Tische Platz nehmen zu dürfen. „Mit Vergnügen, Herr Stadtverordneten-Vorsteher Götz!", war meine Antwort. „Sie kommen gewiss vom Diner bei Majestät"[1])? leitete ich fragend meine Conversation ein, da mir die Freundlichkeit der Begrüssung nicht aus unserer bisherigen persönlichen Berührung hinreichend erklärbar erschien; denn ich erinnerte mich nur einmal, beim Leichenbegängniss des Hrn. Ernst Keil, des Herausgebers der Leipziger „Gartenlaube", die Ehre gehabt zu haben, mich in Gemeinschaft mit Hrn. Oberbürgermeister Dr. Georgi, Hrn. Götz und dem Herrn Stadtschreiber gemeinschaftlich in dem engen Raume einer Leichenkutsche befunden zu haben. Die unter solchen Umständen jederzeit stattfindende Nähe persönlicher „Berührungen" pflegt jedoch in der Regel ohne weitere Folgen zu sein. Denn wie reich würden sonst die Hutmacher werden, wenn alle so flüchtig geknüpften Bande persönlicher Bekanntschaft die Verpflichtung auferlegten, sich bei späteren

[1]) Der König weilte seit Mittwoch d. 23. Juni in unserer Stadt, und verliess dieselbe am Montag den 28. Juni d. J.

Begegnungen durch ein devotes Hutschwenken zu begrüssen! Ich erklärte mir also die herzgewinnende Freundlichkeit eines der Hauptväter unserer lieben Stadt aus einer, durch die Lectüre meiner neuesten Schriften, gehobenen Stimmung an der Königlichen Tafel. Da ich just wenige Stunden vorher den mir befreundeten Buchhändler Hrn. Gebhardt, einen glücklichen Schwiegersohn Ernst Keil's, auf der Theaterterrasse getroffen hatte und mich derselbe mit einem Anfluge sittlicher Entrüstung zuerst von einer Leipziger Knoblauchs-Frage im Stadtverordneten-Collegium in Kenntniss gesetzt hatte, so benutzte ich die sich mir darbietende Gelegenheit, mich genauer über diese neue „deutsche Frage" zu unterrichten, namentlich darüber, ob es wahr sei, dass die erste Anregung hierzu von unserem Herrn Oberbürgermeister ausgegangen und durch die Beschwerde einiger Reichsgerichtsräthe motivirt worden sei, dass ihnen der Knoblauchsgeruch die übrigens genussreichen Spaziergänge unter den ehrwürdigen deutschen Eichen des Leipziger Rosenthales verleide. Mir wurde diese Anschauung berichtigt, indem die Anregung der Knoblauchsfrage nicht von Hrn. Oberbürgermeister, sondern aus der Mitte der Stadtverordneten hervorgegangen sei und Ersterer nur die hierauf bezüglichen Anträge mit dem Hinweise auf individuelle Abneigung einiger Reichsgerichtsräthe gegen Knoblauch unterstützt habe. Jene Courtoisie habe jedoch manchen Vater der Stadt, dessen ruhmreiche Vorfahren Jahrhunderte hindurch die Belästigung ihrer Geruchsnerven ohne Murren ertragen haben, nicht angenehm berührt. Diese Mittheilung erklärte mir nun auch ganz ungezwungen die local-patriotische Indignation des Leipziger Patriciers Gebhardt. „Und was hat nun der hochwohlweise Rath unserer grossen Seestadt beschlossen, um erfolgreich den Vernichtungskrieg gegen diese zudringliche Wucherpflanze energisch und „radical" zu führen?" fragte ich in Erwartung weiterer Aufklärung. „Nun, was konnte man anderes thun, als sich an die Autorität unseres berühmten Botanikers, des Königl. Bayrischen Hofrathes und Directors des botanischen Gartens, Hrn. Professor Dr. med. et phil. Schenk wenden?" wurde mir erwidert. Sein Urtheil

gehe dahin, dass man alle Frühjahr, wenn die ersten vordringlichen Blattspitzen jener Pflanze heimtückisch ihre verborgenen Winterquartiere verliessen, sofort mit einer passend construirten Blattscheere bei der Hand sein müsse, um erbarmungslos dem jugendlichen Dasein dieser Blätter ein jähes Ende zu bereiten. Wenn man auf diese Weise gewissenhaft den Boden unter den Eichen des Rosenthals alle Frühjahre schneidermässig bearbeitete, so wäre Hoffnung vorhanden, dass nach 10 Jahren(!) kein Knoblauch mehr die Nasen der Reichsgerichtsräthe und anderer ehrbarer Leipziger Bürger belästigte.[1]) „Da haben wir's!" dachte ich bei mir im Stillen, „die guten Sachsen und Bayern!" Hätten mir die wohlweisen Stadtverordneten nebst Rath der getreuen Stadt Leipzig die Vertilgung des Knoblauchs anvertraut, so würde ich mir nur ein kleines Regiment von etwa zwei Dutzend unserer blauen „Blousenmänner" als „Dienstmannen" ausbedungen und mich dann gegen hohe Caution verpflichtet haben, mit der im 7tägigen Kriege von 1866 berühmt gewordenen „affenartigen Ge-

[1]) Das Leipziger Tageblatt v. 24. Juli 1880 (3. Beilage) veröffentlicht „auf Grund des Protokolls" über die betreffende „öffentliche Verhandlung der Stadtverordneten" u. A. wörtlich Folgendes:

„Herr Director Peucker empfiehlt Namens des Oekonomieausschusses unter näherer Begründung folgenden Antrag: „Das Collegium wolle den Rath ersuchen, der allmäligen Ausrottung des Knoblauchs im Rosenthale durch Absicheln und sonst näher zu treten und hierüber dem Stadtverordneten-Collegium besondere Vorlage zugehen zu lassen." „Der Knoblauchsgestank im Rosenthale ist — so betont der Herr Referent — dieses Jahr in noch nie dagewesener Intensität aufgetreten, wie denn auch der Knoblauch, da bislang nicht das Mindeste zu seiner Bekämpfung und Vernichtung geschehen sei, in überaus rascher Weise sich weiter ausdehne. . . ." Hr. Oberbürgermeister Georgi: „Der Rathsgärtner habe bereits Auftrag, einen entsprechenden Betrag für das Absicheln des Knoblauchs aufzunehmen." . . Hr. Hermann: „Er habe Rücksprache mit dem Director des Botanischen Gartens, Herrn Prof. Schenk, genommen und würde nach dessen Ansicht eine Ausrottung nur dann möglich sein, wenn die Absichelung jedes Jahr rechtzeitig und mindestens 10 Jahre hindurch vorgenommen würde." — Herr Taubenheim: „Der Knoblauch ist eine Sumpfpflanze; er würde im Rosenthale verschwinden, wenn nach beendeter Wasserregulirung die Ueberschwemmungen dort aufhörten."

schwindigkeit der Preussen“ in 7 Tagen das ganze Rosenthal in einen christlich-germanischen Eichenwald zu verwandeln, in welchem nach vollbrachter That alle Reichsgerichtsräthe aus Dankbarkeit das von ihrem Präsidenten[1]) intonirte schöne Lied *alla marcia* anstimmen würden:

„Wer hat dich du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben? etc.

Dass dieses schöne Lied von Mendelssohn-Bartholdy componirt ist, hat mir noch niemals den Genuss desselben verkümmert. Ob aber wohl Friedrich der Grosse seine Antipathie gegen die Juden so weit hätte überwinden können? Ich möchte es fast bezweifeln, denn in der soeben bei Grunow erschienenen Schrift „die Juden unter Friedrich dem Grossen“ heisst es S. 41 bezüglich des Philosophen Moses Mendelssohn's wörtlich: „von der Liste der neu zu wählenden Mitglieder der Akademie hat der König 1771 Mendelssohn gestrichen, „„„weil ihm der Name nicht gefalle.““

Aus dieser engherzigen Handlungsweise Friedrich's des Grossen möchte man den Schluss ziehen, dass er auch einen Gelehrten Namens Ebers oder ursprünglich Ephraim von der Liste der für die Königl. Akademie zu wählenden Mitglieder gestrichen haben würde, zumal wenn er wüsste, dass dieser Gelehrte ein directer Nachkomme seines Hofjuweliers Ephraim ist, welchen er „„„wegen der in seiner Kunst sich erworbenen Wissenschaft und Geschicklichkeit““ schätzte und deshalb im Jahre 1755 einen „Münzkontrakt mit ihm abschloss, weil er den Krieg voraussah.“

„Das Geld wurde von Ephraim zu immer geringerem Werthe geprägt, so dass das Volk einzelne besonders gehaltlose Stücke „„„Ephraimiten““ nannte und reimte:

„Von aussen schön, von innen schlimm,
Von aussen Friedrich, von innen Ephraim.““ (S. 45 a. a. O.)

Zwischen dem allmälig schlechter gewordenen Gehalt der „Ephraimiten“ von Veitel Ephraim und dem sich all-

[1]) „Ich dachte er würde sich für den Park und die hübschen Aussichten in ihm interessiren. Aber er zeigte nichts davon. Es scheint, dass ihm der landschaftliche Sinn verschlossen ist.“ Bismarck, (Busch II. S. 147.)

mälig verschlechternden literarischen Gehalt der Romane seines Nachkommen, unseres berühmten Aegyptologen Georg Ebers, findet eine merkwürdige Analogie statt, worüber bereits das deutsche Volk öffentlich anfängt zu murren, ähnlich wie vor einem Jahrhundert über die Ephraimiten seines Vorfahren. (Vgl. Einleitung Citat No. 12.)

Dass auch Alfred Dove wahrscheinlich von Juden abstammt und mit ihnen blutsverwandt sei, möchte ich aus der Beschaffenheit seiner literarischen Manifestationen und dem darin so stark hervortretenden Mangel an sittlicher Scheu (*verecundia*) mit Bestimmtheit schliessen. Ich bin bereit, jede Wette einzugehen, dass ich mich in meiner Vermuthung nicht täusche. Bei der zunehmenden literarischen Rücksichtslosigkeit dürfte an den Senat der Universität Leipzig sehr bald die Frage treten, in wie weit es im Interesse der durch Alfred Dove in ihrer wissenschaftlichen Ehre und amtlichen Wirksamkeit so tief gekränkten Mitglieder unserer Universität und Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, Fechner, Wilhelm Weber, Scheibner, Bruhns u. A., geboten erscheint, das hiesige Cultusministerium zu ersuchen, den Königlich Preussischen Cultusminister Hrn. von Puttkamer um Remedur zu bitten, mit der Versicherung, vorkommenden Falls zu Gegendiensten gern bereit zu sein.

Vielleicht hat Hr. College Bruhns, als einer von der philosophischen Fakultät bis zum 31. Oct. 1883 zum Mitglied des akademischen Senates Deputirter und zugleich als einer der von Alfred Dove am Meisten literarisch Verletzten, die Freundlichkeit, auf meine hier gegebene Anregung einen derartigen Antrag im akademischen Senat zu stellen. Ich zweifle gar nicht daran, dass ihm die lebhafteste Unterstützung seines Antrages sowohl von Seiten der gesammten Fakultät als auch der Mitglieder der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Theil werden würde, deren Mitglied er selber ist und zu deren ruhmreichen Begründern unsere noch lebenden und in voller geistiger Frische thätigen Zierden Fechner und Wilhelm Weber gehören. Jede Corporation hat doch die Pflicht, die öffentliche Verletzung der Ehre einzelner ihrer Mitglieder als eine

gemeinsame Ehren-Sache zu betrachten und demgemäss zur Verhinderung derartiger literarischer Insulten, wie sie von Professor Alfred Dove, der hier in Leipzig als Privatdocent bis zu seiner Berufung nach Breslau akademisch thätig gewesen ist, gemeinsame Schritte zur Abwehr zu thun. Geschieht dies nicht, sondern werden derartige Angriffe obenein noch von Mitgliedern der betreffenden Corporationen mit heimlicher Schadenfreude betrachtet und in möglichst gedeckter Stellung unterstützt, so ist es eine kategorische Forderung der Gerechtigkeit, dass man den Angegriffenen dieselbe Freiheit wie den Angreifern gestatte, um sich offen und ehrlich mit deutschen Waffen ihrer eigenen Haut zu wehren, d. h. semitisch vergiftete Pfeile mit germanischen Keulenschlägen zu erwidern.

Durch das von mir hier vorgeschlagene Verfahren zur Wiedererweckung der Corporations-Ehre bei den wissenschaftlichen Akademieen und Fakultäten in Deutschland würde offenbar das sittliche Band, welches alle deutschen Universitäten im Hinblick auf ihre gemeinsame Aufgabe: die Veredelung der heranwachsenden Generation zu fördern, nur gekräftigt werden. So lange dies jedoch nicht geschehen ist und eine nicht unbeträchtliche Zahl der Senatsmitglieder thatlos Zeuge der literarischen Insulten gegen Fechner, Wilhelm Weber, Scheibner und mich ist, müssen wir uns und unsere Vertheidigung vertrauensvoll der überlegenen Intelligenz und Moral der „liberalen Protestanten", besonders Pastor Albrecht Krause's in Hamburg, anvertrauen, welcher mich in der „Protestantischen Kirchenzeitung" v. 3. März 1880 (No. 9.) S. 210 mit folgenden treffenden Worten gegen meine „unfähigen Gegner" vertheidigt:

„Ja, einen solchen Ton des Schimpfens wird man überhaupt gar nicht begreifen können, wenn man nicht in Zöllner einen durch seine unfähigen Gegner so erbitterten Mann vor sich hätte, dass er ähnlich wie Schopenhauer nur glaubt durchzudringen, wenn er mit Beleidigungen um sich wirft.

„Er ist sich nämlich bewusst, eine Reihe der interessantesten und seltensten Beobachtungen gemacht zu haben. Er glaubt alles gethan zu haben um Irrthum zu verhüten. Er hat diese spiritistischen Experimente mit aller wissenschaftlichen Controle unter Zuziehung von wissenschaftlichen Capacitäten vorgenommen. Er hat alle Welt eingeladen die Thatsachen

mit ihm zu prüfen, und für alles dies bekommt er nur Spott und Hohn oder lahme Erwiderungen, welche seine Zurechnungsfähigkeit, Glaubwürdigkeit und Wissenschaftlichkeit in Zweifel ziehen. So entwickelt sich in ihm eine Verbitterung, welche zu den stärksten Ausdrücken greift und eine Gedankenflucht erzeugt, welche später vielleicht einmal die Andichtungen seiner Gegner wahr machen könnte. Seine orthodox-kirchlichen, seine naturwissenschaftlichen und seine mathematischen Gegner haben keine Waffen gegen ihn, welche vernichten können."

Durch die vorstehenden Worte aus Hamburg fühlt sich meine Psyche so lebhaft in jene grosse, patriotisch gesinnte, deutsche Handelsstadt versetzt, dass ich es als einen Verstoss gegen die Gesetze des guten Tones empfinden würde, wenn ich nicht auch den Gebrüdern Meyer[1]) einen Besuch abstattete. Bereits im 3. Bande habe ich mir erlaubt, dem „Privatdocenten" für seine thatkräftige Förderung des Anstandes gegen Professoren bei den Mitgliedern des hiesigen akademisch-philosophischen Vereines den schuldigen Zoll meiner Dankbarkeit darzubringen, indem ich ihm das folgende schöne Gedicht „Der Privatdocent von Bonaventura Sauerampfer (Heidelberg 1877. Bassermann.) widmete:

Der Privatdocent.

„Dass ich dich ganz ergründen könnt'
Du glücklicher Privatdocent,
Du bester, schönster Sohn der Zeit,
In aller deiner Herrlichkeit!
Wem warf ein solches Götterloos
Des Schicksals Milde in den Schooss?
Wo unterm, überm Firmament
Gleicht einer dem Privatdocent?

Zufrieden ist der Ackersmann,
Wenn er sein Brot beschaffen kann;
Der Krieger, wenn vor jeder Art
Von Schaden er das Brot bewahrt;
Doch du im Geistesblüthenkranz,
In lichter Weisheit Sternenglanz,
Du sä'st und mähst die Geistesfrucht,
Und schützest sie vor Feindes Wucht;

[1]) Eine Vertheidigung der Gebrüder Meyer von ihren Commilitonen befindet sich S. 52 und am Schlusse dieser Schrift.

Du wühlst sie aus der Zeiten Lauf,
Aus altem Schutt und Moder auf,
Du spürst ihr nach durch Stock und Stein,
Fegst sie von Rost und Schimmel rein,
Bringst sie geputzt, gekämmt, geschlemmt,
Mit Randcitaten überschwemmt,
Mit Glossen überwohl bestellt
Und überspickt ans Licht der Welt.

„Beug dich, o greises Bäuerlein,
Du nennst nur die Kartoffel dein;
Und die Kartoffel um und um
Was ist sie? Schmutzig Amylum!
Beug dich, du Ritter, frei und stolz,
Vom Helfenbein, vom Sandelholz,
Goldbarrenfürst, Papierbaron:
Der schnöde Mammon ist dein Lohn!
Beug dich, du Krieger, strack und stramm,
Du Cäsar, jedes Milligramm,
Du, jeder Zoll ein Hannibal:
Die rohe Kraft nur ist dein Fall.
Die Faust ist dein Dominium;
Schlägst Alles damit klein und krumm,
Und, wenn dir wer entgegenbraust,
So fühlt er deine starke Faust.
Doch, geht's zum Kriege, in den Kampf,
Kanonenblitz und Pulverdampf,
In schwarze Rauch- und Todesnacht:
Wer, wer entscheidet dann die Schlacht?

Das ist, wie Tinte, klar und rein:
Das ist der Schule Meisterlein.
Schulmeisters Meister aber heisst,
Wer des Docirens sich befleisst.
Drum schwenkt die Hüte, stärkt die Kehl'
Und ruft aus freier, voller Seel'
Ein dreifach hoch — Musik bum bum! —
Hoch dem Privatdocententhum!"

Herr Privatdocent Dr. Eduard Meyer ist ein Leidensgefährte des Dr. David Asher und des Herrn Löb Sonnemann, Redacteur der „Frankfurter Zeitung", indem beide in meiner Schrift „Zur Aufklärung des deutschen Volkes" S. 192 in unangenehme Berührung mit dem gegenwärtig als Betrüger und Schwindler zu 8 Jahren Gefängniss verurtheilten Dr. Simon

Glattstern gekommen sind. Meine Worte lauten a. a. O. wie folgt:

„Das souveraine deutsche Volk hat volle Freiheit, darüber zu entscheiden, ob es sich auf dem Gebiete der fortschreitenden Naturerkenntniss der Führerschaft von Juden und „liberalen" Protestanten wie der Herren Sonnemann, Glattstern, David Asher, Eduard Meyer und Albrecht Krause, oder lieber der Autorität von Männern wie Kant, Schopenhauer, Gauss, Riemann, Wilhelm Weber und Fechner überlassen und deren Werke studiren und beherzigen will."

Ohne Zweifel werden sämmtliche hier mit Dr. Glattstern gemeinsam genannten Herren dieselbe sittliche Entrüstung empfinden, welcher Hr. Dr. David Asher in seinen beiden Briefen an mich einen so schönen und stilvollen Ausdruck verliehen hat. „Da der Leser nicht wisse wie ich das meine", so meint Hr. Dr. Asher, solle ich ihm im Leipziger Tageblatt öffentlich die Erklärung abgeben, dass ich durch diese Zusammenstellung nicht beabsichtigt habe, seinem „sittlich unbescholtenen Charakter" zu nahe zu treten. Hätte Herr Dr. Asher statt „sittlich" das Wort „gesetzlich" gebraucht und damit gemeint, er sei noch niemals mit dem Strafgesetz in Conflict gekommen und richterlich zu einer Strafe verurtheilt worden, so würde ich nicht einen Augenblick Anstand genommen haben, ihm dies auf seine öffentlich controlirbare Versicherung hin zu bestätigen. Dagegen halte ich es mit einem „sittlich unbescholtenen Charakter" nicht für vereinbar, wenn man einen Mann öffentlich und privatim als einen Betrüger und Schwindler bezeichnet, ohne auch nur den Versuch gemacht zu haben, ihm dies durch eigene Beobachtung zu beweisen. Hr. Prof. Wundt hat doch wenigstens eine Sitzung mit Hrn. Slade gehabt und dadurch das Recht erworben, über dasjenige, was er selber gesehen, öffentlich zu urtheilen, vorausgesetzt, dass der Thatbestand correct referirt wird, was, wie ich in meinem offenen Briefe an Hrn. Professor Wundt gezeigt habe, nicht in allen Punkten der Fall war. Da nun aber die Herren Sonnemann, Glattstern, David Asher, Eduard Meyer und Albrecht Krause, ohne sich mit Herrn Slade beschäftigt zu haben, in voller Uebereinstimmung die Behauptung ausgesprochen haben, Herr Slade sei ein Betrüger und Schwindler, der nicht nur alters-

und geistesschwache Männer wie Fechner, Wilhelm Weber, Scheibner und mich betrogen, sondern auch den Hofkünstler Sr. Majestät des deutschen Kaisers, Hrn. Bellachini, über's Ohr gehauen habe, so sind sämmtliche Herrn nach §§. 186 und 187 des deutschen Strafgesetzbuches einer gesetzlichen Strafe verfallen, gleichgültig ob dieselbe wegen nicht erhobener Anklage oder sonstigen formellen Rücksichten nicht vollstreckt werden kann.

Ebenso ist ein Student, welcher sich in einer gedruckten Schrift der Verleumdung und „Verunglimpfung des Namens" seiner Lehrer schuldig gemacht hat, den durch jene §§. unseres deutschen Strafgesetzbuches bestimmten Strafen gesetzlich verfallen, gleichgültig ob Rector und Universitätsrichter behaupten, sie seien nur berechtigt, solche Studenten von der Immatriculation auszuschliessen oder deren bereits vollzogene Inscription zu annulliren, welche wegen „gemeiner" Verbrechen in Untersuchung gewesen oder bestraft worden wären.[1]) Nach dieser Maxime hätte der von unserer Universität promovirte Verbrecher Glattstern auch dann nicht von der Immatriculation ausgeschlossen werden können, wenn sein Vorleben in Zürich dem damaligen Rector und der Immatriculationscommission mit allen Einzelheiten bekannt gewesen wäre. Ich habe über dieses Vorleben Glattstern's bereits wörtlich dasjenige mitgetheilt, was im hiesigen Tageblatte veröffentlicht worden ist. Zur Vervollständigung und Ergänzung dieser Mittheilungen, und zur Warnung für die deutschen Studenten vor Heuchlern und Wölfen in Schaafskleidern erlaube ich mir hier noch Folgendes aus einem für 10 Pfg. im Buchhandel erschienenen Bericht über den Prozess Glattsterns[2]) mitzutheilen. Derselbe lautet wörtlich wie folgt:

„Wol selten sah man eine stattlichere Versammlung der Honoratioren Leipzigs im Schwurgerichtssaale des Kgl. Land-Gerichts als am Mittwoch

---

[1]) „Das deutsche Volk und seine Professoren". S. 12 ff. (Vgl. unten S. 55.)

[2]) „Der am 12. und 13. Mai 1880 vor dem Königlichen Landgericht zu Leipzig verhandelte Prozess gegen Dr. Simon Glattstern aus Warschau, angeklagt wegen Betrug und Unterschlagung. Nach Aufzeichnungen und Berichten der Leipziger Tagespresse. Von Müller. I. Heft zum „Neuesten Leipziger Pitaval". Leipzig, Druck von Herm. Schlag."

den 12. Mai 1880 und wohl selten hat eine raffinirtere Hochstapelei und Gaunerei das Interesse der „oberen Zehntausend“ Leipzigs so erregt, als die an diesem Tage stattgefundene Hauptverhandlung gegen den des Betrugs und der Unterschlagung beschuldigten Dr. Simon Glattstern aus Warschau, welcher im Februar, auf Requisition der Kgl. Staatsanwaltschaft zu Leipzig, in Monaco an der Spielbank verhaftet wurde.

Simon Glattstern, am 6. Juni 1853 in Warschau von jüdischen Eltern geboren, verliess in seinem 12. Jahre das elterliche Haus und kam in Pension. Der Vater war Kaufmann und Schriftsteller. Die Erfolge, welche er in diesen beiden Fächern erzielte, blieben unbekannt, denn weder der mercantile noch der wissenschaftliche Ruhm des Genannten kamen über Russlands Grenzen, desto mehr sollten die Deutschen an den Finanz-Operationen des Sohnes theilnehmen und zwar nach alter deutscher Manier, theilnehmen, als die Geschädigten. Das Beispiel des vor ca. 25 Jahren hier aufgetauchten englischen Schneidergesellen Mackintosh ist vollständig vergessen, noch immer lassen sich die deutschen Wirthe, seien es solche, welche eine Wohnung vermiethen, oder diejenigen, welche Speise, Trank oder Kleidung liefern, verleiten, einem Ausländer zu creditiren, von dem sie nichts weiter kennen, als den Namen und dabei Beruhigung fassen, dass der Mann ungeheuere Güter im Auslande haben soll. Den eclatantesten Beweis finden wir in diesem Process gegen Glattstern. Glattstern begann nach seiner Angabe das Studium der Medizin in Wien; es dauerte nicht lange, so ging er nach Zürich. Sei es, dass ihn bei seiner bekannten Leidenschaft für die Frauen, die dort studirenden Russinnen und Amerikanerinnen anzogen oder wurde ihm schon in Wien der Boden zu heiss unter den Füssen, der Grund seines Wegganges von der Wiener *alma mater* blieb unaufgedeckt, dass wir jedoch mit der Bemerkung in Bezug auf das weibliche Geschlecht recht hatten, beweist der nachstehende scandalöse Vorfall.

Glattstern lernte in Zürich eine Amerikanerin kennen und nun folgte das bereits in hiesigen Localblättern angedeutete Thema. Bei einem Spaziergang schoss Glattstern nach seiner Geliebten und dann auf sich. Beide Schüsse verfehlten jedoch die beabsichtigte Wirkung. Das Mädchen sowol als Glattstern wurde geheilt und grossmüthig verzieh die Amerikanerin dem eifersüchtigen exaltirten Polen und der eidgenössische Staatsanwalt in Zürich liess die Anklage wegen versuchter Tödtung gegen Glattstern fallen. Infolge dessen war ihm jedoch Zürich verleidet und er kam im Jahre 1874 nach Leipzig, um hier die Volks- und Staatswissenschaft zu studiren. In Folge der Verletzung beim Züricher Selbstmordversuche hat Glattstern so ziemlich ganz sein Augenlicht eingebüsst und hätte ihm dies doch Grund genug geben sollen, an sich und seine Zukunft zu denken. Wie er darüber dachte, beweisen die Ergebnisse der Untersuchung. Vor Allem ist hier eins in Erwägung zu ziehen: — Glattstern ist Jude. Es ist oft gesagt worden, dass der Talmud für die Juden ein überwundener Standpunkt sei; es giebt auch Juden, die nicht nach diesem

Gesetzesbuche handeln, vielmehr durch ihr Leben und Schaffen hoch über vielen Christen stehen — hier haben wir es aber, trotzdem er von seinen Angehörigen als Abtrünniger bezeichnet wurde, mit einem Juden zu thun, welcher sich die Gebote des Talmud nach seiner Weise aneignete und dessen Gewissen demnach von alledem, was ihm zur Last gelegt wird, frei bleibt.

Nach den von Waldegg (Die Judenfrage, Dresd. 1880) citirten Stellen aus dem Talmud hat der Jude das Recht, alle Andersgläubigen, also selbstredend auch die Christen, als tief unter ihm stehend zu betrachten und verbietet auch der Talmud den Juden, Andersgläubigen gegenüber, nicht alles, was das jetzige bürgerliche Strafgesetzbuch mit hohen und niedrigen Strafen belegt. Es ist hier nicht zu untersuchen, ob Glattstern sich gerade nach dem Talmud gerichtet und die Schädigung von Goi und Goite für verdienstlich gehalten hat. Thatsache aber ist, dass er geschädigt und betrogen hat, so dass manche seiner Opfer den Wanderstab ergreifen und betteln gehen können; nicht zu gedenken, dass er durch seine Vorspiegelungen und Handlungsweise rechtschaffene und angesehene Personen dem Gespött der öffentlichen Meinung aussetzte. Und seine Moralität, wurde sie in der Verhandlung nicht in das rechte Licht gestellt?!

Trotz alledem behauptet Glattstern sowol als seine Vertheidigung: sein Leben sei ein sittenreines gewesen. Ja! sein hiesiges Leben war ein makelloses und wolgefälliges, das beweist das für monatlich 10 Thlr. ermiethete Absteigequartier in der Inselstrasse, das erzählen die Orgien, welche er Nachts in einem Gasthofe der Umgegend mit Frauenzimmern, deren Ruf ihm nicht zweifellos war, feierte, das könnten der Specialist und die Apotheker erzählen. Dass er das Haus, worin er wohnte, mit seinen Gelagen verschonte, beweist eben die Verschlagenheit, mit welcher er bei all' seinen Operationen zu Werke ging. Da war er der sittenreine, makellose Jüngling, auf welchem auch nicht der Schimmer eines Verdachtes ruhte.

„Hüten Sie sich vor den Menschen, deren Existenz und Existenz-Mittel nicht ganz rein und klar dastehen, es giebt eine Menge Personen, welche immer mit einem Fusse im Zuchthause stehen", so sagte er eines schönen Tages, als er im Zenith seiner Verbrecherbahn stand, seinem Vorleser und „regeln Sie genau Ihre finanziellen Angelegenheiten derart, dass Ihnen im Falle der Noth ein Rettungsanker bleibt."[1]) Sein Rettungsanker war

---

[1]) Als Ergänzung zu diesem Beweise von schamloser Heuchelei und der dadurch bewirkten Düpirung seiner Opfer erlaube ich mir noch folgende Thatsache zu erwähnen, die mir gänzlich unabhängig von einander Hr. Stud. cam. M. Neustädter und Stud. phil. M. Wirth übereinstimmend mitgetheilt haben. Als Hr. Dr. David Asher im akademisch-philosophischen Verein einen Vortrag über E. von Hartmann's neuestes Werk: „Phänomenologie des sittlichen Bewusstseins. Prolegomena zu jeder künftigen Ethik. Berlin (C. Heymons) 1879" gehalten hatte, ergriff Dr. Simon Glattstern das Wort und sprach pathetisch die

entweder Glück im Spiel oder Selbstmord. Gehen wir nun zu den Einzelheiten dieses Sensations-Processes über unter Mitbenutzung der in öffentlichen Blättern darüber gemachten Mittheilungen, so sind die Anklagepunkte folgende, auf welche sich Glattstern zu verantworten hatte. In erster Linie sind es die jetzt so häufig vorkommenden Cautionsschwindeleien, welche zur Entdeckung des gesammten betrügerischen Systems beitrugen. Dem Angeklagten waren die Schulden derart über den Kopf gewachsen, dass nur ein grosser Coup ihm herauszuhelfen vermochte und zu diesem Behufe erliess er in den gelesensten Zeitungen Inserate, nach welchen er einen Privatsecretair und Vorleser mit 1800 ℳ Gehalt zu engagiren wünsche, jedoch nur cautionsfähige Leute berücksichtigt werden könnten etc. Die Adressen wurden durch ein Annoncenbüreau (Daube & Co.) an Glattstern vermittelt und siehe da, die Anzeige war von Erfolg, denn über hundert Anerbietungen gingen ein.

Unter Beihülfe eines früher hier studirenden Polen, von Exner, wurden nun diese Briefe beantwortet und eine Verbindung mit den Herren Dr. jur. Wiem, von Jahn, Hörnig, Rob. Oelze, H. Eckstein und O. Fehrmann war das Resultat. Die Engagements dieser Herren fallen in die Monate September-November. Eine gerade sehr anstrengende Arbeit war mit diesem Cautionsposten nicht verknüpft, denn Dr. W. (welchen er übrigens noch um eine goldene Remontoiruhr im Betrage von 1000 ℳ beschwindelte) sagt in seinem an die Kgl. Staatsanwaltschaft gerichteten Schreiben, dass er fast gar nichts zu thun gehabt hätte, manchmal acht Tage lang nicht hinzugehen brauchte u. s. w. Seine früheren Vorleser hatten es allerdings in dieser Beziehung nicht so bequem, doch änderte sich auch das, als Glattstern sein Examen gemacht hatte, von da ab mussten dieselben zwar auch noch vorlesen, aber was lasen sie? Romane: Casanova, P. de Kock und andere derartige schlüpfrige Literatur. Währenddem lag Glattstern auf dem Sopha und grübelte nach, wo her Geld schaffen und wen wieder betrügen. Die meisten der oben erwähnten Cautions-Vorleser kamen jedoch nicht einmal zu dieser geringen Arbeit, denn Glattstern hatte beim besten Willen keine Zeit mehr sich vorlesen zu lassen, derart nahmen ihn seine Finanz-Manöver in Anspruch. Diejenigen, welche bereits ihre Caution hinterlegt hatten und nun vor Begierde brannten, sich in Thätigkeit zu sehen, erhielten nichtssagende Briefe, in

---

folgenden Phrasen: „Meine Herren, wenn ich nicht an eine sittliche Weltordnung glaubte, würde ich mir morgen eine Kugel durch den Kopf jagen!“ Die Studenten brachen nach Aussage des Hrn. Wirth in ein schallendes Gelächter aus, indem sie wohl bereits damals so viel von Hrn. Glattstern's Persönlichkeit aus eigener Erfahrung wussten, um eine so plumpe Heuchelei zu durchschauen. Wer aber wollte angesichts solcher Begebenheiten meiner Behauptung nicht beistimmen, dass es Pflicht jedes akademischen Lehrers sei, unsere deutschen Studenten energisch vor der Berührung mit ähnlichen Heuchlern zu schützen?

denen Dr. Glattstern bedauerte, ihnen mittheilen zu müssen, dass eine unvorgesehene, jedoch höchst nothwendige Reise ihren Antritt um 4 Wochen verzögere, dass jedoch Alles in der Ordnung sei etc. etc., bis er soviel zusammen hatte, als er brauchte, und fort war er. Einer, welcher Glattstern noch 1000 Mark schuldig war (er hatte anstatt 3000 Mark Caution erst 2000 bezahlt), wurde sogar von Monaco aus gemahnt, seinen Verpflichtungen nachzukommen. In einigen Fällen war es auch vorgekommen, dass die Caution bei einem Bankhause deponirt werden musste und Glattstern sich mit dem Depot-Scheine zu begnügen hatte. Jedoch auch dieses liess sich arrangiren, denn hier half der als Zeuge erschienene Herr Seidel. Bei Vernehmung des genannten Herrn, welcher erklärte früher Geldgeschäfte gemacht zu haben (wir wissen, dass dies in uneigennützigster Weise geschah), stellte es sich heraus, dass Seidel auf ein bei der Leipziger Bank hinterlegtes Depositum von 2000 Mark die Summe von 900 Mark an Glattstern auf 2 Monate gezahlt hatte.

Der Gerichtshof, bestehend aus den Herren Kammer-Director Rein, Landgerichtsräthen Justizrath von Bose, Sachsse und Obenaus und Hülfsrichter Divisions-Auditeur Dr. Pechwell (als Schreiber fungirte Herr Referendar Kroker) zog sich, nachdem Glattstern die Schlussfrage, ob er selbst noch Etwas zu seiner Vertheidigung vorzubringen habe, verneint hatte, zurück. Nach anderthalbstündiger Berathung wurde das Urtheil verkündet, durch welches Glattstern wegen Betrugs und Unterschlagung zu acht Jahren Gefängniss und fünf Jahren Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurtheilt, auf die Strafe jedoch ein Zeitraum von zwei Monaten, als durch die Untersuchungshaft verbüsst erachtet wurde; nur hinsichtlich des Betrugs gegenüber Frl. Neumeister wurde der Angeklagte freigesprochen."

Im Hinblick auf das vorstehende Sittengemälde, dessen Held ein polnischer Jude ist, der fast gleichzeitig mit dem Kaiser-Attentäter Nobiling[1]) im Jahre 1876 von der philosophischen Fakultät unserer Universität promovirt worden ist, schien mir eine strengere Controle über die sittliche Vergangenheit der an unserer Universität zu inscribirenden und inscribirten Studenten als Gebot einer Staatspflicht, insofern die öffentlichen Lehranstalten der Oberaufsicht des Staates unterstellt sind. Als Exemplification, in welcher Weise dieser Pflicht practisch entsprochen werden kann, bot sich mir der

[1]) Ist vielleicht auch diese Familie semitischen Ursprungs? Solche Fragen sind für eine künftige Sittengeschichte des deutschen Volkes nicht gleichgültig, insofern die Perversion sittlicher Instincte bei gebildeten und nicht durch physische Noth herabgekommenen Subjecten wesentlich durch die Inferiorität der Raçe bedingt ist.

Student der Philologie Kuno Meyer und das Auftreten seines Bruders Dr. Eduard Meyer im hiesigen akademisch-philosophischen Verein gegenüber den von mir und meinen Freunden berichteten Thatsachen dar.

Dieses Verhalten, welches, abgesehen von der Opposition gegen wissenschaftlich durch die Autorität meiner Collegen Wilhelm Weber, Fechner und Scheibner verbürgte Thatsachen der Beobachtung, wesentlich auch in der Belehrung der Studenten über die Pflichten des Anstandes und der Pietät gegen akademische Lehrer gipfelte, ist von mir in ausführlicher Weise auf Grund zuverlässiger Zeugen im dritten Bande meiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen" S. 513 ff. dargestellt und hinsichtlich seiner Berechtigung analysirt worden. Gerade die subjective Berechtigung zu derartigen Ermahnungen von Seiten des Privatdocenten Eduard Meyer war es, welche von meiner Seite angefochten wurde, insofern ein Bruder des genannten Privatdocenten, der Student der Philologie Kuno Meyer, sich bis zu einem solchen Grade öffentlicher literarischer Verleumdungen seiner Lehrer auf dem Gymnasium zu Hamburg schuldig gemacht hat, dass der am meisten Beleidigte (Professor Dr. Eyssenhardt) sich veranlasst gesehen hat, an den damaligen Rector unserer Universität, Hrn. Professor Dr. Stobbe, eine briefliche Vorstellung über die moralische Verwerflichkeit der Handlungsweise des Stud. Meyer gelangen zu lassen. Die Angelegenheit soll dann auch in der philosophischen Fakultät zur Sprache gekommen und hierbei die Frage erörtert worden sein, in wie weit sich der Docent Dr. Ed. Meyer der directen oder indirecten Theilnahme an den öffentlichen Insulten seines Bruders schuldig gemacht habe. Der Privatdocent soll auch hierüber interpellirt worden sein, wobei sich Widersprüche bezüglich der in Hamburg und Leipzig von ihm abgegebenen Erklärungen ergeben hätten. Alsdann habe die philosophische Fakultät beschlossen, sich zunächst über ihre formelle Berechtigung, die Immatriculation eines Studenten auf Grund der gedachten Beschwerde zu inhibiren oder zu annulliren, bei den Juristen zu erkundigen. Als Autorität wählte man den Universitätsrichter Hrn. Hofrath Hessler und den damaligen Rector

Dr. jur. Stobbe, welche beide übereinstimmend die Erklärung abgegeben haben sollen, es sei unter den obwaltenden Umständen nach unsern bestehenden Gesetzen nicht möglich, über den soeben erst immatriculirten Kuno Meyer eine Strafe zu verhängen, welche ihm den unbeschränkten Genuss der akademischen Rechte eines Leipziger Studenten verkümmerte. Die Fakultät hätte von diesem Gutachten mit dem Ausdruck des Bedauerns Kenntniss genommen und erklärt, unter diesen Umständen auch ihrerseits von einer Annullirung der Matrikel absehen zu müssen. Da ich nicht an der betreffenden Fakultätssitzung Theil genommen habe, so beruht diese Darstellung der Vorgänge auf den Aussagen meines Collegen Scheibner, der in der Sitzung anwesend war und mir wiederholt, zum letzten Male den 15. Juli d. J. in meiner Wohnung, die Richtigkeit dieser Thatsachen, soweit ihn sein Gedächtniss nicht täuscht, verbürgt hat. Um mir aber nun selber auch Gewissheit über die Vorgänge in Hamburg zu verschaffen, wandte ich mich mit folgendem Schreiben an den Director des dortigen Johanneums, Hrn. Dr. Hoche:

„An
Herrn Director Hoche in Hamburg.

Leipzig, d. 19. Juni 1880.

Hochgeehrter Herr Director!

Indem ich mir erlaube, Ihnen beifolgend zwei Schriften zu übersenden, in welchen gelegentlich der Warnung gedacht ist, welche seiner Zeit das Collegium des Johanneums an die Universität Leipzig hat gelangen lassen, um die Immatriculation des ehemaligen Mitgliedes Ihrer Gelehrtenschule, den gegenwärtig hier studirenden C. E. Meyer, zu verhindern, möchte ich hieran die ergebene Bitte knüpfen, mir eine Abschrift der oben erwähnten Warnung sowie des Antwortschreibens der Universität Leipzig möglichst umgehend zu übersenden. Da gegenwärtig abermals ein an unserer Universität promovirter Schwindler, Dr. Glattstern, entlarvt ist, mit dem auch der Bruder des erwähnten Stud. Meyer, der Privatdocent Dr. Eduard Meyer, vorübergehend in freundschaftlichen Verkehr getreten ist, so werden Sie begreifen, wie dringend es zur Vermeidung von Wiederholungen derartiger trauriger Vorkommnisse geboten ist, mit allen gesetzlich erlaubten Mitteln die Ursachen zu bekämpfen, durch welche derartige Erscheinungen hervorgerufen werden. Besonders wünschenswerth wäre es mir, wenn Sie mir Ihre Ansicht über eine eventuelle Mitschuld

des Privatdocenten E. Meyer an dem verleumderischen Gebahren seines Bruders mittheilen wollten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

F. Zöllner."

Auf vorstehendes Schreiben erhielt ich umgehend die folgende Antwort:

(Vgl. Facsimile No. 3.) Hamburg, den 20. Juni 1880.

Hochgeehrter Herr Professor!

Gegen den Stud. Meyer ist s. Z. weder von mir noch von dem Schulcollegium als solchem ein Schritt bei der dortigen Universitäts-Behörde gethan. Nur ein College, Professor Dr. Eyssenhardt, welcher von M. in der schamlosesten Weise, ohne dass auch nur der geringste thatsächliche Anhalt für die verleumderischen Behauptungen vorgelegen hätte, beleidigt worden war, hat sich an den damaligen Rector gewandt und Bestrafung beantragt. Einen zweiten der beleidigten Lehrer hat Meyer durch Abbitte zur Rücknahme der Klage bewogen. Herr Professor Eyssenhardt kommt erst in einigen Tagen von einer Urlaubsreise nach Italien zurück; ich werde ihm sogleich nach seiner Rückkehr Ihren Brief mittheilen und ihm anheimgeben, Ihnen die gewünschten Papiere zu schicken.

Ich selbst habe es nicht für richtig geachtet, auch nur ein Wort über die allerdings bodenlose Gemeinheit des pp. Meyer zu verlieren, weil ich mich durch solche Buben-Streiche nicht berührt fühlen kann. Ich habe mich darauf beschränkt, dem pp. Meyer die ihm, als den Sohn eines ehemaligen Lehrers unserer Schule, der noch hier als Emeritus lebt, bewilligten Stipendien zu entziehen. Denn das ist vielleicht das Charakteristischste an dem Gebahren dieses jungen Menschen, dass er — der während seines ganzen Schulbesuches die Wohlthaten der hiesigen Anstalt genossen — seine Schmähschrift in denselben Tagen drucken lässt, in welchen er an mich als den an verschiedenen Stipendienverwaltungen Betheiligten ein Bittgesuch um Unterstützung richtet und auf dieses ein Stipendium erhält! — Ob und in wie weit der Privatdocent Dr. Meyer, welcher mir fast ganz unbekannt ist, an den Schriftstellereien seines Bruders Antheil hat, vermag ich nicht zu sagen.

Das Distichon an den Fürsten Bismarck, welches der Stud. Meyer als sein Eigenthum bezeichnet, ist gelegentlich einer Turnfahrt der hiesigen Schule in den Sachsenwald — wo der Bismarck'sche Oberförster sich sehr freundlich erwies — mir als gemeinschaftliches Product der Oberprimaner vorgelegt und nach einer kleinen formalen Correctur an B. telegraphirt worden. Immerhin mag aber M. der eigentliche Verfasser sein.

Gestatten Sie mir schliesslich, sehr geehrter Herr Professor, den verbindlichsten Dank für die mir freundlichst übersandten Schriften Ihnen auszusprechen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

sehr ergebenst

Hoche.

In Folge der bereits in meinen früheren Schriften[1]) in weniger ausführlicher Weise veröffentlichten Mittheilungen über die moralischen Qualitäten der Gebrüder Meyer, (weil ich es für meine Pflicht hielt, die Studenten und besonders die Mitglieder des philosophischen Vereins auf das sittlich widerspruchsvolle Auftreten des Privatdocenten Dr. Ed. Meyer aufmerksam zu machen), ist gegenwärtig eine Commission des gedachten Vereins niedergesetzt worden mit dem Auftrage, sich genauer über die von mir berichteten Thatsachen zu unterrichten. Ich wurde im Namen dieser Commission von Hrn. Stud. phil. M. Wirth zunächst ersucht, das *corpus delicti* in Gestalt des von dem Studenten Kuno Meyer als Gymnasiast unter dem Titel:

„*Kunonis Meyeri, quem vocant τὸν Κύνα Musarum Munuscula, i. e. carmina sublimia mollia laeta tristia festiva querula furiosa maledica &c. &c. Hamburgi ex typographia Ferdinandi Schlotki 1879.*“

verfassten und im Jahre 1879 in der Buchdruckerei von Ferdinand Schlotke in Hamburg gedruckten Schmähschrift der Commission zur Verfügung zu stellen. Es geschah dies mit gleichzeitiger Zustellung einer Abschrift der beiden oben abgedruckten Briefe und des Originals desjenigen Briefes, welchen ich bereits am 20. August 1879 aus Hamburg erhalten und zum Theil an den oben erwähnten Stellen meiner Schriften abgedruckt habe.

Als Ergebniss der von der Commission angestellten Untersuchung erschien im Leipziger Tageblatte v. 15. Juli (3. Beilage) die folgende:

Erklärung.

Herr Professor Zöllner hat in zweien seiner neuesten Schriften: „Zur Aufklärung des deutschen Volkes über Inhalt und Aufgabe der wissenschaftlichen Abhandlungen“ und „Ueber den wissenschaftlichen Missbrauch der Vivisection“ über einige den Akademisch-Philosophischen Verein betreffende Verhältnisse Mittheilungen gemacht, zu welchen der Verein sich veranlasst sieht, Folgendes zu erklären:

1) Herr Privatdocent Dr. Eduard Meyer lernte Glattstern erst im Verein kennen und hat, soviel uns bekannt, mit ihm nur in einem vorübergehenden höflichen Verkehr gestanden.

[1]) Wissenschaftliche Abhandlungen Bd. III. S. 517. „Ueber den wissenschaftlichen Missbrauch der Vivisection. . .“ S. 190 ff.

2) Die Studentin Frl. B. hat die Sitzungen des Vereins überhaupt seit dem 12. Juni 1876 regelmässig besucht; von Glattstern's Vorträgen hörte sie jedoch nur den ersten. — Diejenigen Mitglieder, welche die Ehre hatten, Frl. B. näher zu kennen, bezweifeln entschieden, dass sie sich jemals, geschweige denn „häufig" in Gesellschaft Glattstern's „auf Spaziergängen im Johannapark und auf der Promenade" befunden habe.

3) Die erwähnte „verletzende Manifestation" besteht lediglich in einer Verwahrung gegen Unterstellung der Parteinahme für den Spiritismus. Der Verein vermag auch jetzt nichts Verletzendes in derselben zu finden.

4) Unter den „Juden", welche gegen die Beschäftigung des Vereins mit spiritistischen Fragen opponirt hätten, scheinen nach dem Zusammenhang Herr Dr. Asher und Glattstern verstanden werden zu sollen. Zur Zeit der erwähnten „verletzenden Manifestation" befand sich Glattstern bereits seit einem Semester nicht mehr im Verein; Herr Dr. Asher war bei den den Spiritismus betreffenden Verhandlungen des Vereins überhaupt nicht anwesend.

5) Die Gedichte des stud. philol. Kuno Meyer, gegenwärtig unseres Mitgliedes, drangen wider Willen des Verfassers in die Oeffentlichkeit. Er ward vom hiesigen Universitätsgericht auf Grund von §. 187 des Reichsstrafgesetzbuchs mit einer Geldstrafe belegt. Von Verweigerung der Immatriculation konnte nach Erklärung des Universitätsgerichts überhaupt nicht die Rede sein. — Uebrigens vermag der Verein in den erwähnten Gedichten im Allgemeinen und in dem citirten Passus im Besonderen „Gemeinheiten" nicht zu entdecken.

Zu näherer Begründung des Gesagten ist Jedermann Einsicht in die Acten des Vereins gestattet.

Der Akademisch-Philosophische Verein
gez. Max Schippel, *stud. phil.*
Vorsitzender.

Diese Erklärung wurde mir an demselben Tage mit einer ausführlichen Erläuterung nebst Motivirung der Veröffentlichung und einem begleitenden Schreiben des Hrn. Stud. phil. Wirth übersandt. Meine umgehend erfolgte Antwort lautet wörtlich wie folgt:

Leipzig, den 15. Juli 1880.

Geehrter Herr Wirth!

Nachdem ich im heutigen Tageblatte bereits die „Erklärung" des philosophischen Vereins gelesen hatte, komme ich soeben in den Besitz Ihrer freundlichen Zeilen. Ich beeile mich, Ihnen und dem Vorstande des philosophischen Vereins meine volle Zustimmung zu dem gethanen Schritte auszusprechen, indem mir nichts ferner liegt, als durch unrichtige und zu Missverständnissen Veranlassung gebende Worte in meinen Schriften Personen in ungünstigerem Lichte erscheinen zu lassen als sie es verdienen.

Alle auf Berichtigung meiner Irrthümer gerichteten Bestrebungen werden mir um so willkommener sein, je mehr sie mir durch ihre Oeffentlichkeit das Recht geben, auch in meinen ferneren Schriften öffentlich davon Gebrauch zu machen.

Der Zweck meines ganzen Auftretens nach dieser Richtung ist ja im Wesentlichen darauf berechnet, den Studenten unserer Universität so traurige Enttäuschungen zu ersparen, wie sie ihnen thatsächlich durch die Entlarvung Glattstern's und Nobiling's bereitet worden sind. Dass diese Aufgabe bei der Unvermeidlichkeit menschlicher Irrthümer keine leichte sondern eine dornenvolle ist, werden Sie mir zugeben und daher, in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit gemeinsam abzuwehrender Gefahren, mich nach Kräften unterstützen. Mit der Bitte, die Mitglieder des philosophischen Vereins von dem Inhalte dieses Schreibens in Kenntniss zu setzen,

Ihr ergebener

F. Zöllner.

Zu den vorstehenden Schriftstücken erlaube ich mir folgende Bemerkungen zu machen. Selbstverständlich liegt in der einfachen Ablehnung einer „Parteinahme für den Spiritismus“ ebenso wenig eine „verletzende Manifestation“ wie in der Ablehnung einer Parteinahme für den Monismus Häckel's oder irgend einer andern wissenschaftlichen Ueberzeugung. Die „verletzende Manifestation“ tritt nur erst dann ein, wenn sich mit der erwähnten „Ablehnung“ direct oder indirect die Behauptung verbindet, ein Mann, wie Hr. Slade, sei ein Betrüger und Schwindler, und Männer wie Fechner, Weber und Scheibner, welche mit mir auf Grund eingehender Untersuchungen die Ehrlichkeit dieses Mannes vertheidigen, seien Betrogene. Solche unbewiesenen Behauptungen fallen bezüglich ihrer Strafbarkeit unter denselben §. 187 des deutschen Reichsstrafgesetzbuches, auf Grund dessen der Student Kuno Meyer der obigen „Erklärung“ zufolge mit einer Geldstrafe belegt worden ist. Da ich nicht an den Sitzungen des philosophischen Vereins Theil genommen habe, vermag ich nicht zu beurtheilen, ob in der Polemik der Herren Dr. Glattstern und Dr. David Asher gegen den Spiritismus derartige Behauptungen enthalten waren. Dass jedoch die Vermuthungen hierfür von meiner Seite keine unberechtigten waren, schien mir einerseits aus der oben verbürgten, privatim gethanen, Aeusserung des Dr. David Asher hervorzugehen, es sei die Beschäftigung mit diesen Dingen „ein Skandal für

unsere Hochschule", andrerseits aus dem folgenden Wortlaute einer Stelle in dem mir übersandten „Bericht über Thätigkeit des Akademisch-philosophischen Vereins der Universität Leipzig in seinem 26. Semester. Sommer 1879":

„Im Laufe des vergangenen Semesters sind innerhalb des Vereins verschiedene Erscheinungen zu Tage getreten, welche denselben in den Ruf eines spiritistischen Vereins gebracht haben. Der Verein erklärt hierdurch, dass diese Erscheinungen von einer Minorität ausgegangen sind, welche sich wiederholte Verletzungen der Statuten und der Principien des Vereins zu Schulden kommen liess. Der Verein als solcher verwahrt sich entschieden gegen die Unterstellung, für den Spiritismus in irgend einer Weise Partei ergriffen zu haben. . ."

„I. A. der Schriftführer, i. V. Paul Barth."

Ob die oben bezweifelten gemeinsamen Spaziergänge von Frl. Bernhard und Frl. Petersohn, der Tochter des wegen der Affaire Glattstern um seinen Abschied eingekommenen frühern Ober-Postdirectors Petersohn, wirklich stattgefunden haben, vermag ich ebenfalls nicht als Augenzeuge zu entscheiden, so dass die Möglichkeit eines Irrthums von Seiten meines Gewährsmannes keineswegs ausgeschlossen ist. Da sich jedoch Frl. Bernhard nach mehrjährigem Studium an hiesiger Universität ungefähr vor Jahresfrist mit einem mir persönlich bekannten hiesigen *Studiosus philologiae et archaeologiae,* früherem Mitgliede des philosophischen Vereins, dem einzigen Sohne seiner bekümmerten Eltern, in England hat trauen lassen und gegenwärtig als Frau Wendel bei Dresden leben soll, so würde sich die von mir berichtete Thatsache am sichersten durch persönliche Anfrage bei den genannten beiden Damen ermitteln lassen.

Wie bereits in der obigen „Erklärung" angedeutet, begaben sich die Mitglieder der Commission des philosophischen Vereins auf das Universitätsgericht, um auch hier genauere Erkundigungen über die von mir berichtete Vergangenheit des Stud. Meyer in Hamburg einzuziehen.

Ueber das Resultat dieser Erkundigungen berichtet ein mir am 14. Juli d. J. zugegangener Brief wörtlich wie folgt:

Hochgeehrter Herr Professor!

Als Mitglied der vom Akad.-Philos. Verein ernannten Commission zur Berichterstattung über die in Ihren neuesten Schriften über den Verein

enthaltenen Mittheilungen erbat ich mir zusammen mit dem gleichfalls in dieser Commission befindlichen Vereinsmitgliede Herrn *st. philos.* Torstrick in der vorigen Woche eine Audienz bei dem Universitätsrichter Herrn Hofrath Hessler zu dem Zwecke, Auskunft über die von Ihnen berichtete Bestrafung des *st. philol.* Meyer, gegenwärtig unseres Mitgliedes, zu erhalten. Dieselbe wurde uns auch in bereitwilligster Weise ertheilt. Herr Hofrath Hessler äusserte unter Anderem, die von Ihnen erwähnte Verweigerung der Immatrikulation habe nicht erfolgen können; eine solche sei nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen nur auf Grund vorliegender „gemeiner" Verbrechen zulässig, wozu der Fall Meyer's keineswegs gehöre. Ueberhaupt sei Meyer bei seiner Hierherkunft und Meldung an der Universität vollkommen „intakt" gewesen. Herr Hofrath Hessler fügte die Bemerkung hinzu, wir könnten Ihnen von diesem Umstande Mittheilung machen.

In der Hoffnung, dass es Ihnen angenehm sein werde, das Vorstehende zu erfahren, gestatte ich mir, von dieser Erlaubniss des Herrn Hofraths Hessler Gebrauch zu machen und beehre mich zu zeichnen als

Ihr hochachtungsvollst ergebener
Moritz Wirth.

Leipzig, den 13. Juli 1880.

Die Behauptung des Herrn Universitätsrichters, dass nur auf Grund vorliegender „gemeiner" Verbrechen „nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen" die „Verweigerung der Immatriculation" eines Studenten erfolgen könne, setzte mich in lebhaftes Erstaunen. Denn „gesetzliche" Bestimmungen, welche in solcher Weise die diskretionäre Gewalt des Rectors und der Immatrikulationscommission beschränkten, sind mir nicht bekannt, und falls sie existirten, müssten sie meiner Ueberzeugung nach gegenwärtig aufgehoben werden, da sonst die Universität Leipzig selbst einem Manne mit der sittlichen Vergangenheit eines Glattstern gegenüber gänzlich ohnmächtig wäre, dessen Inscription zu verhindern und hierdurch die Studirenden unserer Universität vor der Berührung mit Verbrechern zu schützen. Wenn die Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, kraft bestehender Gesetze, das Recht hat, Studirende wegen mangelhaften Collegienbesuchs zu exmatriculiren, so muss ihr auch das Recht zustehen, moralisch nicht mehr „intacte" Studenten aus dem Album des Studentenverzeichnisses zu tilgen. Dass nun die Universität Berlin in sehr umfassender Weise von diesem ihr zustehenden Rechte thatsächlich Gebrauch macht, beweist

die folgende Mittheilung aus dem Leipziger Tageblatte vom 14. Juli 1880 (3. Beilage), welche wörtlich wie folgt lautet:

— „An der Berliner Universität sind wegen Unfleisses, d. h. weil sie keine Privatvorlesung belegt haben, aus dem Album der Universität 68 Studirende gestrichen, davon gehören der theologischen Fakultät 1, der juristischen 18, der medicinischen 4 und der philosophischen Fakultät 46 an.“

Da „Unfleiss“, besonders in der oben definirten Bedeutung, so viel mir bekannt, juristisch nicht zu den „gemeinen“ Verbrechen gerechnet wird, so beweist die obige Mittheilung, unter Voraussetzung ihrer Correctheit, dass für die Universität Berlin solche Gesetze, wie sie nach Angabe des Hrn. Universitätsrichters Hessler für die Universität Leipzig bestehen sollen, nicht existiren. Im Hinblick auf die in den Annalen unserer Universität verzeichneten Verbrechen eines Leipziger Studenten Oskar Becker[1]) und der Leipziger Doctoren Nobiling und Glattstern ist es daher dringend nothwendig, öffentlich nähere und ausführlichere Auskunft über die oben erwähnte „gesetzliche“ Beschränkung der diskretionären Gewalt des Rectors zu erhalten.

Nachdem ich vorstehend in ausführlicher Weise diejenigen Herren bezüglich ihres „sittlichen Charakters“ besprochen habe, welche ich in Gesellschaft mit Herrn Dr. David Asher in der oben angeführten Verbindung von Worten mit „einem Glattstern“ in meinen Schriften erwähnt habe, ohne dieselben hierdurch selbstverständlich „gemeiner“ Verbrechen verdächtigen zu wollen, wie dieselben Dr. Glattstern gegenwärtig gerichtlich bewiesen sind, kehre ich wieder zu Hrn. Dr. David Asher und meinen Bemerkungen zurück, welche ich über seine Handlungen in meiner Schrift „Zur Aufklärung des Deutschen Volkes“ veröffentlicht habe. Ich behauptete S. 166 a. o. O. wörtlich:

„Hr. Jacob Nachod wird doch als verständiger und intelligenter Mann mit mir einverstanden sein, dass es eine unberechtigte Anmassung sei, wenn ein israelitischer Lehrer der englischen Sprache nach einer Anrede an Studenten seine Verwunderung ausdrückt, dass ich meines Amtes wegen meiner Schriften noch nicht enthoben bin, wenn er sich als-

[1]) Schoss am 14. Juli 1861 als 22jähriger Student auf den König Wilhelm von Preussen und ward zu 20 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

dann mit einem Inserate ähnlichen Inhaltes an englische Zeitungsschreiber wendet, die ihm seinen Aufsatz mit dem Bemerken zuzücksenden, er müsse solche Beschwerden an das hiesige Cultusministerium richten. Was in aller Welt hat sich ein jüdischer Sprachlehrer um deutsche Universitätsangelegenheiten zu kümmern und sich als Richter und Denunciant über dasjenige aufzuwerfen, was der Universität Leipzig und den deutschen Studenten nützlich oder schädlich sei? Hr. Jacob Nachod wird mit mir einverstanden sein, dass dies Fragen sind, um welche sich lediglich deutsche Professoren zu kümmern haben, welchen vom Staate die Verantwortlichkeit für die sittliche und geistige Ausbildung der ihrer Leitung anvertrauten Studenten übertragen ist.“

Wie aus vorstehenden Worten ersichtlich ist, behaupte ich nicht, dass Hr. Dr. David Asher während „einer Anrede an Studenten“ seine Verwunderung ausgedrückt habe, dass ich meines Amtes wegen meiner Schriften noch nicht enthoben sei, sondern, dass diese Aeusserung „nach“ dieser Anrede, im Gespräch mit einzelnen der anwesenden Studenten erfolgt sei. Mein Gewährsmann für diese Mittheilung ist der bereits oben erwähnte, mir befreundete Oberlehrer an der hiesigen Thomasschule. Um jedoch auch noch von anderer Seite, womöglich von einem Ohrenzeugen der betreffenden Anrede, — (nicht der privatim über meine Amtsentsetzung gethanen Aeusserung des Hrn. Dr. David Asher) einen Bericht zu erhalten, ersuchte ich Hrn. Stud. phil. M. Wirth, mir einen solchen schriftlich zu verschaffen und zur Begründung der Richtigkeit meiner Angaben zur Verfügung zu stellen. Hr. Stud. Wirth entsprach meiner Bitte durch Uebersendung des folgenden Briefes, welcher zugleich eine Angabe aller derjenigen Stellen meiner Schriften enthält, in denen Dr. David Asher theils mit Namen, theils ohne denselben, wie z. B. in der oben angeführten, erwähnt wird. Die letztere, auf welche sich Dr. David Asher in seinen Briefen gleichfalls, aber ohne genauere Angabe, bezieht, konnte ich anfänglich nicht finden. Ich bat daher Hrn. Wirth, mir dieselbe zu suchen und alsdann genauer zu bezeichnen. Hierauf bezieht sich der Inhalt des ersten Satzes des folgenden Schreibens:

Hochgeehrter Herr Professor!

Die von Ihnen gesuchte Stelle über Asher steht Aufkl. 166.

Ich erlaube mir über Asher's Anrede an die Studenten Folgendes

berichtigend hinzuzufügen. Diese Anrede fand statt auf dem Stiftungsfeste des Akad.-Naturwissenschaftlichen Vereines, bei welchem die übrigen der „Vereinigung wissenschaftlicher Vereine“ angehörenden Vereine als Gäste des Akad.-Naturwissenschaftlichen Vereins zugegen waren. Asher knüpfte an den zur Vertheilung gekommenen Festbericht des Naturwiss. Vereins an. Er ersehe aus demselben, dass im Verein die verschiedensten Wissenschaften gepflegt würden, nur eine, die jüngste nicht, der Spiritismus. Er freue sich darüber. In einem andern wissenschaftlichen Vereine habe man sich bis vor Kurzem noch mit Spiritismus beschäftigt, aber er habe zu seiner Befriedigung gehört, dass die daselbst den Spiritismus vertretenden Elemente ausgeschieden worden seien. Diese Rede erregte Heiterkeit, welche indess mehr seinem ganz unmotivirten Hereinplatzen mit diesen spiritistischen, die Versammlung sehr wenig interessirenden Dingen gegolten haben, denn als Beifallsbezeigung für seine Rede aufzufassen sein möchte. Dass er in jener Versammlung Ihrer erwähnt und von der Nothwendigkeit Ihrer Absetzung gesprochen haben sollte, ist mir durchaus nicht erinnerlich. Ich glaube auch kaum, dass dies der Fall gewesen sein würde, da ein derartiges Auftreten entschieden Sensation erregt haben würde, was aber gar nicht der Fall war.

Die übrigen Stellen, wo nach meinen Notizen noch Asher erwähnt wird, sind Aufkl. 187, 188, 191, 192, Vivis. 364.

Hochachtungsvoll ergebenst
Moritz Wirth.

Leipzig, den 2. Juli 1880.

Nachdem ich nun alle meine über die Herren Doctoren Meyer, Asher, Glattstern und den Redacteur der Frankfurter Zeitung Löb Sonnemann gemachten Mittheilungen im Wesentlichen bestätigt und durch die vorliegende Schrift noch eingehender begründet habe, glaube ich, ohne Befürchtung missverstanden zu werden, wörtlich dasjenige hier wiederholen zu dürfen, was ich bereits in meiner Schrift „Zur Aufklärung des deutschen Volkes“ (S. 155) über die Judenfrage und ihre Bedeutung für die Zukunft der deutschen Universitäten ausgesprochen habe. Meine Worte lauteten wie folgt:

Herr Professor Dr. Lazarus wurde auf dem am 11. April 1880 in der hiesigen Synagoge abgehaltenen „dritten israelitischen Gemeindetag“ zum Vorsitzenden und Rechtsanwalt E. Lehmann aus Dresden zum ersten stellvertretenden Vorsitzenden durch Zuruf gewählt. Es wurde auf diesem Gemeindetag auch ein „Bericht über die judenfeind-

liche Bewegung in Deutschland“ abgestattet, über welchen das Leipziger Tageblatt[1]) wörtlich wie folgt referirt:

„Bei Wiederaufnahme der Sitzung am Nachmittag erstattete zuvörderst Herr Rechtsanwalt E. Lehmann aus Dresden, nachdem er einem Auftrage des Ausschusses nachgekommen war und tiefempfundene Worte dankbarer Anerkennung für den vor Kurzem verstorbenen Glaubensgenossen Adolf Crémieux, den Schöpfer der *alliance israélite universelle*, gesprochen hatte, Bericht über die judenfeindliche Bewegung in Deutschland.

Der Referent leitete sein Thema, von dem er bemerkte, dass es ein unendliches Schmerzensthema sei, mit einer Hinweisung auf die Judenverfolgungen im Alterthume ein. Von da an hätten die Verfolgungen gegen die Juden zwar allmälig einen milderen Charakter angenommen und es werde heute in Deutschland kein Jude mehr verbrannt oder gefoltert, aber das Vorurtheil, die Abneigung gegen die Bekenner des Judenthums sei geblieben und trete tausendfältig im Leben hervor. Nachdem durch die deutsche Processgesetzgebung die völlige Gleichstellung der Juden mit den christlichen Confessionen anerkannt, sei gleichwohl wieder eine neue heftige Bewegung gegen dieselben entstanden, eine Bewegung, welche sich ausser in den Angriffen der judenfeindlichen Presse in der Bildung von sogenannten Antisemiten-Vereinen und dergleichen kundgegeben habe. Wenn den gegen die Juden schreibenden Schriftstellern der ersten Decennien unseres Jahrhunderts die *bona fides* gewissermassen zur Seite gestanden, indem sie die Juden wenig oder gar nicht aus eigener Anschauung gekannt und in ihren Schilderungen sich an aus früheren Zeiten überlieferte Unwahrheiten gehalten, so könnten die heutigen Schriftsteller, welche gegen die Juden aufreizen, diesen Entschuldigungsgrund für sich nicht in Anspruch nehmen, sondern sie handelten geradezu wider die bestehenden Gesetze, welche den Juden vollständige Gleichberechtigung mit anderen Confessionen garantiren.

Die judenfeindliche Bewegung der neuesten Zeit habe ihren ersten Ausgangspunkt in dem Culturkampfe und zwar in den fanatischen Flugblättern der sogenannten Hetzcapläne genommen; dazu seien dann gekommen die Agitationen der agrarischen Presse und der sogenannten Christlich-Socialen und zu allerletzt die bekannten Artikel eines nationalliberalen Professors, der, wenn auch in mehr reservirter und höflicher Form, die Juden als ein Unglück für Deutschland erklärt habe. In allen diesen Schriften würden die widersprechendsten Gründe in das Feld geführt. Die Einen behaupteten, sie hätten es gar nicht mit der Religion der Juden, sondern lediglich mit dem Volksstamm zu thun, während die Andern im Gegentheil ihre Polemik gegen das alte Testament richteten. Redner bemerkte, er wolle davon an dieser Stelle absehen, alle die gegen die Juden erschienenen Pamphlete und ihre Verfasser namhaft zu machen,

[1]) Vgl. Leipziger Tageblatt v. 13. April 1880. Erste Beilage.

und nur darauf hinweisen, wie auch zahlreiche Vertheidiger des angegriffenen Judenthums auf den Kampfplatz getreten sind und selbst von hervorragenden christlichen Gelehrten und Pressorganen das Verwerfliche der neuesten Judenhetze dargelegt worden ist.“

„Der Redner betonte, dass die jetzigen Hetzereien und Verleumdungen der Juden unter der Herrschaft eines Gesetzbuches in Scene gesetzt worden seien, welches die Aufreizung einer Bevölkerungsclasse gegen die andere mit strenger Bestrafung bedrohe, merkwürdigerweise aber habe sich noch kein Staatsanwalt oder Polizeibeamter veranlasst gefunden, von Amts wegen gegen die Verfasser der Schmähschriften einzuschreiten. Der Ausschuss des jüdischen Gemeindebundes habe sich mehrfach mit dieser Angelegenheit befasst und es immer unter seiner Würde gehalten, Privatanklage zu erheben, dagegen habe er in mehreren Fällen das Einschreiten der Staatsanwaltschaft begehrt, er sei aber mit diesem Verlangen unter Angabe von Gründen abgewiesen worden, von denen man nur sagen könne, dass sie weder juristisch stichhaltig seien, noch anderen Religionsgesellschaften gegenüber geltend gemacht würden.“

„Die Wurzeln der Abneigung gegen das Judenthum seien tief liegend, das beweise der Umstand, dass, obgleich von Allerhöchster Stelle im deutschen Reiche aus wiederholt die Agitation gegen die Juden gemissbilligt worden, man dennoch einem so weitverbreiteten Vorurtheil gegenüber einzuschreiten Bedenken trage. Herr v. Treitschke mache sich in seinen Artikeln verschiedener historischer Unwahrheiten schuldig, aber es lasse sich nicht leugnen, dass die darin erhobenen Behauptungen die Meinung vieler Gebildeten sei und die Treitschke'schen Artikel seien nur das Ventil gewesen für die öffentliche Meinung.“

„Man müsse die Dinge nehmen, wie sie nun einmal beschaffen seien, und die jetzige Polemik gegen die Juden habe auch ihr Gutes, indem der durch gewisse Verhältnisse in den christlichen Kreisen entstandene Hass gegen das Judenthum sich Luft mache und der Krankheitsstoff aus dem Körper des deutschen Volkes dadurch allmälig ausscheide. Es sei in der That nicht zu verwundern, wenn die Enkel Derjenigen, welche die Juden vertrieben, die Söhne Derer, welche sie verhöhnt und in Unterdrückung erhalten, sich noch nicht ganz frei von dem Hass gegen die Juden machen könnten. Wenn man heute auf die grossen Fortschritte blicke, welche in der socialen Stellung der Juden seit den letzten 20 Jahren in Deutschland geschehen, wenn man sehe, wie sie gleichberechtigt am öffentlichen Leben theilnehmen könnten, dann müsse man sich doch sagen, dass die Juden ein gutes Stück weiter vorwärts gekommen seien.“

„Redner bemerkte hiernach, dass er und seine Glaubensgenossen die neueste Judenverfolgung sich zur Prüfung, Warnung und Ermahnung gereichen liessen, und er beantwortete die Frage, ob die Juden die Segnungen der Neuzeit so angewendet hätten, wie es nothwendig erscheine, und ob sie insbesondere ihre Pflichten als Staatsbürger in demselben Masse wie die Christen erfüllt, mit einem unbedingten Ja. Man mache

den Juden in besonderem Masse die ungebührliche Reclame, Zudringlichkeit, Frivolität, Hang nach mühelosem Erwerb zum Vorwurfe, indessen das Alles sei auch bei den Angehörigen anderer Confessionen anzutreffen. Der Witz und die Satire seien nicht von Haus aus den Juden eigenthümlich gewesen, sondern sie hätten sich erst unter dem Drucke des Ghetto entwickelt und der Witz sei die Waffe des Unterdrückten. Der Redner schloss seinen Vortrag mit etwa folgenden Worten: „Wir wollen uns mehr und mehr des Ernstes und der Wahrhaftigkeit befleissigen, wir wollen unsere Glaubensgenossen ermahnen, ihre Kinder tüchtige und ehrenvolle Berufe ergreifen zu lassen, wir werden, wie wir von jeher patriotische Deutsche waren, auch fort und fort deutsch fühlen und unser Vaterland lieben, wir wollen uns fernerhin mit unseren christlichen Mitbürgern zu gemeinnützigem Wirken vereinigen und zeigen, dass der echte, wahre Jude auch ein guter Mensch ist. Diese unsere Ermahnung gilt namentlich auch denjenigen Glaubensgenossen, welche nur noch dem Namen nach Juden sind!“

„Die Versammlung zollte dem Gehörten lebhaften Beifall und ebenso dankte der Vorsitzende dem Referenten für seine Darlegungen, ihm versichernd, dass er ausgesprochen, was in aller Juden Herzen empfunden werde.“

Im Anschluss an den vorstehenden Bericht veröffentlichte ferner das „Leipziger Tageblatt“ vom 15. April 1880 (No. 131. Erste Beilage) noch folgenden Nachtrag:

„Zwei Schriftstücke zur Judenfrage. *Leipzig, 14. April. In dem Berichte, den der Ausschuss des deutsch-israelitischen Gemeindebundes über seine Thätigkeit in den letzten drei Jahren dem in diesen Tagen hier versammelt gewesenen israelitischen Gemeindetag erstattete, war erwähnt, dass seitens des gedachten Ausschusses Eingaben an das Königlich sächsische Ministerum der Justiz und an den Reichskanzler Fürst Bismarck in Angelegenheit der antijüdischen Bewegung gerichtet worden seien. Diese Schriftstücke liegen uns im Wortlaute vor; sie sind datirt: Leipzig, den 11. December 1879, und unterzeichnet von Herrn Jacob Nachod, dem Vorsitzenden des Ausschusses des deutsch-israelitischen Gemeindebundes.

In der Vorstellung an das Justizministerium in Dresden wird auf die grosse Verbreitung von Broschüren, deren Tendenz dahin gerichtet sei, Hass und Verachtung gegen die Juden zu erregen, und auf die Bildung eines sogenannten Reformvereins in Dresden, der dieselben Zwecke verfolge, hingewiesen und betont, es könne keinem Zweifel unterliegen, dass in allen diesen Aufreizungen zu Raçen- und Classenhass staatsgefährliche, ungesetzliche Handlungen lägen. Sachsen habe durch das Gesetz vom 3. December 1868, einige Abänderungen der Verfassung betreffend, verfassungsmässig festgestellt, dass der Genuss der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte unabhängig sei von dem religiösen Be-

kenntniss, und denselben Grundsatz habe das norddeutsche Bundesgesetz vom 3. Juli 1869 ausgesprochen, in welchem insbesondere gesagt sei, dass die Befähigung zur Theilnahme an der Gemeinde- und Landesvertretung und zur Bekleidung öffentlicher Aemter vom religiösen Bekenntniss unabhängig sein solle.

Wenn nun in jenen judenhetzerischen Presserzeugnissen und Vereinen geradezu darauf hingezielt werde, den jüdischen Glaubensgenossen diese ihnen verfassungsmässig und reichsgesetzlich gewährleistesten Rechte zu entziehen, so ständen sie auf gesetzwidrigem Boden. Der Zweck der Agitation gehe klar dahin, nicht blos alle Juden aus amtlichen und ehrenbürgerlichen Stellen zu verdrängen, sondern auch gegen sie Hass und Verachtung zu verbreiten und sie im Lande unmöglich zu machen. Eine solche Handlungsweise aber verstosse offenbar gegen das Strafgesetzbuch, insbesondere gegen die §§ 130, 166, 186, 187. Unter der Würde der Juden in ihrer Gesammtheit wie jedes Einzelnen erscheine es, deshalb als Privatankläger aufzutreten. Wohl aber dürfte für die Justizverwaltung die Frage nahe liegen, ob solch ungesetzliches Treiben länger ohne Gefahr für die öffentliche Ruhe zu dulden sei. Es könne fraglich erscheinen, ob nicht selbst das Reichsgesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie auf die gedachten Flugschriften Anwendung zu erleiden habe, da in denselben zwar auf die Juden losgeschlagen werde, in Wahrheit aber die Begüterten im Allgemeinen, das Bestehende gemeint seien.

Der Ausschuss richtet hiernach an das Königl. Justizministerium das ehrerbietigste Ersuchen, diesem staatsgefährlichen und staatsfeindlichen Gebahren entgegen zu treten und den unter dem verfassungsmässigen Rechtsschutze stehenden israelitischen Staatsangehörigen Schutz gegen derartige Angriffe zu Theil werden zu lassen und demgemäss das Erforderliche zu verfügen.

In der Eingabe an den Reichskanzler Fürst Bismarck wird betont, dass der Ausschuss zwar von der Ueberzeugung durchdrungen sei, die antijüdische Bewegung werde auf die staatsbürgerliche Stellung der deutschen Juden, welche ihnen durch die Verfassungen der einzelnen Staaten und des Reiches gewährleistet sei, von keinem Einflusse sein und sie in keiner Weise berühren, nichtsdestoweniger erachte der Ausschuss es an der Zeit, vor dem obersten Beamten des Reiches der schweren Besorgniss, von der er und viele jüdische Gemeinden erfüllt seien, Ausdruck zu geben, dass die nächsten Folgen einer so offenen Gefährdung des inneren socialen Friedens, die das aufreizende Treiben nach sich ziehen müsse, für die jüdischen Glaubensgenossen, ganz besonders an kleinen Plätzen, in ihrem redlichen Erwerbe und für ihre gesellschaftliche Stellung gegenüber ihren Mitbürgern in hohem Grade verhängnissvoll werden könnten. Denn wer vermöge die traurigen Wirkungen im Voraus zu übersehen, welche die Verhetzung der einzelnen Volksclassen in der leidenschaftlich erregten Masse hervorbringen könne?

Hiernach glaubt der Ausschuss dem Fürsten Bismarck die dringende Bitte an das Herz legen zu sollen, der verwirrten und irregeleiteten öffentlichen Meinung durch das hohe moralische Gewicht seines Wortes bei irgend einem ihm passend erscheinenden Anlass die Wege des Rechtes und der Humanität in dieser Sache zu weisen. Nicht irgend welche amtliche Intervention hierin habe der Ausschuss das Recht von dem Fürsten Reichskanzler zu erbitten, wohl aber möchte er sich mit der beruhigenden Hoffnung erfüllen, dass die autoritative und weitreichende Stimme des grossen deutschen Staatsmannes, gerade in einem Moment, wo die Aussöhnung der zwiespältigsten Interessen der Nation das Hauptmoment seiner inneren Politik bilde, auch in dieser das Interesse der Humanität und der bürgerlichen Eintracht tief berührenden Frage sich erheben werde.

Auf die letztere Eingabe erfolgte unter dem 28. December v. J. an Herrn Jacob Nachod durch den Präsidenten des Reichskanzleramtes, Staatsminister Hofmann, lediglich eine Bestätigung des Empfanges des betreffenden Schreibens, während seitens des Königlichen Justizministeriums irgend welche Rückäusserung bis jetzt nicht erfolgt ist."

Aus dem vorstehenden Berichte ergibt sich, dass bereits am Ende des vorigen Jahres von Herrn Jacob Nachod,[1]) dem Vorsitzenden des Ausschusses des deutsch-israelitischen Gemeindebundes in Leipzig sowohl beim Königl. Sächsischen Justizministerium als auch beim Reichskanzler in aller Form eine Denunciation der Vertreter der antisemitischen Bewegung in Deutschland stattgefunden hat. Die Anklage stützt sich hierbei auf die besonders erwähnten §§ 130, 166, 186, 187 des deutschen Reichsstrafgesetzbuches, weshalb es mir gestattet sein mag, hier zunächst den Wortlaut[2]) dieser Paragraphen mitzutheilen:

§. 130.

„Wer in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Klassen der Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten gegen einander öffentlich anreizt, wird mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder mit Gefängniss bis zu zwei Jahren bestraft."

§. 166.

„Wer dadurch, dass er öffentlich in beschimpfenden Aeusserungen Gott lästert, ein Aergerniss gibt, oder wer öffentlich eine der christlichen

---

[1]) Jacob Nachod, Bürger und Kaufmann in Leipzig. Firmen: Knauth, Nachod und Kühne und Knauth und Co., Brühl 85. Wohnung: Lessing-Str. 2. I.

[2]) „Strafgesetzbuch für das deutsche Reich (Neue Fassung) nebst dem Reichsgesetz über die Presse. Text-Ausgabe mit Anmerkungen von H. Rüdorff, Geh. Finanzrath zu Berlin. 8. Auflage. Berlin (Guttentag) 1876.

Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft, ingleichen wer in einer Kirche oder in einem andern zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte beschimpfenden Unfug verübt, wird mit Gefängniss bis zu drei Jahren bestraft."

§. 186.

„Wer in Beziehung auf einen Andern eine Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet ist, wird, wenn nicht diese Thatsache erweislich wahr, wegen Beleidigung mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder mit Haft oder mit Gefängniss bis zu einem Jahre, und wenn die Beleidigung öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen oder Darstellungen begangen ist, mit Geldstrafe bis zu eintausendfünfhundert Mark oder mit Gefängniss bis zu zwei Jahren bestraft."

§. 187.

„Wer wider besseres Wissen in Beziehung auf einen Andern eine unwahre Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen oder dessen Kredit zu gefährden geeignet ist, wird wegen verleumderischer Beleidigung mit Gefängniss bis zu zwei Jahren und, wenn die Verleumdung öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen oder Darstellungen begangen ist, mit Gefängniss nicht unter Einem Monat bestraft. — Sind mildernde Umstände vorhanden, so kann die Strafe bis auf Einen Tag Gefängniss ermässigt oder auf Geldstrafe bis zu neunhundert Mark erkannt werden."

Bekanntlich sind es nun gerade Vergehen gegen die vorstehenden Paragraphen des deutschen Strafgesetzbuches, welche von den Vertretern der antisemitischen Bewegung in hervorragendem Masse den Juden zur Last gelegt werden. Ja man kann getrost behaupten, dass das Ueberhandnehmen derartiger Gesetzesübertretungen bei den jüdischen Literaten eine wesentliche Schuld an der jetzt acut gewordenen Judenfrage in Deutschland und andern Ländern trage. Wenn nun die einfache Constatirung dieser Thatsache für unsere israelitischen Mitbürger etwas Verletzendes involvirt, so beweist doch gerade dieser Umstand, dass sie sich in ihrer Majorität verletzender und herausfordernder Handlungen gegen ihre Mitbürger von christlich-germanischer Abkunft haben zu Schulden kommen lassen. Von uns aber zu verlangen, diese Thatsachen nur deshalb öffentlich mit dem sogenannten „Mantel christlicher Liebe" zu bedecken, um unsern israelitischen Mitbürgern unangenehme Empfindungen zu ersparen und uns von ihnen schwei-

gend die öffentliche und tendenziöse Verletzung alles dessen gefallen zu lassen, was unseren Vorfahren heilig und theuer war, wofür unsere Väter freudig Gut und Blut geopfert haben, — das zu verlangen, kann doch nicht mit den Gesetzen der Gerechtigkeit und Billigkeit in Einklang gebracht werden.

Zur Widerlegung der in obigen Worten gegen meinen Collegen von Treitschke erhobenen Vorwürfe und zum Beweise, dass die Provocation zu der gegenwärtigen judenfeindlichen Bewegung nicht von deutschen Christen, sondern ursprünglich von jüdischen Gelehrten und Literaten ausgegangen ist, erlaube ich mir hier einige Worte aus der unten citirten Schrift Treitschke's (S. 12 ff.) mit Citaten aus dem 11. Bande der „Geschichte des Judenthums" von dem israelitischen Professor Graetz an der Universität zu Breslau anzuführen:

„Herr Graetz nennt das Christenthum „„den Erzfeind, welcher das Heil vom Judenthum empfangen hatte und es dafür einkerkerte und anspie"" (S. 389). Und jene Stelle steht keineswegs allein, sie giebt vielmehr den Ton an, worauf der ganze Band gestimmt ist. Wenn Juden sich taufen lassen, so „„gehen sie ins feindliche Lager über"" (S. 172) oder „„sie verlassen die Quelle des lebendigen Wassers, um sich Labung aus übertünchten Gruben zu holen"" (S. 183). Und so sprudeln die Schmähreden weiter über „„die übermüthige Tochter der geknechteten Mutter"", „„den gekreuzigten Gott"" und „„die Kluft, welche das Christenthum zwischen sich und der Vernunft[1]) gehöhlt hat"". Dann wird rundweg

[1]) Hr. Professor Graetz wird vielleicht gegen uns Deutsche so nachsichtig sein, um uns bei Erwähnung seiner „Vernunft" die Erinnerung an Kant's Vernunft zu gestatten, insofern derselbe sich bekanntlich gerade mit diesem kritischen Artikel sowohl in seiner „Kritik der reinen Vernunft" als „der praktischen Vernunft" sehr eingehend beschäftigt hat. Kant würde also, wenn er noch lebte und Mitglied des deutschen Reichstages wäre, in eine über die „Vernunft" zu berathende Commission als „Sachverständiger" gewählt werden müssen, ähnlich wie ja Hr. Virchow so häufig das Vergnügen hat, in andere Commissionen als „Sachverständiger" gewählt zu werden. Hr. Professor Graetz müsste sich aber alsdann der Autorität Kant's unterordnen, nachdem derselbe sein Urtheil über „die Kluft, welche das Christenthum zwischen sich und der Vernunft gehöhlt hat", in dem betreffenden Commissionsbericht schriftlich abgegeben hätte. Ich erlaube mir nun dem gelehrten Juden Graetz zu bemerken, dass man zu Kant's Lebzeiten dessen Philosophie ganz allgemein als die Philosophie des Christenthums bezeichnete und die „Vergleichung Kant's mit

für unwahr erklärt, dass das Christenthum die allgemeine Menschenliebe und Brüderlichkeit predige (S. 197); und wieder: „„factisch war kein Jude ein Shylock, wohl aber ein Christ““ . . . . Nach solchen Aeusserungen über das Christenthum können die maassvollen[1]) Urtheile über unsere Theologen nicht mehr befremden. . . . .“

„Mancher Leser mag vielleicht dem Glaubenseifer Alles zu gute halten; für seine Schmähungen wider Deutschland hingegen kann Hr. Graetz eine solche Entschuldigung nicht beanspruchen. „„Die Germanen, diese Erfinder der Leibeigenschaft, des Feudal-Adels und des gemeinen Knechtsinnes““ — so schildert er uns (S. 260). Demgemäss war der junge Börne durch den patriotischen „„Taumel schon so sehr verdeutscht, dass er blinden Gehorsam predigte““ (S. 367). Der gereifte Börne aber und Heinrich Heine wurden die „„zwei Racheengel, welche mit feurigen Ruthen die Querköpfigkeit der Deutschen peitschten und ihre Armseligkeit schonungslos aufdeckten (S. 367) . . . Herr Graetz gesteht offen ein, dass er Deutschland mit nichten als sein Vaterland betrachtet; er schildert den trefflichen Gabriel Riesser als das merkwürdige Beispiel eines Juden, der „„in seinem zufälligen Geburtslande vollständig aufging““, und fügt herablassend hinzu: Riesser „„theilte die Beschränktheit deutschen Wesens, die Vertrauensseligkeit, die pedantische Ueberlegt-

---

Christus“ von Vielen „bis zum Ekel wiederholt“ wurde. (Vergleiche Borowsky: Ueber Immanuel Kant. Bd. I. S. 86. Königsberg 1804). Professor Reinhold, der Schwiegersohn Wieland's, ein berühmter Anhänger der Philosophie Kant's und Zeitgenosse Schiller's, hatte behauptet: „nach hundert Jahren müsse Kant die Reputation von Jesus Christus haben“. (Vgl. Scherr: Schiller und seine Zeit. II. S. 84). Gegen Borowsky (S. 86 und 87) aber äusserte sich Kant bezüglich der damals vielfach verbreiteten Behauptung: „dass Christus und die Apostel nur Eins und dasselbe lehrten was Kant sagt“, wie folgt: „Er beuge sich vor jenem Namen und sehe sich, gegen ihn gehalten, nur für einen, ihn nach Vermögen auslegenden armen Stümper an.“ Ich hoffe das deutsche Volk wird es vorziehen, lieber dem Beispiele Kant's als demjenigen des Breslauer Juden Professor Graetz zu folgen. Hat doch auch der deutsche Kronprinz Friedrich Wilhelm bei seiner letzten Anwesenheit in Königsberg den deutschen Studenten das Studium der Philosophie Kant's auf's dringendste empfohlen, und der deutsche Kaiser in denselben Tagen die folgenden Worte an sein Volk gerichtet: „Die christliche Religion ist der Grund und Boden, auf dem wir stehen bleiben müssen.“ (Vgl. meine Abhandlungen Bd. III. (Vorrede S. XCII.) Bedeuten solchen Worten unsers Kaisers gegenüber die Aeusserungen des jüdischen Professors Graetz über das Christenthum nicht etwas mehr als Gebrauch von der Lehrfreiheit an einer preussischen Landesuniversität machen?

[1]) Ist wohl ein Druckfehler und soll heissen „„maasslosen““. Z.

heit und die Scheu vor rascher That““ (S. 471). Allerdings ist Herr Graetz, wie er in seinem offenen Briefe hervorhebt, einmal so freundlich, Goethe und Fichte zwei Männer ersten Ranges zu nennen; doch er verschweigt, mit welchen gehässigen Worten er auf S. 245 ff. diesen Beiden zu Leibe geht; er verschweigt seine anmuthigen Bemerkungen über „„die giftige Frucht von Fichte's Samen““ (S. 361) . . .

„Und zu Alledem noch dieser unbeschreiblich freche und hämische Ton: der Mann schüttelt sich vor Vergnügen, so oft er den Deutschen etwas recht Unfläthiges sagen kann.“

„Hand in Hand mit solchem Unglimpf gegen Deutschland geht eine ungeheure Ueberhebung. Herr Graetz wird nicht müde, seine Stammesgenossen zum „„Ahnenstolze““ zu ermahnen, ihnen von ihrem „„uralten Adel““ zu sprechen. Ich habe nichts dawider, aber wer so denkt, hat doch wohl nicht das Recht, uns Germanen als „„Erfinder des Feudal-Adels““ zu brandmarken? . . . Nachdem Herr Graetz uns gelehrt, Lessing sei der grösste Deutsche gewesen, versichert er erhaben: „„Börne war mehr als Lessing““. Wir haben also die Freude, in Börne den allergrössten Sohn deutscher Erde zu verehren, werden jedoch in solchem Genusse sogleich gestört, da der Verfasser uns ausdrücklich erklärt, Börne sei keineswegs ein Deutscher, sondern ein Jude.“

„Nun frage ich, kann ein Mann, der also denkt und schreibt, selber für einen Deutschen gelten? Nein, Herr Graetz ist ein Fremdling auf dem Boden „„seines zufälligen Geburtslandes““, ein Orientale, der unser Volk weder versteht noch verstehen will; er hat mit uns nichts gemein, als dass er unser Staatsbürgerrecht besitzt und sich unserer Muttersprache bedient — freilich um uns zu verlästern. Wenn Leute dieses Schlages, die von dem Geiste Nathan's des Weisen gar nichts ahnen, ihren Hass und ihren Stammesdünkel hinter dem Namen Lessing's, des Deutschen und des Christen, zu verschanzen suchen, so schänden sie das Grab eines Helden unserer Nation. Das Buch des Herrn Graetz aber wird leider von einem Theile unseres Judenthums als ein *standard work* angesehen, und was er mit der Plumpheit des Zeloten herauspoltert, das wiederholt sich in unzähligen Artikeln jüdischer Journalisten, in der Form gehässiger Witzelei gegen Christenthum und Germanenthum.“

Und solchen, uns zum Kampf herausfordernden Worten eines sogenannten „deutschen“ Professors an der Universität Breslau gegenüber sollten wir schweigen und aus Rücksichten der sogenannten Toleranz nicht energisch Front machen gegen die Verjudung und das Ueberhandnehmen des jüdischen Geistes an unseren deutschen Universitäten? Das wäre Feigheit und Verrath an den mit Blut erkauften Vermächtnissen unserer Vorfahren und an der nächsten Generation.

Da gerade die liberalen Juden für englische Verhältnisse im Allgemeinen sehr eingenommen sind, so werden sie bei der von deutschen Christen zur Abwehr unberechtigter Eingriffe unternommenen Bewegung auch einen Theil ihrer Empfindlichkeit gegen harte Worte ablegen müssen. Ein Beispiel dafür, was sich gegenwärtig in dem freien England der von der liberalen Partei beseitigte Lord Beaconsfield (früher D'Israeli) als „Jude" gefallen lassen muss, liefert der folgende Bericht eines Special-Correspondenten der frei-conservativen „Post" (vom 8. April 1880) über die englischen Wahlen. Der Bericht ist aus London d. 5. April 1880 datirt und enthält wörtlich die folgenden Sätze:

„Ich war gestern in Richmond, wo heut die Wahl stattfindet. Die Häuser waren dort von unten bis oben mit Plakaten bedeckt, über die Strassen Seile gespannt, an denen Fahnen mit den Namen der Kandidaten hingen. Man scheint dort noch derbere Mittel für nöthig zu halten, als hier. So fielen mir zwei Bilder auf, die an dem Comitée-Haus der Liberalen hingen. Das eine stellt Disraeli als neunschwänzige Katze vor. Die Katze, welche auf allen Vieren steht, hat Beaconsfield's Gesicht. Er trägt auf dem Haupte die Kaiserkrone und um den Hals ein Hermelin. Auf den Schwänzen steht:

„„*Imperialism*, Imperialismus. *Slavery*, Sklaverei. *Royal Flunkeysism*, Höfisches Lakaienthum. *Extravagance*, Verschwendung. *Starvation*, Hungersnoth. *Humbug*, Humbug. *Bankrupcy*, Ruin. *Distrust*, Noth. *War*, Krieg.""

„Auf einem anderen Bilde wird Beaconsfield als der moderne Shylock dargestellt. Er hat eine Karte mit den Worten: 8 Million Pfund in 5 Jahren in der einen Hand, ein Messer in der anderen und steht vor einer weiblichen Figur, welche ihm zuruft: *Get thee gone!* (Mach, dass Du fortkommst), hinter ihm mehrere Personen, die auch Legenden im Munde haben. Eine sagt: *Beg for leave to hang thyself* (Bitte um Erlaubniss, dich aufhängen zu dürfen), die anderen mit den Worten aus dem Kaufmann von Venedig: *Tarry, Jew; The law has yet another hold on you.* (Wart', Jude, das Recht hat andern Anspruch noch an dich!) Gestatten Sie mir hierbei die Bemerkung, dass überhaupt die Liberalen Disraeli's jüdische Herkunft sehr vielfach und mit Erfolg ausgebeutet zu haben scheinen. Kräftige Ausdrücke sind, ich weiss dies wohl, in England üblich. Man giebt dort nicht so viel auf die äussere Form der Loyalität wie bei uns, aber ich habe doch ganz seltsame Dinge gehört und gelesen."

Wenn sich in England der bisherige höchste Beamte des Staates solchen körperlich schmerzlosen Ausdruck des wieder-

erwachten christlich-germanischen Nationalgefühles gegenüber den antipathischen Eigenschaften des semitischen Elementes von den Liberalen gefallen lassen muss, dann wird man es doch dem Berliner Hofprediger Stöcker nicht als Zeichen eines reactionären und orthodoxen Fanatismus anrechnen dürfen, wenn er, von Herrn Isaaksohn dazu aufgefordert, sich über den „Kern der Judenfrage" wie folgt[1]) ausspricht:

Fr. „Der Kern der Judenfrage" bildete die Tagesordnung einer im grossen Saale der „Berliner Flora" (Friedrichsstrasse 218) stattgehabten, von weit über 2000 Personen besuchten Versammlung der christlich-sozialen Arbeiterpartei. Hofprediger Stöcker äusserte sich ungefähr wie folgt: Ich hätte dieses Thema nicht zur Besprechung gewählt, wenn ich nicht in einer der früheren Versammlungen von einem Herrn Isaaksohn dazu veranlasst worden wäre. Die Judenfrage, eine der wichtigsten unserer Zeit, ist nirgends eine so dringende wie in Deutschland, ganz besonders aber in Berlin (Rufe: Sehr wahr! Sehr richtig!). Die unsittlich-irreligiöse Macht der Juden ist an keinem anderen Orte so drückend wie in Berlin, obwohl in Wien, Breslau, Frankfurt a. M. und Hamburg diese unheilvolle Macht ebenfalls sehr fühlbar ist. In Wien hat man es aber doch wenigstens schon so weit gebracht: die Aufführung des Schauspiels „Gräfin Lea" von Paul Lindau, in dem der christlich-germanische Adel von einem jüdischen Wucherer beleidigt wird, zu verbieten. Bei uns in Berlin gelangt dies Schauspiel nach wie vor zur Aufführung, und Christen sind es, die solches Machwerk beklatschen. (Rufe: Pfui!) Man hat mir einerseits vorgeworfen, ich behandelte die Judenfrage zu sehr als Rassenfrage, während sie mehr eine religiöse sei, und auf der andern Seite hat man mir den entgegengesetzten Vorwurf gemacht. (Heiterkeit.) Ich bin der Meinung: die sittlich-religiöse Frage auf der einen Seite, die national-soziale Frage auf der anderen Seite, dies kombinirt bildet die Judenfrage. Man hat mir ferner gesagt: ich solle die Judenfrage zu lösen suchen, indem ich mich bestrebe, die Juden zu Christen zu machen. Ich würde diesem Rathe sehr gern Folge leisten, wenn ich nicht wüsste, dass dies Beginnen erfolglos wäre. Ich spreche auch nicht hier als Judenmissionar, sondern als Christlich-Sozialer. Wir haben es mit zwei Arten von Juden zu thun, einmal mit den Orthodoxen, die sich beschneiden, die Speisegesetze beobachten etc., und zweitens mit den Reformjuden, die einer rationalistischen Religion huldigen und bestrebt sind, diese ihre Religionsanschauung zur Weltreligion zu machen. Wenn Christen ihre Kirche beschimpfen, so ist das gewiss grundschlecht, wenn aber Juden sich in christlich-religiöse Dinge mischen, das Christenthum und die Geistlichkeit gar wohl noch beleidigen, so ist das ein Zustand, den sich das christliche Volk nicht länger gefallen lassen darf. Das christliche Volk darf es nicht länger dulden, dass $^1/_2$ Million

[1]) Abdruck aus der „Post" v. 11. April 1880. Beilage.

fremder Leute sich anmassen in Religionsangelegenheiten von 40 Millionen deutscher Bürger sich einzumischen. Dass die Juden eine wesentlich andere Rasse als die Christen sind, ist an ihrer Bauart, Gestalt und Gesichtszügen unverkennbar. (Stürmischer Beifall und grosse Heiterkeit.) Nicht die jüdische Religion wollen wir bekämpfen, sondern lediglich den jüdischen Unglauben, der zugleich den Unglauben der Christen hervorruft. (Rufe: Das stimmt nicht! Eine Stimme: Fauler Judenjunge raus! Grosse Unruhe.) Wende man nicht ein: Der Einfluss der Juden ist nicht von Bedeutung. In Berlin haben zwei Männer Angriffe gegen die christliche Kirche und ihre Geistlichkeit in öffentlichen Versammlungen geschleudert, wie sie nicht schlimmer gedacht werden können, und trotzdem hat man diesen Männern zugejauchzt und sie zu Abgeordneten gewählt. Es ist eine Charakter-Eigenthümlichkeit der Juden, dass sie körperliche Arbeit verschmähen. Vermöge ihrer Schlauheit und Geschicklichkeit im Handel wurden sie die Herren des Handels und des Kapitals. Der Giftbaum des Volkes, genannt Börse, ist fast ausschliesslich in Händen der Juden. Bereits sind wir auf dem Standpunkte angelangt, dass leider auch für viele Christen der Mammon: Gott, die Börse: der Tempel und der Courszettel: das einzige Buch ist, das ihnen heilig erscheint. Aber auch die verwerflichen Geschäftsgrundsätze der Juden bilden eine grosse Gefahr für unser Volk. Hier blos einige Beispiele. Der bekannte Käsehändler Georg Vallentin ist ein Jude. (Hört, Hört!) Der Apotheker, der im Jahre 1866 die Medicamente verfälschte, die er zur Heilung der Wunden unserer preussischen Soldaten zu liefern hatte, war ein Jude (Hört, Hört!). Vor einiger Zeit wurden, wie die Zeitungen berichteten, grosse Wagenladungen unsittlicher Schriften bei jüdischen Händlern konfiscirt. (Rufe: Pfui!) Durch fingirte Ausverkäufe, Konkurse etc. suchen jüdische Geschäfte Gimpel auf den Leim zu locken. Zu diesen Geschäftsmanipulationen gesellt sich noch der immer mehr überhandnehmende semitische Wucher. Ich missgönne den Juden nicht ihren Reichthum, nur dagegen erhebe ich meine Stimme, dass sie vermöge dieses ihres Kapitals auch eine soziale und religiöse Uebermacht zu erlangen suchen. Welch korrumpirenden Einfluss die Juden auf die Presse ausüben, habe ich schon vielfach erwähnt. Der Journalisten-Verein in Wien zählt z. B. 289 Mitglieder, darunter 159 Juden. (Hört, Hört!) Auf dem Journalistentage zu Dresden, eine jährliche Zusammenkunft von den Vertretern des grössten Theiles der deutschen Presse, waren von 43 anwesenden Vertretern 29 Israeliten. (Hört, Hört!) Ich will nicht darauf zurückkommen, dass ein Drittel der Schüler von höheren Unterrichts-Anstalten Berlins Juden sind. (Hört, hört!) Es fällt mir nicht im Entferntesten ein, eine Austreibung der Juden zu verlangen; ich betrachte im Gegentheil die Juden als durchaus gleichberechtigte Mitbürger, ich will unser Volk lediglich vor einer Ueberwucherung des jüdischen Geistes geschützt wissen. Eine Lösung der Judenfrage erblicke ich zunächst darin, dass man den Juden nicht gestattet, in vorwiegend christlichen Schulen ordentliche Klassenlehrer zu werden, dass man es verhütet,

dass das jüdische Element im Justizdienste und in der staatlichen Verwaltung überhand nimmt, dass man den Juden nur gestattet, aus ihren Kreisen heraus nach Verhältniss ihrer Stimmenzahl Deputirte in den Reichs- und Landtag und Kommunalvertretung zu entsenden. (Lebhafter Beifall.) Eine Beschränkung des Wuchers, obligatorische Innungen und genossenschaftliche Arbeit auch in den Fabriken dürften dazu beitragen, die Uebermacht des jüdischen Kapitals zu brechen und eine Gesundung unserer sozialen Verhältnisse herbeizuführen. (Stürmischer, lang anhaltender Beifall.) — Der erste Redner in der Debatte ist Herr Moritz Isaaksohn: Meine Herren, dass im 19. Jahrhundert hier noch öffentlich über die Judenfrage debattirt wird, ist eine Schande für unseren Zeitgeist. (Gelächter und Unterbrechung.) Die Vorgänge hier in Berlin erregen Ekel und Abscheu in der ganzen gebildeten Welt. (Gelächter und Unterbrechung.) Meine Herren! Wie ein Hofprediger, dessen Amt es ist, Liebe . . . (Lärm.) Stöcker: Ich muss den Redner dringend ersuchen, nicht persönlich zu werden, sondern blos zur Sache zu sprechen. Isaaksohn (fortfahrend): Meine Herren! Im Mittelalter beschuldigte man die Juden, sie hätten die Brunnen vergiftet u. s. w., da dies aber heute nicht mehr zieht und man sich die Juden als Sündenbock ausersehen hat, so beschuldigt man dieselben, dass sie die Christen unterdrücken. Die jüdischen Journalisten liefern doch blos einen Beweis von der Intelligenz der Israeliten. (Gelächter.) Die Manipulationen Vallentins und ähnlicher unsauberer Geschäftsleute verurtheilen die anständigen Juden ebenso wie die anständigen Christen. Dass die Juden-Agitation des Herrn Hofprediger Stöcker nicht den Beifall der gesammten Christenheit findet, dafür liefert die bekannte Schrift des Herrn Pastor Gruber (Rufe: Das ist ein getaufter Jude) beredtes Zeugniss. Herr Pastor Gruber hat, wie Ihnen bekannt sein dürfte, folgendes Anerkennungsschreiben vom Kronprinzen erhalten . . . . Hofprediger Stöcker: Ich kann Ihnen die Verlesung dieses Schreibens nicht gestatten. Ich kann nicht dulden, dass ein so hochgestelltes Mitglied unseres Kaiserlichen Hauses hier in die Debatte gezogen wird. — Isaaksohn: Wenn sie mich in meiner Vertheidigung derartig beschränken, dann verzichte ich auf's Wort. (Beifall und Lärm.) — In einer längeren Replik führte Hofprediger Stöcker u. A. an: Juden hätten in Deutschland die Sozialdemokratie geschaffen und in Russland stehen Juden an der Spitze der nihilistischen Bewegung."

Wie aus dem obigen Referate ersichtlich ist, wird von den Israeliten, denen gegenüber wir uns im Zustande der Abwehr ihrer unberechtigten Einmischung in christlich-germanische Culturfragen befinden, wiederholt und mit Nachdruck auf ein Dank-Schreiben hingewiesen, welches der deutsche Kronprinz Friedrich Wilhelm an den Pastor B. Gruber[1])

[1]) Pastor in Reichenbach in Schlesien.

bei Uebersendung seiner Flugschrift: „Christ und Israelit. Ein Friedenswort zur Judenfrage“, gerichtet hat. Diese Schrift liegt gegenwärtig bereits in vierter Auflage vor und enthält den Abdruck des erwähnten Dankschreibens. Dasselbe lautet wörtlich wie folgt:

„Sie haben Mich durch Ueberreichung Ihrer Schrift: „„Christ und Israelit““ aufrichtig erfreut und zu besonderem Danke verpflichtet. Ich gebe Mich gern der Hoffnung hin, dass Ihr Wort des Friedens in weite Kreise dringen und die verdiente Anerkennung finden möge.

Berlin, den 16. Januar 1880.

Friedrich Wilhelm,
Kronprinz.“

Welcher aufrichtige Menschenfreund wird sich nicht mit dem Inhalte dieses Schreibens vollständig im Einklang befinden! Da aber doch die Ermahnung zum Frieden ebenso wie die Warnung vor dem Kriege nothwendig stets zwei Parteien voraussetzt, welche den ersteren schliessen, den letzteren führen, so begreift man nicht, wie dieser Brief von den Israeliten stets einseitig nur als Warnung für diejenigen aufgefasst wird, welche durch Uebergriffe und Zudringlichkeiten der Juden zuerst in den Zustand der Nothwehr versetzt worden sind. Hr. Jacob Nachod wird doch als verständiger und intelligenter Mann mit mir einverstanden sein, dass es eine unberechtigte Anmassung sei, wenn ein israelitischer Lehrer der englischen Sprache nach einer Anrede an Studenten seine Verwunderung ausdrückt, dass ich meines Amtes wegen meiner Schriften noch nicht enthoben bin, wenn er sich alsdann mit einem Inserate ähnlichen Inhaltes an englische Zeitungsschreiber wendet, die ihm seinen Aufsatz mit dem Bemerken zurücksenden, er müsse solche Beschwerden an das hiesige Cultusministerium richten. Was in aller Welt hat sich ein jüdischer Sprachlehrer um deutsche Universitätsangelegenheiten zu kümmern und sich als Richter und Denunciant über dasjenige aufzuwerfen, was der Universität Leipzig und den deutschen Studenten nützlich oder schädlich sei? Hr. Jacob Nachod wird mit mir einverstanden sein, dass dies Fragen sind, um welche sich lediglich deutsche Professoren zu kümmern haben, welchen vom Staate die Verantwortlichkeit für die

sittliche und geistige Ausbildung der ihrer Leitung anvertrauten Studenten übertragen ist. Anstatt die antisemitischen Vereine auf Grund des Socialistengesetzes bei den Regierungen zu denunciren, welches bekanntlich gegen das Votum von Hauptvertretern des parlamentarischen Judenthumes legal zu Stande gekommen ist, würde ich lieber den Juden vorschlagen Semiten-Vereine zu gründen, mit der wesentlichen Bestimmung, der unberechtigten Einmischung und Zudringlichkeit Israels in fremde Angelegenheiten einen Damm entgegenzusetzen. Das wäre ein praktischer Vorschlag zu einer friedlichen Lösung der Judenfrage; sollten sich hierbei unsere israelitischen Mitbürger, wie in so vielen andern Dingen, durch geschäftsmässige Routine und Gewandtheit auszeichnen, so würde sich sogar die friedliche Aussicht eines Auslieferungsvertrages für „Rohstoffe“ zwischen Antisemiten- und Semiten-Vereinen eröffnen. Ich meine dies in dem Sinne, dass die Antisemiten Männer von christlich-germanischer Abstammung, die sich, wie Carl Vogt, Virchow, Du Bois-Reymond, Ludwig, Alfred Dove u. dgl. m., durch Mangel an sittlichem und literarischem Anstand auszeichnen, den Semiten-Vereinen zur „Verarbeitung“ überliessen, während letztere als Tauschobjecte dafür Männer wie Prof. Graetz, Lasker, Bamberger, Sonnemann u. dgl. m. zur eingehenden „Behandlung“ an die Antisemiten-Vereine auslieferten. Durch einen derartigen Tauschverkehr behufs der Veredlung aus der Art geschlagener Pflanzen würden sich sehr bald freundliche Handelsbeziehungen zwischen Antisemiten und Semiten herstellen und die Judenfrage wäre in Deutschland friedlich und practisch gelöst. Wenn aber die Juden mit solcher Rücksichtslosigkeit wie Professor Graetz in Breslau, unser Deutschthum und Christenthum mit Schmutz bewerfen, dann haben wir mindestens das Recht, mit dem friedliebenden Pastor Gruber (S. 17 a. a. O.) zu erwidern:

„Von dem ächt christlichen Glauben her — das wisse Israel — droht ihm keine Gefahr, und darum halte es mit der Kirche Frieden. . . Der heilige Boden christlichen Glaubens sei auch ihm ein *noli me tangere!* Das sind unsere Forderungen an Israel!“

Diese Forderung unterstützt auch der deutsche Kronprinz als Ritter des Schwarzen Adlerordens mit seiner vollen Autorität, denn kraft der Statuten[1]) dieses Ordens sind die Ritter desselben verpflichtet, ausser „überall Friede, Einigkeit und gutes Vernehmen zu stiften und zu erhalten", auch „die Erhaltung der wahren christlichen Religion überall, absonderlich aber wider die Ungläubigen zu befördern".

Da nun aber die absolute Wahrheit für Menschen niemals erreichbar ist, so wird auch „die wahre christliche Religion" ein Begriff sein, dessen Verwirklichung die Menschheit im Laufe ihrer fortschreitenden Culturentwickelung nur allmälig sich nähern wird, ohne ihn jemals vollständig zu erreichen. Aber das Leitgestirn auf dieser Wanderung sind „Ehrlichkeit", die „Liebe zur Wahrheit" und der damit jederzeit gepaarte deutsche „Mannesmuth". Nur unter diesem Dreigestirn wird sich die Hoffnung Professor Treitschke's erfüllen, wenn er sagt:

„Auch heute noch darf kein deutscher Christ die Hoffnung aufgeben, es werde dereinst eine reinere Form des Christenthums sich bilden, welche die getrennten Brüder vereinigt."[2])

Entsprechend dieser Hoffnung haben dann aber die schönen Worte des dereinstigen Erben der deutschen Kaiserkrone, welche er bereits im Jahre 1870 ausgesprochen hat (vgl. S. 95), gegenwärtig einen doppelt Glück verheissenden Sinn:

„Ehrlichkeit ist nie eine Schmach! Gebe ein Jeder die Eitelkeit auf, die da glaubt die ganze und die echte Wahrheit zu besitzen und allein für die Wahrheit die richtige Form anzuwenden! Die Liebe zur Wahrheit wird uns den Mannesmuth geben, das Unhaltbare zu opfern, aber wir werden dann das Sichere mit um so grösserer Hingebung zur Geltung bringen!"

---

[1]) Vgl. oben S. 96.

[2]) „Ein Wort über unser Judenthum von Heinrich v. Treitschke". Seite 25. (Separatabdruck aus dem 44. und 45. Bande der Preussischen Jahrbücher.)

Das „Leipziger Tageblatt“ und seine „kritischen“ Mitarbeiter.

Bekanntlich hat sich die Königlich Sächsische Staatsregierung vor einigen Jahren durch die ungebührliche Sprache der im Leipziger Tageblatt gegen Verordnungen und Maassnahmen der Königlichen Regierung publicirten Aufsätze veranlasst gesehen, dem gedachten Blatte den Charakter als „Amtsblatt des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig“ zu entziehen und die damit verknüpfte obligatorische Publication von amtlichen Anzeigen nebst dem erwähnten Charakter eines „Amtsblattes“ den hier unter verantwortlicher Redaction des Herrn G. Reusche erscheinenden „Leipziger Nachrichten“ zu übertragen. In wie weit nun auch andere Kreise, denen zur Kundgebung ihrer nicht minder gerechten Beschwerden gegen Inhalt und Form der im Tageblatte erscheinenden kritischen Aufsätze die gleichen Mittel wie der Königlichen Staatsregierung nicht zur Verfügung stehen, unter den erwähnten literarischen Eigenthümlichkeiten des Leipziger Tageblattes zu leiden haben, darüber mag das Leipziger gebildete Publikum sich auf Grund der im Folgenden mitgetheilten Documente ein eigenes Urtheil bilden.

Im Leipziger Tageblatt vom 7. Juli (Dritte Beilage) und 8. Juli (Hauptblatt) d. J. erschienen anonym die beiden folgenden, wörtlich abgedruckten Aufsätze:

„Professor Zöllner und die deutschen Professoren“.

„Bei dem Standpunkte, welchen das Leipziger Tageblatt einerseits zur Vivisection, andererseits zu dem Spiritismus des Herrn Slade und zu dem Magnetismus des Herrn Hansen einnimmt, muss dasselbe den Publicationen des Herrn Professor Zöllner eine grosse Aufmerksamkeit widmen,

eine um so grössere, als der genannte Herr Professor auf allen vorgenannten Gebieten mit staunenerregender Fruchtbarkeit arbeitet. Seit dem dritten Bande der „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ sind im Laufe der letzten Monate drei Brochuren von Herrn Prof. Zöllner edirt worden: „Ueber den wissenschaftlichen Missbrauch der Vivisection mit historischen Documenten über die Vivisection von Menschen“, ferner: „Das deutsche Volk und seine Professoren, eine Sammlung von Citaten ohne Commentar“ etc., endlich: „Zur Aufklärung des deutschen Volkes über Inhalt und Aufgabe der wissenschaftlichen Abhandlungen.“

Die Vivisectionsfrage ist seiner Zeit in diesem Blatte nach den hier verunglückten Agitationen des Herrn v. Weber von berufener Feder besprochen worden. Es soll deshalb nicht Aufgabe dieses Referats sein, diese bis zur Ermüdung der Leser ventilirte Frage einer nochmaligen Behandlung durch Besprechung des erstcitirten Buches zu unterziehen; es ist ein vollständig anderes Thema, welches diesem Referate zu Grunde liegen soll. Auf unsern Gegenstand weist Herr Professor Zöllner selbst durch den Titel seiner zweiten Brochure hin: Das deutsche Volk und seine Professoren.

Wer die letzten Erörterungen des Herrn Professors namentlich im 3. Bande der „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ auch nur oberflächlich verfolgt hatte, konnte beim Erblicken dieses Titels nicht im Zweifel sein über die Tendenz des Buches. Wissenschaftliche Abhandlungen im Preise von 20 Mark dürften kaum das Glück haben, sehr populär zu werden; ausserdem verweist sie schon der Titel mehr in die Bibliothek des Gelehrten, als auf den Familientisch des Bürgers. Da ist denn Herrn Professor Zöllner der Gedanke gekommen, seiner persönlichen Polemik gegen seine Collegen und andere nicht akademisch graduirte Persönlichkeiten auch bei der Majorität des Laienpublicums Zugang zu verschaffen, nach dem schon von Schiller empfohlenen Principe: „Den lauten Markt mag Momus unterhalten“.

Sind ungefähr zwanzig Professoren, welche meist naturwissenschaftliche Lehrstühle inne haben, resp. hatten, als Vertreter der deutschen Professoren insgesammt anzusehen, da doch allein unsere Universität Leipzig 62 ordentliche Professoren zählt? Wer hat gerade diese 20 dazu erwählt? Doch lediglich Herr Professor Zöllner nach seinen nicht immer durchsichtigen Zwecken. Und ist schon aus diesem Grunde die Auswahl keine massgebende, so noch viel weniger die Art und Weise, durch gänzlich aus dem Zusammenhange gerissene Citate charakterisiren zu wollen. Herr Professor Zöllner wird doch nicht verlangen, dass man seinen Collectaneen auch jedesmal auf die Quelle nachgehen soll, besonders bei Zeitungsberichten. Ja wir werden sogar sehen, dass er mitunter allen Grund hat, Dies nicht zu wünschen.

Ferner das Volk! Ja, das Volk! Ob wohl Jemand aus den von Herrn Professor Zöllner angeführten Citaten von Nichtprofessoren die Ansichten des deutschen Volkes über seine akademischen Lehrer kennen lernt?

Schmeichelhaft ist es entschieden für das deutsche Volk, dass Hödel, Nobiling, der abendmahlschändende Arbeitsmann Uhlich als seine Vertreter vorgeführt werden. Auch sind nicht alle Leute dafür, in Bebel und Liebknecht ihr nationales Musterbild zu sehen. In diese Gesellschaft bringt nun Herr Professor Zöllner auch andere Persönlichkeiten, die man sonst mit jenen nicht in einem Athem zu nennen pflegt. Fürst Bismarck lässt man sich ganz gern als Vertreter des deutschen Volkes gefallen: er ist markig durch und durch, aufrichtig und wahr, Führer der nationalen Idee seit 1870. Aber wenn Herr Professor Zöllner von ihm Etwas citiren will, so muss es doch selbstverständlich, dem Titel des Buches entsprechend, über deutsche Professoren gesagt sein. Wie da hieher die Rede vom 8. Mai 1880 und die Note vom 20. April 1880 passe, sieht man schlechterdings nicht ein. — Auch fragt man sich vergeblich, wie der Gesetzentwurf über die Strafgewalt des Reichstags gegen seine Mitglieder in das Buch kommt, ebenso wie der diesbezügliche Brief des Freiherrn v. Lüttwitz. Wünscht Herr Professor Zöllner einen solchen Disciplinarhof auch für die Universitäten? Dann muss er wirklich ganz vergessen haben, dass ein solcher existirt für Professoren, welche mit der Führung ihres Amtes Anstoss bei den Collegen und dem Publicum erregen. — Vollständig consternirt jedoch ist man bei der „geheimen Note vom December 1869 von den Beichtvätern der Kaiserin Eugenie“ etc. Freilich weiss Referent, dass er mit seinem Tadel dem Urtheile des Herrn Professor Zöllner verfällt, welches Derselbe in seinem Buche „Zur Aufklärung des deutschen Volkes“ pag. 14 f. ausspricht: „Meinen Kritikern, besonders den sogenannten „Stimmen der Presse“, erlaube ich mir zu erklären, dass nicht ihr Tadel, sondern stets nur ihre Lobeserhebungen mich verletzen. Wer mich tadelt, steht unter mir, indem es ihm an hinreichenden Kenntnissen fehlt, mich zu verstehen.“

„Was soll's nun aber mit dem Buche?“ frägt der ungeduldige Leser. Referent glaubt errathen zu haben, — er wiederholt: er glaubt errathen zu haben, dass dem deutschen Volke in dieser Sammlung von Citaten von ungefähr 20 Docenten ein Licht aufgesteckt werden soll über die Schmählichkeit der deutschen Professorenverhältnisse im Allgemeinen. Unwissenheit, Hochmuth, Thierquälerei, Verführung zur Socialdemokratie und zum Meuchelmord: das sind die Eigenschaften der deutschen Professoren nach Herrn Friedrich Zöllner. „Umkehr! Umkehr auf naturwissenschaftlichem wie volkswirthschaftlichem Gebiete!“ ist seine Losung. Man sieht, auch die Krebsnasen fehlen bei diesem neuesten Leipziger Allerlei nicht. Nun, wir wollen sehen, wie Das durchgeführt wird. Man kann auch in fremden Worten mitunter unwahr sein!

Wie ist es z. B. mit dem Citate aus „Wichtige Tagesfragen“ von Herrn Professor Karl Birnbaum? Es ist angebracht zwischen einer Stelle aus Nobiling's eigener Lebensbeschreibung und Bildungsangabe und einem Berichte des Leipziger Tageblattes über sein Befinden nach dem Selbstmordversuche. Entfernter gruppiren sich dann darum Hödel'sche

Auslassungen und Process Glattstern. Wenn man in dieser überaus ehrenwerthen Gesellschaft folgendes Citat aus der genannten Schrift des Herrn Professor Birnbaum liest:

(1) „Zum Theil waren die Herren empört über Das, was sie zu hören bekamen, zum Theil begeistert für den Socialismus. Behufs der Organisation wirksamer Propaganda im Kreise der Commilitonen waren einige von diesen mit den Vertretern der socialdemokratischen Partei in Verbindung getreten und besonders zu der Zeit, als sie sich auf ihre Lehrer im Verein für Socialpolitik berufen konnten, überaus thätig in diesem Sinne."

(2) „Die nachfolgenden Blätter enthalten das Wesentlichste aus einer Reihe von Vorlesungen, welche ich seit dem Jahre 1871 in jedem Wintersemester gehalten habe."

wenn man Dieses liesst, muss man bei unbefangenem Gemüthe glauben: „Ha, dieser Birnbaum hat den Studenten Anleitung gegeben zum Socialismus und zur Anknüpfung von Verbindungen mit der socialdemokratischen Partei."

Im Originaltexte jedoch beginnt der zweite Passus den Reigen, dann folgen diese Worte: „Zur Abhaltung dieser Vorlesungen war ich seiner Zeit durch die Wahrnehmung veranlasst worden, dass eine grössere Anzahl unserer Studirenden . . . . . mit ausserordentlichem Interesse den öffentlichen Angelegenheiten folgten und mit einem dem Studium nachtheiligen Eifer an dem Streite über das Für und Wider sich betheiligten." — Dass dadurch die Sache ein ganz anderes Licht gewinnt, ist klar, und es fragt sich nur, welche Zwecke Herr Professor Zöllner bei seiner Auslassung und Umstellung verfolgt hat.

Recht schlecht fährt in den Citaten Professor Virchow. Er ist nicht nur ein grausamer Wütherich gegen die armen Thiere, nicht nur ein ultrarother Revolutionair, nein — und Dies ist doch bei einem Professor am allerschlimmsten —: er ist ein Unwissender, der es sogar selbst eingesteht. Horrender Zustand deutscher Universitäten!

Damit wollen wir Abschied von einem Buche nehmen, welches nur zu deutlich die Spuren einer überaus schnellen Abfassung trägt. Referent hätte sich mit diesem Wuste von willkürlich gewählten, willkürlich zugestutzten und willkürlich zusammengestellten Citaten nicht so lange aufgehalten, wenn der Leser nicht den Eindruck bekommen sollte, wie Herr Professor Zöllner wohl erst in einem Buche mit eigenem Originaltexte, als z. B. in dem Buche „Zur Aufklärung" etc., verfahre, wenn schon diese anscheinend objective Compilation in vielfacher Weise ernsten Anstoss erregt. Referent hätte ferner den Leser nicht so lange bei einem Buche aufgehalten, welches in seiner bunten Zusammenwürfelung einem geflickten Kriegsmantel für den polemischen Herrn Professor zu vergleichen ist, wenn er überhaupt der Meinung gewesen wäre, dass der Inhalt des zweiten Buches „Zur Aufklärung des deutschen Volkes" etc. im Einzelnen discutirbar wäre. Anstandsrücksichten wegen des an allen Haaren herbeigezogenen Skandals haben ihn vom Gegentheil überzeugt. Im Grossen und

Ganzen kann man es als einen Commentar zu vielen Stellen der vorbehandelten Citatensammlung ansehen, in den nun aber die allerpersönlichste Polemik verpackt ist, eine Polemik, welche unvorsichtige Literaturhistoriker auf die Vermuthung bringen könnte, Herr Professor Zöllner sei mit dem Verfasser der „Gespräche mit einem Grobian“ in näherem Verhältnisse gestanden.“

Leipziger Tageblatt. 7. Juli 1880.

„Wir wollen nicht leugnen, dass die Opposition, welche Herr Prof. Zöllner durch die sensationellen Ergebnisse seiner Forschung und durch seine Compagniegeschäfte mit Slade und Hansen gegen sich wachgerufen, sich nicht immer in den Grenzen einer rein wissenschaftlichen Polemik gehalten haben mag. Aber, muss man bei dem Charakter der ganzen Angelegenheit sich fragen, ist es überhaupt möglich, sich bei einer Kritik der spiritistischen Bewegung in diesen Grenzen zu halten? Ueberdies hat die Polemik der deutschen Collegen bisher nie die festen Grenzen des Schicklichen überschritten und Persönliches nur in geringem Grade erwähnt. Dieses Feld haben vorzüglich die Zeitungen in nicht immer taktvoller Weise ausgebeutet. Herr Prof. Zöllner wirft aber beide ganz ruhig in einen Topf, und da ihm Zeitungsredacteure ferner stehen, obschon auch von diesen einigen der Kopf gewaschen wird, so zieht er nun öffentlich in eigens dazu abgefassten Broschüren über seine Collegen her. Sympathien bei den Gutgesinnten dürfte er sich dadurch kaum erwerben, trotzdem dass er sich als Nachfolger von Jeremias und Jesaias gemäss selbsterkannter Befähigung zum Bussprediger dem bussbedürftigen Publico anempfiehlt (s. S. 152 des Buches „Zur Aufklärung“).

Herr Professor Zöllner und Herr Slade und — ihm wurde gewähret die Bitte — Herr Hansen als dritter. Für letztere Beiden ist denn Herr Professor Zöllner als Verfechter ihrer geschädigten Ehre feierlichst in die Schranken getreten durch das Buch „Zur Aufklärung des deutschen Volkes“ etc., welches ausserdem mit einem Bildniss Hansen's geschmückt ist, wie man zu sagen pflegt. Es soll hier gleich erwähnt werden, dass Herr Professor Zöllner in seiner Güte gegen Herrn Hansen so weit geht, ihm den Professortitel ebenfalls zu dediciren, wahrscheinlich in Rücksicht auf die Probevorlesungen, welche Derselbe über Mesmerismus etc. auf der Insel Mauritius gehalten hat (S. 40). Wir sind geneigt, Herrn Hansen mehr Vertrauen zu schenken als Herrn Slade, obschon die Wiener und andere Vorgänge manches Bedenkliche haben. Mit den Beweisen jedoch, die Herrn Slade wieder beim Publicum accreditiren sollen, hat Herr Professor Zöllner wohl wieder nur sich selbst überzeugt Das Zeugniss Bellachini's, auf das Herr Professor Zöllner einen grossen Werth legt, besagt doch nur, dass Herr Bellachini kein so grosser Künstler wie Herr Slade ist. Herr Bellachini hat auch geäussert (S. 29), dass er unter gewissem von ihm gestellten Bedingungen im Stande sein würde, jene Vorgänge nachzuahmen. Im Uebrigen warnt Referent Jeden, der Herrn Slade etwa verwerflicher Weise noch für einen Windmeyer

halten sollte, vor der furchtbaren Rache des §. 186 des Reichsstrafgesetzbuches, mit dem Herr Prof. Zöllner jedem solchen „Ehrabschneider“ dräut. Die Gutgesinnten werden sich entschieden freuen, dass es Herrn Slade in Amerika jetzt recht gut geht, nachdem er längere Zeit krank gewesen ist. Nach den neuesten Berichten aus Washington Territory (S. 70) haben 6 Schieferstückchen, von Herrn Slade zwischen zwei Schiefertafeln gethan, 6 verschiedene Sätze in 6 verschiedenen Sprachen darauf geschrieben, nämlich englisch, lateinisch, französisch, deutsch, italienisch, griechisch. Leider hat der Berichterstatter den Inhalt der Sätze vergessen anzugeben. Slade'sche Geister schreiben bekanntlich immer genial, und es wäre deshalb interessant, zu erfahren, inwieweit Ollendorf's Methode bei dieser vielsprachigen Leistung befolgt worden wäre. In die Beine haben die Geister diesmal Niemanden gekniffen. Seitdem Herrn Zarncke's „Liter. Centralblatt“ derartige Scherze mit dem Ausdrucke „Schulbubenstreiche“ profanirt hat, scheinen die Geister diese gnadenvolle Manifestation ihrer vorgeschrittenen Entwickelung in gerechtem Zorne aufgegeben zu haben. Herr Prof. Zöllner, der überhaupt für Widerspruch nicht sehr eingenommen ist, widmet dieser Profanirung auf S. 67 eine Entgegnung, welche nur seine Geister für takt- und geistvoll halten werden und welche auf einen recht erquicklichen Comment in diesen höheren Sphären schliessen lässt.

Auf diese beiden Ehrenrettungen sollte anfänglich das Buch beschränkt sein, und am Ende des dritten Bogens (S. 48) findet sich auch schon ein Druckvermerk. Während des Druckes aber hatte Herr Prof. Zöllner schon wieder so ausserordentlich viel Erfahrungen und Betrachtungen in sich aufgespeichert, dass es ihn aufs Neue mit Gewalt „schreiberte“; und nun wurden schleunigst noch S. 94—204 dazu geschrieben, Blätter, die man oft mit Handschuhen anfassen möchte nach dem bekannten Spruche vom Peche. An Vielseitigkeit der berührten Interessen steht das Buch hinter dem famosen Citatenschatze nicht zurück, ist übrigens selbst wieder das reine Citatenmosaik. Es soll jedoch nicht gesagt sein, dass das ganze Buch weiter Nichts als eine Lärmtrompete sei. Im Gegentheil: wo der Herr Professor von sich selbst spricht, ist ihm diese Beschäftigung augenscheinlich eine so angenehme und beruhigende, dass er einen beinahe harmlosen Stil schreibt und die Polemik fast ganz vergisst. Man hat sogar während dieser Waffenruhe mitunter die Erlaubniss des Herrn Professors, so recht von Herzen auf seine Kosten lachen zu dürfen, z. B. wenn er auf S. 149 von der unsymmetrischen Gestaltung seiner Physiognomie spricht, mit der er seine Eltern beim Eintritte in diese dreidimensionale Welt überrascht habe.

Bei diesen persönlichen Erörterungen und Reminiscenzen muss man es — man ist ja auch in dieser Beziehung nicht so sehr von Herrn Zöllner verwöhnt — nicht so genau nehmen, ob das Alles auch in den Rahmen des „Inhalts und der Aufgabe seiner wissenschaftlichen Abhandlungen“ hineingehe. Doch findet auch ein oberflächlicher Leser den Stand-

punkt des Herrn Professor zu Slade und Hansen öfter deutlich formulirt. So lesen wir S. 104: „Lassalle . . . . . hat unsägliches Unheil durch seinen thierischen Magnetismus (?) über die Welt gebracht, welches der Magnetiseur Hansen in Verbindung mit Slade und Consorten (Zöllner?) wieder zu beseitigen berufen ist, um als Frucht dieses Kampfes die Geburt eines geläuterten Culturzustandes der Welt auf den unerschütterlichen Fundamenten des Christenthums herbeizuführen.“ Auch S. 41 ist sehr instructiv: „Professor Schiff aus Genf . . . . . hat einen Vortrag über Metallotherapie gehalten . . . . . Vielleicht geht hierdurch den Vivisectoren ein Licht über die Nutzlosigkeit ihrer Grausamkeiten auf und zeigt ihnen, dass es im Gebiete der Transscendentalphysiologie (Ah!!) noch andere moralisch weniger anstössige Wege giebt etc.“ Obwohl noch sehr viele Leute diese Ueberzeugung von der göttlichen Culturmission dieser beiden Herren theilen? Ob wohl die Herren Vivisectoren tief erschüttert die Marterinstrumente in dem ganz neu erbauten Tempel der „Transscendentalphysiologie“ niederlegen werden?

Herr Zöllner glaubt Das entschieden selbst nicht, sonst würde er die Köpfe seiner Zeitgenossen nicht mit solchen Keulenschlägen bearbeiten. Der Vorwurf, dass er hierbei zu weit gehe, ist ihm schon lange gemacht worden. Herr Professor Zöllner geht sogar so weit, dass er seine eigenen Principien der unbedingten Wahrhaftigkeit nicht einhält, was um so schlimmer ist, wenn sich derartige Ausschreitungen gegen angesehene Collegen richten, ganz abgesehen von dem Kraftstyle, welcher auch die Grenzen des Anstandes oft überschreitet. Referent vermeidet absichtlich in Rücksicht auf die Angegriffenen, auf Einzelheiten näher einzugehen. Nur in einem Falle vermögen wir uns eine eingehende Besprechung nicht zu versagen, deren Resultat man dann mit den schon vorher gewonnenen vergleichen möge. Es handelt sich um einen am 7. und 10. October in der *„République Française“* erschienenen und von Jules Soury verfassten Artikel „Spiritisten und Gelehrte“. Die Professoren W. Weber und Th. Fechner werden in etwas boshafter Weise wegen ihres hohen Alters für incompetent bei genauen Beobachtungen erklärt; dann folgt eine Besprechung der Ulrici-Wundt'schen Polemik, an deren Schlusse es heisst: „Wir glauben zu wissen, dass der Physiologe (Wundt) dem Philosophen nicht antworten wird.“ Weil nun Herr Prof. Wundt im Kreise seiner Collegen und Studenten wirklich die Absicht geäussert, er werde wahrscheinlich nicht antworten, so schliesst Herr Prof. Zöllner daraus stracks, dass jener, zwei hervorragende deutsche Gelehrte herabsetzende Artikel der *„République Française“* von Herrn Prof. Wundt direct inspirirt worden sei. Für Jemanden, der das Glück hat, Herrn Prof. Wundt näher zu kennen, bedarf diese Verdächtigung überhaupt keiner Zurückweisung. Jeder Leser der Wundt'schen Schrift zur Widerlegung der Ansichten des Herrn Prof. Ulrici wird sich überdies erinnern, dass Herr Prof. Wundt mit ausserordentlicher Objectivität die Angaben der genannten beiden Professoren mit dem Jedem unmittelbar einleuchtenden

Grunde zurückweist, dass eine Autorität auf dem einen Gebiete der Wissenschaft darum noch nicht die Berechtigung habe, auch auf allen anderen Gebieten als solche zu gelten; dass also das Urtheil der Herren Fechner und Weber auf dem Gebiete der bisher überhaupt noch nicht klar gelegten Leistungen Slade's nicht den Anspruch eines autoritativen machen könne. Aus dieser so unpersönlich wie nur möglich gehaltenen Kritik hat doch Herr Zöllner nicht das Recht, so weitgehende und die collegiale Würde im höchsten Grade verletzende Schlüsse zu ziehen! Es ist Das um so kühner, als die angezogene Phrase Soury's eine ungemein gebräuchliche in derartigen Besprechungen ist: wir glauben zu wissen, dass N. N. nicht antworten wird. Zu alledem geht aber noch aus dem auf S. 47 angezogenen Leipz. Tagebl. vom 10. Dec. 1879 hervor, dass in Dresden ein Professor Hessèle als Correspondent der „*Rép. Franç.*“ sich aufhält. Dass es einem solchen Manne anliegen muss, überallher authentische Nachrichten zu sammeln, wird man ebenso begreiflich finden, wie dass es ihm bei der sehr grossen Zuhörerschaft der Wundt'schen Collegien und bei der Offenheit, mit der Herr Prof. Wundt über seine Ansichten in der bekannten Affaire sich geäussert, nicht schwer werden konnte, einen Ausspruch, wie den in Frage stehenden, zu erfahren. Wir sind demgemäss in der glücklichen Lage, Herrn Zöllner's Insinuationen vollständig zurückweisen zu können. Ohne begründete Beweise jedoch einen angesehenen Collegen in der öffentlichen Meinung durch eigens zu diesem Zwecke verfasste Broschüren der Felonie zu verdächtigen, Das nennt man — — doch wir wollen Herrn Prof. Zöllner nicht vorgreifen: nach allgemeiner Ueberzeugung besitzt ja Herr Prof. Zöllner neben seiner selbstgepriesenen Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit auch Grobheit genug, um selbst die richtige Bezeichnung zum Ausdrucke zu bringen.

Wir glauben zu wissen, dass weder Herr Prof. Wundt noch ein anderer der angegriffenen Herren Professoren es für angezeigt erachten wird, Herrn Prof. Zöllner zu entgegnen. Die Presse dagegen hat die Pflicht, ihr Missfallen an derartigen Productionen, mit denen Herr Prof. Zöllner emsig bemüht ist den Skandalmarkt zu bereichern, ohne Rückhalt zu äussern. Diese Pflicht liegt ihr um so näher, als das Verhältniss zwischen den Professoren unserer Universität und ihren Zuhörern ein so durchaus erfreuliches und achtungsvolles ist, dass Herr Prof. Zöllner wohl vergeblich, wie er es mehrfach thut, an die Sympathie der Studenten appelliren dürfte. Das grosse Publicum glauben wir durch diesen Artikel auf den richtigen Standpunkt der neuesten Erzeugnisse der Zöllner'schen Broschürenindustrie gegenüber gestellt zu haben.

Leipziger Tageblatt. 8. Juli 1880.

Nach kaum beendeter Durchsicht des letzten Artikels erhielt ich an demselben Tage per Post den folgenden Brief:

Geehrter Herr Professor!

Ew. Hochwohlgeboren gestatte ich mir davon in Kenntniss zu setzen, dass die in der gestrigen und heutigen Nummer des „Leipziger Tageblattes" auf Sie und Ihre Bücher bezüglichen Artikel von mir stammen, so weit ich noch ein Recht habe, dies zu behaupten, nachdem Hr. Hüttner in der ihm eigenen ebenso gewissenhaften wie geistvollen Art ohne mein Vorwissen das ihm übergebene Manuscript so zugestutzt hat, dass ich es im Drucke kaum wieder erkannt habe.

Die Gründe, welche mich bewogen haben, der Menge gegenüber anonym aufzutreten, werden Ew. Hochwohlgeboren bei einem Studenten leicht erraten. Ich würde diesen Schritt nicht gethan haben, wenn nicht Ihre Weise, von mir hochverehrte Professoren an den Pranger zu stellen, mich ebensowenig überzeugt hätte, wie sehr sie mich empörte, und wenn Sie nicht des öfteren an die deutschen Studenten appellirt hätten.

Ich füge noch hinzu, dass meine Persönlichkeit Herrn Prof. Birnbaum sowol wie den Herren Prof. Wundt und Zarncke so unbekannt ist, wie sie bis jetzt Ihnen gewesen und dass ich auch durchaus keine Veranlassung sehe, hierin eine Aenderung eintreten zu lassen. Man hätte auf den Gedanken kommen können, ich wolle mir eine persönlich günstige Stellung durch einen Angriff auf Ew. Hochwohlgeboren schaffen. Auch aus diesem Grunde habe ich den Artikel anonym drucken lassen.

Ich glaube mit der Aufhebung dieser Anonymität Ihnen gegenüber den Gesetzen der Wohlanständigkeit genügt zu haben.

Mit schuldiger Hochachtung

Leipzig, den 8. Juli 1880.

Konrad Sturmhoefel, *stud. phil. et. hist.*
Emilienstrasse 1.

Meine umgehende Antwort auf den vorstehenden Brief lautet wörtlich wie folgt:

Leipzig, den 9. Juli 1880.

Lieber Herr Sturmhoefel!

Ihre Offenheit, mit welcher Sie sich in Ihrem mir gestern zugekommenen Schreiben als den Verfasser des Aufsatzes im „Leipziger Tageblatt" v. 7. und 8. d. M. mit der Ueberschrift „Professor Zöllner und die deutschen Professoren" bekennen, hat mich nicht minder gefreut, als die Mittheilung der Motive, welche Sie zu Ihrem Schritte veranlasst haben. Auch mir ist es nicht leicht geworden, früher „von mir hochverehrte Professoren an den Pranger zu stellen", wie Sie dies u. A. aus dem Briefe ersehen können, den ich bei Uebersendung meines Cometenbuches an Hrn. Professor E. du Bois-Reymond geschrieben und in meiner Schrift: „Zur Aufklärung des deutschen Volkes" S. 75 wörtlich zum Abdruck gebracht habe. Die Gründe, welche mich bewogen haben, meine subjectiven Empfindungen den Pflichten gegen mein Vaterland und die heranwachsende Generation unterzuordnen und mit persönlicher Selbstverleugnung offen gegen allgemein

anerkannte sittliche Schäden unserer modernen „gebildeten“ und „gelehrten“ Gesellschaft zu Felde zu ziehen, finden Sie in ausführlicher Weise sowohl in meinen neuesten Schriften als auch besonders in dem II. Bande meiner Wissenschaftlichen Abhandlungen Thl. 2, S. 942 ff. in dem „Zur Abwehr“ überschriebenen Aufsatze. Sie werden daraus ersehen, dass der Ton und die Art und Weise meiner Polemik, welcher Sie „empört“, nicht zuerst von mir, sondern gänzlich unerwartet von einem mir bis dahin befreundeten Collegen, Professor Alfred Dove, angeschlagen worden ist. Um Ihnen die Kenntniss des vollständigen Pamphletes zu erleichtern, lege ich hier einen Separatabdruck desselben bei und bin gern bereit, falls noch anderen Ihrer Herren Commilitonen der Besitz jener Schmähschrift wünschenswerth erscheinen sollte, Ihnen noch eine grössere Anzahl von Exemplaren zur Verfügung zu stellen. Dass Hr. Prof. Alfred Dove thatsächlich der anonyme Verfasser ist, wurde mir durch mündliche und schriftliche Documente unzweifelhaft bewiesen. Wenn Sie nun erwägen, dass Hr. Alfred Dove der Schwiegersohn des mir früher nahe befreundeten Collegen Ludwig ist, und ferner dasjenige berücksichtigen, was ich über die erste Begegnung mit Hrn. Ludwig nach dem Erscheinen jenes Pamphletes im 2. Bande Thl. 2, S. 1087 mitgetheilt habe, wenn Sie ferner erwägen, dass der Professor der Anatomie B . . . . ., — — — sich eifrig an der mündlichen Verbreitung der beleidigenden Insinuationen — — — — —
— —
— —
— —
— —
in hervorragender Weise betheiligt hat, so werden Sie zu der Ueberzeugung gelangen, dass ich zuerst Veranlassung hatte, jenes Gefühl der „Empörung“ über die „Weise“ zu empfinden, mit welcher „von mir hochverehrte Professoren an den Pranger gestellt wurden“ — jenes Gefühl, welches für Sie ohne Berücksichtigung jener Provocationen das Motiv zu Ihrer öffentlichen Kritik meiner Schriften geworden ist.

Da ich nach Ihrer brieflichen Mittheilung wegen der Verstümmelung Ihres Manuscriptes durch den verantwortlichen Redacteur des Tageblattes nicht wissen kann, ob Sie oder Hr. Hüttner für die in Ihrer Kritik enthaltenen Insinuationen (z. B. dass die von mir gewissenhaft belegten Zeitungscitate bezüglich ihres Zusammenhangs und ihrer Bedeutung schwer controlirbar seien) und positiven Unwahrheiten verantwortlich sind, so verzichte ich Ihnen gegenüber auf jeden Vorwurf und beschränke mich nur auf die Bitte, eine Berichtigung der im Schlussartikel enthaltenen Behauptung im Tageblatte zu veröffentlichen, ich hätte an irgend einer Stelle meiner Schriften die Behauptung ausgesprochen, „dass jener, zwei hervorragende deutsche Gelehrte herabsetzende Artikel der *République Française* von Herrn Professor Wundt direct inspirirt worden sei“. Ich habe vielmehr das Gegentheil behauptet, indem ich in meiner Schrift „Zur Aufklärung des deutschen Volkes“ S. 14 u. 15 wörtlich bemerke:

„Da nun aber, wie von glaubwürdiger Seite behauptet wird, (Hr. Professor Wundt in der That im Kreise seiner Collegen und Studenten die oben ihm zugeschriebene Absicht, auf Ulrici's Erwiderung nicht zu antworten, geäussert hat, so wird sich vermuthlich Hr. Professor Wundt hierdurch veranlasst fühlen, dem Publikum öffentlich über diesen Punkt nähere Auskunft zu ertheilen, um bei seinen deutschen Collegen und Studenten nicht den Verdacht zu erregen, als sei der obige verleumderische Schmähartikel in dem Organe des französischen Republikaners Gambetta von ihm selber oder seinen Freunden in Deutschland inspirirt und mit Material versehen worden."

Uebrigens constatire ich, dass die Möglichkeit eines derartigen Zusammenhanges nicht zuerst von mir, sondern im Kreise Ihrer Commilitonen aufgetaucht und mir persönlich gegenüber ausgesprochen worden ist.[1]) Da nun ein rechtschaffener Mann, der im Staate ein öffentliches Lehramt bekleidet, auch darauf bedacht sein muss, den bösen Schein zu vermeiden und, falls derselbe durch Thatsachen verschuldet oder unverschuldet herbeigeführt worden ist, zu beseitigen, so werden Sie mir beistimmen, wenn ich behaupte, meine obige Aufforderung an meinen Collegen Wundt sei lediglich die Erfüllung einer Pflicht gewesen, welche jedes Mitglied eines, auf Corporations-Ehre Anspruch machenden, Collegiums als verbindlich anerkennen muss. In der Hoffnung, meine oben gegen Sie ausgesprochene Bitte um öffentliche Berichtigung der betreffenden Stelle möglichst bald erfüllt zu sehen, bleibe ich mit nochmaliger Anerkennung Ihrer freimüthigen Offenheit mir gegenüber Ihr

F. Zöllner.

In Folge dieses Briefes erschien bereits am 11. Juli im Leipziger Tageblatt (5. Beilage) die folgende Notiz:

* Leipzig, 10. Iuli. Von Herrn Professor Zöllner geht uns durch den Verf. des Artikels „Herr Prof. Zöllner und die deutschen Professoren" die Berichtigung zu, dass mit den auf Seite 14 und 15 der Schrift: „Zur Aufklärung" etc. enthaltenen Worten Herr Prof. Zöllner beim Publicum nicht die Ansicht von einer directen Inspiration des betreffenden Artikels der „*Rép. Franç.*" durch Herrn Prof. Wundt habe hervorrufen wollen, sondern die Absicht sei gewesen, Hrn. Prof. Wundt zu einem Nachweis des Gegentheils zu veranlassen. Wir glauben diesen Nachweis geführt zu haben und sind darum um so schneller bereit, der Berichtigung des Hrn.

[1]) Ich erlaube mir nachträglich zu bemerken, dass Hr. Geheimrath Drobisch, als ich ihm am Sonntag d. 20. Juni meine drei neuesten Schriften persönlich in seiner Wohnung übergab, gelegentlich einer Unterhaltung über die obige, noch unaufgeklärte Frage, die Mittheilung machte, dass Hr. Professor Wundt thatsächlich Correspondenzen für französische Zeitschriften liefere, ohne jedoch selbstverständlich, ebensowenig wie ich, aus dieser Thatsache den Schluss zu ziehen, dass Hr. Prof. Wundt den beleidigenden Artikel in der *Rép. Franç.* direct inspirirt habe.

Prof. Zöllner Raum zu geben, als dem Leser des Buches „Zur Aufklärung“ wie es auch uns passirt ist, leicht die entgegengesetzte Meinung kommen kann.

An demselben Tage erhielt ich von Hrn. Stud. Sturmhoefel als Antwort auf meinen obigen Brief das folgende Schreiben:

Hochgeehrter Herr Professor!

Mit dem beschämenden Gefühle, als ob feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt wären, gehe ich an die Beantwortung Ihres werten Schreibens vom 9. dieses Monats, welche ich mir sofort nach Durchlesen desselben zur Pflicht gemacht habe. Nicht als ob es mich gereute, diesen Gegenstand überhaupt besprochen zu haben, sondern ich gestehe offen, dass ich den Ton meines Artikels etwas herabgestimmt haben würde, wenn ich eine derartige Antwort von Ihrer Seite geahnt hätte.

Mein erster Wunsch ist der, den von Ihnen im letzten Theile Ihres Schreibens berührten Punkt klar zu stellen, betreffend die Zeitungscitate. Ich erkläre Ihnen zunächst, dass, was im Tageblatt vom 7. Juli abgedruckt ist, meine eigenen Worte sind, nur ist es Herrn Hüttner gelungen, durch ganz unmotivirte Weglassungen dem Artikel einen Charakter zu geben, als ob entweder ein Idiot oder ein Tageblattredacteur, z. B. Herr Stromer, denselben geschrieben haben könnte, und dadurch natürlich zu missverständlichen Auffassungen Gelegenheit zu bieten. Der Sinn, den ich zum Ausdruck bringen wollte war der, dass ich es für eine vollständige Beurteilung der berührten Fragen durchaus als ungünstig erachte, zusammhanglose Bruchstücke zu citiren. Ew. Hochwohlgeboren werden mir zugeben müssen, dass auch bei ganz genauer Citirung eines Fragmentes, wenn man es in eine zu falschen Auffassungen verführende Umgebung sezt, man eine dem entsprechende falsche Auffassung beim Publikum hervorrufen kann, weil eben diesem der Zusammenhang des Citats nicht gegenwärtig ist. Nun könnte man sich zwar nach diesem Zusammenhange umsehen. Aber bei der Masse der von Ihnen angeführten Stellen ist das schwierig, für den Privatmann so gut wie gar nicht möglich. Zudem kann ich auch heute noch nicht von der Ansicht abgehen, dass Sie durch die Umstellung und Auslassung in dem Birnbaum'schen Citate im Publikum eine Herrn Birnbaum übelwollende Meinung hervorzurufen beabsichtigten, die der betr. Herr nicht verdient. — Mit noch grösserer Bestimmtheit möchte ich behaupten, dass Ihre innere Ueberzeugung nicht mit den von Ihnen angezogenen Urtheilen der Presse in der Simpliciusfrage conform ist. Herr Prof. Virchow hat, wie der Minister ausdrücklich bemerkt, nicht die Ausgabe in Händen gehabt, welche in der Schule eingeführt werden sollte. Ihm hat also augenscheinlich ein unverkürzter Abdruck vorgelegen, vielleicht eine Reclam'sche Ausgabe. Dass Ihm da mitunter die Haare zu Berge gestanden haben werden, nicht sowol wegen der furchtbaren Rohheiten und Obscönitäten als solchen, als wegen des Bekanntwerdens derselben unter der Schuljugend, finde ich nur natürlich, und ich glaube entschieden,

verehrter Herr Professor, dass auch sie, verehrter Herr Professor, unter den gegebenen Voraussetzungen kein anderes Urtheil gefällt haben würden. — Damit zusammen hängt die sogenannte Unwissenheit des Herrn Prof. Virchow. Ich kann Ihnen nur gestehen, dass ich in dieser Beziehung vollkommen mit Herrn Virchow übereinstimme, dass ich diese Erkenntniss von den leeren Stellen unseres Wissens als so unbedingt notwendig für einen Fortschritt des Wissens ansehe, dass ich die betreffenden Verse Reymond's an jener Stelle mindestens für unpassend halte. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie, hochgeehrter Herr Professor, in dieser Richtung gegen den alten Socrates mit innerer Ueberzeugung Opposition machen wollen.

Ferner gestatten Sie mir, soweit dies einem einfachen Studenten zusteht, der recht wohl mit seiner Unwissenheit vertraut ist, Ihnen offen meine Meinung über Ihr Verhältniss zu Ihren Herren Collegen auszusprechen. — Wenn Luther sich stützend auf das Fundament unserer christlichen Religion — zu der ich mich, nebenbei bemerkt, auch bekenne, als durchaus germanischen Blutes — wenn er, sich stützend auf die Bibel Thesen aufstellte, die dem bisherigen Dogma ins Gesicht schlugen, und diese mit einem ausserordentlichen Kraftstile verteidigte, so hatte er für seine Sache das möglichst schlagende, weil allgemein anerkannte, Beweismaterial: eben die Bibel. Daher der enorme Erfolg, daher die Ohnmacht des Widerspruchs, daher eine gewisse Berechtigung zu Invectiven, die jedoch schon damals den rügenden Spott feiner fühlender Anhänger der Reformation gegen sich wach riefen.

Auch Sie glauben an einen reformatorischen Charakter des Spiritismus und demgemäss an die Berechtigung Ihrer Polemik gegen Widersprechende. Aber man ist doch seit Luther's Zeit schon etwas feinhöriger und conventioneller geworden und dann, was die Hauptsache ist, sind die realen Fundamente Ihrer Ueberzeugung, welche in dem mit Slade erzielten Resultaten bestehen, nicht allgemein gültige und allgemein anerkannte, sondern gerade die allerbezweifeltsten. Sie mit einer kleinen Minorität halten eine Täuschung durch Slade für vollkommen unmöglich, die Maiorität des übrigen Publikums dagegen für sehr wahrscheinlich. Beide Parteien haben, wie es im Wesen der Sache liegt, keine stringenten Beweise für ihre Meinung. Welch grosse Berechtigung jedoch ein Widerspruch hat, scheint mir am besten Herr Prof. Wundt in seinem offenen Briefe an Herrn Ulrici durch den Hinweis auf die Consequenzen der neuen Lehre ausgeführt zu haben. Daraus folgt für mich, dass notwendigerweise ein Sturm gegen die Hypothesen eines Gelehrten, wie Sie, entstehen musste, der über das wissenschaftliche Gebiet hinausreichte, weil das vorhandene Material noch in keiner Weise der Wissenschaft genügte. Aus diesem Mangel haben Sie in Ihren Schriften sich immer mehr überboten und sind zuletzt in einen Ton verfallen, an den keine der von Professoren herrührende Schriften, soweit ich solche kenne, auch nicht die Dove'sche, heranreicht, vorausgesetzt, was ich Ihnen natürlich ohne Weiteres glaube, dass Dove der Verfasser ist; das Publikum jedoch weiss es nicht, dass unter dem Anonymus sich ein Professor versteckt,

und will mir in diesem Falle die Anonymität anständiger erscheinen, als die volle Namensunterschrift. Aber zugegeben, dass Dove an zwei oder drei Stellen sich zarter hätte ausdrücken sollen, Dove's Anzüglichkeiten geben noch kein Recht, Männern wie Zarncke und Wundt das Wort „Schulbubenstreiche" in der von Ihnen beliebten Weise zurückzugeben, um von Anderem zu geschweigen, was diesen Brief noch ungebührlich verlängern würde.

Bei aller aufrichtigen Sympathie, welche ich für Ihre isolirte Stellung empfinde, kann ich mich in Rücksicht auf das überaus Problematische der neuen Lehre gegenüber den soliden Ergebnissen der exacten Forschung nicht zu der Ansicht bekehren, als sei Ihre Polemik berechtigter als die Ihrer Gegner.

Mit diesem Credo gestatte ich mir, mich Ihnen zu empfehlen und verbleibe

mit aller schuldigen Hochachtung

Leipzig, am 11. Juli 1880.

Ihr ergebener Diener
Konrad Sturmhoefel, *stud. phil. et hist.*

Ich glaube Hrn. Stud. Sturmhoefel kein besseres Zeichen meiner Anerkennung für seinen jugendlich deutschen Freimuth aussprechen zu können, als durch die vorstehend erfolgte vollständige Publication seiner beiden Briefe. Ich betrachte dieselben als einen Beweis für die literarische Ehrlichkeit unserer deutschen Studenten und zugleich als ein beschämendes Document für diejenigen deutschen Professoren, welche, wie die Herren Alfred Dove und Andere, unter dem Schutze der Anonymität indirect ihre vergifteten Pfeile auf mich und meine ehrwürdigen Freunde abschiessen und sich selbst dann noch nicht zur Berichtigung und Vertheidigung mit offenem Visir veranlasst fühlen, nachdem ihnen das Unsittliche ihres Verhaltens öffentlich nachgewiesen worden ist. Wenn meine anonymen Gegner ihr literarisches Verhalten mir gegenüber etwa mit dem alten Sprüchworte „Schweigen ist Gold und Reden ist Silber" vertheidigen wollen, so erlaube ich mir, ihnen zu bemerken, dass Ferdinand Lassalle seiner Geliebten erklärt hat: „Gold ist jüdisch,"[1]) und mit diesen Worten vielleicht im

[1]) „Sie sagen freilich, da oben in den eisernen Kreisen „„das Gold sei jüdisch", aber auf die Wirkung kommt es an, auf die Wirkung allein .... Gold ist mir lieber; Du sollst noch sehen, mein Herz,

Zustande der Verzückung und des Hellsehens auf die spätere Einführung der Goldwährung in Deutschland hat anspielen wollen. Hrn. Stud. Sturmhoefel aber bemerke ich, dass ihm bei aller Offenheit und Wahrheitsliebe noch diejenige Erfahrung und Menschenkenntniss abgeht, die zu einer gerechten Beurtheilung der von mir behandelten Fragen nothwendig vorausgesetzt werden muss. Wenn ich mir die Annahme erlauben darf, Hr. Sturmhoefel sei ein junger Mann von etwa 21 Jahren, so würde ich 25 Jahre älter sein. Dass man aber in einem Vierteljahrhundert seine Anschauungen von Menschen und Dingen auf Grund allmälig gereifter Welt- und Menschenkenntniss[1]) ändern und berichtigen muss, wird auch Hr. Sturmhoefel einst erfahren und dann beim Durchlesen seiner Kritik im Leipziger Tageblatt mindestens ebenso stark die brennenden Schmerzen von feurigen Kohlen auf seinem Haupte empfinden, wie dies gegenwärtig beim Empfange meines obigen Briefes nach seiner eigenen Versicherung der Fall gewesen ist. Hr. Stud. Sturmhoefel hat sich offenbar auf Grund meiner von ihm nicht vollständig verstandenen und gelesenen Schriften ein falsches Urtheil über meinen Charakter und die Motive meiner Handlungen gebildet und nun in Folge der durch meinen Brief ihm zu Theil gewordenen „Aufklärung“ dieses Urtheil geändert. Solche Aenderungen unserer Urtheile sind aber im Laufe unseres Lebens, vorausgesetzt, dass wir der grossen „Fort-

---

was unser Gold Alles erreicht!“ Vgl. „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle von Helene von Racowitza geb. v. Dönniges. 5. Aufl. 1879. S. 113.

[1]) Kant citirt in seiner Anthropologie einen Ausspruch Friedrichs des Grossen über unsere Menschenraçe mit folgenden Worten:

„Friedrich II. fragte einmal den vortrefflichen Sulzer, den er nach Verdiensten schätzte und dem er die Direction der Schulanstalten in Schlesien aufgetragen hatte, wie es damit ginge. Sulzer antwortete: „„Seitdem dass man auf dem Grundsatz des Rousseau, dass der Mensch von Natur gut sei, fortgebaut hat, fängt es an besser zu gehen.“ „„Ah, sagte der König, *mon cher Sulzer, vous ne connaissez pas assez cette maudite race à la quelle nous apartenons.*““ Zu deutsch: „Ach mein lieber Sulzer, Sie kennen die verdammte Raçe nicht genügend, zu welcher wir gehören.“ Vgl. Kant's Werke (Rosenkranz) Bd. VII. Thl. 2. S. 275.

schrittspartei der Menschheit“ angehören, unvermeidlich und auch jederzeit mit angenehmen Empfindungen verbunden, vorausgesetzt, dass wir uns nicht verleiten lassen, unsere Irrthümer durch Druckerschwärze und Papier in der sogenannten „Presse“ zu verewigen. Es dürfte sich daher fragen, in wie weit bei einer späteren Revision unserer Pressgesetze der Staat verpflichtet sei, im Interesse eines möglichst grossen Wohlbehagens des deutschen Volkes durch Festsetzung eines gesetzlich bestimmten Alters für die Erlaubniss zur Herausgabe einer Zeitung zu sorgen. Denn es ist sehr bemerkenswerth, dass sich bis jetzt nicht weniger als zwei Studenten und ein Gymnasiast an der öffentlichen Kritik meiner Schriften betheiligt haben.[1]) Ob die von Hrn. Sturmhoefel im Leipziger Tageblatt so warm vertheidigten Professoren Birnbaum, Wundt und Zarncke sich besonders dadurch geschmeichelt fühlen werden, namentlich wenn sie die Sturmhoefel'sche Antwort auf meinen Brief gelesen haben, möchte ich sehr stark bezweifeln. Selbst Professor Virchow dürfte Anstand nehmen, Hrn. Stud. Sturmhoefel ein Anerkennungsschreiben für die Vertheidigung seines Votums in der Simplicius-Frage mit der Bitte um Veröffentlichung in der Volks- oder Vossischen Zeitung zu übersenden. Was mich betrifft, so erlaube ich mir Hrn. Sturmhoefel gegen-

[1]) In einer soeben im Verlage von Hugo Klein in Barmen erschienenen, sehr beherzigenswerthen Schrift: „Wie können die Schäden unserer periodischen Presse dauernd geheilt werden? Vorschläge zur gründlichen Besserung unserer Zeitungen. Eine nicht gehaltene Reichstagsrede,“ heist es S. 23 u. 33 wörtlich:

„Dass Individuen, die nicht logisch zu denken vermögen, die mit den einschlagenden Fächern wenig bekannt sind, die unsere Sprache nicht einmal so weit beherrschen, dass sie ein richtiges, reines, von fremdsprachlichen Wörtern, Satzbildungen und Redewendungen freies Deutsch zu schreiben im Stande sind, dass solche Leute berechtigt sind, ihre verwirrten Meinungen, Ansichten und Grundsätze durch die Zeitungen dem Volke täglich nahe zu bringen, das ist doch eine Widersinnigkeit, die spätere Zeiten nicht begreifen werden . . . . Lügen, Schimpfen, Verleumden u. s. w. ist leicht, schliesslich kann es jeder Gassenjunge, aber die Wahrheit positiv zu entfalten und sie überall ehrenhaft und mit Anstand zu vertreten, fordert eine Tüchtigkeit des Geistes und Charakters, die nicht jedem eigen ist.“

über zu bemerken, dass mein Urtheil über Hrn. Virchow bereits seit 4 Jahren der Oeffentlichkeit vorliegt, indem das von mir in der kritisirten Schrift hierüber Gesagte nichts anderes ist als ein vollständiger und wortgetreuer Abdruck dessen, was im ersten Bande meiner 1876 bei W. Engelmann erschienenen „Principien einer elektrodynamischen Theorie der Materie" als Anhang „Zur Erinnerung an Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen an seinem zweihundertjährigen Todestage, den 17. August 1876" veröffentlicht ist. Dass Hr. Professor Virchow genöthigt war, nachdem der Regierungscommissar Schneider in Uebereinstimmung mit Hrn. von Schorlemer-Alst ohne Widerspruch constatirt hatte,[1]) „das fragliche Buch sei von Hugo Meyer" (und nicht die vollständige Originalausgabe des Simplicius, wie Hr. Virchow irrthümlich angenommen hatte), seine Ansicht bezüglich der Verordnung des Cultusministers Falk öffentlich zu berichtigen und demgemäss sein Votum zu widerrufen, liegt für jeden, nur einigermassen an richtige Schlussfolgerungen gewöhnten, Leser so auf der Hand, dass ich Hrn. Studiosus Sturmhoefel bitte, diese hier gegebene Belehrung lediglich als ein ihm *gratis* ertheiltes *Privatissimum* zu betrachten. Ganz ebenso verhält es sich mit den Betrachtungen, welche Hr. Sturmhoefel an das Citat (S. 10. a. a. O.) aus Professor Birnbaum's Schrift: „Wichtige Tagesfragen" knüpft. Ich glaube kaum, dass irgend ein zweiter, nur oberflächlich mit den nationalliberalen Bestrebungen des Hrn. Professor Birnbaum bekannter, Einwohner Leipzig's aus dem von mir angeführten Citate den Schluss gezogen hat, ich habe Hrn. Birnbaum socialdemokratischer Tendenzen verdächtigen wollen. Der auf der Hand liegende Zweck dieses Citates war vielmehr kein anderer, als der, von Hrn. Virchow und den socialdemokratischen Abgeordneten im Reichstage mit so grosser Bestimmtheit ausgesprochenen, Behauptung entgegenzutreten, der Kaiserattentäter Nobiling, ein ehemaliger Student der Landwirthschaft an der Universität Leipzig, sei nicht von den

---

[1]) Vgl. „Das deutsche Volk und seine Professoren" S. 76.

verderblichen Bestrebungen der Socialdemokratie und des Nihilismus berührt worden, deren Solidarität wenigstens von einem socialistischen Abgeordneten (Hasselmann) für seine Person ausdrücklich am 4. Mai d. J. öffentlich im deutschen Reichstage mit folgenden Worten proclamirt worden ist:

„Ich bin revolutionärer Socialist! . . . Ich identifizire mich mit dem energischen revolutionären Gefühl des Volkes und ich bedaure, dass früher einmal im Reichstage von socialistischer Seite der Zusammenhang der Socialisten mit den russischen Anarchisten geleugnet wurde. Ich acceptire diese Vereinigung."

Wenn nun Professor Birnbaum in dem von mir angeführten Citate ausdrücklich bemerkt, dass „einige" seiner Zuhörer

„mit den Vertretern der socialdemokratischen Partei in Verbindung getreten und, besonders zu der Zeit, als sie sich auf ihre Lehrer im Verein für Socialpolitik berufen konnten, überaus thätig in diesem Sinne waren",

so ist doch für jeden, nur einigermassen mit rationellem Combinationsvermögen begabten, Menschen die Vermuthung berechtigt, auch Dr. Nobiling sei als Student „mit den Vertretern der socialdemokratischen Partei in Verbindung getreten" und es habe bei ihm die „überaus grosse Thätigkeit in diesem Sinne" in dem schmachvollen Attentate auf unsern alten Kaiser Wilhelm seinen Gipfelpunkt erreicht.

Indem ich mich nach den vorstehend gegebenen Proben jeder weiteren Berichtigung der sonstigen „kritischen" Bemerkungen des jungen Mannes für überhoben erachte, möchte ich nur noch die oben erwähnte Thatsache beweisen, dass bis jetzt nicht weniger als zwei deutsche Studenten und ein Gymnasiast anonym als Kritiker in weit verbreiteten politischen Zeitungen aufgetreten sind, um die von mir und meinen Mitbeobachtern W. Weber, Fechner und Scheibner behauptete Realität spiritistischer und biomagnetischer Erscheinungen in beleidigender und verletzender Weise in Abrede zu stellen. Bereits im dritten Bande meiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen" war ich durch directe Mittheilungen eines zuverlässigen Freundes in Breslau in den Stand gesetzt, öffentlich zu erklären, dass die mit „B. Gr." unterzeichneten Aufsätze in der „Schlesischen Presse", Morgenausgabe vom 10. Oct. 1878, von einem damals in Breslau studirenden

junges Manne herrühren, der früher auf der Universität Leipzig auch mein Zuhörer war. Gerade während der Zeit des Erscheinens seiner Aufsätze hatte derselbe seine Promotionsschrift bei der betreffenden Fakultät eingereicht und hierdurch bei meinem Gewährsmanne die mir schriftlich mitgetheilte Vermuthung erweckt, der junge Candidat habe seine Artikel wesentlich in der Absicht geschrieben, sich hierdurch in vortheilhaftes Licht bei seinen Examinatoren in Breslau zu setzen, welche sich in Uebereinstimmung mit einigen meiner Leipziger Collegen für berufen und verpflichtet hielten, meine wissenschaftlichen Untersuchungen in der Tagespresse zur Parteisache zu machen und mit denjenigen Mitteln zu bekämpfen, die im politischen Leben heutzutage unser Volk sittlich verwirren und aufregen. Diese Aufsätze waren es, welche Hrn. Stud. Moritz Wirth zuerst mit sittlicher Indignation erfüllten und ihn in seiner, im vorigen Jahre in zweiter Auflage erschienenen Schrift[1]) zu folgenden Aeusserungen über jenen Studenten und ehemaligen Zuhörer von mir veranlassten. Als Motto sind die Worte Lessing's gewählt:

„Scheide und schmeichelnd gegen den Anfänger, mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister, absprechend und positiv gegen den Stümper, höflich gegen den Prüfer und so bitter als möglich gegen den Charlatan."

Die ersten Sätze in der bezeichneten Schrift (S. 45) lauten wörtlich wie folgt:

„Den Berichten, welche die „Gartenlaube" in No. 47 von 1877, die Berliner Volkszeitung vom 21. März 1878 und „Im neuen Reich" in No. 19 von 1878 gebracht haben, reiht sich in mindestens ebenbürtiger Weise ein Artikel der „Schlesischen Presse" an. Morgenausgabe vom 26. Oct. 1878, welcher auch in den „Blättern für Handel, Gewerbe und soziales Leben" (Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung No. 44 vom 29. October 1878 und in der „Neuen Leipziger Zeitung für Stadt und Land" No. 14, 15 und 16 von 1878 abgedruckt worden ist.

---

[1]) „Herrn Professor Zöllner's Hypothese intelligenter raumdurchsetzender Wesen und seine Experimente mit dem amerikanischen Medium Herrn Slade. Ein Vortrag gehalten am 25. Oct. und 1. Nov. 1878 im Akademisch-Philosophischen Verein zu Leipzig und als Aufruf zur Informirung an die deutschen Studenten in Druck gegeben von Moritz Wirth, stud. phil. Mitglied des Akad.-Philosophischen Vereins zu Leipzig. Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig 1878. Oswald Mutze."

Dieser Artikel, mit B. Gr. unterzeichnet, ist ein wahres Meisterstück einer fälschenden, frechen Berichterstattung, und soll aus diesem Grunde, um dem Publikum zu zeigen, welcher Koth ihm als seine geistige Nahrung dargeboten wird, im Folgenden einer genaueren Betrachtung gewürdigt werden. Ich bemerke nur noch, dass alles im Folgenden in Gänsefüsschen Eingeschlossene das geistige Eigenthum des Herrn B. Gr. ist, und dass man, um diesen schlechtesten aller Artikel, die jemals der Feder eines Journalisten entflossen sind, im Zusammenhang zu haben, nur nöthig hat, die so angeführten Stellen hintereinander zu lesen."

Indem ich die betreffenden, und von Hrn. Stud. Wirth gewissenhaft aus den angeführten Zeitungen abgedruckten Stellen übergehe, lasse ich hier wörtlich die folgenden Bemerkungen mit einem klassischen Citate aus den Werken Schelling's folgen, dessen Sohn gegenwärtig als Unterstaatssecretair Mitglied des deutschen Bundesrathes ist. In directer Rede sich an meinen anonymen Kritiker B. Gr. wendend, bemerkt Hr. Stud. Wirth S. 56 ff. a. a. O. wörtlich Folgendes:

„Erst behaupten Sie, ohne noch den Schatten eines Beweises beigebracht zu haben, die von Slade gezeigten Erscheinungen seien Humbug; dann erklären Sie, Zöllner sei auf den Leim gegangen und habe sich nach allen Dimensionen blamirt; dann machen Sie mit einem Federzug die 3 Freunde Zöllner's zu 80 jährigen Leuten, was in Ihrem Munde so viel heissen soll, dass jene Herren als altersschwach und unzurechnungsfähig betrachtet werden müssten.[1]) Mitten inne denunziren Sie Prof. Zöllner Ihren Lesern wegen seiner Polemik. Um Ihnen daher zu zeigen, welches der Ton ist, der sich eigentlich gegen so schamlose Ignoranten, wie Sie, gehört, will ich Ihnen eine Stelle aus Schelling's Werken (1. Abth. Band IV, S. 557) hersetzen, welche ich Sie bitte, Wort für Wort auf sich zu beziehen: ‚Sonst ist es im Allgemeinen nicht schwer, die Menschenklasse zu bemerken, zu der dieser Recensent gehört. Ausser der Unverschämtheit, mit der er, der unwissender sich zeigt als jeder Student, der jetzt auf irgend einer Universität den Wissenschaften obliegt, . . . sich anstellt, um das Wohl der Wissenschaft . . . bekümmert zu seyn, ist die Unbefangenheit, mit der er sich zum verständigen und gesitteten Publikum

[1]) „Beiläufig: Fechner ist geboren am 19. April 1801, Weber am 24. Oct. 1804, und Scheibner am 8. Jan. 1826; es hat also noch keiner von ihnen das 80. Jahr erreicht. Fechner's letzte Veröffentlichungen sind: ‚In Sachen der Psychophysik', 1877, und ‚Wie es der experimentalen Aesthetik seither ergangen ist', Aufsatz in Im neuen Reich, 1878. Ein neues Werk von ihm wird binnen Kurzem ausgegeben werden. Weber's letzte Schriften, aus dem Jahre 1878, handeln über: ‚Elektrodynamische Maassbestimmungen' und ‚Ueber die Energie der Wechselwirkung', alles Sachen, von denen Sie, Herr ‚B. Gr.', nicht einmal die Titel verstehen dürften."

zählt, eine Familienähnlichkeit der grossen Sippschaft, die sich, seitdem die Fortschritte der Wissenschaft und Kunst eine Menge Personen wenigstens gerade um ein Halbjahrhundert zurückversetzt haben, gebildet und immerfort vermehrt hat. Der charakteristische Zug dieser Klasse ist: dass sie sich noch immer einbildet, in der neuesten Zeit zu leben, und, obgleich sie in Rücksicht auf das Zeitalter aus den rohesten Menschen besteht, nichtsdestoweniger im Besitz des Geschmacks und des Urtheils zu seyn wähnt, und, während ihnen schon längst von aller andern Thätigkeit keine andere mehr als die des Klatschens geblieben ist, dessen unerachtet sich für die gute Societät und das gebildete Publikum hält. Sagt man ihnen, dass sie in der gegenwärtigen Welt schon längst aufgehört haben zu seyn, — sie glauben, dass man diess selbst gar nicht im Ernst meinen könne; versichert man ihnen, dass sie in allem Ernst für Pöbel gerechnet werden, — so ist ihnen diess schlechterdings unbegreiflich; schwört man endlich, dass sie für nichts besser als todte Hunde geachtet werden, — so können sie diess wiederum nicht als eine wahrhaftige Aeusserung, sondern nur als ein ungesittetes Betragen begreifen. Mit Einem Wort, sie sind durchaus nicht zu bedeuten und so identisch mit ihrer Gemeinheit, so unfähig einer eigenen Reflexion darüber, dass sie gar nicht begreifen, wie jemand die Grundsätze und die Begriffe eines gesitteten Mannes haben, und gleichwohl sie als das, was sie sind, nämlich als Gesindel, behandeln und betrachten könne. Ein Hauptwort, das sie, ohne allen Begriff davon, aufgeschnappt haben, und das ihnen um das dritte Wort aus dem Munde geht, ist die gute Lebensart (als ob es eine gute Lebensart gegen Pöbel gäbe).' . . . . .

‚Diese eingefleischten und geschworenen Barbaren sind es, die durchaus keiner anderen Achtung als für die homogene Rohheit, weder für Ideen noch für Wahrheit noch Schönheit empfänglich, gern alles, was darauf Ansprüche macht, als verderblich denunciren möchten, wenn es ein Ohr gäbe sie zu hören; und da mit einfacherem Verleumden nichts auszurichten ist, bricht die wahre Gesindelhaftigkeit darin aus, dass sie Regierungen und Obere aufmerksam machen und aufrufen wollen. . . . . Die Einbildung von sich als dem gebildeten Publikum lässt ihnen nicht einmal so viel Schicklichkeitsgefühl, einzusehen, wie wenig von Regierungen zu erwarten sey, dass sie sich um das Geschwätze eines Klatschpacks bekümmern.'

[Gerade so, wie Schelling es hier ausspricht, hat die Berliner Polizei Herrn Slade gegenüber gehandelt, was von Ihnen, Herr ‚B. Gr.', mit den Worten berichtet wird: ‚statt zu untersuchen, hetzen sie die Polizei auf die unglücklichen Geister.']

‚Solange noch die Staaten und alles, was sie Hohes und Heiliges haben, auf Ideen beruhen, werden diejenigen, in denen sich die Realität derselben persönlich ausdrückt, nichts für verderblicher achten, als diesen einbrechenden Strom der Gemeinheit, die nicht nur überhaupt für keine Idee, sondern für nichts Achtung hat, was über das Gemeine erhaben,

das Siegel der Hoheit und der Göttlichkeit trägt. Die Pöbelherrschaft in Künsten und Wissenschaften, wenn sie je eintreten oder begünstigt werden könnte, wäre nach einem unausbleiblichen Erfolg nur der Vorbote einer ganz andern Pöbelherrschaft.' —

Die „Schlesische Volkszeitung" vom 13. Januar 1880 brachte einen Artikel über den Magnetiseur Hansen, dessen Productionen damals in Breslau grosses Aufsehen erregten. Die erwähnte Zeitung lässt sich die „Beobachtungen eines Gewährsmannes" mittheilen, welcher, „unserer Zeitung im Uebrigen fernstehend, dennoch sich an uns gewandt, in der Erwartung, dass wir seine näheren Mittheilungen veröffentlichen werden. Wir lassen hier dieselben folgen."

Der „Gewährsmann" erklärt nun unter Anderem wörtlich Folgendes:

„Ich wollte gern sämmtliche Experimente mitmachen, um aus eigener Erfahrung jede Einwirkung magnetischer oder elektrischer Kraft negiren zu können.

Dieser Herr (Hansen), welcher vorgiebt, mittelst magnetischer und elektrischer Kraft auf Andere einzuwirken, war nicht einmal im Stande zu erkennen, dass von mir die ganze Sache simulirt war, er hielt mich bei dem Experiment des Augen- und Mundschliessens für hochgradig magnetisch und experimentirte alsdann in der zufriedenstellendsten Weise für ihn und das Publikum weiter mit mir; obgleich ich mehrfach das Lachen nicht unterdrücken konnte, genirte ihn das wenig, er that, als merke er das gar nicht."

Der Leser fragt hier unwillkürlich, ob dieser „Gewährsmann" irgend ein Breslauer Schuljunge oder vielleicht ein „gebildeter Berliner" gewesen sei, wie derjenige, von welchem ich im dritten Bande meiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen" S. 540 als Augenzeuge das gleiche Manöver berichtet habe. — Die „Schlesische Volkszeitung" beantwortet uns diese hier naturgemäss auftauchende Frage bereits zwei Tage später (No. 11 vom 15. Januar) mit folgenden Worten:

„In Bezug auf unseren in Nr. 9 dieser Zeitung veröffentlichten, von einem tüchtigen Physiker herrührenden Artikel über Herrn Hansen's electro-biologische Experimente sind uns von verschiedenen Seiten Zuschriften zugegangen, welche theilweise dieselben auch als Auswuchs unserer Zeit betrachten, theilweise anderer Meinung sind."

Die vorstehenden Bemerkungen mit Citaten aus der „Schlesischen Presse" befinden sich wörtlich in meiner Schrift: „Zur Aufklärung des deutschen Volkes" S. 54. ff.

Nachdem ich dieselbe meinem oben erwähnten Breslauer Freunde übersandt hatte, erhielt ich die Nachricht, dass mich mein Ahnungsvermögen über die wissenschaftliche Rangstufe meines Kritikers nicht getäuscht habe. Es sei in der That ein „Schuljunge", d. h. ein Primaner, der, mit Vorbereitungen zum Abiturientenexamen beschäftigt, nach Absolvirung desselben eine deutsche Universität zu besuchen beabsichtige.

Diese Beispiele mögen genügen, um dem deutschen Volke zu zeigen, wohin es mit seiner Bildung und seinem Verstande kommen muss, wenn die zügellose Pressfreiheit in der bisherigen Weise gehandhabt wird und es jedem „Schuljungen" möglich macht, unter dem Schutze der Anonymität das Publicum bewusst und unbewusst durch Verbreitung von Unwahrheiten zu verwirren und sittlich zu verletzen.

In wie weit sich an der bewussten Ausbeutung der Presse zur Verleumdung von sittlich achtbaren Männern und der christlichen Traditionen des deutschen Volkes vorzugsweise das jüdische Literatenthum betheiligt, darüber mögen sich meine Leser auf Grund des folgenden, wörtlich dem „Deutschen Reichsboten" vom 1. Juli 1880 entnommenen Aufsatze ein eigenes Urtheil bilden:

Zur Charakteristik der Judenpresse.

In einem Feuilletonartikel vom 24. Juni schreibt der „Berl. Börsen-Cour." über die Bedeutung des Johannestages, nachdem er die Feier desselben im germanischen Heidenthum geschildert hat, wörtlich folgendes:

„Die Kirche hat diesen Tag sich angeeignet, um die heidnischen Götter aus dem Andenken zu verdrängen, aber sie hat ihn nicht zu behaupten vermocht, sie hat ihn dem Täufer Johannes, der einst am Jordan stand, „all' Volk der Welt zu taufen", geweiht. Aber der Täufer Johannes hat seine Herrschaft über den Tag, an dem die Sonne in ihrer Scheitelhöhe steht, nicht so lange behauptet, wie seine Vorgänger, die alten Götter. Und noch heute grüssen wir an diesem Tage in des Sommers Mitte nicht den Täufer, der da spricht, „nach mir wird einer kommen, der grösser ist als ich," — sondern wir grüssen diejenigen, die vor ihm gewesen sind, die alten lichten Götter unserer Ahnen, die auf luftigen Wolken durch den Aether sausten, die über die Brücke, aus den Farben des Regenbogens gewoben, nach Walhalls leuchtender Burg zogen und denen unsere Vorfahren auf steinernen Altären opferten unter den hohen deutschen Eichen, in deren Laub der Nachtwind flüsterte und rauschte von deutscher Kraft, von

deutscher Helden kühnen Thaten und von dem freien, unbeugsamen Sinn dieses Stammes, der den alten Göttern huldigte in der Mitsommernacht.“

Heute bringt dasselbe Blatt folgendes:

„Man schreibt uns: ... „Stöcker ist verloren.“ — Haben Sie keine Furcht, meine Herrschaften, denn es handelt sich nicht um den Hofprediger, der doch unersetzlich wäre, sondern nur — *horribile dictu* — um ein unschuldiges Hündchen, das von seiner Herrin, jedenfalls infolge überfliessender Verehrung für obigen Herrn, zu dessen Namensvetter gemacht wurde. Um die Sache kurz zu berichten: Eine Dame kam vor wenigen Tagen in ein Gartenlokal in der Potsdamerstrasse in Begleitung eines kleinen Mopses. Die Wohlgerüche der Küche und die Nähe einer Möpsin liessen das Thier bald die Herrin verlassen, die entsetzt über das Ausbleiben ihres Lieblings in den kläglichen Ruf ausbrach: „Stöckerchen, Stöckerchen, wo bist Du? Ach mein armes Stöckerchen ist verloren!“ und nicht lange dauerte es, so hatte das ganze Publikum in den Lockruf nach dem unglückseligen Stöcker mit eingestimmt, der denn auch schliesslich im kläglichen Bewusstsein seiner Schuld angeschlichen kam .... Glauben Sie nicht, dass ich ein lustig Märlein ersinne, — *facta refero.* Eine grosse Anzahl von Personen hat mit mir das lustige Histörchen vom verlorenen und wiedergefundenen „Stöckerchen“ angesehen und angehört.“

Dasselbe Blatt schreibt über die Freitagssitzung des Abgeordnetenhauses in seiner parlamentarischen Uebersicht:

„Später gab es eine wahrhaft bedeutsame Rede Eugen Richters. Die „Schnapsbrenner“ auf der Rechten, — Herr Richter wies den Herren in seiner Rede verblümt den Ehren-Titel zu — die Agrarier, Brenner, Viehzüchter und Pastoren, geriethen in ein wahres Toben.“

Das „Berliner Tageblatt“ schrieb am 24. d. M. folgendes in seinem Parlamentsbericht:

„Es beginnt die Debatte über den Artikel 10, welcher von den weiblichen Krankenpflege-Orden handelt. Zum Worte gegen den Artikel melden sich ausschliesslich Centrumsmänner und Polen, für den Artikel will allein Herr Stöcker sprechen. Der Herr Hofprediger hat seinen eigenen Platz bereits verlassen und mehr nach der Mitte zu Platz genommen. Vor ihm liegt ein „vergriffenes Büchelchen“, das Manuscript der einzigen Rede enthaltend, welche der Herr Hofprediger für das Bierhaus ausgesonnen und welche er nun überall vorbringt. Es wird darin in sehr ehrwürdigen, durch tausendfachen Gebrauch ehrwürdigen Wendungen von dem Kampf zwischen Gut und Böse gesprochen, der Sieg des ersteren prophezeit und der ungläubigen Menge verkündet, dass Herr Stöcker „die Wahrheit hat.“

In einer Berliner Korrespondenz der Wiener „N. Fr. Presse“ heisst es über den Kultusminister v. Puttkamer:

„Der Kultusminister ist ein delikater Herr. Er hat ein schmales, scharfes Gesicht mit mächtigen weissen Bartkoteletten, blickt durch das *Pince-nez* sehr überlegen in die Versammlung hinab und macht mit seinen

weissen, langen Frauenhänden ununterbrochen auf kleine Zettel Notizen, die er sodann in ziemlich trivialen Re- und Dupliken verwerthet. Wenn er als einfacher Abgeordneter auf der Tribüne oder vom Platze aus sich vernehmen liesse, so würde wohl ein grosser Theil der Abgeordneten am Buffet sich den Genuss verschaffen, seine wohlfrisirte und sorglich abgeschäumte Beredtsamkeit zu meiden. Als Minister aber hat er die Vermuthung für sich, es könnten entscheidende Erklärungen von seinen Lippen fliessen, und hie und da kam während der sechstägigen Debatte wohl auch wirklich so etwas wie eine Erklärung von seinem Munde, zum Exempel jene, er würde die begehrte Vollmacht lieber von der konservativ-liberalen als von der konservativ-klerikalen Koalition annehmen, aber er acceptire sie im Nothfalle auch von der letzteren. Glücklicherweise ist es männiglich bekannt, dass Herr v. Puttkamer überhaupt nichts zu acceptiren hat, sondern dass der grosse Unsichtbare im Radziwill-Palais der wahre Kontrahent ist, der den Subhastations-Hammer in der Hand hält."

Um zu beweisen, dass die Judenfrage, d. h. die Frage, wie sich die Völker gegen das Ueberwuchern der den Juden eigenthümlichen Charakterfehler praktisch zu schützen haben, keine neue und keineswegs nur auf Deutschland beschränkte Frage sei, mag der folgende Aufsatz dienen, welcher gleichfalls aus der obigen Zeitung vom 16. Jan. 1880 (Beilage zu No. 13 des „Reichsboten") wörtlich abgedruckt ist.

Napoleon I. und die Juden.

Bei der Bedeutung, welche die sogenannte Judenfrage gewonnen hat, dürfte es wohl am Platze sein, an die Stellung zu erinnern, welche Napoleon I. sowohl im Princip wie gesetzgeberisch zu derselben genommen hat.

Sind die Ansichten des Kaisers Napoleon I. in ihrer Schroffheit auch über das rechte Mass weit hinausgehend und seine gesetzgeberischen Vorkehrungen heute undurchführbar, so wird man doch mit Interesse die Uebereinstimmung wahrnehmen, die zwischen den Grundanschauungen Napoleon's und den heutigen Klagen über den Einfluss des Judenthums stattfindet.

Im Jahre 1806 herrschte im Elsass eine grosse Gährung gegen die Israeliten; man warf ihnen vor, durch ihre Künste den ganzen Handel an sich gerissen und verdorben und durch Wucher die Landwirthe dergestalt zu Grunde gerichtet zu haben, dass bald die ganze Provinz in jüdischen Händen sein würde. Die Erbitterung war in dem Grade gestiegen, dass blutige Judenverfolgungen zu befürchten standen. Da glaubte die Regierung nicht länger feiern zu dürfen. Der Justizminister legte dem Kaiser den Entwurf zu einem Gesetze vor, welches allen Juden zehn Jahre hindurch das Recht entzog, Hypotheken aufzunehmen, und das die Schuldner

jüdischer Gläubiger durch gerichtliche Fristbewilligungen zu schützen suchte. Napoleon wies den Entwurf an den Staatsrath. Dieser aber hielt solches Ausnahmegesetz nicht für zulässig. Der Kaiser war anderer Ansicht. In der Sitzung des Staatsrathes vom 30. April 1806 ergriff er selbst das Wort und sagte: „Die Gesetzgebung muss überall einschreiten, wo der allgemeine Wohlstand in Frage gestellt wird. Die Regierung kann nicht mit Gleichgültigkeit zusehen, wie sich eine verächtliche Nation zweier Departements von Frankreich bemächtigt. Die Juden müssen als ein besonderes Volk, nicht als eine religiöse Secte behandelt werden. Sie sind eine Nation innerhalb der Nation. Es ist zu demüthigend für die französische Nation, in die Gewalt der niedrigsten aller übrigen zu gerathen. Schon sind ganze Dörfer durch die Juden ihrer Eigenthümer beraubt worden. Die Juden sind die Raubritter der neuen Zeit, wahrhafte Rabenschwärme. Man muss sie staatsrechtlich behandeln, nicht civilrechtlich. Sie sind keine wirklichen Bürger. Es wäre gefährlich, die Schlüssel Frankreichs im Elsass in die Hände solcher Menschen, die keine Patrioten sind, fallen zu lassen. Vielleicht würde es zweckmässig sein, durch das Gesetz zu bestimmen, dass am Rhein nicht mehr als 50,000 Juden leben dürfen; die übrigen wären in's innere Frankreich zu weisen. Man könnte ihnen auch den Handel verbieten, da sie denselben durch ihren Wucher entehren.“

In der Sitzung des Staatsrathes vom 7. Mai nahm der Kaiser noch einmal das Wort zur Frage und äusserte: „Man hat mir vorgeschlagen, alle Juden auszuweisen, die ihr französisches Bürgerrecht nicht darthun können, und den Gerichten unbeschränkte Gewalt gegen die Wucherer zu geben; allein das führt nicht zum Ziel. Die Juden haben schon zu Moses' Zeiten Wucher getrieben und andere Völker unterdrückt, während Christen nur ausnahmsweise Wucherer sind und in solchem Fall der Verachtung anheimfallen. Mit philosophischen Gesetzen wird man die Juden nicht anders machen. Da sind schlichte Gesetze, Ausnahmegesetze, vonnöthen. Es wäre tyrannisch, die Juden aus dem Lande zu weisen, und der Richter darf keine in sein Belieben gestellte Macht haben. Man muss den Juden das Handeln verbieten, da sie Missbrauch damit treiben, wie man einem Goldarbeiter das Handwerk legt, der falsches Gold macht. Man muss sie bessern. Man muss die General-Staaten der Juden, ich meine 50 oder 60 von ihnen, versammeln und sie hören. Ich will, dass am 3. Juni eine solche allgemeine Synagoge in Paris zusammentrete. Ich bemerke noch einmal: was die Juden Böses verüben, kommt nicht von den einzelnen her, sondern aus der ganzen Grundart dieses Volks.“

Am 30. Mai erfolgte ein Decret, das den obigen Vorschlag des Justizministers in Betreff der Fristbewilligungen zum Gesetz erhob; ehe man weiter ging, wurde die erwähnte General-Synagoge berufen und ihr ein umfängliches Anti-Juden-Gesetz zur Begutachtung vorgelegt. Nach langer Berathung gab diese Notabeln-Versammlung, wohl nur dem auf sie von oben geübten Drucke folgend, ihre Zustimmung zu demselben. Es ist das

Gesetz, welches als „Kaiserl. Decret, die Juden betreffend, vom 17. März 1808“ bekannt ist und in 20 Paragraphen die obigen von Napoleon I. ausgesprochenen Gesichtspunkte, in juristische Form gebracht, enthält. Vorläufig nur auf zehn Jahre erlassen, hat dasselbe, wenigstens in der später preussischen Rheinprovinz, bis in die neuere Zeit hinein Geltung gehabt, nachdem dasselbe durch Cabinets-Ordre vom 3. März 1818 auf unbestimmte Dauer verlängert worden war.

Die Hauptbestimmungen dieses Decrets sind, andeutungsweise ausgedrückt, folgende: Alle von Juden an Minderjährige, Frauen und Militairs gemachten Darlehne sind null und nichtig. — Keine Klage auf Rückzahlung von Darlehnen, die von Juden an nichthandeltreibende Personen gemacht worden, wird angenommen, wenn der Kläger nicht nachweist, dass die betreffenden Werthe ohne Abzug und ohne Betrug geliefert worden sind. — Mehr als 5 Procent Zinsen können nicht gefordert werden, mehr als 10 Procent machen die Forderung ungültig. — Ohne ausdrückliche Erlaubniss der Regierung darf in Frankreich kein Jude Handelsgeschäfte treiben, und diese Erlaubniss, die nur auf Grund verschiedener Zeugnisse ertheilt werden darf, muss alljährlich erneut werden. — Alle von Juden, die keine solche Erlaubniss besitzen, gemachten Geschäfte sind rechtlich nichtig. Ebenso die auf Grund derselben aufgenommenen Hypotheken. — Im Elsass darf sich kein Jude mehr niederlassen. — Auch im übrigen Frankreich nur unter der Bedingung, dass er Ackerbauer und Feldeigenthümer wird. — Für die Juden wird das Recht der Stellvertretung bei der Aushebung zum Kriegsdienst aufgehoben.“

Nachdem die theoretische Erkenntniss der Ursachen von den gegenwärtig fast alle civilisirten Völker bedrückenden Leiden in genügendem Umfange verbreitet ist, handelt es sich darum, der practischen Seite der angeregten Fragen näher zu treten. In dieser Beziehung mögen zunächst die folgenden Vorschläge zur Reform unserer Pressgesetzgebung, welche sich in der bereits oben (S. 90) erwähnten Schrift befinden, einer näheren Beachtung gewürdigt werden. Ich erlaube mir zu diesem Zwecke hier einige der hervorragendsten aus jener Schrift wörtlich anzuführen:

Wie können die Schäden unserer Zeitungen gründlich und für die Dauer geheilt werden?

Es handelt sich für mich in erster Linie um die Wiederherstellung der sittlichen Tüchtigkeit unsers Volkes. Dass dieselbe insbesondere in dem letzten Jahrzehnt bedeutend gesunken ist, dafür bedarf es leider nicht einmal des Beweises, weil die offenkundigen Thatsachen jedem ruhigen Beobachter auf Schritt und Tritt haufenweise sich aufdrängen. Ich glaube der allgemeinen Zustimmung gewiss zu sein, wenn ich behaupte, dass ein

Volk um so mehr als sittlich tüchtig sich erweist, je mehr es an Hohes und Ideales glaubt und diesem nachstrebt, und andererseits, dass dasselbe um so mehr sinken und verderben muss, je mehr es in dem bloss materiellen Gewinn und Genuss das Ziel und den Zweck seines Daseins sieht. Denn nur wirklich hohe ideale Gedanken und Ziele, wenn sie im Glauben des Volkes leben und von ihm hochgehalten werden, erheben auch die grossen Massen aus dem Sumpf des thierischen Daseins zu einer höheren menschenwürdigen Existenz, während die Herrschaft der bloss materiellen Gedanken Alle, die ihr unterworfen sind, entwürdigt und verdirbt.

Wenn die Massen, die nach umfassenderem Lebensgenuss lechzen, nicht vor den weiteren Einwirkungen des materialistischen Princips und seiner Folgerungen bewahrt werden, kann bald der Augenblick kommen, da sie die Dämme, die sie jetzt noch einschränken, durchbrechen und wie wilde Gewässer das Leben begraben, das bis dahin, wenn auch vielfach nur noch kümmerlich, in unserm Volke sich erhalten hat. Jeder, der nicht von dem Zeitgeist ganz verblendet ist, fühlt es auch, dass es noch Zeit, aber auch hohe Zeit ist, dem hereinfluthenden Verderben mit den rechten Mitteln zu begegnen, bevor unser Volk der inneren Zerrüttung und damit auch seinem Untergange unrettbar verfallen ist. Was aber soll denn noch in aller Welt geschehen? Welche Mittel sollen denn angewandt werden? Es ist verzweifelt leicht, zu tadeln, düstere Schilderungen zu machen und bittere Klagen zu erheben, zumal wenn sie nur in allgemeinen Wendungen ausgesprochen werden.

Meiner vollen Ueberzeugung nach tragen unsere Zeitungen einen grossen Theil der Schuld an unsern bedenklichen Verhältnissen. Sie haben freilich das Gift, was unser Volksleben zerfrisst, nicht selbst hervorgebracht. Die grosse Mehrzahl der Zeitungsschreiber ist geistig nicht im Stande, eigene Gedanken, auch schlechte nicht, produciren zu können; diese Arbeit überlassen sie anderen begabteren Geistern. Wie die Semiten arbeiten und handeln sie nur mit dem, was Andere producirt haben, sie nehmen die Früchte der Geistesarbeit stärkerer Geister, verbreiten sie im Volke und machen sie so zu sagen populär. Wenn nun ihr Zweck der wäre, alle guten tüchtigen Gedanken, die je ausgesprochen sind und heute noch ausgesprochen werden, aufzunehmen, gründlich durchzusprechen und möglichst weit zu verbreiten, so könnte gewiss gegen ihre Thätigkeit in diesem Stück nichts eingewendet werden.

In neuester Zeit ist dies ganz anders geworden. Gesetze, die in der guten Absicht, die freie Meinungsäusserung sicher zu stellen, gegeben waren, sind der sittenlosesten Zügellosigkeit zur schirmenden Mauer geworden. Die Hand des Richters ist durch sie gesetzlich derartig gebunden, dass sie, auch wo es durchaus nöthig wäre, nicht mehr durchgreifen und aufhalten kann. Jedem steht es frei, die grundverkehrtesten Dinge öffentlich auszusprechen und zu vertheidigen, wenn ihn die Lust dazu ergreift. Und die Verbreitung derselben ist im Vergleich mit früheren Zeiten mehr als millionenfach erleichtert, seitdem die Zeitungen durch die

Erfindungen und Einrichtungen der Neuzeit eine so erstaunliche Verbreitung und damit einen so ausgedehnten Leserkreis erlangt haben.

Die ungezügelte Pressfreiheit ist auch von den zügellosen Geistern, die keine sittliche Schranke ertragen wollen, bis aufs äusserste ausgenutzt worden. Unter dem täuschenden Deckmantel missbrauchter Schlagworte von Freiheit, Wissenschaft etc. ist man je länger je mehr bemüht gewesen, die gesunden Grundlagen unsers Volkslebens zu unterhöhlen. Wenn nun grosse Blätter mit ausgedehntem Leserkreis und von diesen beeinflusst und getragen, das Heer der kleineren Lokalblätter, von durchaus falschen Anschauungen ausgehend und von unrechtem Geist durchdrungen, täglich, wöchentlich, jahraus jahrein, in den mannigfachsten Wendungen, vielfach auch in geschickter Form, unter Verschweigung des Guten und Richtigen bei jeder Betrachtung und Mittheilung auf Grund verkehrter Grundsätze die unrichtigsten Ansichten verbreiten, wie soll dann der Geist des Volkes sich von denselben frei erhalten? Anfangs verspüren noch Einzelne etwas von dem Pesthauch, der sie anweht, der die Ideale ihrer Jugend mit Mehlthau bedeckt und das Edle und Heilige, was sie verehren, in den Staub wirft, nach und nach aber gewöhnt man sich an diesen übeln Dunst, man empfindet ihn nicht mehr, man glaubt, es könne einmal nicht anders sein und wundert sich nur über die Krankheitserscheinungen, die immer häufiger auftreten, ohne sich darüber klar zu werden, aus welcher so naheliegenden Ursache dieselben herstammen. Wer aber noch so viel sittliche Gesundheit besitzt, dass er vor diesem stinkenden Heerrauch einen dauernden Widerwillen verspürt, dem muss schon um seines eigenen Wohlbefindens willen daran liegen, die Ursachen des Uebels aufzuheben.

Das Gute kommt gewiss endlich zum Siege, aber nicht von selbst, durch blosses Gehenlassen, sondern durch tapferes Eingreifen derer, die das Gute wollen und vor Allem durch Gottes Hülfe.

Sie wünschen nun gewiss endlich zu erfahren, meine Herren, was nach meiner Ansicht eigentlich geschehen soll? Fürchten Sie nicht, dass ich Ihnen rathen werde, die Censur in irgend einer Weise wieder einzuführen. Dadurch würde nur viel verdorben und doch gar nichts erreicht. Abgesehen von dem Zeitverlust, der Schwerfälligkeit und der Belästigung, welche mit der Censur unzertrennlich verbunden sind, dürfte es fast unmöglich sein, für die Verwaltung derselben die rechten Männer zu finden. Denn diese müssten doch im Stande sein, den gesammten Inhalt einer Zeitung in kurzer Frist durchzusehen, das Ganze wie das Einzelne mit richtigem Masse zu messen, das Verkehrte ohne weiteres herauszufinden und die Entscheidung augenblicklich in gerechter Weise zu treffen. Männer aber, die grossen Zeitungen gegenüber diese Begabung besässen, würden nicht geneigt sein, ein so dorniges, beschwerliches und verantwortungsvolles Amt, wie die Censur, zu übernehmen, zumal sie bei ihrer Tüchtigkeit auch für andere bedeutende Stellungen gesucht sein würden. Die weniger Fähigen dagegen würden bei grossem Amtseifer tagtäglich die grössten Missgriffe begehen und sich lächerlich und verhasst machen, oder

bei geringem Eifer für gewöhnlich alles durchlassen und nur hier und dort einmal um des Amtes willen ein Wenig streichen, in der Ueberzeugung, dass ja gegen den Strom nicht anzukämpfen sei. Und wer sollte nun wieder die Wächter, die Censoren selbst überwachen? Sollte dazu etwa eine neue Beamtenklasse, ein neues Stück Büreaukratie, geschaffen werden, die ohne wirklichen Nutzen zu bringen nur die Zeitungen wie die Staatskasse schwer belasten würden? Darum keine Censur.

Wenn man den Zeitungen die Aufnahme von Anzeigen gesetzlich untersagt, wird sofort eine Anzahl von blossen Anzeigeblättern herausgegeben werden, die der Zahl der jetzt erscheinenden Blätter ungefähr gleich kommen wird. Diese können, da die Redaction derselben leicht ist, und wenig Vorbildung und Arbeit erfordert, der Gewinn aber ein unverhältnissmässig grosser ist, wohl mit einer Steuer belegt werden, die der Staatskasse zu Gute kommt. Die Steuer der Anzeigeblätter könnte bemessen werden nach der Grösse ihres Raumes, der Höhe des Insertionspreises und der Zahl der Exemplare. Auch müsste diesen Blättern gestattet werden, zur Ausfüllung ihres leer verbleibenden Raumes Lokal- und vermischte Nachrichten zu bringen. Längere Mittheilungen, die durch mehrere Blätter laufen, müssten verboten sein. Auf diese Weise würde dem Bedürfniss völlig genügt, und zugleich würde dem Staate oder den einzelnen bürgerlichen Gemeinden, wenn auch die letzteren bei der Steuer berücksichtigt werden sollten, zur Erleichterung der Steuerlast ein nicht unbeträchtlicher Vortheil zugewendet. Natürlich müsste gesetzlich auch dies geboten werden, dass unsittliche Inserate von den Anzeigeblättern nicht aufgenommen werden dürften.

Die bezüglichen, ins Pressgesetz aufzunehmenden Paragraphen könnten folgendermassen verfasst sein:

Die periodische Presse (Zeitungen, Zeitschriften, Anzeigeblätter etc.) zerfällt in zwei Klassen, in eigentliche Zeitungen oder Zeitschriften politischen, literarischen, belletristischen etc. Inhalts und in Anzeigeblätter.

Die eigentlichen Zeitungen dürfen keine Anzeigen irgend welcher Art enthalten, auch dürfen in denselben vorkommende Empfehlungen, lobende Erwähnungen etc. in keiner Weise vergütet werden.

Die Uebertretung dieser Vorschrift wird zum ersten Mal mit einer Geldbusse von 100 Mark, im zweiten Falle mit 200 Mark und in jedem weiteren Uehertretungsfall mit 100 Mark mehr bis zur Höhe von 10,000 Mark bestraft.

Die Anzeigeblätter dürfen Anzeigen aller Art enthalten. Ausgeschlossen sind Anzeigen unsittlichen Inhalts.

Auf die Anzeigeblätter muss speciell abonnirt werden. Sie dürfen nicht mit eigentlichen Zeitungen verbunden, auch nicht mit denselben versandt werden.

Die Anzeigeblätter sind berechtigt, auch Lokal- und vermischte Nachrichten zu bringen, die aber nicht in Fortsetzungen durch mehrere Blätter laufen dürfen.

Die Anzeigeblätter unterliegen einer nach der Grösse ihres Raumes, der Höhe des Insertionspreises und der Zahl der Exemplare pro Quartal zu bemessenden Insertionssteuer, die von der Staatskasse (oder von den betreffenden Communalkassen) zu vereinnahmen ist.

Uebertretungen dieser Bestimmungen werden im Allgemeinen mit einer Geldbusse bestraft, die beim ersten Falle 10 Mark beträgt und sodann mit jedem neuen Fall um 10 Mark bis zur Höhe von 1000 Mark steigt.

Werden Anzeigen unsittlichen Inhalts aufgenommen, so wird sowohl der Einsender, wie der Besitzer des Anzeigeblattes wegen Verbrechens gegen die Sittlichkeit bestraft.

Von den ausländischen Zeitungen, welche Anzeigen enthalten, wird die Insertionssteuer durch einen verhältnissmässigen Zuschlag zum Postabonnementspreise eingezogen.

Dass Individuen, die nicht logisch zu denken vermögen, die mit den einschlagenden Fächern wenig bekannt sind, die unsere Sprache nicht einmal so weit beherrschen, dass sie ein richtiges, reines, von fremdsprachlichen Wörtern, Satzbildungen und Redewendungen freies Deutsch zu schreiben im Stande sind, dass solche Leute berechtigt sind, ihre verwirrten Meinungen, Ansichten und Grundsätze durch die Zeitungen dem Volke täglich nahe zu bringen, das ist doch eine Widersinnigkeit, die spätere Zeiten nicht begreifen werden.

Es muss darum das Recht, eine Zeitung oder Zeitschrift besitzen, herausgeben oder redigiren zu dürfen, vom Ergebniss einer Prüfung abhängig gemacht werden. Niemand soll eine Zeitung leiten oder bearbeiten, als der es versteht, und dass er dies versteht, soll er vorher beweisen. Mögen denn die Träger und Verbreiter der Cultur in der Zeitungswelt dadurch, dass sie ein gründliches Culturexamen bestehen, aller Welt es deutlich machen, dass sie ihrer hohen Aufgabe gewachsen sind!

Die in's Pressgesetz aufzunehmenden Paragraphen, wie sie durch diese Erörterungen näher begründet sind, müssten etwa folgendermassen lauten:

Wer eine Zeitung oder Zeitschrift als Eigenthum übernehmen, oder eine solche herausgeben, oder an einer solchen als Redacteur mitarbeiten will, überhaupt Jeder, dem vermöge seiner Stellung ein bestimmender Einfluss auf den Inhalt einer Zeitung, ihre Richtung und Haltung zusteht, muss, bevor er diese Functionen antritt, seine Fähigkeit in einer vom Minister der Unterrichts-Angelegenheiten anzuordnenden regelmässig wiederkehrenden Prüfung nachweisen.

In dieser Prüfung wird gefordert eine gründliche Kenntniss:

1. Der Geographie;
2. Der Geschichte, und zwar sowohl der allgemeinen Weltgeschichte, als auch besonders der Geschichte des deutschen Volkes und seiner einzelnen Stämme und Staaten;
3. Der deutschen Literatur und ihrer Geschichte;
4. Der inneren Entwickelung und der Verfassungen der bedeutenderen Staaten des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit;

5. Der Geschichte des Judenthums, der christlichen Kirche und der einzelnen Confessionen derselben;
6. Der hauptsächlichsten Lehren der genannten Religions- Gemeinschaften;
7. Der Logik;
8. Der Geschichte der Philosophie;
9. Der wichtigeren neueren fremden Sprachen, vorzüglich des Französischen und Englischen;
10. Des Pressgesetzes.

Befreit von dieser Prüfung sind die Besitzer, Herausgeber, Redacteure von blossen Fachzeitungen oder Zeitschriften, wenn in denselben nur die betreffenden Fächer behandelt werden.

Wer, ohne diese Prüfung bestanden zu haben, eine Zeitung oder Zeitschrift besitzt, herausgiebt oder redigirt, wird mit einer Geldbusse von 500 bis 10,000 Mark bestraft, die im Fall des Unvermögens in entsprechende Gefängnissstrafe verwandelt wird. Den jetzigen Besitzern, Herausgebern und Redacteuren einer Zeitung wird verstattet, noch drei Jahre lang, von der Bekanntmachung dieses Gesetzes an gerechnet, ohne Prüfung in der bisherigen Stellung zu bleiben.

Haben dieselben bis dahin die vorgeschriebene Prüfung nicht bestanden, so haben sie ihre Thätigkeit mit dem angegebenen Termin einzustellen, und wird das Erscheinen der betreffenden Zeitung nicht ferner gestattet.

Durch diese Bestimmungen wird die Freiheit des Einzelnen ebenso wenig angetastet, als die der Presse. Gerade so gut, wie ein Jeder Arzt, Advokat, Richter, Geistlicher, Professor, Lehrer, Officier werden kann, kann er auch das Pressfach ergreifen, er muss nur, wie jene andern auch, zuvor den Nachweis führen, dass er die für seine Stellung nothwendige Befähigung besitzt. Nur die unberufenen und unfähigen Pfuscher werden hier wie dort zurückgewiesen. Die Stellung der Männer der Presse wird eine viel gesichertere und freiere, weil sie sich nicht so leicht von einem Prinzipal gegen ihre Ueberzeugung knechten zu lassen brauchen, und ihnen bei ihrer Tüchtigkeit jederzeit noch andere Stellungen sich bieten werden. Auch die Pressfreiheit kommt nicht in Gefahr dadurch, dass die Presse unter die Leitung befähigter Männer gestellt wird, die wenigstens verstehen, was sie veröffentlichen und wie dasselbe abgefasst sein muss. Im Uebrigen kann auch dann, wie jetzt, Alles veröffentlicht werden, was die Besitzer, Herausgeber oder Redacteure aufnehmen, oder wofür sie die Verantwortlichkeit übernehmen wollen. Nur dem Missbrauch und der Verderbniss der Presse durch schlechte Zeitungsschreiber soll entgegengearbeitet, nicht aber die Freiheit der Presse selbst beschränkt werden. Ich bin überzeugt, dass die Heilung der grossen Schäden unserer periodischen Presse bedeutend vorschreiten wird, wenn ausser den schon erörterten Vorschlägen auch die weiteren, zu deren Darlegung ich jetzt übergehe, Gesetzeskraft bekommen.

Auch durch die Einrichtung des bezeichneten Culturexamens für die Männer der Presse ist dem Verderben noch nicht völlig die Thüre geschlossen. Wenn auch im Allgemeinen erwartet werden darf, dass die Bildung, welche ein Redacteur etc. sich erwerben muss, ihn vor allerlei Ausschreitungen bewahren werde, so ist es doch leider durch thatsächliche Erfahrung bewiesen, dass selbst hochgebildete Persönlichkeiten nichtswürdig handeln können. Mit allen Kräften muss desshalb dahin gewirkt werden, dass Alle, die an der periodischen Presse in massgebender Stellung thätig sind, sich stets auch in dem, was sie drucken lassen und so der Oeffentlichkeit übergeben, als Männer erweisen, die den Geboten der Ehre und des Anstandes gehorsam sind. Wir müssen es im Interesse der sittlichen Gesundheit und der wahren Bildung unseres Volkes aufs tiefste beklagen, dass Anstand, Wahrhaftigkeit, Ehrenhaftigkeit, Tugenden sind, die aus der Mehrzahl der Zeitungen nicht gelernt werden können. In denselben herrscht häufig eine Verlogenheit, die keine Scham und keinen Anstand kennt, und keinen Unterschied macht zwischen Sachen und Personen. Sie erachten es durchaus nicht unter ihrer Würde, wenn es für ihre Zwecke passt, die offenbarsten Thatsachen zu verdrehen und in ein falsches Licht zu stellen, durch lügenhafte Erfindungen die Meinungen der Leser zu verwirren, wichtige Dinge zu verschweigen, wenn es ihnen genehm scheint, und wieder die grössten Kleinigkeiten zu riesiger Bedeutung aufzubauschen, wenn es ihren Bestrebungen dient. Die Gegner werden, so viel es nur möglich ist, erniedrigt und in den Staub gezogen, man versteht sie absichtlich falsch, legt ihnen die verkehrtesten An- und Absichten unter, beschimpft sie auf alle nur mögliche Art, man sagt ihnen die nichtswürdigsten Grobheiten auf die perfideste Art, kurz man thut Dinge, die sich sonst ein anständiger ehrenhafter Mensch auch dem schlimmsten Feinde gegenüber nie erlauben würde.

Lügen, schimpfen, verläumden etc. ist leicht, schliesslich kann es jeder Gassenjunge, aber die Wahrheit positiv zu entfalten und sie überall ehrenhaft und mit Anstand zu vertreten, fordert eine Tüchtigkeit des Geistes und Charakters, die nicht jedem eigen ist. Ihnen aber, den Vertretern der Nation, steht es zu, dahin zu wirken, dass alles Gute auch in der Presse zur Erscheinung komme, und ebenso, darauf bedacht zu sein, Alles, was sich in der Presse nicht den Geboten der Wahrheit, des Anstandes und der Ehre fügen will, schonungslos aus derselben auszumerzen, um so unserm Volke die edelsten Züge seines Charakters, den offenen Freimuth, die Aufrichtigkeit und Ehrenhaftigkeit, das stolze Halten auf Anstand und Ehre, nicht verloren gehen zu lassen.

Die Paragraphen, welche demgemäss ins Pressgesetz aufgenommen werden müssten, könnten folgenden Wortlaut erhalten:

Der Besitzer, Herausgeber oder Redacteur einer Zeitung oder Zeitschrift hat, bevor er in dieser Stellung an der betreffenden Zeitung mitwirkt, vor der Staatsbehörde einen Eid abzulegen, durch welchen er sich verpflichtet:

a. Nichts in das von ihm abhängige Blatt aufzunehmen, von dessen Wahrheit resp. thatsächlicher Richtigkeit er nicht überzeugt ist;

b. sich jeder Schmähung oder Verläumdung anderer Personen oder Partheien oder Gemeinschaften, sowie der bestehenden Gesetze und Ordnungen zu enthalten;

c. überhaupt dafür zu sorgen, dass in der betreffenden Zeitung oder Zeitschrift nicht anders als anständig und ehrenhaft geredet werde.

Bei Uebertretungen dieses Gelöbnisses kann der Staatsanwalt des Bezirks, in welchem die Zeitung oder Zeitschrift erscheint, sowie auch jeder Privatmann, bei dem Landgericht des Bezirks gegen den betreffenden Redacteur Klage erheben.

Das Landgericht erkennt darüber durch ein Collegium von drei Richtern in erster Instanz. Falls der Angeklagte oder der Kläger bei dieser Entscheidung sich nicht beruhigen wollen, müssen sie beim Landgericht auf Verhandlung des Falles im Pressschwurgericht antragen.

Das Pressschwurgericht wird zusammengesetzt aus 9 Geschworenen.

Zum Amte eines Pressgeschworenen sind berechtigt und verpflichtet:

a. alle auf deutschen Universitäten akademisch gebildeten Männer, die innerhalb des Bezirks des betreffenden Landgerichts ihren Wohnsitz haben, die dreissig Jahre alt sind, durch ein Examen ihre Befähigung für ein ihrem Studium entsprechendes Amt dargethan und als anständige ehrenhafte Männer sich erwiesen haben.

b. Alle ausser Dienst oder zur Disposition stehenden Offiziere der deutschen Armee, die innerhalb des Bezirks des betreffenden Landgerichts ansässig sind.

Von demselben sind zu jeder Session des Pressschwurgerichts in regelmässiger Reihenfolge 18 Männer als Pressgeschworene zu berufen.

Von diesen 18 können durch den Angeklagten fünf, durch den Kläger 4 Personen abgelehnt werden.

Die Verhandlung wird durch den Director des Landgerichts geleitet und geschieht übrigens in den Formen der andern Schwurgerichte.

Zur Verurtheilung des Angeklagten ist eine Majorität von zwei Dritteln (6) der Geschworenen nothwendig.

Gegen das Urtheil der Pressgeschworenen kann nur wegen Formfehlers beim Appellationsgericht auf Wiederholung der Verhandlung vor einem neugebildeten Pressschwurgericht geklagt werden.

Die Strafe wird vom Vorsitzenden des Pressschwurgerichts nach folgenden Sätzen bestimmt:

Die erste Uebertretung wird mit einer Ordnungsstrafe von 100 Mark, die zweite mit einer Ordnungsstrafe von 500 Mark belegt.

Diese Geldstrafen sind im Unvermögensfalle in entsprechende Freiheitsstrafen zu verwandeln.

Wird der Angeklagte einer dritten Uebertretung für schuldig erklärt, so verliert er auf ein Jahr die Fähigkeit, an einer Zeitung mitarbeiten zu können, bei der vierten Uebertretung verliert er diese Qualification auf fünf Jahre, und bei der fünften auf Lebenszeit.

Wird der Angeklagte für schuldig erklärt, so hat er die Kosten zu tragen, ist er für unschuldig erkannt, so fallen die Kosten dem Kläger, und wenn die Klage durch den Staatsanwalt erhoben ist, dem Staate zur Last.

Ausländische Zeitungen müssen im gleichen Falle verboten werden.

Glaubt jemand durch falsche Zeitungsnachrichten, deren Unrichtigkeit der Redaction bekannt war, eine Vermögensbeschädigung erlitten zu haben, so steht ihm auch das Recht zu, auf gewöhnlichem Wege gegen die Zeitung auf Schadenersatz zu klagen.

Schliesslich ersuche ich Sie noch, dafür stimmen zu wollen, dass auch die folgenden Paragraphen in's Pressgesetz aufgenommen werden.

Die Original-Artikel oder Berichte, welche von einer Zeitung oder Zeitschrift gebracht werden, müssen mit dem vollen Namen des Verfassers bezeichnet sein und

bei jedem Artikel oder Bericht, der einer anderen Zeitung entnommen wird, muss sowohl die betreffende Quelle als auch der Name des Verfassers genau und unmissverständlich angegeben werden.

Uebertretungen dieser Bestimmungen werden im ersten Fall mit einer Strafe von 100 Mark, in Wiederholungsfällen mit einer Strafe von 200 bis 1000 Mark oder entsprechender Freiheitsstrafe belegt.

In der Vorstellung der grossen Mehrheit der Zeitungsleser, die von der Herstellung eines Blattes keine Ahnung haben, ist die Zeitung eine einzige geheimnissvolle, mit umfassendstem Wissen, mit höchster Einsicht, mit einer gewissen Unfehlbarkeit begabte Persönlichkeit, vor deren massgebenden Aussprüchen man sich im Bewustsein seines Unvermögens willig beugt. Und da die grosse Mehrzahl nur eine einzige Zeitung liest, die sich wohl hütet, der abweichenden oder entgegengesetzten Ansicht auch einmal das Wort zu vergönnen, die auch keine Berichtigungen aufnimmt, sie werde denn gesetzlich dazu gezwungen, so bleibt bei der Menge das Vertrauen zu der Zeitung ganz unerschüttert, und man schwört auf ihre Worte.

In dem sogenannten Volke der Denker sind der wirklich weiter denkenden Köpfe doch im Ganzen sehr wenige. Das ist auch natürlich und an und für sich kein Tadel. Denn zum umfassenden Denken und Verstehen gehört eine Summe von Kentnissen und Frfahrungen, die nur verhältnissmässig Wenige sich erwerben können. Die grosse Menge ist gar nicht im Stande, das Ganze oder auch nur weitere Gebiete des Wissens eines gebildeten Mannes zu übersehen, und fühlt auch diese Unselbstständigkeit. Sie sucht darum einen Rathgeber, der die Mühe übernimmt, ihr die Meinung zu machen. Die Meisten haben ja weder die Zeit, noch die Kraft, noch auch das innere Bedürfniss, durch eigenes Studiren, Denken und Forschen sich weiter zu unterrichten und zu einer geistigen

Selbstständigkeit zu kommen. Es ist ihnen viel bequemer und ihrer Neigung entsprechend, sich ihre Meinungen, Ansichten und Ueberzeugungen von Andern vordenken zu lassen. Diese Sorge übernimmt ihre Zeitung. Wie in heutiger Zeit die Fabrikation auf allen Gebieten möglichst im Grossen betrieben wird, so auch auf dem Gebiet der politischen und sonstigen Darlegungen, Ansichten und Ueberzeugungen. Die Presse übernimmt diese Fabrikation auf geistigem Gebiet gegen die entsprechenden Procente, besorgt alles Nöthige, liefert die Waare bis ins Haus und der Einzelne hat nur die Mühe des Zahlens. Aus seiner Meinungsfabrik kann Jeder, ohne sich selbst geistig anstrengen zu müssen, seine Gedanken etc. fix und fertig durch das Blatt beziehen, und zwar, wie frisches Brod vom Bäcker, auch immer frisch und neu. Mühelos eignet man sich so durch das blosse Lesen der Zeitung die nöthige politische und sonstige Bildung an, und kann Abends hinter dem Glase Wein oder Bier dadurch, dass man das Gelesene wieder von sich giebt, den Beweis führen, dass man mit der Zeit fortschreitet. Weil man die Zeitung als Quintessenz aller Weisheit verehrt, die von Niemandem übertroffen werden kann, so nimmt man auch gläubig Alles an, was sie bietet, und wird dadurch immer abhängiger von dem Blatt, immer unselbstständiger im Urtheil, immer beschränkter in seinen Ansichten, immer träger zum eigenen Denken.

Diese Abhängigkeit, in welche die Menge den Zeitungen gegenüber verfallen ist, hat ihre höchst bedenklichen Seiten für unser Volk. Abgesehen davon, dass das Heer der gewöhnlichen Zeitungsleser dadurch je länger desto einseitiger und bornirter wird, wird auch dadurch eine Macht im Staate aufgerichtet, die unabhängig von der Staatsgewalt, die Gemüther in gleicher Weise beherrscht, wie dies von der römischen Kirche behauptet wird. Was die Letztere aber nie von sich gesagt hat, dass sie die sechste Grossmacht in Europa sei, das rühmen die Männer der Presse kühnlich von sich selbst. Und diese Macht beweist sich alle Tage als solche. Wir wissen ja Alle, wie die Presse in alle Gebiete eingreift, Alles in ihren Bereich zieht und bei Wahlen, Abstimmungen und überhaupt allen öffentlichen Dingen häufig als massgebende Herrscherin die Gemüther nach ihrem Willen geleitet hat. Welcher Art aber für gewöhnlich diese Leiter des Volkes sind, das habe ich schon vorher darzulegen versucht.

Wie aber soll dies geschehen? Man kann doch nicht bestimmen, dass ein Jeder mehrere Zeitungen von entgegengesetzter Färbung zu halten und täglich zu lesen habe, oder dass eine jede Zeitung die verschiedensten Ansichten vertreten solle? Das verlange ich auch durchaus nicht, meine Herren. Hier kommt es in erster Linie darauf an, den Nimbus, der vor den Augen der Menge die geheimnissvolle Persönlichkeit der Zeitung umgiebt, zu zerreissen, und so das blinde Vertrauen auf den Zeitungsfetisch, an dem so viele kranken, gründlich zu untergraben. Dies ist nur dadurch möglich, dass jedem Zeitungsleser immer aufs Neue die Thatsache vor die Augen gestellt wird, dass die Zeitung weiter nichts ist als ein mechanisches Conglomerat, eine mehr oder minder gelungene Zu-

sammenstellung von Arbeiten und Berichten einzelner unbekannter Persönlichkeiten und daneben auch eine tendenziöse Auswahl aus dem Inhalt anderer Zeitungen, die denselben Ursprung haben.

Zu diesem Ziele kommt man ganz einfach durch die gesetzliche Bestimmung, dass jeder Artikel, jeder Bericht, überhaupt Alles, was jede Zeitung im Original bringt, mit dem ganzen wirklichen Namen seines Verfassers unterzeichnet und dass bei Artikeln, die aus andern Zeitungen entnommen werden, die Quelle sowohl, wie der Name des Verfassers angegeben werden muss. Auch dem einfältigsten Philister muss dann einleuchtend werden, dass Alles, was die Zeitungen bringen, nur aus den persönlichen Meinungen und Ansichten irgend welcher unbekannten Personen besteht, denen die eigene Ansicht als ebenso wohlberechtigt entgegen gestellt werden kann. Wer zu der Erkenntniss gekommen ist, dass er es in der Zeitung nur mit lauter einzelnen ihm unbekannten Leuten zu thun hat, verliert den unterthänigen dummen Respect vor der gedruckten Zeitungsweisheit, kommt mehr zum selbstständigen politischen Denken und lässt sich nicht mehr so leicht von einem beliebigen Lehmann oder Schmidt oder Müller am Gängelbande leiten. Und wenn gar in viel verbreiteten hauptstädtischen oder anderen Blättern Namen wie Cohn, Pinkus, Salomon, Levi, Itzig, Ehrenthal etc. in schönem Verein und anmuthigem Wechsel unter den verschiedensten Artikeln regelmässig wiederkehrten, so würde doch mancher Zeitungsleser, der bisher nicht darnach gefragt hat, von wem ihm seit langem seine tägliche Ansicht verfertigt ist, vielleicht stutzig werden und auf den Gedanken kommen, dass sein verehrtes Blatt dem Industrialismus diene und sein Hauptzweck die geschäftliche Ausbeutung der Leser sei.

Dass die Zeitungen mit diesen Bestimmungen unzufrieden sein werden, ist selbstverständlich. Ihr Gewinn wie ihre Macht und ihr Einfluss sind zu sehr durch die Namenlosigkeit (Anonymität) der Verfasser ihrer Artikel bedingt, als dass sie nicht sofort auch hier ein grosses Geschrei über Unterdrückung der Pressfreiheit erheben und Alles in Bewegung setzen sollten, um bie bisherige Weise beizubehalten. In diesem Stücke werden auch die lieberalsten Blätter sich durchaus nicht als fortschrittsfreundlich erweisen. Es handelt sich aber gar nicht um die Pressfreiheit, da dieselbe durch die vorgenannten Bestimmungen nicht im Mindesten angetastet wird. Jeder darf ja nach wie vor schreiben, was er will, sofern es die Gesetze getatten. Es handelt sich vielmehr um ein Privilegium, um eine Ausnahmestellung der Zeitungsschreiber. Dies Privilegium besteht darin, dass mit Genehmigung des Redacteurs ein Jeder nicht allein seinen Unverstand, sondern auch seinen Hass, seine Bosheit, seine Anklagen und Verläumdungen, seine Einbildungen und Erdichtungen gedruckt in der Welt verbreiten darf, ohne mit seinem Namen für seine Aeusserungen eintreten zu müssen. Den feigen muthlosen Gesellen, die am liebsten aus sicherer Verborgenheit ihre Pfeile abschiessen, ist natürlich dies Privilegium äusserst angenehm. Diese Hasen werden, wenn meine Vorschläge Gesetzeskraft erhalten, sämmtlich aus dem Busche geklopft werden und

davor fürchten sie sich. Es liegt aber gar kein Bedürfniss vor, bestimmte Privilegien der Zeitungsschreiber aufrecht zu erhalten, sondern es kommt darauf an, dass die offene Ehrlichkeit, die tapfere Aufrichtigkeit, der unerschrockene Zeugenmuth, der seinen Gegner nicht aus dem Hinterhalt, sondern offen anzugreifen wagt, in unserm Volke neu belebt und gestärkt werde. Wie ist das aber möglich, wenn Jeder, der unsere Sprache nur etwas geschickt zu handhaben versteht, belehren, warnen, tadeln, spotten, höhnen darf, ohne für seine Worte mit seinem Namen, seiner Ehre und seiner Person einstehen zu müssen. Anonyme Briefe werden verachtet, was soll man aber von den anonymen Zeitungsschreibern sagen? Hat Jemand den ehrlichen tapfern Muth nicht, seine Aeusserungen in den Zeitungen auch selbst zu vertreten, so mag er das Schreiben unterwegs lassen. So vieles, was von verlogenen oder untreuen Leuten, die das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen haben, in die Zeitungen gebracht wird, wird dann fortbleiben. Die tüchtigen kenntnissreichen Männer aber, die mit Muth und wirklicher Sachkenntniss begabt, fesselnd, interessant, belehrend und aufklärend zu schreiben verstehen, die freilich bisher die verdiente öffentliche Anerkennung, die ihrem Talent und ihrem Fleiss gebührte, nicht empfangen haben, sie werden dann, wenn ihr Name beständig ihre Darlegungen begleitet, der wohlerworbenen Ehre und Achtung sich erfreuen dürfen.

Dies, meine Herren, sind die Bestimmungen, welche nothwendig ins Pressgesetz aufgenommen werden müssen, wenn überhaupt eine Besserung unserer periodischen Presse erreicht werden soll. Nichts ist darin enthalten, wodurch die gute, anständige Presse aller Parteien und Richtungen ernstlich beengt und in ihrer Wirksamkeit behindert werden könnte. Andererseits aber werden durch dieselben die Ausschreitungen der schlechten Zeitungen nachdrücklich und durchgreifend auf allen Seiten in Schranken gehalten. Mir schwebt als Ziel vor, dahin zu wirken, dass unser Volk eine periodische Presse erhalte, die auf dasselbe in jeder Beziehung bildend und veredelnd einwirken kann und ich bin überzeugt, dass dies Ziel auf dem von mir vorgeschlagenen Wege zu erreichen ist. Ich hoffe zuversichtlich, dass Sie, und mit Ihnen die übrigen Factoren der Gesetzgebung, diesen Vorschlägen ihre Zustimmung nicht versagen werden. Wer wollte sich auch sonst dagegen erheben, als die Zeitungsindustriellen, als die schlechte Presse überhaupt, die unter dem Schafspelz tönender Redensarten kein anderes Bestreben im Herzen hat, als das Volk ihrem eigenen Vortheil dienstbar zu machen. Von dieser Seite wird man sich allerdings zornig genug geberden, man wird klagen und anklagen, verläumden und lästern, Gift und Galle speien in der Wuth gegen Alle, die ernstlich daran gehen, sie in ihrem nichtsnutzigen verderblichen Gewerbe zu beschränken. Einzelne unter Ihnen dürften dadurch in Versuchung kommen, die Schneide dieser Vorschläge möglichst abzustumpfen, und, statt diesen entschiedenen Massregeln mit Eifer zuzustimmen, selber allerlei Halbheiten vorzuschlagen. Ich bitte Sie dringend, meine Herren, wenn dies etwa von dem Einen oder Andern geschehen sollte, darauf durchaus nicht einzugehen.

Halbe Massregeln bleiben nicht nur völlig unwirksam, sondern haben auch einen positiv schädlichen Erfolg. Denn ein Gesetz, was nicht dem Uebel entschieden an die Wurzel geht, wird umgangen, wird sammt seinen Urhebern verspottet und erbittert noch mehr, als ein solches, das mit Consequenz durchgeführt wird. Bei meinen Vorschlägen bin ich der bekannten Regel eingedenk geblieben:

Greif leicht nicht in ein Wespennest;
Doch, wenn Du's thust, dann greife fest!

und ich hoffe, Sie werden diese Regel, die hier noch mehr als anderswo beachtet werden muss, auch bei Ihrer Abstimmung massgebend sein lassen. Sie dürfen überzeugt sein, dass durch solchen festen Griff die Wespennester in unserer Presse zerstört und nur die nützlichen Bienenstöcke erhalten werden.

Was die Fassung meiner Vorschläge betrifft, so gebe ich, der ich kein Jurist bin, willig zu, dass dieselbe hier und dort etwas geändert, und in juristisch klarere und schärfere Form gebracht werden könne. Am Inhalt dagegen wird, da meine Vorschläge ein Ganzes bilden, nichts zu ändern, sondern nur möglicherweise eine oder die andere Lücke im Sinne des Ganzen auszufüllen sein. Ich wünsche von Herzen, dass meine Vorschläge, die für die Herstellung der sittlichen Gesundheit unsers Volkes von tiefgreifendster Bedeutung sind, allerseits eine ungetheilte Zustimmung finden mögen."

Wenn einst unter Zustimmung des deutschen Reichstages die vorstehenden Grundzüge eines „Gesetzes zur Verhinderung der Ausschreitungen der Presse" auch nur in ihren wesentlichsten Bestimmungen Gesetzeskraft erlangt haben werden, so dürften auch die sogenannten wissenschaftlichen Zeitungen, wie z. B. die „Deutsche Medicinal-Zeitung" (Expedition von Eugen Grosser in Berlin S. W. Zimmerstrasse 91) nicht mehr in der Lage sein, eine „literarische Anzeige" wie die folgende, in No. 24, 1880. S. 267, zu veröffentlichen. Dieselbe lautet in wortgetreuem Abdruck, *inclusive* eines sogenannten „Druckfehlers" wie folgt:

— „Ueber den wissenschaftlichen Missbrauch der Vivisektion, mit historischen Dokumenten über die Vivisektion von Menschen. Von Friedrich Zöllner, Professor der Astrophysik an der Universität zu Leipzig. Leipzig, Kommissionsverlag von L. Staackmann.

Le style, c'est l'homme! Die Schreibweise und der Inhalt des Geschriebenen dient der modernen Psychopathologie als wichtiges Substrat für die Beurteilung der Psychose des Schreibenden. Die Konfusionen, welche auf jeder Seite des vorliegenden Buches constatirt werden können, das Abspringen der Gedanken vom Hundertsten in's Tausendste, der gleich-

mässig überall sich manifestirende Verfolgungswahn, das Festhalten an Ideen, die mit der Wirklichkeit in schreiendstem Kontrast stehen, das Hervordrängen der eigenen Person und die hiermit korrespondirende gehässige Verkleinerung anders Denkender, anders Glaubender und anders Sprechender, die Gemeinheit im Ausdruck, alle diese Kriterien unvollkommener und unregelmässiger celebraler Thätigkeit dürften eine ergiebige Unterlage für Gemütszustands-Untersuchungen bilden, zu welchem Zwecke wir das Buch allen Psychiatern auf das Angelegentlichste empfehlen. So viel des Guten werden sie selten für nur sechs Mark zusammengehabt haben, soviel böswilliges Geschwätz hat noch nie ein deutscher Professor geleistet. Herr Staackmann hat wohl daran gethan, das Geistesprodukt des vierdimensionalen Professors nur in „Kommissionsverlag" genommen zu haben, wie käme auch Spielhagen unter die Zöllner und Pharisäer?"

Wenn nicht das bereits erwähnte und bei allen Zeitungsschreibern wohl accreditirte „bedauerliche Versehen des Setzers" die Verwandlung von *cerebral* in *celebral* verschuldet hätte, so würde die Conjectur vielleicht nicht unberechtigt sein, dass jene „literarische Anzeige" von einem „unverantwortlichen" Berliner Judenjungen herrührt, der als Autodidakt niemals ein Gymnasium besucht hat und daher das lateinische Wort *cerebrum* (Gehirn) stets mit dem Worte *celeber* (berühmt) in Verbindung zu bringen pflegt, weil nach Carl Vogt und Büchner der Ruhm, besonders der literarische, in voller Uebereinstimmung mit den glänzenden Errungenschaften der Vivisection und Physiologie, lediglich durch eine starke und reiche Entwickelung des Gehirns bedingt ist. Ich bitte meine Leser nicht geringschätzig über derartige etymologische Originalitäten von Autodidakten zu urtheilen. Wer vermag im Voraus zu wissen, welches Genie in einem solchen heimlich mit literarischen Arbeiten beschäftigten Judenjungen steckt, der vorläufig, wie ein Schneeglöckchen unter der schützenden Hülle des Eises, unter dem Schutze der Anonymität gedeiht und sich entwickelt, um endlich, wenn die Stunde der Befreiung geschlagen hat, die Welt mit dem Lichte seines Geistes in Erstaunen und Entzücken zu versetzen. Ist mir doch ein berühmter Professor und Geheimer Hofrath bekannt, der gleichfalls als Autodidakt seine Forscherlaufbahn begonnen und gegenwärtig in den Ruhmeshallen der Unsterblichkeit, mitten im Tempel der *Venus Urania*, seinen Platz eingenommen hat. Solcher Geist kümmert sich dann ebenso wenig

wie Fürst Blücher um die Unterschiede von *Etymologie* und *Entomologie*, von *Capillarröhre* und *Capitularröhre* oder von Réaumur und Raumer, den ehemaligen Preussischen Cultusminister.

Wie dem aber auch sein mag, und mit welchen Argumenten man auch meinen anonymen Kritiker in der

Deutschen Medicinal-Zeitung,

Wochenschrift für die Medicinalgesetzgebung des Deutschen Reichs und seiner Einzelstaaten, für medicinische Praxis und Literatur. Unter Benutzung der amtlichen Quellen herausgegeben

von

Dr. Julius Grosser,

praktischem Arzte in Prenzlau."

vertheidigen will, — unter allen Umständen dürfte dies am erfolgreichsten durch den Hinweis auf die folgenden Worte unseres judenfreundlichen Leipziger Tageblattes v. 24. Juli 1880 (1. Beilage) geschehen:

„Ein Artikel der liberalen, in Bremen erscheinenden „Deutschen wirthschaftlichen Correspondenz" weist an der Hand der statistischen Daten der Volkszählung von 1871 nach, dass die Juden im Verhältniss zu den Nichtjuden ein erschreckendes Contingent zu den Irrsinnigen stellen. Während z. B. in Preussen auf eine Million Katholiken 884 und auf eine Million Protestanten 847 Irrsinnige kamen, stellten die Juden in dem gleichen Verhältniss nicht weniger denn 1697 Irrsinnige. Schlimmer noch gestaltet sich das Verhältniss in Baiern. Dort kamen auf je eine Million Katholiken 964, Protestanten 925, auf die Juden aber 2862 Irrsinnige. Auch sonst weist der Artikel statistisch nach, dass die Juden zu den Blinden, Taubstummen und Blödsinnigen im Verhältniss zu den Nichtjuden ein ganz exorbitantes Contingent stellen. Der Correspondenzartikel findet den Grund hierfür hauptsächlich in den unter den Juden beliebten Verwandtenheirathen."

Die „Deutsche Medicinal-Zeitung" publicirt ferner unter der Bezeichnung „Amtlicher Theil" an der Spitze ihrer Nummer wörtlich folgende „amtliche Verordnung" mit der Bemerkung:

Die p. t. Behörden werden um gefällige directe Zustellungen ihrer Puplikationen ersucht. Die Aufnahme erfolgt kostenfrei.

— „Verordnung, betreffend das Verbot der Einfuhr von Schweinefleisch und Würsten aus Amerika.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preussen etc. vorordnen im Namen des Reichs, nach erfolgter Zustimmung des Bundesrats, was folgt: etc. — — — —

Ob der deutsche Bundesrath die vorstehende Verordnung, betreffend das Schweinefleisch und die Würste, durch „directe Zustellung“ an Hrn. Dr. Julius Grosser in Prenzlau, oder seinen expedirenden Compagnon Eugen Grosser in Berlin hat gelangen lassen, vermag ich zwar nicht zu entscheiden, obschon ich es bezweifle. Was jedoch mich und die obige Kritik meiner Schrift: „Ueber den wissenschaftlichen Missbrauch der Vivisection u. s. w.“ betrifft, so sehe ich mich zur Vermeidung von Missverständnissen zu der Erklärung veranlasst, dass weder von mir noch meinem Verleger Hrn. Staackmann ein Exemplar jener Schrift nach Prenzlau oder nach Berlin zur „Besprechung“ abgesandt worden ist, eine irrthümliche Vermuthung, welche bei den Lesern der „Deutschen Medicinal-Zeitung“ um so eher gerechtfertigt wäre, als jene Kritik sich unter dem mit „Literatur, Besprechung einschlägiger Werke gegen Einsendung“ überschriebenen Theile jener Zeitung befindet. Ich benutze diese mir willkommene Gelegenheit, um zu erklären, dass ich mich auf derartige literarische Assecuranz- und Wechselgeschäfte principiell nicht einlasse, indem ich bei jeder einigermassen gelesenen und anständigen Zeitung genügende Mittel und Interesse voraussetze, um sich Bücher, deren Inhalt mit den literarischen Bestrebungen der Redaction im Einklang steht, auch ohne besondere Zusendung eines Frei-Exemplares, zu verschaffen und besprechen zu lassen. Ich habe dieses Princip bereits beim Erscheinen des ersten Bandes meiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ dem verlockenden Anerbieten der in Berlin erscheinenden „Germania“ gegenüber in Anwendung gebracht. Hr. Dr. Majunke hatte nämlich dem Herausgeber der „Psychischen Studien“, Hrn. Dr. Wittig hierselbst, die briefliche Mittheilung zukommen lassen, ich möge meinen damals soeben erschienenen I. Band der „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ der Redaction der Germania *gratis* übersenden, indem „sonst doch nicht eine einzige Berliner Zeitung mein Buch besprechen würde“. Ohne mich mit Hrn. Dr. Majunke direct in Verbindung zu setzen, lehnte ich seine Bitte durch Hrn. Dr. Wittig mit dem Hinweise auf mein obiges Princip höflich ab. Denn es

wäre mir sehr verdriesslich, von meinen liberalen Juden und Protestanten in ihren für mich so fruchtbringenden Kritiken meiner Schriften mit dem Bismarck-Attentäter Kullmann gemeinschaftlich an den zweiten „Rockschooss vom Fracke der Ultramontanen gehängt“ zu werden. Dass sich übrigens Hr. Dr. Majunke bezüglich seiner trüben Erwartung hinsichtlich der Besprechung meiner Schriften durch Berliner Zeitungen vor 2 Jahren getäuscht hat, wird er mir gegenwärtig nach den ebenso gehaltreichen als formgewandten Aufsätzen des Hrn. Elcho in der Volkszeitung und anderen Organen der Fortschrittspartei unumwunden zugestehen. Dass ich in diesen Zeitungen ebenso wenig eine lobende Kritik zu erwarten hatte wie in den medicinischen Zeitschriften, war doch selbst für einen Anfänger auf dem Gebiete der praktischen Psychologie und Logik nicht schwer vorauszusehen. Ja, ich würde sogar im Falle solcher lobenden und anerkennenden Kritiken in diesen Blättern vollkommen die tiefe Betrübniss des früheren Cultusministers Dr. Falk empfunden haben, der öffentlich die Ovationen der fortschrittlichen Presse bei seiner Verabschiedung als „das Bitterste“ bezeichnete, „was ihm während der Zeit seiner Amtsniederlegung zu Theil geworden sei“. Nur dafür, dass überhaupt die liberalen und fortschrittlichen Blätter einen solchen Höllenlärm über mich und meine Schriften angeschlagen haben und dies hoffentlich auch in Zukunft noch mit ungeschwächten Kräften fortsetzen werden, — nur dafür fühle ich mich veranlasst, ihnen meinen aufrichtigen und tief gefühlten Dank hiermit öffentlich abzustatten. Ich betrachte sie alle, unter der Versicherung prompter Bedienung und jederzeit zu Gegendiensten bereit zu sein, als meine Geschäftsfreunde, bei denen ich mich für das mir erst kürzlich von Hrn. Staackmann mitgetheilte materielle Ergebniss meiner literarischen Thätigkeit zu bedanken habe. Indem ich mich allen meinen bisherigen Geschäftsfreunden, einschliesslich meinem gewissenhaften Mitbürger, dem verantwortlichen Redacteur des Leipziger Tageblattes Hrn. Friedrich Hüttner, bei fernerem Bedarf an Kritiken auch für die Zukunft angelegentlichst empfohlen haben will, schliesse ich diesen Abschnitt

mit der wörtlichen Reproduction derjenigen sympathischen Geister-Manifestationen, welche ich den beiden anonymen Aufsätzen im Leipziger Tageblatt aus der literarisch-kritischen Fabrik von Hüttner & Sturmhoefel zu verdanken habe. Bereits am Nachmittage desjenigen Tages, an welchem der erste Artikel des Tageblattes die „unabhängigen“ und „freisinnigen“ Bürger Leipzigs mit ebenso tiefer „nationaler“ wie „liberaler“ Befriedigung erfüllte, erhielt ich folgende Verse anonym zugesandt:

„Wenn dich die Lästerzunge sticht,
So lass dir dies zum Troste sagen:
Die schlechten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen.

Einer für Viele.“

Am folgenden Tage, an welchem der zweite Aufsatz erschienen war, traf Nachmittags von einem angesehenen Bürger unserer Stadt das folgende Schreiben per Post bei mir ein.

Leipzig, den 8. Juli 1880.

„Herrn Professor Zöllner hier.

Sehr geehrter Herr!

Gestatten Sie einem sogenannten Laien aus innerster Ueberzeugung sich zu erlauben, Ihnen seine volle Anerkennung, ja den wärmsten Dank für den Ihrerseits bewiesenen hohen Muth für die Vertheidigung der Interessen wahrer Humanität einer gespreizten, dünkelhaft aufgeblasenen Coterie gegenüber hiermit auszusprechen. — Ihr Ehrenname bürgt dafür, dass dem grossen irre geführten Haufen endlich ein Licht aufgehe über das schwindelhafte, lügenhafte Gebahren einer gewissen Sorte der sogenannten Gelehrtenwelt und dass manchen dieser in mysteriöses Halbdunkel eingehüllten Halbgötter die Maske gelüftet, vielleicht, hoffen wir, ganz herabgerissen werde, um statt einen Gott auf geheiligtem Throne ein scheussliches Zerrbild der Sünde zu erblicken. Lassen Sie sich winden jene Dämonen, Vampyre der Menschheit, und Gift und Galle gegen Sie speien, lassen Sie die käufliche jüdische Schacherpresse . . . geifern und schimpfen, das Licht besiegt endlich die Finsterniss, der Geist endlich die Dummheit und Arroganz, die Wahrheit endlich Lug und Trug und so wird auch Ihre, die Sache jedes denkenden, geistig strebenden, warm fühlenden Menschen endlich den Sieg erringen. — Wenn die Gegenwart an dem Reformator sündigt, seine Propheten peinigt und steinigt, die Nachwelt im helleren Lichte wird die Irrenden und Blinden beklagen und die Kämpfer ehren. — Mit dem Wunsche, dass Ihnen die höhere Führung noch viel Kraft und Ausdauer verleihen möge, zeichne ich mit besonderer Hochachtung

ganz ergebenst

. . . . . .“

Zur Erinnerung

an

Carl Friedrich Gauss.

„Die Epochen der Culturgeschichte sind durch die grossen Männer bezeichnet, deren Talent und Fleiss ausserordentliche Leistungen auf den einzelnen Culturgebieten hervorgebracht haben. Es ziemt jedem Volk, welches an der Culturarbeit ernstlich betheiligt ist, seine erhabenen Wohlthäter freudig zu ehren: die Ehrfurcht vor den grossen Männern ist der Weisheit Anfang für die aufstrebende Generation."

R. Baltzer.

Professor der Mathematik a. d. Universität Giessen.

„Zu Gauss' hundertjährigem Geburtstage"

„Im Neuen Reich" 1877, No. 18.

Am 24. Juni d. J. wurde ich gänzlich unerwartet durch einen Besuch Wilhelm Weber's erfreut, der von Göttingen hierher gekommen war und mich zur Theilnahme an den für Sonntag d. 27. Juni d. J. in Braunschweig anberaumten Enthüllungsfeierlichkeiten des Gauss-Denkmals aufforderte. Ich entsprach dieser Aufforderung um so lieber, als die Universität Leipzig bei dieser Feierlichkeit durch Niemand vertreten war, während von Berlin und Göttingen entsprechende Persönlichkeiten anwesend waren. Demgemäss reiste ich am Sonnabend d. 26. Juni in Gesellschaft Wilhelm Weber's und meiner Mutter nach Braunschweig, wobei wir das Vergnügen hatten, unterwegs den von uns wissenschaftlich und persönlich hochgeschätzten Berliner Mathematiker Professor Leopold Kronecker zu begegnen und auf's Freundlichste zu begrüssen. Am Abend fand in Braunschweig eine zwanglose Zusammenkunft behufs der Vorstellung und persönlichen Bekanntschaft der angekommenen Gäste mit einigen Mitgliedern des Fest-Comité's statt, und es freute mich bei dieser Gelegenheit einige freundschaftliche Beziehungen zu

erneuern, welche ich vor drei Jahren angeknüpft hatte, als ich nach beendeter Feier des hundertjährigen Geburtstages von Gauss zu Göttingen mit seinem treuen Mitarbeiter und Freunde Wilhelm Weber nach Braunschweig reiste, um ein daselbst vom Bildhauer Schaper ausgestelltes Miniaturmodell des nun vollendeten Kunstwerkes zu besichtigen. Ueber die am nächsten Tage stattgefundene Enthüllungsfeier berichten die „Braunschweigische Anzeigen“ v. 29. Juni 1880 (No. 150) wörtlich Folgendes:

„Die Enthüllung des Gaussdenkmals

hat, vom schönsten Wetter begünstigt, Sonntag, 27. d., stattgefunden. Der Festplatz selbst, in dessen Mitte sich, von 4 hohen, fahnengeschmückten Mastbäumen umgeben, das noch verhüllte Standbild erhob, war während der Feier für den allgemeinen Verkehr abgesperrt und nur für die mit Einladungskarten versehenen Festtheilnehmer geöffnet. Tausende von Zuschauern aber hatten sich bereits lange vor der angesetzten Zeit eingefunden, um auf der nach der Petrithorpromenade führenden Brücke, oder auf dem Plateau des den Festplatz überragenden „Gaussbergs“ Plätze zu erhalten. Gegen $11^1/_2$ Uhr, nachdem die Studirenden der technischen Hochschule unter Vorantritt des Musikcorps des 67. Infanterie-Regiments auf dem Platze erschienen waren, hatte sich die Festversammlung nach der von dem Comité getroffenen Disposition um das Monument geordnet. Im Halbkreise um dasselbe hatte sich der aus dem Männer-Gesang-Vereine, der Liedertafel und dem Akademischen Gesang-Vereine gebildete zahlreiche Männerchor, dahinter, am Bergabhange, die Studirenden der technischen Hochschule und auf dem darüber hinziehenden Wege die als Vertreter der Schuljugend eingeladenen Schüler aufgestellt. Zur linken Hand des Denkmals stand das Comité, das Lehrer-Collegium des Herzoglichen Polytechnikums und die von auswärts erschienenen Festtheilnehmer. Gauss' Enkel, der Gutsbesitzer Karl Gauss auf Lohen bei Burgwedel, hatte, nach Empfang der an ihn ergangenen Einladung, dem Comité bereits vor einigen Tagen brieflich sein Bedauern darüber ausgedrückt, an der Feier persönlich nicht theilnehmen zu können. Erschienen waren dagegen: von Göttingen der Geheime Hofrath und Professor Wilhelm Weber, Gauss' langjähriger Freund und Mitarbeiter, sowie die Professoren Listing und Schwarz. Ferner die Professoren Kronecker aus Berlin, Zöllner aus Leipzig, v. Quintus Icilius und der Senator Culemann aus Hannover. Zur rechten Hand von dem Standbilde hatten sich die Mitglieder des hiesigen Stadtmagistrats, die Stadtverordneten, sowie die Vertreter der Staats- und städtischen Schulen aufgestellt. Der Platz unmittelbar vor dem Denkmale wurde von den Mitgliedern des Herzoglichen Staats-Ministeriums, vertreten durch die Herren Geheimrath Graf Görtz-Wrisberg und Ministerialrath Meyer, den Mitgliedern der Landesversammlung, den Chefs

der Behörden, der Geistlichkeit, den Directoren der Staats- und städtischen Schulen, den Vorsitzenden der Corporationen und Vereine, sowie von den übrigen zu der Feier eingeladenen Personen eingenommen. Nachdem sich in dieser Weise Alles geordnet hatte, wurde die Feier mit Instrumentalmusik eröffnet, dann bestieg der Vicepräsident des Comité's, Herr Cammerdirector Griepenkerl, die linker Hand von dem Denkmale aufgestellte Erhöhung und hielt folgende schwungvolle und erhebende Festrede:

„Hochgeehrte Versammelte!

Als Vorsitzendem des Comité zur Herstellung eines Standbildes für unsern grossen Landsmann Carl Friedrich Gauss ist mir die ehrenvolle Aufgabe der feierlichen Enthüllung des hier vollendet stehenden Denkmals und dessen Uebergabe zu Schutz und Pflege an die Stadt zu Theil geworden.

Erwarten Sie nicht, dass ich hier wiederum ein Bild von dem Leben und Wirken des grossen Mannes vor Ihnen entrolle, wie es bereits bei der Feier seines 100jährigen Geburtstags und der Grundsteinlegung zum Monument in beredtester Weise geschehen. Gestatten Sie mir, dem feierlichen Acte nur Weniges voraufzuschicken.

Unser Unternehmen ist mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt worden. Der Aufruf zur Betheiligung, den wir in die Welt haben ausgehen lassen, hat überall Wiederhall gefunden; aus unserm Lande sind die Gaben über Erwarten reichlich geflossen — unser gnädigster Landesherr spendete den ersten und höchsten Beitrag —, aber auch in allen übrigen Theilen des Reichs, vor Allem bei unserm erhabenen Kaiser fanden wir bereitwillige Betheiligung und selbst ausserhalb des Reichs, aus den meisten europäischen Ländern sind uns Gaben zugeflossen.

Wovon giebt das Zeugniss?

Vor Allem von dem allgemeinen Verständniss, von der allgemeinen Anerkennung der hohen Bedeutung des Mannes, den wir hier feiern. In der That, hochverehrte Anwesende, Carl Friedrich Gauss nimmt in der Reihe der grössten Denker aller Völker und aller Zeiten einen der hervorragendsten Plätze ein, seine Leistungen auf den Gebieten der Mathematik, der Astronomie und der Physik, von den Zeitgenossen mit grösster Bewunderung aufgenommen, sind für die ganze Menschheit Errungenschaften von unermesslicher Bedeutung geworden. Die Männer der Wissenschaft sind es nicht allein, welche in Gauss einen Stern erster Grösse erkennen: seine Wirksamkeit hat sich in die weitesten Kreise menschlicher Thätigkeit ergossen, woran wir täglich durch den elektrischen Telegraphen erinnert werden, dessen Erfindung ein Ausfluss seiner Forschungen, seine und seines Freundes Wilhelm Weber gemeinsame That ist.

Das ganze Deutschland nennt Carl Friedrich Gauss mit Stolz den Seinen, aber es gesteht uns — und das ist das weitere Zeugniss, welches wir aus der Aufnahme unseres Aufrufs empfangen haben — es gesteht uns das Recht zu, dem berühmten Sohne unseres Landes, unserer

Stadt zum Gedächtniss der gegenwärtigen und kommenden Geschlechter ein unvergängliches Standbild zu errichten.

Hier im Hagen unserer Stadt, in der nächsten Strasse von diesem Platze, stand seine Wiege, hier in diesen Umgebungen tummelte sich der Knabe, hier auf dem Berge, an dessen Fusse wir stehen und der von heute an für ewige Zeiten den Namen Gauss-Berg führen soll, hat der Knabe zuerst den Himmel observirt, ich möchte sagen, hier setzte der erste zarte Keim an zu der gewaltigsten Arbeit seines Lebens, der Erforschung der Bahnen der Himmelskörper; — auf unsern Bildungsanstalten reifte in dem Jünglinge der hochbegabte Geist, hier bei seinem Landesherrn, einem der geistvollsten und hochherzigsten Fürsten seiner Zeit, dem unvergesslichen hochseligen Herzoge Carl Wilhelm Ferdinand, fand er volles Verständniss für seine grossen Geistesgaben und die wirksamste Förderung seines Strebens, hier hat er die beiden unsterblichen Hauptwerke seines Lebens geschaffen, von hier aus beginnt in des Wortes vollster Bedeutung seine Ruhmeslaufbahn. Wer wollte dieser alten Welfenstadt das Recht bestreiten, ihrem grossen Sohne ein Denkmal zu errichten?

Wohl ehrt sich ein Gemeinwesen selbst, wenn es seinen grossen Bürgern Denkmäler errichtet — ein herrliches Ueberkommniss der Völker des Alterthums aus der Zeit ihrer höchsten Blüthe, von unserer Nation heute in ihrem Kraftgefühl freudiger gepflegt, denn je zuvor! Wem von uns schwellte nicht der Anblick des Denkmals eines grossen Deutschen das Herz, welchem braven Jüngling regte sich nicht die geistige und sittliche Spannkraft, das Streben nach höheren Zielen und das Gedenken an die Pflichten gegen das Vaterland! Da liegt die hohe Bedeutung der Denkmäler für die Erziehung des Volkes!

Hört es, Ihr Jünglinge, die Ihr dieser Feier ein so schönes hoffnungsfreudiges Gepräge gebt, nicht in dem Streben nach den äusseren Gütern des Lebens bildet sich der Mann von Bedeutung, nein, nur in der Anspannung aller geistigen und sittlichen Kräfte werden die Ziele errungen, die sich den Dank des Vaterlandes erwerben. Seht hierher! Das gilt einem Manne aus dem Volke, der aus dem bescheidensten Hause unserer Stadt hervorgegangen ist und den Ruhm des deutschen Namens zu allen Culturvölkern der Erde hinausgetragen hat.

Wir aber, hochverehrte Anwesende, wollen heute den gegenwärtigen und den kommenden Geschlechtern Zeugniss ablegen von der pietätvollsten Dankbarkeit gegen unsern grossen Bürger, indem wir seine herrlichen Züge der Nachwelt überliefern, verewigt in einem, von den besten deutschen Künstlern ausgeführten, ehernen Standbilde. Der aufstrebende Genius des Bildhauers Fritz Schaper und die altbewährte Meisterschaft des Erzgiessers Georg Howaldt haben sich in diesem Denkmal in seiner für Jedermann verständlichen, in des Wortes edelster Bedeutung populären Gestaltung neuen Ruhm erworben.

Und nun lassen Sie mich in dem beglückenden Gefühle, dass das Comité seine Aufgabe wohl gelöst hat, den Act der feierlichen Enthüllung

mit der Aufforderung zu einem begeisterten Hoch auf das Andenken unseres grossen Landsmanns und Ehrenbürgers verbinden.

Dem erhabenen Denker, der die verborgensten Geheimnisse der Wissenschaft der Zahlen und des Raumes entschleiert, der die Gesetze der himmlischen und irdischen Naturerscheinungen ergründet und dem Wohle der Menschheit dienstbar gemacht hat,

Carl Friedrich Gauss
ein begeistertes
Hoch!"

Bei den letzten Worten fiel die Hülle des Denkmals, welches, im Glanz der Junisonne sich den überraschten Blicken darbietend, von der, der Aufforderung des Redners folgenden Versammlung mit einem dreimaligen, enthusiastischen „Hoch" begrüsst wurde. Es folgte nun der von den oben genannten Vereinen vortrefflich vorgetragene „Weihegesang" von Franz Abt, während dessen eine Deputation der Studirenden der Mathematik aus Berlin einen prächtigen Lorbeerkranz, auf dessen breiten Bändern die Widmung: „Berliner Universität", „Mathematischer Verein" angebracht waren, auf die Stufen des Monuments niederlegte. Nach Beendigung des Gesanges wandte sich der Redner dann mit folgenden Worten an den Herrn Oberbürgermeister Pockels: „Herr Oberbürgermeister, im Namen des Comité und kraft dieses Documents übergebe ich Ihnen als dem Haupt der Stadt dieses Denkmal in Schutz und Pflege. Möge derselbe Geist, in dem dieses Denkmal entstanden ist, auch alle Zeit walten bei seiner Erhaltung."

Der Herr Oberbürgermeister nahm hierauf die ihm überreichte Stiftungsurkunde des Denkmals mit folgenden Worten in Empfang:

„Kraft Auftrages der städtischen Behörden Braunschweigs habe ich die Ehre, dieses Denkmal hiermit für alle Zeiten in die Obhut und Pflege der Stadt zu nehmen. In der Beschirmung und in der Wartung des herrlichen Standbildes — herrlich durch das Zusammenwirken seines edlen Vorwurfs und seiner meisterhaften Plastik — will die Stadt ehren das Andenken ihres Sohnes, dieses Heroen der Wissenschaft, in dem sich so staunenswerth die Grösse des menschlichen Geistes offenbart hat. In treuer Fürsorge für das Denkmal wollen wir dieses Andenken als ein schönes Erbe übermachen den kommenden Geschlechtern, auf dass es fortleuchte, wie die Sterne am Himmel — ewiglich!"

„Und nun", so wandte sich dann Herr Cammerdirector Griepenkerl nochmals an die Versammlung, lassen Sie uns unsere Feier schliessen mit einem Hoch auf die Leiter der Geschicke unseres geliebten Vaterlandes.

Unser Kaiser,
dem alle braven deutschen Herzen jubelnd entgegenschlagen, die erhabene Verkörperung des nationalen Gedankens, der glorreiche Repräsentant der Grösse, Macht und Herrlichkeit unsrer Nation,
und unser vielgeliebter angestammter Landesfürst,

dem jeder brave Braunschweiger bei aller Hingabe an Kaiser und Reich unverbrüchlich die beschworene Treue hält,

Kaiser Wilhelm und Herzog Wilhelm

sie leben hoch, hoch, hoch!“

Mit einem dreimaligen begeisterten „Hoch“, nach welchem das Musikcorps die Nationalhymne intonirte, schloss die erhebende, Allen, welche daran theilnahmen, gewiss unvergessliche Feier. — Was nun das Monument selbst betrifft, so hat Professor Schaper in der Gaussstatue ein plastisches Kunstwerk geschaffen, welches sich dem Besten anschliesst, was in der Neuzeit auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Der Künstler hat uns das Bild des grossen Denkers in bereits vorgerückterem Alter vorgeführt. Der edel geformte Kopf ist mit einem die hohe Stirn freilassenden, leichten Käppchen bedeckt, ein mit Pelzwerk gefütterter, talarartiger Hausrock umschliesst malerisch die stattliche Figur. Mit der bis fast zur Brust emporgezogenen linken Hand hält er sein berühmtes Buch, die „*Disquisitiones*“, während die Rechte in völliger Ruhe fast senkrecht herabhängt, so tritt uns das Bild des grossen Denkers in imponirender Hoheit entgegen. Dass Professor Schaper, der Schöpfer des Werkes, an der Enthüllungsfeier nicht theilnehmen konnte, haben wir bereits gestern erwähnt, und so war es denn allein Herr Professor Howaldt, dem, als dem Vollender des Standbildes, die Glückwünsche seitens der Festtheilnehmer dargebracht werden konnten. Der Sockel aus rothbraunem Granit gleicht in der Form dem des Lessingdenkmals und ist aus der rühmlichst bekannten Schleiferei von Kessel und Röhl in Berlin hervorgegangen. Derselbe trägt an der Vorderseite in goldenen Lettern die Inschrift: „Carl Friedrich Gauss, geb. 30. April 1777, gestorben 23. Februar 1855.“ Die Rückseite enthält die Widmung in folgenden Worten: „Dem erhabenen Denker, der die verborgensten Geheimnisse der Wissenschaft der Zahlen und des Raumes entschleiert, der die Gesetze der irdischen und himmlischen Naturerscheinungen ergründet und dem Wohle der Menschheit dienstbar gemacht hat zur Säcularfeier seines Geburtstages in seiner Vaterstadt Braunschweig gewidmet von der dankbaren Nachwelt.“ — An der Plinthe des Standbildes wird der aufmerksame Beobachter auch die Andeutung des Siebenzehnecks, dessen Construction zuerst Gauss gelungen, entdecken. — Bemerken wollen wir noch, dass auch das Geburtshaus des Gefeierten gestern mit Kränzen und Fahnen festlich geschmückt war.“

Ueber den Wortlaut der Stiftungsurkunde, welche vom Vicepräsidenten des Comités dem Herrn Oberbürgermeister übergeben worden war, berichtet dieselbe Zeitung in ihrer nächsten Nummer wie folgt:

* Die Stiftungsurkunde, welche, wie wir bereits gestern berichteten, bei der Sonntag stattgehabten Enthüllung des Gaussstandbildes vom Vicepräsidenten des Comités, Herrn Cammerdirector Griepenkerl,

dem Herrn Oberbürgermeister Pockels übergeben wurde, lautet wie folgt: „Nachdem das unterzeichnete Comité seit December 1876 für die Errichtung eines Standbildes des grossen Mathematikers Carl Friedrich Gauss in dessen Vaterstadt Braunschweig gewirkt und nunmehr das Ziel seines Strebens erreicht hat, überweist dasselbe das eherne Gauss-Standbild, modellirt von Professor Fr. Schaper in Berlin, gegossen von Professor Howaldt hieselbst, errichtet auf einem Postamente von schwedischem Granit aus der Schleiferei von Kessel und Röhl in Berlin, heute, als am Tage der feierlichen Enthüllung desselben, der Stadt Braunschweig mit deren Zustimmung für alle Zeiten zu Schutz und Pflege und bekräftigt Solches durch diese Urkunde. Braunschweig, den 27. Juni 1880. Das Comité für Herstellung eines Gauss-Standbildes: Dr. jur. Trieps, Wirklicher Geheimerath, Ehrenpräsident. Griepenkerl, Cammerdirector, Vorsitzender. Bode, Oberlandesgerichtrath. Dr. Phil. Dedekind, Professor. Grotrian, Geheimer Cammerrath. Howaldt, Professor. J. Landauer. Meyer, Ministerialrath. Otto, Landsyndicus. Rittmeyer, Bürgermeister. Dr. phil. Scheffler, Oberbaurath. Schottelius, Ober-Postdirector, Geh. Postrath. Dr. Sommer, Director der Herzogl. technischen Hochschule und Professor. Th. Steinway. Uhde, Professor. Winter, Stadtbaumeister.“ — Ausgeschieden sind im Verlaufe der letzten drei Jahre von den Comite-Mitgliedern, welche den im Monat December 1876 erlassenen ersten Aufruf zur Errichtung des Denkmals unterzeichneten, durch den Tod die Herren Commerzienrath G. Westermann und Oberbürgermeister Dr. H. Caspari, durch Versetzung von Braunschweig Herr Stadtrath Gebhard, jetzt Stadtdirector in Bremerhaven, welcher der Enthüllungsfeier am 27. d. beiwohnte, und Herr Oberlehrer Gebhard, jetzt in Elberfeld. Für Herrn Stadtbaurath Tappe, welcher aus Gesundheitsrücksichten seine Mitwirkung aufzugeben gezwungen war, ist Herr Stadtbaumeister Winter dem Comité beigetreten. — Unserm gestrigen Festberichte fügen wir ferner noch hinzu, dass sich nach der Enthüllung des Denkmals die Mitglieder des Comités in Schrader's Hôtel zu einem Mittagsessen vereinigten, an welchem auch Herr Geheimerath Graf Görtz-Wrisberg, Herr Oberlandesgerichts-Präsident Dr. jur. Schmid, sowie die meisten der fremden Theilnehmer an der Enthüllungsfeier und mehrere hiesige Freunde des Unternehmens sich betheiligten. Bei der Tafel wurde zuerst Sr. Hoheit dem Herzog von Herrn Cammerdirector Griepenkerl ein dreimaliges Hoch gebracht, sodann folgten noch Toaste auf das Herzogliche Staatsministerium, das Comité, auf die Bildner des Denkmals, die Professoren Schaper und Howaldt, und auf die fremden Theilnehmer an der Feier; einer der letzteren, Herr Obergeometer Winkel aus Köln, widmete einen sehr beifällig aufgenommenen Trinkspruch der glücklichen, segenbringenden Vereinigung der abstracten Wissenschaft und der praktischen Arbeit.“ —

Schliesslich möge hier noch ein poetisches „Eingesandt“ reproducirt werden, welches mir von dem freundlichen Ueber-

sender zugleich mit den obigen Zeitungsberichten aus Braunschweig zugeschickt wurde:

„Abends am Gaussberge.
(27. Juni)

Das schöne Denkmal prangt bei vollem Sternenglanze,
Rings hebt der Hügel sich, gleich einem grünen Kranze,
Des grossen Forschers Geist umschwebt den heil'gen Ort,
Und ruhmreich tönt's von hier durch spät're Zeiten fort:
„„So lange noch am lichten Himmelsbogen
„„Die Sterne ihre ew'gen Bahnen geh'n,
„„So lange wird mit seinen grossen Werken
„„Sein Ruhm auf Erden fortbesteh'n.““ —

Ein Naturfreund.“

Es wird meinen Lesern von Interesse sein, hier einen kurzen Abriss des Lebens und Wirkens unseres grossen Landsmannes kennen zu lernen, der von einem sachkundigen und scharfsinnigen Mathematiker vor 3 Jahren gelegentlich der Feier des hundertjährigen Geburtstages von Gauss veröffentlicht worden ist. Es ist dieser Bericht derselbe, dessen erste Sätze als Motto zum vorliegenden Abschnitte von mir benutzt worden sind und rührt, wie bemerkt, von dem bei allen sachkundigen Collegen wegen seiner wissenschaftlichen Verdienste geschätzten Mathematiker Professor R. Baltzer in Giessen her.

„Zu Gauss' hundertjährigem Geburtstag.
Von R. Baltzer.

Die Epochen der Culturgeschichte sind durch die grossen Männer bezeichnet, deren Talent und Fleiss ausserordentliche Leistungen auf den einzelnen Culturgebieten hervorgebracht haben. Es ziemt jedem Volk, welches an der Culturarbeit ernstlich betheiligt ist, seine erhabenen Wohlthäter freudig zu ehren; die Ehrfurcht vor den grossen Männern ist der Weisheit Anfang für die aufstrebende Generation. Darum feiern wir Jubeltage und gedenken dabei der besondern Verdienste, welche an ihnen zur Erscheinung oder zum Abschluss kamen.

Ein hoher Festtag deutscher Nation ist der 30. April dieses Jahres, an welchem vor hundert Jahren in Braunschweig Gauss geboren wurde, ein Mathematiker unter den Deutschen, wie Archimedes unter den Griechen, Newton unter den Engländern. Es liegt in der Natur der Wissenschaften, am meisten in der Natur der Mathematik, dass die wissenschaftlichen Leistungen nicht an die breite Oberfläche treten, auf welcher sie von der Menge, selbst der Gebildeten, gewürdigt oder auch nur beachtet werden könnten. Ein Forscher auf wissenschaftlichem Gebiet kommt als solcher kaum jemals in den Fall, sich der Menge zu zeigen, wie der

Künstler, der Dichter, der Philosoph. Wissenschaftliche Resultate werden zunächst nur von wenigen verstanden, ihre Bedeutung wird meist langsam und erst in dem Masse erkannt, als die gefundenen Sätze die Wissenschaft oder die daraus entspringende Praxis erweitern und umgestalten.

Aber wissenschaftliche Resultate, welche für die Erkenntniss von höchstem Werth sind, führen nicht nothwendig auch zu greifbaren Anwendungen; in den meisten Fällen ist der Weg von den Gaben des wissenschaftlichen Genius bis zu deren nutzbringenden und augenfälligen Verwerthungen viel zu weit, als dass aus den letzteren auch in einem längern Zeitraum ein richtiges Urtheil über die erstern gewonnen würde. Daher kommt es, dass die Heroen der Wissenschaft nicht in gleicher Weise auf den Wogen der öffentlichen Gunst getragen werden und in dem öffentlichen Bewusstsein nicht so verherrlicht leben, wie andere grosse Männer, deren Wohlthaten das Geschlecht der Menschen unmittelbarer und mit weniger Anstrengung zu erkennen und zu geniessen vermag.

Gauss' Leben hat vom 30. April 1777 bis zum 23. Februar 1855 fast 78 Jahre gewährt, und ist ein echtes Gelehrtenleben gewesen, ruhigernst und ganz dem Dienste des Genius gewidmet. Seine Jugend brachte Gauss im Elternhaus zu, und besuchte 1788–1795 die Katharinenschule und das Collegium Carolinum; dann bezog er 1795—1798 die Göttinger Universität, wo er den Philologen Heyne mit mehr Befriedigung hörte als den Mathematiker Kästner, und wo er bereits in voller Rüstung erscheint, um durch eigne Untersuchungen die Grenzen der mathematischen Wissenschaft in ungeahnter Weise zu erweitern. Von 1798 an wohnte er wieder in Braunschweig, vorübergehend in Helmstedt, unterstützt in liberaler Weise durch seinen hohen Protector, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, der 1791 von der ganz ausserordentlichen Begabung des jungen Gauss Kenntniss erhalten hatte und seitdem die zur Freiheit seiner Studien erforderlichen Mittel gewährte. Im Jahr 1807 folgte Gauss dem Ruf nach Göttingen, nachdem die Petersburger Akademie wiederholte Versuche gemacht hatte, ihn zu gewinnen. Von Göttingen ihn abzurufen, sind 1821 von Berlin aus die ernstesten Anstrengungen gemacht worden: General von Müffling hat sich unter Humboldt's und Lindenau's Vermittlung die grösste Mühe gegeben, Gauss zur Annahme einer Stellung an der Berliner Akademie zu bewegen, indem er hofft, „an Gauss eine Stütze zu finden, um die Mathematik in Preussen in die Höhe zu bringen". Aber Gauss war zum Eintritt in neue Verhältnisse wenig geneigt, und es ist dem Grafen Münster nicht schwer geworden, Gauss zurückzuhalten an dem altgewohnten Sitz auf der Göttinger Sternwarte.

Die erste Veröffentlichung von Gauss betraf die Existenz der Wurzeln einer algebraischen Gleichung 1799, worüber die ersten Mathematiker des Jahrhunderts ohne den rechten Erfolg sich abgemüht hatten. Gleichzeitig wurde das Hauptwerk über Arithmetik (*Disquisitiones arithmeticae*, Zahlentheorie) gedruckt, welches 1801 erschien, nachdem der Druck sich durch fast vier Jahre hingezogen hatte. Inzwischen hat Gauss auch die Astro-

nomie durch neue Methoden der Berechnung bereichert: der erste unter den neuen Planeten zwischen Mars und Jupiter, welchen Piazzi den 1. Januar 1801 bemerkte und mit den übrigen Astronomen verfolgte, war im Frühjahr nicht mehr sichtbar und schien verloren; auf der von Gauss neu berechneten Bahn wurde der Flüchtling (Ceres) am 7. December 1801 glücklich wiedergefunden. Was Kepplers Gesetze begonnen, Newtons Principien begründet, Laplaces Himmelsmechanik weitergeführt hatte, das wurde durch Gauss in der *theoria motus corporum coelestium* 1809 zu einem Abschluss gebracht. Neben und nach diesen Arbeiten kamen die tiefsten Untersuchungen zur Reife aus den Gebieten der Arithmetik, Algebra, Analysis, Geometrie.

Die zweite Reihe von Gauss' Publicationen aus der zweiten Hälfte seines Göttinger Lebens betrafen die mathematische Physik, die Geodäsie und Metrologie. Dahin gehören die Abhandlung über die Figur einer im Gleichgewicht befindlichen Flüssigkeit 1829, die grundlegenden Untersuchungen über den Erdmagnetismus, welche Gauss in Gemeinschaft mit Wilhelm Weber (1831 nach Göttingen berufen) geführt hat 1832—41, die dioptrischen und die geodätischen Untersuchungen, letztere veranlasst durch die hannoversche Grad- und Landmessung, mit welcher Gauss 1819 beauftragt worden war.

Gauss scheint im allgemeinen nicht mittheilsam gewesen zu sein, auch das Lehren gehörte nicht zu seinen Bedürfnissen. Er war bereits in jungen Jahren, wie sein grosser Vorgänger Newton, bis zur Meisterschaft entwickelt, ausgestattet zur Forschung mit dem durchdringendsten Scharfsinn, mit vollendeter Kunst der Beobachtung und Messung, mit einer seltenen Fertigkeit im sicheren Rechnen, und zugleich mit dem feinsten Gefühl für sprachlichen Ausdruck und stilvolle Darstellung, ein Meister der Präcision, Verehrer der strengen Schönheit und Feind der gleissenden Phrase; lieber wenig als unreif sollten die Früchte sein, die er uns gab, *pauca sed matura* war das Motto seines Siegels. Manche seiner gewaltigen Conceptionen hat er im Pulte ruhen lassen, weil er zur Vollendung nicht Zeit fand, auch wohl dann, wenn Andere demselben Ziele zuzustreben schienen. Seine Erkenntniss der geometrischen Axiome und der elliptischen Functionen ist erst aus seinem Nachlass ans Licht gebracht worden. Die wichtigsten Erfindungen, wie die Methode der kleinsten Quadrate 1795, der logarithmischen Hülfstabellen 1812, des Heliotrops 1821, des elektromagnetischen Telegraphen 1833, durch welchen Gauss und Weber zuerst die Sternwarte mit dem physicalischen Cabinet in Göttingen verbanden, — sie sind so zu sagen nur beiläufig und ohne geräuschvolle Ankündigung zur Oeffentlichkeit gelangt.

„*Thou nature are my goddess, to thy laws my services are bound*" hatte Gauss unter sein Bildniss geschrieben, indem er den Spruch im König Lear (I, 2) durch die Aenderung *laws* statt *law* zur Devise seiner Forschungen umgestaltete. Als einen Fürsten unter den Mathematikern bezeichnet ihn die Inschrift der Medaille, welche bald nach seinem Tode

zu seinem Andenken geprägt worden ist. Wie er die Zierde der Göttinger Universität, so ist er für alle Zeiten der Stolz der deutschen Mathematik. Und der General von Müffling hat es nach wenig Jahren der erleuchteten Culturperiode, die man nach Humboldt benennen mag, mit Befriedigung erlebt, dass die Mathematik in Preussen einen glorreichen Aufschwung nahm, obgleich Gauss in Göttingen blieb. Er war der unsere, und ist den deutschen Mathematikern ein leuchtendes Vorbild."

Gauss' Berufung nach Berlin und sein Verhältniss zu Alexander von Humboldt.

„Welch ein Ministerium in dem Sitze der Intelligenz, mir permanent Scham und Ekel erregend."

„Sonderbar, dass man so selten auf die Minister schiesst und auf die Cabinetsräthe."

„Schäm Dy, Berlin, Dy hebb' ick satt,
Du bist un blyfst 'ne Barenstadt."

Alexander v. Humboldt.

Vgl. Bruhns, Alexander v. Humboldt 1872. Bd. II. S. 353, 307 u. 113.

Alfred Dove bemerkt in seinem Aufsatze: „Bruhns, Humboldt und Gauss"[1]) „im neuen Reich" 1877. No. 20. S. 771 wörtlich Folgendes:

„Das vorliegende Schriftchen bringt funfzig Briefe ganz oder theilweise zum Abdruck; dreissig davon sind von Alexander von Humboldt an Gauss gerichtet, denen sich vier Antworten von Gauss nebst einem Bericht von Baum an Humboldt anreihen; daneben erscheinen zwei Schreiben Wilhelm von Humboldts an den grossen Mathematiker, den man 1810 in das geistig neu zu belebende Berlin zu ziehen trachtete. Ein Dutzend anderer Briefe oder Brieffragmente, von Frau Waldeck, General von Müffling, Herrn von Lindenau und Dirksen 1821—25 theils an, theils über Gauss geschrieben, dreht sich um den zweiten, leider auch gescheiterten, Versuch einer Berufung nach der preussischen Hauptstadt. Das halbe Hundert wird voll durch einen den Reigen eröffnenden, ganz unwichtigen Geschäftsbrief des alten Perthes an Olbers. Hätte nun die Publication des letzterwähnten Schriftstücks ohne jeden Schaden der künftigen Gaussbiographie einfach unterbleiben können, so nimmt der gesammte Rest um seines freilich zum Theil bekannten Inhalts willen allerdings unser Interesse in hohem Mass in Anspruch. Die beiden,

[1]) „Briefe zwischen A. v. Humboldt und Gauss", zum hundertjährigen Geburtstage von Gauss am 30. April 1877, herausgegeben von K. Bruhns, Professor und Director der Sternwarte in Leipzig. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1877.

übrigens nur eine Sendung bildenden Schreiben Wilhelm von Humboldts — ein ministerielles Rescript nebst einem vertraulichen Begleitbrief — zeigen, dass und wie auch der hehre Name Gauss in die glorreiche Gründungsgeschichte der Berliner Hochschule verflochten worden. Gereicht das der preussischen Regierung und Wilhelm von Humboldt insbesondere zur Ehre, so steht in den späteren Verhandlungen von 1821—25 Preussen und vornehmlich der damalige Generalstabschef von Müffling abermals würdig da, und wenn Alexander von Humboldt an einer anderen, von Bruhns nicht citirten, Stelle diese „vierjährige Berufungsgeschichte ekelhaft und rein deutsch" nennt, so will er damit offenbar eher Gauss' eigenes Benehmen tadeln, als das der übrigen Unterhändler.

Wunderlich genug begann die Sache mit einer wohlgemeinten weiblichen Intrigue. Gauss fühlte sich schon 1820 in seiner Göttinger Stellung unbehaglich, seine zweite Frau sah mit Kummer seinen Missmuth wachsen, und die Schwiegermama, Frau Hofräthin Waldeck, brachte mit schwerem Herzen — für sie galt es ja Trennung von Tochter und Enkeln — das Opfer, am 14. März 1821 heimlich an Olbers die Bitte um Vermittlung eines Rufs nach auswärts zu richten. Es ist halb rührend, halb ergötzlich zu lesen, wie die gute Dame von dem Bremer Astronomen in einem Athem verlangt, er solle recht laut verkünden, dass Gauss sich von Göttingen wegsehne, und solle doch andererseits ihre und der Tochter Mitwirkung dabei unverbrüchlich geheim halten; denn erführe der verschlossene Gauss davon, so sei es um beider Frauen Lebensglück geschehen! Die dringende Bitte, den Brief zu verbrennen, hat weder Olbers erhört, noch ist Bruhns dadurch vermocht worden, von seiner Veröffentlichung abzustehen; ein Mangel an Discretion und Galanterie, den man um der historischen Wahrheit willen gutheissen muss. Olbers wandte sich, wie es scheint, sofort nach Berlin, und nun betrieb Müffling fast vier Jahre lang mit ebensoviel Eifer als Rücksicht die Berufung des unvergleichlichen Grössendenkers an die Berliner Akademie, zugleich in der Absicht — wie bereits neulich in diesen Blättern (No. 18, S. 682) von Baltzer hervorgehoben worden, — durch Gauss' Einfluss auf das Ministerium den Gesammtzustand der mathematischen Studien in Preussen energisch zu heben. Gauss jedoch hat am Ende mit der Verbesserung seiner Lage in der welfischen Heimath vorlieb genommen, und wer wollte heute bezweifeln, dass für seine einsame Grösse das stille Göttingen der bessere Platz war und blieb! Ebenso wenig aber kann man es der preussischen Regierung verdenken, wenn sie hernach, 1828—36, dem unverdrossenen Bemühen Alexander von Humboldts, die Unterhandlungen wieder in Zug zu bringen, ihrerseits nicht entgegenkommen mochte.

Auch von diesem Nachspiel erfahren wir aus der vorliegenden Jubelschrift nichts, obwohl es nahe gelegen hätte, durch ein Citat aus den Briefen Humboldts an Schumacher oder auch nur aus der von Bruhns selber herausgegebenen Biographie Humboldts den Leser davon zu unterrichten. Allein dies — wie gesagt, von ihm selbst vor wenig Jahren ins

Leben gerufene — literarische Unternehmen hat Bruhns, obgleich er in der Vorrede darauf anspielt, für die gegenwärtige Arbeit sonderbarer Weise nicht im mindesten benutzt; er hätte sonst nicht bloss manche kurz erläuternde Note zu des Lesers Frommen, sondern auch einige Originalstellen aus Briefen von Gauss und Humboldt, die sicherlich in seine Festgabe hineingehörten, daraus gewinnen können."

Alfred Dove behauptet oben, Alexander von Humboldt habe durch seine Bemerkung, die „vierjährige Berufungsgeschichte (von Gauss nach Berlin) sei ekelhaft und rein deutsch", nicht einen Tadel des preussischen Ministeriums und seiner Unterhändler, sondern vielmehr einen Tadel von „Gauss eigenem Benehmen" aussprechen wollen. Eine kühnere und zugleich absurdere Insinuation ist wohl niemals Alexander von Humboldt zu Theil geworden, und zwar von einem deutschen Professor der Geschichte, der selber in dem von ihm so bitter kritisirten Werke unseres Leipziger Astronomen denjenigen Theil bearbeitet hat, welcher das Verhältniss Alexander von Humboldt's zu Gauss und Wilhelm Weber behandelt. In der That braucht man nur die folgenden Worte Alfred Dove's a. a. O. Bd. II. S. 169 zu lesen, in denen er Humboldt's beissende Satire über moderne Naturforscherversammlungen und dessen erste Begegnung mit Gauss auf einer dieser „grossen gastronomischen Anstalten für die wandernden Naturforscher" und des „Naturtanzes" für „Naturtöchter" schildert, um den ganzen historischen Scharfsinn Alfred Dove's bei Interpretation obiger brieflichen Aeusserung Humboldt's über Gauss' Berufung nach Berlin zu begreifen. A. Dove sagt nämlich Bd. II. S. 169 ff. a. a. O. wörtlich Folgendes:

„In einem andern Briefe vom 5. Aug. spottet er der „grossen gastronomischen Anstalten für die wandernden Naturforscher" und des „Naturtanzes" für „Naturtöchter". Und in einem Briefe an Schumacher vom 26. Sept. 1847 heisst es, wo von seiner Abreise nach Paris, Anfang October, die Rede ist: „Dann sind, hoffe ich auch, die ess-, spazier- und musiklustigen wandernden Naturseelen in dem unwissenschaftlichen Aachen schon in ihre unbekannte Heimat heimgekehrt. Das ganze theure Schauspiel (denn leider! artet es dahin aus) ist dort recht zahm und unbedeutend gewesen." Auch Einladungen nach Skandinavien und der Schweiz ist er nie gefolgt; Vorsitz und Vortrag bei einem europäischen Forschercongress für den Herbst 1842 lehnte er ab und widerrieth Murchison das ganze

Unternehmen.[1]) Die deutschen Versammlungen haben ihrerseits nichts versäumt, ihm auch aus der Ferne ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Seit der Telegraph anfing, der willige Ueberbringer von allerlei Toasten und Gratulationen zu werden, in den funfziger Jahren, haben sie ihm regelmässig nachträgliche Glückwünsche zum 14. Sept. übersandt, die er auf die artigste Weise erwiderte. In der Antwort auf die Einladung zur karlsruher Versammlung, der letzten, die er erlebte, sagte er noch einmal anerkennend am 29. April 1858: die Naturforscherversammlung sei als ein schwaches Lichtbild der mythischen Einheit des deutschen Vaterlandes übriggeblieben.

Einen ganz besondern Gewinn brachte aber Humboldt die *foire littéraire* von 1828 durch „die Freude, den trefflichen Gauss bei sich zu bewirthen". Er war „über ihn in näherm Umgange entzückt. Anfangs und gegen Unbekannte ist er freilich gletscherartig kalt und untheilnehmend fast für alles, was ausser den von ihm schon berührten Kreisen liegt. Sie, mein Verehrtester, kommen schneller dem Geiste und dem Herzen näher." So schrieb Humboldt am 18. Oct. an Schumacher, noch voll von den frischen Eindrücken, die der Verkehr mit dem grössten mathematischen Genius des Zeitalters ihm hinterlassen. Die wissenschaftlichen Beziehungen zwischen beiden werden uns noch öfter beschäftigen, doch ergreifen wir den Anlass gleich hier, ihres persönlichen Verhältnisses und der Bemühungen Humboldt's, Gauss nach Berlin zu ziehen, im Zusammenhange zu gedenken. Schon 1804, als er, von seiner Reise zurückkehrend, „wegen der Erforschung der Zahlentheorie den Namen Gauss in Paris in aller Munde" fand, hatte er bei der berliner Akademie auf dessen Berufung gedrungen. Er antwortete dem Könige auf die Aufforderung, in die Akademie wirksam einzutreten, „seine Erscheinung würde sehr unbedeutsam sein, aber ein Mann könne der Akademie den Glanz wiedergeben, er heisse Karl Friedrich Gauss". Aber „Entschlussunfähigkeit charakterisirt deutsche Ministerien", schrieb er trauernd, als er an die damals gescheiterten Bemühungen zurückdachte. Die spätere, ebenso erfolglose „vierjährige Berufungsgeschichte 1821—25" nennt Humboldt „ekelhaft und rein deutsch. Als ich 1827 Paris verliess und hierher berufen wurde", setzt er hinzu, „erwachte in Gauss erst die Reue. Er wäre gern mit mir an einem Orte gewesen." Auch bei der persönlichen Begegnung im Jahre 1828 mag Gauss sich einer solchen Aussicht nicht abgeneigt erwiesen haben. So sehr ihm das bunte Treiben der Versammlung widerstrebt hatte — er erfreute sich dabei vornehmlich nur an Wilhelm Weber's „Geist und Scharfsinn", war aber selbst doch kein Mann für wissenschaftliche Jahrmärkte — mit Humboldt war er „zufrieden" gewesen. Diese beiden Männer, deren völlig unvergleichbare, einander fremde Genialität man so oft zu thörichter Abwägung gegeneinander gehalten hat, wussten sich trotz manches vorübergehenden Missverständnisses doch gegenseitig wohl zu schätzen. Es ist rührend, wie der grosse Mathe-

[1]) De la Roquette, II, 209. 326.

matiker dem vielseitig begabten Freunde einmal auf seine Weise seinen Glückwunsch ausspricht.

„Wir Deutschen", schreibt er am 7. Dec. 1853 an Humboldt, „feiern gern, vielleicht mehr als irgendein anderes Volk, gewisse Tage, die eine Zeitmassbeziehung haben auf uns theuere Personen oder Begebenheiten, wie Geburtstage, Jubiläen u. dgl. Der Messkünstler, in dessen Augen Verschwommenheit und Willkürlichkeit im Gegensatze zu Schärfe und Festigkeit immer etwas Abstossendes haben, findet einen kleinen Uebelstand darin, dass der Grund, warum eben dieser Tag und nicht ein anderer zur Begehung der Feier bestimmt wird, mehr oder weniger von Willkürlichkeiten abhängt, von der Einrichtung unsers Kalenders, der Vertheilung der Schaltjahre und, was Jubiläen betrifft, von dem Bestehen des Decimalsystems, also in letzter Instanz von dem Umstande, dass wir eben fünf Finger an jeder Hand haben. Warum ich mit diesen trivialen Reflexionen Sie jetzt behellige? Ich kann nicht unterlassen, übermorgen, den 9. Dec., in tiefer Rührung einen Tag zu feiern, dessen ergreifende Bedeutung von keiner solchen Willkür berührt wird. Es ist dies der Tag, wo Sie, mein hochverehrter Freund, in ein Gebiet übergehen, in welches noch keiner der Koryphäen der exacten Wissenschaften eingedrungen ist, der Tag, wo Sie dasselbe Alter erreichen, in welchem Newton seine durch 30766 Tage gemessene irdische Laufbahn geschlossen hat. Und Newton's Kräfte waren in diesem Stadium gänzlich erschöpft: Sie stehen zur höchsten Freude der ganzen wissenschaftlichen Welt noch im Vollgenuss bewunderungswürdiger Kraft da."

Und ein Jahr später, in den Schmerzen der letzten Krankheit, tröstete ihn bei der Besorgniss, das höhere Alter möge ihm vermehrte Beschwerden bringen, der Gedanke an seinen Humboldt — ein Epitheton, welches man ihn zu keinem andern Namen setzen hörte. Wiederholt las er und liess sich den letzten Brief Humboldt's vorlesen, der ihn besonders erfreut hatte. „Ich bin betrübt zu hören", hatte dieser am 4. Dec. 1854 geschrieben, „dass Ihre Beschwerden „an Zahl und Intensität" zunehmen. Schonen Sie, ich beschwöre Sie im Namen aller, die für deutschen Ruhm empfänglich geblieben sind, was Ihnen von Kräften übrig ist. Linderung ist auch Heilung. Wer so Vieles und Grosses geistig geschaffen, wer der elektrischen Sprache, die jetzt über Meer und Land geht, zuerst Sicherheit, Mass und Flügel verliehen hat, der sollte in den erneuerten Andenken des Geleisteten auch einen Keim zur Linderung finden." Neben dieser lebhaften Anerkennung des eigenen unvergleichlichen Verdienstes befriedigte den hohen Geist, dem alles Mittelmässige zuwider war, in jenen letzten Tagen auch ganz besonders die kleine Correctur, die Humboldt bei der Uebersetzung von Arago's Werken sich erlaubt hatte, indem er die Zahl der Männer, denen über exacte Untersuchungen ein endgültiges Urtheil zustehe, der „wirklich genialen Mathematiker", von etwa zehn, wie es im Original hiess, mit Dirichlet's Beirath auf etwa acht einschränkte. Daneben erfahren wir freilich auch, dass der Leidende den „Kosmos" un-

willig von sich that, weil er für sein religiöses Bedürfniss, das mit herannahendem Tode in erhöhter Stärke hervortrat, darin keine Nahrung zu finden glaubte; denn Gauss ist abgeschieden in der „zweifellosesten Ueberzeugung seiner persönlichen Fortdauer, in der festesten Hoffnung auf dann noch tiefere Einsicht in die Zahlenverhältnisse, die Gott in die Materie gelegt habe, und die er dann auch vielleicht in den intensiven Grössen werde erkennen können, denn ὁ θεὸς ἀριθμητίζει, sagte er.“[1]) Zu andern Zeiten freilich hatte er sich doch wieder auf die Fortsetzung des „so überschwenglich reichen Kosmos“ gefreut. Er hoffte sich durch den vierten Band auf einem „ihm wenig bekannten Felde zu orientiren“, und wünschte für Welt und Nachwelt auch den organischen Theil des Kosmos noch von Humboldt beleuchtet zu sehen.[2])

Humboldt seinerseits nahte sich, von dieser religiösen, wie von der nicht minder bedeutenden politischen Differenz völlig absehend, Gauss stets mit der tiefsten Ehrfurcht. Obwol er sich „kein ernstes Urtheil in den höhern Regionen der Mathematik anmasste“, obwol er sich die Schwierigkeiten der Gauss'schen Arbeiten, die „über seinem deprimirten Horizonte lagen“, durch Jacobi erklären lassen musste, so „erleichterten ihm doch Zuversicht und Glaube die Einsicht und stärkten sein Fassungsvermögen“. Er empfand „die anziehende Kraft, welche grosse Geister ausüben“, fühlte auch bei seiner „allmählichen Versteinerung, die — wie es sich für einen alten Geognosten gezieme — von den Extremitäten begann, doch sein Herz noch nicht verhärtet, das vielmehr mit erhöhter Wärme für den schlage, der des Blitzes Helle in das geheimnissvolle Dunkel verwickelter Naturerscheinungen sende“ u. s. w. Durch all diese Wolken des Weihrauchs schimmert doch so viel klar hindurch, dass ihn ein sicherer Takt zur richtigen Würdigung dessen leitete, was er nicht völlig begriff. Daher seine unablässigen Bemühungen, „dem ersten, dem tiefsinnigsten, alles umfassenden Mathematiker Europas in dem auch damals uneinigen Deutschland“ den würdigsten Platz in Berlin selbst anzuweisen. Nach der berliner Naturforscherversammlung versäumte er acht Jahre lang keine Gelegenheit, um „den ältesten Wunsch seines heimischen Lebens“, den, der Akademie in Gauss „wieder einen Lagrange“ zu schenken, ins Werk zu setzen; aber nie kam er „auf einen Punkt, wo *pécuniairement* eine solche Berufung möglich“ gewesen wäre; „die eisige Zone“, klagt er, „liegt viel südlicher, als man nach Cousin's Lobe glauben sollte“. „In dem *mare coenosum*“, wie Schumacher ihm darüber „geistreich sagte“, „scheiterte alles an den Silberklippen“. So musste er sich denn daran genügen lassen, selber Gauss „ein Freund“ geworden zu sein. Und wenn er auch einmal über dessen „oft sehr kleinlichen und illiberal reizbaren Charakter“

---

[1]) Aus einem Briefe von Baum an Humboldt, vom 28. Mai 1855, über die letzten Tage von Gauss. Die Notiz über den „Kosmos“ aus mündlicher Mittheilung von Sartorius an Bruhns.

[2]) Brief vom 10. Mai 1853.

zu seufzen hatte — es handelte sich um die Anerkennung der „unsterblichen Verdienste des grossen Geometers“ um die Methode magnetischer Messungen — so gab er doch in seiner geschmeidigen Art schnell nach und nahm, wie „gern er sich auch sonst dem wissenschaftlichen Aristokratismus widersetzte und die Vornehmsten daran zu gewöhnen suchte, dass man neben ihnen sein Wesen treibe, den Vorwurf auf sich, *de courir au secours du plus fort*“. „Machen Sie alles wieder gut“, bittet er Schumacher, „wenn der reizbare, aber von uns beiden so unendlich hochgeehrte Mann mit seinem schweren Geschütz auf mich schiesst.“ Bei erneuter persönlicher Begegnung, während des göttinger Jubiläums 1837, erschien ihm Gauss „nicht blos, wie immer, geistig gross und alles, was er kühn und tief ergreife, beherrschend, sondern auch voll Milde und Herzlichkeit und Wärme des Charakters“. Wie „Lichtpunkte des Lebens“ standen ihm diese Tage vor Augen; „es ist etwas Grosses im Leben“, ruft er aus, „so dem Grossen seiner Zeit nahe treten zu können!“ So standen sie einander gegenüber, der reiche Geist und der tiefe, der allbewegliche Sanguiniker und der andere mit der fast starren Gewalt seines Ernstes; was sie trennte, hielt sie doch wieder aneinander gefesselt. Einen ähnlichen, wenn auch nicht gleichen Gegensatz werden wir zwischen Bessel und Humboldt wahrnehmen.

Die lebhafte Communication mit so vielen, namentlich auch jüngern Naturforschern bei der berliner Versammlung im September 1828 bot Humboldt Anlass, die Beobachtungen über stündliche Declination und die Epoche ausserordentlicher Störungen des Erdmagnetismus, in Fortsetzung der 1800 und 1807 angestellten mit erneutem Eifer, erweiterten Hülfsmitteln und Hülfskräften, nach einem umfassendern Plane wieder zu beginnen. Die wissenschaftliche Bedeutung derselben hat an einem andern Orte dieses biographischen Werkes ihre Würdigung gefunden; hier sei nur der persönlichen Momente gedacht. Noch im Herbste ward im Garten des befreundeten Stadtraths Mendelssohn-Bartholdy, Vaters des Componisten, in der Leipzigerstrasse, da wo später das Herrenhaus erbaut worden, nach Humboldt's Anweisungen das berühmt gewordene eisenfreie magnetische Häuschen errichtet. An den anstrengenden Beobachtungen, die mit denen von Reich in Freiberg, 216 Fuss unter Tage, später auch mit solchen in Kasan, Nikolajew und St.-Petersburg correspondirten, betheiligte sich Humboldt selbst mit regem Eifer. „Mit meinen stündlichen magnetischen Declinationsbeobachtungen“, schreibt er am 13. März 1829 an Schumacher, „geht es sehr regelmässig seit dem 1. Januar. Ich habe ganze Nächte von Stunde zu Stunde beobachtet und wünschte sehr Angaben von gesehenen Nordlichtern in Kopenhagen oder Norwegen. Den 24—26. März denke ich gleichzeitig mit Freiberg, wo Gambey's Instrument in einer Grube steht, von Stunde zu Stunde zu beobachten.“ Am 19. März sandte er an Reich Beobachtungen, die er mit dem jungen Paul Bartholdy, dieser bei Tage, Humboldt bei Nacht gemacht. In einem Briefe vom 26. heisst es: „Ich habe vorgestern wieder 33 Stunden

lang correspondirend mit Freiberg von Stunde zu Stunde die Abweichung der Magnetnadel beobachtet.“ Ablösung in der Arbeit war unumgänglich nothwendig, da Humboldt für sieben Perioden des Jahres sogar 44 Stunden andauernde, mindestens stündliche Observationen angeordnet hatte. Es unterstützten ihn daher die jüngern Mathematiker und Physiker, Dirichlet, Dove, Encke, Magnus, Poggendorff u. a., denen nachher, während der sibirischen Reise, die Ausführung der berliner Beobachtungen allein überlassen blieb. Als das Grundstück in der Mitte der dreissiger Jahre verkauft und das Kupferhäuschen abgerissen ward, wurden dieselben in der neuen Sternwarte, nun jedoch nach der von Gauss 1833 angegebenen Methode fortgesetzt. Die asiatische Reise benutzte Humboldt gleichfalls zu eigenen „magnetischen Beobachtungen über den tellurischen Magnetismus mit gleichzeitigen astronomischen Ortsbestimmungen“.[1]) Der bei der Rückkehr in Petersburg gethanen Aufforderung zur Schöpfung eines russischen Beobachtungsnetzes ist bei Gelegenheit der Beschreibung der russischen Reise gedacht worden, die noch folgenreichere Anregung zur Ausspannung des erdumfassenden britischen Netzes wird im folgenden Abschnitt erzählt werden. Auch zu Temperaturbeobachtungen in allen preussischen Bergwerken, zur genauern Bestimmung der Erdwärme, ging im Jahre 1828 der Anstoss von Humboldt aus.

Wie immer finden wir ihn auch in diesen Jahren, 1827—30, zugleich aufs vielseitigste wissenschaftlich thätig. Für Poggendorff's „Annalen“ und die „*Annales de Chimie et de Physique*“ lieferte er meteorologische, erdmagnetische und vulkanologische Beiträge, für Crelle's Journal einen Aufsatz über die bei verschiedenen Völkern üblichen Systeme von Zahlzeichen und über den Ursprung des Stellenwerthes in den indischen Zahlen, ein Gegenstand, der ihn schon zehn Jahre früher in Paris beschäftigt hatte und zeitlebens, wie alles, was sich auf Entdeckungsgeschichte bezog, hohes Interesse für ihn behielt. Der „Hertha“ machte er wichtige geographische Mittheilungen, die ihm von allen Seiten zuflossen. Es mag dabei auch die am 26. April 1828, in derselben an wissenschaftlichen Keimen reichen Zeit, erfolgte Stiftung der berliner Geographischen Gesellschaft durch Baeyer, Berghaus, O'Etzel, Kloeden, Zeune u. a. erwähnt werden, die dann am 7. Juni desselben Jahres ihre erste Sitzung hielt und Karl Ritter zu ihrem Director erwählte.[2]) Humboldt hat ihr zwar nur als Ehrenmitglied angehört und ist als solches regelmässig auf ihren in Lustren wiederkehrenden Stiftungsfesten erschienen; allein wie er mit Ritter, Dove, Ehrenberg, und wie sonst die spätern Leiter der Gesellschaft heissen mögen, in lebendigem Verkehr stand, so widmete er auch dieser selbst nicht minder eine dauernde Theilnahme.“

---

[1]) Kosmos, IV, 69, wo S. 63—77 die Geschichte der magnetischen Arbeiten in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts überhaupt verzeichnet ist.

[2]) Karl Ritter, ein Lebensbild von G. Kramer, II, 30. 31.

Um die Theilnahme und Verehrung Alexander von Humboldt's für Gauss und seinen treuen Mitarbeiter Wilhelm Weber noch bei einer andern, epochemachenden Entdeckung zu beweisen, mögen hier die folgenden Stellen aus dem oben erwähnten Werke über Alexander von Humboldt berücksichtigt werden:

„Um die Zeit, da diese liebenswürdige Einsiedlerweisheit in etwas hispanisirendem Französisch am Rande der Pampas niedergeschrieben ward, war es Humboldt aufs neue gelungen, den Werth seines Ruhmes zu steigern, indem er ihn abermals als Triebkraft für die Fortbewegung der Wissenschaft nutzbar machte. Im April 1836 hatte er den berühmten Brief an den Herzog von Sussex[1]) ausgehen lassen, um wie einst die petersburger Akademie, so jetzt die *Royal Society* für vergleichende erdmagnetische Beobachtungen zu gewinnen, nur diesmal mit Hülfe der zur See weltherrschenden Macht in weit umfassenderm Sinne, als damals mit den doch beschränktern Kräften des grossen Continentalreichs möglich gewesen, zugleich aber nun mit Hinweis auf die inzwischen durch Gauss der Vollkommenheit nahe gebrachte Messungsmethode. Der wissenschaftlichen Würdigung dieser neuen von Humboldt ausgehenden Anregung gebührt eine andere Stelle dieser Biographie, hier genügt es, an die grossartigen Arbeiten von Sabine, sowie an die antarktische Expedition von James Ross zu erinnern, um ihre epochemachende Bedeutung für die Erkenntniss der Natur des Erdmagnetismus mit ein paar Worten zu kennzeichnen. Dagegen liegt uns ob, die persönlichen und sozusagen moralischen Momente des Ereignisses im Folgenden durch einige Züge hervorzuheben.

Humboldt hatte bei seinem Entschlusse, der, soviel wir wissen, ganz aus seiner freien Initiative hervorging, mit zwei innern Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich aus seinem Verhältniss zu England wie aus seiner Stellung zu Gauss ergaben. Man darf sagen, dass er keineswegs ein warmer Verehrer der grossen britischen Nation gewesen ist. Zu lange hatte er sich in der geistreich zwanglosen Welt der pariser Salons bewegt, um nicht das steif conventionelle Wesen der englischen Gesellschaft mit satirischem Blicke zu betrachten. „Dies England ist ein greuliches Land", sagte er nach einem Besuche jenseit des Kanals zu einem berliner Freunde, „um 9 Uhr muss man die Halsbinde so tragen, und um 10 Uhr so, und um 11 Uhr wieder anders." Unwillkürlich wird man dabei an die grotesken pariser Caricaturen erinnert, in denen „*Monsieur l'Anglais*" stets die gleiche schwerfällige Rolle spielt. Zugleich war dem deutschen Idealismus unsers Freundes der egoistische Zug der britischen Politik durchaus zuwider; wer entsänne sich nicht seiner Scherze über das „Leopardenland"

---

[1] Die „*Lettre à S. A. R. le duc de Sussex*" steht u. a. bei de la Roquette, I, 338 fg.; zu vergleichen ist für den ganzen Gegenstand „Kosmos", I, 438—39; IV, 71 fg.

mit seiner „mercantilen Habsucht“, mit der äusserlichen Strenge seiner Kirchlichkeit, an deren Aufrichtigkeit er doch so wenig wie etwa Lord Byron zu glauben geneigt war? Allein es kamen noch Differenzen auf dem wissenschaftlichen Gebiete hinzu. Jedermann weiss, welch innige Verehrung eine Anzahl der hervorragendsten Gelehrten des Inselreichs an Humboldt knüpfte; die Briefe Sir John Herschel's — um ein Beispiel für viele zu nennen — stehen an Lebendigkeit des Ausdrucks dieser Verehrung kaum hinter denen deutscher oder französischer Freunde zurück, und so war umgekehrt auch Humboldt von aufrichtiger Bewunderung für die Leistungen wie für den Charakter eines Faraday, Herschel, Sabine, Darwin und anderer grosser englischer Zeitgenossen durchdrungen. Trotz alledem empfand er deutlich, dass diese Nation nicht sein eigentliches Publikum bilde. In ihrer überwiegend praktischen Richtung, die auch innerhalb des Ideellen noch nach dem relativ Realen zu suchen gewohnt ist, lag ihr der sozusagen messbare Fortschritt der Naturwissenschaft und der Wissenschaft überhaupt von jeher mehr am Herzen, als die schwieriger zu schätzende Umbildung derselben durch Einführung grosser und neuer Gesichtspunkte. Die experimentelle Erweiterung unserer Erkenntniss gilt drüben entschieden höher als ihre harmonische Ordnung, der Entdecker trägt es über den Systematiker weit davon bei einem Volke, das den hohen Namen der Philosophie ohne Bedenken bis auf die niedern Stufen inductiver Naturforschung herabführt, in der Heimat der Originalität, wo das Aesthetische um sein selbst willen keinen Anbau findet. Daher die merkwürdige Erscheinung, dass, wenn einmal britische Forscher, um Humboldt's Lieblingsausdruck zu gebrauchen, nach „Verallgemeinerung der Ideen“ streben, wie etwa Buckle oder Darwin in seiner jüngsten grossen Theorie, ihre Gedanken sich auf dem Continent und vornehmlich in Deutschland regelmässig einer wärmern Aufnahme erfreuen, als ihnen im insularen Vaterlande zutheil geworden. Demgemäss konnte denn auch die geistige Universalität Humboldt's in England nicht völlig so unmittelbare Anerkennung finden, wie die intensivern Leistungen anderer Forscher, die auf speciellern Gebieten des Wissens thätig waren. Ein Beweis dafür ist die Geschichte der Verleihung der Copleymedaille an Humboldt, dieses ganz eigens für in die Augen springende Steigerung unserer Naturerkenntniss bestimmten Ehrenzeichens. Es geschah in den funfziger Jahren, dass die *Royal Society* über die Ertheilung der Medaille an einen deutschen Gelehrten in Berathung trat, der durch bedeutende Arbeiten einen wichtigen Abschnitt der Physik der Erde weit über die auch hier von Humboldt gezogenen Grundlinien hinausgebildet hatte; erst bei dieser Gelegenheit ward die Frage aufgeworfen, ob denn Humboldt selbst Inhaber der Medaille sei, und zu ihrem eigenen Erstaunen überzeugte sich die hohe Versammlung vom Gegentheil. Es war nur schicklich, dass sie daraufhin die fällige Medaille an Humboldt verlieh und die Anerkennung der Verdienste des jüngern Gelehrten der Entschliessung des nächsten Jahres vorbehielt. Dem gegenüber muss nun

freilich betont werden, dass die britische Geistesaristokratie im allgemeinen keine billige Aufmerksamkeit gegen Humboldt versäumt hat, auch ihr galt er unbestritten mindestens als der ruhmgekrönte Senior europäischer Wissenschaft. Und andererseits hat sich auch er nicht gerade über seine eigene Vernachlässigung von ihrer Seite beklagt. Dennoch ist es unzweifelhaft, dass ein instinctives Gefühl von dieser Differenz ihn so wenig verliess wie die Empfindung geistiger Verwandtschaft mit den Häuptern der französischen Gelehrsamkeit. Und noch ein anderer Gegensatz kam hinzu. Wir haben schon oben den geistigen Charakter Humboldt's als zwar nicht kosmopolitisch, wol aber international erkannt. Die Franzosen, die überall so gern ihresgleichen sehen möchten, hinderte das nicht, ihn schlechtweg als einen der Ihren zu betrachten; in den Engländern aber trat ihm eine in sich fest zusammengeschlossene, zugleich aber nach aussen hin sich abschliessende Nation gegenüber, welche allenthalben, auch an Fremden, das nationale Princip über das internationale hinaus zu schätzen gewohnt ist. Einen schönen Beweis von solcher Gesinnung giebt ein Schreiben John Herschel's an Humboldt, in dem er ihn wegen des Gebrauchs französischer Sprache in seinen Briefen zur Rede setzt. Es war am 10. Juni 1844, als er ihm auf die Bitte um Verzeihung wegen seiner unleserlichen Schriftzüge erwiderte: „*Whatever apologies you may be fit to make for the writing, I will only remark, that there is sure to be a sense worth digging for in every line, that drops from your pen, though it were buried deep as the most recondite hieroglyphic. There is only one thing I cannot so easily reconcile myself to in its perusal: that you should write in French in place of your own noble German, which you admit to be more your own than the other. You do me only justice in believing me partial to the German language. English is the language of busy practical men, dense, powerful and monosyllabic — German of deep thinkers and massive intellects, binding the Protean forms of thought in the many-linked chain of expression — French of vivacious talkers, whose words outrun their ideas by mere volubility of organ and habit. However, write as he will, a letter from v. Humboldt can never be anything else than an intellectual feast. A mind so stored with the ideas of all ages and nations will find a richness (or create one) in any language it may use as its outlet.*“ Selten oder nie dürften die Eigenthümlichkeiten der drei heutigen Cultursprachen so kurz und treffend gezeichnet worden sein, obschon der französischen dabei doch viel zu nahe getreten wird; schwerlich aber kann auch der Mangel an nationalem Stolze, den vor einem Menschenalter noch einer der ersten deutschen Geister in harmloser Naivetät zur Schau tragen durfte, zugleich liebenswürdiger und für uns empfindlicher gerügt werden.

Es wird nach diesen allgemeinen Erwägungen einleuchten, dass der Schritt, den Humboldt durch den Brief an den Herzog von Sussex that, wodurch er doch immerhin mit einem Ansuchen vor eine selbstbewusste und von ihm völlig unabhängige gelehrte Genossenschaft hintrat, ihm nicht

leicht geworden sein kann. Gelang es ihm aber damit, war er „so glücklich, Grossbritannien, das, im Besitze des grössten Welthandels und der ausgedehntesten Schiffahrt, bisher keinen Theil an jener grossen wissenschaftlichen Bewegung seit 1828 genommen", in diese mit fortzureissen, so musste ein so grosser Erfolg doch wiederum für ihn um so ehrenvoller sein, und in diesem Lichte hat er ihn auch hiernach stets wohlgefällig betrachtet. Der Brief ist übrigens nicht minder meisterhaft auf seinen Zweck berechnet als der „*cri de Pétersbourg*" von 1829; ein männlicherer Athem durchweht ihn, statt der verbindlichen Artigkeiten gegen den russischen Autokraten genügte es diesmal, auf die wissenschaftlichen Verdienste englischer Forscher dankbar hinzuweisen. Schon im Juli konnte Humboldt, angenehm überrascht, dass die Commission der *Royal Society* die Errichtung weit über Erwarten vieler Stationen vorgeschlagen, an Gauss schreiben: „Es freut mich, dass der Anstoss, den ich durch meinen magnetischen Brief an den Herzog von Sussex gegeben, die königliche Societät endlich aus ihrem Winterschlafe und Somnambulismus erweckt hat." Doch entsprach der nach britischer Art anfangs etwas sehr bedächtige Verlauf der Sache bald nicht mehr seinen ungeduldigen Erwartungen. „*La Société Royale de Londres*", heisst es in einem fein abgewogenen Dankschreiben an Kaiser Nikolaus vom 11. Aug. 1839, „*délibère encore sur ce qui, depuis huit ans, est exécuté par vos ordres.*"[1]) Um so bereitwilliger hat er später im „Kosmos" die grossartigen Leistungen der Engländer anerkannt.

Die andere Schwierigkeit, die wir oben berührten, lag gerade in den Ansprüchen, die Gauss mit Fug und Recht auf den Vorzug seines so wesentlich verbesserten Apparates vor dem veralteten Gambey'schen, dessen Humboldt sich in frühern Zeiten bedient, erhoben hatte. Schon Anfang März 1836 hatte dieser den Entwurf des Sendschreibens durch Schumacher's Vermittelung drucken lassen, weil er sich in dem „vielfach geflickten Lumpenkleide" seines Manuscripts, das „durch Enclavements wie vor dem Zollvereine verunreinigt war", selber kaum zurechtfand, und weil, wie er aus alter Praxis bemerkt, „einem der Verstand zu manchen Correctionen nie bei Durchsicht des Manuscripts, sondern durch Anschrecken des Probebogens kommt". Jedenfalls ward nun alsbald ein Abzug Gauss mitgetheilt, der die Uebergehung seiner eigenen Instanz bei den von Humboldt proponirten Verhandlungen zwischen London, Paris und Petersburg sehr übel aufnahm. Damals stiess der letztere jene Klagen über wissenschaftlichen Aristokratismus aus, deren wir im vorigen Abschnitt erwähnten. Er begriff wol nicht ganz, wie sehr es Gauss um die möglichst beste Ausführung der Sache selbst zu thun war, wenn er, die Differenz persönlich fassend, ausrief: „So unbequem ist die Geschichte der Erfindungen! Sie sollte es nie für die werden, welche durch andere Arbeiten Recht auf die tiefe Bewunderung der Nachwelt, wie Gauss, haben." Bald unterwarf sich natürlich der geschmeidigere Mann und gab dem entscheidenden Passus: „*que la Société royale voulût bien entrer en*

[1]) De la Roquette, II, 168.

communication directe avec la Société royale de Göttingue, l'Institut royal de France et l'Académie impériale de Russie etc.“ die erwünschte Fassung. Es ist überaus charakteristisch, wie er dies gegen Schumacher im Vertrauen erläutert. „Diese Einschaltuug und Nennung im ersten Range“, schreibt er, „wird unserm göttinger Freunde sehr gefallen. Ich hatte anfangs nur deshalb die königliche Societät in Göttingen nicht genannt, weil ich blos an Länder dachte, die Colonialbesitzungen haben, während die hannoverschen sich kaum jenseit des Hainberges erstrecken. Das jetzige Nennen der königlichen Societät zu Göttingen vor der ältern pariser Akademie würde ich in Paris als einen Climax, vom Hainberg zum Kaisersitze entschuldigen, oder weil Göttingen als halbenglisch aus Courtoisie gegen den Herzog von Sussex den ersten Rang verdiene. Immer, denke ich, wird es dem grossen Geometer beweisen, dass in dem Briefe keine Spur von Nichtanerkennung seiner unsterblichen Verdienste zu findeu sei.“ Wo blieb da nur wieder jene „gewisse Grösse in der Behandlung des Gegenstandes“, die er genau in den nämlichen Tagen so unvergleichlich zu preisen wusste? In der behenden Conversation wie in der Correspondenz im Gesprächston lässt er sie nur allzu oft vermissen.

Das Jahr 1827 brachte mit dem Jubiläum der göttinger Universität unserm Freunde eine jener Gelegenheiten, die von da an in verschiedener Gestalt häufiger wiederkehrten, wo er ganz unabsichtlich und selbst unleugbar von der innern Scheu befangen, welche der Bruder einst an ihm rühmte, sich in den glänzenden Mittelpunkt festlich erregter Menschen gestellt und jubelnd als der „Nestor der Wissenschaft“, als eine Art Repräsentant des modernen, insbesondere des deutschen Geistes gefeiert sah. Kaum war seine Ankunft in Göttingen bekannt geworden, so ward ihm von den Studirenden ein Fackelzug und tausendstimmig wiederholtes Lebehoch dargebracht. „Ueberrascht improvisirte“ er eine Antwort, in der er insbesondere der Jugend als solcher seine Verehrung bezeigte. Da die Zeitungen über diese Anrede verschiedene, nur sehr ungenaue Berichte verbreiteten, hat er sie später für Varnhagen zum Behufe richtiger Publikation aufgesetzt. Es wird anzunehmen sein, dass diese Fassung wenigstens dem Sinne nach völlig seinen Worten entsprach:

„Unter den verschiedenartigen Freuden“, begann er, „die mir in einem vielbewegten Leben geworden sind, ist es eine der süssesten und erhebendsten, diesen ehrenvollen Ausdruck Ihres Wohlwollens zu empfangen. Fast ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seitdem ich in dieser berühmten Hochschule, Georgia Augusta, den edlern Theil meiner Bildung empfing. Viele und tiefeingreifende Wechsel der Weltgestaltungen haben seitdem die Erdtheile getroffen, die ich, nach wissenschaftlichen Zwecken strebend, durchwanderte; aber die Bande der Zuneigung, welche die alternden, hinschwindenden Geschlechter an die jüngern, kraftvoll aufstrebenden dadurch knüpft, dass alle im akademischen Leben aus einer Quelle geschöpft, sind in dem raschen Wechsel der Begebenheiten ungeschwächt geblieben. Deutschlands Hochschulen üben noch jetzt, wie vor Jahrhunderten, ihren

wohlthätigen Einfluss auf die freie Entwickelung geistiger Kräfte, auf die ernsten Richtungen des Volkslebens aus. In der Anerkennung dieses mächtigen Einflusses, der dem hochherzigen Gründer dieser Universität, dem edeln Vorfahren Ihres Königs, im Geiste vorschwebte, bringe ich Ihnen, theuere Freunde, tief bewegt die Huldigung meiner liebevollen Dankgefühle dar.“ [1])

Die Ansprache Humboldt's verfehlte ihres Eindrucks auf die Zuhörer nicht; auch sonst wurden ihm Huldigungen dargebracht: eine poetische „Festgabe zur Jubelfeier der Universität Göttingen“ von Carrière und Genossen war ihm als „dem höchsten Gaste bei dieser Jubelfeier“ zugeeignet. Dass ihn die persönliche Berührung mit Gauss während dieser Tage besonders erfreute, wissen wir bereits; die eigentliche Sorge um seine Unterkunft und Pflege hatte jedoch Wilhelm Weber übernommen, dessen „rührende Aufopferung“ Humboldt dankbar anerkannte. Auch zur Benutzung der Bibliothek wusste dieser mit alter Virtuosität mitten unter den Festlichkeiten Zeit zu erübrigen. Er schrieb für Dove einen wichtigen Passus über die Winddrehung auf der südlichen Hemisphäre aus der Reisebeschreibung Churruca's ab. „Die Stelle“, fügt er hinzu, „war mir seit 1797, wo ich sie gelesen“ — also vierzig Jahre hindurch! — „im Gedächtniss geblieben.“

Von Göttingen aus, noch im September, ging Humboldt auf zwei Tage nach Hannover hinüber, besuchte ausser der „noch immer geistig muntern“ Miss Karoline Herschel „alle Minister, Hofleute und Gesandten“ und plauderte, wie früher öfters mit dem Vicekönig, „dem heitern und guten Herzog von Cambridge“, so jetzt mit dem König Ernst August über Werth und Leistungen der Landesuniversität. Der eigenwillige Fürst, der eben damals das rechtbrechende Patent vorbereitete, das seinen Namen bei Mit- und Nachwelt verhasst und verachtet machen sollte, empfing Humboldt sehr wohlwollend und gab ihm eine Audienz von einer vollen Stunde. Er rühmte noch immer alles, was er in Göttingen gesehen, „artigere junge Leute wären ihm noch nicht vorgekommen“. Die politischen Aeusserungen des Königs erschienen Humboldt gleichwol als ein Gemisch von Zorn und Furcht.[2]) Kaum acht Wochen später erfolgte die Protestation der Sieben, einen Monat darauf ihre ruhmvolle Verjagung. Bei der hervorragenden moralischen Bedeutung des Ereignisses erscheint es gerechtfertigt, Humboldt's Stellung zu demselben aus seinen Briefen in helleres Licht zu setzen. Am empfindlichsten war ihm zunächst im Interesse der Wissenschaft die drohende Unterbrechung der gemeinsamen Arbeit von Gauss und Weber, da der letztere zwar nicht des Landes verwiesen war, doch aber, seiner Stelle beraubt, schwerlich auf die Dauer in Göttingen ausharren konnte. „Wie schrecklich wäre es“, schreibt Humboldt am 25. Dec. an Gauss, indem er, wol aus Vorsicht, wider Gewohnheit die

[1]) Varnhagen, Vermischte Schriften, II, 174; vgl. Briefe an Varnhagen, Nr. 31 u. 32.

[2]) Briefe an Varnhagen, Nr. 31; das übrige aus Briefen an Gauss.

im Briefe vorkommenden Namen nur durch Anfangsbuchstaben andeutet, „wie schrecklich wäre es, alles das gestört zu sehen, was ich vor Monaten in vollen fruchtbringenden Halmen aufschiessen sah! Dazu schwebt meiner Phantasie das Bild Ihrer zarten, kranken, schönen Tochter und des edeln Ewald vor. Ich bin schwach genug, die Trennung nicht zu wünschen und an einen *deus ex machina* zu glauben — freilich ein mythischer Glaube.“ In dem Wunsche, „so vielen Geächteten nützlich zu sein“, was ihm früher zur Zeit der demagogischen Umtriebe in einzelnen Fällen, z. B. mit dem Anatomen Henle gelungen war, versuchte er eine indirecte Einwirkung auf Hannover vermittels des berliner Hofes; doch fand er hier einen sehr ungünstigen Boden. „Selbst was mir so einfach und klar scheint“, heisst es in jenem Schreiben an Gauss, „das Anerkennen des Edeln in einer Handlungsweise, die mit Ausschluss aller politischen Aufregung jeglichen äussern Vortheil der Stimme des Gewissens glaubt aufopfern zu dürfen, ist vielen aus den sogenannten höhern Regionen fremd. Nachbarliche Bedenklichkeiten verrücken auch den Gesichtspunkt. Die Zeit soll, denke ich, eine richtigere Ansicht herbeiführen. An mir zweifeln Sie, mein theuerer Freund, und unser liebenswürdiger, geistreich harmloser Weber nicht.“ Freisinnigern Männern als Gauss gegenüber sprach er sich weit kräftiger aus; so zürnt er gleich am folgenden Tage zu Schumacher über „die Tyrannen von Modena und Hannover. Welche Rohheit! Die Bösen können die Universitäten zerstören; etwas gelingt ihnen nicht, eine uralte Institution, die sich immer ersetzt und erneuert, *vulgo* die Jugend genannt, abzuschaffen.“ „*Qu'il serait commode, si l'on pouvait supprimer la jeunesse!*“ schliesst er ein Schreiben vom gleichen Datum an Letronne.[1]) „Welch ein schändlicher, recht raffinirt beleidigender Artikel der „Hannoverschen Zeitung““, heisst es um dieselbe Zeit an Böckh, „ist in unsere Staatszeitung gestern übergegangen, wahrscheinlich aus der eisernen Feder des *tyran de mélodrame* selbst, zuerst englisch verfasst. Man glaubt in Delhi zu sein. Wie hat ihm das Wort Brotherr statt Dienstherr entgehen können? Das hätte er gewiss vorgezogen. Also Staatsdiener sind die Professoren, die eine wählende Corporation bilden, *ou l'état c'est moi.* Solche Vorgänge fördern die Sache der Freiheit im schlummernden Deutschland.“

Als nun der Welfen-König im folgenden Sommer zum Besuche nach Berlin kam, unternahm Humboldt in Gauss' Auftrage „die Möglichkeit einer Wiedereinsetzung Weber's zu messen“. Er that es „mit Vorsicht, blos in seinem Namen, als Landsmann und persönlicher Freund Wilhelm Weber's, als Zögling der berühmten Hochschule, als derjenige in Europa, den die plötzliche Störung der grossen Arbeit über den tellurischen Magnetismus, welche Gauss vollende und welche dessen Methoden das Dasein verdanke, am tiefsten bewegen müsste.“ Aber „so freundlich“, fährt er fort, „sich auch der König oft während

[1]) De la Roquette, II, 154.

des Wirrwarrs des hiesigen Hoflebens mir genähert, so war aus Gründen, die Sie kennen, auf freimüthige persönliche Erläuterung keineswegs zu rechnen. Ich konnte aber zwei überaus wohlwollende und von dem Monarchen sehr geachtete Personen anwenden, den General von C. und den Gr. H. Beide haben all den Eifer in der Sache gezeigt, den man selbst von eigentlichen Gelehrten kaum hätte erwarten dürfen; sie haben beide auch den Abstand gemessen, die Grenze bestimmt, welche zu überschreiten moralisch unmöglich ist. Es würde sich für diesen Brief, den ich unter vielen Störungen schreibe, nicht eignen, Ihnen, hochverehrter Freund, Nachricht von den einzelnen Schritten und allen Aeusserungen jener zwei Personen zu geben. Ich beschränke mich auf das allgemeine Resultat: Der König würde nach der Energie, die zu behaupten er glaubt gezwungen gewesen zu sein, gern Milde zeigen: er würde freundlich einen Antrag aufnehmen, wenn mit dem Gesuch über das Wiedereinsetzen in die vorige Stellung Entsagung, und zwar deutlich ausgesprochene, der frühern Protestation verbunden wäre. Die Einwendung, dass ein solches Gesuch um die nicht vergebene Stelle ja stillschweigend das Versprechen involvire, sich von politischen Urtheilen und Einmischungen entfernt zu halten, hat nicht gefruchtet. Es muss eine Entsagung des für irrig Gehaltenen ausgesprochen sein. Es würde nicht genügen, wenn man sage, die frühern Aeusserungen wären missverstanden, als zu feindlich interpretirt worden; es hätten sich dieselben mehr auf die innern Regungen des Gewissens bezogen; Lehrvorträge der Physik wären ja ohnedies allen solchen Beziehungen auf die Gegenwart fremd; man wünsche (aus Leidenschaft für die Wissenschaft, um nicht eine Arbeit zu stören, an der das ganze gebildete Europa theilnahm, die über Göttingen Glanz verbreite, der Schiffahrt so heilsam werden könne) einen talentvollen Physiker als mitwirkend in Ihrer Nähe zu erhalten. Die Antwort ist immer gewesen, die Bedingung ausdrücklicher Entsagung sei unerlässlich, da der König bei dem Zwecke, den er durchsetze, nicht inconsequent sein dürfe, da er sonst andern deutschen Fürsten (der König von Württemberg war in Berlin) das Recht zugestehen würde, die Ausgeschiedenen anzustellen. Ich schreibe dieses mit tiefem Schmerze, weil mir jetzt keine Annäherung möglich scheint. Gesetzt auch, dass die Sprache Wendungen darböte, welche jene Ansprüche und das innere Gefühl gleichzeitig befriedigten, so ist nur zu wahrscheinlich, dass nicht der Brief (das Gesuch) selbst in Hannover veröffentlicht würde, sondern dass die „Hannoversche Zeitung“ bekannt mache, Se. Maj. hätten geruht, die Stelle wiederzugeben, weil der Bittsteller sein voriges Unrecht eingesehen. Der Monarch wäre selbst vollkommen berechtigt, dem Gesuche eine solche Deutung zu geben. Es streitet also in dem Conflicte, der jetzt mit einem Theile der Stände stattfindet, das politische Interesse der executiven Gewalt oder vielmehr die Ansicht von diesem Interesse mit den moralischen Pflichten und Gefühlen unsers Freundes. Nicht dass ich in dem unglücklichen Feldzuge einen Separatfrieden schlechterdings für unmoralisch halte, aber in dieser Sache sind

auch andere Bedenken, welche aus der Lage eines öffentlichen Lehrers, aus der aufgeregten Stimmung des grössern Theils der akademischen Jugend entspringen. Ich glaube, mein theuerer Freund, in dieser mir und den Wissenschaften so wichtigen Sache alles gethan zu haben, was möglich war. Es sind unmittelbare Entscheidungen erlangt worden. Es ist auch schon etwas gewonnen, den jetzigen Standpunkt bestimmt bezeichnen zu können. Wäre ungeschehen, was geschehen ist, so würde ich freilich meine Erinnerungen an Frankreich anrufen, wo ich so vielen Wechseln der Regierung und Constitutionen beigewohnt habe. Glücklich ist es, wenn wissenschaftliche Institute den Einwirkungen jener politischen Wechsel fremd bleiben können; ich sage Institute, denn dass ich nicht den Greuel begehe, zu wollen, dass der Gelehrte nicht Staatsbürger sei, dass er fremd bleibe dem, was durch die bürgerlichen Einrichtungen auf die Fortschritte der Intelligenz, auf die Veredlung der Menschheit, auf die freieste Communication der Ideen und Gefühle wohlthätig gewirkt wird, trauen Sie mir (bei den Meinungen, die ich 40 Jahre lang öffentlich ausspreche und in meinen Schriften verkündige) von selbst zu!“

Für eine gerechte Beurtheilung der Berufungsgeschichte von Gauss nach Berlin, welche Alexander von Humboldt „ekelhaft und rein deutsch“ nennt, ist es nun durchaus nothwendig, die obige Darstellung der einschlagenden Verhältnisse aus der Feder des Literaten und anonymen Pamphletisten Alfred Dove mit denjenigen eines langjährigen und vertrauten Freundes von Gauss zu vergleichen. Kurz nach dem am 23. Februar 1855 zu Göttingen erfolgten Tode von Gauss erschien eine Schrift von dem inzwischen gleichfalls verstorbenen Professor der Mineralogie und Geognosie Sartorius von Waltershausen unter dem Titel:

„Gauss zum Gedächtniss. Von W. Sartorius von Waltershausen. Leipzig, Verlag v. S. Hirzel. 1856.“

Die kurze Vorrede dieser 108 Seiten umfassenden Schrift lautet wörtlich wie folgt:

„Bald nachdem der grosse Mann, dessen Gedächtniss diese Blätter gewidmet sind, sein blaues forschendes Auge für ewig geschlossen hatte, lag der Gedanke nicht fern, dass von der Stätte seiner frühern, fast ein halbes Jahrhundert hindurch dauernden Wirksamkeit, eine Stimme vernommen würde, welche sein Leben in liebevoller, wahrhaft würdiger Weise schilderte, so wie es seinem unsterblichen Namen gebührt und wie es die Würde unserer Georgia Augusta erfordert.

Obgleich ich mir deutlich bewusst bin, dass ich der mir gestellten Aufgabe nur unvollständig entsprechen kann, so mag es mir dennoch vergönnt sein das Leben dieses über sein Jahrhundert hoch hervorragen-

den Geistes zu verzeichnen, doch nicht etwa in der Absicht ihm ein Denkmal zu setzen, dessen er nicht bedarf, noch aus dem Grunde seine bewunderungswürdigen Entdeckungen in einem weitern Zusammenhang zu erfassen, eine Arbeit, deren Erfüllung bald im vollsten Umfange von einer andern Seite entsprochen werden wird; sondern nur, um schon jetzt einer heiligen frommen Pflicht zu genügen und in einer Zeit, in der unser Schmerz über den grossen Verlust in uns noch recht lebendig ist, das Andenken an den Hingeschiedenen frisch in unserer Seele zu bewahren.

Möge es mir gelingen von dem Manne, dem keine Nation in der Gegenwart einen gleichen an die Seite setzen kann, ein treues Bild meinen Lesern vorzuführen, sein rein menschliches Wesen in seiner ganzen Eigenthümlichkeit zu erfassen und ein heranwachsendes Geschlecht, das auf den Fundamenten seiner tiefgehenden Forschungen weiterbaut, an sein segensreiches Wirken mit Wärme und Innigkeit zu erinnern; zugleich wünsche ich auch, da ich mich glücklicher Weise im Besitze der zuverlässigsten Quellen befinde, aus denen das Material zur Bearbeitung dieser biographischen Skizze geschöpft worden ist, einige nicht ganz richtige Nachrichten, die über sein Leben und Wirken verbreitet sind, gelegentlich zu berichtigen.

Schon wenige Monate nach Gauss' Tode war diese kleine Schrift im Wesentlichen vollendet, allein eine unerwartete Krankheit, welche mir den grössten Theil des vergangenen Jahres raubte, vereitelte für einige Zeit die Herausgabe. Erst jetzt übergebe ich sie der Oeffentlichkeit mit dem stillen Wunsche, dass sie bei den vielen Schülern und Verehrern des grossen Mathematikers eine freundliche Aufnahme finden und auch in einem weitern Kreise warmen Herzen begegnen möge."

Die zur Vergleichung mit den obigen Darstellungen Alfred Dove's bemerkenswerthen Stellen befinden sich S. 55 ff. Ich lasse dieselben hier wörtlich folgen:

„Gauss' Berufung nach Berlin, welche, wie sogleich gezeigt werden wird, nie definitiv erfolgte, wurde durch den General von Müffling betrieben und durch Herrn von Lindenau auf freundschaftlichem Wege vermittelt. Die Sachlage ist aus einer Reihe von Briefen, welche von Müffling und Lindenau an Gauss gerichtet sind, in deren Besitze wir uns befinden, so wie aus den Acten des Königlichen Universitäts-Curatoriums zu Hannover, welche uns höhern Orts zu Verfügung gestellt sind, vollkommen klar zu beurtheilen.

Wir theilen daher hier einen kurzen Auszug aus diesen Documenten mit:

Der erste Brief, welcher diese Angelegenheit berührt ist von Müffling datirt aus Berlin den 14. April 1821. In demselben wird nur der Wunsch ausgesprochen Gauss für Berlin zu gewinnen.

Müffling schreibt darauf an Lindenau Berlin den 15. November 1821 und dieser theilt sogleich aus Gotha den 21. November 1821 aus Müfflings Briefe Folgendes an Gauss mit:

„Der Minister von Altenstein hat mich benachrichtigt, die Angelegen-
„heit wegen Hofrath Gauss sey so weit gediehen, dass er zu wissen bedürfe,
„welche Forderungen letzterer mache, um darüber dem König Vortrag
„machen zu können. Gauss wünscht nicht als ordentlicher Lehrer bei
„der Universität angestellt zu seyn und Altenstein ist damit einver-
„standen, dass er nicht mit dem alltäglichen geplagt werde, dass er sich
„jedoch nicht entzöge, viel versprechenden jungen Männern die letzte Feile
„und Mittel zu Ausbildung zu geben. Altenstein bezweckt hauptsächlich,
„dass Gauss dahin wirke, den erlöschenden Ruhm einer sonst berühmten
„Akademie wieder aufzufrischen, was Gauss am ersten zu erreichen ver-
„mag. Altenstein wünscht dem König spätestens gegen Neujahr darüber
„Vortrag zu machen und die Sache wird keine Schwierigkeit finden, wenn
„Gauss nicht über 2000 Thaler verlangt. Letzterer könne dann wohl
„seine hiesigen Verhältnisse gegen Ostern antreten."

Lindenau empfiehlt darauf die neue Stellung in Berlin, bittet Gauss die Sache zu überlegen und ihm oder Müffling sodann seinen Entschluss mitzutheilen. In einem Briefe von Lindenau aus Gotha den 18. Juli 1822 heisst es nur am Schlusse: „Aus Berlin ist über die bewusste Angelegenheit nichts bei mir eingegangen."

In dem nächsten Briefe Lindenau's, aus Gotha vom 6. Januar 1823 drückt derselbe an Gauss sein Bedauern aus, dass durch die practischen Operationen der Gradmessung zu viel Zeit seinen wissenschaftlichen Forschungen entzogen würde.

Lindenau fährt dann so fort: „Dies führt mich auf die angefan-
„genen Verhandlungen mit Berlin, da ich glaube, dass Sie gerade dort
„so ganz Herr Ihrer Zeit sein würden, wie es das wahre Interesse der
„Wissenschaft erfordert; ich habe noch vor wenigen Wochen mit General
„Müffling über diese Angelegenheit gesprochen, der an der Königlichen
„Genehmigung Ihrer Bedingungen keinen Augenblick zweifelt und nur
„darüber eine baldige Auskunft zu erhalten wünschte, ob die Versetzung
„nach Berlin noch in Ihrem Plan liege und wenn Sie dahin kommen
„könnten. Durch Tralles' Tod ist jede Schwierigkeit beseitigt, die sich
„dort Ihrem Eintritt hätte entgegensetzen können."

Es folgt dann in dieser Angelegenheit ein Brief vom General Müffling an Lindenau aus Berlin vom 1. April 1823, in welchem jener sich so ausspricht: „Gauss ist nun von der Akademie der Wissenschaften
„(nebst zwei andern, Pfaff und Bessel) dem König an die Stelle von
„Tralles vorgeschlagen. Allein das Gehalt, nebst dem Secretariat be-
„trägt nur circa 1200 Thaler. Minister Altenstein (bei dem alles etwas
„langsam geht) hat noch meine Unterstützung beim König verlangt um
„das Uebrige zu erlangen. Ganz kurz aber höchst dringend habe ich
„das Bedürfniss dargestellt und bin dabey auf mein altes Projeckt einer
„*École polytechnique* zurückgekommen für welches auch Alexander von
„Humboldt hier geworben hat. Ich habe bei der Gelegenheit recht
„kennen lernen dass unsere deutschen Philologen eben so intolerant wie

„die Jesuiten sind, und dass eine wahre Verbrüderung Statt findet die „Mathematiker nicht aufkommen zu lassen. Ich hoffe dass die Gaussische „Angelegenheit nun endlich zu Stande kömmt, und dass, wenn er erst „hier ist ich eine Stütze an ihm finde damit wir die Mathematik in unserm „Staat etwas in die Höhe bringen."

Dieser Brief Müfflings dessen Auszug soeben mitgetheilt ist, wurde von Lindenau den 29. April 1823 an Gauss überschickt und seiner Seits mit einem ausführlichen Schreiben, aus dem wir folgendes entnehmen, begleitet. „Den anliegenden Brief von Müffling wollte ich Ihnen per- „sönlich überbringen und mündlich das Weitere besprechen, was denn „aber leider durch ausser mir liegende Umstände unmöglich gemacht „wurde. Dass Sie nicht allein sondern zugleich mit Bessel und Pfaff „vorgeschlagen wurden, ist vorgeschriebene Form; allein dass man vor- „zugsweise Sie wählen wird und wahrscheinlich auch alle von Ihnen ge- „machte Bedingungen zugestehen wird, ist mit Zuverlässigkeit zu vermuthen „ohne jedoch jetzt ganz bestimmt darüber aussprechen zu können. Dass „man anfängt davon im Publicum zu sprechen, ist nicht zu verwundern, „da in Berlin aus dem, dem König gemachten Antrag kein Geheimniss „gemacht werden wird. Ich schreibe heute an Müffling um eine defini- „tive Entscheidung zu beschleunigen und geschieht dann ein officieller „Antrag, so liegt es noch immer in Ihren Händen, diesen oder die ver- „besserten Bedingungen in Hannover anzunehmen. Ueber die Wahl selbst „ist schwer zu rathen, da Individualität hierbei entscheidet und ich in „den letzten Jahren mit Ihren häuslichen und persönlichen Verhältnissen, „doch zu fremd geworden bin, um mit einiger Einsicht, das Vorzüglichere „Ihrer Existenz in Berlin oder Göttingen beurtheilen zu können. Für „Ihr geistiges Wirken würde mir Berlin als der günstigere Aufent- „halt erscheinen.

„Ist es möglich, so wäre es wohl gut, wenn Ihr Besuch in Hannover „bis zum Eingang von Müfflings nächster Antwort verschiebbar wäre, „weil ausserdem Verlegenheiten doch leicht entstehen könnten. Müssten „Sie aber die Reise nach Hannover früher antreten und würden Sie von „dortigen Autoritäten, darüber ob Sie einen Ruf nach Berlin erhalten „hätten befragt, so würde es nach meiner Ansicht ebenso sehr mit der „Wahrheit als mit der Klugheit verbunden sein die Frage dahin zu beant- „worten ‚dass Sie allerdings durch Freunde von der Absicht des Königlich „Preuss. Gouvernements Ihnen einen Platz in der Akademie anzubieten „unterrichtet worden wären, ohne dass jedoch ein Antrag selbst an Sie „gelangt sei.' Bei dieser Gelegenheit werden Sie dann vielleicht erfahren, „was man Hannöverscher Seits zu Ihrer Verbesserung zu thun geneigt „ist, und hiernach am besten entscheiden, welche Existenz die vor- „züglichere ist."

Es folgen darauf zwei Briefe von Lindenau vom 2. Juli 1823 und 21. October 1823, in denen nur kurz über die beabsichtigte Berufung gesprochen wird; in dem ersten Briefe finden wir: „Müffling war

„ausser sich über die lange Verzögerung der Angelegenheit, die längst „hätte zum Abschluss gebracht werden können, hoffe aber mit Zuversicht, „dass dies unfehlbar im Laufe der nächsten Woche der Fall sein werde.“ Im zweiten finden wir nur: „Dass aus Berlin keine weitere Nachricht „eingeht ist mir unbegreiflich, da General Müffling schon im Juli dieses „Jahres die Sache für entschieden ansah.“

Nachdem wiederum über ein Jahr verstrichen und von Berlin aus nichts in dieser Angelegenheit geschehen war, kam Gauss nach beendeter Gradmessung am Ende des October 1824 nach Hannover, besuchte den Geheimen-Cabinetsrath Hoppenstedt und theilte diesem die Absicht der Preussischen Regierung ihn zu berufen mit. Dieser brachte das ganze Verhältniss den 12. November 1824 beim Universitäts-Curatorium zum Vortrag und ersuchte Gauss seine Forderungen schriftlich geltend zu machen, was er auch in einem Briefe vom 4. November that. Schon den 11. December erhielt Gauss die Anzeige von Hoppenstedt, dass alle seine Bedingungen vom König genehmigt seien und am 17. December erfolgte die Ausfertigung aus London. In der Zwischenzeit zwischen dem 4. November und 11. December überschickte Lindenau mit einem Briefe an Gauss ein Schreiben Müfflings, vom 28. November, in welchem letzterer die Anerbietungen, welche man Gauss in Berlin zu machen gedenke, auseinander setzt. Sie waren indess durchaus verschieden von denen die Gauss, der hauptsächlich von dem Gesichtspunkt ausgegangen war, für seine wissenschaftlichen Forschungen freie Zeit zu gewinnen, gefordert hatte. Der Wunsch von Gauss freie Wohnung zu erhalten blieb unberücksichtigt, ausserdem wurde die Uebernahme des Secretariats an der Akademie und die Uebernahme von Ministerialgeschäften von ihm verlangt, Bedingungen, welche ganz ausserhalb der Grenze von Gauss' Wünschen und Forderungen lagen. Müffling schreibt in diesem Briefe: „Jetzt ist nun die Frage: ist Gauss noch gesonnen diese Stelle, und so „wie ich es hier auseinander gesetzt habe anzunehmen?“

Ferner bemerkt Lindenau: „Was die Form der Verhandlungen „anlangt, so glaube ich dass solche, wenn Sie einmal den Abgang von „Göttingen fest und unwiderruflich beschlossen haben, die seyn müsste, „dass Sie eine officielle Berufung von Berlin veranlassten und darauf „Ihre Entlassung in Hannover begehrten.“

Gauss lehnte nun die weitern Verhandlungen und einen definitiven Ruf nach Berlin ab, da die dort einzugehenden Verpflichtungen einer Seits nur störend auf seine wissenschaftlichen Beschäftigungen eingewirkt hätten, von der andern Seite die Hannöversche Regierung alle seine Wünsche augenblicklich befriedigte.

Aus der Zusammenstellung dieser Thatsachen geht auf das Bestimmteste hervor, dass Gauss der Preussischen Regierung gegenüber keinerlei Verpflichtungen eingegangen hatte und dass eine definitive Berufung niemals erfolgt ist. Er konnte daher annehmen oder ablehnen wie es ihm gut schien. Dagegen hatte Gauss, wie wir aus den Verhandlungen mit

Hannover gesehen haben, sich in soweit gegen unser Curatorium durch sein Wort verpflichtet den Ruf in Berlin dann erst anzunehmen, nachdem die letzten Versuche ihn zu halten gescheitert wären.

Unsere Universität hat es der Einsicht und der schnellen und entschlossenen Handlungsweise unseres Curatoriums und vor allem dem wissenschaftlichen und hochherzigen Sinn des Grafen von Münster zu danken, dass Gauss' grosser Name ihr ferner hin erhalten worden ist.

Es ist einige Monate später von Bessels Seite noch ein letzter Versuch gemacht worden, Gauss für Berlin zu gewinnen. „Wegen Gauss" „schreibt Bessel an Olbers den 6. März 1825*) „habe ich noch einen „letzten Versuch gemacht, freilich nun nicht mehr in der Hoffnung des „Gelingens. Ich kann das Dunkel, welches über dieser Sache liegt, nicht „durchdringen; aber ich glaube, dass ein nicht aufrichtiger Unterhändler „sie verdorben hat. Wäre dies, so würde sich vielleicht noch etwas aus„richten lassen, wenn man mit Klarheit und Offenheit zu Werke ginge; „aus diesem Grunde habe ich Gauss gefragt, ob er mir nicht Vollmacht „geben will, in Berlin mündlich Alles abzumachen. Ich fürchte es ist „zu spät, aber dennoch erwarte ich seine Antwort mit Ungeduld."

Gauss entschloss sich unter solchen Umständen sein altes Verhältniss zur Georgia Augusta nicht aufzugeben und schreibt darüber folgendermassen in einem Briefe an Pfaff: „Ich bin Conjuncturen abgerechnet, „die ausser der Berechnung liegen für's Leben an Göttingen gekettet, „zwar ohne förmliche Versprechungen, aber durch das Band aufrichtiger „Dankbarkeit für sehr liberales Benehmen unserer Regierung. Ohne „mehrere sehr zufällige Umstände hätte meine Angelegenheit leicht einen „andern Ausgang nehmen können."

Im Herbst des Jahres 1828 entschloss sich Gauss der freundlichen Einladung von Alexander von Humboldt zu folgen, um bei demselben in Berlin, während der dortigen Naturforscher-Versammlung einige Tage zuzubringen. Gauss machte damals zuerst die Bekanntschaft von Wilhelm Weber, deren nächste Folge sich in Weber's Berufung nach Göttingen zeigte, nachdem durch den Tod von Tobias Mayer die ordentliche Professur der Physik frei geworden war.

Nach vollendeter Gradmessung und Triangulation, deren Ausarbeitung Gauss zwar noch für längere Zeit in Anspruch nahm, erschienen fast jährlich eine oder mehrere Abhandlungen in den Göttinger Societäts-Schriften, theils arithmetischen, theils geodätischen, theils physikalischen Inhalts. Im Jahre 1831 fasste er plötzlich eine sehr grosse Vorliebe für Crystallographie, nachdem er sich in wenigen Wochen so des Gegenstands bemeistert hatte, dass er alles weit hinter sich liess, was bis dahin über diese Wissenschaft bekannt war. Er mass die Crystalle mit einem 12zölligen Reichenbachschen Theodolithen, berechnete und zeichnete darauf ihre

*) Briefwechsel zwischen W. Olbers und F. W. Bessel, herausgegeben von Adolph Erman, Band 2, pag. 270. Leipzig 1852.

schwierigsten Formen. Seine Methode der Crystallbezeichnung war im Wesentlichen die, welche später von Miller in Cambridge bekannt gemacht ist; doch vermuthen wir, dass sich noch einige Probleme aus dieser Wissenschaft vorfinden werden, die das kleine aber classische Werk des englischen Gelehrten noch vervollständigen dürften. Doch schon nach kurzer Zeit wurden alle Papiere, Beobachtungen, Rechnungen und Zeichnungen bei Seite gelegt, ohne dass auch nur das Geringste zur öffentlichen Kenntniss gelangt wäre und von Crystallographie war nie mehr die Rede.

Mit Weber's Berufung im Herbst des Jahres 1831, trat bei Gauss unerwartet rasch die Bearbeitung rein physikalischer Fragen in den Vordergrund. Durch dieses innige, freundschaftliche, niegetrübte Zusammenleben und Zusammenwirken beider Männer, welches Gauss ein Mal mit den Worten bezeichnet hat: „Der Stahl schlägt an den Stein" sind im Laufe weniger Jahre jene denkwürdigen für das 19. Jahrhundert in der Physik Epoche machenden Arbeiten ins Leben gerufen, welche etwas später zum grössern Theil in den magnetischen Resultaten ihren Ausdruck gefunden haben.

Eines Tages, es war noch im Winter von 1832 trat ich zufälliger Weise in die Sternwarte; Gauss lehrend und mittheilend wie immer, nahm eine kleine Boussole zur Hand und zeigte mir an allen eisernen Stangen, welche die Fenster verschliessen, dass sie durch die Einwirkung des Erdmagnetismus selbst zu Magneten geworden waren. So wie eine Lauine durch einen kleinen an einer Bergwand fallenden Stein plötzlich in Bewegung gesetzt zu ungeheuerer Grösse anschwillt, mächtig genug um Thäler zu sperren und Gletscherströme aus ihrem frühern Laufe zu verdrängen, so wuchsen aus jenen einfachsten Versuchen durch Gauss' schöpferische Kraft jene bewunderungswürdigen Forschungen hervor, die ganz unerwartet eine Strasse verliessen, die man seit Jahrhunderten zu betreten gewohnt war, um auf einer neuen Bahn der neu belebten Wissenschaft eine endlose Perspective für die Zukunft zu eröffnen. Das Magnetometer in seiner gegenwärtigen Gestalt kam sehr bald in den Gebrauch und schon im Herbst des Jahres 1833 übergab Gauss der Societät seine Abhandlung über die Bestimmung der absoluten Intensität des Erdmagnetismus.

Im folgenden Frühjahr begann man und später über die ganze Erde, nachdem durch Gauss' und Alexander von Humboldts Aufmunterung ein magnetischer Verein gebildet worden war, an den früher schon vom letztgenannten grossen Naturforscher, festgesetzten 44 stündigen Terminen die Variationen der Declination zu beobachten.

Die correspondirenden mit Instrumenten derselben Beschaffenheit, angestellten Beobachtungen, liefen bald von Norden und von Süden ein, und führten zu der merkwürdigen Erfahrung, dass die den täglichen Gang der Magnetnadel störenden Kräfte gleichzeitig einwirkten, — ein Resultat welches zwar schon vermuthet war, das aber in dieser Allgemeinheit und Präcision alle Physiker im höchsten Grade überrascht hat.

Mit der Erfindung des Magnetometers und mit den Beobachtungen, welche fast täglich über die absolute Declination und ihre Variationen, so wie in Bezug auf die Intensität ausgeführt wurden, hängt die Erfindung der electromagnetischen Telegraphen aufs Innigste zusammen. Verschiedene Magnetometer wurden sogleich mit Multiplicatoren und einer doppelten Drathleitung in Verbindung gesetzt, welche sich anfangs zwar nur von der Sternwarte, bis zu dem kleinen im Jahre 1833 erbauten, etwa Hundert Meter weit westlich von jener gelegenen, magnetischen Häuschen erstreckte, die aber im Winter von 1833 auf 1834, über einige Stangen ausserhalb der Stadt, dann über dieselbe bis zur Höhe des nördlichen Johannis-Thurmes, von da zur Bibliothek und nach dem physikalischen Cabinet weiter geführt wurde. Dieser Leitungsdrath war mit Ausnahme der eingeschalteten Multiplicatoren von Eisen und hatte eine Dicke von 2 bis 3 mm. Die Länge des ganzen Drahts betrug etwa 8000 Meter.

Hydrogalvanische Wirkungen einfacher Plattenpaare, wurden sogleich von einem Endpunkte ausgehend, am Magnetometer des andern Endpunktes sichtbar gemacht, doch trat schon in demselben Jahre von 1834 die Induction an die Stelle des Hydrogalvanismus und so war denn im Wesentlichen der electromagnetische Telegraph, wie er gegenwärtig mit verschiedenen mechanischen Modificationen allgemein im Gebrauch ist, erfunden. Einzelne Worte, sodann zusammenhängende Sätze wurden zwischen den beiden Endstationen mit vollkommener Sicherheit hin und her telegraphirt, einmal in Gegenwart Sr. Königlichen Hoheit, des Herzogs von Cambridge, der an der neuen Entdeckung ein besonderes Interesse zu nehmen schien.

In Folge der in Göttingen vollständig gelungenen Versuche erstattete der Professor Ernst Heinrich Weber zu Leipzig im Sommer von 1835 auf Veranlassung des Staatsministers von Lindenau einen Bericht an das Directorium der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, worin der Vorschlag gemacht wurde, einen electromagnetischen Telegraphen zwischen Dresden und Leipzig zu construiren. Nach einem Ueberschlage von Wilhelm Weber würde für eine Doppelleitung von Kupfer ein Drath von 1,6 mm. Durchmesser und von 60 Centner Gewicht zwischen beiden Orten erforderlich sein. Ein Eisendrath müsste dagegen die Dicke von 3,8 mm. und 330 Centner Gewicht haben.

Ernst Heinrich Weber hat schon damals die volle Bedeutung der grossen Erfindung gefühlt und er schliesst seinen Bericht mit den merkwürdigen Worten: „Wenn einst die Erde mit einem Netz von Eisenbahnen mit Telegraphenlinien überzogen sein wird, so wird dieses Netz ähnliche Dienste leisten, als das Nervensystem im menschlichen Körper, theils die Bewegung, theils die Fortpflanzung der Empfindungen und Ideen blitzschnell vermittelnd.“ Im Jahre 1835 wurde hierauf der Dr. Hülsse von dem Directorio der Eisenbahn hierher geschickt um sich mit den Göttinger Telegraphischen Einrichtungen näher bekannt zu machen. Nachdem er wieder nach Leipzig zurückgekehrt richtete Wilhelm Weber einen halbofficiellen Brief aus Göttingen im September 1835 an ihn dem eine

Anlage von Gauss beigelegt war. Aus beiden Belegen, die hoffentlich später im Detail veröffentlicht werden geht die damalige Einrichtung und Beschaffenheit der electromagnetischen Telegraphen deutlich hervor. Gauss spricht sich in jenem Papiere folgendermassen aus: „Unsere Art zu telegraphiren geschieht ohne alle hydrogalvanische Stromerregung und beruht auf einer eigenthümlichen Anwendungsart der Induction. Wir transmittiren 8 Buchstaben in einer Minute." Bei einer etwas veränderten Einrichtung, welche von ihm näher beschrieben wird, würde es sich auch möglich machen lassen 20 Buchstaben in einer Minute zu signalisiren.

Das Directorium jener Eisenbahn fand sich nun hierdurch veranlasst in Uebereinstimmung mit dem Ausschusse der Gesellschaft auf der zweiten General-Versammlung der Leipzig-Dresdner Eisenbahngesellschaft den 15. Juli 1836 den Antrag zu stellen, den Bau eines electromagnetischen Telegraphen nach der Gauss-Weberschen Construction, zwischen den beiden Sächsischen Hauptstädten zu Ausführung zu bringen. Da indessen durch zufällige Umstände der damals hohe Cours der Eisenbahnactien sehr beträchtlich fiel und daher das Directorium jede grössere vermeidliche Ausgabe scheuete, so kam der Beschluss Leipzig und Dresden durch einen Telegraphen zu verbinden damals nicht zur Ausführung.

Es ist vielleicht noch in Bezug auf die Erfindung der electromagnetischen Telegraphen bemerkenswerth, dass Herr von Steinheil in München im Jahre 1837, auf die Gauss-Weber'sche Erfindung sich stützend, den Mechanismus des Telegraphirens auf eine höchst einfache Gestalt, die später in der mannigfaltigsten Weise abgeändert worden ist, zurückgeführt hat, so dass man mittelst seiner Vorrichtung sowohl telegraphisch Sprechen als Schreiben konnte.

Die Leitungsdräthe des ersten Göttinger Telegraphen, nachdem sie zehn Jahre sich erhalten hatten, wurden durch einen merkwürdigen sehr kräftigen Blitzschlag am 16. December 1845 zu grossem Theile zerstört; eine kurze Strecke des Drathes ist noch bis auf den heutigen Tag erhalten.

Am 19. September 1837 übergab Gauss zur Feier des hundertjährigen Jubiläums in einer Sitzung der Societät der Wissenschaften, in die Hände von Alexander von Humboldt seine Abhandlung über das Bifilarmagnetometer, in welcher die Methoden dargelegt werden, mittelst dieses neuen Instrumentes, welches gegenwärtig bei den magnetischen Terminen allgemein angewandt wird, die Variationen der Intensität mit derselben Schärfe zu bestimmen, mit welcher am Magnetometer die Variationen der Declination beobachtet werden.

Im Jahre 1840 erschien sodann zu Freude und Bewunderung der Physiker die langerwartete allgemeine Theorie des Erdmagnetismus, mit deren Erscheinen ein neuer Grundpfeiler in der Physik gelegt worden ist.

Den Charakter, so wie die eigenthümliche Denkungsweise dieses über unser Zeitalter hoch hervorragenden Mannes, zu dem die strebende Menschheit, aber vor allem der bessere Theil der Deutschen Nation mit gerechtem

Stolze emporblicken kann, der in seinem geistigbewegten Leben eine ebenso reiche Ernte gehalten, als edele Saat für künftige Geschlechter ausgestreut hat, in wahrhafter Weise zu schildern, ist eine Aufgabe, welche, wie ich deutlich fühle, das Mass meiner Kräfte weit übersteigt. Wenn ich es dennoch versuche zu Schluss dieser Blätter derselben einigermassen Genüge zu leisten, so hoffe ich namentlich bei denen auf eine freundliche Nachsicht, die von meinem Streben und meinem innigsten Wunsche eine mir heilige Pflicht zu erfüllen überzeugt sind.

Gauss als der Sohn armer aber rechtschaffener Eltern, war von Jugend an weder an den Luxus noch an die Verfeinerungen unserer Tage gewöhnt. Die mehr als dürftigen Mittel, welche sich ihm in seinen ersten Lebensjahren für seine Existenz darboten, waren für seine geringen Bedürfnisse ausreichend. Das Wenige was ihm zu Theil wurde wusste er von früh an mit weiser Sparsamkeit in der Art zu verwenden, dass ihm immer noch ein kleiner Ueberschuss für unvorhergesehene Fälle zurückblieb, der ihn wo möglich davor schützte, in eine Lage zu gelangen, in welcher er den materiellen Beistand seiner Nebenmenschen hätte in Anspruch nehmen müssen. Hohes persönliches Ehrgefühl, so wie der Gedanke seine geistige Unabhängigkeit zu bewahren, haben ihn ohne Zweifel zu dieser Gesinnung vermocht, welcher er von seiner Jugend an bis zu seinem letzten Tage mit eiserner Conseqnenz treu geblieben ist. So hielt er es in vorgerücktem Alter seiner Ehre schuldig keine Beihülfe irgend einer Art von Privatleuten anzunehmen, weshalb er sogar die von seinem nächsten Freunde Olbers, so wie die von Laplace ihm freundlich angebotene Geldsumme zur Bezahlung der französischen Kriegscontribution in einer Zeit ablehnte, in der er grossen äussern Bedrängnissen ausgesetzt war. Dagegen glaubte er von seinem Landesherrn und Beschützer, dem Herzog von Braunschweig Unterstützungen, welche der Sache, nicht der Person galten, annehmen zu dürfen.

Die beschränkten äussern Verhältnisse unter denen Gauss heranwuchs, übten auf seinen Geist keinen entmuthigenden und niederdrückenden Einfluss aus, denn er blieb immer froh, heiter und vorwärtsstrebend. Die Glücksgüter, welche ihm von der Gunst des Schicksals versagt waren, erschienen ihm bei seinem intensiv geistigen Leben überflüssig, vielleicht sogar störend und er stand daher bei seiner frühzeitigen Entwicklung, da niemand in Braunschweig, zumal nach Bartels' Abreise, seinen Forschungen zu folgen vermochte, gleichsam ausserhalb des Erdenlebens.

Gauss hat mir verschiedene Male gesagt, dass er nur seiner selbst wegen d. h. aus dem innersten Berufe seiner Seele seine wissenschaftlichen Untersuchungen betreibe und es sei ihm nur ein untergeordneter Zweck, dass seine Arbeiten später im Druck erschienen, um zur Belehrung einem weitern Kreise mitgetheilt zu werden. Ein anderes Mal äusserte er sich, dass ihm in seiner Jugend die Gedanken in solcher Fülle ununterbrochen zugeströmt seien, dass er ihrer kaum Herr hätte werden und nur einen Theil derselben aufzeichnen können. Es erklärt sich aus diesem Aus-

spruche, wie es kam, dass öfter seine grössten Entdeckungen Jahrzehnte in seinem Schreibpulte liegen blieben, ohne veröffentlicht zu werden, bis dieselben später auch bisweilen von andern Mathematikern gemacht worden sind. Theilweise hat auch wohl die Art der Darstellung und die definitive Redaction seiner Arbeiten, wovon wir weiter unten sprechen werden, auf ihre verzögerte Publication einigen Einfluss ausgeübt.

Wenn eine Aufgabe, welche Gauss vielleicht für längere Zeit beschäftigt hatte, vollendet war, pflegte er häufig nur das Endresultat auf einen Zettel oder in ein kleines Buch mit den saubersten Schriftzügen niederzuschreiben; es wurde dann zur Seite gelegt und es konnten Jahre vergehen, bevor dasselbe wieder hervorgesucht wurde.

Wie viele Gedanken mögen bei dieser unglaublichen Productivität in diesem mächtigen Gehirne aufgetaucht und wieder untergegangen sein, die wenigstens für erst der Wissenschaft verloren sind!

Gauss sagte von sich dass er ganz Mathematiker sei; etwas anderes auf Kosten der Mathematik sein zu wollen lehnte er von sich ab; doch war die Naturwissenschaft nicht ausgeschlossen. Bei der Gelegenheit als er das oben angeführte Motto[1]), welches er besonders hoch schätzte und liebte, niedergeschrieben hatte, hörte ich ihn sagen es sei ein geeigneter Ausspruch für einen Naturforscher.

Die Mathematik hielt Gauss um seine eigenen Worte zu gebrauchen, für die Königin der Wissenschaften und die Arithmetik für die Königin der Mathematik. Diese lasse sich dann öfter herab der Astronomie und andern Naturwissenschaften einen Dienst zu erweisen, doch gebühre ihr unter allen Verhältnissen der erste Rang.

Gauss betrachtete die Mathematik als ein Hauptbildungsmittel des menschlichen Geistes, erkannte aber daneben das Studium der classischen Literatur in vollem Masse an und sagte gelegentlich, den erstern Weg der Geistesbildung habe er vornehmlich betreten, dabei den andern aber nicht vernachlässigt.

Bei allen mathematischen Untersuchungen stand ihm die strenge Beweisführung oben an, was auch der Glückwunsch der Berliner Akademie am Tage der vorhin erwähnten Jubelfeier sehr treffend hervorhob, indem gesagt wurde, dass Gauss der Mathematiker der neueren Zeit gewesen sei, welcher die verloren gegangene Strenge der griechischen Geometer wieder zur Geltung gebracht und in die höhern Zweige der Mathematik eingeführt habe.

Durch das Studium des Euklides und Archimed konnte er nur in der Betrachtungsweise, zu der ihn ohnehin sein eigner Genius trieb, be-

---

[1]) Dieses Motto ist aus Shakspeares King Lear, Act I, Scene II entlehnt, hat aber dort einen durchaus verschiedenen Sinn. Gauss hat nur an die Stelle von *Law*, *Laws* gesetzt, eine kleine Aenderung, welche für die naturwissenschaftliche Bedeutung wesentlich und nothwendig war.

stärkt werden; auch hat er jungen angehenden Mathematikern das Studium der Alten angelegentlich empfohlen.

Obgleich Gauss vielleicht besser als irgend ein Lebender mit dem analytischen Calcul vertraut war, so war er doch gegen jede mechanische Handhabung desselben sehr eingenommen und suchte seinen Gebrauch so weit zu beschränken als es die Umstände verstatteten. Er hat uns öfter gesagt, dass er keine Feder zur Rechnung ansetze, bevor nicht das Problem vollkommen fertig von ihm im Kopfe gelöst sei und der Calcul erschiene ihm dann nur als ein Hülfsmittel, dessen er sich bei der Ausführung der Arbeit bediene.

Bei der Auseinandersetzung dieser Dinge bemerkte er ein Mal, dass manche der namhaftesten Mathematiker, Euler sehr oft, selbst mitunter Lagrange, dem Calcul zu sehr vertrauend sich nicht in jedem Augenblick vom Gang ihrer Untersuchungen hätten Rechenschaft geben können. Er könne dagegen von sich behaupten, dass er bei jedem Schritt den er gethan immer den Zweck und das Ziel seiner Operationen genau vor Augen gehabt habe, ohne vom Wege abzukommen. Dasselbe sei auch von Newton zu sagen. Zur grössern Sicherheit und zur Controlle des Calculs suchte Gauss soweit als thunlich die geometrische Betrachtung seinen Rechnungen zu unterbreiten; ferner veranschaulichte er seine allgemeinen Theorien dadurch, dass er sie auf practische Zahlenbeispiele anwendete.

In seiner frühsten Jugend habe ihm die Geometrie wenig Interesse eingeflösst, welches sich erst später bei ihm in hohem Masse entwickelt habe.

Es war besonders merkwürdig und überaus lehrreich von Gauss die Fundamente, auf denen die Mathematik basirt ist blosgelegt und sie gegen die Metaphysik scharf abgegrenzt zu erblicken. Obgleich er über diese Fragen nie etwas veröffentlicht hat, so steht doch zu vermuthen, dass sich darüber in seinem wissenschaftlichen Nachlass Einiges vorfinden wird. In früherer Zeit, als seine Lebensrichtung noch nicht entschieden war und er daran denken musste, dass er vielleicht als Lehrer der Mathematik irgendwo aufzutreten habe, hatte er sich in dieser Aussicht ein Papier ausgearbeitet, welches noch in seinen letzten Jahren vorhanden gewesen sein soll und auf dem er die Anfänge der Mathematik philosophisch entwickelt hatte. Ob dasselbe sich jetzt noch vorfinden wird, ist zweifelhaft.

Die Geometrie betrachtete Gauss nur als ein consequentes Gebäude nachdem die Parallelentheorie als Axiom an der Spitze zugegeben sei; er sei indess zur Ueberzeugung gelangt, dass dieser Satz nicht bewiesen werden könne, doch wisse man aus der Erfahrung z. B. aus den Winkeln des Dreiecks Brocken, Hohenhagen, Inselsberg, dass er näherungsweise richtig sei. Wolle man dagegen das genannte Axiom nicht zugeben, so folge daraus eine andere ganz selbstständige Geometrie, die er gelegentlich ein Mal verfolgt und mit dem Namen Antieuklidische Geometrie bezeichnet habe.

Gauss, nach seiner öfters ausgesprochenen innersten Ansicht betrachtete die drei Dimensionen des Raumes als eine specifische Eigen-

thümlichkeit der menschlichen Seele; Leute welche dieses nicht einsehen könnten bezeichnete er ein Mal in seiner humoristischen Laune mit dem Namen Böotier. Wir können uns, sagte er, etwa in Wesen hineindenken, die sich nur zweier Dimensionen bewusst sind; höher über uns stehende würden vielleicht in ähnlicher Weise auf uns herabblicken, und er habe, fuhr er scherzend fort, gewisse Probleme hier zur Seite gelegt, die er in einem höhern Zustande später geometrisch zu behandeln gedächte.

Es war zu aller Zeit Gauss' Streben seinen Untersuchungen die Form vollendeter Kunstwerke zu geben; eher ruhete er nicht und er hat daher nie eine Arbeit veröffentlicht bevor sie diese von ihm gewünschte durchaus vollendete Form erhalten hatte. Man dürfe einem guten Bauwerke, pflegte er zu sagen, nach seiner Vollendung nicht mehr das Gerüste ansehen. In seiner Darstellung bediente er sich fast immer der synthetischen Methode, die er beim Studium des Archimed und Newton lieb gewonnen hatte. Sie ist zwar an Kürze und Bündigkeit vor der analytischen Methode ausgezeichnet, allein der Gang der Entdeckung bleibt verschleiert und es scheint öfter, dass er den Weg zum blossen Zwecke der Belehrung absichtlich in seinen Schriften nicht habe betreten wollen.

Es lässt sich nicht verkennen, Gauss selbst hat es öfter bemerkt, dass diese kunstvolle Art der Darstellung, die namentlich das Lesen seiner Abhandlungen weniger in der Mathematik Bewanderten sehr erschwert, ihm viele Zeit gekostet hat. Da er aber in seiner Jugend diesen Weg ein Mal gewählt hatte, hat er ihn später auch nicht wieder verlassen wollen und es erklärt sich dadurch das Motto seines Siegels: „*Pauca sed matura.*“

Einige grosse Mathematiker der neuern Zeit haben im Bezug auf Gauss' Entdeckungen mitunter die Ansicht ausgesprochen, dass es für die Entwicklung der Wissenschaft vortheilhafter gewesen sei, wenn er auf die Vollendung seiner Arbeiten weniger Gewicht gelegt, dagegen aber mehr von seinem unerschöpflichen Ideenreichthum mitgetheilt habe, der jetzt, so weit er nicht aufgezeichnet, für die Nachwelt verloren gegangen ist.

Gauss' Schriften, die sich in den verschiedensten Zweigen der Mathematik, Astronomie und Physik bewegen haben sowohl durch den Reichthum des Stoffes als durch ihre unantastbare Correctheit die allgemeine Bewunderung aller Sachkenner sich erworben. Es ist in der That eine merkwürdige Erscheinung, wie in so zahlreichen tiefverschlungenen Forschungen kein Sterblicher einen andern Mangel als höchstens einen Druckfehler hat nachweisen können.

Alle mathematischen Forschungen hatten für Gauss nur einen Werth, wenn sie das Endresultat eines langen geistigen Kampfes gewesen waren und er ruhte nicht bevor er sich des in Frage stehenden Problems bemeistert hatte. Wollten sich andere Leute, sagte er, nur die Mühe nehmen, so tief und anhaltend über mathematische Wahrheiten als er nachzudenken, so würden sie auch seine Entdeckungen haben machen können. Er habe öfter Tage lang vergebens über die eine oder die andere Untersuchung

nachgedacht ohne die Lösung zu finden, die ihm dann erst auf ein Mal in einer schlaflosen Nacht klar vor die Seele getreten sei. In Gesprächen mit andern wurde er namentlich in frühern Jahren plötzlich ganz still und indem er starr vor sich hinblickte schien er auf fremde Gedanken intensiv einzugehen, oder was wohl mehr noch der Fall war ein Sturm eigener Gedanken überfluthete unerwartet seine Seele. Die Unterhaltung wurde dann häufig ganz unterbrochen und erst nach reiferer Ueberlegung nach einigen Tagen aufs Neue fortgesetzt.

Gauss hatte sein umfangreiches Wissen in bewunderungswürdiger Weise gegenwärtig, namentlich erregte sein unübertreffliches Zahlengedächtniss öfter unser Erstaunen; wurde ihm jedoch eine Frage vorgelegt, die er nicht sogleich beantworten wollte, oder konnte, so war man gewiss nach einiger Zeit eine mündliche oder schriftliche Erörterung des Gegenstandes zu erhalten, die nichts zu wünschen übrig liess und die er zumal in seinen rüstigern Lebensjahren Schülern und jüngern Freunden mit der grössten Bereitwilligkeit ertheilt hat.

Gauss zeigte eine merkwürdige, in solchem Masse vielleicht niemals dagewesene Verbindung eigenthümlicher geistiger Anlagen. Zu seinem eminenten Vermögen abstracte Forschungen nach allen Richtungen und von den verschiedensten Gesichtspunkten aus, in sich zu verarbeiten, gesellte sich die bewunderungswürdige Gabe für den numerischen Calcul, der eigenthümliche Sinn für rasche Auffassung der verwickeltsten Zahlenverhältnisse und endlich die besondere Freude an aller exacten Naturbeobachtung.

Archimedes scheint durch die ihm angeborene Logik, so wie im Bezug auf sein mechanisches Talent eine Gauss verwandte Natur gewesen zu sein, nur konnte sich unter den damaligen Verhältnissen der Sinn für Zahlencombinationen bei ihm nicht ausbilden. Gauss hat sich öfter gegen uns geäussert, dass Archimedes der Mann des Alterthums gewesen sei den er am höchsten schätze, er denke sich ihn als einen durchaus edel aussehenden würdigen Greis, nur könne er ihm nicht verzeihen, dass er bei seiner Sandrechnung das decadische Zahlensystem nicht gefunden habe. „Wie konnte er das übersehen," sagte er bewegt, „und auf welcher Höhe würde sich jetzt die Wissenschaft befinden, wenn Archimedes jene Entdeckung gemacht hätte."

Näher noch ist die Geistesbeschaffenheit von Newton und Gauss verwandt; daher hegte auch Gauss gegen den grossen englischen Forscher eine unbegrenzte Verehrung und er nannte ihn gewöhnlich in seinen Schriften „*Summus Newton*," welchen Beinamen er sonst keinem Sterblichen gegeben hat. Newtons erhabenes Genie haben wohl Wenige so erkannt und höher geschätzt als Gauss, der sich auch ganz indignirt darüber aussprach, wenn die grosse Entdeckung des Gravitationsgesetzes durch einen kleinlichen Zufall herbeigeführt sein sollte. „Die Geschichte mit dem Apfel ist zu einfältig," sagte er, „ob der Apfel fiel oder es bleiben liess wie kann man glauben, dass dadurch eine solche Entdeckung

verzögert oder beschleunigt wäre, aber die Begebenheit ist gewiss folgende. Es kam ein Mal zu dem Newton irgend ein dummer, zudringlicher Mensch, der ihn befragte, wie er zu seinen grossen Entdeckungen gekommen sei. Da aber Newton sich überzeugte, was für ein Geisteskind er vor sich habe, und er den Menschen los sein wollte, habe er geantwortet, es sei ihm ein Apfel auf die Nase gefallen, was auch jenem, der befriedigt von dannen ging, vollkommen einleuchtete."

Man hat die beiden Koryphäen des 17. Jahrhunderts Newton und Leibniz öfter mit einander verglichen; auch Gauss hat dieses gethan. Er erkannte zwar, wenn er darüber sprach das hohe Talent von Leibniz an und stellte sein Verdienst in Rücksicht auf die Erfindung der Differentialrechnung nicht in Abrede, doch tadelte er es sehr bitter, dass Leibniz sich mit allen möglichen Dingen abgegeben habe, was leider auf Kosten der Mathematik gegangen sei; daher könnten auch die Verdienste von Leibniz mit denen Newtons nicht entfernt verglichen werden.

Der Sinn zum Experimentiren, so wie zum numerischen Calcul war beiden grossen Mathematikern eigenthümlich, obgleich Gauss in der letztgenannten Richtung alle Lebendigen und Todten weit übertroffen hat. Es erregte immer unsere Bewunderung, wie er die Zahlenwelt zu beherrschen verstand, wie sie seinem Genius nach allen Seiten hin unterthänig war. So wusste er z. B. von jeder der ersten Paar tausend Zahlen, sofort oder nach sehr kurzem Bedenken ihre Eigenthümlichkeiten anzugeben und mit diesen wiederum jene im Gedächtniss zu bewahren. Im Kopfrechnen, worauf er übrigens keinen so sehr hohen Werth legte, das man aber bis zu einem gewissen Grade kennen müsse, war er ein unübertroffener Meister und wir haben täglich die staunenswerthesten Proben dieses Talentes gesehen. So waren ihm auch die ersten Decimalen aller Logarithmen gegenwärtig und er hat sich für approximative Ueberschläge derselben beim Kopfrechnen bedient. Ein oft Tage und Wochen lang fortgesetzter, viele Seiten füllender Calcul, in dem sich Zahl an Zahl drängte, der andern weniger geübten Rechnern unüberwindliche Hindernisse in den Weg legte, schien für ihn weder zurückschreckend noch angreifend, gehörte sogar mit zu seiner Lebensabwechselung. Es ist vielleicht möglich, dass es einige sehr geübte Rechner gibt, die in hergebrachter Weise fortlaufende Rechnungen ebenso rasch absolviren können; allein das Merkwürdige bei Gauss bestand darin, dass er in allen Arbeiten dieser Art, die er zum ersten Male vornahm ebenso rasch operirte und dabei immer neue Wege, neue Methoden, neue Kunstgriffe erfand, durch welche er eine einförmige Beschäftigung immer wieder mit neuer geistiger Würze zu beleben wusste.

In grösseren Aufgaben, wo es sich wirklich um die Erreichung eines bedeutenden Resultates handelte verrechnete er sich höchst selten und verstand dieselben mit so vielen Controllen geschickt zu verweben, dass ein Irrthum durchaus unmöglich war. In allen ausgedehnten numerischen Rechnungen beobachtete er eine musterhafte Ordnung, jede Zahl war auf

das Sauberste geschrieben; eine jede stand genau am richtigen Platz; Reihe stand unter Reihe mit derselben Genauigkeit. Dabei war es immer sein Streben die Arbeit so genau auszuführen als es die Hülfsmittel erlaubten. So musste die letzte Decimale in 7- oder 10ziffrigen Logarithmen möglichst verbürgt werden können und er hat in dieser Hinsicht eigene sehr ausgedehnte Untersuchungen geführt, in wieweit in den verschiedenen Tafeln die letzte Decimale zuverlässig sei. Mit incorrecten Tafeln zu rechnen machte ihm besonderes Vergnügen, weil er alsdann die angenehme Nebenbeschäftigung hatte, die etwa vorkommenden Druck- oder Rechenfehler gründlich zu berichtigen. Seine grösste Freude war aber unabsehbare Rechnungen analytischer oder numerischer Art möglichst zu vereinfachen und das Resultat einer Wochenlangen Arbeit schliesslich in einen kleinen Raum etwa auf eine einzige Octavseite zu concentriren und für den Kenner vollkommen anschaulich zu machen. Auch wo er Auszüge aus den Arbeiten anderer zu machen hatte, wurde der Inhalt eines Bandes oder der Extract eines ganzen Actenstosses in der Regel auf einen überaus kleinen Raum höchst übersichtlich zusammengestellt.

Die eigenthümliche Verbindung der Geistesanlagen von Gauss, die Schärfe des mathematischen Denkens und die Leichtigkeit mit welcher er den numerischen Calcul beherrschte, hat ihn wohl wesentlich vermocht, sich mit so grossem Erfolg der Astronomie zu widmen, die ihm bis zum Abend seines Lebens ebenso grosse Freude als Erholung bereitete. Schon Olbers schrieb in dem vorher angeführten Briefe Gauss liebe die Astronomie, die practische Astronomie enthusiastisch und er wünsche daher seine Zeit zwischen dieser und seinen tiefsinnigen Forschungen zu theilen.

Einige grosse Mathematiker haben es bedauert, dass sich Gauss nicht rein auf dem Felde der Mathematik bewegt habe und dass dieser Wissenschaft eben durch Astronomie und Geodäsie Abbruch gethan sei. Gauss selbst, wie wir schon bemerkt haben, stellte die Mathematik als Königin immer an die Spitze der Wissenschaften, aber er hat offenbar das Bedürfniss gefühlt zeitweise von den gewiss auch ihn anstrengenden Forschungen auszuruhen und seine Erholung fand er vornehmlich im Studium der Natur, in der Astronomie und in der Physik. Es war dann seine innerste Freude die Natur in ihrem tiefen Walten zu belauschen, um ihr womöglich exacte Beobachtungen abzuzwingen, die dann wieder die Grundlage neuer Untersuchungen, neuer Theorien bildeten.

So wie Gauss allen numerischen Calcul mit der Schärfe ausführte, welche die Hülfsmittel verstatteten, so suchte er auch alle Beobachtungen in der Astronomie und in der Physik mit der Präcision anzustellen, welche nur irgend vom Beobachter und von den Instrumenten gefordert werden konnte. Ihre Bauart war ihm genau bekannt und nachdem ihr Zweck definirt war, wusste er uns ein geometrisches Bild derselben vorzuführen, in dem ihr ganzes Wesen aufs Deutlichste hervortrat. Alle Fehler, denen die Beobachtungen bei einem gegebenen Instrumente unterworfen waren wurden sodann erörtert und die Art ihrer Correctionen angegeben.

Gauss beurtheilte jedoch nicht allein die Instrumente und ihre Leistungen, sondern er hat namentlich in frühern Jahren mit besonderer Vorliebe, mit rastlosem Eifer, mit grosser Uebung und glänzendem Erfolg selbst beobachtet. In der zweiten Hälfte seines thatkräftigen Lebens überliess er seinen Schülern gern jene täglich wiederkehrenden Beschäftigungen, die er sonst immer selbst ausgeführt hatte. Sein von Jugend an kurzsichtiges Auge war scharf und sein Ohr für Zeitbestimmungen sehr geübt.

Aber auch an allen Theilen der physikalischen Astronomie, selbst wenn sie auch keine exacte Seite der Beobachtung darboten, nahm Gauss ein sehr hohes Interesse, welches er jedoch von dem rein wissenschaftlichen Boden streng gesondert hielt. Wo aber die Anwendung der Mathematik irgend einen Erfolg zu versprechen schien, war er um so eifriger bei der Sache. So erinnern wir uns noch mit Freude der Zeit, in welcher eben die Mondkarte von Beer und Mädler erschienen war, in welcher Gauss fast jeden guten Abend am Fernrohre stand um nach allen Richtungen und unter den verschiedensten Verhältnissen die Oberfläche unseres Nebenplaneten zu beobachten. Es erregte auch hier wieder unsere Bewunderung, in welcher kurzen Zeit er sich auf diesem neuen Felde vollständig orientirt hatte.

In gleicher Weise beschäftigten alle andern Phänomene am Himmel sein Nachdenken und seine Beobachtungsgabe. Den veränderlichen Sternen, den Doppelsternen, Nebelflecken, der Beschaffenheit der Oberfläche der Planeten und der Sonne und der Erscheinung der Cometen, dem Zodiakallicht, den Sternschnuppen und so manchen andern Erscheinungen schenkte er seine Aufmerksamkeit; eigene Ideen über dieselben warf er zuweilen aphoristisch hin, legte aber kein besonderes Gewicht darauf. Herrschende Ansichten über den einen und den andern Gegenstand dieser Art hat er mitunter verneint oder stark bezweifelt, ohne seine eigene Meinung darüber ausführlicher mitzutheilen. Er hielt unter Anderm eine Organisation und ein geistiges Leben auf der Sonne und auf den Planeten für sehr wahrscheinlich, und bemerkte gelegentlich, wie die an der Oberfläche der Weltkörper wirkende Schwerkraft bei dieser Frage von hervorragendem Einflusse sei. Bei der allgemeinen Beschaffenheit der Materie könnten daher auf der Sonne bei einer 28fach grössern Schwerkraft nur sehr kleine Wesen existiren, etwa wie Maikäfer; dagegen würde unser Körper zusammengedrückt und alle unsere Glieder zerbrochen werden; dann fuhr er weiter in seiner humoristischen Weise fort: „Ja auf der Sonne ist für uns alle Platz, doch wird wohl ein jeder von uns seinen Lohnbedienten nöthig haben."

Gauss blickte gern, wenn er dazu in Stimmung war, auf die Zukunft aller menschlichen Entwicklung und besonders auf die seiner ihm nah befreundeten Wissenschaften. Zunächst schien er von der fernern Ausbildung der Mathematik zumal von der Zahlentheorie sehr viel zu erwarten; eine ausserordentliche Hoffnung setzte er aber auf die Ausbildung der

Geometria situs, in der weite gänzlich unangebaute Felder sich befänden, die durch unsern gegenwärtigen Calcul noch so gut wie gar nicht beherrscht werden könnten.

Es war dem Character von Gauss durchaus eigenthümlich neben seinen rein mathematischen Forschungen und neben seinen naturwissenschaftlichen Studien eine exacte Betrachtungsweise auf alle andern Verhältnisse des Lebens zu übertragen. Wo es irgend möglich war suchte er seine Erfahrungen auf Zahlen zu basiren; überall war er bemüht der Mathematik eine neue Seite für ihre Anwendung zu eröffnen. Er führte daher die mannigfaltigsten Zahlenregister, die in kleinen Büchern auf die sauberste und pünktlichste Weise eingetragen wurden. So z. B. hatte er ein Verzeichniss der Lebensdauer der meisten bedeutenden Männer und namentlich seiner verstorbenen Freunde in Tagen berechnet; dann führte er über die monatlichen Einnahmen der Hannoverschen Eisenbahnen ein Register; ein anderes über die Schrittdistanzen von der Sternwarte nach jenen Orten die er öfter zu besuchen pflegte; wieder ein anderes über Tag und Zahl der Gewitter in den verschiedenen Jahren u. s. w.

Ein sehr ausgedehntes Feld für die Anwendung mathematischer Theorien erblickte Gauss in den mannigfaltigen Verhältnissen des menschlichen Lebens. Die Beantwortung nationalökonomischer, finanzieller und statistischer Fragen gaben ihm zu solchen Untersuchungen einen sehr reichhaltigen Stoff.

Besondern Werth legte er auf Mortalitätstafeln und auf die Erforschung der Gesetze, nach denen sich das menschliche Leben abspinnt, theils vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus, theils in Rücksicht auf eine weitere Anwendung bei der Berechnung von Lebensassecuranzen, Tontinen, Wittwencassen u. s. w. Der scharfsinnigen Untersuchung über den Zustand unserer Universitätswittwencasse habe ich schon vorhin ausführlicher gedacht; sie geben uns einen neuen Beweis von der ihm angeborenen Umsicht und von der merkwürdigen Sicherheit, mit der er sich in der Mitte dieser eigenthümlichen Verhältnisse bewegte.

Ein hervorragendes Interesse hatte Gauss namentlich für die Mortalitätsverhältnisse, in den beiden äussersten Grenzen des menschlichen Lebens, wo eine ausserordentlich viel grössere Gesetzmässigkeit, als in der Zwischenzeit, wo so manche fremdartige, ausser dem Calcul liegende Einflüsse sich geltend machten, zu bemerken sei. So erzählte er uns gelegentlich, „dass er über das mittlere Lebensalter der Kinder in den ersten anderthalb Jahren Untersuchungen angestellt habe, welche eine so bewunderungswürdige Gesetzmässigkeit zeigten, dass sie astronomischen Beobachtungen kaum nachstünden.“ In gleicher Weise war es seine Ansicht, dass im sehr hohen Alter die mittlere menschliche Lebensdauer einem strengen Gesetze folge, obgleich man für die genügende Beantwortung dieser Frage leider noch zu wenig Beobachtungen besitze, die man dadurch würde vervollkommnen können, dass man die Leute, welche ein nachweisbares Alter von z. B. 90 oder 100 Jahren erreicht hätten

mit Prämien belohnte; wenn er ein sehr reicher Mann wäre, so würde er für diesen Zweck eigens ein bedeutendes Capital aussetzen.

Die Finanzen der Staaten, ihre Hülfsquellen und Verpflichtungen, die Verwaltung der Banken, der Eisenbahnen, das Verhältniss zwischen Metallvaluta und Papiergeld, die Amortisationen u. s. w. alle diese Dinge gehörten zu Gauss' besondern Liebhabereien. Er versäumte daher selten einen Tag, wo er nicht die Course der Staatspapiere, der Actien und des Geldes in den verschiedensten Zeitungen nachsah und alle dabei etwa in Frage kommenden Relationen mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit überblickte.

Alles Papiergeld hielt er für den Credit der Staaten für sehr gefährlich, da die Regierungen in den Tagen der Noth sich gar zu leicht verleiten liessen ihre Kräfte zu überschätzen und er billigte es, dass unser Land mit der Einführung des Papiergeldes bis jetzt verschont worden sei. Ein entschiedener Feind war er von allen kleinlichen Finanzoperationen, wenn sie nur das Publicum belästigten, ohne zu irgend einem erheblichen Resultate zu führen, er pflegte sie mit dem Namen Pfennigfuchsereien zu bezeichnen und traute ihren Urhebern wenig Verstand und Billigkeitsgefühl zu.

Gauss würde ohne Frage ein vortrefflicher Finanzminister gewesen sein, der beständig mit dem grössten Geschick, mit der grössten Umsicht und Gerechtigkeit operirt haben würde, doch müssen wir es dem Geschick Dank wissen, dass diese seine Talente in einem weitern Kreise nicht bekannt geworden sind, da er sonst ohne Zweifel durch unzählige Anfragen und Gutachten aller Art von seinen rein wissenschaftlichen Beschäftigungen abgehalten worden wäre.

Obgleich sich Gauss nur vornehmlich mit Mathematik beschäftigte und nur Mathematiker sein zu wollen in Anspruch nahm, so würde man doch sehr irren zu glauben, dass er allein für diese Wissenschaft Sinn und Neigung gehabt hätte. In der That alles was des Menschen Geist und Brust bewegte, fand bei ihm Theilnahme und beschäftigte sein Nachdenken.

Zunächst ist wohl ausserhalb der Mathematik das Talent hervorzuheben, welches Gauss für die Erlernung der verschiedensten Sprachen zeigte. Mit den alten war er von Jugend auf vertraut, aber auch fast alle andern neuern europäischen Sprachen verstand er so weit um sie zu lesen, die hauptsächlichsten derselben sprach und schrieb er vollkommen correct. Seine Muttersprache beherrschte er mit grosser Freiheit und mit einer dem Zweck entsprechenden Eleganz, Würde und Classicität. Schon in seinem vorgerücktern Alter, etwa in seinem 62. Jahre glaubte er neben seinen regelmässig fortlaufenden Studien in der Mathematik auf ein neues Mittel Bedacht nehmen zu müssen, um seinen Geist frisch lebendig und für neue Eindrücke empfänglich zu erhalten; er schwankte daher zwischen dem Erlernen einer neuen Sprache oder einer neuen Wissenschaft. Vorübergehend dachte er daran sich mit Botanik zu beschäftigen, da sich aber

der Ausführung dieser Absicht mancherlei körperliche Hindernisse in den Weg zu stellen schienen, warf er sich zuerst versuchsweise auf Sanscrit, welches ihn wenig befriedigte, dann aber begann er mit unglaublicher Energie die Russische Sprache zu erlernen. Es dauerte kaum zwei Jahre, dass er ohne alle fremde Hülfe dieselbe so vollständig in seine Gewalt bekam, dass er nicht nur alle Bücher in Prosa und Poesie mit Geläufigkeit lesen konnte, sondern dass er sogar seine Correspondenzen nach St. Petersburg mitunter in Russischer Sprache besorgte. Eines Tages als er von einem Russischen Staatsrath besucht wurde unterhielt er sich mit diesem auf Russisch und zwar nach jenes Urtheil in vollkommen richtiger Aussprache.

Gauss schätzte im Allgemeinen die Sprachen je nach ihrer logischen Schärfe und nach dem Reichthum der Begriffe, die sie auszudrücken vermöchten; nicht selten beklagte er sich über das Unzureichende derselben, zumal wenn es sich um die präcise Ausdrucksweise streng wissenschaftlicher Gegenstände handle. Er hat dann obgleich mit grosser Vorsicht für neue Begriffe neue Benennungen einzuführen versucht, die sich zwar bald allgemeiner Anerkennung erfreuten, doch griff er nur zu diesem Hülfsmittel wenn es durch Bedürfniss dringend geboten war.

Fast die einzige Erholung, welche sich Gauss zu Abwechselung mit seinen mathematischen Studien gönnte, war eine ausgedehnte Lectüre, in den verschiedensten Zweigen des menschlichen Wissens. Die Deutsche und Englische schöne Literatur haben ihn vornehmlich angezogen; in der letzten Zeit sprach er auch voll Achtung über die Russische.

Unter unsern Deutschen Dichtern stellte er Jean Paul ohne Frage in die erste Reihe, wegen seines grossen Gedankenreichthums, seiner gemüthlichen Tiefe und wegen seines unerschöpflichen Humors. Das Campanerthal schätzte er sehr hoch, doch meinte er dass die Gründe, welche Jean Paul für die Unsterblichkeit der Seele geltend gemacht habe, nur negativer Natur seien. Oefter beklagte er sich über die Abwege, auf die der Dichter durch den Glauben an thierischen Magnetismus gelangt sei, wodurch für ihn die treffliche Wirkung des Vorhergehenden leider sehr geschwächt werde. Doctor Katzenbergers Badereise nannte er ein gelungenes Buch und er lachte immer über den Streit des Doctors und Apothekers um den achtbeinigen Hasen und über die Kunst die Ducaten mit Ohrenschmalz vollwichtig zu machen. Gauss und Jean Paul haben sich gegenseitig verehrt aber nie gesehen.

In Goethes Schreib- und Denkungsweise konnte sich der grosse Mathematiker viel weniger versetzen und obgleich er den Dichter ohne Zweifel in allen seinen Werken kannte, so hat er ihn doch nur unvollständig befriedigen können: er sei ihm an Gedanken zu arm und seine lyrische Poesie deren Werth und vollendete Form er nicht verkannte, schlug er nicht sehr hoch an. Noch weniger sagte ihm Schiller zu, dessen philosophische Ansichten ihm mitunter vollständig zuwider waren. So nannte er die Resignation ein gotteslästerliches, durchaus moralisch

verderbtes Gedicht und hatte in seiner Ausgabe mit Fractur-Schrift und Ausrufungszeichen das Wort „Mephistopheles!“ an den Rand geschrieben. Von Schillers Dramen schätzte er Wallensteins Lager; die Piccolomini und Wallensteins Tod liessen ihn vollkommen kalt, da der Held nicht das geringste Interesse errege; eine Ansicht die auch wohl andere mit dem grossen Mathematiker getheilt haben. Das kleine Gedicht Schillers „Archimedes“ überschrieben hat er verehrt, doch tadelte er die leider durchaus misslungene Behandlung der Distichen.

Das Tragische war im Allgemeinen nicht das Element in dem sich Gauss gern bewegte; auch waren ihm alle menschenfeindlichen, lebensmüden, weltschmerzlichen Tendenzen wie sie nur zu oft in Lord Byron wiederklingen, und die aus dieser Quelle in die Deutsche Literatur eingedrungen sind, entweder wenig zusagend oder selbst vollkommen zuwider. Die Sinnesart des jugendlichen Englischen Dichters, die ihm unbehaglich und zu dämonisch erschien, vertrug sich nicht mit der seinigen. Ebenso habe ich ihn über Shakspeare wenig urtheilen hören; dagegen war er ein überaus inniger Verehrer von Sir Walter Scott, dessen Werke er nach allen Richtungen hin sehr genau kannte. Auch das Tragische wie der Schluss in Kenilworth machte auf ihn einen peinlichen Eindruck und er hätte ihn lieber nicht gelesen. Napoleons Leben von Walter Scott, ein Werk, über welches sehr getheilte Ansichten herrschen, las er mit grosser Aufmerksamkeit und hat sich darüber gegen uns befriedigt und mit dem Verfasser einverstanden ausgesprochen. Eines Tages bemerkte er im Walter Scott eine Stelle, welche ihn sehr heiter stimmte und die ihn zunächst zu einer Vergleichung aller ihm zur Hand sich befindenden Ausgaben vermochte. Es waren nämlich die Worte „*the moon rises broad in the nord west.*“ Das war für einen Astronomen doch ein zu anstössiger Ausspruch; er lachte darüber recht herzlich und bezeichnete die Stelle im Buche mit einer Anmerkung. Den Englischen Geschichtschreibern widmete er gleichfalls grosse Aufmerksamkeit, so hat er Gibbon's *Decline and Fall of the Roman Empire* und Macaulays *History of England* noch einige Jahre vor seinem Tode mit grosser Theilnahme gelesen.

Der tägliche Besuch, welchen Gauss auf unserm literarischen Museum machte und der rege Eifer mit dem er die Zeitungen aller Nationen von der englischen Times bis zum Göttinger Wochenblatt durchflog, bezeugten wohl am Besten, mit welcher innigen Theilnahme er die politische Entwickelung der Völker und namentlich die unseres Deutschen Vaterlandes verfolgte. Obgleich seine politischen Ansichten von den unsrigen oft sehr verschieden waren, so konnte man ihnen doch niemals Character und Consequenz versagen.

Gauss war eine aristokratische durch und durch conservative Natur und würde ein absolutes, aber von hoher Intelligenz geführtes Regiment jedem andern vorgezogen haben. Pöbelherrschaft in Verbindung mit Gewaltthaten und besonders die blutbefleckten Pariser Blousenmänner

vom Jahre 1848 erregten in ihm einen nicht zu beschreibenden Abscheu.[1]) Von der Intelligenz und Moral der grossen Menge hatte er nur einen sehr geringen Begriff und hat dieses namentlich in Bezug auf politische, religiöse und wissenschaftliche Dinge oft ausgesprochen. *Mundus vult decipi*, pflegte er zu sagen und darum verfolgte er auch Agitatoren und Wühler mit dem Auge des Misstrauens, mit einem beständigen Falkenblick. Von unsern constitutionellen Regierungssystemen hatte er nur eine sehr geringe Meinung und er war unablässig bemüht unsern parlamentarischen Grössen entweder logische Fehler oder Mangel an Sachkenntniss nachzuweisen, was ihm denn auch öfter gelungen ist. Im hohen Alter liebte er vor allen Dingen Ruhe und Frieden im Lande und der Gedanke einen Bürgerkrieg in Deutschland ausbrechen zu sehen, war ihm gleichbedeutend mit dem Gedanken sich sogleich in das Grab zu legen. Unsere Leser würden sich indess eine falsche Vorstellung von Gauss machen, wenn sie in ihm eine Natur vermutheten, welche mit Starrsinn am Alten gehangen hätte und am Herkömmlichen, nur weil es herkömmlich war. Wenn es sich wirklich um einen nachweisbaren Fortschritt handelte, sei es in geistigen, sei es in materiellen Gütern, war er mit frischem Geiste dabei und so reformatorisch gesinnt wie irgend einer seiner Zeitgenossen. Nur in seinen häuslichen Einrichtungen, die sich in mehr als dreissig Jahren so gut wie gar nicht verändert hatten, liebte er keine Neuerungen. Alles blieb wie es war mit einer rührenden Einfachheit, wie er es in seiner Jugend gekannt hatte. Die verfeinerten Bedürfnisse des modernen Lebens blieben ihm grösstentheils unbekannt; er schien sie sogar zu verachten und als hinderlich für sein geistiges Streben anzusehen.

So wie Gauss die Selbstständigkeit im eigenen Hause wollte verlangte er sie auch für den Staat. Fremdenherrschaft im Vaterlande war ihm verhasst, und er hob erst kürzlich die Worte eines neuern Schriftstellers, mit denen er sich vollkommen einverstanden erklärte, sehr lobend hervor, wenn auch nach dem Pariser Frieden unsere politischen Verhältnisse noch viel beklagenswerther geworden wären, als sie wirklich geworden sind, mussten wir uns dennoch zuerst im eigenen Lande der Fremdherrschaft erwehren. Unsere politische Verfahrenheit, unser Mangel an Eintracht war ihm störend genug und er sprach sich in Rücksicht darauf eines Tages, es war wohl mehr als ein Jahr vor der grossen Katastrophe von 1848, auf der Terrasse der Sternwarte zu Gunsten einer festen Einheit

---

[1]) Gauss stimmt hier vollkommen mit Bismarck überein, der am 31. Januar 1871 vor Paris folgende Worte sprach:

„Eigentlich ist doch der wohlwollend, gerecht und vernünftig gehandhabte Absolutismus die beste Regierungsform. Wo nicht etwas davon ist, da fährt Alles auseinander, da will Der Das und Jener Dies und es ist ein ewiges Schwanken, ein ewiger Aufenthalt.“ — „Aber wir haben keine rechten Absolutisten mehr — — die gehen ab, die Sorte ist ausgestorben.“ — Vgl. Busch, Graf Bismarck II. S. 311. —

Deutschlands mit grosser Bestimmtheit aus. Der kräftigen Hand eines Herrschers würde er unsere Geschicke gern anvertraut haben, an einem schwachen in jedem Windeshauch biegenden Rohre war er nicht gesonnen sich zu halten, noch einem umhertreibenden Schiffe ohne Steuermann sich anzuvertrauen.

Gauss war ein Mann von eisernem Character, der auch nur kräftige Charactere hochachten konnte; alle unsteten unentschlossenen Lebensrichtungen, alles halbe Wesen so vieler Menschen war ihm durchaus zuwider. Sein eigentlicher, allen andern Zwecken vorangehender Lebensplan, bestand in der Verkörperung seiner grossen wissenschaftlichen Ideen, in dem beharrlichen Streben die exacten Wissenschaften des 19. Jahrhunderts einem neuen Aufschwung einer neuen Vollendung entgegenzuführen. Während jeder andere Zweck des Daseins ihm nur als untergeordnet erschien, wurde dieser mit unbeschreiblicher Energie verfolgt. Bei der Durchführung dieser grossen Aufgabe wurde er von einer Willens- und Arbeitskraft beseelt, wie sie einem Sterblichen nur selten in ähnlicher Weise beschieden sein dürfte; er konnte daher wahrhaft Herculische Arbeiten in verhältnissmässig kurzer Zeit bewältigen. Die innige Verbindung dieser besondern Anlagen mit jenem göttlichen Genie und einer fast bis zu seinen letzten Jahren kräftigen Gesundheit hat jene bewunderungswürdigen Schöpfungen hervorgebracht, welche unser Jahrhundert erkennt und welche die Nachwelt dankbar verehren wird.

Gauss war bei seiner idealen Auffassung der Wissenschaft nur zum Akademiker geboren; geistiger Gedankenaustausch mit verwandten Seelen war seine grösste Erheiterung und er soll es namentlich in seiner Jugend schwer empfunden haben, dass er sich über seine tiefen arithmetischen Untersuchungen fast gegen Niemanden hat aussprechen können. Die Anwendung der Wissenschaft auf irdische Verhältnisse verschmähte er zwar nicht, doch war sie bei ihm immer von untergeordneter Bedeutung. Ebenso entsprach alles regelmässige Lehren an der Universität, das Handwerk eines Professors sehr wenig seinen Wünschen, und wie oft haben wir ihn klagen hören, dass er eben dadurch an der Durchführung mancher grossen Arbeiten, die er so gern vornehmen würde verhindert wäre. Wenn er sich jedoch einmal vor einem engen Kreise von Zuhörern zu lehren entschloss, so entwickelte er auch in dieser Richtung seine volle Meisterschaft; er war dann ebenso klar und eigenthümlich und für seine Schüler im höchsten Grade anregend. So hat er im Laufe der Zeit theils durch mündliche Ueberlieferung, theils durch seine Schriften einen weiteren Kreis jüngerer Männer gebildet, der unablässig in der bereits vorgezeichneten Richtung fortzuarbeiten bestrebt ist.

Gauss war für uns das erhabene Vorbild einer durchaus wahren Natur, sowohl in seinem geistigen, wie in seinem Gemüthsleben. Aller Schein war ihm in der Seele zuwider; allen Scharlatanismus, besonders wissenschaftlichen strafte er mit souverainer Verachtung oder mit bitterer Ironie. Der Mensch, sagte er mir ein Mal, ist mir der verächtlichste, der

nachdem er seine Irrthümer erkannt hat auf denselben beharrt. Dieser Durst nach Wahrheit verbunden mit einem heiligen Drang nach Gerechtigkeit bezeichneten vornehmlich Gauss' erhabenen Character. Beide Gefühle schlummerten von je her in der Tiefe seines Wesens, sie hingen auf das Innigste mit seinen philosophischen und mit seinen religiösen Betrachtungen zusammen und sind ohne Frage durch seine erhabene Naturbetrachtung noch weiter ausgebildet und bekräftigt worden. Das Princip des kleinsten Zwanges war gleichsam die mathematische Verkörperung jenes ethischen Grundgedankens, den er für das Universum als bindend erkannte.

Alle philosophischen Forschungen übten auf Gauss' Geist einen mächtigen Reiz, obgleich er öfter die Wege missbilligte, welche man zu ihrer Erreichung eingeschlagen hatte. „Es giebt Fragen," sagte er ein Mal, „auf deren Beantwortung ich einen unendlich viel höhern Werth legen würde als auf die mathematischen z. B. über Ethik, über unser Verhältniss zu Gott, über unsere Bestimmung und über unsere Zukunft; allein ihre Lösung liegt ganz unerreichbar über uns und ganz ausserhalb des Gebietes der Wissenschaft."

Unter Wissenschaft verstand er allein jenes streng in sich abgeschlossene logische Gebäude, dessen Fundamente auf gewissen vom menschlichen Geist allgemein anerkannten Wahrheiten beruhe, die ein Mal zugegeben ein unabsehbares Feld der verwickeltsten durch eine eiserne Gedankenkette mit einander zusammenhängenden Forschungen gestatte. Er stellte daher wie schon bemerkt die Arithmetik an die Spitze und pflegte in Bezug auf Fragen die für uns wissenschaftlich nicht zu ergründen sind die Worte zu gebrauchen: *Ὁ Θεὸς ἀριθμητίζει*,[1]) womit er die durchs ganze Weltall gehende Logik auch für solche Gebiete anerkannte, in welche einzudringen unserm Geiste nicht verstattet ist.

Gauss hat indess unendlich oft auch solche Fragen in seiner mächtigen Seele hin und her gewälzt, und war stets bemüht seine wissenschaftlichen Erfahrungen mit seiner Weltanschauung in Einklang zu bringen. Alle philosophischen Ideen hielt er nur für subjectiv und sie wurden, da sie strenger Begründung entbehrten von der eigentlichen Wissenschaft durchaus getrennt gehalten. Er würde daher auch niemals über philosophische Fragen, über die er sich nur gelegentlich aussprach, geschrieben haben.

Aus dem eben Mitgetheilten erklärt sich auch, dass Gauss von der Anwendung der Mathematik auf Psychologie, wie sie von Herbart und einigen andern Philosophen versucht worden, keine günstige Ansicht hatte. Noch im vergangenen Jahre äusserte er sich über diesen Gegenstand in folgender Weise: „Ich habe in frühern Zeiten wohl daran gedacht Unterricht in der Mathematik geben zu müssen und ich hatte mir zu diesem Ende ein Papier ausgearbeitet, das ich zwar noch vor einigen Jahren

[1]) Vgl. oben S. 134.

gesehen habe, das aber vielleicht nicht mehr existirt[1]). Ich hatte darin meine Gedanken über die Methaphysik der Mathematik niedergelegt und namentlich drückte ich mich an einer Stelle folgendermassen aus: „Unter extensiven Grössen verstehe ich solche welche aus gleichartigen Theilen zusammengesetzt sind; sie bilden den Gegenstand der Mathematik; die intensiven nur in soweit sie extensiv gemacht werden können, wenn man für sie eine Scala anzugeben vermag, an der sie sich messen und unter einander vergleichen lassen. Es würde für einen Philosophen verdienstlich sein solche Punkte anzugeben in denen etwa eine exacte Untersuchung anzubahnen sei, und wäre die erste Ausführung auch noch so grob, so hätte man doch eine Hoffnung demnächst etwas weiter zu kommen."

Die grossartigste Weltanschauung, wie sie vielleicht nie zuvor in einem Menschen gelebt hat, durchdrang Gauss' innerstes Wesen und mit ihr in unzertrennbarer Verbindung stand jenes erhabene religiöse Bewusstsein, welches seine mächtige Seele mit einem heiligen Hauch von Ruhe, Frieden und Zuversicht verklärt hat.

Es war ein merkwürdiger Zug in Gauss' Character einzelne, mitunter von tiefen Gefühlen begleitete Gedanken über jene ewig ungelösten Fragen so wie Blätter im Winde vor sich auszustreuen; doch ehe eine weitere Ausführung derselben erfolgte, waren sie ebenso schnell wie sie gekommen waren durch eine humoristische Wendung oder durch ein plötzlich hervortauchendes Gespräch über die gleichgültigsten Lebensangelegenheiten wie verweht, oder mit einem undurchdringlichen Schleier des Geheimnisses überdeckt. So sagte er eines Tages, es ist mir gleichgültig ob der Saturn fünf oder sieben Monde hat; — es gibt etwas Höheres in der Welt. Dann wurde er still, wir sassen wohl einige Minuten schweigend uns einander gegenüber, doch an seinem blitzenden Auge konnte man sehen, welcher Strom von Gedanken an seiner Seele vorüberzog.

Das religiöse Leben und die religiöse Anschauungsweise des unsterblichen Forschers näher zu schildern wird ohne Zweifel von unsern Lesern ebenso sehr gewünscht als erwartet. Bei dem langjährigen, freundschaftlichen Umgange, der uns durch eine seltene Gunst des Geschicks zu Theil geworden ist, hat es allerdings nicht an Gelegenheit gefehlt manche tiefere Blicke auf diese Seite seines Gemüthslebens zu thun, das er gewöhnlich unter seinen wissenschaftlichen Forschungen verborgen hielt.

Aber selbst wenn ich es versuchen wollte, nach meiner besten Kenntniss und Ueberzeugung ein treues Bild der religiösen Denkungsweise des grossen Astronomen zu entwerfen, so würde man mich doch nur beschuldigen meine persönlichen Ansichten mit den seinigen vermischt zu haben; man würde mich zu leicht missverstehen, das Eine bekritteln und das Andere mir vielleicht nicht glauben. Ferner weiss ich auch nicht ob es

---

[1]) „Dieses Papier ist im literarischen Nachlass des grossen Mathematikers bis jetzt nicht aufgefunden, doch ist auch ohne Zweifel nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit danach gesucht."

im Geiste des Verstorbenen liegen würde, schon jetzt, nachdem er kaum vom Schauplatz seines Wirkens abgetreten ist, dass das vor Tausenden sogleich nach seinem Tode ausgebreitet würde, was er für sein Leben in der Stille seines Herzens bewahrt, oder nur im engsten ihm befreundeten Kreise vertraulich mitgetheilt hat.

Dem ungeachtet glaube ich die Hoffnung aussprechen zu dürfen, dass für eine ferne Zukunft, in der wir alle nicht mehr sind, Gauss' erhabene religiöse Weltanschauung nicht verloren gehen wird, da sich von seiner eigenen Hand, wie wir sicher wissen, Aufzeichnungen darüber gefunden haben, die wohl am Besten dazu geeignet sind jeder unrichtigen Auffassungsweise über dieses Verhältniss auf das Entschiedenste entgegen zu treten.

Ohne hier in Einzelnheiten, die sich auf Gauss' religiöse Denkungsweise beziehen näher einzugehen, möchte ich doch jene Seiten berühren, welche unabhängig von allen confessionellen Fragen dastehen und die den Character des grossen Mannes näher bezeichnen. Zuerst ist wohl seine religiöse Duldsamkeit anerkennend hervorzuheben, die er auf jeden aus der Tiefe des menschlichen Herzens entsprungenen Glauben übertrug, die aber durchaus nicht mit religiösem Indifferentismus zu verwechseln ist. Gauss nahm im Gegentheil an der religiösen Entwickelung des menschlichen Geschlechts vornehmlich aber an der unseres Jahrhunderts den allerinnigsten Antheil. In Rücksicht auf die mannigfaltigen Glaubensverschiedenheiten, die häufig nicht mit seiner Anschauungsweise übereinstimmen konnten, hob er immer hervor, dass man nicht berechtigt sei den Glauben anderer, in dem sie Trost in irdischen Leiden und eine sichere Zuflucht in den Tagen des Unglücks erblickten, in irgend einer Weise zu stören. Doch dieselbe religiöse Duldsamkeit, welche er jedem religiösen Bekenntniss bereitwillig zugestand, nahm er auch für das Seinige in vollem Masse in Anspruch und ich glaube, dass der welcher sich hätte herausnehmen wollen, seine religiöse Denkungsweise anzutasten, auf einen sehr energischen Widerstand gestossen wäre.

Dem religiösen Bewusstsein von Gauss lag ein unersättlicher Durst nach Wahrheit und ein tiefes, sowohl auf geistige wie auf materielle Güter sich erstreckendes Gerechtigkeitsgefühl zu Grunde. Diese beiden geistigen Richtungen unterstützten sich gegenseitig, bezeichneten vornehmlich seinen Character und kamen selbst in den kleinsten Lebensverhältnissen immer wieder aufs Deutlichste zum Vorschein. Alles und Jedes musste von ihm mit der äussersten Exactitude mit der grössten Gewissenhaftigkeit ausgeführt werden. Hatte er es z. B. mit einer Beobachtung zu thun, so suchte er in ihr zu erreichen, was irgend erreichbar war; führte er eine wissenschaftliche Rechnung aus, so gross oder so klein sie auch sein mochte, sie wurde so scharf geführt als es die Hülfsmittel gestatteten; hatte er sich mit Jemandem in Geldangelegenheiten auseinander zu setzen, so blieb der Bruchtheil eines Pfennigs gewiss nicht unberücksichtigt. Gauss zeigte daher den Grundtypus eines recht-

schaffenen Mannes; seinen Verpflichtungen in äusserster Strenge nachzukommen, stand bei ihm unerschütterlich fest. Aber auch von andern forderte er dieselbe Rechtschaffenheit, die er selbst auf das Gewissenhafteste ausübte. Der, welcher es gewagt haben würde, auch in der unbedeutendsten Angelegenheit, ihn absichtlich zu hintergehen oder gegen ihn nicht durchaus rechtschaffen zu verfahren, würde ohne Zweifel für alle Zeit seine Achtung und sein Vertrauen verscherzt haben. Er war indess, wahrscheinlich durch manche Lebenserfahrungen belehrt auf seiner Hut nicht getäuscht zu werden und besass jene tiefgehende Menschenkenntniss, welche ihn Körner von Spreu sogleich unterscheiden liess.

Wie gesagt, das Streben nach Wahrheit und das Gefühl für Gerechtigkeit bildeten die Grundlage von Gauss' religiöser Betrachtungsweise. So erfasste er das geistige Leben im ganzen Weltall als ein grosses von ewiger Wahrheit durchdrungenes Rechtsverhältniss und aus dieser Quelle schöpfte er vornehmlich die Zuversicht, das unerschütterliche Vertrauen, dass mit dem Tode unsere Laufbahn nicht geschlossen sei.

„Es gibt für die Seele eine Befriedigung höherer Art," sagte er eines Tages, „dazu habe ich das Materielle eigentlich gar nicht nöthig. Ob ich die Mathematik auf ein Paar Dreckklumpen anwende, die wir Planeten nennen, oder auf rein arithmetische Probleme, es bleibt sich gleich, die letztern haben nur noch einen höhern Reiz für mich."

Auch diese Worte verrathen uns seine Gedanken über die letzte Bestimmung der menschlichen Seele und beurkunden jenes tiefe religiöse Bewusstsein, welches mit seiner Art die Wissenschaft zu betrachten aufs Allerengste verbunden war. Die Wissenschaft war ihm gleichsam das Hülfsmittel den unverwelklichen Kern der menschlichen Seele bloss zu legen; sie war ihm zugleich Erholung in den Tagen seiner vollen Kraft, sie gab ihm durch die Aussichten welche sie ihm erschloss Trost, seine Zuversicht in der Zeit als er schon die Grenzen des Lebens immer enger und enger gezogen erblickte, in der nach aller Wahrscheinlichkeit das Ziel seines Daseins bald erreicht war.

Gauss' Character zeigte das eigenthümliche Gemisch von männlicher Kraft und von hohem eines grossen Mannes würdigen Selbstbewusstsein, neben einer wahrhaft kindlichen Bescheidenheit. Auf der einen Seite war er sich sehr wohl bewusst, welche ungeheuere Gewichte er mit seinem geistigen Hebelwerke in Bewegung setzen konnte, und in der That wir haben nie einen Mann gesehen mit einem mehr imponirenden Aeussern; während alle andern uns als unseres Gleichen erschienen stand er zwischen uns wie eine überirdische Natur, wie ein Priester der am Throne der Gottheit die Wache hält und auf der andern Seite war er der schlichte einfache Mann, beseelt vom tiefsten Gefühle der Demuth vor jener alles durchdringenden Intelligenz, die von einem Sonnensystem zum andern im Weltall wiederklingt.

Wenn es Gauss um ehrgeizige Pläne im Leben zu thun gewesen wäre er hätte sie bei seinem Genie bei seiner geistigen Macht leicht

erreichen können. Allein die Ehren die man ihm erwies musste man ihm ins Haus tragen, er selbst hätte die Hand nicht danach ausgestreckt; so blieb er in seiner Jugend wie in seinem Greisenalter bis zum Schluss seiner Tage, der schlichte einfache Gauss. Ein kleines Studirzimmer, ein kleiner Arbeitstisch mit einer grünen Decke, ein Stehpult mit weisser Oelfarbe angemalt, ein schmales Sopha und ein Lehnstuhl nach seinem 70. Jahre, ein einziges dunkelbrennendes Licht, eine Kammer die nicht geheizt werden konnte, einfache Lebensmittel, ein Schlafrock und ein Sammtkäppchen das waren so ziemlich alle seine Bedürfnisse. In dieser durchaus schmucklosen Umgebung wirkte seine mächtige Seele, immer neue Entdeckungen neue Gedanken aus dem göttlichen Urquell hervorzaubernd, immer ringend nach jener ewigen Vollendung die sie hier erstrebt und dort gefunden hat. Die unerschütterliche Idee von einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode, der feste Glaube an einen letzten Ordner der Dinge, an einen ewigen, gerechten, allweisen, allmächtigen Gott, bildete das Fundament seines religiösen Lebens, das in Verbindung mit seinen unübertroffenen wissenschaftlichen Forschungen zu einer vollendeten Harmonie sich aufgelöst hatte.

Er selbst sprach sich so eines Tages aus:

„Es gibt in dieser Welt einen Genuss des Verstandes, der in der Wissenschaft sich befriedigt und einen Genuss des Herzens der hauptsächlich darin besteht, dass die Menschen einander die Mühsale, die Beschwerden des Lebens sich gegenseitig erleichtern. Ist das aber die Aufgabe des höchsten Wesens, auf gesonderten Kugeln Geschöpfe zu erschaffen und sie, um ihnen solchen Genuss zu bereiten 80 oder 90 Jahre existiren zu lassen, so wäre das ein erbärmlicher Plan (— das Problem wäre wie er sich ein anderes Mal ausdrückte schofel gelöst). Ob die Seele 80 Jahre oder 80 Millionen Jahre lebt, wenn sie ein Mal untergehen soll, so ist dieser Zeitraum doch nur eine Galgenfrist. Endlich würde es vorbei sein müssen. Man wird daher zu der Ansicht gedrängt, für die ohne eine streng wissenschaftliche Begründung so Vieles andere spricht, dass neben dieser materiellen Welt noch eine andere zweite rein geistige Weltordnung existirt, mit ebenso viel Mannigfaltigkeiten als die in der wir leben — ihr sollen wir theilhaftig werden."

Dieses himmlische Bewusstsein hat seine Seele getränkt und genährt, bis zu jener stillen Mitternacht in der sein Auge sich für ewig schloss.

Jetzt ist die Zeit gekommen wo auch er der Geisterwelt angehört, von der der alte Bolyai in einem Briefe sagt, nachdem er das Erdenleben mit einem Bergwerke verglichen hatte: „Hinaufwärts sind die edeln Grubenlichter, welche die nach Wahrheit und Liebe dürstende Seele, von dem immer weiter sich aufdeckenden, unendlichen Felde des Nichtwissens zur Quelle, und vom Thränenocean, von dem nur wenige Tropfen wegzunehmen sind, an jenes Ufer führen, wo keine mehr fallen."

So war Gauss, den wir den unsrigen zu nennen das Glück gehabt haben; sein Geist ist jetzt dahin, nachdem er wie ein Meteor, Funken

auf seinem Laufe zurücklassend, durch die Dämmerung des Erdenlebens gestreift ist; er ist dahin und wir werden keinen Zweiten wiedersehen. Nur Liebe und höchste Bewunderung haben mich dazu vermocht diese Blätter niederzuschreiben und ich würde mich mehr als belohnt halten wenn sie einigermassen dem Wunsche des Dahingeschiedenen entsprächen.

Als frommes Todtenopfer lege ich sie nieder auf jenem grünen Hügel, an dem Tage an welchem vor 79 Jahren der grosse Mann das Licht dieser Welt erblickt hat.

Den vorstehenden Worten eines langjährigen Freundes und Collegen von Gauss lasse ich hier zur Vervollständigung des Bildes von der Grösse und Bedeutung unseres Landsmannes den wörtlichen Abdruck einer Rede folgen, welche am 30. April 1877, zur Erinnerung an die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages von Gauss, in seiner Vaterstadt von dem Director der technischen Hochschule in Braunschweig gehalten wurde. Ich verdanke der Güte des mir persönlich befreundeten Directors einen gedruckten Separat-Abdruck seiner Rede, welcher dem Folgenden als Original gedient hat.

Festrede zur 100jährigen Jubelfeier des Mathematikers Gauss,

gehalten vom

Professor Dr. Sommer.

Hochansehnliche Versammlung!

Ein so bedeutungsvoller Tag, wie der heutige, regt den denkenden Menschen an, eine Umschau zu halten: den Strom rastlosen Wirkens und fieberhafter Thätigkeit zu unterbrechen, um in stiller Sammlung sich die Fortschritte der menschlichen Cultur und deren fernere Ziele zu vergegenwärtigen.

Als heute vor 100 Jahren Carl Friedrich Gauss einem schlichten Bürger unserer Stadt geboren wurde, erfreute sich in Deutschland die schöne Literatur durch Lessing und Goethe, die Philosophie durch Kant einer Blüthe, welcher bald ein von unserer Nation noch nie erreichter Höhepunkt folgen sollte. Die ästhetisch-philosophische Richtung regte damals das Interesse aller Gebildeten und auch die Thätigkeit der besten Köpfe so sehr an, dass die als trocken angesehenen mathematischen und Naturwissenschaften ihr gegenüber zurückstehen mussten. Copernikus und Kepler, welche das ptolomäische Weltensystem umgestossen, und Leibniz, welcher gleichzeitig mit Newton die Analysis des Unendlichen aufgestellt, hatten keine ebenbürtigen Nachfolger gefunden. War doch Friedrich der Grosse genöthigt gewesen, für eine der wichtigsten

Stellen an seiner neu gegründeten Akademie der Wissenschaften zu Berlin, für die Direction der mathematischen Klasse, zuerst einen geborenen Schweizer, Leonhard Euler von Petersburg, und darauf Lagrange von Turin zu berufen.

Wie haben sich seitdem diese Verhältnisse geändert und wie bedeutungsvolle Ergebnisse sind auf diesen, von hervorragenden Geistern mit neuem Eifer durchforschten Gebieten erzielt worden! Die wunderbare Vervollkommnung unserer Verkehrsverhältnisse, die hohen Leistungen des Maschinen- und Ingenieurwesens, die grossartige Entwickelung unserer Industrie, welche sich alle in der Natur schlummernden Kräfte zu Nutze macht, lassen am besten den Umschwung erkennen, der, wenn auch lähmende Krisen von Zeit zu Zeit eintraten, doch das Wohlergehen aller Gesellschaftsklassen ausserordentlich gefördert und die Gestaltung des menschlichen Lebens durchaus verändert hat. Nur dadurch, dass, zuerst in Frankreich, darauf auch in Deutschland, eine Reihe von hochbegabten Männern sich der Ausbildung der mathematischen und mechanischen Wissensshaften widmeten und der Natur ihre tiefsten Geheimnisse ablauschten, sind solche Erfolge möglich geworden. Aus mancher stillen Studirstube, aus manches Gelehrten Laboratorium sind Ideen und Entdeckungen hervorgegangen, welche nicht nur die wissenschaftliche, sondern auch die materielle Welt auf eine neue Stufe der Entwickelung gehoben haben. Allen voran aber, so weit die Mathematik und die damit zusammenhängenden exacten Naturwissenschaften in Frage kommen, ging unser grosser Landsmann Carl Friedrich Gauss. Ihm freilich war neben dem wissenschaftlichen Werthe einer Entdeckung deren praktische Nutzbarkeit von geringerem Belange. Die wunderbaren Bildungen der Zahlen- und Raumgrössen, das Walten der Naturkräfte beobachtend und messend zu enthüllen, den grossen Schöpfungsgedanken Gottes nachzudenken — das war die hohe Aufgabe seines Lebens. Schon seine ersten Werke, arithmetischen und astronomischen Inhalts, standen auf einer solchen Höhe, liessen einen so eigenthümlichen scharfen Geist erkennen, dass von einer ferneren wissenschaftlichen Präponderanz Frankreichs nicht mehr die Rede sein konnte.

Als der Marquis von Laplaçe, damals die höchste wissenschaftliche Autorität Frankreichs, gefragt wurde, wer der erste Mathematiker Deutschlands sei, antwortete er: „Das ist Pfaff.“

„Ich habe geglaubt, dass es Gauss wäre“, erwiderte der Frager. „Oh“, fügte Laplaçe hinzu, „Pfaff ist wohl der erste in Deutschland, aber Gauss ist der grösste Mathematiker Europa's.“

Die von Newton und Leibniz erfundene höhere Analysis gestattete den Mathematikern, nachdem die Hebel eines Problems einmal angesetzt waren, ohne erheblichen Gedankenaufwand formell weiter zu rechnen und erst am Schlusse die Bedeutung der Rechnungsresultate festzustellen. Es ist Gauss' Verdienst, dieser nicht immer streng zu rechtfertigenden und meistens auf Umwegen zum Ziele gelangenden analytischen Methode die

schon im griechischen Alterthume angewandte synthetische entgegengesetzt zu haben. Nicht durch Heranziehung äusserer Hülfsmittel, sondern durch möglichst tiefes Eindringen in die Sache selbst suchte er sein Ziel zu erreichen.

Die so gewonnene anschauliche Klarheit und Strenge seiner Methoden, die logische Schärfe seiner Definitionen, deren ungeheure Tragweite vielfach erst spätere Untersuchungen erwiesen haben, die Originalität und Fülle seiner Gedanken, die Grossartigkeit der gewonnenen Resultate erheben Gauss zu dem ersten Forscher auf diesen Gebieten, der weitaus seine Zeitgenossen überstrahlt und wohl nur mit Newton und Archimedes verglichen werden kann. Viele bedeutende Männer haben seitdem, in seinem Geiste fortarbeitend, neue Gebiete mit grossem Erfolge angebaut: Er aber ist es, der dem jüngsten Aufschwunge der exacten Wissenschaften den Stempel seines Genius aufgedrückt hat.

Von Allen, welche diese Wissenschaften pflegen, von Allen, welche die Segnungen derselben zu würdigen vermögen, wird heute der Name Gauss in dankbarer Verehrung genannt.

Uns Braunschweiger aber drängt es mehr als alle Anderen, seiner zu gedenken, denn in dem unscheinbaren Hause der Nördlichen Wilhelmsstrasse, welches an diesem Tage im Festschmucke prangt, wurde Carl Friedrich Gauss heute vor 100 Jahren geboren. Es muss uns mit freudigem Stolze erfüllen, dass von unserer Vaterstadt das Licht ausging, welches seitdem die wissenschaftliche Welt so glänzend durchstrahlt hat.

Nur mit Zagen unternehme ich die Aufgabe, dieser hochansehnlichen Versammlung Gauss' Leben und Wirken wenigstens in den Hauptzügen zu vergegenwärtigen. Seine äusseren Erlebnisse sind freilich bald erzählt. Ausser einigen auf Original-Documenten beruhenden sehr verdienstlichen Mittheilungen, welche kürzlich von bewährter Hand in den hiesigen Blättern veröffentlicht wurden, liegt darüber eine Schrift: „Gauss zum Gedächtniss" von dem nun auch heimgegangenen Prof. Sartorius von Waltershausen vor. Der Verfasser, ein jüngerer Freund von Gauss, stützt sich auf persönliche Erinnerungen und Gauss' eigene Mittheilungen, so dass häufig die unmittelbare Wiedergabe seiner stets von warmer Verehrung eingegebenen Worte geboten ist. Gauss' wahre innere Lebensgeschichte ist freilich in seinen Werken niedergelegt. Wie liesse sich aber die Frucht eines 78jährigen, in steter Gedankenarbeit verbrachten Lebens überhaupt kurz darstellen? Sind doch auch unter den jetzt Lebenden nur Wenige berufen, über die gesammte Wirksamkeit von Gauss, die sich auf alle Theile der Mathematik, auf Mechanik, Geodäsie, Physik und Astronomie erstreckt, ein gültiges Urtheil abzugeben. Nur die hauptsächlichsten Resultate derselben werden daher hier zur Erwähnung kommen können.

Gauss' Vater, der den Titel eines Wasserkunstmeisters führte, versah vielerlei Geschäfte; er betrieb Gärtnerei, war Messhelfer und Rechnungsführer der Todtenkasse, welches letztere Amt auch auf den älteren

Stiefbruder von Gauss, Georg, überging, der 1854 hier verstorben ist. Gauss' Mutter, Dorothea, war die Tochter des Steinhauers Christoph Benze in Völpke; sie wird als eine vortreffliche Frau von natürlichem Verstande, heiterem Sinn und festem Charakter geschildert. Wie so häufig bei grossen Männern, scheint auch auf Gauss die Mutter grösseren Einfluss als der höchst ehrenwerthe aber äusserlich rauhe Vater gehabt zu haben; sie hing mit unbeschreiblicher Verehrung an ihrem grossen Sohne und starb erst 1839 im hohen Alter von 97 Jahren auf der Sternwarte zu Göttingen, wo sie die letzten 22 Jahre ihres Lebens unter treuer Pflege gewohnt hatte.

Fast hätte die Parze dem kleinen Gauss schon in frühester Jugend den Lebensfaden durchschnitten. Die jetzige Nördliche Wilhelmsstrasse durchfloss damals ein offener, mit der Oker in Verbindung stehender Canal, der Wendengraben; der kleine unbeaufsichtigt daran spielende Knabe fiel hinein und wurde, eben vor dem Ertrinken, wie durch die Hand der Vorsehung gerettet. Schon in den ersten Lebensjahren gab Gauss die ausserordentlichsten Beweise seiner geistigen Fähigkeiten. Als Gauss' Vater einst mit seinen Gesellen, welche mehrfach nach Feierabend gearbeitet hatten, die Sonnabendsrechnung abschloss und im Begriff stand, auszuzahlen, erhob sich der kaum 3jährige Knabe von seinem Lager und rief: „Vater, die Rechnung ist falsch, es macht so viel!"

Gauss besuchte von 1784 an die Catharinen-Volksschule, die damals unter der Leitung eines gewissen Büttner stand. Als er 2 Jahre darauf in die Rechenklasse eingetreten war, wurde den Kindern aufgegeben, eine Reihe aufeinander folgender Zahlen, etwa von 1 bis 40 zu addiren; wer seine Rechnung fertig hatte, musste seine Tafel auf dem Klassentisch legen. Gauss hatte nach kurzem Besinnen das Resultat hingeschrieben und die Tafel mit den Worten: „Da ligget se!" hingeworfen, während die anderen Schüler sich in den mühsamsten Rechnungen ergingen und erst lange nachher fertig wurden. Wider Büttner's Erwarten war Gauss' Resultat ganz richtig. Der geniale Knabe hatte sofort bemerkt, dass 1 und 40 ebensoviel giebt als 2 und 39, oder 3 und 38, oder wie alle diejenigen Zahlen, die gleich weit vom Anfang und Ende abstehen. Solcher Paare, deren Summe 41 beträgt, waren aber 20 vorhanden, mithin musste die ganze Summe 20×41, also 820 betragen. Der neunjährige Gauss hatte also das Summations-Princip für arithmetische Reihen auf den ersten Blick erkannt und angewendet.

Büttner zur Seite stand ein junger Mann Namens Bartels, der sich sehr für mathematische Studien interessirte und für sich und den jungen Gauss Bücher herbeizuschaffen wusste, so dass nun Beide gemeinsam an ihrer Weiterbildung arbeiten konnten. Auch für Bartels, mit welchem Gauss stets freundschaftlich verbunden blieb, ist dieses Streben nicht erfolglos gewesen; nachdem er am Carolinum studirt, bekleidete er verschiedene Stellungen und starb 1836 als Professor der Mathematik an der Universität Dorpat.

Bartels gebührt das Verdienst, verschiedene einflussreiche Persönlichkeiten auf den jungen Gauss aufmerksam gemacht zu haben. Zunächst den Geheimen Etatsrath v. Zimmermann, welcher damals Professor der Mathematik und Physik am Carolinum war. Sodann den Geheimen Rath Feronce von Rothenkreuz. Beide Männer empfahlen dem Herzoge Carl Wilhelm Ferdinand den talentvollen Knaben, welcher inzwischen das Gymnasium Catharineum bezogen hatte, und im Jahre 1791 wurde Gauss zuerst bei Hofe vorgestellt.

Der scharfe Blick des edlen und weisen Fürsten, dem unser Land so viel verdankt, erkannte sofort die hohe Bedeutung des genialen Jünglings und würdigte denselben von diesem Augenblicke an seiner besonderen Fürsorge. Vom Herzoge unterstützt, bezog Gauss im Jahre 1792 das Collegium Carolinum, in dessen Matrikelbuch er sich unter No. 462 als Johann Friedrich Carl Gauss einzeichnete.

Unsere Anstalt verfolgte damals den doppelten Zweck, jungen Männern eine umfassendere Vorbildung für die Universität zu geben, zugleich ihren Charakter selbständiger und reifer zur Entwickelung zu bringen, als damals den Gymnasien möglich war, und andererseits auch solche, die nicht eigentliche gelehrte oder Facultätsstudien betreiben wollten, für ihren zukünftigen Beruf als Officiere, Kaufleute, Bau-, Bergbau-, Forstbeamte etc. geschickt zu machen. Es ist zu vermuthen, dass Gauss die erst erwähnte Richtung verfolgte und ausser mathematischen und physikalischen, hauptsächlich philologische und historische Studien betrieb. Die früher mit dem Carolinum verbundene Pensions-Anstalt war kurz vorher aufgehoben worden. Gauss hat also nicht mehr im Gebäude der Anstalt gewohnt. Von den damaligen Professoren, deren Unterricht er muthmasslich benutzt, sind zu nennen: Eschenburg, Ebert, Bouteny, Emperius, v. Zimmermann, Knoch und Lueder.

Im Herbste 1795 verliess Gauss das Carolinum und begab sich am 11. October nach Göttingen, noch unentschlossen, ob er sich mehr der Philologie oder den mathematischen Wissenschaften zuwenden sollte. In der That hörte er anfangs philologische Collegia bei Heyne, während ihn Kästner's mathematische Vorträge weniger ansprachen. Charakteristisch ist seine Aeusserung: Kästner ist der erste Mathematiker unter den Dichtern, und der erste Dichter unter den Mathematikern. Gauss' selbständige mathematische Forschungen, durch das Studium von Newton, Euler und Lagrange angeregt, hatten ihn aber bald so weit geführt, dass er klar seinen Beruf erkannte und fortan der Mathematik sein Leben zu weihen beschloss. Am 30. März 1796 entdeckte er, einer handschriftlichen Notiz in seinem eigenen Exemplare der *Disquisitiones* zufolge, die Theorie der Kreistheilung. Schon die alten griechischen Mathematiker hatten dem Kreise ein Dreieck, ein Viereck, ein Fünfeck, sowie alle diejenigen regelmässigen Polygone einbeschreiben können, deren Seitenzahl durch Multiplication mit 2 aus den eben genannten hervorgeht.

Seit fast 2000 Jahren hatte diese Lehre keine Erweiterung erfahren. Gauss aber setzte fest: Wenn 2 beliebig oft mit sich selbst multiplicirt, und noch 1 addirt wird, und die so gebildete Zahl ist durch kleinere nicht theilbar, so kann der Kreisumfang durch geometrische Construction mit Zirkel und Lineal in die entsprechende Anzahl gleicher Theile getheilt werden. Es kann demgemäss das regelmässige 17eck, das 257eck u. s. w. dem Kreise einbeschrieben werden. Hätte der junge Student, der eben am Ende seines ersten Semesters stand, nur eine solche Theilung aufgefunden, er wäre dadurch für alle Zeiten berühmt geworden; so aber fand er zugleich das Gesetz, von welchem überhaupt die genaue Theilung des Kreises abhängt, und selbst dieses Gesetz erscheint nur als ein besonders schönes Resultat seiner tiefgehenden Untersuchungen über die Theorie der Zahlen. Er musste bereits im Besitze der Hauptlehren der *Disquisitiones Arithmeticae* sein, um den ungeahnten Zusammenhang zwischen diesen Theilen der höheren Algebra und der Lehre vom Kreise aufdecken zu können.

Die nächsten Jahre waren der Weiterführung und Vervollkommnung dieses Werkes gewidmet, und nachdem Gauss im Herbste 1798 seine Studien in Göttingen vollendet hatte, kehrte er nach Braunschweig zurück, um sogleich Hand an die Herausgabe der *Disquisitiones* zu legen; sie wurden im Jahre 1801, nachdem sich der Druck durch 3 Jahre hingezogen hatte, veröffentlicht. Durch die Munificenz des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand ist die Herausgabe ermöglicht worden und Gauss hat seinem grossmüthigen Beschützer sein erstes grosses Werk mit Worten des wärmsten, ehrfurchtsvollsten Dankes gewidmet. Inzwischen hatte Gauss Zeit gefunden, einige kleinere Arbeiten zu vollenden, er lieferte den ersten strengen Beweis für den Satz, dass jede Gleichung *n*ten Grades auch *n* reelle oder complexe Wurzeln haben müsse und wurde auf Grund desselben im Jahre 1799 in Helmstedt *in absentia* zum Doctor promovirt. Von nun an lebte Gauss als Privatgelehrter in Braunschweig. Hätte der Herzog Gauss' Fähigkeiten unmittelbar verwerthen, die reiche Saat, die er gesäet, nun auch ernten wollen, er hätte mit ihm ein Lehramt an der Universität Helmstedt oder dem Carolinum glänzend besetzen können. Dass er dieses nicht gethan, dagegen Gauss durch Aussetzung eines Jahrgehalts die Mittel gewährt hat, in voller Musse und ohne zeitraubende Verpflichtungen ganz seinen wissenschaftlichen Forschungen zu leben, beweist, wie sehr der Fürst die hohe Bedeutung des jungen Gelehrten gewürdigt hat. Der Geheime Etatsrath v. Zimmermann schrieb damals an den Astronomen v. Zach:

„Dabei wird es Ihnen nicht unlieb sein zu wissen, dass Dr. Gauss daneben ein sehr edeldenkender, höchst uninteressirter junger Mann ist.

Als ich ihm ankündigte, dass unser vortrefflicher Herzog ihm von freien Stücken eine Pension von 400 Thlr. bewillige, sagte er:

„Aber ich habe es ja nicht verdient, ich habe noch nichts für das Land gethan", und eben deswegen wollte er nun auf seine Kosten einen Sextanten kaufen, um Ortsbestimmungen damit vorzunehmen."

Gauss' bisherige Forschungen bewegten sich auf so schwierigen und entlegenen Gebieten der Mathematik, dass nur ein kleiner Kreis von Fachgenossen dieselben zu würdigen vermochte. Einer andern Leistung, und zwar auf dem Gebiete der Astronomie, war es vorbehalten, seinem Namen europäischen Ruf zu geben. Am ersten Tage des neuen Jahrhunderts erblickte der Astronom Piazzi zu Palermo im Sternbilde des Widders einen kleinen Stern 8ter Grösse, der seinen Ort gegen die übrigen merklich veränderte, und folglich unserem Sonnensysteme angehören musste. Er hielt ihn anfangs für einen Kometen, verfolgte ihn, bis eingetretene schlechte Witterung die weitere Beobachtung unmöglich machte, und gab mehreren Astronomen, unter anderen Bode in Berlin und Oriani in Mailand, Nachricht von seiner Entdeckung. Da aber Gauss den Telegraphen noch nicht erfunden hatte, und die Nachricht selbst Mailand erst nach 71 Tagen erreichte, so war unterdessen der Stern den Strahlen der Abendsonne zu nahe gerückt, um noch beobachtet werden zu können, und der glückliche Fund schien trotz der eifrigsten Nachforschungen der Astronomen verloren zu sein. Dass dieses Fehlschlagen aller Bemühungen nach dem damaligen Standpunkte der theoretischen Astronomie nicht zu verwundern war, setzt Gauss selbst folgendermassen auseinander: „Die Aufgabe, aus den, nur eine mässig lange Zeit hindurch von der Erde aus beobachteten Bewegungen eines Himmelskörpers, von dem man nichts weiter weiss, als dass er in einem Kegelschnitte nach den Kepler'schen Gesetzen sich um die Sonne bewegt, dessen Bahn mit hinreichender Genauigkeit zu bestimmen, war bisher eigentlich noch nie auf eine ernstliche Art bearbeitet. Der Grund dieser Vernachlässigung eines Problems, welches unstreitig schon an sich von einem hohen Interesse ist, scheint zum Theil in dem Umstande zu liegen, dass diejenigen Geometer, welche sich mit jenem Problem beschäftigten, mit den Kräften und Bedürfnissen der Ausübung nicht vertraut genug waren, hauptsächlich aber wohl darin, dass die Geschichte der Astronomie noch keinen Fall aufgestellt hatte, wo das Bedürfniss einer angemessenen Auflösung der Aufgabe recht dringend, und ihr Nutzen recht fühlbar gewesen wäre. In der That, als Kepler nach Entdeckung seiner Gesetze die Bestimmung der Dimensionen der Bahnen der damals bekannten Planeten unternahm, stand ihm, ausser den schon sehr genau bekannten mittleren Bewegungen, ein Schatz von guten und vieljährigen tychonischen Beobachtungen zu Gebote, aus welchen er nur auswählen durfte, was er zur Anwendung seiner zwar schönen, aber doch speciellen und verhältnissmässig kunstlosen Methoden jedesmal nöthig fand."

Nachdem nun Gauss dargelegt, weshalb bei den in einer Parabel sich bewegenden Kometen, und auch bei dem im Jahre 1781 entdeckten Planeten Uranus, welcher nahezu eine Kreisbahn verfolgt, die Schwierigkeiten auch nicht erheblich waren, fährt er folgendermassen fort: „Ganz anders aber verhielt es sich mit der im Jahre 1801 entdeckten Ceres. Dieser Weltkörper zeigt sich nur als Sternchen 8ter Grösse, ist nur mit Mühe und bei genauer Kenntniss seines jedesmaligen Platzes aus dem

zahllosen Heere ganz ähnlicher Fixsterne herauszufinden: der Entdecker hatte ihn nur während des kurzen Zeitraums von 41 Tagen beobachtet und, als die Entdeckung in dem übrigen Europa bekannt wurde, war er bereits in den Sonnenstrahlen verloren, um erst nach einem Jahre in einer ganz verschiedenen Himmelsgegend wieder sichtbar zu werden. Jetzt galt es die möglich genaueste Vorhersagung des Orts und diese musste blos auf die wenigen vorhandenen Beobachtungen und strengen Calcül, ohne unsichere Hypothesen, gegründet werden. Mehrere Astronomen versuchten die einfachste Hypothese einer Kreisbahn, mit der sich die Beobachtungen freilich nur in eine unvollkommene Uebereinstimmung bringen liessen: in der That hat der Erfolg nachher bestätigt, dass diese Kreishypothese schon im Jahre 1801 um 11 Grade von dem wahren Orte des Planeten abwich, und diejenigen Astronomen, welchen das Glück zu Theil ward, denselben wieder aufzufinden, haben selbst erklärt, dass diese Wiederauffindung nach einer so fehlerhaften Hypothese unmöglich gewesen sein würde. Dem Verfasser des vorliegenden Werkes hatten sich im Sommer 1801, bei Gelegenheit einer ganz andern Beschäftigung, einige Ideen dargeboten, die ihm zu einer Auflösung des allgemeinen Problems führen zu können schienen. Der Erfolg seiner Arbeit ist bekannt. Die bis dahin nicht geahnte Möglichkeit, aus einer kurzen Reihe von Beobachtungen eines Planeten eine schon sehr genäherte und zu seiner Wiederauffindung nach einem grössern Zeitraume überflüssig genaue Bestimmung seiner Bahn zu machen, war dadurch auf's Schönste erwiesen und die Brauchbarkeit der angewandten Methode bewährt: und wenn über die Allgemeinheit dieser Brauchbarkeit noch Zweifel hätten übrig bleiben können, so sind diese durch ebenso glückliche Erfolge bei drei anderen, seitdem entdeckten neuen Planeten auf das Vollkommenste weggeräumt."

In der von Gauss berechneten Ellipse wurde nun der neue Planet in den letzten Tagen des Jahres 1801 von Zach und am 1. Januar 1802 von Olbers „wie ein Sandkörnlein am Meeresstrande" wieder aufgefunden. Zach, dem der eben erwähnte Ausdruck entstammt, schreibt weiter darüber: „Die Ceres ist jetzt leicht aufzufinden und kann nun nimmer wieder verloren gehen, da die Ellipse des Dr. Gauss zur Bewunderung genau mit der Stellung des Planeten übereinkömmt. Nur diejenigen, welche aus der Theorie wissen, wie schwierig es ist, aus so dürftigen Datis, wie die Piazzi'schen vierzigtägigen Beobachtungen es waren, und aus einem so kleinen beobachteten Bogen von 9 Graden auf eine ganze Bahn von 360 Graden zu schliessen, werden das Talent, die Geschicklichkeit und das scharfsinnige Combinationsvermögen des Dr. Gauss gehörig schätzen und bewundern."

Sowie aus einem einzigen aufgefundenen Knochen das ganze Skelett eines vorweltlichen Thieres bestimmt werden kann, so kann nach Gauss' Methoden aus einem geringen Theile seiner Bahn der ganze fernere Verlauf eines Planeten oder Kometen mit staunenswerther Sicherheit vorhergesagt werden.

Unablässig ist Gauss Jahre hindurch bemüht gewesen, die Bahnelemente der Ceres Ferdinandea auf Grund der neu einlaufenden Beobachtungen neu zu berechnen und zu verbessern. Ohne die beispiellose Genauigkeit seiner Rechnungen hätte auch leicht die verlorene Ceres mit dem bald darauf in ihrer Nähe von Olbers entdeckten Planeten Pallas verwechselt und eine heillose Verwirrung hervorgerufen werden können. Demnächst wurden nun auch die Juno und Vesta entdeckt und Gauss unterzog sich auf's Neue den eben so schwierigen als mühevollen Bahnberechnungen. Seit jener Zeit sind die aufgefundenen kleinen Planeten sehr zahlreich geworden, ein neuer Ankömmling erregt kaum mehr Verwunderung; damals aber war Jahrtausende hindurch, bis auf Herschel's Entdeckung des Uranus, kein Fortschritt in der Kenntniss dieses Theiles unseres Sonnensystems zu verzeichnen gewesen. Die Entdeckung und Wiederauffindung der Ceres und die wissenschaftliche Bewältigung der theoretischen Probleme durch Gauss erregten daher das grösste und gerechteste Aufsehen und die vollste Bewunderung der ganzen gebildeten Welt.

Es darf nicht Wunder nehmen, dass Gauss nun auch von allen Seiten die ehrendsten Anerkennungen zu Theil wurden. Vom *Institut de France* wurde ihm die von Lalande gestiftete Medaille verliehen. Die russische Regierung suchte ihn sogar für die Petersburger Sternwarte und Akademie zu gewinnen. Das Verhältniss von Gauss zu seinem Herzoge war aber ein zu nahes, als dass jener darauf hätte eingehen können. Auch widersetzte sich der Herzog, als er im Frühjahr 1806 in diplomatischer Mission in Petersburg war, entschieden einem solchen Ansinnen, verbesserte aber nach seiner Rückkehr Gauss' äussere Stellung durch eine Gehaltserhöhung. Bei dieser Gelegenheit sah Gauss seinen Fürsten, der ihm 14 Jahre hindurch ein gnädiger Beschützer und väterlicher Freund gewesen war, zum letzten Male: bald darauf wurden die Schlachten von Jena und Auerstädt geschlagen, welche für unser Land und unser edles Fürstenhaus so verhängnissvolle Folgen hatten. Gauss, der damals am Steinwege wohnte, sah eines Morgens im Spätherbst einen langgebauten Krankenwagen aus dem Thore des Schlossparkes hinausfahren, der sich langsamen Schrittes gegen das Wendenthor zu bewegte. In demselben lag der tödtlich verwundete Herzog, den man nach Altona führte, um ihn vor unwürdiger Gefangenschaft zu retten. In Ottensen hauchte er am 10. November 1806 seinen erhabenen Geist aus, von dem ganzen Lande und besonders von dem auf's Tiefste erschütterten Gauss ehrfurchtsvoll betrauert.

Schon vom Jahre 1802 an hatte man von Göttingen aus Versuche gemacht, Gauss für die dort im Bau begriffene Sternwarte und den Lehrstuhl der Astronomie zu gewinnen. Trotz Olbers' eifrigen Bemühungen hatte Gauss mehrfach abgelehnt, jetzt aber war das Band gelöst, das Gauss so lange an Braunschweig gefesselt hatte; die Fremdherrschaft war über das Land hereingebrochen; jetzt endlich entschloss sich Gauss, die Stellung in Göttingen anzunehmen, welche insofern seinen Wünschen völlig entsprach, als sie ihn zur Direction der Sternwarte und nur zu

wenigen Vorlesungen verpflichtete, dagegen ihm reichliche Zeit zu seinen wissenschaftlichen Forschungen gewährte. Er traf am 21. November 1807 in Göttingen ein, um es nie oder doch nur auf kurze Zeit wieder zu verlassen.

Es ist noch zu erwähnen, wie sich seine Familienverhältnisse inzwischen gestaltet hatten. Am 9. October 1805 hatte sich Gauss mit Johanne Osthoff aus Braunschweig vermählt. „Das Leben steht wie ein ewiger Frühling vor mir!“ schrieb er in dieser Zeit an einen Freund: in der That liess ihn sein für jede reine Freude empfängliches Gemüth das vollste, ungetrübteste Glück in dieser Ehe finden. Aus derselben sind drei Kinder hervorgegangen, sein ältester Sohn Joseph (später Oberbaurath in Hannover), seine Tochter Minna, welche später mit dem berühmten Professor Ewald verheirathet war, und Louis, welcher früh verstarb und in Folge von dessen Geburt Gauss am 11. October 1809 seine geliebte Gattin verlor. Die Sorge um seine verwaisten kleinen Kinder veranlasste ihn bald darauf zu einer zweiten Verbindung, er verheirathete sich am 4. August 1810 mit der Tochter des Hofraths Waldeck zu Göttingen, welche ihm noch zwei Söhne und eine Tochter schenkte. Diese glückliche Gestaltung seiner Häuslichkeit trug noch dazu bei, ihn in Göttingen zu fesseln und veranlasste ihn mit, einen bald darauf von Berlin aus ergangenen ehrenvollen Ruf abzulehnen.

In der ersten Zeit seines Göttinger Aufenthaltes wurde in Folge der französischen Occupation des Landes der Universität eine schwere Contribution auferlegt, von welcher auf Gauss, der noch keinen Gehalt bezogen hatte, 2000 Frcs. entfielen. Olbers in Bremen hatte Gauss sofort diese Summe, die dieser aus eigenen Mitteln kaum zu erschwingen vermochte, zur Verfügung gestellt; Laplace in Paris hatte dieselbe dort für ihn eingezahlt. Dass Gauss Beider Hülfe dankend, aber bestimmt ablehnte, wirft ein schönes Licht auf seinen selbständigen Charakter. — Seines Landesfürsten Unterstützung, durch welche dieser der Wissenschaft einen unermesslichen Dienst erwies, hatte er unbedenklich angenommen. Anderen gegenüber kannte dagegen sein Zartgefühl keine Grenzen.

In Göttingen legte Gauss zunächst Hand an die Herausgabe seines unsterblichen Werkes: *Theoria motus corporum coelestium.* Es handelte von der Berechnung der Bahnen, welche die Kepler'schen Gesetze den Planeten und Kometen unseres Sonnensystems anweisen. Es ist wieder bemerkenswerth, dass die Triumphe, die er durch seine Bahnbestimmungen schon in Braunschweig gefeiert hatte, nicht einzelnen geschickt combinirten Rechnungen, sondern einer umfassenden Theorie zu verdanken sind, deren Grundzüge er schon in früheren Jahren festgestellt und, durch die unmittelbaren Anwendungen angeregt, immer weiter ausgebildet hatte. Auch dieses wunderbare Gebäude ist bereits in Braunschweig aufgeführt, dagegen in Göttingen nur zur letzten Formvollendung gebracht worden. Wir können nicht nur darauf stolz sein, dass er in unseren Mauern geboren wurde, sondern noch mehr darauf, dass er sich hier zu seiner ganzen Grösse entwickelt und die beiden Hauptwerke seines Lebens, auf den Gebieten

der höheren Arithmetik und der theoretischen Astronomie, in Braunschweig geschaffen hat.

Nach beiden Richtungen hin hat Gauss auch ferner bedeutende Arbeiten veröffentlicht, welche einzeln hier aufzuführen unmöglich ist. In Göttingen eröffnete sich ihm aber noch ein anderes Feld der Thätigkeit, das der Beobachtung und Messung, welches er in Braunschweig, wo ihm nur ein Sextant zu Gebote stand, wenig cultiviren konnte.

In den exacten Naturwissenschaften ist der Weg, der zur Erkenntniss führt, ein sehr langer: es sind directe Beobachtungen anzustellen, aus welchen durch numerische Rechnungen die gesuchten Facta sich ergeben, wie z. B. aus den einzelnen Positionen eines Planeten seine Bahn. Aus den gefundenen Thatsachen ist ein dieselben umfassendes Gesetz abzuleiten, die Planeten z. B. entsprechen den Kepler'schen Gesetzen; endlich ist aus jenen Gesetzen auf die Ursache derselben zurückzuschliessen, wie Newton die Kepler'schen Gesetze durch die allgemeine Gravitation erklärt hat. Auf allen vier Stufen der Forschung hat Gauss Bedeutendes geleistet: derselbe Mann, der den tiefsten Speculationen nachging, war nicht nur gleichzeitig ein unermüdlicher und erfolgreicher Beobachter, er ersann sogar neue Messinstrumente und vervollkommnete die vorhandenen. Mit der Verbesserung des Fernrohres hat er sich eifrig beschäftigt, seine dioptrischen Untersuchungen sind bahnbrechend.

Hatte Gauss möglichst vollkommene Beobachtungen erzielt, so ging er nun in der Ausbeutung derselben bis an die äusserste Grenze; nicht nur, dass er den numerischen Calcul mit vollendeter Meisterschaft beherrschte, er combinirte auch die vorliegenden Beobachtungen in scharfsinniger Weise, um möglichst günstige Resultate zu erzielen. Das vorzüglichste Mittel hierfür ist die von ihm erfundene und in mehreren Abhandlungen begründete Methode der kleinsten Quadrate. Gewisse Beobachtungsfehler sind immer unvermeidlich, weil unsere Sinne, wie auch die Messinstrumente mit Mängeln behaftet sind. Wenn eine einzige Grösse wiederholt beobachtet wird, so liefert bekanntlich das sogenannte arithmetische Mittel den zuverlässigsten Werth derselben. Liegen aber verschiedenartige Beobachtungen vor oder soll auf andere als die direct gemessenen Grössen geschlossen werden, so gilt das Gesetz, dass die Quadratsumme der Abweichungen der beobachteten von den durch die Rechnung bestimmten Werthen so klein wie möglich werden muss; daher der freilich nicht ganz zutreffende Name. Durch drei beobachtete Positionen eines Planeten z. B. würde seine Bahn bei absolut richtigen Messungen vollkommen zu bestimmen sein. Liegen aber zehn verschiedene Beobachtungen desselben vor, so würden alle aus je drei derselben berechneten Bahnen der unvermeidlichen Beobachtungsfehler halber von einander abweichen. Die zuverlässigste Bahn dagegen stimmt vielleicht mit keiner der beobachteten Positionen vollständig überein, sie muss aber die Eigenschaft haben, dass die Quadratsumme ihrer Abweichungen von den einzelnen Positionen ein Minimum werde. Gauss hat diesen wichtigen Satz schon

1795 als Student gefunden und seitdem fortwährend benutzt; da er denselben aber erst 1809 in der *Theoria motus* veröffentlichte, so musste er es erleben, dass Legendre, welcher gleichfalls und unabhängig von Gauss darauf geführt worden war und ihn schon 1806 publicirt hatte, Prioritätsansprüche erhob.

Nächst den eigentlichen astronomischen Arbeiten beschäftigte Gauss nach dieser Richtung hin hauptsächlich die hannoversche Gradmessung und Triangulation.

Der Astronom Schumacher in Altona hatte eine solche für Dänemark in Angriff genommen, wobei der Bogen von der Spitze Jütlands bis Altona reichend, festgelegt wurde. Auf Gauss' Betreiben wurde im Anschluss daran die Vermessung Hannovers ausgeführt. Von einer Basis ausgehend, welche schon Schumacher im südlichen Holstein mit möglichster Sorgfalt und in Gauss' Gegenwart bestimmt hatte, wurde eine Kette grosser Dreiecke durch genaue Winkelmessungen festgelegt, durch welche die Endpunkte Altona und Göttingen in Verbindung gesetzt und ihre Entfernung sehr scharf bestimmt werden konnte. Da durch astronomische Messungen auch der Breiten- und Längenunterschied beider Sternwarten zu ermitteln war, so konnte auf die Grösse der Meridiane an dieser Stelle der Erdoberfläche und somit auch auf die Gestalt der Erde geschlossen werden. Dieses Ziel verfolgte die Gradmessung. Da die erwähnten grossen Dreiecke, zwischen sorgfältig gewählten Aussichtspunkten verlaufend, mit äusserster Schärfe bestimmt waren und das ganze hannoversche Land, auch Braunschweig und selbst noch einen Theil von Thüringen überdeckten, so war in ihnen die Grundlage für eine genaue Landesvermessung gewonnen. An die grossen Dreiecke konnten kleinere geschlossen und so allmälig alle geographisch bemerkenswerthen Punkte festgelegt werden. Von dem Umfange dieser mustergültigen Messung, welche der Hauptsache nach in den Jahren 1819 bis 1828 ausgeführt wurde, mag die Angabe eine Vorstellung geben, dass über 3000 Punkte durch je zwei Zahlen, sogenannte Coordinaten, bestimmt wurden und dass jede einzelne derselben vielfache Messungen und umfangreiche Rechnungen erforderte.

Gauss wurde durch diese Vermessung zu neuen Forschungen angeregt. Die enorme Grösse der Hauptdreiecke machte besondere Signalisirungen nöthig, um beispielsweise den Inselsberg im Thüringer Walde vom Brocken aus scharf sehen zu können. Da die bis dahin üblichen Signale in keiner Weise ausreichten, so wurde Gauss auf die Erfindung des Heliotropen geführt. Er hatte bemerkt, dass die Fensterscheiben eines Thurmes die Strahlen der Abendsonne spiegeln und dadurch oft auf weite Entfernungen hin fast wie ein glänzender Stern sichtbar werden. Wie konnte nun aber der Sonnenstrahl zu jeder Tageszeit benutzt und nach einem beliebigen festen, in der Fernrohraxe erscheinenden Punkte hingelenkt werden? Gauss ermöglichte dieses durch eine höchst sinnreiche Combination zweier auf einander senkrechten Spiegel, welche er vor der Fernrohraxe anbrachte. Die Signale sind so glänzend, dass Gauss halb

im Scherze von der Möglichkeit sprach, sich mit ihrer Hülfe mit den Bewohnern des Mondes, falls solche existirten, in telegraphische Verbindung zu setzen.

Auch die Messungsmethoden, insbesondere die Uebertragung des gemessenen ebenen Dreiecks auf das Erdsphäroid und die Abbildung der krummen Erdoberfläche in der Karten-Ebene, so dass die kleinsten Theile einander ähnlich werden, haben Gauss längere Zeit beschäftigt. Seine Abhandlungen über krumme Oberflächen und über Gegenstände der höheren Geodäsie haben neue Grundlagen für die theoretische und angewandte Geometrie geschaffen.

Als Gauss, einer Einladung Alexander von Humboldt's folgend, im Jahre 1828 die Naturforscherversammlung in Berlin besuchte, lernte er dort den damals noch sehr jungen Physiker Wilhelm Weber kennen, welcher jetzt zu den Koryphäen der Wissenschaft zählt; er veranlasste bald darauf dessen Berufung nach Göttingen (1831) und wendete sich von nun an mit Vorliebe physikalischen Fragen, insbesondere der Untersuchung des Erdmagnetismus zu. Durch das einmüthige Zusammenwirken beider innig befreundeten Männer sind in den nächsten zehn Jahren Resultate erzielt worden, welche die physikalische Welt mit Staunen und Bewunderung erfüllt haben. Bis dahin war vorwiegend die Abweichung der Magnetnadel vom Meridiane, die Declination, weil sie für die Schifffahrt von höchster praktischer Wichtigkeit ist, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Stellen der Erdoberfläche gemessen worden. Gauss hielt es der Würde der Wissenschaft für angemessen, die Abweichung der magnetischen Kraft von der Verticalen und ihre Stärke, die sogenannte Inclination und Intensität, mit derselben Sorgfalt zu bestimmen. Er ersann zunächst ein neues Instrument, das Magnetometer, mit Hülfe dessen die Declination und zugleich die Intensität mit ausserordentlicher Schärfe gemessen werden konnten. Es wurde nun auf seine und Alexander von Humboldt's Anregung ein Magnetischer Verein gebildet, um zu bestimmten Terminen nach den von Gauss und Weber angegebenen Methoden gleichzeitige Beobachtungen an den verschiedensten Punkten der Erde anzustellen. Die von allen Seiten einlaufenden Resultate stellten zunächst unwiderleglich fest, dass die den täglichen Gang der Magnetnadel störenden Kräfte überall gleichzeitig einwirkten. Es kam nun ferner darauf an, aus den beobachteten magnetischen Wirkungen auf die Ursache selbst zurückzuschliessen und die Vertheilung der magnetischen Kräfte zu ermitteln. Gauss löste das Problem in seiner 1838 erschienenen allgemeinen Theorie des Erdmagnetismus. Den grossen Antheil Wilhelm Webers an diesen Untersuchungen näher zu erörtern, dürfte hier nicht der Ort sein; er war es, der die durch die Componenten des Erdmagnetismus erregten galvanischen Ströme zur Messung verwendete und so auch die Inclination durch schärfere als die bisherigen Methoden bestimmte.

Die Verbindung des Magnetometers mit dem Multiplicatordraht führte Gauss und Weber bald auf die Erfindung des elektromagnetischen

Telegraphen. Die erste Nachricht davon giebt Gauss am 9. August 1834 in den Göttinger gelehrten Anzeigen am Schlusse eines Berichts über das magnetische Observatorium in folgenden Worten: „Wir können hierbei eine mit den beschriebenen Einrichtungen in genauer Verbindung stehende grossartige und bisher in ihrer Art einzige Anlage nicht unerwähnt lassen, die wir unserem Herrn Professor Weber verdanken. Derselbe hatte bereits im vorigen Jahre von dem physikalischen Cabinet aus, über die Häuser der Stadt hin, bis zur Sternwarte eine doppelte Draht-Verbindung geführt, welche gegenwärtig von der Sternwarte bis zum magnetischen Observatorium fortgesetzt ist. Dadurch bildet sich eine grosse galvanische Kette, worin der galvanische Strom, die an beiden Endpunkten befindlichen Multiplicatoren mitgerechnet, eine Drahtlänge von fast 9000 Fuss zu durchlaufen hat. Diese Anlage ist ganz dazu geeignet, zu einer Menge der interessantesten Versuche Gelegenheit zu geben. Man bemerkt nicht ohne Bewunderung, wie ein einziges Plattenpaar, am andern Ende hineingebracht, augenblicklich dem Magnetstabe eine Bewegung ertheilt, die zu einem Ausschlage von weit über 1000 Scalentheilen ansteigt. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit man durch den Commutator die Richtung des Stromes und die davon abhängige Bewegung der Nadel beherrscht, hatte schon im vorigen Jahre Versuche einer Anwendung zu telegraphischen Signalisirungen veranlasst, die auch mit ganzen Wörtern und kleinen Phrasen auf das Vollkommenste gelangen. Es leidet keinen Zweifel, dass es möglich sein würde, auf ähnliche Weise eine unmittelbare telegraphische Verbindung zwischen zwei, eine beträchtliche Anzahl von Meilen von einander entfernten Oertern einzurichten; allein es kann natürlich hier nicht der Ort sein, Ideen über diesen Gegenstand weiter zu entwickeln."

Da diese Mittheilung von Gauss herrührt, so wird sein Antheil an der neuen Erfindung nicht geringer als der Wilh. Weber's gewesen sein. Hierfür spricht auch eine andere Aeusserung von Gauss, dahin gehend, dass das Verdienst der sehr schwierigen Ausführung dem Professor Weber allein gehört habe.

Bald darauf erregten die Erfinder den Strom nicht mehr durch Plattenpaare, sondern durch Induction, und damit war der elektro-magnetische Telegraph im Wesentlichen wie er jetzt ist, hergestellt.

In Folge der vollständig gelungenen Göttinger Versuche schlug der geniale Physiologe Ernst Heinrich Weber in Leipzig, Wilhelm's älterer Bruder, schon im Jahre 1835 der Direction der Leipzig-Dresdener Eisenbahn die Anlage eines elektro-magnetischen Telegraphen zwischen Dresden und Leipzig vor, dessen sofortige Ausführung übrigens an der pecuniären Lage der Gesellschaft scheiterte. Sein Bericht schliesst mit den merkwürdigen Worten: „Wenn einst die Erde mit einem Netz von Eisenbahnen und Telegraphen-Linien überzogen sein wird, so wird dieses Netz ähnliche Dienste leisten, als das Nervensystem im menschlichen Körper, theils die Bewegung, theils die Fortpflanzung der Empfindungen und Ideen blitzschnell vermittelnd."

Die weitere technische Vervollkommnung des Telegraphen scheint Gauss nicht besonders interessirt zu haben, er spricht überhaupt nur gelegentlich über dieses auf seinen wissenschaftlichen Wegen gefundene Körnchen Goldes, welches seitdem eine fast wunderbare Entwickelung aller Verkehrsverhältnisse bewirkte. Für uns aber ist es bemerkenswerth, dass eine im rein wissenschaftlichen Interesse unternommene Arbeit so wichtige praktische Resultate in ihrem Gefolge haben kann. Seitdem Galvani mit zwei aneinander gelegten Metallstäben den Froschschenkel zum Zucken brachte, seitdem Volta den elektrischen Strom nachwies, hat die Wissenschaft, unbekümmert um Anwendungen, zu ihrem eigenen Genügen, dessen Gesetze immer weiter erforscht — ohne diese Folge von rein theoretischen Untersuchungen hätten wir heute noch keinen Telegraphen.

Noch viele Gebiete, auf denen Gauss erfolgreich gewirkt hat, würden hier zu erwähnen sein, wenn nicht die dieser Mittheilung gesteckten Grenzen ein weiteres Eingehen darauf ausschlössen.

Gauss hat es verschiedentlich ausgesprochen, dass die Veröffentlichung seiner Arbeiten nur ein untergeordneter Zweck sei, dass er vielmehr nur um seiner selbst willen, d. h. aus dem innersten Berufe seiner Seele seine wissenschaftlichen Untersuchungen betreibe. *Nature, thou art my goddess, to thy laws my services are bound!* — war sein, dem Shakespeare'schen „*King Lear*" entlehnter Wahlspruch, dem er getreulich nachgelebt. Natur, du bist meine Gottheit, deinen Gesetzen sind meine Dienste geweiht. Ein anderes Motto führte er auf seinem Siegel: *Pauca sed matura!* Weniges gab er freilich nur, insofern, als er Vieles zurückbehielt, was er geistig durchgearbeitet, häufig gar nicht, manchmal nur in Form einer kurzen Notiz niedergeschrieben hatte. Die wichtigsten, völlig abgeschlossenen Entdeckungen, z. B. über elliptische Functionen, lagen oft Jahre lang ungenützt in seinem Schreibtische; entschloss er sich aber zur Veröffentlichung, so ruhte er nicht, bis auch die strengsten Anforderungen erfüllt waren. Jede seiner Schriften ist nicht nur über jeden sachlichen Einwand erhaben, sondern auch in der Darstellung und selbst in der Sprache, mochte er sich nun der deutschen oder der lateinischen bedienen, ein vollendetes Kunstwerk. Wenn auf seine äusserst knappe Ausdrucksweise, welche dem Verständnisse des Lesers in keiner Weise zu Hülfe kommt, die Rede kam, pflegte er seine Schriften mit einem Bauwerke zu vergleichen, dem man das Gerüst nicht ansehen dürfe.

Dieselbe Ehrfurcht, die wir Gauss, dem Denker schuldig sind, müssen wir auch seinem Charakter zollen. Gesetz und Ordnung erforschte und fand er in der Natur — auch in den Verhältnissen des täglichen Lebens machte er daraus seine Richtschnur: Recht und Billigkeit durchaus gewährend, aber auch fordernd. Sein grösster Genuss war die Unterhaltung mit geistig hoch stehenden Männern, seine einzige Erholung eine ausgedehnte Lectüre, besonders der deutschen und englischen Literatur. Sehr merkwürdig ist es, dass Gauss für Goethe, der gleich ihm seine Zeit überragte und plastische Klarheit mit tiefen Gedanken verband, wenig

Sympathie hatte, dagegen Jean Paul am meisten unter unsern deutschen Dichtern verehrte. An des Letzteren Streckverse erinnert der schöne Sinnspruch, den er seinem Braunschweiger Jugendfreunde, dem nachmaligen Regierungspräsidenten Eschenburg, in's Stammbuch schrieb:

„Dem Lieblinge des Himmels sind all' seine Pfade mit Rosen bestreut; er kennt keine Dornen; vergnügt blickt er zurück und mit froher Zuversicht in die entwölkte Zukunft. Die Tochter des Himmels, die Freude, ist seine unzertrennliche Gefährtin, der Kummer selbst erheitert sich bei seinem Anblicke zum sanften Lächeln; alle Herzen schlagen ihm entgegen und Jeder buhlt um seine Liebe. — Glücklich, wen der Himmel, aber glücklicher noch, wen des Himmels Liebling liebt."

Wenn Gauss auch mit warmer Theilnahme und klarem Blicke nicht nur die literarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, sondern auch die Tagesereignisse verfolgte, so stand er doch hoch erhaben über allen irdischen Interessen.

Wäre es ihm um ehrgeizige Pläne, um Güter dieser Erde zu thun gewesen, er hätte sie bei seinem Genie, bei seiner geistigen Kraft leicht erreichen können. Die Versuchung dazu hat aber keine Macht über ihn gewonnen, er hat unverrückt sein hohes Ziel, im Wissen vorwärts zu dringen, verfolgt. In edler Uneigennützigkeit hielt er an dem einfachen Leben fest, das er von Jugend auf gewohnt war, nicht nur jeden Luxus, sondern sogar die gewöhnlichen Bequemlichkeiten verschmähend. Im vollen Bewusstsein seines hohen Werthes blieb er doch stets der schlichte, einfache Gauss. Wie wenig beanspruchte er von dem, was die irdische Welt ihm hätte gewähren können, und wie reich hat er sie mit den Schätzen seines Geistes überschüttet! Und doch dürfen wir die grosse Gleichung seines Lebens als gelöst ansehen, denn die erhabene Freudigkeit im Forschen und Schaffen war ihm ein grösserer als jeder irdische Genuss, und seine Werke sichern ihm Ruhm für alle Zeiten.

Der Faden der Erzählung von Gauss' Leben muss nun wieder aufgenommen werden, wenn auch dem Gesagten nur noch Weniges hinzugefügt werden kann.

Die vielen Zeichen der Anerkennung und Verehrung, die ihm im Laufe der Jahre von allen Seiten, von Fürsten, von Universitäten und Akademien, von Freunden und Fachgenossen zuströmten, einzeln zu erwähnen, würde zu weit führen. Als er im Jahre 1849 sein fünfzigjähriges Doctor-Jubiläum in der festlich geschmückten Aula feierte, erhielt er unter zahllosen anderen Auszeichnungen auch Grüsse aus seiner Heimath, welche ihn auf's Freudigste berührten: Das Ehrenbürgerrecht seiner und unserer Vaterstadt und einen sinnigen Glückwunsch vom Collegium Carolinum.

Er selbst widmete dem Tage seine letzte Abhandlung. Indem er dasselbe Problem wie in seiner Doctor-Dissertation behandelte, schloss er den langen Kreis seiner ruhmreichen Arbeiten, das Ende an den Anfang knüpfend.

In den nächsten Jahren schon machten sich die Beschwerden des Alters bemerklich, seine felsenfeste Gesundheit, welche bis dahin jede Medicin überflüssig gemacht hatte, war erschüttert. Im Januar 1854 hatte sich sein Befinden so sehr verschlimmert, dass er den Professor Baum consultiren musste, der nach sorgfältiger Untersuchung eine Herzerweiterung erkannte. Die Krankheit nahm allmälig zu, im folgenden Winter wurde sein Zustand bedenklicher und am 23. Februar 1855 Morgens 1 Uhr führte ihn die Hand des Todes sanft in ein besseres Jenseits hinüber. Er ist entschlafen in der unerschütterlichen Ueberzeugung einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode, in dem Glauben an einen letzten Ordner der Dinge, der einen höheren Plan haben müsse, als auf der Erdkugel geistig begabte Wesen 80 oder 90 Jahre lang in Mühsal und Beschwerden existiren zu lassen. Er nahm ausser der materiellen eine rein geistige Weltordnung an und hoffte mit Zuversicht ihrer theilhaftig zu werden.

Der grosse Todte hat uns ein reiches Erbe hinterlassen. Seine sämmtlichen Werke sind in vorzüglicher Ausstattung von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen herausgegeben worden. Bei der Redaction war auch unser verehrter College Richard Dedekind betheiligt, welcher noch zu Gauss' Schülern gehört und seinem Andenken am heutigen Tage eine an die *Disquisitiones Arithmeticae* anknüpfende Abhandlung widmet.

In Gauss' Schriften sind zahllose Keime für weitere Untersuchungen enthalten. Die Wege, die er gebahnt, weiter zu wandeln, in seinem Sinne weiter zu forschen, das ist die Art, die reichen Schätze seines Vermächtnisses zu heben, sein Andenken am würdigsten zu feiern. Mögen recht viele unserer Collegen, welche sich die gleichen Gebiete erwählt haben, mögen auch später recht viele unserer Studirenden die Bahnen seines Genius verfolgen. In einem aber können wir Alle ihm nacheifern: in dem Ernst und in der Beharrlichkeit des Vorwärtsstrebens, in der vollen selbstlosen Hingabe an die Erforschung der Wahrheit, in der edlen Uneigennützigkeit und Hoheit der Gesinnung.

Möge Gauss' Standbild, welches demnächst hier erstehen und seine grossartigen Züge den kommenden Geschlechtern überliefern wird, uns Allen eine Mahnung werden, seinem erhabenen Vorbilde mit Einsetzung aller Kräfte nachzustreben!"

Zur Erinnerung
an
Wilhelm Eduard Weber.

„Die Thaten des Genius sind, wie die Quelle, aus der sie entspringen, unzerstörbar! Die Arbeiten der Wissenschaft sind freigebige Vermächtnisse grosser Geister für jeden ihres Geschlechtes, und wo man sie gern und mit Achtung aufnimmt, da werden sie dem Privatleben heilbringend und gereichen dem Staate zur Zierde und zum Schutze."

David Brewster.
Das Leben Newton's.

Die in Leipzig erscheinende „Illustrirte Zeitung" vom 25. October 1879 veröffentlichte unter der Ueberschrift:

„Zum 75. Geburtstag Wilhelm Weber's"

den folgenden Aufsatz aus der Feder eines sachverständigen Gelehrten:

„Vor genau 60 Jahren, im Winter von 1819 auf 1820, machte der dänische Physiker Oersted[1]) in seinem physikalischen Laboratorium zu Kopenhagen zufällig die merkwürdige Beobachtung, dass ein Platindraht, welcher durch einen galvanischen Strom ins Glühen versetzt war, die Nadel eines Kompasses ablenkte, sobald letzterer dem glühenden Draht genähert wurde. Bald zeigte sich, dass diese Eigenschaft auch jeder andere vom galvanischen Strom durchflossene Draht besitzt, und dass ein unmagnetisches Stück Eisen, in die Nähe eines solchen Drahts gebracht oder von ihm umwunden, sich in einen Magneten verwandelt. Durch diese Thatsachen war eine der grössten und folgenreichsten Entdeckungen des 19. Jahrhunderts, nämlich die des Elektromagnetismus, gemacht. Etwa zehn Jahre später, im November des Jahres 1831, machte der englische Physiker Faraday[2]) eine andere Beobachtung, gleichsam die um-

[1]) Hans Christian Oersted geboren 1777 am 14. August zu Rudkjöbing auf Langeland, † 1851 am 9. März in Kopenhagen.

[2]) Michael Faraday geboren 1791 am 22. September zu Newington bei London, † 1867 am 25. August in Hampton-Court.

gekehrte derjenigen von Oersted. Hatte letzterer gezeigt, dass durch strömende Elektricität, d. h. durch Elektricität in Bewegung, Magnetismus hervorgerufen werden kann, so zeigte Faraday, dass umgekehrt auch ein in der Nähe eines Metalldrahtes bewegter Stahlmagnet einen elektrischen Strom hervorzurufen vermag. Er wurde hierdurch der Entdecker der sogen. Magnetelektricität, d. h. derjenigen Erregungsart von elektrischen Strömen, deren man sich heute, dank dem erfinderischen Genius unsers Werner Siemens in Berlin, mit stets wachsendem Erfolg zur Herstellung des elektrischen Lichts und mechanischer Bewegungen bedient, welche in Gestalt der elektrischen Eisenbahn alle Besucher der letzten berliner Gewerbeausstellung in Erstaunen setzten.

Wir müssen nun unsere in Kopenhagen begonnene Reise durch die germanischen Staaten Europas über London nach Göttingen fortsetzen, um den weitern Verlauf jener merkwürdigen Kette von Entdeckungen zu verfolgen, welche die grosse Weltveränderung des 19. Jahrhunderts herbeiführten. In demselben Jahr, als Faraday mit seiner folgenreichen Entdeckung in London beschäftigt war, hatte auf Anregung des berühmten Mathematikers Gauss[1]) und durch Vermittelung Alexander v. Humboldt's ein junger, 27jähriger Physiker aus Wittenberg (dessen Bekanntschaft Gauss im Hause Alexander v. Humboldt's zuerst im Herbst des Jahrs 1828 zu Berlin gemacht hatte) einen Ruf als ordentlicher Professor der Physik nach Göttingen erhalten. Schon zwei Jahre später (1833) sehen wir diesen jungen Mann an der Seite seines 27 Jahre ältern Freundes Gauss eifrig mit physikalischen Arbeiten beschäftigt. Wen im Winter von 1833 auf 1834 sein Weg durch die alte Musenstadt führte, hätte hier und da Gruppen von kopfschüttelnden Philistern beobachten können, welche erstaunt nach der Höhe des ehrwürdigen Johannisthurms schauten, auf dem sich der junge Professor der Physik mit seinen Gehülfen zu schaffen machte. Es wurde die erste elektromagnetische Drahtleitung der Welt über einige Stangen ausserhalb der Stadt, dann über dieselbe bis zur Höhe des nördlichen Johannisthurms, von da zur Bibliothek und nach dem physikalischen Cabinet gelegt. Dieser Leitungsdraht war von Eisen und hatte eine Dicke von 2 bis 3 Millimeter. Die Länge des ganzen Drahts betrug etwa 8000 Meter.[2]) Zur Erzeugung der galvanischen Ströme in diesem Draht wurde die obige Entdeckung der Magnetelektricität von Faraday benutzt und die von Gauss entdeckte Methode der sogen. Spiegelablesung, bei welcher die kleinsten Bewegungen einer Magnetnadel durch einen mit ihr verbundenen Spiegel für das Auge sichtbar gemacht werden.

---

[1]) Karl Friedrich Gauss geboren 1777 am 30. April zu Braunschweig, † 1855 am 23. Februar in Göttingen. Porträt und Biographie s. „Ill. Ztg." Nr. 1764, 21. April 1877.

[2]) Diese Worte sowie die folgenden Angaben sind der Schrift von Sartorius von Waltershausen entnommen „Gauss zum Gedächtniss" Leipzig, S. Hirzel, 1856 (S. 63).

Wer war nun der junge 27jährige Physiker, welcher vor 47 Jahren die Göttinger zum Kopfschütteln über seine himmelstürmenden Beschäftigungen auf dem Johannisthurme veranlasste? Möge uns hierüber Gauss selber Auskunft geben. Derselbe stattete über diese Experimente am 9. August 1834 der königl. Gesellschaft der Wissenschaften folgenden Bericht[1]) ab: „Wir können hierbei eine mit den beschriebenen Einrichtungen in genauer Verbindung stehende grossartige und bisher in ihrer Art einzige Anlage nicht unerwähnt lassen, die wir unserm Hrn. Professor Wilhelm Weber verdanken. Dieser hatte bereits im vorigen Jahr von dem physikalischen Cabinet aus über die Häuser der Stadt hinweg bis zur Sternwarte eine doppelte Drahtverbindung geführt, welche gegenwärtig von der Sternwarte bis zum magnetischen Observatorium fortgesetzt ist. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit man die Bewegung der Nadel beherrscht, hatte schon im vorigen Jahr Versuche einer Anwendung zu telegraphischen Signalisirungen veranlasst, die auch mit ganzen Wörtern und kleinen Phrasen auf das vollkommenste gelangen. Es leidet keinen Zweifel, dass es möglich sein würde, auf ähnliche Weise eine unmittelbare Verbindung zwischen zweien, eine beträchtliche Anzahl von Meilen von einander entfernten Orten einzurichten."

Die eben angeführten Worte des grossen deutschen Mathematikers Gauss sind ein unanfechtbares Document, durch welches unserm Landsmann Wilhelm Weber die Ehre der ersten Erfindung und praktischen Verwerthung der heute die Welt umspannenden elektromagnetischen Telegraphie für alle Zeiten verbürgt ist. Es mögen nun noch die folgenden Worte aus der unten erwähnten Schrift von Sartorius von Waltershausen ein Document liefern für die nahe Beziehung, in welcher unser Leipzig zur ersten praktischen Anwendung dieser Entdeckung steht. Es heisst auf S. 63 und 64 a. a. O. im Anschluss an die obigen Mittheilungen:

„So war denn im wesentlichen der elektromagnetische Telegraph, wie er gegenwärtig mit verschiedenen mechanischen Modificationen allgemein im Gebrauch ist, erfunden. Einzelne Worte, sodann zusammenhängende Sätze wurden zwischen den beiden Endstationen mit vollkommener Sicherheit hin- und hertelegraphirt, einmal in Gegenwart Sr. königlichen Hoheit des Herzogs von Cambridge, der an der neuen Entdeckung ein besonderes Interesse zu nehmen schien."

„Infolge der in Göttingen vollständig gelungenen Versuche erstattete Prof. Ernst Heinrich Weber[2]) zu Leipzig im Sommer von 1835 auf Veranlassung des Staatsministers v. Lindenau einen Bericht an das Directorium der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, worin der Vorschlag gemacht wurde, einen elektromagnetischen Telegraphen zwischen Dresden und Leipzig

---

[1]) Gauss' Werke, 5. Bd. S. 524.

[2]) Der berühmte Physiologe und ältere Bruder Wilhelm Weber's, welcher vor zwei Jahren als Senior der Universität und Ehrenbürger von Leipzig gestorben ist.

zu errichten. Nach einem Ueberschlag von Wilhelm Weber würde für eine Doppelleitung von Kupfer ein Draht von 1,6 Mmtr. Durchmesser und von 60 Ctr. Gewicht zwischen beiden Orten erforderlich sein. Ein Eisendraht müsste dagegen die Dicke von 3,8 Mmtr. und 330 Ctr. Gewicht haben."

Ernst Heinrich Weber hat schon damals (1834) die volle Bedeutung der grossen Erfindung gefühlt, und er schliesst seinen Bericht mit den merkwürdigen Worten: „Wenn einst die Erde mit einem Netz von Eisenbahnen und Telegraphenlinien überzogen sein wird, so wird dieses Netz ähnliche Dienste leisten wie das Nervensystem im menschlichen Körper, theils die Bewegung, theils die Fortpflanzung der Empfindungen und Ideen blitzschnell vermittelnd."

Im Jahr 1835 wurde hierauf Dr. Hülsse von dem Directorium der Eisenbahn nach Göttingen geschickt, um sich mit den Göttinger telegraphischen Einrichtungen näher bekannt zu machen. Nachdem er wieder nach Leipzig zurückgekehrt war, richtete Wilhelm Weber einen halbofficiellen Brief aus Göttingen im September 1835 an ihn, dem eine Anlage von Gauss beigelegt war. Aus beiden Belegen, die hoffentlich später im Detail veröffentlicht werden, geht die damalige Einrichtung und Beschaffenheit der elektromagnetischen Telegraphen deutlich hervor. Gauss spricht sich in jenem Papier folgendermassen aus: „Unsere Art zu telegraphiren geschieht ohne alle hydrogalvanische Stromerregung und beruht auf einer eigenthümlichen Anwendungsart der Induction. Wir transmittiren acht Buchstaben in einer Minute." Bei einer etwas veränderten Einrichtung, welche von ihm näher beschrieben wird, würde es sich auch möglich machen lassen, zwanzig Buchstaben in einer Minute zu signalisiren.

„Das Directorium jener Eisenbahn fand sich nun hierdurch veranlasst, in Uebereinstimmung mit dem Ausschuss der Gesellschaft in der zweiten Generalversammlung der Leipzig-Dresdener Eisenbahngesellschaft, den 15. Juli 1836 den Antrag zu stellen, den Bau eines elektromagnetischen Telegraphen nach der Gauss-Weber'schen Construction zwischen den beiden sächsischen Hauptstädten zur Ausführung zu bringen. Da indess durch zufällige Umstände der damals hohe Curs der Eisenbahnactien sehr beträchtlich fiel und daher das Directorium jede grössere zu vermeidende Ausgabe scheute, so kam der Beschluss, Leipzig und Dresden durch einen Telegraphen zu verbinden, damals nicht zur Ausführung."

Wir haben im Vorstehenden nur eine Seite von Wilhelm Weber's Verdiensten um die Entwickelung unsers modernen Culturlebens hervorgehoben. Seine Bedeutung für die theoretische Physik und Naturwissenschaft, die Entdeckung seines berühmten Gesetzes (1846), welches seinen Namen trägt und die Bewegungen der Himmelskörper mit denjenigen der letzten Atome der Körper durch ein gemeinsames Band verknüpft — alles das muss hier unerörtert bleiben. Wer sich hierüber und über die sonstigen Arbeiten Weber's genauer unterrichten will, findet in den Schriften Friedrich Zöllner's: „Natur der Cometen" (2. Aufl. Leipzig, Engelmann, 1872), „Principien einer elektrodynamischen Theorie der Materie"

(ebendas. 1878) und „Wissenschaftliche Abhandlungen", 1., 2. und 3. Bd. (Leipzig, Staackmann), ausführliche Auskunft.

Wilhelm Weber's Name ist bekanntlich in letzter Zeit vielfach als Zeuge für die Wirklichkeit spiritistischer Phänomene genannt worden, indem er in Gemeinschaft mit den Professoren Fechner, Scheibner und Zöllner im Hause des letztern einigen Sitzungen mit dem Amerikaner Slade beigewohnt hat. Wir würden uns der Besprechung dieses Themas in unserer Zeitung gänzlich enthalten haben, wenn nicht einerseits Professor Fechner in seiner vor kurzem erschienenen Schrift „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht" (Leipzig, Breitkopf und Härtel) der Theilnahme Wilhelm Weber's gedacht hätte und anderseits nicht vor kurzem in französischen Zeitungen, z. B. der *„République Française"* vom 7. und 10. October, verletzende Bemerkungen über Wilhelm Weber und Fechner wegen ihrer Theilnahme an derartigen Beobachtungen geknüpft worden wären. Ohne in dieser gegenwärtig so vielfach besprochenen Frage irgendwelche Stellung einnehmen zu wollen, glauben wir uns doch entschieden gegen die Verunglimpfung von Männern aussprechen zu müssen, welche Deutschland für alle Zeiten zum Ruhm gereichen werden. Fechner vertheidigt in der oben erwähnten Schrift (S. 269) Wilhelm Weber mit folgenden Worten: „Was Zöllner von spiritistischen Thatsachen berichtet hat, steht nicht bloss auf seiner Autorität, sondern auch auf der Autorität eines Mannes, in dem sich sozusagen der Geist exacter Beobachtung und Schlussweisen verkörpert hat, Wilhelm Weber's, dessen Ruhm in dieser Beziehung nie eine Anfechtung erfahren hat bis zu dem Moment, wo er für die Thatsächlichkeit spiritistischer Phänomene eintritt. Wenn man ihn aber von diesem Moment an für einen schlechten Beobachter, der sich von einem Taschenspieler hat düpiren lassen, oder für einen Phantasten, der sich von einer Voreingenommenheit für mystische Dinge hat verführen lassen, hält, so ist das etwas stark oder vielmehr schwach und dennoch solidarisch mit der Verwerfung seines Zeugnisses . . . Sonst hält man Reife der Erfahrung und des Urtheils jeder Untersuchung günstig, hier gilt sie als Altersschwäche, wenn die Untersuchung zu Gunsten des Spiritismus ausfällt, und Eier halten sich hier für klüger als Hennen."

Wilhelm Weber ist der letzte der sogenannten Göttinger Sieben und erfreut sich noch gegenwärtig einer fast jugendlichen Frische des Geistes und Körpers. Das Profilbild, mit welchem wir unsere heutige Nummer zur Feier des 75. Geburtstags unsers berühmten Landsmanns geschmückt haben, ist nach einer vor zwei Jahren im Auftrag des Generalpostmeisters Stephan von A. Naumann in Leipzig angefertigten Photographie hergestellt.[1])

---

[1]) Dieselbe, welche zur Herstellung der Doppel-Porträts von Gauss und Weber gedient hat.

An Wilhelm Weber hat sich die Wahrheit der Worte des berühmten englischen Physikers Sir David Brewster bewährt, welcher in seiner Biographie Newton's sagt: „Die Thaten des Genius sind, wie die Quelle, aus der sie entspringen, unzerstörbar! Die Arbeiten der Wissenschaft sind freigebige Vermächtnisse grosser Geister für jeden ihres Geschlechts, und wo man sie gern und mit Achtung aufnimmt, da werden sie dem Privatleben heilbringend und gereichen dem Staat zur Zierde und zum Schutz."

Im Anschluss an den vorstehenden Aufsatz aus der „Illustrirten Zeitung," welcher die Bedeutung Wilhelm Weber's auf dem Gebiete der Physik und unseres modernen Verkehrs hervorhebt, mag hier ein zweiter Aufsatz folgen, welcher der Verdienste Weber's auf einem andern Gebiete gedenkt. Der Aufsatz befindet sich in einer Zeitschrift, welche die Interessen der deutschen Turnerei vertritt, nämlich in: „Neue Jahrbücher für die Turnkunst. Blätter[1]) für die Angelegenheiten des deutschen Turnwesens, vornehmlich in seiner Richtung auf Erziehung und Gesundheitspflege. Herausgegeben und verantwortlich redigirt von Professor M. Kloss, Dr. phil., Director der Königl. Turnlehrer-Bildungsanstalt zu Dresden." Im 25. Bande (Heft 5 und 6) Jahrgang 1879 S. 210 ff. und S. 260 ff. befindet sich der erwähnte Aufsatz, welcher mit der Wärme deutschen Gemüths in pietätvoller Weise die Bedeutung Wilhelm Weber's wie folgt schildert:

Wilhelm Weber.

Ein Gedenkblatt zu dessen 75. Geburtsfeste.

Von Fr. Lukas in Wien.

„Am 24. October 1879 sind es 75 Jahre, dass ein Mann unter uns weilt, der durch seine geistige Grösse eine wahre Zierde der Wissenschaft und unseres Jahrhunderts geworden. Was wäre ohne dessen Untersuchungen mit Gauss über Magnetismus und Elektricität unser heutiger Verkehr, was unser heutiges geistiges Leben! Wir haben uns eben so sehr daran gewöhnt, dass wir uns ohne diese epochemachenden Entdeckungen unsere Zeit einfach nicht denken können, ohne dass wir uns jedoch die geringste Mühe geben, nach der Quelle dieses Fortschrittes zu forschen. Doch nicht blos auf dem erwähnten Gebiete hat der Gelehrte, mit dem wir uns hier beschäftigen wollen, Vorzügliches geleistet, auch für das Turnen hat derselbe die wissenschaftlichen Fundamente in einer bestimmten Richtung

[1]) „Erscheinen zugleich als Organ der deutschen Turnlehrerschaft jährlich in 6 Heften."

begründet. So wie Spiess das pädagogische und combinatorische, Jahn das volksthümliche Gebiet des Turnens behandelt, so erfasste W. Weber das mathematische und physikalische Gebiet des Turnstoffes, leider nur in einer Richtung, so dass den Nachkommen allerdings noch ein genügend Stück Arbeit übrig blieb. Durch die Arbeiten Weber's erhält das Turnen für den heutigen Standpunkt unserer Anschauung über dasselbe seinen Abschluss und ist die Sache nur insoweit noch einer Erweiterung fähig, als Weber blos das Gehen behandelte.

Heute giebt es wohl nur noch wenig wissenschaftlich Gebildete, die es lächerlich finden würden, sich mit solchen Kleinigkeiten zu beschäftigen, und gerade dieser grosse Gelehrte hat gezeigt, dass ein Mensch, welcher Anspruch auf Gelehrsamkeit macht, im Stande sein muss, aus jeder Sache, der nicht von vornherein eine wissenschaftliche Seite abgesprochen werden muss, etwas zu machen. Ein Mann, der in sich geistiges Leben fühlt, legt solches in den behandelten Gegenstand und verbindet sich demselben, indem er schafft (ein Hohlkopf verlegt seine Hohlheit in den Gegenstand und findet, dass derselbe unbrauchbar zur wissenschaftlichen Behandlung sei).

Wir haben im Laufe unseres Jahrhunderts in genügender Weise diese Schwächen kennen gelernt und sind nun berechtigt, eine andere Auffassung von unserer modernen Jugend zu fordern.

Und so können wir denn für den Anfang uns ergötzen an dem Wirken des Mannes, dem wir in Folgendem einige Zeilen widmen werden. Wohl kann für unsere Blätter nur die turnerische Wirksamkeit in Betracht gezogen werden, dessen ungeachtet aber bleibt die Bedeutung des Mannes in jeder Beziehung auch für den Turner aufrecht, da das Leben dieses Gelehrten gezeigt hat, dass nichts fähig war, ihn abzubringen von der Bahn der Wahrheit und er eher seiner Stellung entsagte, bevor er sich dazu herbeiliess, seine Meinung, wenn auch nur formell, zu ändern und gegen seine rechtliche Ueberzeugung zu handeln.

In Nachfolgendem soll zuerst die Biographie dieses Gelehrten gegeben werden, wobei wir die vorzüglichsten Daten den Werken Prof. Zöllner's*), wie auch einer brieflichen Mittheilung entnehmen. Hierauf wird das Werk: „Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge" besprochen werden und das Wissenswertheste daraus, wie auch die Principien, worauf Weber seine Untersuchungen stützt, gegeben werden.

Wilhelm Eduard Weber wurde im Jahre 1804 am 24. October geboren und ist der Sohn des Professors der protestantischen Theologie Mich. Weber (geb. 1754 zu Gröben bei Weissenfels, starb als Senior der theologischen Facultät zu Halle 1833) zu Wittenberg, dem Geburtsorte Weber's. Weber besitzt zwei Brüder, die sich wissenschaftlich eine Bedeutung erworben haben, es ist dies der berühmte Physiologe

*) Namentlich: Principien einer elektrodynamischen Theorie der Materie. Leipzig, 1876. Einleitung.

Ernst Heinrich Weber (geb. den 24. Juni 1795 zu Wittenberg) und der scharfsinnige Anatom Eduard Friedrich Weber (geb. 1806 zu Wittenberg, gest. 1871 zu Leipzig). Als im Jahre 1813 eine Bombe das väterliche Haus in Brand gesteckt hatte, flüchtete die Familie während der Belagerung Wittenbergs — welches von den Preussen unter Tauentzien am 15. Januar 1814 mit Sturm befreit wurde — nach dem kaum drei Meilen entfernten kleinen Städtchen Schmiedeberg.

In Halle besuchte Weber seit 1815 die Unterrichtsanstalten des Waisenhauses und Pädagogiums, dann die Universität daselbst, war aber schon gleichzeitig mehrere Jahre hindurch mit Experimentaluntersuchungen beschäftigt, die er in Gemeinschaft mit seinem Bruder ausführte und deren Resultate die beiden Brüder in dem Werke: „Die Wellenlehre auf Experimente gegründet" u. s. w. (Leipzig) veröffentlichten. Im Jahre 1826 am 26. August erwarb sich Weber mit einer Dissertation:

Theoriam efficaciae laminarum maxime mobilium arcteque tubos aërem sonantem continentes claudentium etc. continens. Halae 1826.

die philosophische Doctorwürde. Bereits im folgenden Jahre habilitirte sich Weber zu Halle mit folgender Abhandlung:

Leges oscillationis oriundae si duo corpora diversa celeritate oscillantia ita conjunguntur ut oscillare non possint nisi simul et synchronice exemplo illustratae tuborum linguatorum. Dissertatio physica . . . quam in academia Fridericiana utraque Halis consociata die X. mensis Februarii 1827 *etc. etc.*

In dieser Schrift ist zum ersten Male die Theorie der Zungenpfeifen entwickelt und durch Experimente bestätigt.

Im Jahre 1828 wurde Weber zum ausserordentlichen Professor der Physik ernannt und folgte im Jahre 1831 einem Rufe als ordentlichen Professor der Physik nach Göttingen, wo er jedoch am 14. December 1837 in Folge seiner bei Gelegenheit der Aufhebung der Constitution abgegebenen Erklärung seines Amtes entsetzt wurde. Gleiches Schicksal mit ihm theilten seine Collegen Wilhelm Grimm, Dahlmann, Jacob Grimm, Gervinus, Ewald und Albrecht. Von diesen „Göttinger Sieben" ist Wilhelm Weber gegenwärtig noch der einzige Lebende. Seit seiner Amtsenthebung lebte Weber als Privatmann in Göttingen, wo sich nun jene nahen wissenschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu Gauss entwickelten, die bis zu dem im Jahre 1855 am 23. Februar erfolgten Tod des Letzteren in ungetrübter Weise fortbestanden. Im Jahre 1843 wurde W. Weber als Professor der Physik nach Leipzig berufen und kehrte von hier zu Ostern 1849 in seine frühere Stellung nach Göttingen zurück, in welcher er noch jetzt in voller Thätigkeit und Rüstigkeit sein akademisches Lehramt versieht.

Eine Zusammenstellung der Arbeiten W. Weber's findet sich in Poggendorff's „biographisch-literarischem Handwörterbuch", während Prof. Zöllner diese Zusammenstellung in der oben angeführten Schrift vervollständigt hat. Zu erwähnen ist noch, dass Weber's Arbeiten, welche

in den Abhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft veröffentlicht sind, später in einem Bande bei S. Hirzel in Leipzig erschienen (1871).

Von Bildnissen Weber's sind hervorzuheben jenes in den „Principien einer electrodynamischen Theorie der Materie von Zöllner" und ebendesselben „wissenschaftliche Abhandlungen Bd. 4", wo derselbe mit Gauss vereinigt erscheint. Das letztere Bild trägt die äusserst sinnreiche Unterschrift: „*Λαμπάδια ἔχοντες διαδώσουσιν ἀλλήλοις*" (Plato). W. Weber's Reliefbildniss schmückt überdies in nur allzu verdienter Weise das Telegraphengebäude in Berlin.

Am 26. August 1876 feierte Weber sein 50jähriges Doctorjubiläum und bei dieser Gelegenheit widmete Prof. Zöllner demselben das oben angeführte Werk: „Principien einer elektrodynamischen Theorie der Materie."

Es ist eigenthümlich, dass die grössten Gelehrten unseres Jahrhunderts meist ihr Wirken an stillen und kleinen Universitäten entfalteten; es scheint, als ob die grösseren Städte geradezu feindlich jeder Forschung entgegentreten würden. (Allerdings wird nur zu oft an grösseren Universitäten das wissenschaftliche Interesse hauptsächlich durch die Grösse und Masse des Collegiengeldes in Anspruch genommen und dadurch so sehr gefesselt, dass für die eigentlichen wissenschaftlichen Kleinigkeiten kein Platz mehr bleibt.) Weber ist ein Mann rein wissenschaftlicher Natur, frei von Parteisucht und Zanksucht. Dieser Gelehrte bietet seine Arbeiten mit dem stillschweigenden Motto: „Hier ist, was ich Euch biete, wem's genügt, der nehme es an." Weber's Charakter ist ein so vollendet schöner, dass derselbe des Rechtes und der Wahrheit halber keinen Schritt von dem betretenen Wege zurückweicht, wie uns nur zu deutlich sein Benehmen bei Aufhebung der Constitution zeigt, wo dieser Gelehrte lieber seiner Stellung entsagte, als sich dazu herbeiliess, seiner Meinung entgegen zu handeln. Trotzdem gehört Weber nicht etwa zu Jenen, die mit Allem, was besteht, unzufrieden sind, im Gegentheil; sowie er bietet, was in seiner Macht steht, so nimmt er auch entgegen, was von anderer Seite geboten wird und das heutige Gelehrtenthum und die Verbrüderungsgelehrsamkeit, wie auch den Autoritätenschwindel mit ihrer Gehässigkeit, die nie ermangelt, die schwache Seite eines Gelehrten von gegentheiliger Meinung als Hauptangriffe und wissenschaftliche Argumente zu finden, hat Weber trefflich mit den Worten gekennzeichnet: „Zum guten Ton gehört eine böse Zunge." Wer sich für's wissenschaftliche Leben Muth und Begeisterung holen will, der blicke die Bildnisse Weber's und Gauss' an und sein Blick wird sich nicht satt genug sehen können; was für eine Wonne muss es erst sein, ein Schüler solcher Gelehrten sein zu können.

Hier soll jedoch vorwiegend die Bedeutung Weber's für die wissenschaftliche Behandlung des Turnstoffes besprochen werden und dann gleichzeitig das Werk: „Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge. Göttingen 1836" in seiner Bedeutung dargestellt werden. Weber hat dieses Werk in Gemeinschaft mit seinem Bruder Eduard Weber, Professor der

Anatomie in Leipzig, herausgegeben. Es war diese Theilung nothwendig, denn nur an der Hand eines tüchtigen Anatomen konnte ein Physiker solche Untersuchungen vollenden, wenn derselbe nicht selbst ein ausgezeichneter Anatom ist. Der grössere Antheil lässt sich bei diesem Werke *a priori* nicht feststellen, doch scheint er, da doch das physikalische Thema die Hauptsache ausmacht, Wilhelm Weber zu gebühren. Wir haben schon erwähnt, dass so wie Jahn das Volksthümliche, Spiess das Pädagogische und Combinatorische des Turnens erfasst, so haben die Gebrüder Weber das Mathematisch-physikalische zum Thema sich erwählt, d. h. mit anderen Worten: sie begannen die „Mechanik des Turnens" durch ihr Werk. Nimmt man noch den rein mathematischen Theil des Turnens, wie er z. B. bei Berechnungen von Reihungen, Schwenkungen u. s. w. in Bezug auf Schrittzahl hervortreten würde, in den Kreis der Betrachtungen über das Turnen, so ist für unsere heutigen Begriffe das Turnen als Theil der philosophischen wissenschaftlichen Gruppe abgeschlossen.

Sind schon die ersten erwähnten Theile des heutigen Turnens noch bedeutender Erweiterungen fähig, so gilt dies um so mehr von den letzterwähnten beiden Theilen, die sich noch sehr in der Entwickelung befinden und noch ihrer Erledigung und Bearbeitung harren.

Gehen wir zum Inhalte des Werkes Weber's über, so finden wir schon in der Vorrede des Buches den Standpunkt gekennzeichnet, den die beiden Forscher einzunehmen gedenken. Klar wird hierin ausgeführt, wie Anatom und Physiker ihr Wissen ergänzen müssen, um solche Untersuchungen mit Erfolg betreiben zu können. Die Versuche selbst wurden mit Leichen gemacht und die Instrumente wurden aus der physikalischen Sammlung entlehnt, diese waren jedoch nicht von der besten Art in Bezug auf ihre Construction. In Bezug auf die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Behandlung des Gehens überhaupt sprechen sich die beiden Gelehrten wie folgt sehr trefflich aus: „Man konnte vielleicht daran zweifeln, dass es überhaupt möglich sei, vom Gehen und Laufen eine Theorie zu geben, da wir keine Gehmaschinen sind und also diese Bewegungen durch die Freiheit unseres Willens sehr mannigfaltig abgeändert werden. In der That würde es ein vergebliches Bemühen sein, wenn man die Gesetze bestimmen wollte, nach denen ein erwachsener Mensch sich bewegen würde, der früher nie seine Beine gebraucht hätte und zum ersten Male zu gehen versuchte. Ein solcher Mensch würde von der Freiheit im Gebrauche seiner Muskeln die willkürlichste und regelloseste Anwendung machen, zumal, wenn ihm kein Muster zur Nachahmung gegeben wäre. Er würde bald auf diese, bald auf jene Weise zu seinem Zwecke zu gelangen suchen. Aber eine lange Erfahrung lehrt uns, wie wir den Mechanismus unseres Körpers zum Gehen und Laufen am vortheilhaftesten gebrauchen können, d. h. wie wir diese Bewegungen mit dem geringsten Kraftaufwande und mit dem besten Erfolge fortsetzen können. Da sich nun die Kenntniss des vortheilhaftesten Gebrauches der Glieder durch Nachahmung von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt und also

viele Menschen durch ihr Bedürfniss und durch die Gewohnheit genöthigt werden, davon Gebrauch zu machen, so stimmt in der That die Art und Weise des Gehens und Laufens, die man durch die Betrachtungen des Gehmechanismus als die vortheilhafteste anerkennt, mit einem guten Gange und Laufe, wie man ihn bei den Meisten beobachtet, der menschlichen Freiheit ungeachtet überein. Der Mensch bindet seine Bewegungen an bestimmte Regeln (wenn er auch diese Regeln nicht in Worten auszusprechen weiss) und diese Regeln sind ganz auf den Bau seines Körpers und auf die gegebenen äusseren Verhältnisse begründet und lassen sich daher hieraus wieder herleiten. Das Princip, nach welchem allein jene Regeln aus diesen Umständen hergeleitet werden können, ist offenbar jenes der geringsten Muskelanstrengung, durch welche der Zweck des Gehens bei gegebenem Bau des menschlichen Körpers und unter gegebenen äusseren Verhältnissen zu erreichen möglich ist. Auf dieses Princip bauend, muss es nicht blos möglich sein, die Gesetze des Gehens und Laufens, wie sie von geübten Gängern und Läufern beobachtet werden, sondern auch die Gesetze unzähliger anderer Thätigkeiten und Bewegungen, die der Mensch häufig übt und in deren Ausführungen er eine gewisse Virtuosität erreicht, zu bestimmen, z. B. die Gesetze des Reitens. Denn auch hier darf man annehmen, dass der Mensch durch viele Uebung endlich die Art des Sitzens und diejenigen Handhabungen ausfindig mache, die ihm die geringste Anstrengung verursachen, die er am längsten fortzusetzen vermag und die dabei zu Erreichung seines Zweckes am geeignetsten sind und dass er endlich diese zur unverbrüchlichen Gewohnheit mache. Der Zweck der Schönheit braucht dabei gar nicht besonders in Betracht gezogen zu werden, weil die Schönheit der Bewegungen eine nothwendige Folge von der verhältnissmässigen Ruhe des Körpers und der verhältnissmässig geringen Anstrengung desselben bei diesen Bewegungen, und der Sicherheit, mit der die Bewegungen allmälig und ordnungsmässig ausgeführt werden, ist.“ — Die beiden Brüder waren es auch, welche eine hierher gehörende Beobachtung, dass der Oberschenkelkopf durch den Druck der atmosphärischen Luft in der Pfanne erhalten werde, zuerst machten und diese Beobachtung im Jahre 1835 den deutschen Naturforschern in Bonn vorlegten; später wurden die dazu nöthigen Versuche an Leichnamen in Breslau und Pavia wiederholt. Die Wirkungsart der verschiedenen Gelenke wurde durch Winkelmessinstrumente bestimmt und auch die nöthigenfalls vorhandenen Torsionen der Gelenke verzeichnet, wie auch die Gelenke mit bestimmten durchschnittenen Bändern einer genaueren Untersuchung gewürdigt wurden. Die Zeichnungen der durchschnittenen Knochen wurden dadurch hergestellt, dass die durchschnittenen Knochen mit Hilfe von Druckerschwärze abgedruckt wurden, während mit Hilfe der stereotypirten (früher wurden dieselben in Gyps abgegossen) Formen dieselben zum Drucke für das Werk fähig wurden. Die beiden Brüder wiesen hierdurch auch nach, wie

fehlerhaft die bis dahin vorhandenen Abbildungen menschlicher Körpertheile seien, namentlich selbst jenes Werk von Albin.

Das Werk theilt sich in eine Einleitung und vier Theile ein, die wir hier im Auszuge der Reihe nach besprechen wollen.

In der Einleitung wird die Zweckmässigkeit des menschlichen Körperbaues besprochen und die Anwendung der Mechanik der Gehwerkzeuge bei der Marschordnung der Truppen gezeigt. Ferner erörtern die beiden Autoren den grossen Nutzen solcher Untersuchungen für die Physiologie und Anatomie und zeigen gleichzeitig, dass man diese Untersuchungen in zwei Theile zu trennen genöthigt sei, in Experimentaluntersuchungen und in solche, die einen rein theoretischen Charakter aufzuweisen haben.

Der erste Theil des Werkes bespricht die Darstellung der Lehre vom Gehen und Laufen, insoweit dies zur Grundlage für Experimentaluntersuchungen nöthig ist und es folgt zunächst eine Betrachtung über die Einrichtungen im menschlichen Körper, welche das Gehen und Laufen bezwecken. Den Körper des Menschen theilen die Brüder Weber in zwei hauptsächliche Theile, erstens in die Abtheilung, welche fortgetragen werden soll, den Rumpf sammt dem Kopfe und den Armen, zweitens in die Abtheilung, welche aus den den Körper forttragenden Stützen, den Beinen, besteht. Hieran reihet sich nun eine Reihe von Betrachtungen, die, wie wir sehen werden, für die weitere Untersuchung und für die Aufstellung der Bedingungsgleichungen für das Gehen von ausserordentlicher Wichtigkeit sind; wir wollen die Ergebnisse hier kurz zusammenfassen. Es sind: 1) Das am Rumpfe hängende Bein ist sehr beweglich. 2) Die Beine können am Rumpfe hin und her schweben (wie Pendel). 3) Die Beine sind Stützen, welche sich beträchtlich verlängern und verkürzen können. 4) Das Bein trägt, wenn es beim Gehen den Rumpf in schräger Richtung unterstützt, nicht blos einen Theil seiner Last wie eine feste Stütze, sondern seine ganze Last durch die Kraft, durch die es verlängert wird. 5) Die Beine tragen den Rumpf beim Gehen nicht allein durch die Steifheit ihrer Knochen, sondern zum Theil auch durch die Muskelkraft.

An den letzten Punkt dieser Ergebnisse reihet sich eine Besprechung der Muskeln, welche die Beugung und Streckung vornehmen, worauf zum „Gehen“ selbst übergegangen wird und zunächst jene Bewegungen besprochen werden, welche das Bein während zweier aufeinander folgenden Schritte macht. Fassen wir das Ergebniss dieser Untersuchungen zusammen, so hätten wir: 1) Jedes Bein steht beim Gehen abwechselnd auf dem Boden und wird abwechselnd vom Rumpfe, an dem es hängt, getragen. 2) Jedes Bein wirkt beim Gehen theils als eine tragende Stütze, theils als ein fortschiebendes Stemmwerkzeug. 3) Das Bein ändert zweimal seine Gestalt, während es auf dem Boden aufsteht. Es wird nämlich anfangs, nachdem es aufgesetzt worden, etwas gebogen und dadurch ein wenig verkürzt; darauf wird es aber ausgestreckt und dadurch sehr verlängert. Das Bein dreht sich nämlich um seinen unteren Endpunkt, sammt dem auf seinem oberen Ende balancirten Rumpfe, von hinten nach

vorn und verkürzt sich etwas beim Anfang dieser Drehung, fängt aber bald an, sich wieder zu verlängern bis zum Ende seiner Drehung. 4) Die Verlängerung des Beines beim Stemmen geschieht zuerst im Kniegelenke und hierauf im Fussgelenke. 5) Vor der Verlängerung des Beines beim Stemmen wickelt sich der Fuss mit einem Theile seiner Sohle oder mit der ganzen Fusssohle auf ähnliche Weise vom Boden ab, wie ein auf dem Boden fortrollendes Rad. 6) Der zweite Abschnitt der Bewegungen, welche ein Bein während des Zeitraumes zweier Schritte ausführt, ist der, wo es am Rumpfe hängt und sammt diesem von dem anderen Beine fortgetragen wird. Es theilt während dieses Zeitabschnittes die Bewegungen des Rumpfes und hat ausserdem noch eine besondere Bewegung, indem es sich um sein oberes Ende dreht und durch seine eigene Schwere getrieben, wie ein Pendel von hinten nach vorn schwingt. Das Bein behält während des Zeitabschnittes, wo es, am Rumpfe hängend, wie ein Pendel nach vorn schwingt, nicht vollkommen seine Gestalt. Es würde, wenn es in dem gestreckten Zustande bliebe, in welchem es sich im Augenblicke der Aufhebung vom Boden befindet, auf den Fussboden aufstossen und nicht frei unter dem Rumpfe hinwegschwingen können; es wird daher im Knie gebogen und dadurch verkürzt. 7) Bei jedem Schritte, den wir beim Gehen machen, kann man zwei Zeiträume unterscheiden; einen längeren, wo der Rumpf mit dem Boden nur durch ein Bein, und einen kürzeren, wo er durch beide Beine in Verbindung ist.

Ueber die Kräfte, die beim Gehen auf den Rumpf wirken, gelangen die Forscher zu folgenden hauptsächlichen Ergebnissen: 1) Der Rumpf verhält sich beim Gehen wie ein am unteren Ende unterstützter Stab, der vorwärts geneigt fortgetragen wird. 2) Die Geschwindigkeit des Gehens lässt sich dadurch vergrössern, dass man die Schritte schneller aufeinander folgen lässt und sie zugleich länger macht. 3) Man ist im Stande, verschiedene Kennzeichen für das langsame und schnelle Gehen anzugeben. Man kann sagen, beim geschwinden Gehen werde der Rumpf mehr geneigt oder der Zeitraum, wo man auf beiden Beinen steht, sei sehr klein oder Null, oder die Schritte seien sehr gross oder sie seien sehr geschwind. Keiner von diesen Umständen wird aber als die Ursache, sondern alle werden nur als die natürlichen Folgen des schnellen Gehens betrachtet. Fragt man nun nach der Ursache aller dieser verschiedenen Wirkungen oder nach dem eigentlichen Hilfsmittel, welches wir anwenden, um unseren Gang zu beschleunigen, so sagen wir, die Grundbedingung eines langsamen oder schnellen Gehens liegt in der Höhe, in welcher man die beiden Schenkelköpfe über dem Fussboden hinträgt. Je höher die Schenkelköpfe über dem Fussboden getragen werden, desto langsamer, je tiefer, desto schneller geht man. 4) Die Zahl der Schritte, die ein Gehender in einer gegebenen Zeit macht oder ihre Dauer, hängt erstlich von der Länge des am Rumpfe hängenden, gleich einem Pendel von hinten nach vorn schwingenden Beines ab, zweitens von früherer oder späterer Unterbrechung dieser Schwingung durch das Aufsetzen des schwingenden Beines. 5) Es giebt

zwei dem Menschen natürliche Gangarten: den gravitätischen Schritt, bei welchem der Rumpf sehr gerade und am höchsten über den Erdboden hingetragen wird, und den Eilschritt, bei welchem der Rumpf mehr geneigt und in geringerer Entfernung (also auf gebogenen Beinen) getragen wird. Ueber das Laufen als solches an und für sich kann man sagen: Das Laufen unterscheidet sich vom Gehen dadurch, dass an die Stelle des Zeitraumes beim Gehen, wo beide Beine auf dem Boden stehen, ein Zeitraum tritt, wo kein Bein den Boden berührt. Das Laufen selbst unterscheidet sich in zwei Arten: Eillauf und Springlauf; bei der ersteren fliegt der Körper fast in einer horizontalen Linie, bei der letzteren wird der Körper stetig höher über den Boden gehoben, einer bestimmten Maximalhöhe zustrebend.

Ueber den Eillauf kann man sagen: 1) Die verticale Bewegung des Rumpfes ist beim Eillaufe sehr klein. 2) Der Zeitraum, wo ein Bein beim Eillaufe frei in der Luft schwebt, ist grösser, als der Zeitraum, wo es auf dem Boden steht. 3) Der Zeitraum, in welchem ein Bein am Rumpfe hängend schwebt, ist grösser, als jener, wo es mit dem Fussboden in Berührung ist; ferner: der kleinere Zeitraum, wo das eine Bein mit dem Boden in Berührung ist, fällt symmetrisch in die Mitte des längeren Zeitraumes, wo das andere Bein in der Luft schwebt. 4) Wenn beim Gehen der Zeitraum verschwindet, wo beide Beine stehen, und beim Laufen derjenige Zeitraum, wo beide schweben, so ist zwischen Gehen und Laufen gar kein Unterschied wahrzunehmen. 5) Wird beim Laufen eine Versuchsreihe so angestellt, dass der Zeitraum, wo beide Beine schweben, immer kleiner wird, so kann sie nicht nur soweit fortgesetzt werden, bis dieser Zeitraum ganz verschwindet, sondern noch weiter, wo er dann wieder zunimmt. 6) Beim Laufen kann man die Dauer der Schritte weniger, die Länge der Schritte mehr als beim Gehen verändern. 7) Beim Laufen kommen geringere Abweichungen vom normalen Laufen, als beim Gehen vom normalen Gange vor. Die Untersuchungen über den Sprunglauf ergeben im Allgemeinen Folgendes: 1) Der Sprunglauf unterscheidet sich vom Eillaufe dadurch, dass er grössere Schritte, als beim Gehen möglich sind, langsam zu machen gestattet. 2) Beim Eillaufe stemmt man das Bein bei jedem Schritte das erste Mal, wo es in die verticale Lage kommt, gegen den Fussboden; beim Sprunglaufe das zweite Mal, wo es in diese Lage kommt. 3) Die Beine schwingen beim Sprunglaufe blos von hinten nach vorn und nicht wieder zurück. Nachdem das Bein seine ganze Schwingung von hinten nach vorn vollendet hat, wird es auf den Boden gesetzt und zum Stemmen gegen den Boden der Augenblick abgewartet, wo der sich fortbewegende Schenkelkopf senkrecht über den aufgesetzten Fuss zu liegen kommt. 4) Der Zeitraum, nach welchem ein und dasselbe Bein alle seine Bewegungen in gleicher Folge wiederholt, ist auch beim Sprunglaufe der doppelten Schrittdauer gleich und es zerfällt dieser Zeitraum in drei Abschnitte, von denen der erste, wo das Bein in der Luft schwebt, der grösste ist (grösser als die beiden anderen zusammengenommen)

und der Schwingungsdauer des Beines gleicht, die beiden anderen, wo das Bein den Fussboden entweder blos berührt oder gegen ihn stemmt, viel kleiner und fast einander gleich sind. 5) Der Sprunglauf verhält sich zum Eillaufe, wie der gravitätische Schritt zum Eilschritt.

In dem zweiten Theile des Werkes wird über die anatomische Untersuchung der menschlichen Gehwerkzeuge gesprochen und zwar folgt zunächst eine Betrachtung über die gegenseitige Lage der Körpertheile des Menschen, woran sich die Untersuchungen über die Neigungen des Beckens, über das Hüftgelenk, über das Kniegelenk und über die Fussgelenke reihen; den Schluss dieses Theiles bildet die Besprechung der Muskeln der Gehwerkzeuge. In diesem Theile des Buches wird die genaue Lage der menschlichen Gehwerkzeuge, wie auch ihre Stellungsveränderung untersucht; die Betrachtungen selbst sind durch die eingangs erwähnten Abbildungen und Durchschnitte des menschlichen Knochengerüstes unterstützt.

Den dritten Theil des Werkes bildet die „physiologische Untersuchung des Gehens und Laufens", und zwar werden im ersten Abschnitte die Versuche über Gehen und Laufen besprochen, während der zweite Abschnitt der Theorie des Gehens und Laufens gewidmet erscheint; den zweiten Abschnitt könnte man auch als „die reine Mechanik" des Gehens und Laufens ansehen.

Zunächst wird ausgeführt, wie zu einer Theorie des Gehens und Laufens Messungen erfordert werden, und zwar müssen diese Messungen auf einem horizontalen, vor Wind geschützten Boden angestellt und der Weg und die Zeit gemessen werden. Die Lage des Rumpfes beim Gehen und Laufen ist nicht eine senkrechte, sondern nach vorwärts geneigt. Die Grösse dieser Neigung wächst mit der Geschwindigkeit, die man beim Gehen und Laufen besitzt. Ueber das Gehen lässt sich im Allgemeinen Folgendes sagen: 1) Der Rumpf wird beim Gehen auf einem horizontalen Fussboden in einer fast horizontalen Linie fortbewegt. Die Schwankungen, durch welche er sich abwechselnd dem Fussboden etwas nähert oder über denselben mehr erhebt, betragen etwa 32 mm oder die grösste Abweichung vom Mittel beträgt nur 16 mm. 2) Die grösste Schrittlänge, die wir beim Gehen in Anwendung bringen, ist fast der halben Spannweite der Beine gleich. 3) Der Rumpf nimmt jederzeit beim Gehen eine etwas tiefere Stellung gegen den Boden an, als beim Stehen, und zwar wird er um so tiefer gestellt, je schneller wir gehen. Seine Entfernung vom Boden ist bei der nämlichen Gangweise immer dieselbe. 4) Beim Gehen schliessen das gestreckte hintere Bein und das vordere Bein mit dem Fussboden ein rechtwinkliges Dreieck ein. 5) Die Hebung des hinteren Fusses vom Fussboden wird durch eine Beugung des Kniees bewirkt, während der Fuss und die Zehen ausgestreckt bleiben. 6) Im Gehen wickelt sich die Sohlenfläche des Fusses vom Boden ab, wodurch der Schritt unabhängig von dem Winkel, den beide Beine mit einander machen, um die Länge des Fusses vergrössert wird. 7) Wenn das Bein, während es vom Rumpfe frei herabhängt, ausser Gleichgewicht gebracht und seiner Schwere über-

lassen wird, kehrt es nach dem Gesetze des Pendels in die Lage des Gleichgewichts von selbst zurück, bewegt sich aber dann weiter fort und schwingt wie ein Pendel. 8) Die grösste Geschwindigkeit, die man mit dem Gehen ohne Verschwendung von Muskelkraft erreichen kann, hängt von der Länge der Beine und von der Geschwindigkeit ab, mit der sie, von ihrer eigenen Schwere getrieben, schwingen. 9) Die Dauer des Schrittes beim schnellsten Gehen ist gleich der halben Dauer einer Pendelschwingung des Beines. 10) Die Schrittdauer beim schnellsten Gehen fällt etwas geringer aus, wenn wir nicht mit der Ferse, sondern mit dem Ballen auftreten. 11) Beim schnellsten Gehen wird der schwebende Fuss in demselben Augenblicke senkrecht unter seinem Aufhängepunkte am Rumpfe aufgesetzt, in welchem der hintere Fuss vom Boden erhoben wird. 12) Wenn man ganz natürlich und ungezwungen einmal langsamer, das andere Mal geschwinder geht, so macht man beim schnelleren Gehen nicht nur grössere, sondern auch in gleicher Zeit mehr Schritte; umgekehrt, je langsamer man geht, desto kleiner macht man die Schritte und zugleich auch desto weniger in gleicher Zeit oder die Schrittlänge wächst mit abnehmender Schrittdauer und umgekehrt. 13) Das natürliche Verhältniss der Schrittdauer zur Schrittlänge kann willkürlich abgeändert werden; diese Abänderungen sind aber in gewisse Grenzen eingeschlossen.

Die Eigenschaften des Eillaufes lassen sich in folgenden Punkten zusammenfassen: 1) Wenn die Schritte beim Eillaufe dieselbe Länge erhalten, als die beim schnellsten Gehen, so ist ihre Dauer der der letzteren gleich oder sie ist der Dauer einer halben Pendelschwingung des Beines gleich. 2) Beim schnelleren Laufen wird zwar der Schwingungsbogen oder die Elongationsweite des schwingenden Beines vergrössert, aber das Bein beschreibt immer einen gleichen Theil, nämlich die Hälfte vom ganzen Schwingungsbogen. 3) Die Abweichungen, welche die Schrittdauer bei sehr langsamem und sehr schnellem Laufe zeigt, rührt daher, dass bei langsamem und schnellem Laufe jedes Bein längere Zeit schwebt, als steht. 4) Die Reihe der zusammengehörigen Schrittdauern und Schrittlängen des natürlichen Ganges nach letzteren geordnet, fällt an ihrem Ende mit der Mitte der Reihe der zusammengehörigen Schrittdauern und Schrittlängen des Laufes gleichfalls nach letzteren geordnet zusammen und dieser Coincidenzpunkt ist zugleich das Maximum der Schrittdauer beim Laufen, von dem aus die Schrittdauer sowohl für grössere, als kleinere Schrittlängen kleiner wird, und zugleich ist derselbe Punkt das Minimum der Schrittdauern beim Gehen, von dem aus die Schrittdauer für kleinere Schrittlängen grösser wird und über den hinaus der natürliche Gang nicht möglich ist. 5) Die Hebung des hinteren Fusses wird beim Laufen, wie beim Gehen durch eine Beugung des Kniees bewirkt, während der Fuss und die Zehen ausgestreckt bleiben. Die Hebung des Fusses beträgt beim Laufen viel mehr, als beim Gehen. 6) Der Rumpf macht beim Laufen geringere verticale Schwankungen, als beim Gehen. 7) Das hintere Bein wird beim schnellen Laufen noch mehr, als beim schnellen Gehen

gestreckt. 8) Die grösste Geschwindigkeit beim Laufen beträgt $6^1/_2$ m in einer Secunde oder eine deutsche Meile in 20 Minuten.

Ueber den Sprunglauf lässt sich sagen, dass die Schrittdauer viel grösser ist, als beim Eillaufe, aber kleiner, als beim langsamen Gehen. Die Schrittlänge ist immer grösser, als beim schnellsten Gehen und kann selbe grösser sein, als beim schnellsten Laufen, wozu aber erfordert wird, dass die Streckmuskeln mit der grössten Kraft, aber nur einen Augenblick lang bei jedem Schritte wirken.

Der zweite Abschnitt behandelt nach und nach die Theorie des Gehens und Laufens, und zwar werden in erster Linie die Begründungen gegeben und wir entnehmen den Ideen zu einer Theorie des Gehens und Laufens folgende Anhaltspunkte: 1) Die Mechanik des Gehens und Laufens beruht auf dem Wechselverhältniss zwischen dem stemmenden und schwingenden Beine. 2) Die Kraft des stemmenden Beines soll den Obertheil des Körpers in seiner Entfernung vom Fussboden erhalten. 3) Der Schwingungsanfang des einen Beines soll mit der senkrechten Stemmung des anderen Beines zusammenfallen. 4) Der vom schwingenden Beine zurückgelegte Schwingungsbogen soll kleiner sein, als ein Doppelschritt, und zwar um so viel, als der Rumpf während jener Schwingung weiter rückt. 5) Die Unbestimmtheit der Schritte in Folge äusserer störender Einflüsse kann durch die Voraussetzung, dass die verticalen Schwankungen darnach modificirt, beseitigt werden. Als Kräfte beim Gehen wirken: 1) Die Streckkraft oder diejenige Kraft, welche den Schenkelkopf in gerader Linie von dem auf dem Boden aufstehenden Fusspunkte zu entfernen strebt. 2) Die Schwerkraft oder das Gewicht des Körpers. 3) Der Widerstand, den der Körper beim Gehen findet. Die Annahmen, die der Theorie des Gehens zur Grundlage dienen, sind: 1) Die Streckkraft der Beine ist so gross und nicht grösser, als nöthig ist, um den Mittelpunkt des Körpers immer in einer und derselben Horizontalebene zu erhalten. — Princip des Masses der Anstrengung. 2) Die Richtung der Streckkraft geht immer durch den Mittelpunkt des Körpers und den Fusspunkt des stemmenden Beines. — Princip der Richtung der Streckung. 3) Das vordere Bein steht vertical auf dem Boden in dem Augenblicke, wo das hintere den Boden verlässt. — Princip der anfänglichen Stellung. Mit Rücksicht auf diese Thatsachen ergeben sich als Gesetze für das Gehen folgende Gleichungen:

$$h^2 + p^2 = l^2;\ \tau - t = -\tau \cos \frac{t}{T}\pi;\ h\left(1 + \frac{\tau}{T}\pi\right)^2 = a\,\tau^2;$$

wo l die Länge des gestreckten Beines bedeutet; T die Schwingungszeit des Beines als Pendel; a eine Constante, die vom Verhältniss des Gewichtes der Beine zu dem des Rumpfes abhängt; p die Schrittlänge; τ die Schrittdauer; t denjenigen Theil der Schrittdauer, wo man auf einem Beine steht und h die Höhe, in welcher der Rumpf über dem Fussboden hingetragen wird. Es werden noch verschiedene mathematische Untersuchungen über die Fortbewegung des Rumpfes beim Gehen, über gewisse vortheilhafte

Bewegungen, über den sogenannten gravitätischen Schritt u. s. w., u. s. w., gegeben, woran sich eine Anleitung zum Zeichnen gehender Figuren reiht. In derselben Weise wird über den Eillauf und Sprunglauf abgehandelt. Wir bemerken nur, dass die Formeln über die Principien des Gehens in der einfachsten Form hier gegeben erscheinen, da die mit Hilfe des höheren Calcüls entwickelten Formen nicht so einfacher Natur sind. In noch grösserem Masse gilt dies von jenen bei der Theorie des Laufens. — In dem vierten Theile werden jene Werke und Abhandlungen besprochen, welche das Thema des Gehens früher behandelt; wie man jedoch sieht, in keiner erschöpfenden Weise. Hieran reiht sich eine Bemerkung über den Sprung und die Schlussbemerkung, die wir Jedem zum Lesen empfehlen, der etwa über solche Arbeiten eine ungünstige Meinung besitzt."

Wilhelm Weber

in seiner allgemeinen Bedeutung für die Entwickelung und die Fortschritte der messenden und experimentirenden Naturforschung.

Das Folgende ist ein Abdruck des Vorwortes und der geschichtlichen Einleitung einer ausführlichen Abhandlung über „Die Lehre der Messung von Kräften mittelst der Bifilarsuspension" von Dr. Chr. Stähelin, weiland Professor der mathematischen Physik an der Universität zu Basel. Stähelin hat längere Zeit hindurch unausgesetzt thätigen Antheil an den Arbeiten Wilhelm Weber's genommen. Kurze Zeit nach dem Antritte seiner Professur in Basel erblindete Stähelin. Ich selbst habe noch aus seinen Händen im Jahre 1858 während meiner Studienzeit in Basel ein Exemplar der obigen Abhandlung empfangen, welche in den neuen „Denkschriften der allgemeinen Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft" XIII, 1853 und als selbstständige Schrift im Buchhandel erschienen ist.

„Die Physik auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte bedarf von Tag zu Tag mehr solcher Instrumente, welche uns befähigen, genaue Bestimmungen der quantitativen Verhältnisse bei den Naturerscheinungen vorzunehmen, das heisst Messungen zu machen. Ohne Messungen sind wir, bei der Unvollkommenheit unserer Sinne und unserer Auffassung und Erinnerung, nicht im Stande, die Gesetze genau zu erkennen, deren Bestimmung sich die Naturlehre zur Aufgabe macht, häufig nicht im Stande, sie nur annäherungsweise zu ermitteln, geschweige denn ihnen ihren ganzen strengen Ausdruck zu geben. Es lehrt auch die Geschichte der Physik, auf wie wundervolle Weise der Fortgang dieser Wissenschaft durch die Einführung

genauer Messwerkzeuge beflügelt worden ist, und ebenso wird fernerhin jedes den Zweck fördernde Instrument, mit dem uns Fleiss und Scharfsinn der Naturforscher beschenken mag, diesen Fortschritten neue zufügen und als eine weitere Bereicherung der Wissenschaft mit Anerkennung aufgenommen werden. Der Einfluss aber und die Wichtigkeit eines Instrumentes werden um so grösser sein, je mehre und allgemeinere Anwendungen es erlaubt, je weiter der Kreis der Erscheinungen ist, in welchem uns die Methode der Messung, die dem Instrumente zu Grunde liegt, die Grössenverhältnisse aufzufinden befähigt.

Mit einem solchen Instrumente nun ist die messende Physik durch Gauss, dem sie schon so vieles verdankt, in seinem Bifilarmagnetometer bereichert worden, eine solche auf weit ausgedehntem Felde anwendbare Messmethode ist die der Gauss'schen Bifilarsuspension. Denn diese Methode, die zum Messen von Kräften[1]) dient, beschränkt sich nicht mehr, wie im Anfange, blos auf die Messung magnetischer Kräfte, sondern sie gewährt uns die Möglichkeit, auch ganz andere Kräfte, und zwar der allerverschiedensten Art, in den Bereich unserer strengsten Forschungen zu ziehen.

Welche Wichtigkeit diese Messmethode in ihrer ersten Anwendung auf das besagte Bifilarmagnetometer erlangt, welchen Nutzen sie der Kenntniss des Erdmagnetismus gebracht hat, ist allgemein bekannt; welcher noch viel weitern Anwendung sie fähig ist, welche wesentlichen Dienste sie auf den verschiedenartigsten Feldern der Physik, ausser der Lehre des Magnetismus, in der Lehre der Elektricität, in der Akustik, selbst auf chemischem und auf physiologischem Gebiete, zu leisten vermag, zeigen die Anwendungen, welche Gauss von ihr zur Untersuchung strömender Reibungs-, Säulen- und Thermoelektricität, und zum Telegraphiren gemacht hat; zeigen die Arbeiten von Wilhelm Weber von seiner Bestimmung des elektrochemischen Aequivalentes des Wassers nach absolutem elektrischem Masse an, bis zu seiner neuern grossen Arbeit: „Elektrodynamische Maassbestimmungen". Die Bifilarsuspension ist seitdem nicht mehr blos,

[1]) Die Ausdrücke Kräfte, Kräfte messen, Kraft, die ein Körper auf einen andern ausübt, und ähnliche, gebrauche ich natürlich in dem Sinne, den ihnen die heutige Naturlehre unterlegt. Wir wissen wohl, dass von einem Dualismus in Bezug auf Kraft und Materie keine Rede sein kann; dass wir keine Kräfte messen, sondern Wirkungen: dass alle Wirkungen Wechselwirkungen sind, und dass wir bei der Betrachtung der blossen Wirkung eines Körpers auf einen andern, den ersten Körper stillschweigend in solche Verhältnisse gebracht haben, dass er der Wirkung des zweiten nicht folgen kann; — allein die besagten Ausdrücke sind einstweilen noch durch keine andern ersetzt, und sie sind auch von keinem Nachtheile begleitet, sobald man nur weiss, was man sich darunter zu denken hat. Aehnliches gilt für den Ausdruck „elektrischer Strom" und die mit ihm verwandten.

wie beim Magnetometer, ein Hülfsmittel zu magnetischen Untersuchungen, sondern sie hat im Weber'schen Dynamometer auch für diejenigen Physiker die grösste Bedeutung erlangt, die sich auf den übrigen Gebieten der Naturforschung bewegen. Allerdings bedurfte es des Scharfsinnes und des schöpferischen Genius eines Gauss und Weber, um in so kurzer Zeit von einem so speciell scheinenden Instrumente, wie im Bifilarmagnetometer vorlag, eine so umfassende Anwendung zu machen; allein es erscheint dabei deutlich die Bestätigung des Ausspruches, dass ein wahrhaft zweckmässiges, feines Beobachtungsmittel, habe es auch anfänglich blos eine specielle Bestimmung, früher oder später nicht nur auf sehr verschiedenen Gebieten seinen Platz findet, sondern auch Ideen zu ganz neuen Forschungen, Ahnung und Entdeckung verborgener Wahrheiten zu erwecken vermag. So zeigt sich eine Thermosäule als Quelle der Melloni'schen, ein Polarisationsapparat als Quelle der neuern Faraday'schen Entdeckungen; so sind optische und mechanische Hülfsmittel die Stützen der Astronomie, und die ganze eigentliche Wissenschaft der Chemie findet ihre Begründung in der Waage. Dass übrigens auch jetzt noch ein weites Feld zur Bebauung mit Hülfe des Gauss'- und Weber'schen Instrumentes offen steht, muss Jedem klar werden, der sich die nähere Kenntniss desselben erworben hat.

Bei dieser Bedeutung der besprochenen Messmethode wird es nicht unangemessen erscheinen, dass die Lehre derselben speciell aufgestellt werde. Eine Auffassung und Darstellung der Methode als einer allgemeinen zum Messen von Kräften haben wir noch nicht; eben so wenig eine Zusammenstellung alles dessen, was ihre gesammte Lehre in sich fasst, weder der Theorie, noch der Anwendung, noch der allgemeinen Betrachtung nach. Was die Theorie betrifft, so ist in den „Resultaten aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins" i. d. J. 1837 und 1840 die für den Gebrauch des Bifilarmagnetometers nöthige Theorie desselben aufgestellt, und dabei die Ergebnisse, welche die allgemeine Theorie der Bifilarsuspension liefert, zu Grunde gelegt, die Entwickelung und Darlegung dieser allgemeinen Theorie aber nicht gegeben; ebenso in den „Elektrodynamischen Maasbestimmungen von W. Weber", deren Studium denjenigen nothwendig ist, die das Weber'sche Dynamometer zu elektrischen oder andern Untersuchungen gebrauchen wollen; auch anderswo nirgends ist dieser Gegenstand behandelt worden; zur Anwendung aber der Bifilarmethode, sowie zum Verständnisse der eben angeführten Werke kann die Kenntniss jener Theorie nicht entbehrt werden. Was sodann die Anwendung betrifft, so sind in den besagten Werken zum Theil die Beschreibung einzelner Instrumente und ihrer speciellen Gebrauchsweise, und zum Theil die Resultate der damit angestellten Versuche die Hauptsache, die Zurückführung der Verfahrensweise auf die Theorie aber, der Natur jener Abhandlungen gemäss, dem Leser überlassen. Und noch weniger endlich besitzen wir eine allgemeine Betrachtung der Bifilarsuspension in ihrer Gesammtheit. — Ich habe mir daher die Behandlung dieser Gegenstände zur Aufgabe gemacht,

und zwar um so lieber, als ich bei dem fortwährenden Antheil, den Herrn Professor Weber's Freundschaft mir an seinen elektrodynamischen Untersuchungen zu nehmen gestattete, Gelegenheit genug hatte, mich von der vielfältigen Hülfe zu überzeugen, welche die Physik in fast allen ihren Theilen aus dem Elektrodynamometer zu ziehen vermag: so dass eine allgemeinere Verbreitung dieses Instrumentes im Interesse der Wissenschaft von Niemandem mehr gewünscht werden kann, als von mir.

Ein anderer Grund, der mich bestimmt hat, den so speciell scheinenden Gegenstand in seiner ganzen Ausdehnung zu behandeln, ist der, dass das Hauptsächlichste des Inhaltes auch bei Anwendung anderer Messmethoden benutzt werden kann und überhaupt einen grossen Theil einer allgemeinen Lehre der Kräftemessung darbietet.

In Bezug auf nachstehende Literatur habe ich noch eine Bemerkung zu machen. Von gegenwärtiger Arbeit wurde ein Theil schon vor fünf Jahren geschrieben. Nachher durch Augenleiden gehindert, habe ich erst jetzt das Uebrige beifügen, nicht aber mich nach etwaigen neuen die Bifilarsuspension berührenden Schriften umsehen können; sollten daher derselben seit jener Zeit erschienen sein, so bitte ich, ihre Nichtbenutzung blos dem besagten Umstande zuzuschreiben.

Geschichtliches.

1. Die Aufhängung eines Körpers an zwei Fäden, um an ihm qualitativ die Wirkung äusserer Kräfte, ungefähr wie an einer Coulomb'schen Drehwaage, zu erproben, mag vielleicht schon öfter in Gebrauch gezogen worden sein (durch W. Weber geschah es im Jahre 1833); ein Versuch sie zu quantitativen Untersuchungen zu verwenden, von dem wir sogleich sprechen werden, ist von Snow Harris gemacht worden; die richtigen Principien dieser Aufhängung aber, die vollständige Erkennung und Benutzung aller ihrer Eigenthümlichkeiten und der Gleichgewichts- und Bewegungsgesetze des dabei aufgehängten Körpers, ihre wahre Bedeutung endlich in ihrer Anwendung zum Messen von Kräften, — Alles dieses verdanken wir Gauss, der zuerst ein ganz zweckgemässes Instrument aufgestellt und die Anwendung desselben auf die richtige Theorie gegründet hat, und sodann Wilhelm Weber, der die Methode weiter ausgedehnt und in neue Gebiete der Forschung eingeführt hat.

2. Der englische Physiker W. Snow Harris wandte (s. Philosoph. Transact. f. 1836, p. 417) die Aufhängung eines Körpers an zwei verticalen Fäden, unter dem Namen *bifile balance*, an, um mittelst derselben die Coulomb'schen Versuche zu prüfen und einen Theil ihrer Ergebnisse angeblich zu widerlegen; sein Apparat ist aber, wie wir unten sehen werden, der Art, dass er nicht als der eigentlichen und wahrhaft zweckgemässen Bifilarsuspension zugehörend angesehen werden kann. Snow Harris giebt von vornherein sehr richtig an, dass die Kraft, welche den aufgehängten Körper nach einer Ablenkung in die Gleichgewichtslage zurücktreibt, und die er die Reactionskraft *(reactive force)* der Fäden nennt, nicht die

Elasticität der Fäden, sondern die Schwere des Körpers sei, indem bei der Drehung um eine imaginäre (ideale) Axe sein Schwerpunkt gehoben werde; und ich hebe dies hervor, weil es scheint, als ob hier und da sogar jetzt noch die entgegengesetzte Meinung herrsche, wobei die zuweilen vorkommende Bezeichnung jener Kraft mit dem Worte Torsionskraft nothwendig dazu beitragen muss, die Begriffsverwirrung zu erhalten. Snow Harris bemerkt ferner, dass das Instrument ausnehmend gut geeignet sei zum Messen kleiner abstossender Kräfte und zu (statisch-) elektrischen und magnetischen Untersuchungen, und dass seine Reactionskraft in vielen Fällen vorzüglicher sei, als die Torsionselasticität und überdiess sehr leicht zu reguliren; dass übrigens der Apparat sich leicht in eine gewöhnliche Drehwaage verwandeln lasse, wenn man es wünsche. Er sucht sodann auf empirischem Wege die Reactionskraft des Instrumentes und die Gesetze seiner Schwingungen zu ermitteln, gelangt aber dabei zu mehreren irrigen Ergebnissen. Nämlich neben den richtigen, wenigstens für die Anwendung hinreichend genauen Resultaten, dass die Reactionskraft proportional dem Gewichte des aufgehängten Körpers multiplicirt mit dem Quadrate des gegenseitigen Abstandes der Fäden (er wandte parallele Fäden an) und dividirt durch die Länge derselben, und dass die Schwingungsdauer proportional der Quadratwurzel der Länge und umgekehrt proportional dem Abstande der Fäden sei, stellt er die unrichtigen auf: dass die Schwingungszeit vollkommen unabhängig sei vom Gewichte des Körpers,[1]) dass die Schwingungen bei allen Elongationen, selbst von 180° und darüber, isochron seien, und dass die Reactionskraft genau proportional dem Ablenkungswinkel sei und zwar bis zu einer Ablenkung von 300 Graden.

Man sieht aus den letztern zwei Sätzen (abgesehen davon, dass die Angabe über die Proportionalität der Reactionskraft mit den Winkeln eine irrige ist), dass der Apparat des englischen Physikers etwas anderes sein müsse, als das was man unter einem Bifilarapparate versteht, denn bei dem letztern wächst die Reactionskraft nur bis ungefähr auf 90° und nimmt dann wieder mehr und mehr ab bis 180°, wo sie Null ist; mit Ablenkungen aber über 180° hinaus kann man gar nicht experimentiren, weil schon bei 180° die Fäden sich kreuzen.

In der That ist auch die Einrichtung von Snow Harris eine ganz eigenthümliche. Statt nämlich einfach zwei Fäden anzuwenden, gebraucht er zwei solche, zwischen die er von Distanz zu Distanz (bei der einen Einrichtung, die wir als Beispiel annehmen wollen, von drei zu drei Zoll bei einer Fadenlänge von 24 Zollen) dünne Stege von Kork anbringt, um zu verhindern, dass bei Ablenkungen die Fäden sich berühren. Der Apparat

[1]) Dies traf zufällig bei seinen Versuchen ein, denn er wandte homogene Cylinder von ungleichen Gewichten, aber gleichen Dimensionen an, das Verhältniss des Trägheitsmomentes zum Gewichte blieb also stets dasselbe; die Ergebnisse seiner Versuche waren richtig, aber jener Satz, als ein allgemeiner ausgesprochen, ist falsch.

bildet also gleichsam eine Art Strickleiter. Dadurch ist er im Stande, grosse Ablenkungen anwenden zu können, wie bei einer Coulomb'schen Drehwaage; er sucht überhaupt den Apparat möglichst einer solchen anzupassen, und ist offenbar in der Meinung befangen, dass die Gesetze desselben denjenigen der letztern gleich sein müssen. Die Empfindlichkeit des Instrumentes ist etwas weniger gross als die, welche es ohne die Anbringung von Stegen besitzen würde; bei der oben angeführten Einrichtung kann eine Kraft, die ohne die Stege eine Ablenkung von 60° bewirken würde, nur eine solche von etwa $49^2/_3{}^0$ hervorbringen; die Reactionskraft ist (nicht in vollkommener Strenge, aber bis auf verschwindend kleine Bruchtheile genau) proportional den Sinus der Achtel der Ablenkungswinkel.

Es ist klar, dass der Apparat als ein Bifilarapparat im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht angesehen werden kann; er bietet nicht die Vortheile, Einfachheit und Sicherheit des letztern; seine Construction ist offenbar weit mühsamer und unsicherer; die mechanischen Gesetze, die für ihn gelten, sind verwickelter und für den Gebrauch weniger dienlich. Der einzige Vortheil, den er gewähren konnte, war der, dass er bei Anwendung grosser Kräfte grosse Ablenkungen gestattete, und bei ihm die Wirkung der Schwere, statt derjenigen der Elasticität eintrat; dass er also ein zweites Instrument neben der Drehwaage darbot (es wird wie bei der letztern die Methode des Zurückdrehens des Theiles, an welchem die Fäden hängen, angewandt), mittelst welches die Winkelmessung infolge der Anwendung grosser Winkel weniger ungenau wurde. Allein zu einer Zeit (1836), wo die Poggendorff-Gauss'sche Methode[1]) der genauen Messung kleiner Winkel mittelst Spiegel und Skale schon seit drei Jahren veröffentlicht war, konnte dies zweite und complicirte Instrument keinen grossen Anklang finden. Sollte dies geschehen, so musste es die wahren Vortheile und Eigenthümlichkeiten der Bifilarmethode aufzeigen; es mussten die wirklichen Gesetze der letztern aufgestellt und der Gebrauch des Instrumentes darauf gegründet werden; das war nicht der Fall.

Auch scheint die Erfindung keinen Eingang gefunden zu haben; sie wurde sogar zum Theil als unnütz verworfen (so in Rep. d. Phys. II. S. 93: „Wir wollen diese, keinen Vortheil gewährende Einrichtung bei Seite lassen"). Nach der Bekanntmachung des Bifilarmagnetometers von Gauss (der dasselbe schon geraume Zeit vor dem Erscheinen der Abhandlung von Snow Harris, ohne des letztern Versuche zu kennen, in's Leben gerufen, aber nicht veröffentlicht hatte), wurde die Priorität für den englischen Physiker in Anspruch genommen. Unbestreitbar hat derselbe die Aufhängung an zwei Fäden zu wirklichen Messungen angewandt, und das Princip, dass nicht die Torsionskraft der Fäden, sondern die Schwere die Reactionskraft des Instrumentes liefere, vollkommen unzweideutig und klar erfasst und ausgesprochen, auch ist das Instrument, als eine Art Dreh-

[1]) Vgl. Poggendorff's Annalen VII (1827) „Neues Instrument zum Messen der magnetischen Abweichung von Poggendorff".

waage (wobei das Wort drehen nur auf die Manipulation, d. h. auf das Drehen des Trägers der Fäden, zu beziehen ist, und nicht auf eine Torsion der Fäden wie bei der Coulomb'schen Waage), sinnreich ausgedacht und mit aller Sorgfalt ausgeführt; allein die wahre Methode der Bifilarsuspension, mit Erkennung und fruchtbringender Benutzung der richtigen Gesetze, die bei einer solchen Aufhängung sich geltend machen, ist zuerst von Gauss aufgefunden, und zu allseitigem Vortheile der Wissenschaft in das Gebiet der Physik eingeführt worden.

3. Nachdem Gauss in seinem berühmten Werke „*Intensitas vis magneticae terrestris ad mensuram etc. Gott. 1833*" in der Lehre des Magnetismus eine so glanzvolle neue Epoche hervorgerufen, wurde die eröffnete Bahn von ihm und Wilhelm Weber mit dem grössten Erfolge betreten und verfolgt. Der von Humboldt früher gegebene Impuls pflanzte sich auf diese neue, von Göttingen ausgehende Anregung hin weiter und weiter fort, und es ist bekannt, dass sich bald ein ganzes Netz von Beobachtungen um die Erde verbreitete, deren Resultate zuerst in den von Gauss und Weber herausgegebenen Jahresschriften „Resultate aus den Beob. d. magn. Vereins" 1836 bis 1841 zusammengestellt und verglichen wurden.[1]) In diesen Jahresschriften wurde zugleich die Beschreibung der neuen Göttinger Instrumente und ihrer Anwendung gegeben, und zwar im ersten Jahrgange 1836 (erschienen 1837) die des Unifilarmagnetometers, auch schlechthin Magnetometer genannt, dies ist ein Magnetstab, der an einem Faden aufgehängt ist und zur Bestimmung der Declination und ihrer Veränderungen dient; er zeichnet sich vor den früheren Apparaten aus durch seine weitaus grössern Dimensionen, namentlich aber durch die so äusserst fruchtbringende und sinnreiche Anwendung von Spiegel, Fernrohr und Skale, welche die Ablenkungen gleichsam an einem ausnehmend grossen Kreise ablesen lässt, und deren Einführung bei allen Messinstrumenten ähnlicher oder anderer Art dieselben zu einer kaum geahnten Vollkommenheit gebracht hat. (Vgl. Anmerkung auf S. 212). — Sodann folgte im nächsten Jahrgange (Res. i. J. 1837; erschienen 1838) die Bekanntmachung des zweiten Hauptinstrumentes, des Bifilarmag-

[1]) Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, alles was auf dem Gebiete des Magnetismus geleistet worden, zusammenzustellen, daher sich Niemand wundern wird, Namen wie die von Humboldt, Hansteen und so manchen Andern, hier nicht weiter angeführt zu finden. Wer eine Uebersicht über den Gang jener Forschungen wünscht, findet sie in: Gött. gel. Anz. 1832 S. 2041—2058, und 1835 S. 345 ff.; — Gauss, Erdmagnetismus und Magnetometer in Schumacher's Jahrbuch für 1836 S. 1—47; — Bessel, über den Magnetismus der Erde, in Schumacher's Jahrb. f. 1843 S. 1—56. Und die ausführlicheren Angaben der Forschungen und ihrer Resultate in Fechner's Repertor. d. Exper. phys. II und III, Dove Rep. d. Phys. II und VII, und in Result. a. d. Beob. d. magn. Vereins; überdies natürlich auch in den Specialwerken.

netometers, das ist eines an zwei Fäden aufgehängten Magnetstabes, welcher dazu bestimmt ist, die Variationen des horizontalen Theiles der Intensität des Erdmagnetismus nachzuweisen.

4. Die Idee dieses Instrumentes hatte Gauss schon mehrere Jahre früher an einer weniger präcisen Vorrichtung realisirt,[1]) aber nichts davon veröffentlicht, sondern nur eine Andeutung in seinem Aufsatze „Erdmagnetismus und Magnetometer“[2]) gegeben, und ihre baldige genauere Ausführung in „Result. i. J. 1836, S. 12“ in Aussicht gestellt; in demselben Jahre wurde dann der genaue Apparat construirt. Der Idee zum Grunde lag das Bedürfniss, die Intensität der erdmagnetischen Kraft in jedem beliebigen Augenblicke, und somit also auch ihre fortwährenden Schwankungen, zu deren Vorhandensein alle Wahrscheinlichkeit vorlag, kennen zu lernen; die Veranlassung zur Anwendung der Bifilarsuspension gab eine von W. Weber in anderer Absicht an zwei Fäden aufgehängte Magnetnadel, deren eigenthümliche Stellung unter gewissen Verhältnissen bemerkt wurde und Gauss' Scharfsinn sofort auf die Verwendung einer derartigen Aufhängung führte, um dem besagten Bedürfnisse zu entsprechen.[3])

5. Das Unifilarmagnetometer gibt durch seine Lage unmittelbar die jedesmalige Declination oder die horizontale Richtung der erdmagnetischen Kraft; man hat, um diese zu bestimmen, weiter nichts zu thun, als durch das Fernrohr die Zahl abzulesen, die am Spiegelbilde der Skale im Fadenkreuze erscheint; man hat nur eine sogenannte Standbeobachtung zu machen; und diese kann man jeden beliebigen Augenblick wieder anstellen, man hat also, wenn man es wünscht, fortwährend die Veränderungen der Declination vor Augen. Anders aber verhält es sich bei der Intensität des Erdmagnetismus, wenn man, um sie zu bestimmen, kein anderes Mittel hat, als das früher einzig angewandte der Aufhängung eines Magnetstabes

---

[1]) Gauss in: Result. im J. 1837, S. 6. „Die praktische Anwendbarkeit dieser Idee hatte ich schon vor mehreren Jahren durch vorläufige Versuche an einer freilich nur ganz rohen Vorrichtung bestätigt gefunden, wovon auch eine Andeutung in meinem Aufsatze über Erdmagnetismus und Magnetometer (S. 19) gegeben ist.“

[2]) In Schumacher's Jahrbuch für 1836. Stuttg. u. Tüb., Cotta, 1836, S. 19 (auch in Result. im J. 1836, S. 71): „Uebrigens ist es sehr wohl möglich, dies Drehungsmoment“ (das der Erdmagnetismus auf einen gegen den magnetischen Meridian senkrecht liegenden Magnetstab ausübt) „auch durch directe Versuche, ohne beobachtete Schwingungsdauer zu bestimmen: ein eigenthümlicher dazu dienender seit Kurzem in der Göttinger Sternwarte aufgestellter Apparat zeigt sich aller nur zu wünschenden Schärfe fähig; allein für den gegenwärtigen Zweck ist es unnöthig, dabei zu verweilen.“

[3]) W. Weber hatte übrigens zu galvanischen Untersuchungen schon um's Jahr 1833 die Aufhängung an zwei Drähten angewandt, wobei aber die Anwendung von zwei Drähten nur den Zweck der Ein- und Ausführung der Ströme, nicht den der Messungen von Kräften hatte; vgl. S. 14 ff.

an einem Faden. Es bedarf alsdann, um die Intensität zu ermitteln, einer Reihe von Beobachtungen, und zwar hauptsächlich Schwingungsbeobachtungen, welche eine ziemlich lange Zeit erfordern; hat sich während dieser Zeit die Intensität geändert, so erhält man als Resultat nur eine Art von Mittelwerth der Intensitäten, welche vom Anfange an bis zum Ende der Operation nach und nach stattgehabt hatten; die Grösse und Reihenfolge ihrer Aenderungen aber bleibt unbekannt. Ist also die Intensität wirklich Schwankungen unterworfen, so muss, um diese in jedem beliebigen Augenblicke zu erkennen, ein besonderes Instrument in unserm Besitze sein, und zwar ein solches, das für eine bestimmte als Norm angenommene Intensität (die man besonders ausmittelt) eine bestimmte Lage hat, die man ein für alle Mal vormerkt, das dann auch bei jeder Aenderung der Intensität seine Lage entsprechend ändert, und an welchem man folglich durch blosse Standbeobachtungen, d. h. Beobachtungen der jeweiligen neuen Lage des Magnets, die Variationen der horizontalen Intensität so gut ablesen kann, wie die Variationen der Declination am Unifilarmagnetometer. Gauss, der im Jahre 1833 in seiner „*Intensitas*“ die Mittel zur Messung der Stärke des Erdmagnetismus aufgestellt hatte, wandte sofort seine Aufmerksamkeit auf die Frage nach ihren Variationen, und auf die Herstellung eines Instrumentes, das diese Frage auf die oben besagte Weise zu lösen vermöchte. Der Mittel dazu boten sich mehrere dar, und Gauss war damit beschäftigt sie zu prüfen und zu vergleichen, als ihm seine rasche und tiefblickende Auffassung und Benutzung eines glücklichen Zufalles ein neues bot und das beste: die Bifilarsuspension. W. Weber hatte nämlich eine Inclinationsnadel, um ihr freie Beweglichkeit zu ertheilen, an zwei Fäden nach der Methode aufgehängt, die in seiner später erschienenen Abhandlung „*De tribus novis librarum construendarum methodis*“ *in* „*Comment. soc. reg. scient. Gotting. recentior. Vol. III. Class. mathem. p. 86—89*“ beschrieben ist. Das Instrument (das jetzt in Upsala ist) wurde in Göttingen auf der Sternwarte geprüft. Wenn hierbei die Nadel rechtwinklig gegen den magnetischen Meridian zu stehen kam, so nahm sie eine Zwischenlage zwischen dieser und der im magnetischen Meridiane an, sie stellte sich so, dass sie unter dem Conflicte der erdmagnetischen Kraft und der Reactionswirkung der zwei Fäden im Gleichgewichte war, sie drehte die Fäden bis das Reactionsmoment der Schwere gleich war dem erdmagnetischen Momente. Gauss fasste dies auf und entdeckte darin sogleich ein neues Mittel zur Erreichung des Zweckes, den er vor Augen hatte; und dies Mittel bei sorgfältiger Vergleichung mit den übrigen erwies sich unter allen als das vorzüglichste, und wurde daher definitiv angenommen und im Bifilarmagnetometer zur Ausführung gebracht.

6. Bei diesem Instrumente wird bekanntlich der horizontale Magnetstab an zwei sehr langen und feinen, wenig von einander abstehenden Drähten aufgehängt, und die Befestigungspunkte der Drähte an der Decke und am Stabe werden so angeordnet, dass der Magnet eine gegen den magnetischen Meridian vollkommen oder nahezu vollkommen rechtwinklige

Lage erhält. Auf diese Weise üben die Variationen der Intensität des Erdmagnetismus ihre vollständige Wirkung aus, während die Veränderungen der Declination keinen oder so viel wie keinen Einfluss haben. Die ersteren verändern die Lage des Stabes auf ähnliche Weise, wie die Declinationsänderungen die Lage des Unifilarmagnetometers ändern (sie drehen nämlich den Stab ein bischen, bald in der einen, bald in der entgegengesetzten Richtung, und zwar geschehen diese Drehungen um die zwischen den zwei Aufhängungsdrähten, in gleichem Abstande von jedem, durch den Schwerpunkt des Stabes gehend gedachte Vertikallinie als Drehungsaxe) und diese Aenderungen können also, wie beim letztern, mittelst Spiegel, Fernrohr und Skale, jeden Augenblick auf's Genaueste abgelesen werden und ergeben dann durch leichte Berechnung die Aenderungen, welche die Stärke des Erdmagnetismus, d. h. die als Norm angenommene Horizontalintensität, erlitten hat. — Die eben erwähnte Stellung der Nadel könnte auch durch die sogenannte Torsion eines Metalldrahtes oder einer Metallfeder, woran der Magnet aufgehängt würde, oder auch durch die Wirkung anderer Magnete, erzweckt werden, und in der That haben Christie und Lamont diese Einrichtung angewandt[1]); allein die Gauss'sche Methode verdient den Vorzug, indem sie an die Stelle veränderlicher Eigenschaften, der elastischen oder magnetischen nämlich, die unveränderliche und genau bekannte Schwerkraft, und an die Stelle verwickelter und nicht leicht messbarer Verhältnisse rein geometrische und leicht und genau messbare setzt.

7. Wie schon erwähnt, findet man in den „Result. im J. 1837" die Beschreibung und die Anweisung zum Gebrauche des Bifilarmagnetometers; die allgemeine Theorie der Bifilarsuspension hat Gauss dabei nicht mitgetheilt, sondern er überlässt es stillschweigend dem Leser, sie sich selbst zu entwickeln und führt nur das Nöthige aus ihren Ergebnissen auf. Hingegen die specielle Theorie des Bifilarmagnetometers stellt er, wiewohl mehr implicite, dar, in wenigen sehr eleganten und concisen mathematischen Ausdrücken zusammengefasst, in seiner Abhandlung „Zur Bestimmung der Constanten des Bifilarmagnetometers" (Result. im J. 1840, S. 1). Diese Abhandlung zeigt, wie sich die Normalverhältnisse eines Apparates jederzeit ausmitteln lassen, wenn schon durch äussere Umstände eins oder mehrere derselben gewissse Aenderungen erleiden. — Eine andere Arbeit, von W. Weber in demselben Jahrgange der Result. (1840, S. 35) giebt eine Methode an, um „die Variationen des Stabmagnetismus beim Bifilarmagnetometer unabhängig von der Kenntniss der Temperatur zu bestimmen", und Weber leitet, durch diese sinnreiche Einrichtung, zu einer neuen Vervollkommnung des Instrumentes.

8. Im Jahre 1837 wurden die ersten regelmässigen Beobachtungen am Bifilarmagnetometer in Göttingen angestellt, und schon bei der ersten Mittheilung über das neue Instrument in den Result. im J. 1837 (S. 9 und 10)

[1]) Repertorium der Physik, Band VII, Seite IX und XI.

konnte Gauss einige nicht unwichtige Ergebnisse, zu denen er in kurzer Zeit gelangt war, bekannt machen. Vom Juli 1837 an schlossen sich den bisherigen Terminsbeobachtungen der Declinationsvariationen auch die vollständigen Terminsbeobachtungen der Intensitätsvariationen in Göttingen an. Wie sich sodann das Bifilarmagnetometer überall verbreitete, wo magnetische Beobachtungen angestellt wurden, und welche grossen Vortheile diese Verbreitung unserer Kenntniss der Intensitätsvariationen gebracht hat, ist bekannt genug, daher wir nicht länger dabei verweilen, sondern zu einer neuen Verwendung der Bifilarsuspension übergehen.

9. Gauss fand nämlich in seinem Apparate nicht blos ein Werkzeug zur Messung der magnetischen Kraft, sondern durch eine eigenthümliche Anordnung desselben verwandelt er ihn in ein äusserst empfindliches Instrument zum Messen elektrischer Wirkungen', und erweitert somit den Kreis seiner Anwendungen noch durch die auf elektromagnetischem Felde. Er hängt nämlich einen horizontalen Magnetstab bifilar so auf, dass er im magnetischen Meridiane schwebt, seinen Nordpol aber gegen Süden und seinen Südpol gegen Norden kehrt. Durch diese Anordnung, die Gauss die verkehrte Lage nennt, wird der Stab zu einem äusserst empfindlichen Reagens für äussere Kräfte; man hat nämlich, durch die schickliche Regulirung des gegenseitigen Abstandes der zwei Aufhängungsdrähte, es in seiner Gewalt, ihn so nahe man will astatisch zu machen, mit andern Worten, die Kraft, die ihn in seiner Gleichgewichtslage hält und der Wirkung äusserer Kräfte entgegenstrebt, nach Belieben zu verringern, die Empfindlichkeit also in gleichem Maasse zu steigern. Bei dem Apparate von Gauss war die Anordnung so getroffen, dass eine ablenkende äussere Kraft an dem Stabe eine zehn Mal grössere Ablenkung hervorbrachte, als bei seiner Aufhängung an Einem Faden der Fall gewesen sein würde. Dadurch war unter Anderm die Lösung einer Aufgabe erreicht, mit welcher man sich früher ohne Erfolg wiederholt beschäftigt hatte, nämlich die täglichen und stündlichen Variationen der magnetischen Declination vergrössert darzustellen; bewegt sich bei einer Declinationsänderung das Nordende der gewöhnlichen Magnetnadel, z. B. um 30 Secunden gegen Osten, so bewegt sich im Gauss'schen Apparate das gegen Norden gekehrte Südende des Magnets um fünf Minuten gegen Westen. Diese Vergrösserung der Declinationsvariationen war nun freilich nicht mehr vonnöthen, indem Gauss dem gewöhnlichen (Unifilar-) Magnetometer durch die Anbringung von Spiegel und Skale schon eine hinlängliche Schärfe ertheilt hatte; dagegen erwies sich das Instrument als äusserst vortheilhaft zur Untersuchung der Wirkungen elektrischer Ströme, indem nämlich der Magnetstab durch die bekannte Umgebung mit einem aus Drahtwindungen bestehenden Multiplicator zu einem Galvanometer gemacht wurde. Die elektrischen Ströme mussten Drahtlängen von 1 bis 8 geographischen Meilen durchlaufen, und trotz dieser langen Kette gaben selbst die schwächsten galvanischen Kräfte dem fünfundzwanzig Pfund schweren Magnetstab eine nicht blos merkliche, sondern zu scharfen Messungen hinreichende Ablenkung. So führt Gauss

in Bezug auf thermoelektrische Ströme, von welchen manche Physiker damals die irrige Vorstellung hatten, sie vermöchten eine sehr lange Kette nicht zu durchdringen, an, dass die blosse Berührung der Verbindungsstelle eines thermogalvanischen Apparates von eigenthümlicher Construction hinreichte, um jene Wirkung hervorzubringen. Auch mit gewöhnlicher (Reibungs-) Elektricität, wobei Conductor und Reibzeug einer Elektrisirmaschine als Quellen des Stromes dienten, wurden Versuche angestellt und sehr beträchtliche Ablenkungen erhalten, wobei sich der Umstand bemerklich machte, dass eine Verlängerung der Kette von 13000 Fussen bis auf eine Meile die elektromagnetische Wirkung nicht schwächte. Endlich benutzte Gauss denselben Apparat zum Telegraphiren, (es ist bekannt, dass man Gauss und Weber die erste wirklich praktische und gelungene Ausführung des elektrischen Telegraphs verdankt), und überzeugte sich auch da auf's Vollständigste von den Vorzügen, die das Bifilarmagnetometer in der sogenannten verkehrten Lage vor dem Unifilaren in Anwendungen und Untersuchungen der angeführten Arten zeigt. — Was das Nähere über alle diese Gegenstände betrifft, so verweise ich auf Result. im J. 1837, S. 8—18, und Schumacher's Jahrbuch für 1839.

10. Neue Wichtigkeit jedoch erhielt die Bifilarsuspension von dem Zeitpunkte an — (1837; der Ursprung der Erfindung fällt aber in's Jahr 1833) — wo Wilhelm Weber nicht mehr blosse Magnete, sondern von elektrischen Strömen durchflossene Drahtspiralen als aufgehängte Körper anwandte, andere Drahtrollen ähnlicher Art aus bestimmten Entfernungen auf sie wirken liess, und so die Gauss'sche Messmethode vom magnetischen und elektromagnetischen auf ein neues Gebiet, das rein elektrische, überführte. Dadurch gewann die Anwendung der Methode eine Ausdehnung, die sich schnell überraschend erweiterte, und die ihr von nun an einen Platz unter den Verfahrungsweisen sichert, die zu den gelungensten, universellsten und fruchtbringendsten gehören.

Weber hängt nämlich eine Rolle, auf der ein mit Seide übersponnener Draht in Tausenden von Windungen aufgewickelt ist, an zwei Kupferdrähten so auf, dass die Axe der Rolle horizontal liegt, die Ebenen der Windungen also vertical stehen; diese Rolle nennt er die Bifilarrolle. Je ein Ende des aufgewundenen Drahtes wird mit je einem untern Aufhängungsdrahtende in leitende Verbindung gesetzt. Die obern Enden der Aufhängungsdrähte werden mit andern Metalldrähten verbunden, die zu den Polen einer galvanischen Säule führen. Der Strom dieser Säule kann also nach Belieben durch den einen Aufhängungsdraht in die aufgehängte Spirale hinein-, und nachdem er sie durchflossen hat, durch den zweiten Aufhängedraht wieder hinaus- und in die Säule zurückfliessen. Nun wird mit dem Apparate ein Körper in Conflict gebracht, der auf den Strom zu wirken vermag, und zwar wird die gegenseitige Lage des Körpers und der Bifilarrolle so angeordnet, dass die entstehende Bewegung der letzteren nicht in einem pendelartigen Hin- und Herschwanken, sondern in einer Drehung um eine durch den Schwerpunkt des aufgehängten Systemes

gehend gedachte Vertikallinie besteht. Als solche wirkende Körper können verwendet werden ähnliche von Strömen durchflossene Drahtrollen, oder Magnete, oder (bei Inductionsversuchen) blosse in sich geschlossene Drahtrollen, — ja selbst die Erde vermöge ihrer magnetischen Kraft. Die in der Regel äusserst geringen Drehungen der Bifilarrolle werden, wie bei den Magnetometern, mittelst eines mit einer Skale versehenen Fernrohres in einem mit der Rolle verbundenen Spiegel beobachtet, können aber auch, für weniger feine Versuche, mittelst der Bewegung eines an der Rolle befestigten Index über einem horizontalen getheilten Kreise direct abgelesen werden; und diese Drehungen geben dann, nach den Gesetzen der Bifilarsuspension, das Maass der ausgeübten Wirkungen, und somit die Intensität der angewandten Ströme, oder andere Dinge, die man zu wissen verlangt. (Man wird bei dieser Einrichtung leicht die denen des Bifilarmagnetometers ähnlichen Verhältnisse erkannt haben.)

12. Die Hauptvortheile dieses neuen Instrumentes sind leicht einzusehen. Erstens hat man einen frei aufgehangenen Körper, bei dem die Vorrichtung zum Ein- und Ausleiten der Ströme so getroffen ist, dass sie, weit entfernt eine starke Reibung, wie alle früheren Einrichtungen, hervorzubringen, dem Körper die freieste Beweglichkeit lässt. Und zweitens hat man in der Kraft, womit die Schwere die aufgehängte Rolle in der Gleichgewichtslage zu erhalten strebt, das Mittel, die Kräfte, welche von äusseren Körpern auf die Rolle ausgeübt werden, zu messen, und zwar in absolutem Maasse, wie Gauss die erdmagnetische Kraft auf absolutes Maass zurückgeführt hat. (Anderweitige Vorzüge werden wir später besprechen.)

13. Was den ersten Vortheil betrifft, so hatte ihn Weber schon um's Jahr 1833 erreicht; nach der Erfindung des Bifilarmagnetometers aber vereinigte er damit auch noch den zweiten, und man sieht also, dass die Erfindung seines Instrumentes, das seine ganze Vollkommenheit im Jahre 1837 erhielt, schon 1833 ihren Ursprung nahm. Weber sagt darüber:[1]) „Schon vor zwölf Jahren[2]) habe ich zum Zweck der Ausschliessung der Reibung und der Ausführung wirklicher Messungen einen auf einem dünnen Holzrahmen gewundenen Draht, durch welchen ein galvanischer Strom geführt und welcher dann durch die elektrodynamische Anziehung und Abstossung eines Multiplicators in Bewegung gesetzt werden sollte, mit bifilarer Aufhängung an zwei feinen Metalldrähten versehen (ich werde diese bifilar aufgehangene Drahtspirale künftig die Bifilarrolle nennen) und habe den einen dieser Aufhängungsdrähte zur Zuleitung und den anderen zur Ableitung des galvanischen Stromes benutzt. Die ganze Bedeutung dieser Einrichtung zum Zweck der Messung habe ich aber erst später aus dem Bifilarmagnetometer von Gauss kennen gelernt, von dem ich sodann auch die Anwendung eines an der Bifilarrolle befestigten Spiegels entlehnt

[1]) Elektrodynamische Maassbestimmungen, S. 218.

[2]) Weber's elektrodyn. Maassbestimmungen wurden im November 1845 geschrieben.

habe. Im Sommer 1837 habe ich darauf ein solches Instrument hergestellt und eine Reihe Versuche damit ausgeführt, die alle bewiesen, dass man die grösste Feinheit in der Beobachtung der elektrodynamischen Erscheinungen mit so schwachen Strömen erreichen könne, mit denen es vorher nie gelungen war, diese Erscheinungen hervorzubringen."

14. Bei den früheren Einrichtungen nämlich war immer die Reibung ein Haupthinderniss, und es scheiterten alle Versuche zu Messungen, ja überhaupt nur zu einigermaassen scharfen Beobachtungen, an der Schwierigkeit, den elektrischen Strom ein- und auszuführen, ohne die freie Beweglichkeit des Körpers, den er durchlaufen sollte, zu beeinträchtigen. Der Strom wurde bekanntlich in Quecksilbernäpfchen geleitet, die vertical über einander standen, und aus diesen in das Instrument vermittelst der Spitzen der zu Haken umgebogenen Drahtenden des letzteren, die in das Quecksilber tauchten; die beiden Spitzen mussten genau in einer und derselben Verticale liegen; dies zu erreichen war nie möglich, und so musste bei den Drehungen die eine Spitze einen kleinen Kreis beschreiben; dadurch entstand im Quecksilber ein bedeutendes Hinderniss der Bewegung, welches, so wie die Adhäsion u. s. w., feine Versuche schlechterdings unmöglich machte. Auch beim Baumgartner'schen Apparate, wo die Spitzen in Metalllagern liefen, waren die Hindernisse der Bewegung noch viel zu beträchtlich. Wollte man statt einfacher Drahtringe u. dgl. oder ganz leichter Drahtspiralen, ein zur Vermehrung der Wirkung hinreichendes System von zahlreichen Drahtwindungen aufhängen, so vermehrte sich durch das vergrösserte Gewicht die Reibung so sehr, dass die Anwendung dieser sogenannten Multiplication unmöglich wurde. Man war daher genöthigt, Ströme von sehr grosser Intensität zu gebrauchen, und dennoch war es häufig schwer, auch nur das Vorhandensein schwacher Wirkungen zu zeigen; von Messungen konnte gar keine Rede sein. — Eine zweite Schwierigkeit, welche Ampère als ein unbesiegbares Hinderniss der Messung elektrodynamischer Kräfte, wenn man eine solche mittelst Schwingungs- (statt Ablenkungs-) Beobachtungen auszuführen versuchen wollte, anführt, rührte daher: „dass, wenn man einen festen Leiter auf einen beweglichen Theil der Volta'schen Kette wirken lässt, diejenigen Theile des Apparates, welche nothwendig sind, um ihn mit der Säule in Verbindung zu setzen, auf diesen beweglichen Theil zugleich mit dem festen Leiter wirken und so die Resultate der Versuche stören."[1])

15. Alle diese Schwierigkeiten verschwinden bei Weber's Methode, und die Anwendungen derselben haben ihre Vorzüglichkeit auf's Unzweifelhafteste herausgestellt. Das Instrument ist weit entfernt einer Einrichtung zum Ein- und Ausleiten der Ströme zu bedürfen, durch welche Reibung

---

[1]) Ampère *Mém. sur la théor. mathém. des phénom. élektrodyn.* in *Mém. de l'Acad. roy. d. Scienc. de l'Instit. de France. Ann. 1823, p. 182.* — (Vgl. S. 9 und Originalbeschreibung Ampère's in den Ergänzungen S. 299 ff.)

hervorgebracht werden würde; im Gegentheil, es lässt dem aufgehängten Körper die freieste Beweglichkeit, wie bei der feinsten Coulomb'schen Drehwaage; ja es lässt ihm diese Beweglichkeit auch dann noch, wenn er ein bedeutendes Gewicht besitzt; man kann folglich statt einfacher Drähte oder ganz kleiner leichter Spiralen, auf die man sich früher beschränken musste, grosse Rollen mit zahlreichen Windungen aufhängen, und durch diese sogenannte Multiplication weitaus stärkere Wirkungen erlangen. Von dem störenden Umstande, den Ampère als unübersteigliches Hinderniss beklagt (s. Ende des vorigen §) kann keine Rede sein, denn wenn auch der Strom in den Aufhängungsdrähten merkliche Wirkungen auf die Bifilarrolle ausüben könnte (was nicht der Fall ist), so würde die Wirkung des einen durch die des andern Drahtes vollkommen aufgehoben, weil der Strom in ihnen in entgegengesetzter Richtung läuft. Infolge der freien Beweglichkeit lassen sich die schärfsten Hülfsmittel zur Messung, als Spiegel, Skale und Fernrohr, anwenden, und dadurch die kleinsten Ablenkungswinkel, also die geringsten Kräfte, messen. Und nach den Gesetzen der Bifilarsuspension erhält man die Maasse unmittelbar in Gewichten, die an Hebelarmen wirken, somit als Functionen der Schwere, ausgedrückt, und sofort in absolutes Maass überführbar. Die schwächsten Ströme, deren blosse Gegenwart mit andern Hülfsmitteln kaum wahrgenommen werden könnte, reichen hin, um messbare Wirkungen zu erhalten, ja es lassen sich Ströme auffinden und untersuchen, die man auf keinem andern Wege auch nur nachzuweisen vermöchte. Eben so gut aber wie zu Ablenkungsversuchen (Standbeobachtungen) eignet sich das Instrument zu Schwingungsbeobachtungen, die Bestimmung seiner Schwingungszeiten ist gleicher Schärfe und Genauigkeit fähig, wie die beim Magnetometer, und die Bestimmung der Abnahme der Schwingungsbögen kann mit einer Feinheit ausgeführt werden, die die kleinsten Aeusserungen einer die Bewegung hemmenden Ursache, z. B. der Volta-Induction, zu beobachten erlaubt.

Diese Vorzüge haben den Weg zu den mannichfaltigsten Anwendungen des Instrumentes gebahnt, und eine Reihe verschiedenartiger Forschungen eröffnet, die wir auseinander zu setzen sofort Gelegenheit haben werden.

16. Im Jahre 1840 machte Weber Gebrauch von seiner Methode zu einer äusserst delicaten physikalisch-chemischen Untersuchung, nämlich zu einer genauen Bestimmung des elektrochemischen Aequivalentes des Wassers, und zwar nach absolutem Maasse der Elektricität; diese Bestimmung wurde veröffentlicht in „Result. im J. 1840, S. 91", und so seine Methode zum ersten Male öffentlich mitgetheilt, und gleichsam ein Vorläufer gegeben einer grösseren Arbeit, die in neuen, mit Apparaten ähnlicher Art angestellten, Versuchen besteht und im Folgenden näher betrachtet werden soll.

17. Ein genau ausgeführtes Instrument zu diesem Zwecke liess Weber 1841 in Göttingen anfertigen, erhielt aber erst in Leipzig die Gelegenheit, die Untersuchungen, die er sich vorgenommen hatte, auszuführen; diese

Untersuchungen wurden im Laufe des Jahres 1845 angestellt, und ihre Resultate finden sich in der ersten Hälfte von Weber's „Elektrodynamischen Maassbestimmungen, Leipzig 1846". In diesem Werke, dessen zweite Abtheilung die scharfsinnigsten theoretischen Untersuchungen enthält, von denen zu sprechen jedoch hier nicht der Ort ist, findet man auch die Beschreibung jenes Instrumentes so wie die eines zweiten, grösseren, welches erst in Leipzig und namentlich zum Zwecke jener Forschungen angefertigt wurde.

18. Weber nennt seinen Apparat Elektrodynamometer oder kurz Dynamometer, weil seine nächste Bestimmung war, die von Ampère entdeckten elektrodynamischen Kräfte zu messen:[1]) aus den Weber'schen Arbeiten selbst aber geht hervor, dass ihm die letztere allgemeine Benennung nicht mit Unrecht beigelegt wird, denn das Instrument zeigt sich in der That zum Messen der verschiedenartigsten Kräfte geeignet und kann also wohl im Allgemeinen „Kräftemesser" genannt werden.

19. Der Zweck Weber's bei seiner Erfindung des Dynamometers war: ein bis dahin fehlendes Hülfsmittel zur Anstellung elektrodynamischer Messungen mit derselben Genauigkeit wie die elektromagnetischen Messungen zu geben, bei welchem die Schwierigkeiten beseitigt wären, die bei früheren Einrichtungen stattfanden, und sodann mit Hülfe desselben die elektrodynamischen Gesetze, die Ampère aufgestellt, experimentell zu prüfen. Beide Zwecke finden wir vollkommen erreicht. Durch eine erste Reihe von Versuchen,[2]) die schon darthun, dass das Instrument die gewünschten Eigenschaften wirklich besitze, weist Weber die Richtigkeit des Ampère-schen Satzes nach: dass die elektrodynamischen Kräfte zweier Theile desselben Leitungsdrahtes dem Quadrate der Stromintensität proportional seien. Eine zweite Reihe von Versuchen[3]) dient dann, um dasjenige Gesetz an der Erfahrung nachzuweisen, welches man das Ampère'sche Fundamentalgesetz zu nennen pflegt[4]), und welches in der That die ganze elektrodynamische Theorie begründet; und dieselben Versuche ergeben auch den Beweis der Richtigkeit der von Ampère aufgestellten Relation zwischen der Elektrodynamik und dem Elektromagnetismus, wonach man die Wechselwirkung zweier Magnete durch die zweier galvanischer Stromspiralen und *vice versa* ersetzen kann.[5])

Die Beweise von Fundamentalsätzen der Ampère'schen Theorie waren nicht nur nicht überflüssig, sondern geradezu nothwendig, denn sie waren, wie Weber des Weitern auseinander setzt,[6]) noch nie auf directem experi-

---

[1]) Elektrodynamische Maassbestimmungen S. 223.

[2]) El. dy. Msb. S. 223—233.

[3]) El. dy. Msb. S. 233—268.

[4]) Den Inhalt desselben s. in „El. dy. Msb. S. 249". Cf. Lamé *Cours de Phys.* No. 819.

[5]) El. dy. Msb. S. 248 u. 249; S. 259—268.

[6]) El. dy. Msb. S. 212—218.

mentellem Wege gegeben worden. Ampère ist der erste, der die Wechselwirkung zwischen elektrischen Strömen aufgefunden und ausser allem Zweifel gesetzt hat, allein genaue Messungen dieser Wirkung, auf eine Weise, wie man die Wirkung von Strömen auf Magnete maass, hat er nie angestellt, (mit den damaligen Hülfsmitteln wäre es ihm auch nicht möglich gewesen), und eben so wenig ist dies von irgend einem Andern vor Weber geschehen. Elektromagnetische Messungen waren zu jener Zeit schon ausgeführt, und Gesetze, zu deren Aufstellung Ampère hauptsächlich beigetragen hatte, aus ihnen abgeleitet worden; Ampère hat auch mit ungemeinem Scharfsinn an jene Gesetze angeknüpft und mit Hülfe weniger elektrodynamischer Versuche seine ganze Theorie der Elektrodynamik entwickelt. Aber diese elektrodynamischen Versuche sind nicht der Art, dass man sagen könnte, sie geben der Theorie eine feste erfahrungsmässige Grundlage; Niemand wird z. B. sagen können, das Gesetz, nach welchem zwei parallele Stromelemente eine dem Quadrat ihrer gegenseitigen Entfernung umgekehrt proportionale Wirkung auf einander ausüben, sei von Ampère auf experimentellem Wege bewiesen worden. Auch sind seine Versuche zum Theil negativer Natur, d. h. solche, wobei keine Wirkung entsteht; zu Null als Resultat gelangen ist aber keine Messung, namentlich bei Apparaten, in denen die Reibung so gross ist, dass sie kleine Wirkungen geradezu aufhebt; Messung würde nur stattfinden, wenn man bei kleinen Abänderungen der Verhältnisse nach der einen oder anderen Seite nicht mehr Null, sondern eine Wirkung fände und diese messen könnte. Zu solchen negativen Versuchen gehört der,[1]) wodurch Ampère einen der schönsten Sätze der Elektrodynamik, nämlich den, dass die Wirkung eines geschlossenen Stromes auf jedes Element eines Stromes in der Richtung der Normale dieses Elementes stattfinde, experimentell nachweisen will. — Die Analogie der elektromagnetischen Gesetze kann den Mangel einer wirklich erfahrungsmässigen Grundlage der elektrodynamischen Theorie nicht ersetzen, denn wir sind beim gegenwärtigen Zustande unserer Kenntniss der Elektricität und des Magnetismus noch nicht berechtigt, aus den elektromagnetischen Phänomenen die Nothwendigkeit der elektrodynamischen Phänomene zu deduciren, und der grosse französische Geometer war selbst dieser Ansicht.[2]) Dass aber Ampère den Beweis der Richtigkeit seiner Theorie auf erfahrungsmässigem Wege nicht durch die experimentelle Begründung ihrer Hauptsätze liefern konnte, lag in den Mängeln der Apparate (cf. § 14); seine Versuche sind äusserst scharfsinnig und schön ausgedacht, aber die Unvollkommenheit der Instrumente war so gross, dass nur zu bewundern ist, wie er mit denselben noch so Vieles erreichen konnte; und man kann wohl sagen, dass die Art, wie Ampère, die Unmöglichkeit positive Er-

[1]) S. El. dy. Msb. S. 215—217. *Mém de l'Inst.* 1823, p. 194. (Vgl. Ergänzungen zum 1. Buch.)

[2]) El. dy. Msb. S. 212. *Mém. de l'Inst.* 1823, p. 183, 285. (Vgl. Ergänzungen zum 1. Buch.)

fahrungen zu erlangen erkennend, negative auszudenke unnd zuzuziehen wusste, und aus ihnen die nothwendigsten Grunddaten und Prüfungsmittel seiner theoretischen Combinationen zu gewinnen suchte, ein Beweis ist des grossen Genies, das gegen alle Hindernisse mit wenigen Hülfsmitteln den Sieg davon trägt. Indess war Ampère keineswegs der Meinung, als habe er die elektrodynamischen Untersuchungen zum vollkommenen Abschlusse gebracht, sondern er bezeichnet selbst, was der Zukunft noch zu thun übrig bleibe. In Weber's Dynamometer nun sind alle Hülfsmittel zu diesem Zwecke vorhanden, der Beweis des Ampère'schen Fundamentalgesetzes, so wie anderer Hauptsätze konnte ohne Schwierigkeit geliefert werden, und Weber hat dies auch auf's Genügendste gethan; seine experimentellen, so wie im andern Theile der Elektrodynamischen Maassbestimmungen seine theoretischen Nachweisungen bilden die erwünschte und nothwendige Vervollständigung der elektrodynamischen Lehre.

20. Nachdem dieser erste und Hauptzweck erreicht war, wandte Weber den Gebrauch seines Dynamometers auf die Erforschung der Erscheinungen und Gesetze der Volta-Induction,[1]) d. h. der Hervorrufung von Strömen in geschlossenen Leitern der Elektricität, wenn Ströme, die in ihrer Nähe befindliche Leiter durchfliessen, entweder der Intensität oder der Lage gegen die ersten Leiter nach, eine Aenderung erleiden; welche Gesetze nicht minder eines experimentellen Nachweises bedurften, als die Ampère-schen. Bei dieser Anwendung erscheint nun als ein neuer Vortheil des Dynamometers der, dass das Instrument zu gleicher Zeit sowohl zur Erregung der Ströme, als auch zur Messung der ausgeübten Wirkungen dient (das letztere durch die Abnahme der Schwingungsbögen). Denke man sich, um die Sache anschaulicher zu machen, eine bifilar aufgehängte Drahtrolle, durch die man einen Strom gehen lässt, und in ihrer Nähe eine unbewegliche Rolle von Draht, der in sich selbst zurückläuft; ertheilt man nun der Bifilarrolle eine kleine schwingende Bewegung, eine solche nämlich, die nicht in einem pendelartigen Hin- und Herschwanken, sondern in einem blossen schwachen Hin- und Herdrehen um die durch den Schwerpunkt gehende Verticale besteht, so entsteht in der festen Rolle ein (inducirter) Strom; augenblicklich aber wirkt dieser auf den Strom in der Bifilarrolle zurück, und zwar so, dass er der Rolle eine entgegengesetzte Bewegung zu ertheilen strebt, als die, in der sie begriffen ist; und dies findet statt, in welchem Sinne sich auch die Rolle drehe. Die Bewegung der Rolle wird also fortwährend geschwächt, ihre Schwingungsbögen werden kleiner und kleiner; diese Abnahme der Bögen aber lässt sich ganz leicht beobachten und messen, und aus ihr ergiebt sich die Grösse der inducirenden Wirkung durch Rechnung. (Natürlich kann man auch umgekehrt verfahren, d. h. den Strom durch die unbewegliche Rolle gehen lassen.) Wie gross die Empfindlichkeit des Instrumentes ist, lässt sich aus Folgendem abnehmen; es seien die Schwingungen der aufgehängten Rolle so

[1]) El. dy. Msb. S. 269—284.

schwach, dass sie ohne optische Hülfsmittel kaum wahrgenommen werden können, so lässt, so gering die entstehende Induction auch ist, sie sich doch noch genau messen. Ueberhaupt beweisen alle Versuche, dass das Instrument nicht nur zur Beobachtung der Inductionserscheinungen, sondern auch zu scharfen und genauen Maassbestimmungen derselben auf's Beste geeignet ist.

21. Weber weist durch die Versuche verschiedene wichtige Gesetze der Volta-Induction nach, und zeigt dadurch, wie leicht die ganze Theorie dieser Induction mit Hülfe des Dynamometers festgestellt werden könne. Namentlich setzt er ein Gesetz, das er im Auge hatte, in klares Licht:[1]) „dass nämlich die Induction eines constanten Stromes auf einen gegen ihn bewegten Leitungsdraht dieselbe ist, wie die Induction eines Magnets auf denselben Leitungsdraht, wenn die elektrodynamische Abstossungs- oder Anziehungskraft, welche jener Strom auf diesen Leitungsdraht beim Durchgange eines bestimmten Stromes durch letzteren ausüben würde, der elektromagnetischen Kraft gleich ist, welche der Magnet auf denselben Draht unter den nämlichen Verhältnissen ausüben würde." Daraus folgt, dass die gleichen Gesetze für die elektrische Induction durch Ströme (die Volta-Induction) gelten, wie für die elektrische Induction durch Magnete (die magnetoelektrische Induction); die letzteren nun sind bekannt,[2]) man kann also aus ihnen die ersteren ableiten.

22. Auf dem betretenen Wege der Forschung weiterschreitend, findet Weber wiederum die Mittel zur Ausführung einer neuen Messung: nämlich die der Intensität und der Dauer momentaner Ströme[3]) — ein Gegenstand, dessen Wichtigkeit von selbst in's Auge fällt, namentlich z. B. in physiologischer Beziehung bei der so häufigen Anwendung solcher Ströme.

23. Ferner führt er[4]) eine Untersuchung aus, die vor ihm nie angestellt wurde: die Anstellung des Ampère'schen Fundamentalversuches über die Wechselwirkung zweier Leitungsdrähte mit gemeiner Elektricität; und fügt mehrere Versuche bei, die Dauer des elektrischen Funkens zu bestimmen. Eben so zeigt er, wie das Dynamometer ein Hülfsmittel werden könne, um die Geschwindigkeit des elektrischen Stromes zu messen:[5]) und wie das Instrument von Wichtigkeit werde, wenn es sich darum handelt, die Intensität des Stromes einer galvanischen Säule zu messsen, ehe die störende sogenannte Polarisation der Platten eingetreten ist.[6])

---

[1]) El. dy. Msb. S. 279 und 335.

[2]) Diese Gesetze der magnetoelektrischen Induction hat Gauss schon im Jahre 1832 entwickelt, aber nicht veröffentlicht; doch findet sich vieles dahin Einschlagende an verschiedenen Orten in „Result. aus d. Beob. etc."

[3]) El. dy. Msb. S. 284—289.

[4]) ib. S. 289—296.

[5]) ib. S. 296.

[6]) ib. S. 296.

24. Eine ganz neue Bedeutung aber erlangt das Dynamometer durch eine Eigenthümlichkeit, die anderen Instrumenten ganz abgeht: die nämlich, dass mit seiner Hülfe auch Ströme gemessen werden können, deren Richtung jeden Augenblick wechselt.[1]) Ströme solcher Art, wenn deren existiren, können in jedem der bisherigen Instrumente[2]) nicht anders, als die Wirkung, die sie in dem einen Momente hervorbringen, im nächsten wieder aufheben, und also gar keine sichtbare Wirkung darbieten. Nicht so in Weber's Dynamometer: in diesem summiren sich im Gegentheil die Wirkungen und vereinen sich zu einer Totalen, die so gut gemessen werden kann, als die eines gewöhnlichen Stromes. Weber erreicht dies dadurch, dass er den Strom, der durch die aufgehängte Rolle geht, auch durch die feste Rolle gehen lässt, welche auf die erstere wirken soll; wechselt nun die Richtung des Stromes in der ersten Rolle, so wechselt sie auch in der zweiten, und die anfängliche Wirkung, Anziehung wie Abstossung, bleibt trotz aller Stromwechsel dieselbe, eben so also auch die Richtung der Bewegung (Ablenkung) der Bifilarrolle. Es ist daher, mit Weber zu sprechen, die wahre Bestimmung des Dynamometers, dass es derartige Ströme an den Tag bringe, die mit allen bisherigen Instrumenten wahrzunehmen unmöglich wäre.

Dass solche Ströme, oder elektrische Schwingungen, in der Natur existiren, hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, wie Weber näher auseinander setzt. Um dieselben nachzuweisen, hat er einen Versuch ausgedacht, der zugleich den Weg zu andern wichtigen Untersuchungen bahnen soll, von denen wir im nächsten Paragraph sprechen werden: er sucht sie nämlich zu veranlassen durch die Schwingungen tönender Körper. Zu diesem Behufe bedient er sich eines magnetisirten stählernen Klangstabes von sehr grossen Dimensionen, und umgiebt jedes seiner Enden mit gleichsam einem Gehäuse von, der Längenaxe des Stabes parallel laufenden, Drahtwindungen, jedoch so, dass sie den Stab nicht berühren, seine Schwingungen nicht hindern können; die Enden der Drähte bringt er mit dem Dynamometer in Verbindung und lässt nun den Stab, indem er auf seine Mitte schlägt, tönen; die Anordnung ist so getroffen, dass beide Enden des Stabes gleichzeitig nach gleicher Richtung, abwechselnd aufwärts und abwärts schwingen; es findet somit ein beständiges Alterniren der Lage des Magnetismus gegen die Drahtwindungen statt, und es werden folglich in den letzteren fortwährend Ströme inducirt, deren Richtung aber jeden Augenblick (mit jeder Schwingung) sich ändert, denn wenn ein Pol sich einem Drahte nähert, so ist die Stromrichtung im Drahte die umgekehrte, wie wenn der Pol sich entfernt. Diese Ströme gelangen nun in die feste und in die

[1]) El. dy. Msb. S. 297—300.

[2]) Das Voltameter ausgenommen; allein bei so schwachen Strömen, wie die meisten, oder alle oscillirenden, würde der Widerstand der Flüssigkeit viel zu gross sein, als dass man Messungen anstellen, ja oft vielleicht auch nur eine Wasserzersetzung bemerken könnte.

aufgehangene Rolle, und üben die gewöhnliche elektrodynamische Wirkung auf einander, und es zeigt sich deutlich, wie sie stärker und schwächer werden, so wie man die Vibrationen des Magnetstabes verstärkt oder schwächt. Ja so gross ist die Empfindlichkeit des Dynamometers, dass es sogar Ströme deutlich anzeigt, welche in einer blossen Metallsaite, die mit dem Instrumente in Verbindung steht, hervorgerufen werden, sobald diese Saite in der Nähe eines starken galvanischen Stromes zum Schwingen gebracht wird. Auch wird wohl Niemand bezweifeln, dass in dieser Anwendung des Dynamometers noch eine reiche Quelle zu Untersuchungen für die Zukunft liege und Ströme werden entdeckt werden, von deren Existenz wir jetzt noch nicht einmal eine Ahnung haben.

25. Allein die Dienste, die das Instrument leistet, sind mit jenen so ganz neuen Experimenten noch nicht abgeschlossen — die Messung dieser elektrischen Schwingungen befähigt uns nun noch, auch rückwärts eine Bestimmung der Stärke derjenigen Vibrationen oder sonstigen Vorgänge zu erhalten, welche zur Entstehung der Ströme Veranlassung gaben. So wird uns der Weg eröffnet zu höchst verschiedenartigen Forschungen, unter denen Weber hauptsächlich eine anführt, nämlich: die Messung der Intensität der Schallschwingungen, eine Bestimmung, zu der uns bisher alle Hülfsmittel gefehlt hatten,[1]) und die Weber beim Ausdenken des im vorigen Paragraph angeführten Versuches eben ganz besonders mit im Auge gehabt hatte.

26. Bei allen Anwendungen des Dynamometers, von denen wir bis jetzt gesprochen, war die Bifilarrolle so aufgehangen, dass ihre Axe im magnetischen Meridiane lag; bei einer neuen Anwendung aber, die Weber macht,[2]) wird die Rolle im Gegentheile so aufgehängt, dass ihre Axe rechtwinklig gegen den magnetischen Meridian liegt, also die Ebenen ihrer Drahtwindungen mit letzterem parallel sind. Diese Einrichtung, welche man mit Weber ein magnetisches Bifilargalvanometer nennen kann, hat den Zweck, die Intensität elektrischer Ströme nach absolutem Maasse zu bestimmen. Durch die Bifilarrolle wird der Strom geführt, dessen Messung beabsichtigt wird; die magnetische Kraft der Erde übt nun auf ihn ihre Wirkung, und zwar die grösstmögliche, eben weil die Axe der Spirale, oder mit andern Worten, der Magnet, den die Spirale repräsentirt, gegen den magnetischen Meridian senkrecht liegt; sie lenkt die Rolle ab, mehr oder weniger, je nachdem der Strom stärker oder schwächer ist, und diese Ablenkung giebt das Maass der Intensität des Stromes. Wir haben also die umgekehrte Einrichtung wie bei einem gewöhnlichen Galvanometer:

[1]) Ich erinnere mich, dass in den „Abhandl. d. kön. Ges. d. Wissensch. zu Götting. II. Band, 1842—1844, Götting. 1845, p. IX“, von jener gelehrten Gesellschaft die Preisaufgabe gestellt worden ist, Mittel zur Messung der Tonstärke oder der Schwingungsweiten tönender Körper zu finden; es scheint aber nicht, dass eine genügende Lösung eingegangen sei.

[2]) El. dy. Msb. S. 303 u. 304.

bei diesem ist die Drahtspirale fest, der Magnet beweglich; hier hingegen der Magnet (die Erde) fest, die Spirale beweglich. Der Vortheil aber liegt hauptsächlich darin, dass der wirkende Magnet (die Erde) sich in einer gegen die Theile des Apparates äusserst grossen Entfernung befindet, und daher die Gesetze seiner Wirkung viel einfacher werden. — Es ist diese Anordnung des Apparates dieselbe, welche Weber schon bei der Bestimmung des elektrochemischen Aequivalentes des Wassers, von der wir in §. 16 gesprochen haben, angewandt hat.

27. Endlich wurde Weber durch die Vorzüge selbst, welche das Elektrodynamometer darbietet, darauf geführt, ein neues Instrument zu erfinden, welches nicht auf Aufhängung beruht, aber auch zum Messen elektrischer Ströme der verschiedensten Art bestimmt ist; worüber ich auf Weber's Abhandlung selbst verweise.[1])

28. Aus dem ganzen Inhalt dieser geschichtlichen Darstellung lässt sich erkennen, welche verschiedenen Stadien die Bifilarsuspension durchlaufen hat. Anfänglich blos zu magnetischen Zwecken bestimmt, findet sie bald auch im Elektromagnetismus Anwendung. Sodann als Dynamometer zu elektrodynamischen Untersuchungen verwandt, wird sie das Hülfsmittel nicht nur zu diesen, sondern auch zu ganz neuen Forschungen, die dem Gebiete der Induction, der Akustik, Chemie, ja selbst der Physiologie angehören; und mehrfache Anwendungen werden ohne Zweifel noch in Zukunft und bei grösserer Verbreitung der Instrumente aufgefunden werden. Zugleich ersehen wir, wie Weber durch seine Beschäftigung mit dem Dynamometer selbst weiter und weiter geführt wurde, wie die Methode der Bifilarsuspension, vom magnetischen auch auf das elektrische Feld übergetragen, neue Gedanken erweckt, Wege zur Aufsuchung und Erforschung neuer Erscheinungen eröffnet, ja selbst zur Erfindung neuer Instrumente Anlass gegeben hat. Die Methode befähigt uns jetzt, Messungen anzustellen, an die man bisher gar nicht denken konnte; denn sie befähigt uns solche Ströme zu messen, deren Untersuchung, ja Wahrnehmung vorher unmöglich war; mittelst dieser Ströme aber messen wir wiederum solche Kräfte, deren Erforschung auf anderm Wege unmöglich gewesen wäre; die Methode führt uns somit von einem Gebiete zum andern, und mit Recht kann man daher sagen, sie habe in der kurzen Zeit seit ihrer Einführung dem gesammten Gebiete der Naturlehre eine entschiedene Bereicherung gebracht."

Basel, im Sommer 1852. Christoph Stähelin.

Wilhelm Weber's „Göttinger Stiftung" in Leipzig.

Während uns die vorstehenden Mittheilungen aus sachkundiger Feder ein möglichst vollständiges Bild von der

[1]) El. dy. Msb. S. 302.

wissenschaftlichen Bedeutung Wilhelm Weber's liefern, soll das Folgende dazu dienen, der Mit- und Nachwelt diejenigen Anschauungen W. Weber's zu überliefern, welche bei einer Reform der deutschen Universitäten zur Erhaltung ihres wissenschaftlich-idealen Charakters berücksichtigt werden müssen. Ich erlaube mir hierbei zu erwähnen, dass Wilhelm Weber von dem Inhalt der im Folgenden über ihn gemachten Mittheilungen durchaus Nichts erfahren hat, so dass ich für dieselben sowohl meinem hochverehrten Freunde als dem Publikum gegenüber die Verantwortung allein übernehme. Dass jedoch meine Ziele, welche ich mir bei diesen Mittheilungen gesetzt habe, vollkommen sowohl von Wilhelm Weber als auch von vielen andern patriotisch gesinnten deutschen Gelehrten getheilt werden, das kann ich auf Grund eines jahrelangen mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausches hier öffentlich versichern. Was die Wahl meiner literarischen Waffen anbetrifft, so gehört W. Weber durchaus nicht zu denjenigen, welche eine Klage im Munde führen, die sich zu allen Zeiten beim Uebergang vom Reden zum thatkräftigen Handeln, besonders in Deutschland, wiederholt hat: man billige zwar die Ziele aber missbillige die Mittel! Abgesehen von der bereits erwähnten Trivialität eines solchen Vorwurfs, empfiehlt sich derselbe allen Kritikern durch seine Bequemlichkeit, indem er ihnen gestattet, mit sittlicher Entrüstung über vorhandene Uebel zu klagen, trotzdem aber die Hände in den Schooss zu legen, um von „christlicher Liebe“ zu reden, von „christlichen Thaten“ aber zu schweigen. Unser Leben besteht nun aber nicht nur im Reden sondern auch im Handeln, und wer einmal für das letztere moralische Motive und Zwecke zugibt, und dennoch an der thatkräftigen Verwirklichung dieser Zwecke durch moralische Mittel verzweifelt, der verfällt dem pessimistischen Fatalismus. Verstand und Gewissen sind Eigenschaften eines einzelnen Individuums und nicht mehrer Individuen, da jeder Mensch nur mit seinem eigenen Kopfe denken und mit seinem eigenen Gewissen handeln kann. Demgemäss entscheidet über die Zweckmässigkeit der Mittel der Verstand und über die Moralität derselben

das Gewissen des handelnden Individuums. Am Erfolge, d. h. an der Uebereinstimmung der erwarteten und thatsächlich erzielten Wirkungen prüft man die Höhe des Verstandes und an der inneren Ruhe und Heiterkeit der Seele die Cultur und Entwickelung des Gewissens. Mögen also diejenigen, welche mich stets ihrer Uebereinstimmung mit meinen Zielen versichern, gleichzeitig aber die von mir angewandten Mittel missbilligen, der vorstehenden Worte von mir und der nachfolgenden von Schiller eingedenk sein:

„So war's immer mein Freund, und so wird's bleiben: die Ohnmacht
Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg!"

Wie bereits mehrfach in den obigen biographischen Mittheilungen (vgl. S. 197) bemerkt wurde, legte Wilhelm Weber im Jahre 1837 in Gemeinschaft mit seinen Göttinger Collegen Albrecht, Dahlmann, Ewald, Gervinus, Wilhelm und Jacob Grimm freiwillig sein Lehramt an der Universität nieder, weil der König Ernst August von Hannover[1]) eigenmächtig die beschworene Verfassung von 1833 aufgehoben hatte.

Mit der Amtsniederlegung war zugleich der Verlust des Gehaltes verbunden und in ganz Deutschland wurden Sammlungen veranstaltet, um den verdienten Männern, welche die moralischen Pflichten gegen ihr Gewissen höher als die materiellen für ihre Existenz gehalten hatten, vor Entbehrungen zu schützen. Andere Deutsche Fürsten, und unter diesen in besonders hochherziger Weise Friedrich August von

---

[1]) Alexander von Humboldt macht in seinem Briefwechsel mit Varnhagen von Ense am 6. April 1842 folgende Bemerkung über jenen Welfenkönig und sein Verhältniss zu den deutschen Professoren:

„Der konstitutionelle Roi des Landes hat gestern, vor vierzig Menschen, wieder an seinem Tische gesagt: Die Göttinger Professoren hätten in einer Adresse ihm von ihrem Patriotismus gesprochen: „„Professoren haben gar kein Vaterland; Professoren, Huren (der Deutlichkeit wegen setzte er hinzu *des putains*) und Tänzerinnen kann man überall für Geld haben, sie gehen dahin, wo man ihnen einige Groschen mehr bietet.""" Welche Schande, das einen deutschen Fürsten zu nennen!" Vgl. Briefwechsel Humboldt's mit Varnhagen von Ense und „Alexander von Humboldt und das Judenthum. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Adolph Kohut." 2. Aufl. Leipzig 1871, S. 27.

Sachsen, der Bruder des Königs Johann, suchten den von Göttingen vertriebenen Gelehrten an der Universität Leipzig eine neue Stätte ihrer akademischen Wirksamkeit zu bereiten. Auf diese Weise kamen der berühmte und vor einigen Jahren verstorbene Jurist Albrecht nebst Wilhelm Weber nach Leipzig. Letzterem wurde die Professur der Physik an hiesiger Universität übertragen. Ueber die inzwischen für seine Person in Deutschland gesammelten 1400 Thaler verfügte Wilhelm Weber durch folgende

„Urkunde[1]) über die Göttinger Stiftung".

§. 1.

Vierzehnhundert Thaler, welche von dem in Leipzig im Jahre 1837 zur Unterstützung der sieben, in Folge der Aufhebung des Hannöverschen Staatsgrundgesetzes ihres Amtes entsetzten Göttingischen Professoren, begründeten Verein im Jahre 1841 zu meiner Verfügung gestellt worden sind, bestimme ich zum Andenken an jenes Ereigniss, hiermit unter dem Namen der „Göttinger Stiftung" zur Unterstützung der Untersuchungen junger Naturforscher, denen es an Mitteln gebricht, das zur Ausführung ihrer Versuche nothwendige Material und Werkzeug sich zu verschaffen.

§. 2.

Ich beabsichtige hierdurch zur Abhülfe eines Mangels beizutragen, welcher auch bei weiterer Ausbildung unserer öffentlichen Institute nicht leicht gedeckt werden kann, da diese auch bei gehörig eingerichteten und ausgerüsteten Laboratorien und Werkstätten zwar ausgezeichneteren jungen Männern, welche interessante Untersuchungen vorhaben, durch Benutzung der vorhandenen Räume und Instrumente werden Vorschub leisten, doch aber nur selten auf neue Anschaffungen zum Zwecke der für specielle Untersuchungen oft erforderlichen Ergänzung der vorhandenen Instrumente werden eingehen können, weshalb diese Untersuchungen häufig ganz unterbleiben müssen, überhaupt aber die Thätigkeit zur Förderung der Wissenschaft durch solche Untersuchungen bei uns meist auf diejenigen beschränkt bleibt, welche öffentliche Institute unter sich haben oder eigene Mittel zur Ausführung derselben besitzen.

§. 3.

Sollte in Leipzig künftig eine Akademie oder Königliche Gesellschaft der Wissenschaften begründet werden, so wünsche ich, dass die physikalisch-mathematische Classe derselben die Verwaltung dieses Fonds und die Verwendung seiner Renten übernehme. Bis dahin wird die Fürstl.

[1]) Das Folgende ist ein getreuer Abdruck der augenblicklich in meinen Händen befindlichen Stiftungsurkunde.

Jablonowski'sche Gesellschaft[1]) der Wissenschaften zu Leipzig sich der Verwaltung unterziehen und durch diejenigen unter ihren Mitgliedern, welche in ihr die mathematischen und Naturwissenschaften vertreten, die Verwendung der Rente bestimmen lassen; jedoch behalte ich mir diese Verwendung zu dem angegebenen Zweck auf Lebenszeit selbst vor.

§. 4.

Die Vergebung der Renten soll nur dann Statt finden, wenn eine dem Zwecke ganz entsprechende Gelegenheit gegeben ist; ausserdem sollen sich die Zinsen bis zu einer Summe von 200 Thaler ansammeln. Falls auch dann noch keine solche Gelegenheit vorkommt, soll, bis dieselbe eintritt, der Ueberschuss dieser gesammelten Zinsen über 200 Thaler — zum Capital geschlagen werden.

§. 5.

Die vergebene Rente wird dem Empfänger zur freien Verwendung überlassen, der jedoch verpflichtet wird, über die Untersuchung, welche

---

[1]) Joseph Alexander Jablonowski, geb. 4. Febr. 1712, wurde Wojewode von Nowgorod und erhielt 1743 die Würde eines deutschen Reichsfürsten. Im Jahre 1768 verliess er nach dem Ausbruche der Unruhen sein Vaterland und wählte nach mehreren Reisen durch Frankreich und Italien Leipzig zu seinem Aufenthalte, wo er am 1. März 1777 starb. Ein Freund und Beförderer der Wissenschaften, legte er auf seinen Erbgütern, wie Jablonow, reiche Sammlungen von Büchern, Münzen u. s. w. an; auch schrieb er selbst mehrere polnische, lateinische und französische Werke. Im Jahre 1765 setzte er drei Preise für drei von ihm gestellte Aufgaben aus der polnischen Geschichte, der politischen Oekonomie, der Physik und Mathematik aus, deren erste Vertheilung durch die Naturforschende Gesellschaft in Danzig 1766 erfolgte. Da diese aber den Preis für Jablonowski's Aufgabe, die Ankunft des Lech in Polen gründlicher als bisher zu erweisen, der Abhandlung Schlözer's zuerkannte, der das Dasein des Lech in das Reich der Fabeln verwies, was der Fürst als eine unstatthafte historische Ketzerei ansah und wogegen er die „*Vindiciae Lechi et Czechi*" (Leipzig 1770; neue Aufl. 1775) richtete, so entzog er jener Gesellschaft die Preisvertheilung und gründete 1768 in Leipzig die noch bestehende „Fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft der Wissenschaften", die aber erst 1774 ins Leben trat. Jablonowski schenkte derselben ein bei der Kämmerei der Stadt Danzig stehendes Capital, von dessen Interessen sie drei goldene Preismedaillen mit dem Bildnisse des Fürsten, jede 24 Dukaten an Werth, prägen lässt und für die beste Beantwortung der drei aus den genannten Fächern gewählten Fragen ertheilt. Da in Folge des Kriegs die Zinszahlung seit 1811 ausblieb, so wurde auch die Thätigkeit der Gesellschaft unterbrochen, bis 1828 durch einen Vergleich die Sache wieder geordnet wurde. Vgl. „*Acta societatis Jablonoviae*" (6 Bde. Leipzig 1772—73) und „*Nova acta societatis Jablonoviae*" (9 Bde. Leipzig 1802—45). Vgl. Brockhaus' Conversationslexikon.

dadurch gefördert werden soll, den Verleihern nach Jahresfrist Bericht zu erstatten, von deren Ermessen es dann abhängt, ob die Rente von Neuem für ein Jahr bewilligt werden soll oder nicht.

§. 6.

Die Verleihung der Rente soll an keine äusseren Bedingungen geknüpft, sondern blos das Interesse der Wissenschaft dabei in Betracht gezogen werden: sie kann also Studirenden, Privatdocenten und ausserordentlichen Professoren, welcher Universität es sei, sowie jedem Anderen, der die Wissenschaft zu fördern die Fähigkeit besitzt, verliehen werden.

Leipzig, den 24. März 1844.

L. S. Dr. Wilhelm Weber,
Professor der Physik.

Die Fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft der Wissenschaften erklärte sich durch folgende Urkunde zur Annahme und Verwaltung der „Göttinger Stiftung" bereit:

„Wir Präsident und übrigen Mitglieder der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft der Wissenschaften allhier zu Leipzig urkunden und bekennen hiermit: Demnach Herr Dr. *philos. et med.* Wilhelm Weber, ordentlicher Professor der Physik an der Universität hierselbst, unser College, in der vorstehenden Urkunde über die zur Unterstützung junger Naturforscher errichteten Stiftung den Wunsch ausgesprochen hat, dass unsere Gesellschaft bis zu dereinstiger Begründung einer Akademie oder königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig die Verwaltung des Fonds und Verwendung der Renten übernehmen möge, wir auch dazu unsere Bereitwilligkeit erklärt haben, und darauf genannter Herr Prof. Weber uns das Stiftungskapital übergeben hat. Also quittiren wir nicht nur über den richtigen Empfang der besagten 1400 Thaler — „ — „ buchstäblich Ein Tausend Vier Hundert Thaler — im 14 Thalerfusse, unter Begebung der Ausflucht des Nichtempfanges, sondern verpflichten uns, für möglichst sichere zinsbare Unterbringung des Hauptstammes resp. nach Vorschrift der Fundationsurkunde zu sorgen, die Einkünfte der Stiftung des Herrn Stifters gemäss durch diejenigen unserer Mitglieder, welche die mathematischen und Naturwissenschaften vertreten, verwenden zu lassen, darüber richtige Rechnung zu führen, dem Professor Weber jedoch, wie er sich vorbehalten auf seine Lebenszeit die Bestimmung über Verwendung der Einkünfte zu überlassen und auf den Fall, dass künftig eine Akademie oder Königliche Gesellschaft der Wissenschaften hier errichtet werden sollte, derselben die Administration der Stiftung auf jedesmaliges Erfordern abzutreten und solchenfalls das Vermögen der Stiftung, auf wie hoch sich selbiges sodann belaufen wird, unweigerlich herauszugeben, wobei wir nur den Vorbehalt hinzuzufügen für nöthig erachten, dass, dafern das Capital durch irgend einen Unfall ganz oder theilweise verloren gehen sollte, uns der Ersatz des Verlorenen nicht angesonnen werden könne.

Urkundlich ist diese Acceptation und Erklärung unter Vordruckung des Insiegels der Jablonowski'schen Societät und meiner, des derzeitigen Präsidenten derselben, Unterschrift ausgefertigt worden.

Leipzig am 24. März 1844.

Sign. M. Friedrich August Hasse,
Präsident der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft der Wissenschaften, dermalen Secretair dieser Gesellschaft.
Dr. Wilhelm Wachsmuth,
ordentlicher Professor der Geschichte.
Moritz Wilhelm Drobisch.
Gustav Theodor Fechner."

Nachdem im Jahre 1846 die Königlich Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig begründet worden war und am 6. Juli desselben Jahres, am Geburtstage von Leibniz, ihre erste Sitzung gehalten hatte, war der in der obigen Stiftungsurkunde von W. Weber vorgesehene Fall thatsächlich eingetreten.

Im Vertrauen auf die rein wissenschaftlichen Interessen unserer Gesellschaft und die jederzeit verständnissvolle Vertretung derselben durch ihre Mitglieder, sah sich Wilhelm Weber veranlasst, alle beschränkenden Bestimmungen seiner obigen Stiftungsurkunde durch folgendes Document aufzuheben:

„Nachträgliche Bestimmungen über die Verwendung der Zinsen der Göttinger Stiftung."

„Nachdem durch die Gründung der K. S. Gesellschaft der Wissenschaften mit der reinen Bestimmung zur Erweiterung der Wissenschaft zu wirken für die zweckmässige Verwendung der aus der vorgedachten Stiftung fliessenden Erträge jede zu wünschende Bürgschaft gegeben ist, sehe ich mich veranlasst, alle in der Stiftungsurkunde enthaltenen, die Freiheit in der Verwendung der Zinsen zu dem angegebenen Zwecke beschränkende Bestimmungen hierdurch aufzuheben und der mathematisch-physischen Classe der K. S. Gesellschaft d. W. das unbeschränkte Recht zu ertheilen, nach den Anträgen ihrer die Physik, Mathematik und höhere Mechanik vertretenden Mitglieder über den Zinsenertrag des Stiftungsfonds völlig frei zu verfügen.

Leipzig, am 24. März 1849.

L. S. Wilhelm Weber."

Die Königl. Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften ist bis zum Jahre 1876 niemals in die Lage gekommen, von den Benefizien der Göttinger Stiftung Gebrauch zu machen. Hierdurch hatte sich das Capital derselben stetig vermehrt

und betrug nach einer in das Urkunden-Buch eingetragenen Bemerkung am 16. März 1876 in runder Summe 15 300 Mark mit einem jährlichen Zinsenertrag von c. 650 Mark. Um jene Zeit war ich durch einen persönlichen Verkehr mit Wilhelm Weber in nähere wissenschaftliche Beziehung getreten, und hatte durch meine Untersuchungen über astrophysikalische Gegenstände, besonders über den Einfluss, welchen von der Sonne mit sehr grosser Geschwindigkeit ausgesandte elektrische Theilchen auf erdmagnetische Phänomene ausüben,[1]) die grosse Wichtigkeit absoluter elektrodynamischer Maassbestimmungen auch für die Astrophysik erkannt. Ohne angenäherte absolute Maassbestimmungen wären z. B. die a. a. O. von mir angestellten approximativen Rechnungen gänzlich unmöglich gewesen. Gelegentlich einer Unterredung über diese Fragen bemerkte W. Weber, dass das Problem, welches im Jahre 1863 mit so grossem Kostenaufwande von den Engländern in Angriff genommen worden war, nämlich den galvanischen Widerstand eines Normalleiters nach absolutem Maasse mit der durch die gegenwärtige Vollendung technischer Hülfsmittel ermöglichten Schärfe herzustellen, noch seiner Lösung harre. Die von den Engländern unter Leitung von Sir William Thomson zur Anwendung gebrachte Methode ist eine „verballhornisirte" Weber'sche Methode, und wenn es vor 30 Jahren Wilhelm Weber nicht an hinreichenden materiellen Mitteln gefehlt hätte, so wäre das fragliche Problem, dessen wissenschaftliche und praktische Tragweite heute jedem Sachkundigen einleuchtet, bereits damals zum Ruhme der deutschen Wissenschaft gelöst worden. Indessen bezog Wilhelm Weber damals nur ein Gehalt von 800 Thalern[2]) und hatte für seine in Gemeinschaft mit Gauss angestellten physikalischen Untersuchungen ein jährliches Dispositionsquantum von nur 200 Thalern zur Verfügung. Da ich in einer mehr als doppelt so glücklichen Lage bin,

[1]) Vgl. „Wissenschaftliche Abhandlungen" Bd. I. S. 674. „Kosmische Anwendungen der elektrischen Emissions-Hypothese."

[2]) Gauss hatte dasselbe Gehalt, welches ihm jedoch bei Ablehnung seines Rufes nach Berlin auf 2400 Thaler erhöht wurde.

indem ich nach Ablehnung verschiedener Berufungen nach Russland, Zürich und Strassburg gegenwärtig ein Gehalt von 1800 Thalern mit einem Etatsquantum von 450 Thalern beziehe, so beschloss ich Wilhelm Weber hier in Leipzig alle Wege zu ebnen und ihm bei Vollendung seines vor 34 Jahren begonnenen ruhmvollen Werkes hülfreiche Hand zu leisten.

Als ich im Jahre 1876 gelegentlich eines Besuches bei Herrn Dr. Werner Siemens in seiner Villa zu Charlottenburg bei Berlin, wo ich zufällig auch Herrn Geheimrath Professor G. Kirchhoff traf, die Absicht Wilhelm Weber's erwähnte, gemeinsam mit mir die Herstellung eines nach absolutem Maasse bestimmbaren Widerstands-Etalons zu unternehmen und hierbei gleichzeitig die vorläufigen Verhandlungen für die Herstellung der erforderlichen Drahtmassen mit Hrn. Dr. W. Siemens einleitete, wurde mir von Letzterem freiwillig die Bereitwilligkeit ausgesprochen, bei der Berliner Akademie der Wissenschaften eventuell einen Antrag zur Bewilligung der erforderlichen Geldmittel für unsere Untersuchungen zu stellen. Ich lehnte jedoch dieses so liberale Anerbieten mit der Bemerkung ab, dass es sich die Königl. Sächsische Staatsregierung bei der gegenwärtig so grossen Blüthe der Leipziger Universität und ihrer wissenschaftlichen Institute gewiss zur Ehre anrechnen würde, die für unsere Untersuchungen erforderlichen Mittel zu bewilligen. Indessen gingen meine hierauf gerichteten Bemühungen in Folge von bereits damals stattgefundenen Etatsüberschreitungen wissenschaftlicher Institute nicht direct in Erfüllung. Da erinnerte mich W. Weber an seine im Jahre 1844 in Leipzig gegründete „Göttinger Stiftung“ und schlug mir vor, bei unserer Gesellschaft der Wissenschaften den Antrag zu stellen, mir aus dieser Stiftung die erforderlichen Mittel für unsere gemeinsame Arbeit zu bewilligen. Diesem, von Wilhelm Weber befürworteten Antrage wurde durch den in folgender Fassung protocollirten Beschluss Folge geleistet:

„Die mathematisch-physische Classe der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften hat in ihrer Sitzung am 8. Juli 1876 auf Antrag ihres Mitgliedes F. Zöllner die Bewilligung ertheilt, die Zinsen der Göttinger Stiftung auf fünf Jahre zur Herstellung eines Instrumentes zu

verwenden, welches, nach Angaben Wilhelm Weber's construirt, den Zweck hat, elektrische Widerstandsmaasse und Skalen nach absolutem Maasse herzustellen."

Es stellte sich jedoch bald heraus, dass die erwähnten Zinsen zur Bestreitung der Herstellungskosten der Apparate nicht ausreichten, indem der in der Werkstatt von Siemens und Halske angefertigte Kupferdraht mit doppelter Baumwollen-Umspinnung im Gewichte von 414,95 Kilogramm laut Rechnung 1487,75 Mark und die von Repsold & Söhne in Hamburg angefertigten Instrumente laut Rechnung 5763 Mark (vgl. unten S. 254) kosteten. Demgemäss gab die mathematisch-physische Classe unserer Gesellschaft nach einer vorher von mir persönlich mit dem Herrn Cultusminister gepflogenen Verhandlung die Einwilligung zu der in folgender Verordnung an das Universitätsrentamt enthaltenen Form einer ferneren Geldbewilligung aus der Göttinger Stiftung:

„Das unterzeichnete Ministerium hat auf darum geschehenes Ansuchen dem ordentlichen Professor der physikalischen Astronomie Dr. phil. Johann Carl Friedrich Zöllner in Leipzig behufs Fortsetzung seiner im Verein mit dem Professor Wilhelm Weber aus Göttingen unternommenen, die absolute elektrodynamische Widerstandsmessung betreffenden Arbeiten einen unverzinslichen Vorschuss von Neuntausend Mark — — unter der Voraussetzung zu gewähren beschlossen, dass Seiten der mathematisch-physischen Classe der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften, wie Seiten derselben in Aussicht gestellt worden ist, die ihr zur Verfügung stehenden Zinsen der beim Universitäts-Rentamte verwalteten Göttinger Stiftung zur allmähligen Amortisirung dieses Vorschusses angewiesen werden.

An das Universitäts-Rentamt zu Leipzig ergeht daher hierdurch Verordnung, dasselbe wolle dem Professor Dr. Zöllner alsbald, nachdem dem Rentamte eine dieser Voraussetzung entsprechende Erklärung der nurgenannten Classe der Gesellschaft der Wissenschaften zugegangen ist, den obgedachten Vorschuss aus den allgemeinen Beständen der Rentamtskasse auszahlen, den gedachten Betrag bei der Göttinger Stiftung verausgaben und bei derselben so lange als Vorschuss fortführen, bis sich derselbe durch die jährlichen Zinseneinnahmen der Stiftung wieder gedeckt hat, das hiernach allenthalben Nöthige aber beim Rechnungswerke wahrnehmen und besorgen."

Dresden, am 19. Juni 1877.

Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts
(gez.) von Gerber.

Die obige Summe ist mir ausgezahlt und davon ausser den beiden bereits erwähnten Rechnungen an Siemens und

Halske und Repsold & Söhne im Gesammtbetrage von 7250 Mark, noch andere Rechnungen an den Mechaniker Hrn. Krille und den Glaskünstler Hrn. R. Götze für Hülfsinstrumente bezahlt worden. Ich freue mich an dieser Stelle meiner aufrichtigen Dankbarkeit für die freundschaftliche und verständnissvolle Theilnahme für meine Bestrebungen von Seiten des Herrn Cultusministers von Gerber (vgl. facs. Brief Nr. 19) Ausdruck verleihen zu können und gleichzeitig im Folgenden als erste Frucht des mir geschenkten Vertrauens die mit Wilhelm Weber gemeinsam unternommene Arbeit der Oeffentlichkeit zu übergeben. Dass dieselbe ausschliesslich das geistige Eigenthum Wilhelm Weber's ist, brauche ich den Sachkundigen gegenüber nicht hervorzuheben und vollends nicht denen gegenüber, welche das Glück haben, sich persönlich von der bewunderungswürdigen geistigen und körperlichen Frische dieses 76 jährigen seltenen Mannes zu überzeugen. Sollte sich jedoch wiederum „eine bedeutende jüdische Stimme", nach welcher „das deutsche Judenthum gegenwärtig so kräftig, so riesig, so unermüdet an der neuen Cultur und Wissenschaft arbeitet"[1]) in der „Kritik" darüber mit „sittlicher Entrüstung" ereifern, dass die folgende streng wissenschaftliche Arbeit in einer als „Beiträge zur deutschen Judenfrage" betitelten Schrift wörtlich abgedruckt wird, so würde es mich freuen, wenn hierdurch meinen „Kritikern" mit ihren „Stimmen der Presse" die Erkenntniss aufdämmerte, dass es auch noch ausserhalb der von ihnen usurpirten und honorirten Domäne der literarischen Production Dinge gibt, die sie absolut nicht verstehen und daher auch nicht kritisiren können. Als leuchtendes Vorbild für die hierzu erforderliche Resignation erlaube ich mir ihnen den vom jüdischen Geiste besessenen Redacteur der Berliner Volkszeitung, Hrn. Elcho, zu empfehlen, welcher in diesem „Organe der Fortschrittspartei" am 5. Juli 1879 wörtlich die Erklärung abgegeben hat:

„Ich verdiene mit Fug und Recht die Bezeichnung eines obscuren Schriftstellers, denn ich habe mich nie dazu gedrängt, eine Rolle auf der grossen Schaubühne des Lebens zu spielen."

[1]) Vgl. „Modern" von R. Wagner, Bayreuther Blätter 1878 März.

Elektrodynamische

Widerstands-Messungen

nach

absolutem Maasse

von

W. Weber und **F. Zöllner.**

Abdruck aus den Berichten der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Mathematisch-physische Classe 1880.

(Vorgelegt in den Sitzungen am 23. April und 14. Juni 1880.)

I.

Ueber die Bedeutung und den praktischen Gebrauch absoluter Maasse in der Physik im Allgemeinen und der Elektrodynamik im Besonderen.

Alle mechanischen Vorgänge in der Natur, welche mit Hülfe physikalischer Instrumente der messenden Beobachtung unterworfen werden können, erfordern die Feststellung dreier Grundmaasse für drei unabhängige Grössen, nämlich für: die Zeit, den Raum und die Masse. Zur Vereinfachung physikalischer Forschungen ist es nun sehr wesentlich, für die verschiedenen, einer Messung zu Grunde liegenden Grössenarten, nicht mehr eigene, von einander unabhängige Grundmaasse einzuführen als unumgänglich nöthig sind, so dass alle anderen Maasse aus diesen wenigen nothwendigen Grundmaassen abgeleitet werden. Aus diesem Grunde werden in der Mechanik blos für Zeiträume, Linien und Massen Grundmaasse aufgestellt; die Maasse aller anderen in der Mechanik betrachteten Grössenarten werden aus diesen drei Grundmaassen abgeleitet und heissen dann absolute Maasse. Zum Beispiele werden keine Grundmaasse für die Geschwindigkeit und Dichtigkeit aufgestellt, sondern es werden absolute Maasse dafür gebraucht, welche auf jene drei Grundmaasse zurückgeführt werden können. Ebenso werden die Maasse für die bewegenden und für die absoluten Kräfte, für die Drehungsmomente, Trägheitsmomente, Nutzeffecte u. s. w. nach bekannten Gesetzen auf jene Grundmaasse zurückgeführt. Aus demselben Grunde wird ferner auch für den Magnetismus kein eigenes unabhängiges Grundmaass eingeführt, sondern man hält sich an das absolute Maass, welches Gauss für den

Magnetismus aus den drei Grundmaassen der Mechanik, nämlich der Secunde als Zeiteinheit, dem Millimeter als Längeneinheit, und dem Milligramm als Masseneinheit, in seiner Abhandlung: *Intensitas vis magneticae terrestris ad mensuram absolutam revocata* (Göttingen 1833) abgeleitet hat. Gauss setzt gleich in der Einleitung dieser Abhandlung die von ihm gewählten absoluten Maass-Einheiten mit folgenden Worten fest:

„*Quo igitur hanc mensuram ad notiones distinctas revocare possimus, ante omnia circa tria quantitatum genera unitates stabilire opportet, puta unitatem distantiarum, unitatem massarum ponderabilium, unitatem virium accelatricium. Pro tertia accipi potest gravitas in loco observationis: quod si minus arridet, insuper accedere debet unitas temporis, eritque nobis vis acceleratrix ea = 1, quae in unitate temporis mutationem velocitatis corporis in ipsius directione moti unitati aequalem gignit. His ita intellectis, unitas quantitatis fluidi borealis ea erit, cujus vis repulsiva in aliam ipsi aequalem in distantia = 1 positam aequivalet vi motrici = 1, i. e. actioni vis acceleratricis = 1 in massam = 1 idemque de unitate quantitatis fluidi australis valebit: in hac determinatione manifesto tum fluidum agens, tum fluidum in quod agitur, in punctis physicis concentrata concipi debent.*“

Entsprechend dieser Definition ist z. B. das Maass für die Stärke des Erdmagnetismus oder der erdmagnetischen Kraft an irgend einem Orte das nach absolutem Maasse ausgedrückte Drehungsmoment, welches der Erdmagnetismus auf einen an diesem Orte befindlichen Magnetstab ausübt, wenn letzterer das absolute Maass von Magnetismus enthält und seine magnetische Axe mit der Richtung des Erdmagnetismus an diesem Orte einen rechten Winkel macht.[1])

Nach dem von Gauss definirten Systeme der absoluten Maassbestimmung würde sich für die Grösse der absoluten Masseneinheit der ponderablen Materie die folgende Definition ergeben:

Die absolute Masseneinheit der ponderablen Materie ist diejenige Masse, welche, wenn sie auf eine ihr gleiche Masse eine Secunde lang aus der Entfernung eines Millimeters einwirkt, eine relative Geschwindigkeit beider Massen von einem Millimeter erzeugt.

Berechnet man mit Benutzung der von Cavendish, Reich u. A. über die mittlere Dichtigkeit der Erde angestellten Messungen die der obigen Definition entsprechende Masse, so ergiebt sich der Werth von 15,1882 Kilogrammen.[2]) Die Unsicherheit der zur Bestimmung der Dich-

---

[1]) Resultate aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins von Gauss und Wilhelm Weber, 1840, und Elektrodynamische Maassbestimmungen insbesondere Widerstandsmessungen von Wilhelm Weber. Abhandl. der Königl. Sächs. Gesellsch. der Wissensch. Bd. I. 1852. S. 219.

[2]) Vgl. Zöllner „Wissenschaftliche Abhandlungen“ Bd. II. Thl. 1. S. 761, und Astronomische Nachr. Bd. 87. Nr. 2082—2086. Januar 1876.

tigkeit der Erde bis jetzt verfügbaren Maassmethoden macht jedoch die praktische Anwendung dieser absoluten Masseneinheit illusorisch und lässt bis jetzt die in einem gemessenen Volumen enthaltene Menge eines bekannten und allgemein verbreiteten Stoffes (Wasser) als die einzige brauchbare Methode zur Feststellung einer Masseneinheit erscheinen.

Für die Elektrostatik ergiebt sich als Einheit der Elektricitätsmenge nach absolutem Maasse entsprechend den obigen Bestimmungen die folgende Definition:

Die elektrostatische Einheit ist diejenige Elektricitätsmenge, welche, wenn sie auf eine ihr gleiche Elektricitätsmenge von derselben Art, die fest mit der Masse eines Milligramms verbunden ist, eine Secunde lang aus der Entfernung eines Millimeters einwirkt, jener ponderablen Masse eines Milligrammes eine Geschwindigkeit von einem Millimeter ertheilt.

Für die in der Elektrodynamik vorkommenden Grössenarten ergeben sich nach den Principien der absoluten Maassbestimmung die folgenden[1]) Definitionen:

1. Die Einheit für die Stromintensitäten.

Die Einheit für die Stromintensitäten ist die Intensität desjenigen Stromes, welcher, wenn er eine Ebene von der Grösse der Flächeneinheit (Quadratmillimeter) umfliesst, nach den elektromagnetischen Gesetzen dieselben Wirkungen in die Ferne ausübt, wie ein Magnetstab, welcher die oben definirte Einheit des Magnetismus enthält.

2. Die Einheit für die elektromotorischen Kräfte.

Die Einheit für die elektromotorischen Kräfte ist diejenige elektromotorische Kraft, welche von der oben definirten Einheit des Erdmagnetismus auf eine geschlossene Kette ausgeübt wird, wenn letztere so gedreht wird, dass die von ihrer Projection auf eine gegen die Richtung des Erdmagnetismus senkrechte Ebene begrenzte Fläche während der Zeiteinheit (Secunde) um die Flächeneinheit (Quadratmillimeter) zu- oder abnimmt.

3. Die Einheit des Widerstandes.

Die Einheit für den Widerstand ist der Widerstand einer solchen geschlossenen Kette, in welcher durch die oben definirte Einheit der elektromotorischen Kraft die vorher definirte Einheit der Stromintensität hervorgebracht wird.

Bezeichnet man die oben definirte Einheit für die Stromintensitäten mit I und irgend eine hiernach gemessene Stromintensität mit iI, worin i

[1]) „Resultate aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins im Jahre 1840“ von Gauss und W. Weber (S. 86), und Elektrodynamische Maassbestimmungen von W. Weber in den Abhandlungen der Königl. Sächs. Ges. d. W. Bd. I. S. 219. (1852.)

eine unbenannte Zahl bezeichnet, und bezeichnet man ferner die oben definirte Einheit der elektromotorischen Kräfte mit E und irgend eine nach demselben gemessene elektromotorische Kraft mit eE, worin e eine unbenannte Zahl bezeichnet, so wird $w\,W$ der Widerstand einer Kette sein, auf welche die elektromotorische Kraft eE wirkt und darin einen Strom von der Intensität iI hervorbringt, wenn W die oben definirte Widerstands-Einheit bezeichnet und $w = \frac{e}{i}$ eine reine Zahl ist. Der Widerstand dieser Kette ist also der Widerstands-Einheit gleich, wenn $e = i$ gefunden wird. Hieraus ergiebt sich, dass ein Leiter, welcher die wahre definirte Widerstands-Einheit besitzt, wirklich dargestellt werden kann.

Die praktische Herstellung eines solchen Leiters, dessen Widerstand als ein Vielfaches der definirten absoluten Einheit durch scharfe Messungen der dazu erforderlichen Grössen von Zeit und Raum bestimmt werden kann, ist der wesentliche Zweck der vorliegenden Arbeit. Das gemeinsame Interesse für die Elektrodynamik, welches uns zu dieser Arbeit verband, datirt aus dem Jahre 1871, in welchem die allgemeinere Bedeutung des elektrodynamischen Grundgesetzes auch für die Wechselwirkung anderer Körper die allgemeinere Aufmerksamkeit erweckte.[1]) Ebenso haben im Verlaufe des verflossenen Decenniums die vom sogenannten Principe der Erhaltung der Kraft aus gegen das elektrodynamische Grundgesetz erhobenen Einwände die Veranlassung zu einer eingehenden Prüfung des Gesetzes gegeben, bei welcher sich die Nothwendigkeit einer strengeren Definition des erwähnten Principes ergab. Aus dieser Definition konnte dann unter Voraussetzung des elektrostatischen Grundgesetzes das elektrodynamische Grundgesetz der Wechselwirkung deducirt werden.[2]) Hierdurch musste die Bedeutung des ursprünglich im Gebiete der Elektrodynamik gefundenen und angewandten Gesetzes für das gesammte Gebiet der Physik eine umfassendere werden, und gerade diese Erwägung, sowie die mannigfachen, sich hieran anknüpfenden Fragen lieferten den Stoff zu einem mündlichen und schriftlichen Ideen-Austausch und liessen uns die praktische Ausführung absoluter Widerstandsmessungen nach einer bereits

---

[1]) Vgl. „Ueber die Natur der Cometen“ (1872. Engelmann) S. 334. Anwendung des Weber'schen Gesetzes auf die Bewegung der Himmelskörper. — Tisserand, *Note sur le mouvement des planètes autour du Soleil d'après la loi électrodynamique de Weber. Comptes rendus. Sept.* 30, 1872. — Ueber die universelle Bedeutung des Weber'schen Gesetzes. Wissenschaftliche Abhandlungen von F. Zöllner. Bd. II. Thl. 1. S. 7. — *De motu perturbationibusque planetarum secundum legem electrodynamicam Weberianam solem ambientium. Scripsit C. Seegers. Gottingae* 1864.

[2]) Abhandlungen der K. Sächs. Ges. d. Wiss. 1878, und Poggend. Ann. 1878. Heft 7. Ueber die Energie der Wechselwirkung.

vor 30 Jahren vorgeschlagenen,[1]) jedoch wegen Mangel an genügenden Hülfsmitteln und Räumlichkeiten bis jetzt nicht in grösserem Maassstabe zur Anwendung gekommenen Methode wünschenswerth erscheinen. In der unten citirten Abhandlung sind im Ganzen vier verschiedene Methoden vorgeschlagen worden, welche von F. Kohlrausch in seiner Abhandlung über die „Zurückführung der Siemens'schen galvanischen Widerstandseinheit auf absolutes Maass"[2]) übersichtlich zusammengestellt und charakterisirt worden sind.

Die erste Methode benutzt die durch den Erdmagnetismus in einem bewegten Leiter von bekannten Dimensionen (Erd-Inductor) inducirte elektromotorische Kraft und findet die Stromstärke durch die Ausschläge einer kurzen Magnetnadel innerhalb eines Multiplicators von ebenfalls bekannten Dimensionen. Diese Methode erfordert nur die Kenntniss der Schwingungsdauer der Nadel, nicht der Intensität des Erdmagnetismus, da dieser die Stärke der Induction und die Schwingungsdauer der Nadel in gleichem Maasse beeinflusst und hierdurch seine Aenderungen auf das Resultat der Messung selber aufhebt. Nothwendig ist jedoch eine hinreichende Kürze der Nadel im Verhältniss zu den Dimensionen des Multiplicators, um praktisch die von diesem Verhältniss abhängenden Glieder höherer Ordnung vernachlässigen zu können. Entweder müssen also die Beobachtungen an einer kleinen Nadel angestellt werden, oder der Multiplicator muss in sehr bedeutenden Dimensionen ausgeführt werden. Letzteres ist bei der von uns angewandten Methode der Fall gewesen, wie dies die spätere Beschreibung zeigen wird.

Die zweite Methode[3]) ist eine Modification der ersten, mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten und bedeutenden Mittel, welche zur Realisirung der ersten Methode erforderlich sind. Als Galvanometer dient ein die Nadel eng umschliessender Multiplicator mit astatischer Nadel, deren Dimensionen den Anforderungen der grössten Empfindlichkeit und sonstigen Rücksichten beliebig angepasst sein können. Die Wirkung der Stromeinheit im Multiplicator auf die Nadel wird nämlich nicht, wie bei der ersten Methode, aus den Dimensionen berechnet, sondern findet sich empirisch nach den Gesetzen der Magneto-Induction durch die sogenannte Dämpfung, welche die Schwingungen der Nadel durch den geschlossenen Drahtkreis des Multiplicators erleiden. Ferner muss ausser der Schwingungsdauer noch das Trägheitsmoment der Nadel und die erdmagne-

[1]) Vgl. die oben citirte Arbeit W. Weber's aus dem Jahre 1852. S. 220.

[2]) Poggendorff's Annalen, Ergänzungsband VI. St. 1. — Der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen im Auszuge mitgetheilt am 5. Nov. 1870.

[3]) Wilhelm Weber, Abhandl. der K. Ges. d. Wiss. zu Göttingen 1862. Bd. 10. S. 20. Auch separat gedruckt unter dem Titel: Zur Galvanometrie. Göttingen 1862.

tische Kraftcomponente, welche auf den Inductor wirkt, nach absolutem Maasse bekannt sein. Diese Methode ist die von F. Kohlrausch in seiner oben erwähnten Abhandlung angewandte.

Die dritte Methode[1]) zeichnet sich durch eine grosse Einfachheit der zu ihrer Anwendung erforderlichen Instrumente aus. Es ist nämlich nur ein Multiplicator erforderlich, in dessen Mitte eine Magnetnadel schwingt. Ist die Schwingungsdauer dieser Nadel, sowie das Verhältniss des Nadelmagnetismus zum Erdmagnetismus und die Vertheilung des ersteren in der Nadel ermittelt (durch Ablenkungsbeobachtungen an einer Boussole), so lässt sich hieraus und aus den Dimensionen des Multiplicators die durch die bewegte Nadel in dem letzteren erzeugte elektromotorische Kraft berechnen. Die Stärke des hierdurch inducirten Stromes und somit der Widerstand des Multiplicatordrahtes wird aus der beobachteten Dämpfung erhalten.

Die vierte Methode[2]) erfordert einen durch rhythmische Umwendungen bewegten oder in rasche gleichförmige Rotation versetzten Multiplicator von bekannten Dimensionen und die Beobachtung der Ablenkung einer kleinen, in der Mitte des bewegten Multiplicators aufgehängten Magnetnadel. Diese Methode kann in zwei verschiedenen Modificationen zur Anwendung kommen, je nachdem der Multiplicator um eine horizontale oder verticale Axe bewegt wird. Im ersteren Falle muss das Verhältniss der beiden erdmagnetischen Componenten bekannt sein, da die horizontale Componente auf die Nadel wirkt, während die verticale inducirt.

Die Rücksicht auf die hohe praktische und wissenschaftliche Bedeutung der Herstellung einer in absolutem Maasse bestimmbaren Widerstandsgrösse hatte die *British Associotion* im Jahre 1862 veranlasst, ein Committee zu ernennen, um die zweckmässigsten Anordnungen zur Lösung der fraglichen Aufgabe zu berathen und der Association definitive Vorschläge zur praktischen Ausführung zu unterbreiten. Das Committee entschied sich unter Leitung von Sir William Thomson zur Anwendung der oben beschriebenen vierten Methode, und zwar in derjenigen Modification, bei welcher dem Multiplicator durch ein zweckmässig eingerichtetes Räderwerk eine möglichst gleichförmige, continuirliche Rotation ertheilt wird. Dieser Vorschlag des Committee's wurde acceptirt und mit bedeutendem Kostenaufwande zur Ausführung gebracht. Man findet die ausführliche Beschreibung der Instrumente in dem *Report of the Meetings of the British Association* Vol. 33 vom Jahre 1863 (London 1874) S. 164—168.

Wenn bei dem beschriebenen Apparate die Rotationsaxe des Multiplicators nicht senkrecht sondern horizontal in die Richtung der durch Induction abgelenkten Nadel gefallen wäre, was sich ohne wesentliche

---

[1]) Wilhelm Weber in der oben citirten Abhandlung S. 232.

[2]) Vgl. W. Weber „Zur Galvanometrie“ S. 12.

Steigerung der technischen Schwierigkeiten leicht hätte bewerkstelligen lassen, so wäre die störende Induction der Nadel auf den rotirenden Multiplicator fortgefallen und nur die Induction der horizontalen Componente des Erdmagnetismus auf die Drahtwindungen des rotirenden Multiplicators übrig geblieben. Die in diesem Falle erforderliche Kenntniss der magnetischen Inclination an dem betreffenden Orte würde sich mit Hülfe des vor 30 Jahren von W. Weber beschriebenen und praktisch angewandten „Inductions-Inclinatorium" (vgl. Poggendorff's Annalen Bd. 43. S. 493) mit einer Genauigkeit von derselben Ordnung wie derjenigen der absoluten Widerstandsmessung haben bestimmen lassen.

Bei der vom Committee[1]) gebilligten und angewandten senkrechten Stellung der Rotationsaxe findet nun aber gleichzeitig eine Induction durch die Magnetnadel und die horizontale Componente des Erdmagnetismus statt, so dass der erstere Theil dieser Doppel-Induction eliminirt werden muss. Mit Rücksicht auf die hieraus sich ergebenden Schwierigkeiten und Fehlerquellen ist bereits die ganze von der *British Association* zur Anwendung gebrachte Methode von F. Kohlrausch a. a. O. einer Kritik[2]) unterworfen worden, welcher wir uns im Allgemeinen vollkommen anschliessen.

Kohlrausch bemerkt bezüglich der vorher erwähnten Elimination der Induction durch den Nadelmagnetismus wörtlich Folgendes:

„Wollte man in dem vom Committee angewandten Multiplicator von 300 mm Durchmesser einen für galvanometrische Messungen gewöhnlich gebrauchten kleinen Magnet benutzen, so würde seine eigene Induction die des Erdmagnetismus weit übertreffen. Sollte die erstere als kleine Correction behandelt werden, so war deswegen eine ungewöhnlich schwache Magnetnadel vorgeschrieben. Darin ist in der That das Committee sehr weit gegangen; so weit, dass ohne Zweifel noch niemals eine so schwache Magnetnadel zu einer Messung verwendet worden ist. Der Magnet bestand nämlich aus einer Stahlkugel von 8 mm Durchmesser, also aus einer für den Magnetismus möglichst ungünstig gestalteten Masse von etwa 2 g. Diese kleine Kugel aber war nun noch absichtlich schwach magnetisirt und hatte einen Magnetismus nicht grösser als der, welchen man einer Nähnadel von der Masse $\frac{1}{10}$ g mit-

---

[1]) Ueber die Mitglieder des Committee's berichtet der *Report* S. 11 wörtlich:

„*The Committee consists of — Professor Wheatstone, Professor Williamson, Mr. C. F. Varley, Professor Thomson, Mr. Balfour Stewart, Mr. C. W. Siemens, Dr. A. Matthiessen, Professor Maxwell, Professor Miller, Dr. Joule, Mr. Fleeming Jenkin, Dr. Esselbach, Sir C. Bright.*"

[2]) Poggendorff's Annalen. Ergänzungsband VI. St. 1. Auszugsweise in den Berichten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vom 5. Nov. 1870.

theilen kann, wovon ich (Kohlrausch) mich durch den Versuch überzeugt habe. Die Stahlkugel lenkte nämlich (*Report* 1863, S. 172) aus 156,6 mm Entfernung eine Boussolen-Nadel um $27' = \text{Arc. tang. } 0{,}0078$ ab. Daraus folgt, die Horizontal-Intensität = 1,76 angenommen, das magnetische Moment:

$$M = \tfrac{1}{2} \cdot 1{,}76 \cdot 156{,}6^3 \cdot 0{,}0078 = 26000.$$

Da nun 1 mg Stahl im Maximum etwa 1000 Einheiten dauernden Magnetismus annimmt,[1]) so kann man den obigen Magnetismus einem dünnen Stäbchen von 26 mg mittheilen.

Zur Illustration der Zahlen kann ferner dienen, dass ein gestrecktes Eisenstäbchen von 10 g, in der Inclinationsrichtung gehalten, den obigen Nadelmagnetismus durch Induction des Erdmagnetismus annehmen würde. Ein einfacher Coconfaden von 2 m Länge war als Aufhängefaden der Stahlkugel nothwendig, um die Torsionskraft auf diejenige kleine Grösse zu reduciren, welche durch die Kleinheit der magnetischen Directionskraft und die elastische Nachwirkung geboten war. Nun denke man sich mit der allerfeinsten Nähnadel als Magnetnadel, an einem etwa $\frac{1}{4}$ m langen Verbindungsstück einen Spiegel von 30 mm Durchmesser verbunden, der also für Luftströmungen, welche auch in einem gut geschlossenen Kasten nicht ganz ausbleiben, eine Fläche von etwa 14 qcm (der Zeichnung entsprechend) darbot, die ganze Masse von einem Trägheitsmoment, dass ihre Schwingungsdauer (*Rep.* 1863, S. 173) 10 Secunden betrug, während diejenige jener Nähnadel etwa $\frac{2}{3}$ Sec. betragen würde, und man hat im Wesentlichen das Magnetometer, auf welches die schwachen Ströme im Multiplicator wirkten, und bei welchem ein Einstellungsfehler von 2 Bogenminuten einen Fehler von 1 Procent im Resultate bewirkte. Dazu kommt noch, dass in unmittelbarer Umgebung dieses Magnetometers der grosse Multiplicator mit einer Geschwindigkeit bis zu 4 Umdrehungen in der Secunde rotirte.

Es erscheint als ein Mangel in den sonst so ausführlichen Berichten, dass, soweit mir bekannt, nirgends eine Beobachtungsreihe mit allen Einzelheiten wiedergegeben wird, damit man einen Anhaltspunct für oder gegen das genannte Bedenken gewönne. Erwähnt wird (S. 174 a. a. O.), dass einzelne Theile der länger dauernden Versuchsreihen, wegen Nicht-Uebereinstimmung mit anderen, vor der Rechnung ausgeschieden worden seien: also scheinen bedeutende unaufgeklärte Unregelmässigkeiten vorgekommen zu sein. In der messenden Physik aber ist es immer bedenklich, anzunehmen, dass grössere Versuchsfehler nur zufälligen Ursprungs seien und durch eine hinreichende Anzahl von Beobachtungen eliminirt werden.

---

[1]) Vgl. auch Schneebeli, Programm des Züricher Polytechnikums 1871—72.

In der That, wenn wir nun die Schluss-Resultate ansehen, welche zur Veröffentlichung gelangt sind,[1]) so scheinen diese ein leises Bedenken zu rechtfertigen. Diese Mittelzahlen weichen von einander noch bis zu 1,4 Procent ab. Man findet ferner, dass die langsamen Rotationen im Mittel ein um etwa 0,5 Procent anderes Resultat ergeben, als die raschen. In gleicher Weise erlaubt die Mittheilung einiger Beobachtungen von einem und demselben Tage (*Report* 1863. S. 175) ein Urtheil. Daselbst kommen vier Resultate vor, welche bis zu 2,3 Procent von einander abweichen. Und diese Zahlen beruhen jede auf etwa viertelstündigen Beobachtungsreihen mit je etwa 100 Scalen-Ablesungen, aus denen eventuell die am wenigsten stimmenden Zahlen bereits ausgeschieden worden sind. An so grossen Differenzen wird ein unbefangener Leser immer Anstand nehmen.

Ganz unverständlich aber sind mir die Abweichungen bis zu 8,5 Procent, welche unter Umständen eintraten, je nachdem der Inductor nach links oder rechts rotirte. Nach einer Andeutung des Hrn. Jenkin[2]) soll dieser Umstand darin seine Erklärung finden, dass „der Faden, an dem der Magnet suspendirt war, in der einen Richtung einen geringen Einfluss ausübte". Man ist versucht, auf eine einseitige, dauernde Torsion des Fadens zu schliessen, wodurch die beiderseitigen Ausschläge allerdings verschieden ausfallen. Aber um Differenzen zu erklären, wie sie hier vorkommen, musste die Torsion so gross sein, dass die magnetische Axe der Stahlkugel eine um viele Grade vom magnetischen Meridian abweichende Stellung gehabt hätte. Ein solches Versehen bei der Aufhängung darf man wohl kaum annehmen. Sollte es aber vorgekommen sein, so scheinen mir die betreffenden Beobachtungsreihen verwerflich; denn wenn man schon in der gewöhnlichen Praxis eine so grosse Unsymmetrie ungern zulässt, so würde sie gefährlich erscheinen bei der Kugelgestalt und dem schwachen Magnetismus des kleinen Magnets. Dass nämlich dessen magnetische Axe, auf deren Constanz schliesslich Alles ankommt, wirklich bis auf Bogenminuten constant sei, wenn sie nicht in der Richtung der magnetischen Directionskraft liegt, würde eine gewagte Behauptung sein.

Minder bedenklich wäre wohl die andere Interpretation des citirten Ausspruchs, dass eine Aenderung der Torsionsruhelage des Cocon durch elastische Nachwirkung im Spiel wäre, etwa, indem der Faden noch nicht lange aufgehangen war. Aber auch dieses möchte ich nicht gern annehmen, denn man hätte in diesem Falle die Beobachtungen aufschieben oder doch mindestens die Nachwirkung durch besondere Beobachtungen eliminiren sollen.

---

[1]) *Report of British Association* 1664. S. 350. — Poggendorff's Annalen Bd. 126. S. 386.

[2]) Poggendorff's Annalen Bd. 126. S. 387.

Kurz, man wird die Annahme kaum vermeiden können, dass der schwache Magnetismus der Nadel erhebliche Unzuträglichkeiten im Gefolge gehabt habe, und die Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf solche Beobachtungen anzuwenden halte ich ohne den ausdrücklichen Nachweis von der Abwesenheit constanter Fehlerquellen nicht für gerechtfertigt. Immerhin aber könnte der wahrscheinliche Fehler von 0,1 Procent, der für das Endresultat berechnet wird, sich nur auf die Scalenablesungen beziehen; ihn auf die ganze Messung zu übertragen würde voraussetzen, dass andere Fehlerquellen nicht vorhanden gewesen sind. Auch die, wenn auch sehr beachtungswerthe Uebereinstimmung der beiden im Jahre 1863 und 1864 gefundenen Zahlen bis auf 0,16 Procent kann nicht als unbedingt maassgebend betrachtet werden.

Wenn wir nun nach den anderen Fehlerquellen fragen, so erhebt Hr. W. Siemens zunächst einen Einwand gegen die Berechnung des mittleren Windungshalbmessers aus der Länge und der Windungszahl des Drahtes. Dass ein solches Verfahren bei dickem Draht unbedenklich ist, glaube ich aus eigenen sorgfältigen Versuchen schliessen zu dürfen. Der Querschnitt der hier vorliegenden Drahtsorte beträgt freilich, aus dem Gewicht und Gesammtwiderstand des Drahtes sowie aus den Dimensionen des Multiplicators zu schliessen, nur etwa 4 qmm, wobei man den obigen Einwand nicht ungerechtfertigt finden mag. Gross dürfte immerhin der daraus entspringende Fehler nicht sein."

Das Vorstehende enthält eine wörtliche Reproduktion der Kritik, welche F. Kohlrausch vor 10 Jahren a. a. O. über die mit sehr bedeutendem Kostenaufwande von dem Committee der *British Association* ausgeführte Arbeit zur Herstellung einer galvanischen Widerstandseinheit veröffentlicht hat. Hierbei bemerkt Kohlrausch mit Recht, dass „auch nach der Auffassung des Committee (*Report* 1864. S. 346) die *British Association*-Einheit factisch nicht ein absolutes, sondern nur ein Grundmaass sei, wobei es für den Gebrauch ganz gleichgültig ist, ob die Annäherung an das absolute Maass bis auf 2 oder bis auf 3 Procent geht. Soll ferner nach den Angaben des *Report* von 1864 S. 348 auch die Reproducirbarkeit der *British Association*-Einheit nicht auf eine Wiederholung der absoluten Messung gegründet werden, sondern auf das Leitungsvermögen von Metallen, worunter das von W. Siemens zu diesem Zwecke angewandte Quecksilber selbstverständlich obenan steht, so liegt kein Grund vor, aus welchem nicht runde und bequeme Dimensionen der Quecksilbersäule gewählt werden sollen."

„Die Frage, welche Widerstandseinheit zur allgemeinen Einführung geeignet sei", sagt Kohlrausch a. a. O., „gehört kaum in eine wissenschaftliche Untersuchung. Der Physik selbst kann ohne Zweifel die Concurrenz zwischen der Siemens'schen und der *British Association*-Einheit nur erwünscht sein, denn durch sie ist das beste Mittel gegeben, die Unveränderlichkeit beider zu prüfen, welche für wissenschaftliche Anwendungen allein in Betracht kommt. In der Praxis dürfte einmal die Stellung

des Hrn. Werner Siemens zur Telegraphie seiner Einheit einen beträchtlichen Vorsprung gegeben haben; nicht minder wichtig ist der Umstand, dass die mit Umsicht eingerichteten und soviel mir bekannt auch gut eingetheilten Siemens'schen Scalen in grossem Maassstabe verbreitet worden sind. Auch kann man kaum leugnen, dass für den Praktiker die Definition aus dem Quecksilber eine verständliche ist, während die andere (von der *British Association* definirte) fürs erste nur Wenigen klar werden wird."

Das Vorstehende wird hinreichend sein, um die Aufgabe, welche sich vor zwanzig Jahren das Committee der *British Association* bei seinen Arbeiten gestellt hatte, als ein weder im Princip noch seiner praktischen Ausführung nach mit der erreichbaren Genauigkeit und Schärfe gelöstes Problem erscheinen zu lassen.

Die von Kohlrausch mit so grosser Umsicht a. a. O. angewandte zweite der oben (S. 243) erwähnten Methoden setzte, wie bemerkt, eine genaue Kenntniss der erdmagnetischen Constante nach absolutem Maasse voraus und kann daher nur an solchen Orten ausgeführt werden, an welchen die hierzu erforderlichen Instrumente und Beobachtungen in genügender Vollkommenheit vorhanden sind. Dass in dieser Beziehung das magnetische Observatorium zu Göttingen, in welchem Kohlrausch seine Beobachtungen anstellte, allen Anforderungen entsprach, bedarf nicht einer besonderen Erwähnung.

Als Resultate seiner verschiedenen Messungen theilt Kohlrausch am Schlusse seiner Arbeit Folgendes mit:

I. 4,1029 Siemens $= 3{,}9812 \frac{\text{Erdquadrant}}{\text{Secunde}}$; also 1 Siemens $= 0{,}9703$

II. 4,1049 „ $= 3{,}9903$ „ „ „ $= 0{,}9721$

III. 4,0965 „ $= 3{,}9849$ „ „ „ $= 0{,}9728$

Hieraus ergiebt sich im Mittel:

$$1 \text{ Siemens-Quecksilber-Einheit} = 0{,}9717 \frac{\text{Erdquadrant}}{\text{Secunde}}.$$

Zu diesen Resultaten bemerkt Kohlrausch wörtlich Folgendes:

„Was das Verhältniss der *British Association*-Einheit zur Siemens'schen betrifft, so darf als zuverlässigster bis jetzt veröffentlichter Werth wohl derjenige angesehen werden, welchen Hr. Dehms aus einer von Hrn. Jenkin angestellten Vergleichung ableitet:[1])

1 *British Association*-Einheit = 1,0493 Siemens-Einheit.

Hr. Dehms und Hr. Hermann Siemens hatten die Güte, auf meine Bitte eine neue Vergleichung anzustellen, wobei zunächst eine im Siemens'schen Laboratorium vorhandene *British Association*-Einheit (No. 61) sich = 1,0473 erwies. Da diese Vergleichung wegen Beschädigung der Einheit in der Luft vorgenommen werden musste, wird ihr keine

[1]) *Report of the British Association* 1864. S. 349, und Poggendorff's Annalen Bd. 136. S. 404.

entscheidende Bedeutung beigelegt. Ferner kamen die *British Association*-Einheiten der Herren Brix (No. 21) und Weber (No. 51) zur Vergleichung und ergaben vollständig übereinstimmend mit der obigen Zahl den Werth 1,0493. Vergleicht man diese Uebereinstimmung mit den früheren enormen Differenzen in den Angaben über Widerstandseinheiten, so liegt darin ein sehr erfreulicher Beweis von dem Fortschritt auf diesem Gebiete der Messung.[1])

Unter Benutzung der Zahl 1,0493 $\frac{\text{Erdquadrant}}{\text{Secunde}}$ findet sich schliesslich:

$$1\ \textit{British Association}\text{-Einheit} = 1{,}0196\ \frac{\text{Erdquadrant}}{\text{Secunde}},$$

d. h. diese Einheit wäre danach um nahe 2 Procent grösser, als beabsichtigt wurde."

Bei der folgenden Arbeit kam es nun, wie bemerkt, zunächst darauf an, einen Normalleitungsdraht von solcher Beschaffenheit und Anordnung herzustellen, dass derselbe sowohl bezüglich seines Widerstandes als seiner räumlichen Verhältnisse jederzeit durch directe Messungen nach absolutem Maasse controlirt werden kann. Die Lösung dieser Aufgabe ist der wesentliche Inhalt der vorliegenden Arbeit, wogegen die Vergleichung dieses Normalleiters mit andern Widerstands-Einheiten einer späteren Arbeit vorbehalten bleibt, indem die hierzu erforderlichen elektrodynamischen Comparatoren gegenwärtig noch in Arbeit, hoffentlich aber in kurzer Zeit vollendet sind.

In Betreff der Localität für die Aufstellung der Apparate waren im Wesentlichen zwei Gesichtspuncte maassgebend. Erstens musste hinreichender Raum für den genügenden Abstand des Inductors und Multiplicators vorhanden sein und zweitens durften nicht Magnete in dem Raume vorhanden sein, welche ihren Einfluss auf die Induction und die Einstellung der Magnetnadel im Multiplicator geltend machen konnten. Die Berücksichtigung des ersten Umstandes verhinderte die Benutzung des kleinen, im Garten der hiesigen Universitäts-Sternwarte für astrophysikalische Beobachtungen erbauten Observatoriums. Die Berücksichtigung des zweiten Gesichtspunctes liess auch die für erdmagnetische Beobachtungen im Garten des hiesigen physikalischen Institutes befindliche „magnetische Warte" als ungeeignet erscheinen, wohingegen die Räumlichkeiten in der sogenannten alten Sternwarte auf der Pleissenburg, welche unter Möbius bereits früher als magnetisches Observatorium gedient hatten, alle diejenigen Erfordernisse vereinigten, welche uns zu einer definitiven Aufstellung der Apparate wünschenswerth erschienen. Da diese Räumlichkeiten bereits anderweitig für physikalische und astronomische Zwecke reservirt sind, so ist hierdurch den Instrumenten auch für die Zukunft eine hinreichend stabile, durch keine Dislocation gestörte Aufstellung gesichert. Zugleich gestattet die Beschaffenheit dieser Räume

[1]) Vgl. Poggendorff's Annalen 1873. Heft 1.

die Ausführung von später projectirten Experimental-Untersuchungen über einige physikalische Constanten, wie z. B. die Bestimmung der Lichtgeschwindigkeit nach Foucault und Fizeau und anderen physikalischen Methoden, sowie die Bestimmung der mittleren Dichtigkeit der Erde nach den Methoden von Cavendish und Reich. Da sich ausserdem in den erwähnten Localitäten auf der Pleissenburg ein Dreieckspunct der Europäischen Gradmessung befindet, so vereinigen sich alle Umstände, um die bezeichneten Räumlichkeiten zur praktischen Erforschung und Feststellung physikalischer Fundamentalbestimmungen nach absolutem Maasse als zweckmässig gewählte erscheinen zu lassen.

Bei der Construction und Herstellung der Apparate waren besonders zwei Gesichtspuncte zu berücksichtigen. Erstens mussten die Dimensionen des Multiplicators und Inductors von solcher Grösse gewählt werden, dass die technische Herstellung und Ausmessung der einzelnen Theile (Länge der Magnetnadeln, Durchmesser und Flächengrösse der von jeder Schicht der Drahtwindungen umschlossenen Kreisfläche) mit solcher Schärfe bewirkt werden konnten, dass die unvermeidlichen Beobachtungsfehler das Gesammtresultat der Messung nur in Gliedern höherer Ordnung beeinflussen konnten. Zweitens mussten Einrichtungen getroffen werden, welche jederzeit eine Wiederholung und Controle der zur Bestimmung der Constanten des Apparates erforderlichen Operationen gestatteten.

Zu diesem Zwecke wurden besondere Vorrichtungen zum Abwickeln und Wiederaufwinden der gesammten Drahtmasse getroffen, welche in Folgendem ausführlich beschrieben werden sollen.

Wie bereits oben S. 243 bemerkt, ist das Princip und die Construction der zu beschreibenden Instrumente bereits vor 30 Jahren in der mehrfach erwähnten Abhandlung W. Weber's: „Elektrodynamische Maassbestimmungen insbesondere Widerstandsmessungen“ (Abhandl. d. Königl. Sächs. Ges. d. W. Bd. I. 1846) ausführlich begründet und auch versuchsweise in kleinem Maassstabe praktisch zur Ausführung gekommen. Dass diese Methode nicht bereits damals in einer solchen Grösse und Vollendung wie gegenwärtig ausgeführt und angewandt worden ist, hatte im Wesentlichen in dem Mangel genügender materieller und technischer Hülfsmittel seinen Grund.

II.

Beschreibung und Aufstellung der angewandten Instrumente.

Die Anfertigung der Instrumente wurde der Werkstätte astronomischer und physikalischer Instrumente von A. Repsold & Söhne in Hamburg übertragen und nach eingehender mündlicher Rücksprache mit Hrn. J. Repsold, dem gegenwärtigen Vertreter und Inhaber der Firma, im Herbste des Jahres 1876 nach sorgfältiger Prüfung der angefertigten Zeichnungen begonnen. Mit Rücksicht auf die Grösse der Dimensionen, in welchen Inductor und Multiplicator projectirt waren und in Anbetracht des bedeutenden Gewichtes der Kupferdrahtmasse von ca. 200 kg, welche

bei Erzeugung der Inductionsstösse in rhythmischen Intervallen bewegt werden musste, erschien es uns zweifelhaft, ob diese Umwendungen wie bei kleineren Inductoren bequem durch Menschenkraft bewirkt werden konnten. Hr. Repsold theilte unsere Ansicht und entschloss sich zur Construction einer durch Auslösung von Gewichten beweglichen mechanischen Vorrichtung, durch welche mittelst eines Seiles ohne Ende in zweckmässiger Weise die erwähnten Umwendungen bewerkstelligt werden sollten. Bei der praktischen Anwendung dieser von Hrn. J. Repsold sinnreich construirten Vorrichtung erwiesen sich jedoch die Erschütterungen des Bodens bei jedem Inductionsstosse so bedeutend, dass bis auf Weiteres dieser Apparat ausser Thätigkeit gesetzt und die Umwendungen des Inductors durch Menschenkraft bewirkt wurden. Es konnte dies um so leichter geschehen, als sich die ursprünglich, wegen des grossen Trägheitsmomentes der zu bewegenden Masse, gehegten Bedenken in der Praxis bei Weitem weniger erheblich herausstellten.

Die Vollendung sämmtlicher Instrumente fand Ende April des Jahres 1877 statt und die Versendung von Hamburg nach Leipzig Anfang Mai desselben Jahres. Gleichzeitig war auf unsere Veranlassung nach vorangegangener Rücksprache mit Hrn. Werner Siemens eine für den beabsichtigten Zweck mit besonderer Sorgfalt angefertigte, mit Baumwolle besponnene Kupferdrahtmasse von 414,95 kg Gewicht und 3,33 mm Dicke in der Fabrik von Siemens & Halske angefertigt und bereits im October 1876 nach Leipzig gesandt worden. Am 13. Mai 1877 war die Aufstellung der Instrumente nach unserer Angabe und unter persönlicher Leitung des Hrn. J. Repsold, mit umsichtiger und thatkräftiger Unterstützung des Hrn. Mechanikus Carl Krille hierselbst (Schulstrasse 4) so weit vollendet, dass einige vorläufige Beobachtungen angestellt werden konnten. Die definitiven Beobachtungen, welche im dritten Theile der vorliegenden Arbeit zur Berechnung benutzt worden sind, wurden durch freundliche Betheiligung der Herren Professoren Riecke aus Göttingen, Heinrich Weber aus Braunschweig, des Hrn. Dr. Weinek, ersten Assistenten an hiesiger Sternwarte, und in einzelnen Fällen von uns selber ausgeführt. Hr. Mechanikus Krille hatte die Güte, die Drehungen des Inductors auf Commando eines der betheiligten Beobachter zu übernehmen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen mag nun die Beschreibung der wesentlichen Instrumente und ihrer Theile folgen.

Das Material, aus welchem die zum Aufwinden des Drahtes bestimmten Rollen hergestellt sind, ist gut getrocknetes und mit Oel getränktes Mahagoniholz. Dasselbe ist zur Vermeidung irgendwelcher Veränderungen durch das sogenannte Verziehen des Holzes aus einzelnen Stücken sorgfältig mit Leim und Messingschrauben zusammengefügt. Die Inductor- und Multiplicator-Rolle sind in allen Theilen in ganz gleicher Grösse ausgeführt, um eventuell, durch Vertauschung des Aufhängepunctes der Nadel, zu Repetitions- und Control-Beobachtungen benutzt werden zu können.

Fig. 1, Taf. I stellt die eine dieser beiden Rollen auf der Axe der Winde dar, welche mit Hülfe einer Doppelkurbel von zwei Arbeitern gedreht wurde, um den Draht von der in einer über 20 m tieferen Etage des Pleissenburg-Thurmes befindlichen und durch eine kreisförmige Oeffnung mit dem Beobachtungsraum unseres Observatoriums communicirende Vorrichtung Fig. 2 auf die Inductor- und Multiplicatorrolle zu wickeln. Um dem Drahte die erforderliche Spannung zu ertheilen, war eine Bremsvorrichtung mit dem Gewichte p an einem Hebelarme h angebracht. Der auf dieser Vorrichtung befindliche hölzerne Cylinder war in der Werkstätte von Siemens & Halske benutzt worden, um den Draht aufzuwickeln und zu versenden. Es ist einleuchtend, dass bei einer Wiederholung der Messungen der Constanten des Apparates der Draht mit Hülfe derselben Vorrichtungen wieder abgewickelt werden kann, wodurch im Wesentlichen derjenigen Forderung entsprochen wird, welche wir oben bezüglich der Controlirbarkeit der Constanten eines Messapparates zu fundamentalen Maassbestimmungen ausgesprochen hatten.

Behufs der Aufwickelung des Drahtes wurden die für den Inductor und den Multiplicator bestimmten Holzcylinder nacheinander auf der erwähnten, mit Zahnräder-Triebwerk und doppelter Kurbel versehenen, Axe befestigt und provisorisch mit ihrem Holzgestell verbunden, welches über der erwähnten Oeffnung des Fussbodens aufgestellt wurde. Die Zahl der Windungen wurde sowohl durch directe Zählung als durch ein von Hrn. Repsold mit der Axe in Verbindung gesetztes mechanisches Zählerwerk bestimmt. Wie später genauer mitgetheilt werden wird, befinden sich auf Inductor und Multiplicator je 12 Lagen von Draht, von denen eine jede aus 66 einzelnen Windungen besteht. Nach vollendeter Aufwickelung wurde jede der Rollen mit ihrer Axe in dem für dieselbe bestimmten Holzgestell fixirt, mit den für das obere und untere Axenlager bestimmten Theilen in Verbindung gesetzt und alsdann die beim Aufwickeln benutzte horizontale Axe durch Beseitigung der angeschraubten Holzbacken aus dem inneren Raum der beiden Rollen entfernt. Die eine dieser Rollen wurde als Multiplicator in der Ebene des magnetischen Meridians unverrückbar aufgestellt, während die andere senkrecht zum Meridian um ihre verticale Axe um 180° gedreht werden konnte. (Vgl. Grundriss Taf. II. Fig. 1.)

Fig. 3, Taf. I zeigt den Durchschnitt des Multiplicators mit der darin aufgehängten Magnetnadel, während Fig. 4 die Seitenansicht des Inductors mit der provisorischen Aufwinde-Vorrichtung darstellt. Die in beiden Apparaten an dem unteren Theile der Axe befindlichen Holzscheiben mit der darin angedeuteten Rinne waren ursprünglich zur Aufnahme des Seiles ohne Ende bestimmt, durch welches mit Hülfe des oben erwähnten mechanischen Apparates die Umwendung des Inductors bewerkstelligt werden sollte. Die Art und Weise, wie die Magnetnadel nebst Spiegeln an dem mit Torsionskreis versehenen Coconfaden befestigt worden ist, zeigt die schematische Zeichnung Fig. 5 in ein Viertel natürlicher Grösse.

Der Verschluss des vom Multiplicator umschlossenen Raumes, in dem die Nadel hing, wurde durch zwei Holzdeckel bewirkt, in deren Mitte sich zwei durch Plangläser verdeckte Oeffnungen für gleichzeitige Spiegelablesungen an zwei, zu beiden Seiten des Multiplicators aufgestellten, Ablesungsfernröhren befanden.[1]) Diese beiden Deckel sind abgenommen und in der perspectivischen Zeichnung auf Taf. II Fig. 2 an das Multiplicatorgestell gelehnt dargestellt. Es bedarf kaum der Erwähnung, dass hierbei alle Erfahrungen, welche bereits vor 40 Jahren gelegentlich der Beobachtungen des „magnetischen Vereins" gesammelt und beschrieben worden sind, auch im vorliegenden Falle in eingehender Weise sowohl bei der Construction der Instrumente als auch bei Anordnung der Beobachtungen berücksichtigt worden sind. Zur Temperaturbestimmung waren an der Basis des Multiplicators und Inductors zwei, in Fünftel-Grade Celsius getheilte, Thermometer in verticaler Stelluug angebracht, deren Längsrichtung in die Axe fiel und deren Kugeln möglichst tief in der Holzwandung eingelassen waren. Da im Beobachtungsraum durch passend angebrachte Fenstervorhänge dafür Sorge getragen war, dass kein Theil der Instrumente von directem Sonnenlichte getroffen werden konnte, so wird man im Allgemeinen bei nicht allzu plötzlichen Temperaturschwankungen die Temperatur des Drahtes übereinstimmend mit den Angaben der beiden Thermometer voraussetzen dürfen.

Das Gesammtgewicht der von Siemens & Halske bezogenen Drahtmasse beträgt laut Rechnung 414,95 kg im Preise von 1487,75 Mrk., während sich die Kosten für die von A. Repsold & Söhne angefertigten Apparate laut Rechnung auf 5763 Mrk. belaufen, welche Summe sich jedenfalls bedeutend reducirt haben würde, wenn der ursprünglich aus den oben S. 252 angeführten Gründen projectirte mechanische Umwendungs-Apparat des Inductors nicht zur Ausführung gekommen wäre.

III.

Ein Normalleiter zu elektrodynamischen Messungen nebst Beobachtungen zur Bestimmung seines Widerstandes nach absolutem Maasse.

Der Zweck der Einrichtungen, welche hier beschrieben werden sollen, und der damit ausgeführten Beobachtungen betrifft das ganze Gebiet der elektrodynamischen Messungen, welches lange Zeit fast nur auf Strommessungen beschränkt gewesen, allmählig aber mehr und mehr

[1]) Vergl. die auf Taf. II Fig. 1 angedeutete Skizze des Grundrisses zur Erläuterung der Aufstellung der Apparate. Die auf Taf. I befindlichen Figuren 1—5 sind verjüngte Copien der uns von Hrn. Repsold eingesandten Originalzeichnungen, welche zur Anfertigung der Apparate von ihm hergestellt und benutzt worden sind. Die in Fig. 1 u. 4 Taf. I punctirten Linien bezeichnen die provisorisch zur Aufwickelung des Drahtes mit dem Gestell verbundenen Theile.

auch auf Widerstandsmessungen und elektromotorische Kraftmessungen ausgedehnt worden ist. — Die Entdeckung der Wasserzersetzung durch den elektrischen Strom hatte zur Construction von Voltametern, die Entdeckung des Elektromagnetismus zur Construction elektromagnetischer Galvanometer (Tangenten- und Sinusboussolen) geführt; die Ohm'schen Gesetze endlich, insbesondere das Gesetz, wonach der Widerstand homogener Leiter dem Verhältniss ihrer Länge zu ihrem Querschnitt proportional ist, bahnten auch den Weg zu Widerstandsmessungen, indem danach z. B. jeder gleichförmige Kupferdraht seiner Länge nach als Widerstandsscale dienen konnte.

Auch für die Zurückführung aller dieser Scalen auf dieselbe Einheit oder gleiches Maass, welche Jakobi in Petersburg zuerst angeregt hat, bot sich das einfache Mittel dar, aus einem längeren gleichförmigen Kupferdrahte viele Stücke von gleicher Länge abzuschneiden und damit als Widerstands-Maasseinheiten alle Experimentatoren zu versehen.

Sodann ist die willkürliche Wahl dieser Widerstands-Maasseinheit zu beseitigen gesucht worden, und zwar auf verschiedene Weise, nämlich erstens, im Auftrag der *British Association*, von dem dazu berufenen Standard-Committee, welches aus den ersten wissenschaftlichen Autoritäten dieses Fachs zusammengesetzt war, durch Einführung eines Widerstandsmaasses = 10^{10} Einheiten nach dem Systeme der von Gauss eingeführten absoluten Maasse, wobei Secunde und Millimeter als Maasseinheiten für Zeit und Länge zu Grunde gelegt werden.

Trotz aller Mühe und Sorgfalt und aller zur Verfügung des von der *British Association* mit Herstellung dieses unter dem Namen *British Association*-Einheit bekannten Widerstandsmaasses beauftragten Standard-Committee gestellten Mittel, hat sich doch aus späteren von Kohlrausch im 6. Ergänzungsbande von Poggendorff's Annalen mitgetheilten genauen und nach besserer Methode ausgeführten Messungen ergeben, dass diese *British-Association*-Einheit nicht 10^{10} Einheiten, sondern $1{,}0196.10^{10}$ Einheiten nach dem System der von Gauss eingeführten absoluten Maasse enthält.

Unabhängig davon war zweitens auch von Dr. Werner Siemens in Berlin, um die früher ganz der Willkür überlassene Wahl der Widerstands-Maasseinheit zu beseitigen, die Annahme und Einführung des Widerstandes eines Quecksilbercylinders von 1000 Millimeter Länge und einem Quadratmillimeter Querschnitt als Widerstandsmaass befürwortet worden, und es war von ihm dieses Widerstandsmaass mit grosser Genauigkeit und Uebereinstimmung in mehreren Exemplaren wirklich dargestellt worden, sowie auch ganze darnach regulirte Widerstandsscalen, welche seitdem für den praktischen Gebrauch höchst wichtig und unentbehrlich geworden sind.

Das Gebiet der elektrodynamischen Messungen ist nun aber nicht auf Strommessungen und Widerstandsmessungen zu beschränken, sondern ist auch auf elektromotorische Kraftmessungen zu erstrecken, welche besondere Aufmerksamkeit darum in Anspruch nehmen,

weil sie bei grösster Wichtigkeit und Bedeutung der wirklichen genauen Ausführung die grössten Schwierigkeiten entgegensetzen.

Stehen aber auch in den meisten Fällen der directen Ausführung elektromotorischer Kraftmessungen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, so giebt es doch einige wenige Fälle, wo diese Kräfte nach absolutem Maasse bekannt sind, wenn auch nicht durch Messung ihrer Wirkungen, doch aus der Kenntniss ihrer Ursachen, z. B. die elektromotorischen Kräfte, welche der Erdmagnetismus auf ein geschlossenes Solenoid von bekannten Dimensionen ausübt, welches um eine bestimmte Axe mit bestimmter Geschwindigkeit gedreht wird.

In diesen besonderen Fällen wirklich darstellbarer elektromotorischer Kräfte von bekannter Grösse können nun ferner auf galvanometrischem Wege auch die von diesen Kräften im Solenoide inducirten Ströme gemessen werden, und die in diesem Falle erworbene Kenntniss, sowohl der elektromotorischen Kraft als auch des dadurch im Solenoide inducirten Stromes, führt nach dem bekannten Ohm'schen Gesetze zur Kenntniss des Solenoid-Widerstandes, welcher nach diesen Gesetzen durch das Verhältniss jener Kraft zu diesem Strome bestimmt, nach absolutem Maasssystem diesem Verhältnisse gleich ist, worauf eben die Widerstandsmessung nach absolutem Maasse beruht.

Ist nun aber auf diese Weise in diesem besonderen Falle der Solenoidwiderstand nach absolutem Maasse bekannt und bleibt derselbe auch (bei unveränderter Temperatur des Solenoids) constant der nämliche, so leuchtet ein, dass nun, auf dem Wege galvanometrischer Messung, alle (von den verschiedensten, auch ganz unbekannten elektromotorischen Kräften) in diesem Solenoide erregten Ströme gemessen werden können, und dass aus der Kenntniss dieser Ströme, in Verbindung mit der früher erworbenen Kenntniss des Solenoidwiderstandes, nach dem nämlichen Ohm'schen Gesetze, die Kenntniss aller unbekannten auf das Solenoid wirkenden elektromotorischen Kräfte gewonnen werden kann, von welchen jene Ströme erregt worden sind.

Diese Methode, zur Kenntniss elektromotorischer Kräfte zu gelangen, ist von grösster Wichtigkeit und Bedeutung, weil sie die einzige ist für alle elektromotorischen Molecularkräfte, die nämlich, wie alle Molecularkräfte, nur aus ihren Wirkungen bestimmt werden können.

Da aber nur nach absoluten Maassen das Verhältniss der elektromotorischen Kraft zur Stromstärke mit dem Leitungswiderstande als identisch gegeben ist, so müssen für diese Bestimmungsweise elektromotorischer Kräfte die Ströme sowohl als auch die Leitungswiderstände nach absolutem Maass gegeben sein. Alle Widerstandsbestimmungen nach andern Maassen, z. B. nach Jacobi's Kupferdraht oder nach Siemens' Quecksilbereinheit oder selbst auch nach der *British Association* Einheit, bedürfen daher zu diesem Zwecke der Reduction auf absolutes

Maass. Und diese Reductionen müssen (wie es beim Gebrauch der Uhren zum Zweck der Zeitmessung geschieht) immer wieder von neuem geprüft und berichtigt werden, wenigstens so lange man keine vollkommen unveränderlichen Leiter besitzt.

Wollte man dagegen einwenden, dass ganz das Nämliche, was hiernach von Widerstandsbestimmungen gefordert werde, mit gleichem Rechte auch von anderen Grössenbestimmungen nach absoluten Maassen zu fordern sein würde, z. B. von Längenmessungen nach dem Meter, als 10000000ten Theil des Erdquadranten, so würde zu erwidern sein, dass in der That bei wichtigen und genauen Längenbestimmungen nach diesem Maasse, in Fällen, wo dessen Verhältniss zum Umfang der Erde wesentlich in Betracht kommt, nicht schlechtweg auf seine Bestimmung aus früheren Beobachtungen, die gegenwärtig blos auf Treu und Glauben angenommen werden können, gebaut werde, sondern dass diese früheren Beobachtungen durch neuere Beobachtungen geprüft und nur dann ungeändert zugelassen werden, wenn sie dadurch bestätigt gefunden worden sind. Nur ist die Ausführung solcher Prüfungen, wenn keine besonderen Einrichtungen dafür getroffen sind, so schwierig, dass sie nur selten mit Erfolg bewerkstelligt werden kann.

Es ergiebt sich daraus, dass es von grösster Wichtigkeit ist, Einrichtungen zu treffen, welche es möglich machen und möglichst erleichtern, frühere Beobachtungen, auf denen die Feststellung und Darstelluug der Maasse beruhte, durch spätere Beobachtungen jederzeit prüfen und bestätigen oder berichtigen zu können.

Solche Prüfungen und Bestätigungen oder Berichtigungen werden nun bei Zeitmessungen, wenn sie höheren wissenschaftlichen Zwecken dienen, wirklich immer angewandt, weil man sich nicht auf das auch durch die vollkommensten Uhren gegebene Zeitmaass und auf die zu seiner Bestimmung früher gemachten Beobachtungen verlässt, sondern zum Zwecke der neu auszuführenden Messungen immer neue Beobachtungen zur Prüfung des Ganges der Uhren macht.

Solche Prüfungen und Bestätigungen oder Berichtigungen lassen sich nun mit Widerstands-Etalons, wie sie auf Veranstaltung der *British Association* dargestellt worden sind, unmittelbar gar nicht ausführen, und auf mittelbaren Wegen würde, abgesehen von grösserer Arbeit, die Prüfung leicht an Genauigkeit so viel verlieren, dass sie zum Zweck der neu auszuführenden Messungen gar keinen oder nur geringen Vortheil darböte. Es würde sich mit dieser Prüfung ähnlich verhalten, wie wenn der ursprüngliche, im französischen Staatsarchive niedergelegte Meter-Etalon oder eine Copie desselben, einer Prüfung durch neue Beobachtungen unterworfen werden sollte, ob derselbe wirklich dem 10 000 000 ten Theile des Erdquadranten gleich sei, eine Prüfung, die schwer auszuführen sein würde.

Sollte nun nicht auf Treu und Glauben und auf Unveränderlichkeit des Meter-Etalons gebaut werden, sondern sollte die Prüfung und Bestätigung für diese Längenmaassbestimmung durch neue Beobachtungen

jederzeit offen erhalten werden, so leuchtet ein, dass zur Erreichung dieses Zwecks doch jedenfalls freistehen würde, statt der festgesetzten Maasseinheit des Meters selbst, irgend eine andere aber genau nach dieser Maasseinheit bestimmte Grösse als Normallänge aufzustellen, wenn dadurch eine Vereinfachung und Erleichterung der immer wiederholt auszuführenden Prüfungen gewonnen werden könnte, was z. B. der Fall sein würde, wenn von allen zu den geodätischen Vermessungen gebrauchten Dreieckseiten eine solche gefunden und mit solchen Einrichtungen versehen werden könnte, dass sie erstens mit jeder beliebigen Längenscala jederzeit genau gemessen und diese Messung jederzeit mit gleicher Genauigkeit wiederholt werden könnte, und dass zweitens beliebige neue zur Grössen- und Gestaltbestimmung der Erde dienende Triangulationen mit ihr verbunden werden könnten. Durch solche neue Triangulationen würde nämlich die ursprüngliche Bestimmung der Dreieckseite in Meterzahl wiederholt und dadurch jederzeit von neuem geprüft werden können, während durch die Messung der Dreieckseite mit beliebigen Scalen es möglich werden würde, jede mit diesen Scalen messbare Länge in Theilen der Dreieckseite und folglich auch in Metern zu bestimmen.

Auf gleiche Weise braucht nun zu Begründung genauer Widerstandsmessungen nach absolutem Maasse das festgesetzte Maass keineswegs selbst dargestellt zu werden, sondern es genügt jede beliebig getheilte Widerstandsscala, mit welcher der Widerstand eines Normalleiters genau verglichen und gemessen werden kann.

Unter einem Normalleiter verstehen wir aber einen Leiter, dessen Widerstand nach absolutem Maasse genau bestimmt worden ist und jederzeit mit gleicher Genauigkeit wieder bestimmt werden kann.

Die an einen solchen Normalleiter gestellte Forderung aber, dass nämlich sein Widerstand nach absolutem Maasse genau bestimmt worden sei und jederzeit mit gleicher Genauigkeit wieder bestimmt werden könne, setzt nun voraus, dass dieser Normalleiter mit Einrichtungen zu genauen absoluten Widerstandsmessungen versehen sei. Zugleich leuchtet vom praktischen Gesichtspunkte ein, dass nicht blos die Genauigkeit, mit welcher diese Widerstandsmessung des Normalleiters ausgeführt werden könne, sondern auch die Einfachheit der Beobachtungen und die zu ihrer Ausführung erforderliche Zeit wesentlich in Betracht komme.

Für die Wahl und Einrichtung eines solchen Normalleiters kommt daher zunächst die Wahl der zu Messung seines Widerstands anzuwendenden Methode in Betracht. F. Kohlrausch hat nun in einer im Jahre 1874 im 6ten Ergänzungsbande von Poggendorff's Annalen erschienenen klassischen Arbeit („Zurückführung der Siemens'schen galvanischen Widerstandseinheit auf absolutes Maass"), welche die genauesten bisher ausgeführten absoluten Widerstandsbestimmungen enthält, vier verschiedene Methoden der absoluten Widerstandsmessung angeführt. Alle

diese vier Methoden haben mit einander gemein, dass ein Leiter verlangt wird, der als Inductor und auch als Multiplicator dient, entweder indem ein Theil desselben den Inductor bildet, ein anderer Theil den Multiplicator, oder indem der ganze Leiter beiden Zwecken zugleich dient.

Von diesen vier Methoden möge hier blos erwähnt werden, dass nach Verschiedenheit der Verhältnisse bald die eine, bald die andere den Vorzug verdienen kann, dass aber unter Verhältnissen, die keine Beschränkung in den zu wählenden Mitteln auferlegen, die erste Methode ihrer Einfachheit und der grösseren, durch sie erreichbaren Genauigkeit wegen vor allen andern den Vorzug verdiene, bisher aber aus Mangel an Mitteln noch niemals in Anwendung gekommen ist. Da nun vorausgesetzt werden darf, dass, wo sichere Begründung absoluter Widerstandsmessungen ernstlich in's Auge gefasst wird, die Beschaffung der Mittel zu genauester Ausführung kein Hinderniss oder Bedenken finden werde, so dürfen wir zu unserem Zwecke uns hier auf die Betrachtung dieser ersten Methode beschränken, von welcher Kohlrausch sagt:

„Die erste [Methode] benutzt die durch den Erdmagnetismus in einem bewegten Leiter von bekannten Dimensionen (Erdinductor) inducirte elektromotorische Kraft und findet die Stromstärke durch die Ausschläge einer kurzen Magnetnadel innerhalb eines Multiplicators von ebenfalls bekannten Dimensionen. Verlangt ist ausserdem nur die Schwingungsdauer der Nadel, nicht etwa die erdmagnetische Intensität, da diese sich heraushebt. Erforderlich ist aber, dass die Nadel kurz sei gegen den Durchmesser des Multiplicators. Entweder also müssen die Beobachtungen an einer kleinen Nadel angestellt werden, oder der Multiplicator ist in sehr bedeutenden Dimensionen auszuführen“.[1])

---

[1]) Zur näheren Erläuterung dieser Methode diene folgende Ableitung derselben aus der bekannten Theorie der Tangentenboussole.

Ein in der Richtung des magnetischen Meridians fest aufgestellter kreisförmiger Leiter von grossem Durchmesser (der mehrere Umwindungen haben kann) mit kurzer Nadel in seinem Mittelpunkte bildet ein Galvanometer, welches mit dem Namen der Tangentenboussole bezeichnet worden ist.

Der durch den kreisförmigen Leiter der Tangentenboussole gehende Strom i übt auf den Nadelmagnetismus m ein Drehungsmoment $= 2ami$ aus, wo a den Quotienten der umströmten Fläche $n\pi r^2$ dividirt durch den Cubus der für alle Stromelemente gleichen Entfernung r vom Nadelmittelpunkte bezeichnet, also $a = \frac{n\pi}{r}$ ist, wo n die Zahl der Umwindungen bezeichnet, und ertheilt der das Trägheitsmoment k besitzenden Nadel in der Zeit dt die Drehungsgeschwindigkeit dC:

$$dC = 2\frac{am}{k} \cdot idt = 2\frac{n\pi}{r} \cdot \frac{m}{k} \cdot idt.$$

Für den oben verlangten Normalleiter geht hieraus hervor, dass er in Form eines Inductors und Multiplicators von sehr grossen Dimensionen dargestellt werden müsste, wenn die Messung seines Widerstandes nach der ersten, dem Zwecke am besten entsprechenden, Methode ausgeführt werden soll.

Ohne auf eine nähere Motivirung der zweckmässigsten Construction eines solchen Normalleiters im Allgemeinen einzugehen, beschränken wir uns hier auf eine Beschreibung desselben, wie er zum Zweck der näher zu beschreibenden Beobachtungen wirklich ausgeführt und im Jahre 1878 in Leipzig, im Local der alten Sternwarte auf der Pleissenburg aufgestellt worden ist.

Der Normalleiter ist so construirt worden, dass man eine genau messbare elektromotorische Kraft auf ihn wirken lassen kann, und dass durch diese Kraft ein genau messbarer elektrischer Strom darin inducirt werde, um aus dem Verhältniss jener Kraft zu diesem Strome die Kenntniss seines Widerstandes zu gewinnen.

Ist nun i der von einer elektromotorischen Kraft e in dem geschlossenen Leiter (zu welchem der Kreis der Tangentenboussole gehört) erzeugte Strom und w der Widerstand des Leiters, und sind i, e, w nach absoluten Maassen bestimmt, so ist $i = \frac{e}{w}$ und folglich

$$dC = 2\frac{n\pi}{r} \cdot \frac{m}{k} \cdot \frac{1}{w} e\,dt,$$

folglich

$$C = 2\frac{n\pi}{r} \cdot \frac{m}{k} \cdot \frac{1}{w} \int e\,dt.$$

Kann nun ein Inductionsstoss mit einem Erdinductor in sehr kurzer Zeit, die nur einen kleinen Theil der Schwingungsdauer bildet, ausgeführt werden, und bezeichnet $\frac{1}{2}p$ die Grösse der vom Inductor umwundenen Fläche, so ist bekanntlich für einen solchen Inductionsstoss, wenn T_e den inducirenden (z. B. horizontalen) Erdmagnetismus bezeichnet,

$$\int e\,dt = p\,T_e,$$

folglich

$$C = 2\frac{n\pi}{r} \cdot \frac{m}{k} \cdot \frac{1}{w} \cdot p\,T_e,$$

worin $\frac{m\,T_e}{k} = \frac{\pi^2}{T^2}$ nach bekanntem Schwingungsgesetze ist, wenn T die auf unendlich kleine Bögen, Dämpfung und Torsion reducirte Schwingungsdauer bezeichnet, also $w = 2\frac{n\pi p}{r} \cdot \frac{\pi^2}{CT^2}$, oder, wenn $2\frac{n\pi}{r} = q$ gesetzt wird:

$$w = \pi^2 \cdot \frac{p\,q}{C\,T^2}.$$

Es würde nun freistehen, entweder den Normalleiter in zwei Theile zu scheiden, nämlich den ersten, auf welchen die elektromotorische Kraft wirkt, und den zweiten, von wo aus der hindurchgehende inducirte Strom die zu messende Wirkung ausübt, oder es würde auch freistehen, den ganzen Leiter zu benutzen, sowohl um darauf die elektromotorische Kraft wirken zu lassen, als auch um von da aus durch den Strom die messbare Wirkung zu erregen.

Die erste dieser beiden Alternativen führt zu den von Kohlrausch angeführten Methoden Nr. 1 und Nr. 2, von denen Kohlrausch die letztere zu seinen Messungen und wir die erstere gewählt haben. Die zweite Alternative führt zu den von Kohlrausch angeführten Methoden Nr. 3 und Nr. 4, von denen die letztere von der *British Association* angewandt worden ist.

Wir scheiden also den Normalleiter in zwei Theile, von denen wir den einen, auf welchen die elektromotorische Kraft wirkt, den Inductor, den andern, welcher zur Messung des inducirten durch den ganzen Leiter gehenden Stroms dient, den Multiplicator nennen.

Ferner übersieht man leicht, dass sowohl zum Inductor als Multiplicator aus einem Drahte gewundene Solenoide zu nehmen sind, deren elektrische Ströme als Systeme paralleler Kreisströme bei Berechnung ihrer Wirkung betrachtet werden dürfen. Solche Solenoide sind, wie bekannt, für einen Erdinductor sowohl als auch für den Multiplicator einer Tangentenboussole die angemessenste Form.

Ferner ist bekannt, dass, wenn der Inductor und der mit dem Leiter zu füllende Raum des Multiplicators gegeben wäre, für die Strommessung es am vortheilhaftesten sein würde, den Widerstand des Multiplicators dem des Inductors gleich zu machen.

Was endlich die Grösse des Inductors betrifft, so würde zwar mit derselben, auch bei einem gegebenen Widerstande des Multiplicators, die elektromotorische Kraft immer wachsen; doch muss der Grösse des Inductors eine Grenze gesetzt werden, damit die Inductionsstösse schnell genug und ohne Erschütterung ausgeführt werden können, was der Präcision und guten Uebereinstimmung der Beobachtungen wegen nothwendig ist.

Aus der Erfahrung hat sich ergeben, dass zum Zweck präciser Ausführung der Inductionsstösse das Gewicht eines Solenoids bei etwa 1000 Millimeter mittlerem Durchmesser seiner Umwindungen nicht über 200 Kilogramm betragen darf. Die Stärke des zum Normalleiter zu wählenden Kupferdrahtes ist verschieden nach Grösse des Widerstandes, für welchen die genauesten Maassbestimmungen verlangt werden. Wird dieser Widerstand auf ungefähr 10 Siemens'sche Quecksilbereinheiten, oder 10 *British Association*-Einheiten oder 10^{10} absolute Maasseinheiten angenommen, wovon die Hälfte auf den Inductor käme, so würde zum Inductor Kupferdraht von etwa $3^1/_3$ Millimeter Dicke zu wählen sein.

Ebenso ist der Grösse des Multiplicators eine Grenze gesetzt, welche bei gegebenem Widerstande nicht überschritten werden darf, um eine für genaue Messungen hinreichend grosse Galvanometer-Empfindlichkeit zu erlangen.

Die beiden als Inductor und Multiplicator dienenden Solenoide sollen also gleichen Widerstand besitzen und dürfen beide an Grösse gewisse Grenzen nicht überschreiten; bei gleicher Drahtstärke ergiebt sich daraus leicht als das zweckmässigste, beide ganz gleich zu machen, so dass also der ganze Normalleiter in zwei vom Inductor und Multiplicator gebildete ganz gleiche und symmetrische Hälften zerfällt.

Es wird später näher betrachtet werden, welche Vortheile diese Symmetrie der beiden Solenoide, nämlich des Inductors und Multiplicators, gewährt.

Die Walzen, auf welche diese beiden Solenoide aufgewunden sind, dürfen keine Spur von Eisen oder andern magnetischen Stoffen enthalten und müssen so beschaffen sein, dass sie leicht gedreht und dadurch in jede beliebige Lage gebracht werden können. Es gilt dies besonders von dem zum Inductor bestimmten Solenoide, zum Zwecke der schnell damit auszuführenden Inductionsstösse. Bei der Grösse dieser Walzen ist Holz wegen seines geringen specifischen Gewichts und wegen seiner bei guter Auswahl und Behandlung grossen Festigkeit und Unveränderlichkeit als das dazu geeignetste Material gewählt worden, und zwar altes Mahagoniholz, in kleinen Stücken und verschiedenen Lagen sorgfältig zusammengeleimt.

Auf diese Weise sind für den Inductor und Multiplicator zwei ganz gleiche hohle Holzcylinder von 1100 Millimeter Durchmesser und 350 Millimeter Höhe gebildet worden. Die Höhlung zerfällt in eine innere von 638 Millimeter Durchmesser, welche durch den ganzen Holzcylinder durchgeht, also 350 Millimeter tief ist, und in eine ringförmige, welche von der äusseren Cylinderfläche aus 70 Millimeter tief eingedreht ist, 254 Millimeter Breite hat und bis zu 40 Millimeter Höhe von den Drahtwindungen eingenommen und ausgefüllt ist.

An zwei diametral gegenüberliegenden Stellen sind nach Aufwindung des Drahtes zwei hölzerne Bügel mit der Holzwalze fest verbunden worden, von denen der eine einen hohlen Zapfen trägt, durch welchen die beiden Enden des aufgewundenen Drahtes von der Walze nach aussen geführt werden, der andere einen massiven, am Ende mit einer Messingspitze versehenen Zapfen trägt, und mit dieser Spitze bei Aufstellung des Solenoids auf einem massiven Holzgestelle in eine daran angebrachte Pfanne zu stehen kommt, so dass das ganze Solenoid um eine durch diesen festen Stützpunkt gehende Verticalaxe gedreht werden kann. (Vgl. Taf. I Fig. 3 und Taf. II Fig. 2.)

Das feste Gestell umgiebt rahmenförmig das ganze Solenoid. Am Boden dieses festen Gestells befindet sich die schon erwähnte Pfanne, worin das Solenoid mit der Messingspitze seines nach unten gekehrten festen Zapfens aufsteht, während das Holzgestell oben über dem Solenoide

mit einer runden Oeffnung versehen ist, durch welche der hohle am Solenoid angebrachte Holzzapfen (durch welchen die beiden Enden des aufgewundenen Drahtes vom Solenoid nach aussen geführt werden) frei drehbar hindurchgeht. Von diesen beiden mit dem Solenoid fest verbundenen Zapfen wird eine verticale Drehungsaxe des Solenoids gebildet und das feste Holzgestell ist ausserdem mit Einrichtungen versehen, um diese Drehungsaxe, wenn sie aus der verticalen Richtung gewichen wäre, genau wieder einzustellen.

Alle diese Einrichtungen sind für beide Solenoide ganz gleich; eine Verschiedenheit findet zwischen ihnen nur darin statt, dass erstens am Holzgestelle des Inductors noch besondere Hemmungen angebracht sind, um die Drehung desselben bei einem Inductionsstosse genau auf einen Halbkreis zu beschränken, und zwar in solcher Weise, dass bei jeder Hemmung die Inductoraxe mit dem magnetischen Meridiane genau zusammenfällt. Die Art, wie diese Hemmung bewerkstelligt wird, ist von keiner wesentlichen Bedeutung und bedarf daher keiner nähern Bescheibung.

Zweitens aber findet ein anderer viel wesentlicherer Unterschied zwischen beiden Solenoiden darin statt, dass das Multiplicator-Solenoid, zum Zweck der Ergänzung zum Galvanometer, ein Magnetometer umschliesst, welches zu dem hier vorliegenden Zwecke eine besondere Einrichtung erhalten musste, die einer genaueren Beschreibung bedarf. (Vgl. Taf. I Fig. 3.)

Zu absoluten Messungen der Stromintensität, wie sie zu absoluten Widerstandsmessungen erfordert werden, darf nämlich, wie aus der Construction der Tangentenboussole schon bekannt ist, die Länge der Magnetometernadel nur einen kleinen Bruchtheil vom Durchmesser der Multiplicatorwindungen betragen, z. B. bei einem mittleren Durchmesser der letzteren von 1000 Millimeter nur etwa 100 Millimeter. Eine solche Nadel, stark magnetisirt und an einem Conconfaden aufgehangen, würde nun aber eine sehr kurze Schwingungsdauer haben, etwa von 4 Secunden, und da die zu den beabsichtigten Versuchen erforderlichen Inductionsstösse in einem nur kleinen Bruchtheile dieser Schwingungsdauer ausgeführt werden sollen, z. B. nur im 10ten Theile derselben, so würde die bei der Schwere des Inductors ungefähr 2 Secunden erfordernde Ausführung nicht möglich sein.

Es ist daher die Einrichtung getroffen worden, dass die 100 Millimeter lange Nadel (ein gehärteter Stahlcylinder von 10 Millimeter Durchmesser und 100 Millimeter Länge) nicht unmittelbar am Faden hängt, sondern dass der Faden ein Schiffchen trägt, worauf die Nadel gelegt werden kann, und an diesem Schiffchen ist horizontal und rechtwinkelig gegen die Nadel eine dünne Messingröhre befestigt, welche an ihren Enden zwei parallele und verticale Planspiegel, in einem Abstande von 272 Millimeter von einander, trägt. Die Schwingungsdauer der Nadel wurde dadurch etwa bis auf 30 Secunden verlängert und dadurch hinreichende Zeit zu präcisester Ausführung der Inductionsstösse und aller damit zu verbindenden Beobachtungen gewonnen.

Statt der 100 Millimeter langen Nadel konnte aber in das Schiffchen auch eine 200 Millimeter lange Nadel eingelegt werden, deren Schwingungsdauer nur etwa 17 Secunden betrug, und auch damit liessen sich bei einiger Uebung die Inductionsstösse und alle Beobachtungen mit aller erforderlichen Genauigkeit ausführen. Der zwar geringe, aber messbare Einfluss, den die grössere Nadellänge bei gegebenem Multiplicatordurchmesser nach diesen Beobachtungen auf die Widerstandsbestimmung hatte, liess sich dann, wie man leicht sieht, zu einer Correction wegen Nadellänge auch für den mit 100 Millimeter langer Nadel erhaltenen Widerstand benutzen, um den Einfluss der Nadellänge auf das Resultat der Messung möglichst ganz auszuschliessen.

Die Beobachtungen der durch Inductionsstösse hervorgebrachten Nadelelongationen wurden sodann gleichzeitig mit zwei mit Scalen versehenen Ablesungs-Fernröhren gemacht, die in den entgegengesetzten Richtungen der beiden Spiegelnormalen, jedes in etwa 4000 Millimeter Abstand vom zugehörigen Spiegel, aufgestellt waren. (Vgl. Taf. II Fig. 1.)

Abgesehen davon, dass die mit beiden Fernröhren zugleich gemachten Beobachtungen einander wechselseitig controlirten, wodurch jedem Irrthume vorgebeugt wurde, bot diese Einrichtung noch den grossen Vortheil dar, dass die Bestimmung des Winkelwerthes der Scalentheile unabhängig gemacht wurde von der Messung des Horizontalabstandes des Spiegels von der Scale, welche bei der grossen Beweglichkeit des mit der immer in Schwingung befindlichen Nadel verbundenen Spiegels sehr grosse Schwierigkeiten findet. Bei dieser neuen Einrichtung bedurfte es nur der Messung des Horizontalabstandes der beiden festen und einander parallelen Scalen und des Abstandes der beiden ebenfalls mit einander fest verbundenen parallelen Spiegel, die beide mit grösster Genauigkeit leicht ausgeführt werden konnten.

Die Aufhängung des Nadelschiffchens an einem Coconfaden mittelst Torsionskreises, und die Einrichtung zum Heben und Senken der Nadel, um ihren Mittelpunkt mit dem Mittelpunkte des Multiplicators genau zusammenfallen zu lassen, wie sie auch bei andern Magnetometern gebräuchlich sind, bedürfen keiner näheren Beschreibung. Es bleibt nur noch hinzuzufügen übrig, dass der vom Multiplicator umschlossene Raum, in dessen Mitte die Nadel hing, von Osten und Westen mit zwei Holzdeckeln verschlossen werden konnte, in deren Mitte zwei grosse kreisrunde Plangläser eingesetzt waren, durch welche hindurch die Spiegelbilder der beiden Scalen mit den beiden Ablesungsfernröhren sich beobachten liessen. (Vgl. Taf. II Fig. 1.)

Was nun die Ausführung dieses eben beschriebenen Normalleiters und des damit verbundenen Magnetometers betrifft, so verdanken wir dieselbe theils der besondern Güte und Freundlichkeit, womit Herr Dr. Werner Siemens in Berlin die Auswahl und die Lieferung des übersponnenen Kupferdrahtes übernommen und für vollkommene Ausführung

ganz in der gewünschten Weise gesorgt hatte; theils den Herren Gebrüder Repsold in Hamburg, welche nicht blos die beiden Walzen, auf welchen der Draht aufgewickelt werden sollte, nebst dem Magnetometer und allen Einrichtungen zum Zwecke der Aufwickelung des Drahtes und der Zählung der Umwindungen ausgeführt hatten, sondern auch die in Leipzig zu bewerkstelligende Aufwickelung des Drahtes und Aufstellung des ganzen Apparates im Local der alten Sternwarte auf der Pleissenburg übernommen hatten.

Abgesehen von den dabei getroffenen besonderen Vorkehrungen, um den Draht beim Aufwickeln immer gleichgespannt zu erhalten, und die Möglichkeit eines Irrthums bei Zählung der Umwindungen, durch die Controle eines mit der Walze verbundenen zuverlässigen Zählers, ganz auszuschliessen, bleiben noch die besondern Einrichtungen hervorzuheben, welche getroffen worden waren, um den aufgewundenen Draht auch wieder von der Walze abwinden und mit gleicher Sorgfalt und Genauigkeit neu aufwinden zu können.

Zu den Elementen, welche nämlich zur Widerstandsbestimmung des Normalleiters nach absolutem Maasse gebraucht werden, gehören auch zwei Elemente, deren Bestimmung nothwendig theils vor, theils während der Aufwickelung des Normalleiters auf die Inductor- und Multiplicatorwalze gemacht werden muss, weil sie am fertigen Inductor und Multiplicator nicht mehr gemacht werden kann. Diese Elemente sind erstens die Peripherie jeder Walze ohne Draht, vorausgesetzt, was sich leicht prüfen lässt, dass die Walze wirklich genaue Cylinderform habe; zweitens die Zahl der übereinander gewickelten Windungsschichten und die Zahl der Umwindungen jeder Schicht.

Die Cylinderform der Walze, ehe der Draht darauf gewunden wurde, liess sich durch Messung des Umfangs an verschiedenen Stellen sehr leicht prüfen, wonach die Drahtlänge aller Umwindungen der ersten oder untersten Schicht sich gleich ergab. Aber auch nach Aufwindung des ganzen Drahtes ergab sich der vergrösserte Umfang ebenfalls überall so gleich, dass die Drahtlänge auch aller Umwindungen der letzten Schicht und jeder zwischenliegenden als gleich angenommen werden durfte. Hiernach genügen zum Zwecke der absoluten Widerstandsmessung von solchen Bestimmungen, deren Kenntniss nur vor oder während der Aufwickelung des Drahtes gewonnen werden kann, folgende zwei: nämlich erstens die Kenntniss des Umfangs der Walze ohne Draht, und zweitens die Kenntniss der Zahl der Schichten übereinander nebst der Zahl der Umwindungen jeder Schicht.

Aber diese beiden Bestimmungen müssten nun bei allen künftigen Messungen immer auf Treu und Glauben angenommen werden, wenn das Solenoid niemals wieder von der Walze abgewickelt und von neuem aufgewickelt werden könnte, was so viel heisst, als dass keine künftige Widerstandsmessung des Normalleiters ganz vollständig und unabhängig von der ersten Messung würde ausgeführt werden können.

Um nun die völlige Unabhängigkeit künftiger Messungen von der ersten Messung, welche mit Aufwindung des Normalleiters auf beide Walzen verbunden war, zu ermöglichen, was wünschenswerth erschien, auch wenn noch so wenig Grund vorlag, an der Richtigkeit jener beiden bei Aufwindung des Normalleiters auf die beiden Walzen gewonnenen Bestimmungen zu zweifeln, mussten Einrichtungen getroffen werden, den Normalleiter von den beiden Walzen nach Belieben auch wieder abwickeln und von neuem aufwickeln zu können. Auch hiezu sind von den Herren Repsold die S. 94 beschriebenen, Tafel I, Figur 1 u. 2 dargestellten Einrichtungen getroffen worden, deren Anwendung zur Abwickelung wie zur Aufwickelung keiner weiteren Erläuterung bedarf.

Ausser dem hier beschriebenen Normalleiter und seinen beiden Theilen, nämlich dem Inductor und Multiplicator, nebst dem dazu gehörigen Magnetometer und mit Scalen versehenen Ablesungsfernröhren kommen endlich nun noch die zu absoluten Widerstandsbestimmungen nothwendigen Maasse und Messinstrumente im engern Sinne in Betracht, welche der Natur des zu messenden Gegenstands nach, der bekanntlich mit einer Geschwindigkeit homogen ist, sich müssen auf blosse Zeit- und Längen-Messungsinstrumente zurückführen lassen.

Diese Beschränkung auf Zeit- und Längenmaass nicht blos beim Ausspruch des Resultates der Widerstandsmessung, sondern auch bei allen dazu führenden Messungsoperationen, zeichnet nun die erste von den vier von Kohlrausch angeführten, schon oben erwähnten Methoden absoluter Widerstandsmessung besonders aus, die aus diesem Grunde und wegen der darauf beruhenden grösseren Einfachheit und erreichbaren Genauigkeit den Vorzug vor den andern Methoden verdient und daher von uns zur Widerstandsmessung des Normalleiters gewählt worden ist.

Was nun das Zeitmaass und die Zeitmessungen betrifft, so braucht blos bemerkt zu werden, dass dafür bei allen hier zu beschreibenden Beobachtungen durch die Mitwirkung des Herrn Dr. Weinek, erstem Assistenten der neuen Sternwarte in Leipzig, in vollkommenster Weise gesorgt war, da ihm dazu alle Hülfsmittel dieses reich ausgestatteten Instituts zu Gebote standen. Alle Zeitbestimmungen bei unsern Messungen sind von Herrn Dr. Weinek mit einem vorzüglichen der Sternwarte gehörigen Chronometer gemacht worden, dessen Gang von ihm genau bestimmt und regulirt war.

Es ist durch diese von Seiten der neuen Sternwarte geleistete Mitwirkung die Ausführung aller bisherigen absoluten Widerstandsmessungen des auf der alten Sternwarte aufgestellten Normalleiters ausserordentlich erleichtert und befördert worden.

Anders verhält es sich mit den Längenmessungen, für welche die feinsten und genauesten Instrumente, wie sie der definitiven Aus-

rüstung eines solchen Messungen gewidmeten Instituts entsprechen würden, zu beschaffen bisher noch nicht möglich gewesen ist. Für die ersten Probeversuche genügten aber auch schon die gebräuchlichsten theils vorhandenen, theils leicht zu beschaffenden Mittel, womit hier das Wesentlichste und Nothwendigste ebenso erreicht werden konnte, wie es früher auch bei den absoluten Messungen des Erdmagnetismus geschehen ist. Es kam hinzu, dass die ersten Versuche mit dem hergestellten Normalleiter nebst Magnetometer nicht so lange verzögert werden sollten, bis alle wünschenswerthen Einrichtungen für die Längenmessungen ganz vollendet wären; schon darum nicht, weil man die daran zu stellenden Forderungen erst aus den zu machenden Erfahrungen genau und vollständig kennen lernen wollte.

Es wurde demnach für genügend erachtet, allen zu den hier folgenden Widerstandsmessungen erforderlichen Längenbestimmungen zwei genau übereinstimmende, bei Triangulationen gebrauchte, der Leipziger Sternwarte gehörige, hölzerne Doppelmeter, welche mit einer sorgfältig ausgeführten Theilung in Millimeter versehen waren, zu Grunde zu legen.

Ausserdem wurden von Mahagoniholz zwei Messstangen, jede von 4 Meter Länge, hergestellt, welche in einer 4 Meter langen hölzernen Rinne neben einander lagen, während ein gleicher dritter Stab als Decke darüber gelegt wurde. Die beiden ersten Stäbe liessen sich dann nach entgegengesetzten Seiten aus der Rinne halb herausschieben, so dass sie in der Mitte der Rinne sich eben noch berührten, ihre Endflächen also 8 Meter von einander entfernt waren; der dritte Stab diente dazu, sie in einer geraden Linie in der Rinne zu erhalten. An den beiden 8 Meter von einander entfernten Enden beider Stäbe waren endlich zwei kleine in Millimeter getheilte Elfenbeinstäbchen eingelassen, die sich sehr leicht in der Richtung der Messstangen verschieben liessen und eine genau messbare Verlängerung des 8 Meter grossen Abstands bildeten.

Man sieht leicht ein, dass, wenn die 4 Meter lange Rinne mit diesen Maassstäben, nach Abhebung der beiden Deckel vom Multiplicator, so aufgestellt wurde, dass sie durch den Multiplicator hindurch mit den herausgeschobenen Elfenbeinschiebern bis nahe an die beiden parallelen Scalen der Ablesungsfernröhre reichte, eine wirkliche gleichzeitige Berührung beider Scalen mit den leicht beweglichen Elfenbeinschiebern sehr leicht herzustellen war, wodurch der Abstand der Scalen mit einer für den vorliegenden Zweck vollkommen genügenden Genauigkeit gemessen wurde.

Die Messung des Abstandes der beiden zum Magnetometer gehörigen parallelen durch eine Messingröhre fest verbundenen Planspiegel von einander war noch leichter auszuführen und bedarf keiner besonderen Erläuterung.

Die Zweckmässigkeit der Scheidung des Normalleiters in zwei gleiche Theile, nämlich in den Inductor und Multiplicator, leuchtet bei Ausführung der Widerstandsmessung besonders daraus ein, dass die Bestimmung des Widerstandes dadurch abhängig gemacht wird

von 4 Elementen, von denen das erste p blos vom Inductor, das zweite q blos vom Multiplicator abhängt, die beide constant sind und unabhängig von einander aus den bei Construction des Inductors und Multiplicators auszuführenden Messungen bestimmt werden, während das dritte und vierte Element, nämlich die Schwingungsdauer T der Magnetometernadel und die durch einen Inductionsstoss der Magnetometernadel vom Inductor ertheilte Drehungsgeschwindigkeit C, wegen ihrer Abhängigkeit vom Magnetismus der Nadel und der Erde, sowie von der Temperatur des Normalleiters variable Grössen sind, welche bei jeder Widerstandsmessung besonders und ganz von neuem bestimmt werden müssen. — Der Widerstand w des Normalleiters wird hieraus gefunden:

$$w = \pi^2 \cdot \frac{pq}{CT^2}.$$

Es leuchtet hieraus die Wichtigkeit der Messungen ein, durch welche die beiden constanten Elemente p und q bestimmt werden, die schon bei Construction des Inductors und Multiplicators ausgeführt werden müssen und in keiner Weise durch spätere Beobachtungen oder Messungen ersetzt werden können.

$\frac{1}{2}\,p$ bezeichnet die Inductorfläche, worunter zu verstehen ist die Summe der Projectionsflächen aller Umwindungen des Inductors auf eine gegen die Inductoraxe normale Ebene.

Wir lassen sogleich hier alle Messungen folgen, welche bei Aufwickelung des Inductors auf der alten Sternwarte zu Leipzig am 14. Mai 1877 zu genauester Bestimmung des constanten Elementes p gemacht worden sind, mit Zugrundelegung der beiden schon erwähnten, der Leipziger Sternwarte gehörigen Doppelmeter.

Es wurde nämlich erstens der Umfang der Walze, ehe der Draht aufgewunden wurde, mit Hülfe von 6 Papierstreifen bestimmt, welche in gleichen Entfernungen von einander straff um die Walze gelegt wurden, so dass Anfang und Ende jedes Streifens sich deckten. Durch einen Anfang und Ende an dieser Stelle zugleich durchbohrenden Nadelstich wurde Anfangspunkt und Endpunkt der Umwindung zugleich bezeichnet. Jeder von diesen Streifen wurde später auf einer ebenen Tafel glatt ausgebreitet und die beiden Doppelmeter darauf gelegt, so dass sie mit ihrer bis zur Kante reichenden Millimetertheilung den Papierstreifen berührten. Der Abstand der beiden Nadelstiche konnte damit bis auf $\frac{1}{10}$ Millimeter genau bestimmt werden.

Es ergab sich der Umfang der Walze im Mittel aus den Angaben zweier Beobachter:

an	der	Stelle	des	1.	Streifens	= 3018,55	Millimeter
„	„	„	„	2.	„	= 3018,55	„
„	„	„	„	3.	„	= 3018,50	„
„	„	„	„	4.	„	= 3018,45	„
„	„	„	„	5.	„	= 3018,70	„
„	„	„	„	6.	„	= 3018,50	„

Es ergab sich hieraus die Walze, so weit diese Prüfung reicht, als fast vollkommen cylindrisch und ihr Umfang und Halbmesser:

$$2\pi c = 3018{,}54$$
$$c = 480{,}414.$$

Zweitens wurden während der Aufwindung des Drahtes sowohl die Schichten gezählt, welche die Windungen über einander bildeten, als auch die in jeder Schicht neben einander befindlichen Umwindungen. Ausserdem wurde an der bei Aufwindung des Drahtes gedrehten Walze ein Zähler befestigt und dessen Stand, welcher zu Anfang 800 war, bei Beendigung jeder Schicht von Umwindungen abgelesen, wie folgende Tabelle angiebt:

Schicht.	Zahl ihrer Umwindungen.	Zählerstand.
0.	0	800
1.	66	866
2.	66	932
3.	66	998
4.	66	1064
5.	66	1130
6.	66	1196
7.	66	1262
8.	66	1328
9.	66	1394
10.	66	1460
11.	66	1526
12.	66	1592

Summa 12 Schichten 792 Umwindungen.

Hierauf wurde drittens der Umfang der Walze mit dem aufgewundenen Drahte auf gleiche Weise gemessen, wie vorher ohne Draht, wieder nämlich mit Hülfe von 6 Papierstreifen, woraus sich der Umfang der Walze mit Draht im Mittel aus Angaben zweier Beobachter ergab:

an der Stelle des 1. Streifens = 3263,75 Millimeter
„ „ „ „ 2. „ = 3263,85 „
„ „ „ „ 3. „ = 3264,10 „
„ „ „ „ 4. „ = 3263,75 „
„ „ „ „ 5. „ = 3263,80 „
„ „ „ „ 6. „ = 3263,95 „

Der Umfang der Walze mit Draht ergab sich hieraus im Mittel:

$$2\pi\,(1 + a)\,c = 3263{,}87$$
$$(1 + a)\,c = 519{,}461$$
$$a\,c = 39{,}047$$

Endlich wurde viertens noch die Länge der Walze $= 2bc$, auf welcher 66 Drahtwindungen neben einander Platz fanden, gemessen und gefunden:

$$2bc = 254{,}20,$$

woraus für dicht neben einander liegende Umwindungen die Drahtdicke incl. Umspinnung sich ergeben würde:

$$\frac{254{,}20}{66} = 3{,}8515.$$

Dieselbe Drahtdicke incl. Umspinnung ergiebt sich aber aus der Dicke der 12 Schichten über einander, welche = 39,047 gefunden worden ist,

$$= \frac{39{,}047}{12} = 3{,}254.$$

Der Grund dieser Differenz liegt hauptsächlich in der baumwollenen Umspinnung, welche zwischen neben einander liegenden Umwindungen weniger zusammengedrückt wird, als zwischen über einander liegenden.

Hiernach ergeben sich nun leicht die Halbmesser r der verschiedenen Schichten und die entsprechenden Flächen $\pi r r$, deren Summe mit 66 multiplicirt die Inductorfläche $\frac{1}{2}p$ giebt, nämlich in Quadratmillimetern:

$$\tfrac{1}{2}p = 6222.10^5.$$

Wir lassen ferner alle Messungen folgen, welche bei Aufwickelung des Multiplicators gemacht worden sind und zur Bestimmung des zweiten constanten Elementes q geführt haben.

Der Umfang der zum Multiplicator bestimmten Walze, ehe der Draht aufgewunden wurde, ergab sich auf gleiche Weise wie beim Inductor im Mittel aus Bestimmungen zweier Beobachter an zwei weit von einander entfernten Stellen der Walze:

an 1. Stelle = 3017,65 Millimeter
„ 2. „ = 3018,25 „

im Mittel also war dieser Umfang und der entsprechende Halbmesser:

$$2\pi c = 3017{,}95$$
$$c = 480{,}32.$$

Während der Aufwindung des Drahtes wurden die Schichten und Umwindungen gezählt, wie folgende Tafel zeigt:

Schicht.	Zahl ihrer Umwindungen.	Zählerstand.
0.	0	0
1.	66	66
2.	67	133
3.	67	200
4.	$66\frac{3}{4}$	266,75
5.	$65\frac{1}{4}$	332
6.	66	398
7.	66	464
8.	$65\frac{1}{6}$	529,17
9.	$65\frac{5}{6}$	595
10.	66	661
11.	65	726
12.	66	792
Summa	12 Schichten	792 Umwindungen.

Nach Aufwindung des Drahtes wurde der Umfang der Walze wieder gemessen und gefunden:

$$2\pi\,(1 + a)\,c = 3272{,}17$$
$$(1 + a)\,c = 520{,}797$$
$$a\,c = 40{,}477.^{1})$$

Endlich wurde auch noch die Länge der Multiplicatorwalze gemessen, nämlich:

$$2bc = 254{,}20.$$

Nach diesen Messungen kann nun auch das zweite constante Element q, dessen Kenntniss zur Bestimmung des Normalwiderstandes nöthig ist, gefunden werden.

q bezeichnet nämlich das von der Einheit des Stromes im Multiplicator auf die Einheit des Magnetismus in der Centralnadel ausgeübte Drehungsmoment, welches aus den bei der Construction des Multiplicators gemessenen Grössen a, b, c und aus der Zahl der Umwindungen n berechnet werden kann, wie in den Abhandlungen der K. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Bd. 10 (1862), „Zur Galvanometrie", S. 39 gezeigt worden ist. Es ist nämlich daselbst bewiesen worden, dass das mittlere auf den Nadelmagnetismus m ausgeübte Drehungsmoment einer Windung

$$= \frac{2\pi m}{ac} \log \frac{1 + a + \sqrt{[(1 + a)^2 + b^2]}}{1 + \sqrt{(1 + b^2)}}$$

ist, woraus das Drehungsmoment aller n Windungen, für die Einheit des Nadelmagnetismus, d. i. für $m = 1$, sich ergiebt, nämlich:

$$q = \frac{2\pi n}{ac} \log \frac{1 + a + \sqrt{[(1 + a)^2 + b^2]}}{1 + \sqrt{(1 + b^2)}}.$$

Hierin ist nun nach den oben angeführten Bestimmungen:

$$n = 792$$
$$c = 480{,}32$$
$$a = \frac{40{,}477}{480{,}32}$$
$$b = \frac{127{,}10}{480{,}32}$$

woraus q gefunden wird:

$$q = 9{,}64015.$$

Nach dieser Bestimmung der beiden Constanten p und q aus den bei Construction des Inductors und Multiplicators gemachten Beobachtungen und Messungen reduciren sich alle Widerstandsmessungen des Normalleiters im Wesentlichen erstens auf Beobachtungen der Schwingungsdauer T der im Multiplicator aufgehangenen Nadel, und zweitens auf Beobachtungen der durch einen mit dem Inductor ausgeführten Inductions-

[1]) Der für den Multiplicator etwas grössere Werth von ac als für den Inductor hat seinen Grund in etwas geringerer Spannung des Multiplicatordrahtes bei Aufwindung desselben.

stoss der im Multiplicator aufgehangenen Nadel ertheilten Geschwindigkeit C. Es kommen dazu drittens nur noch Hülfsbeobachtungen, die, weil die Nadel an einem elastischen Faden aufgehangen wird, zur Reduction der Schwingungsdauer auf verschwindende Elasticität dienen.[1])

Aus den beiden constanten Elementen p und q und den beiden variabelen Elementen T und C wird der absolute Widerstand des Normalleiters berechnet und gefunden:

$$w = \pi^2 \frac{pq}{CT^2}.$$

Zur Ausführung von Beobachtungen zur Bestimmung von T und C, welche bei jeder Messung des Normalleiterwiderstandes wiederholt werden müssen, wegen Veränderlichkeit des Erdmagnetismus und Nadelmagnetismus, von denen beide abhängig sind, findet man die nöthige Anweisung in der von Gauss gegebenen „Anleitung zur Bestimmung der Schwingungsdauer einer Magnetnadel“ in den Resultaten aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins im Jahre 1837, Seite 58—80, oder auch Gauss' Werke, Band V Seite 374—394; und in der Abhandlung über Widerstandsmessungen in den Abhandlungen der mathematisch-physischen Classe der K. Sächs. Ges. d. Wiss. Band I (1852) Seite 341—360, wo eine Uebersicht der Beobachtungsmethoden zu galvanischen Messungen mit Rücksicht auf Dämpfung, insbesondere der Multiplications- und Zurückwerfungsmethode, gegeben ist, wovon die erstere Methode besonders bei schwachen, die letztere bei starken Inductionsstössen in Anwendung kommt; für dazwischen liegende Fälle kann noch eine dritte Methode dienen, wo die Nadelschwingung durch die Inductionsstösse abwechselnd vergrössert und verkleinert wird.

Als erstes Beispiel einer solchen Bestimmung der Grössen T und C und einer dadurch gegebenen Bestimmung des Normalleiterwiderstandes sollen die ersten Probeversuche dienen, welche nach Aufwindung des Inductors und Multiplicators am 13. Juni 1878 gemacht worden sind.

---

[1]) Eine andere Art von Hülfsbeobachtungen könnte noch für die Geschwindigkeit C nöthig erscheinen, wenn gegen die durch den Multiplicator vermittelte Wirkung des Inductionsstosses auf die Nadel die unmittelbare vom Inductor selbst ausgeübte Wirkung nicht verschwände. Unter den Verhältnissen der nachher anzuführenden Versuche betrug die unmittelbare Wirkung nur $\frac{1}{1080}$ der mittelbaren, und hätte durch eine mässige Vergrösserung des Abstandes des Inductors vom Multiplicator leicht noch sehr verkleinert werden können; abgesehen hievon würde es aber auch stets freistehen, ihren Einfluss ganz zu eleminiren, nämlich durch einen leicht zu bewerkstelligenden Wechsel der Verbindung der Drahtenden des Inductors mit denen des Multiplicators, wodurch eine verstärkende Wirkung in eine schwächende oder umgekehrt verwandelt wird.

Die Beobachtungen zur Bestimmung von T sollen kurz Schwingungsbeobachtungen, die zur Bestimmung von C Inductionsbeobachtungen genannt werden. Letztere Beobachtungen wurden nach der oben erwähnten dritten Methode ausgeführt; es wurde nämlich die vorhandene grössere Nadelschwingung durch den 1. Inductionsstoss verkleinert, diese verkleinerte Schwingung wurde durch den 2. Inductionsstoss wieder vergrössert u. s. f.

Erste Widerstandsmessung des Normalleiters.

Uebersicht der Beobachtungen.

Leipzig, alte Sternwarte 1878. Juni 13.

200 Millimeter lange Nadel.

4025,77 Millimeter oder Scalentheile Abstand des östlichen Spiegels von der Scale;

3917,77 Millimeter oder Scalentheile Abstand des westlichen Spiegels von der Scale.

20°,8 cent. Temperatur des Inductors.

20°,9 cent. Temperatur des Multiplicators.

Schwingungsbeobachtungen

(bei offener Kette).

h	m	s		h	m	s	
			1131,8				944,8
5	37	38,75	435,0	6	24	0,95	620,0
		55,70	1128,1			18,15	943,9
	38	12,60	439,2			34,90	622,0
		29,70	1125,9			52,10	942,6
		46,65	441,1		25	9,00	623,2
	39	3,70	1122,5			26,15	940,9

Inductionsbeobachtungen.

Inductionsstoss Nr.	Elongationsbeobachtungen an der östlichen	Elongationsbeobachtungen an der westlichen Scale	Inductionsstoss Nr.	Elongationsbeobachtungen an der östlichen	Elongationsbeobachtungen an der westlichen Scale
	675,0	645,6		596,3	563,7
	941,2	919,2		1018,0	998,2
1.			7.		
	849,3	824,6		759,8	732,6
2.			8.		
	601,8	570,1		687,5	658,0
	1014,0	994,0		930,0	907,5
3.			9.		
	769,0	741,9		855,7	831,0
4.			10.		
	680,0	650,4		594,3	562,4
	934,8	912,1		1022,0	1002,0
5.			11.		
	851,9	828,0		764,8	737,2
6.			12.		

Inductionsstoss Nr.	Elongationsbeobachtungen an der östlichen	Elongationsbeobachtungen an der westlichen Scale	Inductionsstoss Nr.	Elongationsbeobachtungen an der östlichen	Elongationsbeobachtungen an der westlichen Scale
	684,5	655,1		687,0	657,7
	931,3	908,9		928,5	906,0
13.			33.		
	856,1	831,7		859,1	834,7
14.			34.		
	593,0	560,8		593,1	561,1
	1022,0	1002,3		1022,2	1002,4
15.			35.		
	761,3	734,0		765,0	737,8
16.			36.		
	688,0	658,6		686,2	656,9
	927,1	904,3		931,1	908,8
17.			37.		
	857,4	833,0		856,0	851,3
18.			38.		
	592,3	560,7		594,9	562,9
	1021,1	1001,1		1020,0	1000,3
19.			39.		
	761,8	734,3		759,1	731,7
20.			40.		
	687,3	658,0		690,8	661,4
	928,9	906,3		925,8	903,0
21.			41.		
	857,9	833,1		862,3	837,9
22.			42.		
	593,1	561,2		589,0	556,8
	1020,9	1001,0		1025,9	1006,2
23.			43.		
	764,6	737,2		762,2	734,8
24.			44.		
	685,9	656,4		688,5	659,2
	930,9	908,4		928,0	905,3
25.			45.		
	856,8	832,1		861,3	836,9
26.			46.		
	595,9	564,0		590,2	558,4
	1020,1	1000,3		1024,3	1004,7
27.			47.		
	763,4	736,2		759,7	732,1
28.			48.		
	687,0	657,5		691,1	661,8
	929,0	906,8		924,8	902,1
29.			49.		
	858,9	834,1		861,9	837,3
30.			50.		
	592,0	560,0		589,0	557,1
	1022,5	1002,9		1028,5	1008,9
31.			51.		
	762,9	735,6		757,0	729,3
32.			52.		

Inductionsstoss Nr.	Elongationsbeobachtungen an der östlichen	Elongationsbeobachtungen an der westlichen Scale	Inductionsstoss Nr.	Elongationsbeobachtungen an der östlichen	Elongationsbeobachtungen an der westlichen Scale
	693,2	664,0		758,0	730,3
	923,0	900,2	72.		
53.				692,7	663,3
	864,9	840,4		923,8	900,9
54.			73.		
	585,8	553,8		864,8	840,1
	1028,5	1008,7	74.		
55.				586,6	554,5
	755,3	727,9		1028,5	1008,8
56.			75.		
	695,2	666,2		758,9	751,3
	921,8	898,8	76.		
57.				693,0	663,8
	865,3	841,0		924,6	901,8
58.			77.		
	587,0	554,9		863,0	838,6
	1027,9	1008,1	78.		
59.				588,8	556,9
	759,5	731,9		1027,9	1008,0
60.			79.		
	692,1	663,0		759,3	732,0
	924,1	901,1	80.		
61.				691,1	662,4
	863,1	838,7		923,9	961,2
62.			81.		
	588,1	556,3		862,4	838,0
	1026,7	1006,9	82.		
63.				589,7	557,8
	760,2	732,8		1025,8	1005,8
64.			83.		
	690,5	661,1		760,2	732,9
	925,8	903,0	84.		
65.				691,1	661,7
	861,7	837,0		925,9	903,2
66.			85.		
	589,8	557,9		860,8	836,0
	1027,2	1007,6	86.		
67.				591,8	559,7
	760,3	733,0		1024,3	1004,6
68.			87.		
	691,2	662,0		760,2	733,0
	925,9	903,1	88.		
69.				690,2	660,9
	862,5	838,0		927,9	905,1
70.					
	589,0	557,2			
	1027,0	1007,3			
71.					

Diese ganze Reihe von Inductionsbeobachtungen, woraus für einen Inductionsstoss 88 Bestimmungen an jeder von den beiden Scalen gewonnen werden, ist von zwei Beobachtern und einem Gehülfen, welcher den Inductor drehte, in Zeit von 40 Minuten gemacht worden.

Obiger Uebersicht der Beobachtungen sind endlich noch folgende Hülfsbeobachtungen beizufügen:

1) Schwingungsbeobachtungen (bei geschlossener Kette) am 1. Juni 1878.

h	m	s		h	m	s	
11	44	12,70	1048,4	12	21	28,30	813,0
		29,55	417,2			44,70	745,3
		46,70	1042,0			22 2,35	811,9
	45	3,25	423,7			18,80	647,1
		20,65	1035,8			36,20	809,9
		37,10	429,5			52,70	648,1
			1030,0				810,0

2) Torsionsbeobachtungen am 9. Juni 1878.

Abstand des Spiegels von der Scale = 4025,77 Scalentheile.

Torsionskreis.	Nadelstand.
280°	786,60
370°	798,36
190°	772,10
280°	786,38

Beobachtungsresultate.

Erstens ergiebt sich aus den oben angeführten Schwingungsbeobachtungen (bei offener Kette) nach der Gauss'schen Anleitung die Schwingungsdauer T' für unendlich kleine Bögen, und das logarithmische Decrement λ' (für den Modulus $m = 0{,}43429$):

$$T' = 16'',9647$$
$$\lambda' = 0{,}002017.$$

Hiebei hing die Nadel an einem Faden, dessen Torsionskraft Θ im Verhältniss zur magnetischen Directionskraft mT durch die unter (2) angeführten Hülfsbeobachtungen bestimmt wird, nämlich:

$$\frac{\Theta}{mT} = \frac{1}{965},$$

woraus sich die Schwingungsdauer der Nadel ohne Fadenelasticität ergiebt:

$$T = 16'',9735.$$

Zweitens aus den angeführten Inductionsbeobachtungen ergiebt sich die gesuchte, der Nadel vom Inductor durch einen Inductionsstoss ertheilte, Geschwindigkeit C nicht unmittelbar, sondern es muss zur Bestimmung von C zunächst die Gleichgewichtslage der Nadel zur Zeit aller einzelnen Elongationen gefunden werden.

Für die Zeit mitten zwischen zwei Elongationsbeobachtungen, zwischen denen kein Inductionsstoss stattgefunden hat, z. B. zwischen

den Elongationen 601,8 und 1014,0 nach dem 2. Inductionsstosse, ergiebt sich diese Gleichgewichtslage (für Zeiten langsamer Declinationsänderungen, wie sie für solche Messungen stets zu wählen sind) sehr leicht. Sie würde durch den Mittelwerth 807,9 bestimmt sein, wenn keine Abnahme der Schwingungsbögen stattfände; bei der aus den Hülfsbeobachtungen (für die Schwingungsdauer bei geschlossener Kette) sich ergebenden Abnahme im Verhältniss von nahe 101 : 100 muss dieser Mittelwerth um $\frac{1}{400}$ der Differenz beider Beobachtungen 1014,0 — 601,8 der letztern genähert werden. Der Ruhestand für diese Zeit ist also $807{,}9 - \frac{1014{,}0 - 601{,}8}{400} = 808{,}93$.

Ist nun die Gleichgewichtslage für alle diese Zeiten vor dem 1., ferner zwischen dem 2. und 3., 4. und 5. etc. Inductionsstoss bestimmt, so leuchtet ein, dass bei langsamen Declinationsänderungen, wie sie bei diesen Messungen stets vorausgesetzt werden dürfen, auch für alle andern Beobachtungszeiten die Gleichgewichtslagen der Nadel mit grosser Sicherheit interpolirt werden können, wie folgende Tafel für den Zeitraum der ersten 8 Inductionsstösse zeigt.

Inductionsstoss Nr.	An der östlichen Scale			An der westlichen Scale		
	Beobachtung	Ruhelage	Elongation	Beobachtung	Ruhelage	Elongation
	675,0	808,8	— 133,8	645,6	783,1	— 137,5
	941,2	808,8	+ 132,4	919,2	783,1	+ 136,1
1.						
	849,3	808,8	+ 40,5	824,6	783,1	+ 41,5
2.						
	601,8	808,9	— 207,1	570,1	783,1	— 213,0
	1014,0	808,9	+ 205,1	994,0	783,1	+ 210,9
3.						
	769,0	808,5	— 39,5	741,9	782,5	— 40,6
4.						
	680,0	808,0	— 128,0	650,4	781,9	— 131,5
	934,8	808,0	+ 126,8	912,1	781,9	+ 130,2
5.						
	851,9	807,9	+ 44,0	828,0	781,9	+ 46,1
6.						
	595,5	807,8	— 212,3	563,7	782,0	— 218,3
	1018,0	807,8	+ 210,2	998,2	782,0	+ 216,2
7.						
	759,8	808,6	— 48,8	732,6	782,7	— 50,1
8.						
	687,5	809,4	— 121,9	658,0	783,4	— 125,4
	930,0	809,4	+ 120,6	907,5	783,4	+ 124,1

Aus der Elongation der Nadel vor jedem Inductionsstosse lässt sich nun aber die nächstfolgende Elongation berechnen, welche ohne Inductionsstoss stattgefunden haben würde; sie würde nämlich, wenn keine

Abnahme der Schwingungsbögen stattfände, der vor dem Inductionsstosse entgegengesetzt gleich sein; mit Rücksicht auf die wirklich vorhandene Abnahme ergiebt sich dieselbe durch Multiplication der vorhergehenden Elongation mit $-\frac{100}{101}$.

Die Differenz der wirklichen Elongation, welche aus der Beobachtung nach dem Inductionsstosse sich ergeben hat, von jener berechneten ist die Wirkung des Inductionsstosses, nämlich die Elongationsweite der durch einen Inductionsstoss in Schwingung gesetzten ruhenden Nadel, welche mit α bezeichnet werden soll.

Für diese Wirkung erhält man hienach aus den oben angeführten Beobachtungen Bestimmungen nach Scalentheilen, wie folgende Tafel zeigt, denen sowohl für die östliche als auch für die westliche Scale noch Columnen beigefügt sind, welche zu besserer Uebersicht die stets positiven Differenzen zweier auf einander folgenden Inductionsstösse, nämlich eines positiven und darauf folgenden negativen Stosses, geben.

Oestliche Scale.

Inductionsstoss Nr.	Wirkung desselben	Differenzen auf einander folgender Stösse
1.	+ 40,5 + 131,1 = + 171,6	338,6
2.	— 207,1 + 40,1 = — 167,0	
3.	— 39,5 + 203,0 = + 163,5	330,6
4.	— 128,0 — 39,1 = — 167,1	
5.	+ 44,0 + 125,5 = + 169,5	338,2
6.	— 212,3 + 43,6 = — 168,7	
7.	— 48,8 + 208,0 = + 159,2	329,4
8.	— 121,9 — 48,3 = — 170,2	
etc.		

Westliche Scale.

1.	+ 41,5 + 134,7 = + 176,2	348,1
2.	— 213,0 + 41,1 = — 171,9	
3.	— 40,6 + 208,9 = + 168,3	340,0
4.	— 131,5 — 40,2 = — 171,7	
5.	+ 46,1 + 128,9 = + 175,0	347,7
6.	— 218,3 + 45,6 = — 172,7	
7.	— 50,1 + 214,0 = + 163,9	338,9
8.	— 125,4 — 49,6 = — 175,0	
etc.		

Die Wirkung der ersten 8 Inductionsstösse ist hienach an der östlichen Scale = 1336,8, an der westlichen = 1374,7 Scalentheile; für 1 Inductionsstoss im Mittel an der östlichen 167,10, an der westlichen 171,84. Folgende Tafel giebt die Wirkungen sämmtlicher 88 Inductionsstösse, wie sie sich aus den oben angeführten Inductionsbeobachtungen ergeben.

	Oestliche Scale		Westliche Scale	
Inductions-stösse	Wirkung	Mittlere Differenz zweier Stösse	Wirkung	Mittlere Differenz zweier Stösse
1— 8.	1336,8	334,20	1374,7	343,68
9—16.	1337,5	334,38	1375,6	343,90
17—24.	1333,5	333,38	1370,4	342,60
25—32.	1334,9	333,72	1371,6	342,90
33—40.	1329,1	332,28	1368,6	342,15
41—48.	1338,0	334,50	1376,1	344,02
49—56.	1335,6	333,90	1372,3	343,08
57—64.	1335,8	333,95	1372,9	343,22
65—72.	1336,5	334,12	1373,3	343,32
73—80.	1338,0	334,50	1374,8	343,70
81—88.	1331,9	332,98	1369,1	342,28
	14687,6		15099,4	

wonach die Wirkung eines Inductionsstosses im Mittel aus allen

an der östlichen Scale = 166,9045 Scalentheile
an der westlichen Scale = 171,584 Scalentheile.

Nun ist aber nach der angegebenen Entfernung des Spiegels von der Scale der Bogenwerth eines Theiles

$$\text{der östlichen Scale} = \frac{1}{2.3917{,}17},$$

$$\text{der westlichen Scale} = \frac{1}{2.4025{,}77};$$

folglich beträgt die Wirkung eines Inductionsstosses, gemessen durch den Bogenwerth α der von ihm hervorgebrachten Ablenkung der ruhenden Magnetnadel, nach den Beobachtungen

$$\text{an der östlichen Scale } \alpha = \frac{166{,}9045}{2.3917{,}17} = 0{,}0213042$$

$$\text{an der westlichen Scale } \alpha = \frac{171{,}584}{2.4025{,}77} = 0{,}0213107,$$

im Mittel also $\alpha = 0{,}0213075$.

Aus dieser von einem Inductionsstosse hervorgebrachten Ablenkung der Nadel $= \alpha$ wird nun nach der von Gauss gegebenen Anleitung die von einem Inductionsstosse der Nadel ertheilte Drehungsgeschwindigkeit $= C$ bestimmt. Es ist nämlich

$$C = \alpha \cdot \frac{\pi}{T'} \cdot e^{\frac{\lambda}{m\pi} \operatorname{arc\,tg} \frac{m\pi}{\lambda}},$$

wo λ das logarithmische Decrement für Abnahme der Schwingungsbögen bei geschlossener Kette, m den Modulus des Systems und T' die Schwingungsdauer der von magnetischer und elastischer Kraft $(MT + \Theta)$ getriebenen Nade bezeichnet.

Aus den oben angeführten Hülfsbeobachtungen ergiebt sich das logarithmische Decrement, bei geschlossener Kette, für den Modulus $m = 0{,}43429$,

$$\lambda = 0{,}0043477.$$

Da nun ferner aus den Schwingungs- und Inductionsbeobachtungen

$$T' = 16'',9647$$

und

$$\alpha = 0{,}0213075$$

gefunden worden ist, so ergiebt sich

$$C = 0{,}0039656.$$

Da nun ferner aus den angeführten Schwingungsbeobachtungen, mit Rücksicht auf die durch die Hülfsbeobachtungen bestimmte Torsion, die Schwingungsdauer ohne Torsion

$$T = 16'',9735$$

gefunden worden ist; da endlich aus der Construction des Inductors und Multiplicators die beiden Constanten p und q bekannt sind, nämlich

$$p = 2.622200000,$$
$$q = 9{,}64015;$$

so ergiebt sich der gesuchte Widerstand des Normalleiters bei einer Temperatur von 20°,85 cent., nach absolutem Maasse:

$$w = \pi^2 \frac{p\,q}{C\,T^2} = 10{,}36085 \;.\; 10^{10}.$$

Zweite Widerstandsmessung des Normalleiters.

Uebersicht der Beobachtungen.

Leipzig, alte Sternwarte 1879. August 5.

200 Millimeter lange Nadel.

3149,1 Millimeter oder Scalentheile, Abstand des östlichen Spiegels von der Scale;

3781,5 Millimeter oder Scalentheile, Abstand des westlichen Spiegels von der Scale.

26°,7 cent. Temperatur des Inductors,
27°,2 cent. Temperatur des Multiplicators.

Schwingungsbeobachtungen

(bei offener Kette).

h m s		h m s	
8 29 23,70	1157,3	9 1 47,90	967,2
40,50	327,9	2 5,50	516,0
57,70	1151,8	22,00	965,8
30 14,80	332,8	39,70	518,1
31,65	1146,1	56,10	963,4
48,95	337,8	3 13,75	519,6
	1140,7		961,8
h m s		h m s	
11 22 47,75	1096,8	11 54 3,70	932,3
23 4,90	357,8	21,65	512,2
21,45	1093,9	37,90	930,4
38,95	361,7	55,65	514,2
55,85	1089,0	55 12,00	928,0
24 13,00	365,0	29,90	516,4
	1085,8		926,0

26°,66 cent. Temperatur des Inductors,
26°,90 cent. Temperatur des Multiplicators.

Inductionsbeobachtungen
nach der Zurückwerfungsmethode.

26°,50 cent. Temperatur des Inductors,
26°,74 cent. Temperatur des Multiplicators.

Oestliche Scale						Westliche Scale					
Inductionsstoss Nr.	Elongation I	Elongation II	Inductionsstoss Nr.	Elongation III	Elongation IV	Inductionsstoss Nr.	Elongation I	Elongation II	Inductionsstoss Nr.	Elongation III	Elongation IV
1.	707,3	833,8	2.	839,1	702,9	1.	661,0	813,0	2.	820,0	656,0
3.	704,6	836,0	4.	835,4	706,2	3.	658,0	816,0	4.	815,5	660,0
5.	704,6	836,0	6.	835,9	706,0	5.	658,0	816,1	6.	816,0	659,0
7.	704,1	836,3	8.	835,7	706,3	7.	657,3	816,8	8.	815,9	660,1
9.	703,3	836,9	10.	835,2	706,7	9.	656,5	817,0	10.	815,3	660,3
11.	702,0	838,7	12.	832,9	708,9	11.	655,8	819,5	12.	812,3	663,1
13.	701,3	838,9	14.	833,0	708,8	13.	654,0	819,7	14.	812,6	663,0
15.	701,3	838,9	16.	832,9	708,8	15.	654,0	819,6	16.	812,1	666,0
17.	700,7	839,4	18.	832,2	709,2	17.	653,1	820,2	18.	811,8	663,6
19.	701,1	839,0	20.	832,3	709,0	19.	653,9	819,9	20.	811,9	663,3
21.	701,0	838,8	22.	832,7	708,4	21.	653,9	819,7	22.	812,1	662,7
23.	701,1	838,4	24.	832,8	708,3	23.	653,9	819,1	24.	812,3	662,3
25.	701,6	838,0	26.	833,3	707,8	25.	654,1	818,8	26.	813,0	661,8
27.	701,8	837,7	28.	833,0	707,8	27.	654,8	818,1	28.	812,5	661,9
29.	701,2	838,0	30.	832,3	708,1	29.	654,0	818,7	30.	811,8	662,0
31.	700,3	838,1	32.	831,6	708,3	31.	653,0	818,9	32.	810,9	662,3
33.	699,1	838,9	34.	830,6	708,8	33.	651,5	819,0	34.	809,8	663,0
35.	699,0	838,7	36.	830,1	708,7	35.	651,3	819,6	36.	809,2	663,0
37.	698,9	838,5	38.	830,8	708,0	37.	651,1	819,1	38.	809,9	662,0
39.	698,0	839,1	40.	829,7	708,6	39.	650,2	819,9	40.	808,8	662,8
41.	698,1	838,5	42.	829,5	708,2	41.	650,1	819,1	42.	808,2	662,2
43.	698,1	838,2	44.	829,7	707,8	43.	650,2	818,9	44.	808,8	661,9
45.	698,6	837,7	46.	829,5	707,6	45.	650,8	818,1	46.	808,5	661,5
47.	697,3	838,2	48.	829,1	708,0	47.	649,5	819,0	48.	808,0	662,0
49.	696,7	838,2	50.	828,2	708,3	49.	648,3	818,9	50.	806,9	662,3
51.	696,2	838,8	52.	827,3	708,9	51.	648,0	819,5	52.	805,8	663,1
53.	695,1	840,0	54.	826,3	709,6	53.	646,7	821,0	54.	804,6	664,0
55.	694,3	840,0	56.	826,3	709,1	55.	645,9	821,0	56.	804,7	663,3
57.	694,9	839,5	58.	826,0	709,7	57.	646,2	820,3	58.	804,0	664,1
59.	695,0	839,1	60.	826,6	709,1	59.	646,3	819,9	60.	804,8	663,3
61.	694,6	839,9	62.	828,2	707,9	61.	645,9	820,9	62.	806,9	662,0
63.	696,9	837,8	64.	828,9	707,6	63.	648,8	818,2	64.	807,8	661,7
65.	696,4	838,2	66.	828,3	707,3	65.	648,0	818,9	66.	807,0	661,2
67.	696,9	837,4	68.	828,0	707,8	67.	648,8	818,0	68.	806,5	661,8
69.	695,9	838,8	70.	827,6	709,0	69.	647,7	819,5	70.	806,0	663,2
71.	695,7	839,3	72.	826,8	709,2	71.	647,2	820,1	72.	805,0	663,8
73.	694,6	839,6	74.	826,1	709,2	73.	646,0	820,5	74.	804,2	663,5

Oestliche Scale						Westliche Scale					
Inductionsstoss Nr.	Elongation I	Elongation II	Inductionsstoss Nr.	Elongation III	Elongation IV	Inductionsstoss Nr.	Elongation I	Elongation II	Inductionsstoss Nr.	Elongation III	Elongation IV
75.	694,3	839,7	76.	826,4	709,1	75.	645,8	820,7	76.	804,6	663,2
77.	694,7	839,3	78.	826,0	709,6	77.	646,0	820,2	78.	804,0	664,0
79.	694,1	840,7	80.	824,7	710,8	79.	645,1	821,9	80.	802,7	665,3
81.	694,0	840,8	82.	825,4	710,7	81.	645,0	821,9	82.	803,4	665,0
83.	693,8	841,1	84.	825,7	710,8	83.	644,9	822,2	84.	803,8	665,3
85.	694,1	841,2	86.	825,7	710,7	85.	645,5	822,2	86.	803,9	665,2
87.	694,9	840,7	88.	825,7	710,3	87.	645,9	821,7	88.	803,8	664,9
89.	693,0	841,2	90.	824,6	711,0	89.	644,0	822,5	90.	802,4	665,6

Hülfsbeobachtungen.

1) Schwingungsbeobachtungen bei geschlossener Kette am 4. August 1879.

28°,1 cent. Temperatur des Inductors,
27°,44 cent. Temperatur des Multiplicators.

h m s		h m s	
6 23 34,50	1207,0	6 57 6,10	838,0
51,80	262,3	24,85	632,9
24 8,65	1188,2	40,15	636,9
26,10	273,8	59,00	632,1
42,65	1177,7	58 14,30	835,7
25 0,15	283,7	33,10	636,6
	1167,9		831,1

2) Torsionsbeobachtungen am 4. August 1879.

3149,1 Abstand des östlichen Spiegels von der Scale,
3781,5 Abstand des westlichen Spiegels von der Scale,
26°,0 cent. Temperatur des Inductors.

Torsionskreis	Westliche Scale Ruhelage
161°,8	742,28
161°,7 + 2π	806,13
161°,8 — 2π	673,41
161°,9 + 2π	800,75
161°,8 — 2π	662,31
161°,9 + 2π	799,80
161°,7 — 2π	669,96
161°,8 — 4π	622,37
161°,8 + 4π	871,34
161°,8	722,28

Beobachtungsresultate.

Erstens ergiebt sich aus den oben angeführten Schwingungsbeobachtungen bei offener Kette

$$T' = 17'',05635$$
$$\lambda' = 0{,}0022642.$$

Hiebei hing die Nadel an einem Faden, dessen Torsionskraft Θ im Verhältniss zur magnetischen Directionskraft MT durch die unter (2) angeführten Hülfsbeobachtungen bestimmt wird, nämlich

$$\frac{\Theta}{MT} = 0{,}0013285,$$

woraus sich die Schwingungsdauer der Nadel ohne Fadentorsion ergiebt:

$$T = 17'',07905.$$

Zweitens, über die oben angeführten Inductionsbeobachtungen ist zunächst zu bemerken, dass sie ganz nach der Methode der Zurückwerfung ausgeführt worden sind, wodurch sie sich von den früheren, am 13. Juni 1878 ausgeführten, Beobachtungen unterscheiden, wo zur Vergrösserung der Nadelschwingungen die Zurückwerfungsmethode mit der Multiplicationsmethode verbunden worden war. Die Vergleichung dieser beiden Methoden war jedenfalls nicht ohne Interesse.

Aus obiger, von zwei Beobachtern und einem Gehülfen in 50 Minuten nach der Zurückwerfungsmethode ausgeführten Beobachtungsreihe, welche für die Wirkung eines Inductionsstosses 90 an der östlichen und ebensoviel an der westlichen Scale gemachte Bestimmungen enthält, ergiebt sich nun nach bekannten Vorschriften aus der Differenz der Beobachtungen der I. und III. Columne ein grösserer Schwingungsbogen A,

$$\text{nämlich an der östlichen Scale} = \frac{131{,}689}{6298{,}2} = 0{,}0209093,$$

$$\text{an der westlichen Scale} = \frac{158{,}310}{7563} = 0{,}0209324, \text{ im Mittel}$$

$$A = 0{,}0209208;$$

aus der Differenz der Beobachtungen der II. und IV. Columne ergiebt sich ein kleinerer Schwingungsbogen B, an der östlichen Scale

$$= \frac{130{,}202}{6298{,}2} = 0{,}020673, \text{ an der westlichen Scale} = \frac{156{,}649}{7563}$$

$= 0{,}0207125$, im Mittel

$$B = 0{,}0206928.$$

A zu B steht im Verhältniss zweier auf einander folgenden Schwingungsbögen, wodurch das logarithmische Decrement (für den Modulus $m = 0{,}43429$) bestimmt ist, nämlich

$$\lambda = \log \frac{A}{B} = 0{,}0043489.$$

Es ist hiebei zu beachten, dass die Methode der Zurückwerfung zur Bestimmung des logarithmischen Decrements nur bei schneller Abnahme

der Schwingungsbögen geeignet ist, und dass in vorliegendem Falle, wo diese Abnahme nur etwa ein Prozent beträgt, keine genaue Bestimmung erwartet werden kann. Zu genauerer Bestimmung sind daher schon unter den Hülfsbeobachtungen Schwingungsbeobachtungen bei geschlossener Kette angeführt worden, aus denen der Werth dieses Decrements genauer erhalten wird, nämlich

$$\lambda = 0{,}005537.$$

Anders verhält es sich aber mit Bestimmung der der Nadel durch einen Inductionsstoss ertheilten Geschwindigkeit, wozu solche nach der Zurückwerfungsmethode ausgeführte Beobachtungen, auch bei schwacher Dämpfung, sehr wohl geeignet sind.

Diese mit C bezeichnete Geschwindigkeit ist:

$$C = \frac{\sqrt{\left(\pi^2 + \frac{\lambda'^2}{m^2}\right)}}{T'} \cdot \frac{A^2 + B^2}{2\sqrt{AB}} \cdot \left(\frac{B}{A}\right)^{\frac{1}{\pi} \operatorname{arc\,tg} \frac{\lambda}{m\pi}}$$

und setzt man darin die gefundenen Werthe

$$\begin{aligned} T' &= 17{,}05635 \\ \lambda' &= 0{,}0022642 \\ \lambda &= 0{,}005537 \\ A &= 0{,}0209208 \\ B &= 0{,}0206928 \end{aligned}$$

so erhält man:

$$C = 0{,}0038326.$$

Nun war aber die Schwingungsdauer der Nadel ohne Torsion

$$T = 17{,}07905$$

aus den oben angeführten Schwingungsbeobachtungen bei offener Kette gefunden worden; folglich ergiebt sich hieraus und aus dem Werthe der beiden Constanten

$$\begin{aligned} p &= 2.622200000 \\ q &= 9{,}64015 \end{aligned}$$

der gesuchte Widerstand des Normalleiters bei einer Temperatur von 26°,62 cent., nach absolutem Maasse:

$$w = \pi^2 \frac{p\,q}{C T^2} = 10{,}5907 \cdot 10^{10}.$$

Da die Beobachtungen am 5. August 1879 nach der Zurückwerfungsmethode gemacht worden sind, so ist daraus der Widerstand w auch in der auf diese Methode begründeten besondern Weise berechnet worden, welche am schnellsten zum Ziele führte. Doch lassen sich dieselben Beobachtungen auch in der Weise wie die früheren vom 13. Juni 1878 berechnen, wodurch im Einzelnen mehr Einsicht und genauere Vergleichung aller Inductionsstösse unter einander gewonnen wird, wie folgende danach berechnete Tafel beweist.

Inductionsstoss Nr.	Oestliche Scale	Westliche Scale	Inductionsstoss Nr.	Oestliche Scale	Westliche Scale	Inductionsstoss Nr.	Oestliche Scale	Westliche Scale
			31.	130,16	156,95	61.	130,58	157,45
2.	130,54	157,07	32.	129,73	156,15	62.	131,95	158,76
3.	132,94	159,95	33.	130,72	157,16	63.	130,36	156,31
4.	129,97	155,74	34.	129,96	156,05	64.	130,28	156,61
5.	129,47	154,67	35.	129,92	156,69	65.	129,72	157,64
6.	129,84	156,56	36.	129,72	155,66	66.	130,58	157,10
7.	130,20	155,40	37.	129,68	156,24	67.	129,93	156,82
8.	129,99	156,65	38.	130,37	157,60	68.	129,54	155,81
9.	130,58	157,18	39.	131,11	157,97	69.	131,21	157,36
10.	130,24	156,73	40.	130,26	157,09	70.	129,92	156,12
11.	131,72	157,89	41.	129,92	156,64	71.	130,27	157,04
12.	129,53	155,87	42.	130,02	155,88	72.	129,77	155,87
13.	129,97	156,56	43.	130,05	156,89	73.	130,49	157,06
14.	130,08	156,57	44.	130,17	156,78	74.	130,10	156,41
15.	130,07	156,70	45.	129,66	156,22	75.	130,34	157,02
16.	130,03	154,76	46.	129,68	156,04	76.	130,51	156,94
17.	130,57	155,75	47.	130,56	157,39	77.	130,12	157,01
18.	129,99	156,55	48.	130,18	156,61	78.	129,68	155,91
19.	129,65	156,21	49.	130,46	157,44	79.	130,66	157,62
20.	129,77	156,20	50.	129,87	156,46	80.	129,42	155,87
21.	129,73	156,30	51.	130,42	157,21	81.	129,53	156,39
22.	130,21	156,51	52.	129,66	155,97	82.	129,90	156,43
23.	129,97	156,40	53.	130,83	157,18	83.	130,17	157,11
24.	130,07	156,52	54.	129,95	156,76	84.	130,27	156,66
25.	129,62	156,44	55.	130,39	157,05	85.	130,17	156,84
26.	130,13	156,88	56.	130,59	157,06	86.	130,22	156,48
27.	129,86	155,33	57.	130,09	156,95	87.	129,83	156,49
28.	129,74	155,89	58.	129,59	155,80	88.	130,01	156,13
29.	130,16	156,74	59.	129,39	155,96	89.	130,97	157,95
30.	129,68	156,18	60.	129,96	156,37	90.	130,06	156,42

Obige Tafel giebt für jeden Inductionsstoss die von ihm der Nadel (wenn sie sich in Ruhe befunden hätte) ertheilte Ablenkung in Scalentheilen, welche an der östlichen Scale mit 6298,2, an der westlichen mit 7563 dividirt den Ablenkungsbogen in Theilen des Halbmessers giebt. Der Mittelwerth aller dieser Bestimmungen ist:

für die östliche Scale = 0,02067
für die westliche Scale = 0,02071,

m Mittel aus beiden

$$\alpha = 0{,}02069,$$

und hieraus ergiebt sich, da $T' = 17''05635$ und $\lambda = 0{,}005537$ ist,

$$C = \alpha \cdot \frac{\pi}{T'} \cdot e^{\frac{\lambda}{m\pi} \operatorname{arc\,tg} \frac{m\pi}{\lambda}} = 0{,}003835,$$

und ferner, da $T = 17''{,}07905$ und $\log pq = 10{,}07905$ ist,

$$w = \pi^2 \frac{p\ q}{C\ T^2} = 10{,}584\ .\ 10^{10},$$

also ein von dem vorher gefundenen nicht merklich verschiedener Werth.

Der Mittelwerth von w aus obigen beiden Bestimmungen ist

$$w = 10{,}587\ .\ 10^{10},$$

der hiernach bei einer Temperatur von 26°,62 cent. des Normalleiters als rein absoluter Widerstand zu betrachten ist, wenn bei so geringem Unterschiede von dem Vorzug, den die letztere Berechnung durch genauere Vergleichung aller einzelnen Inductionsstösse zu verdienen scheint, abgesehen wird.

Dritte Widerstandsmessung des Normalleiters.

Die beiden vorhergehenden Messungen als erste Proben beweisen, dass auf dem eingeschlagenen Wege mit den beschriebenen Instrumenten der beabsichtigte Zweck sich wohl erreichen lasse. Der Unterschied der beiden Messungsresultate ist sehr gering, es ist nämlich

nach der ersten Messung, $w = 10{,}36085\ .\ 10^{10}$,
bei 20°,85 cent. Temperatur,
und nach der zweiten Messung, $w = 10{,}58700\ .\ 10^{10}$.
bei 26°,62 cent. Temperatur;

und dieser kleine Unterschied ist fast ganz auf Rechnung des Temperaturunterschieds von 5°,77 cent., welcher dabei stattgefunden hat, zu setzen.

Dieses günstige Resultat der ersten Messungen kann zum Beweise dienen, dass die angewandten Mittel, wenn sie auch noch der Vervollkommnung fähig sind, doch dem Zwecke im Wesentlichen schon jetzt genügen.

Was die Messungsoperationen im engeren Sinne betrifft, so sind dieselben durch die gewählte Messungsmethode auf blosse Zeit- und Längenmessung reducirt, wovon die ersteren, durch die schon erwähnte Mitwirkung seitens der Sternwarte, alle wünschenswerthe Sicherheit und Genauigkeit gewährten, was von den Längenmessungen nicht in gleichem Grade gilt. Indessen haben auch diese, wie die Uebereinstimmung der Resultate beweist, im Wesentlichen genügt, und nur zu grösserer Sicherheit und Erleichterung der auszuführenden Messungen wird noch möglichst Sorge zu tragen sein für festere Aufstellung der Instrumente, soweit es die Festigkeit des Gebäudes gestattet, und für möglichste Erleichterung der bei jeder Messung zu wiederholenden Prüfungen, insbesondere des Abstandes der beiden Scalen von einander und der richtigen Begrenzung der Inductionsstösse durch leicht stellbare und gut zu fixirende Hemmungen des drehbaren Inductors.

Ein Umstand jedoch bedarf bei diesen Messungen noch einer eingehenderen Erörterung, nämlich die Wahl des zur Nadel dienenden Magnets, welche bei der getroffenen Einrichtung im Grunde noch ganz frei gelassen ist, indem nur das Schiffchen, in welches der zur Nadel dienende Magnet eingelegt werden soll, gegeben ist.

Bei den ersten Probeversuchen war nun ein 200 Millimeter langer Magnet als Nadel eingelegt worden, dessen Schwingungsdauer 17 Secunden betrug, die bei einiger Uebung sich hinreichend gross zur Ausführung der Inductionsstösse und Beobachtungen ergab. Diese Nadellänge war etwa der fünfte Theil vom Durchmesser des Multiplicators, woraus sich ergab, dass die Vertheilungsweise des Magnetismus in der Nadel nur von sehr geringem Einflusse sein konnte; doch schien es wünschenswerth, für diesen Einfluss, so klein er sein mochte, eine nähere Kenntniss aus Beobachtungen zu gewinnen, was durch eine blosse Vertauschung der Nadeln bei den Messungen, z. B. der 200 Millimeter langen Nadel mit einer 100 Millimeter langen, leicht erreicht werden konnte.

Es soll daher den beiden vorhergehenden Widerstandsmessungen noch eine dritte, mit 100 Millimeter langer Nadel ausgeführte, Messung beigefügt werden. Die Beobachtungen sind wieder, wie bei der zweiten Messung, nach der Zurückwerfungsmethode gemacht worden, am 7. August 1879.

Für den vorliegenden Zweck bedarf es nach den vorausgeschickten Proben keiner ausführlichen Beschreibung aller Beobachtungen, sondern es genügt eine kurze Anführung der aus den Beobachtungen gewonnenen Resultate.

Beobachtungsresultate.

Erstens aus den Schwingungsbeobachtungen bei offener Kette hat sich ergeben:

$$T' = 30'',6139$$
$$\lambda' = 0{,}003791.$$

Die Torsionskraft des Fadens, an welchem die Nadel hing, im Verhältniss zur magnetischen Directionskraft war:

$$\frac{\Theta}{MT} = 0{,}005035,$$

woraus sich die Schwingungsdauer ohne Fadentorsion ergiebt:

$$T = 30'',6908.$$

Temperatur des Inductors 24°,53 cent., des Multiplicators 24°,64 cent.

Zweitens aus den Inductionsbeobachtungen, nach der Methode der Zurückwerfung, ergeben sich der grössere und kleinere Schwingungsbogen im Mittel aus den Beobachtungen an der östlichen und westlichen Scale

$$A = 0{,}011468, \qquad B = 0{,}0114055.$$

Hieraus würde sich das logarithmische Decrement für die Abnahme der Schwingungsbögen (für den Modulus $m = 0{,}43429$)

ergeben $= \log \frac{A}{B} = 0{,}002373$, was aber bei seiner Kleinheit viel genauer aus Schwingungsbeobachtungen bei geschlossener Kette bestimmt werden kann und gefunden worden ist:

$$\lambda = 0{,}003967.$$

Die der Nadel durch einen Inductionsstoss ertheilte Geschwindigkeit C wird nun aus den gefundenen Grössen:

$$T' = 30'',6139$$
$$\lambda' = 0{,}003791$$
$$\lambda = 0{,}003967$$
$$A = 0{,}011468$$
$$B = 0{,}011405$$

berechnet, nämlich

$$C = \frac{\sqrt{\left[\pi^2 + \left(\frac{\lambda^1}{m}\right)\right]^2}}{T'} \cdot \frac{A^2 + B^2}{2\sqrt{AB}} \cdot \left(\frac{B}{A}\right)^{\frac{1}{\pi} \operatorname{arc\,tg} \frac{\lambda}{m\pi}}$$

Man findet hieraus

$$C = 0{,}0011737,$$

und, da $\log \pi^2 pq = 11{,}073346$ gegeben und die Schwingungsdauer T (ohne Torsion)

$$T = 30'',6908$$

aus Beobachtungen bestimmt worden ist, ergiebt sich der Normalleiterwiderstand bei 24°,58 cent. Temperatur

$$w = \pi^2 \frac{pq}{CT^2} = 10{,}7098 \cdot 10^{10}.$$

Mit derselben 100 Millimeter langen Nadel, mit welcher die zuletzt beschriebene Messung ausgeführt worden ist, sind am nämlichen und den folgenden Tagen noch mehrere Messungen von verschiedenen Beobachtern gemacht und es ist daraus gefunden worden:

am 7. Aug. $w = 10{,}755 \cdot 10^{10}$ bei 24°,45 cent. des Inductors
24°,56 cent. des Multiplicators
am 13. Aug. $w = 10{,}148 \cdot 10^{10}$ bei 18°,00 cent. des Inductors
17°,44 cent. des Multiplicators
am 15. Aug. $w = 10{,}622 \cdot 10^{10}$ bei 20°,86 cent. des Inductors
20°,86 cent. des Multiplicators
am 16. Aug. $w = 10{,}613 \cdot 10^{10}$ bei 20°,94 cent. des Inductors
20°,21 cent. des Multiplicators
am 17. Aug. $w = 10{,}655 \cdot 10^{10}$ bei 21°,53 cent. des Inductors
21°,96 cent. des Multiplicators.

Jede von diesen Messungen war ungefähr in der Zeit von zwei Stunden ausgeführt worden, wobei hier immer zwei Beobachter und ein Gehülfe für die Inductordrehung zusammen gewirkt hatten. Es waren hiebei alle Inductionsbeobachtungen an beiden Scalen gleichzeitig gemacht worden, was etwas grössere Sicherheit gewährt, aber nicht unbedingt nothwendig ist; würden diese Beobachtungen nur an einer Scale gemacht, so könnte die ganze Messung in der gegebenen Zeit von einem Beobachter mit einem Gehülfen ausgeführt werden.

Die angeführten Resultate von 8 Widerstandsmessungen, von denen die drei ersten genauer beschrieben worden sind, gelten nun zwar alle für denselben Normalleiter, aber nicht für dieselbe Temperatur, sondern

es war die Temperatur des Normalleiters nach obigen Angaben im Mittel: bei der

ersten Messung, wo $w = 10{,}36085 \cdot 10^{10}$, $t = 20^{0}{,}85$ cent.
zweiten „ „ $w = 10{,}5907 \cdot 10^{10}$, $t = 26^{0}{,}62$ „
dritten „ „ $w = 10{,}7098 \cdot 10^{10}$, $t = 24^{0}{,}58$ „

vierten* „ „ $w = 10{,}755 \cdot 10^{10}$, $t = 24^{0}{,}50$ „
fünften* „ „ $w = 10{,}148 \cdot 10^{10}$, $t = 17^{0}{,}72$ „
sechsten* „ „ $w = 10{,}622 \cdot 10^{10}$, $t = 20^{0}{,}86$ „
siebenten* „ „ $w = 10{,}613 \cdot 10^{10}$, $t = 20^{0}{,}57$ „
achten*[1]) „ „ $w = 10{,}655 \cdot 10^{10}$, $t = 20^{0}{,}74$ „

Abgesehen von der Temperatur findet noch der Unterschied statt, dass die beiden ersten Messungen mit einer 200 Millimeter langen Galvanometernadel, alle anderen mit einer 100 Millimeter langen Nadel gemacht worden waren.

Nach bekannten Beobachtungen können diese bei verschiedenen Temperaturen des Normalleiters gemachten Widerstandsmessungen leicht auf eine mittlere Temperatur, z. B. von 24° cent., reducirt werden, nämlich durch Multiplication des gefundenen Werthes von w mit dem Factor $(1 + 0{,}00371 \cdot \Theta)$, wo Θ die Differenz bezeichnet, um welche die Temperatur des Normalleiters unter 24° cent. war. Es ergiebt sich hiernach der Widerstand des Normalleiters bei 24° cent.

aus der ersten Messung $w = 10{,}48166 \cdot 10^{10}$
„ „ zweiten „ $w = 10{,}48776 \cdot 10^{10}$
„ „ dritten „ $w = 10{,}68656 \cdot 10^{10}$

„ „ vierten* „ $w = 10{,}735 \cdot 10^{10}$
„ „ fünften* „ $w = 10{,}382 \cdot 10^{10}$
„ „ sechsten* „ $w = 10{,}7458 \cdot 10^{10}$
„ „ siebenten* „ $w = 10{,}7478 \cdot 10^{10}$
„ „ achten* „ $w = 10{,}7441 \cdot 10^{10}$.

---

[1]) Die mit einem * bezeichneten Messungen sind von verschiedenen Beobachtern ausgeführt und theils unter ungünstigen Umständen, — (wie z. B. die fünfte Messung bei so starken magnetischen Störungen, dass die Ruhelage der Nadel nicht genau bestimmt werden konnte) — theils mit einem etwas veränderten Abstande der Scalen ausgeführt worden. Es sind deshalb hier nur die Resultate dieser, von den unsrigen gänzlich unabhängigen, Messungen mitgetheilt worden, ohne die denselben zu Grunde liegenden Beobachtungen zu discutiren. Bei der Bequemlichkeit, mit der sich mit Hilfe der angewandten Methode eine absolute Wiederstandsmessung des Normalleiters wiederholen lässt, wird sich in einer demnächst zu veröffentlichenden zweiten Abhandlung vielleicht Gelegenheit bieten, auf die hier angedeuteten Unterschiede und ihre Ursachen näher einzugehen. Z.

Beachtet man endlich noch, dass die ersten beiden Messungen mit einer 200 mm, die 6 letzten Messungen mit einer 100 mm langen Nadel gemacht worden waren, so leuchtet ein, dass eine genaue Vergleichung dieser Messungen noch eine andere Reduction derselben, nämlich auf unendlich kleine Nadellänge, fordert.

Die Nadellänge von 200 mm war nahezu nur $\frac{1}{5}$ des Multiplicatordurchmessers, die Nadellänge von 100 mm also nur $\frac{1}{10}$. Für so kleine Nadellängen ergiebt sich leicht, dass die Correction des Widerstands w wegen der Nadellänge dem Quadrate der Nadellänge sehr nahe proportional sein müsse, bei 200 mm langer Nadel also 4 Mal grösser als bei 100 mm langer Nadel, und dass folglich der Unterschied der mit beiden Nadeln ausgeführten Messungen 3 Mal grösser sein soll, als die ganze an den mit der kleineren Nadel ausgeführten Messungen anzubringende Correction.

Es ergiebt sich nun der mit der längeren Nadel gemessene Widerstand des Normalleiters bei 24° cent. Temperatur im Mittel aus den beiden ersten hier näher beschriebenen Messungen $= 10{,}4847 \cdot 10^{10}$; der mit der kürzeren Nadel gemessene Widerstand bei derselben Temperatur aus der dritten, ebenfalls hier näher beschriebenen Messung $= 10{,}68656 \cdot 10^{10}$; folglich der dritte Theil ihrer Differenz

$$= 0{,}06728 \cdot 10^{10}$$

als Correction für die mit 100 mm langer Nadel gemachten Messungen, und ferner die Correction für die mit 200 mm langer Nadel gemachten Messungen viermal grösser

$$= 0{,}26912 \cdot 10^{10}.$$

Nach diesen Correctionen erhält man endlich den Widerstand w des Normalleiters bei 24° cent. Temperatur

aus der ersten Messung $= 10{,}75079 \cdot 10^{10}$
„ „ zweiten „ $= 10{,}75689 \cdot 10^{10}$
„ „ dritten „ $= 10{,}75384 \cdot 10^{10}$,

im Mittel also aus diesen 3 Messungen

$$w = 10{,}75384 \cdot 10^{10}.$$

Nachdem auf die beschriebene Weise ein Normalleiter hergestellt worden ist, dessen Widerstand jederzeit nach absolutem Maasse genau bestimmt werden kann, so ist dadurch der Weg gebahnt zu stetem Gebrauche nicht blos des absoluten Widerstandsmaasses, sondern überhaupt zum Gebrauche lauter absoluter Maasse in der ganzen Elektrodynamik.

Die Elektrodynamik bietet drei Arten von Grössen für Messungen dar, nämlich elektromotorische Kräfte, Leitungswiderstände und Stromintensitäten, die nach den Ohm'schen Gesetzen in solcher Beziehung zu einander stehen, dass, wenn die Grösssen zweier Arten gemessen werden können, die Grössen der dritten Art durch Rechnung daraus bestimmt werden können.

Nun können Stromintensitäten aus Fernwirkungen der Ströme auf Magnete oder andere Ströme nach absolutem Maasse bestimmt

oder gemessen werden, nämlich mit Hülfe von Galvanometern und Dynamometern; kommen also zu diesen absoluten Strommessungen nun noch absolute Widerstandsmessungen hinzu, so ist dadurch der Weg auch für absolute Messungen elektromotorischer Kräfte gebahnt.

Es ist aber zu diesem Zwecke nothwendig, nicht blos einen Normalleiter zu haben, dessen Widerstand zu jeder Zeit nach absolutem Maasse bestimmt werden kann, sondern es wird ausserdem erfordert, jederzeit auf dem Wege der Beobachtung auch über Gleichheit oder Ungleichheit zweier Leiter entscheiden und dadurch zur Herstellung von Widerstandsscalen nach absolutem Maasse in Stand gesetzt zu werden. Die zur Ausführung solcher Beobachtungen zu treffenden Einrichtungen sollen zum Gegenstand genauerer Erörterung in einer künftigen Abhandlung gemacht werden.

Solche Einrichtungen vorausgesetzt, kann auch die Kenntniss elektromotorischer Kräfte nach absolutem Maasse aus gewonnener Kenntniss absoluter Widerstände und Stromintensitäten erlangt werden, wie aus folgendem Beispiele sich näher ergiebt, welches zeigt, wie absolute Maassbestimmungen elektromotorischer Kräfte einer Volta'schen Säule oder einer Inductionsmaschine und deren Aenderungen zugleich mit den Widerständen derselben und deren Aenderungen gewonnen werden können.

Setzt man voraus, was entweder wirklich stattfindet oder leicht herzustellen ist, dass die Widerstände des Inductors und Multiplicators gleich seien, und bezeichnet e und x die elektromotorische Kraft und den Widerstand der Säule oder Inductionsmaschine zu Anfang, ferner mit $e + \varepsilon$ und $x + \xi$ dieselben zu irgend einer späteren Zeit, und bezeichnet endlich drei zu Anfang gemessene Stromintensitäten mit i^0, i' und i'', und dieselben zu jener späteren Zeit mit i_0, $i_,$ und $i_{,,}$, wo nämlich i^0 und i_0 die Stromintensitäten der Säule oder Inductionsmaschine sind, wenn dieselbe blos durch den den Multiplicator bildenden Theil des Normalleiters geschlossen wird, folglich der Widerstand der Kette $= x + \frac{1}{2}w$ ist; ferner i' und $i_,$ dieselbe Bedeutung für die durch den ganzen Normalleiter geschlossene Kette haben, der Widerstand der Kette folglich $= x + w$ ist; endlich i'' und $i_{,,}$ auch dieselbe Bedeutung haben, aber für die von beiden Theilen des Normalleiters, Multiplicator und Inductor neben einander, geschlossene Kette, deren Widerstand folglich $= x + \frac{1}{4}w$ ist.

Nach den Ohm'schen Gesetzen ergiebt sich hieraus für die Ströme zu Anfang:

$$i^0 = \frac{e}{x + \frac{1}{2}w}, \qquad i' = \frac{e}{x + w}, \qquad i'' = \frac{e}{x + \frac{1}{4}w};$$

für die Ströme zur andern Zeit:

$$i_0 = \frac{e + \varepsilon}{x + \xi + \frac{1}{2}w}, \qquad i_, = \frac{e + \varepsilon}{x + \xi + w}, \qquad i_{,,} = \frac{e + \varepsilon}{x + \xi + \frac{1}{4}w}.$$

Aus den drei ersten Gleichungen folgt:

$$2\,\frac{x}{w} = \frac{i'}{i^0 - i'}, \quad -1 = \tfrac{1}{2}\,\frac{i''}{i'' - i^0} - 1;$$

aus den drei letzten Gleichungen folgt:

$$2\,\frac{x+\xi}{w} = \frac{i_,}{i_0 - i_,} - 1 = \tfrac{1}{2}\,\frac{i'''}{i_{,,} - i_0} - 1;$$

und hieraus wird erhalten:

$$i'' = \frac{2\,i^0\,i'}{3\,i' - i^0} \quad \text{und} \quad i_{,,} = \frac{2\,i_0\,i_1}{3\,i_, - i_0}.$$

Es brauchen daher nur die beiden Ströme i^0 und i' zu Anfang und die beiden Ströme i_0 und $i_,$ zur anderen Zeit gemessen zu werden, weil der dritte Strom i'' oder $i_{,,}$ aus ihnen berechnet werden kann. Die Messung der beiden Ströme i'' und $i_{,,}$ dient daher nur zur Vergleichung der berechneten Werthe mit den gemessenen, und dadurch zur Prüfung der Genauigkeit der Messungen.

Aus der Differenz obiger Werthe von $\frac{x}{w}$ und $\frac{x+\xi}{w}$ ergiebt sich die Gleichung:

$$\frac{\xi}{w} = \tfrac{1}{4}\left(\frac{i_0}{i_0 - i_,} - \frac{i^0}{i^0 - i'}\right),$$

und aus obigen Gleichungen für i^0, i', i_0 und $i_,$

$$e = (x + \tfrac{1}{2}w)\,i^0 = (x + w)\,i'$$
$$e + \varepsilon = (x + \xi + \tfrac{1}{2}w)\,i_0 = (x + \xi + w)\,i_,$$

woraus erhalten wird

$$\frac{e}{w} = \tfrac{1}{2}\,\frac{i^0\,i'}{i^0 - i'} \text{ und } \frac{e+\varepsilon}{w} = \tfrac{1}{2}\,\frac{i_0\,i_,}{i_0 - i_,}$$

folglich

$$\frac{\varepsilon}{w} = \tfrac{1}{2}\left(\frac{i_0\,i_,}{i_0 - i_,} - \frac{i^0\,i'}{i^0 - i'}\right).$$

Es bedarf also, ausser den zu Anfang zu machenden Messungen der Ströme i^0 und i', für jede andere Zeit nur noch der Messung der Ströme i_0 und $i_,$, um die Aenderung der elektromotorischen Kraft sowohl als auch des Widerstandes der Säule oder Inductionsmaschine in der Zwischenzeit zu erfahren, und diese beiden Messungen unterscheiden sich von einander blos dadurch, dass zwischen Säule (oder Inductionsmaschine) und Multiplicator der Inductor entweder ausgeschlossen bleibt oder eingeschaltet wird, was ohne Zeitverlust vermittelst eines Commutators leicht bewerkstelligt werden kann.

Werden die Ströme mit der Tangentenboussole gemessen, deren Multiplicator vom Normalleiter gebildet wird, so wird

$$i^0 = \frac{T}{q}\operatorname{tg} v^0, \quad i' = \frac{T}{q}\operatorname{tg} v', \quad i_0 = \frac{T}{q}\operatorname{tg} v_0, \quad i_, = \frac{T}{q}\operatorname{tg} v'$$

gefunden, wo T die horizontale Componente des Erdmagnetismus, und v^0, v', v_0, $v_,$ die beobachteten von den Strömen i^0, i', i^0, $i_,$ hervorgebrachten

Nadelablenkungen bezeichnen, und q die aus der Construction des Multiplicators bekannte Constante. Substituirt man diese Werthe, so erhält man

$$\frac{\xi}{w} = \tfrac{1}{4}\left(\frac{\operatorname{tg} v_0}{\operatorname{tg} v_0 - \operatorname{tg} v,} - \frac{\operatorname{tg} v^0}{\operatorname{tg} v^0 - \operatorname{tg} v'}\right)$$

$$\frac{\varepsilon}{w} = \frac{T}{2q}\left(\frac{\operatorname{tg} v_0 \operatorname{tg} v,}{\operatorname{tg} v_0 - \operatorname{tg} v,} - \frac{\operatorname{tg} v^0 \operatorname{tg} v'}{\operatorname{tg} v^0 - \operatorname{tg} v'}\right).$$

In allen Fällen, wo der absolute Werth der zu messenden elektromotorischen Kräfte besonders in Betracht kommt, dürfte es angemessen erscheinen, jeder solchen Beobachtungsreihe eine genaue Widerstandsmessung des Normalleiters vorausgehen und folgen zu lassen. Doch kann derselbe Zweck noch leichter und vollkommener dadurch erreicht werden, dass zwischen den angegebenen Strommessungen i^0, i' und i_0, i, eine Beobachtungsreihe zur Bestimmung der bei einer blos aus Inductor und Multiplicator gebildeten Kette durch einen Inductionsstoss hervorgebrachten Nadelelongation α eingeschaltet wird, welche in einer ebensolchen Reihe von Inductionsbeobachtungen besteht, wie bei jeder Widerstandsmessung zur Bestimmung der Geschwindigkeit C gemacht wurde.

Sind ausserdem aus vorher oder nachher gemachten Schwingungs- und Torsions-Beobachtungen die Werthe T', T, λ', λ bekannt, so kann C und α bestimmt werden und es wird $w = \pi^2 \frac{pq}{CT^2}$ gefunden. Die Untersuchung der elektromotorischen Kraft und des Widerstandes einer Säule oder Inductionsmaschine und deren Variationen wird dadurch selbständig und unabhängig von allen willkürlichen Voraussetzungen gemacht.

Zu der vorstehenden, gemeinsam von uns ausgeführten Untersuchung erlaube ich mir noch folgende nachträgliche Bemerkungen, für welche ich die Verantwortlichkeit allein übernehme, da Wilhelm Weber von dem Inhalte derselben vor ihrer Publication absolut nichts erfahren hat.

Wie schon bemerkt, besteht der wesentliche Zweck unserer ersten Abhandlung zunächst darin, durch ausführliche Beschreibung der von uns construirten Instrumente und einige mit denselben angestellte Versuche den Beweis zu liefern, dass auf dem angedeuteten Wege in einer Zeit von ungefähr 40 Minuten unter Mitwirkung zweier Beobachter und eines Gehülfen[1]) 88 einzelne Beobachtungen erhalten werden können, die, durch eine ebensogrosse Anzahl von dem zweiten Beobachter controlirt, zur Berechnung des absoluten Widerstandes

[1]) Zum Umwenden des Inductors.

unseres Normalleiters verwendet werden können. Hinsichtlich der durch die angewandte Methode zu erzielenden Genauigkeit, im Vergleich zu den bisherigen Bestimmungen von absoluten Widerständen, kann selbstverständlich ein endgültiges Urtheil erst dann gefällt werden, wenn eine grössere Anzahl von Bestimmungen mit ausführlicher Angabe der Originalbeobachtungen vorliegt. Immerhin aber wird die Uebereinstimmung der drei, unabhängig von einander ausgeführten und *in extenso* mitgetheilten Bestimmungen als ein sehr erfreuliches Resultat der mit unseren Instrumenten zu erzielenden Genauigkeit betrachtet werden können, wenn man erwägt, dass die erste Bestimmung am 1. Juni 1878 bei einer Temperatur von 20°,85 Cent., die zweite und dritte über ein Jahr später, am 5. und 7. August 1879, bei Temperaturen von resp. 26°,62 und 24°,58 Cent. ausgeführt worden sind. Die Uebereinstimmung der Endresultate aus diesen drei Messungen gewinnt jedoch, wie bereits oben bemerkt, noch dadurch an Bedeutung, dass die ersten beiden Messungen mit einer 200 Millimeter langen Magnetnadel ausgeführt worden sind und daher erst durch die mitgetheilte Reduction nach den bekannten Gesetzen der Induction mit der dritten Messung vergleichbar wurden. Aehnlich verhält es sich mit der befriedigenden Anwendung der Temperatur-Correctionen, so dass sich bei der Feinheit der gegenwärtig erlangten Hilfsmittel der Beobachtung die Aussicht eröffnet, durch zahlreichere bei grösseren Temperaturdifferenzen und unter verschiedenen meteorologischen Verhältnissen angestellte Beobachtungsreihen eine nähere Kenntniss der Ursachen und Gesetze zu erhalten, durch welche diese Einflüsse bestimmt werden. Dass in der That ausser den magnetischen Störungen, wie sie z. B. zur Zeit des Maximums der Nordlichter stattfinden, auch möglicherweise noch andere kosmische und meteorologische Verhältnisse auf die elektrodynamische Induction einer schwingenden Magnetnadel von Einfluss sein können, scheint aus einigen Worten von Gauss[1]) zu folgen,

[1]) Vgl. Gauss' Werke Bd. V. S. 534.

in welchen derselbe im 5. Bande seiner Werke die Entdeckung der sogenannten Dämpfung einer in einem geschlossenen Multiplicator schwingenden Magnetnadel beschreibt. Gauss hebt hier ausdrücklich hervor, dass ausser der elektrodynamischen Induction noch andere Ursachen, „die zum Theil noch jetzt räthselhaft bleiben", die Dämpfung beeinflussen. Einer mündlichen Mittheilung W. Weber's hierüber verdanke ich die Bemerkung, dass besonders an heiteren, wolkenfreien Tagen die Dämpfung eine grössere als an bedeckten zu sein schien. Indessen lässt sich endgültig über die Existenz derartiger, bisher noch nicht beachteter, Einflüsse nur durch länger fortgesetzte Beobachtungsreihen entscheiden, bei welchen mit Sorgfalt auf diese Verhältnisse Rücksicht genommen wird.

Die Gründe, weshalb von uns nur die drei ersten Beobachtungsreihen zur Ableitung eines Mittelwerthes für den absoluten Widerstand unseres Normalleiters benutzt worden sind, habe ich bereits oben, in einer von mir beim vorliegenden Abdruck gemachten Anmerkung hervorgehoben. W. Weber lehnte es ausdrücklich ab, in unsere Original-Abhandlung, deren wesentlicher Zweck nur die Beschreibung des angewandten Apparates war, eine solche auf die Genauigkeit der später zu erzielenden Resultate bezügliche Bemerkung aufzunehmen. Bei der Mittheilung auch der übrigen Beobachtungsresultate, welche von andern Beobachtern ohne Mitwirkung Weber's gänzlich unabhängig angestellt und berechnet worden waren, kam es uns gerade darauf an, zu zeigen, was unsere Instrumente auch unter weniger günstigen Umständen zu leisten im Stande sind. Demgemäss wurde auf eine Discussion des Beobachtungsmaterials und die Controle der Rechnung der fünf letzten Beobachtungsresultate, deren Originalablesungen sich gar nicht in unseren Händen befanden, aus den angeführten Gründen principiell verzichtet. Die grösste Differenz der drei bis jetzt *in extenso* mitgetheilten Bestimmungen beträgt also $\frac{6}{1054}$ oder ungefähr $\frac{1}{178}$ Procent des Durchschnittswerthes. Ich würde auf diese vorläufigen Andeutungen hinsichtlich der mit unsern Mitteln

bis jetzt erreichten Genauigkeit ganz verzichtet haben, wenn mir nicht vor drei Jahren von einem früheren Assistenten und Schüler des Hrn. Helmholtz, dem jetzigen Professor der Physik am Polytechnicum zu Zürich, Hrn. H. F. Weber, eine „Gedrängte Zusammenstellung der Resultate einer Reihe von Untersuchungen“[1]) unter dem Generaltitel: „Absolute electromagnetische und calorimetrische Messungen“ übersandt worden wäre, in welcher Abhandlung S. 19 wörtlich die folgende Behauptung apodiktisch ausgesprochen wird:

„Absolute Widerstandsmessungen lassen sich mit den heutzutage zu Gebote stehenden galvanischen Beobachtungsmitteln mit einer Schärfe und Zuverlässigkeit ausführen, die nur in wenigen Gebieten der Physik zu erreichen ist. Die unter den Physikern verbreitete Annahme, absolute Widerstandsmessungen gehörten zu den physikalischen Messungen, die nur grob angenäherte Werthe zu geben vermöchten und die ganz besonders ausgerüstete Localitäten zu ihrer Ausführung forderten — eine Meinung, der u. A. Herr W. Siemens Ausdruck gegeben hat:

„„Es darf wohl mit Bestimmtheit ausgesprochen werden, dass auch die geübtesten und mit den vollkommensten Instrumenten und Localitäten ausgerüsteten Physiker nicht im Stande sein werden, absolute Widerstandsbestimmungen zu machen, die nicht um einige Procente verschieden wären.““

„Nach meinen Erfahrungen lassen sich absolute Widerstandsmessungen mit sehr geringen Mitteln und in bescheiden ausgerüsteten Localitäten mit ziemlicher Schärfe ausführen.“

Ohne mich hier auf eine Kritik der Berechtigung dieser Behauptung einzulassen, erlaube ich mir nur auf einen kleinen *lapsus rhetoricus* aufmerksam zu machen, in sofern die im Anfang behauptete „Schärfe und Zuverlässigkeit, die nur in wenigen Gebieten der Physik zu erreichen ist“ mit der am Schlusse behaupteten „ziemlichen Schärfe“ contrastirt. Wenn es mir gestattet ist, die von uns aufgewandten Mittel im Vergleich mit den unsern modernen physikalischen Instituten zur Verfügung stehenden Mitteln als „sehr gering“ zu bezeichnen und die von uns benutzte Localtät im obern Thurme

[1]) Ausdrückliche Bemerkung auf dem Titel der 50 Seiten umfassenden Abhandlung in 8°. Dieselbe ist datirt von „Zürich im August 1877“ und trägt als Firma des Druckers die Worte: „Druck von Zürcher und Furrer in Zürich.“

der Pleissenburg als eine „bescheiden ausgerüstete Localität“ zu betrachten im Vergleich zu dem von Herrn E. du Bois-Reymond als „Palast der Wissenschaft in dem fabelhaften Reiche Eldorado“ bezeichneten physikalisch-physiologischen Institute zu Berlin, so würde ich mich mit dem Inhalt des Schlusssatzes in obiger Behauptung des Hrn. Professor H. F. Weber in Zürich ganz einverstanden erklären, um so mehr, wenn ich berücksichtige, dass die Genauigkeit von $\frac{1}{18}$ Procent im Vergleich zu der grossen Genauigkeit anderer physikalischer Maassbestimmungen, z. B. der spec. Gewichte, nur als eine „mit ziemlicher Schärfe“ bestimmte Grösse betrachtet werden kann.

So viel mir bekannt, sind die von F. Kohlrausch, einem Schüler und früheren Assistenten W. Weber's, über die Zuverlässigkeit der englischen Beobachtungen ausführlich motivirten Bedenken bis jetzt endgültig noch nicht widerlegt worden. Wiederholungen von Messungen an dem mit so grosser Subtilität verfertigten und zu behandelnden Apparate der *British Association* dürften überhaupt nur dann einen Anspruch auf Berücksichtigung verdienen, wenn die Beobachter dem wissenschaftlichen Publicum als hinreichend geübte und theoretisch zuverlässige Physiker bekannt sind. Man wird daher selbstverständlich ohne gänzliche Ignorirung der erwähnten Kritik von F. Kohlrausch (gegenwärtig Professor der Physik an der Universität zu Würzburg) nicht von „sehr kleinen möglicherweise noch vorhandenen Differenzen“ reden dürfen, um welche die „brittische Einheit“ von dem „behaupteten Werthe $10^{10}\left(\frac{mm}{sec}\right)$ abweicht“. Noch viel weniger aber wird man die Frage, „ob die brittische Widerstandseinheit den behaupteten Werth darstelle oder nicht, für abgemacht“ erklären dürfen, da sogar die als Mittelwerthe vom brittischen Committee veröffentlichten Schlussresultate bis 1,4 Procent abweichen. (Vgl. oben S. 247).

Hr. Professor H. F. Weber in Zürich hält sich trotzdem für berechtigt, in seiner „gedrängten Zusammenstellung der Resultate einer Reihe von Untersuchungen“ S. 46 gelegent-

lich des von ihm auf calorimetrischem Wege gefundenen Werthes einer Siemens'schen Quecksilber-Einheit wörtlich zu erklären:

„Das allgemeine Mittel:

$$1\ S.\ Q.\ E. = 0{,}9550 \times 10^{10} \left(\frac{mm}{sec}\right)$$

ist nur um $\frac{1}{7}$ Procent grösser als das von den Herren Maxwell, Jenkin und Stewart gefundene Resultat. Nach diesen Ergebnissen halte ich die Frage nach dem wahren absoluten Werthe der S. Q. E. und die Frage, ob die brittische Widerstandseinheit den behaupteten Werth darstelle, für abgemacht."

Wie man sieht, würde durch dieses Decret, falls es Anerkennung fände und das Wort „abgemacht" bei einer bisher mit so vielen Schwierigkeiten verbundenen Bestimmung als passend angesehen würde, bereits drei Jahre vor Vollendung der von Wilhelm Weber und mir unternommenen Arbeit das Verdict ihrer Ueberflüssigkeit ausgesprochen sein. Keinem Physiker oder Astronomen aus der alten soliden Schule würde es einfallen, z. B. die Feststellung des wahren Werthes der mittleren Dichtigkeit der Erde durch die klassischen Beobachtungen von Reich kategorisch für „abgemacht" zu erklären.

Es entsteht hierbei die Frage, ob denn Hr. Professor H. F. Weber überhaupt von der mehrfach erwähnten Kritik, welche F. Kohlrausch 7 Jahre früher (1870) in Poggendorff's Annalen (Ergänzungsband VI. S. 1.) veröffentlicht hat, Kenntniss erhalten habe. Jeden hierüber entstehenden Zweifel hat Hr. H. F. Weber gleich in der Einleitung seiner Arbeit selber beseitigt, indem es dort S. 1 wörtlich heisst:

„Herr Wilh. Weber hat 1862 nach einem von ihm ausgebildeten Verfahren (Abhdl. der Göttinger Ges. d. W. Bd. X.) als absoluten Werth der Siemens'schen Quecksilbereinheit gefunden:

$$1\ S.\ Q.\ E. = 1{,}0257 \times 10^{10} \left(\frac{mm}{sec}\right)$$

„Nach demselben Verfahren und mit Hülfe derselben Instrumente hat Herr F. Kohlrausch (Pogg. Ann. Erg.-Band VI. S. 1) 8 Jahre später die Bestimmung wiederholt und aus 4 verschiedenen Messungen als mittleren Werth erhalten:

$$1\ S.\ Q.\ E. = 0{,}9717 \times 10^{10} \left(\frac{mm}{sec}\right)$$

Das von der *British Assoc. f. the adv. of Sc.* bestellte Committee zur Feststellung einer passenden Widerstandseinheit, bestehend aus den Herren

Clerk Maxwell, Balfour Stewart und Jenkin, hat im Verlauf der Jahre 1863 und 1864 einen Widerstand hergestellt, die *British Association Unity* (von den englischen Physikern auch „*Ohm*“ genannt), welche nach elektromagnetischem Maasse den absoluten Werth $10^{10}\left(\frac{mm}{sec}\right)$ genau darstellen soll.“

Ich erlaube mir die obigen Worte des Hrn. H. F. Weber, welche beweisen, dass derselbe die Arbeit von Kohlrausch gekannt hat, dadurch zu vervollständigen, dass ich auf die Unvollständigkeit der oben angeführten Namen des englischen Committee's hinweise. Es sind bereits oben (S. 245) in unserer Abhandlung nach dem *Report. d. Brit. Ass.* alle Namen der Physiker angeführt, welche bei der Berathung und Herstellung des beschriebenen Widerstands-Apparates mitgewirkt haben. Vor Allem darf der Name des mit Hrn. Helmholtz nahe befreundeten Physikers Sir William Thomson nicht vergessen werden, welcher der intellectuelle Urheber jenes zwar sinnreichen und mit grossem Aufwande von mechanischem Geschick construirten, aber practisch unzweckmässigen (vgl. oben S. 246) Apparates des Brittischen Standard-Committee's gewesen ist. Es hiesse Gleiches mit Gleichem vergelten, wollte man den Namen Sir William Thomson's im vorliegenden Falle verschweigen, nachdem derselbe in seinen zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen, ähnlich wie sein Freund Helmholtz, so vielfach die Namen und Verdienste anderer Gelehrten aus Mangel an Literaturkenntniss (vgl. Wiss. Abhandl. Bd. II. Thl 1. S. 163) verschwiegen hat. Man glaube nicht, dass sich bei mir allein dieses Urtheil über Sir William Thomson gebildet hat, vielleicht weil er in dem von ihm gemeinschaftlich mit Hrn. Tait herausgegebenen und von Hrn. Helmholtz in's Deutsche übertragenen „Handbuche der theoretischen Physik“ die Weber'sche Theorie „eine gefährliche“ nennt, welche ähnlich wie die Newton'sche Emissionstheorie des Lichtes angeblich „eine Zeit lang grosses Unheil stiftete“[1]). Keineswegs! Ich bin im Stande, hier die

[1]) „Handbuch der theoretischen Physik“ von W. Thomson und P. G. Tait, übersetzt von Dr. H. Helmholtz und G. Wertheim (Braunschweig 1871). Vgl. S. 349—351.

Worte aus einem vor mir liegenden Briefe eines ordentlichen Professors der Physik an einer berühmten deutschen Universität anzuführen, welchen mir derselbe vor 8 Jahren, gelegentlich der Uebersendung von Protuberanz-Abbildungen, geschrieben hat. Derselbe ist datirt vom 6. März 1872 und enthält, abgesehen von Worten des Dankes für die ihm von mir übersandten Zeichnungen, die folgenden Worte über mein Buch „Ueber die Natur der Cometen“ und über W. Thomson:

„In hohem Maasse haben mich Ihre Cometen interessirt, von denen mich der irdische Theil unwiderstehlich festgehalten hat, während ich das ausführliche Studium des himmlischen mir auf eine Zeit mit mehr Musse vorbehalten muss. Ich bewundere die Kühnheit, mit welcher Sie alle diese Dinge aussprechen. Habe ich auch kein begründetes Urtheil, weil mir die Persönlichkeiten zu wenig bekannt sind, so muss ich doch gestehen, dass ich in vielen Dingen instinktmässig ein ähnliches Gefühl schon lange hege. Mit inniger Freude habe ich Ihre Worte über Weber schon einigemal gelesen, den sie in wenigen Worten unübertrefflich schildern. Gegen Thomson habe ich eine persönliche Abneigung lediglich wegen einer ganzen Reihe von Publicationen, in denen er Arbeiten Anderer dem Englischen Publicum auftischt, ohne deren Namen zu nennen. Dabei muss man oft den Scharfsinn bewundern, welcher den Dingen immer eine neue, oft auch eine bedeutendere Seite abgewonnen hat, aber an einem so eminenten Kopf nimmt sich die unschöne Charakter-Eigenschaft um so widriger aus. Denn bei so oft wiederholten Handlungen derselben Art darf man kaum an einen Zufall denken.“

Nach dieser Abschweifung kehre ich wieder zu jener „gedrängten Zusammenstellung der Resultate einer Reihe von Untersuchungen“ des Hrn. Prof. H. F. Weber in Zürich zurück, um schliesslich noch die Frage zu erörtern, durch welchen Umstand sich Hr. Weber wissenschaftlich für berechtigt hält, für seine „Resultate“ eine grössere Zuverlässigkeit resp. Glaubwürdigkeit zu beanspruchen als für die sorgfältigen und mit allen Details mitgetheilten Beobachtungen von F. Kohlrausch. Hr. Professor H. F. Weber beantwortet uns diese Frage in folgenden Worten (S. 46):

„Wenn ein Beobachter dasselbe Resultat auf drei verschiedenen Wegen unter Anwendung dreier ganz verschiedener Naturgesetze findet, wenn ferner dieses Resultat mit dem Ergebniss einer andern Beobachtungsgruppe, die nach einer wesentlich verschiedenen vierten Methode arbeitete, bis auf eine sehr geringe Differenz übereinstimmt, so darf wohl

mit ziemlich grosser Sicherheit behauptet werden, dass das gefundene Resultat richtig ist."

Wollte man diesem Satze des Hrn. Professor H. F. Weber eine unbedingte Gültigkeit, ohne Rücksicht auf die wissenschaftliche Tüchtigkeit und Geschicklichkeit des „einen Beobachters", zuschreiben und sich hierdurch jeder eingehenderen Discussion der Originalbeobachtungen anderer Physiker, welche nur nach einer Methode beobachtet haben, für überhoben betrachten, so würde hierdurch im Voraus schon über unsere Resultate ebenso wie über diejenigen von Kohlrausch von Hrn. H. F. Weber der Stab gebrochen sein. Es ist nun aber für die Beurtheilung der von Hrn. H. F. Weber in solcher Allgemeinheit hingestellten Behauptungen zur Rechtfertigung seiner oberflächlichen Berücksichtigung der Kohlrausch'schen Arbeit von Wichtigkeit hier zu constatiren, dass Hr. H. F. Weber keineswegs unter dem „einen Beobachter" jeden Beobachter versteht, sondern vielmehr nur „in diesen Arbeiten so geübte Physiker" wie Wilhelm Weber, Helmholtz, Kohlrausch, W. Siemens, Lorenz, W. Thomson u. A. Hr. H. F. Weber spricht dies S. 3 in seiner Abhandlung ganz unzweideutig in folgenden Worten aus:

„So viele verschiedene Beobachter die absolute Grösse der Siemens'schen Widerstandseinheit bestimmt haben, so viele verschiedene, ja sogar sehr verschiedene Resultate sind gefunden worden. Bei der heut zu Tage erreichten Feinheit galvanometrischer Beobachtungsmethoden, bei der Vollständigkeit, mit der wir die Grundgesetze der strömenden Elektricität zu kennen glauben, hat gewiss Niemand von vorn herein erwartet, dass in den Endergebnissen der in diesen Arbeiten so geübten Physiker (*sic*) eine so grosse Abweichung auftreten könnte. Diese vier verschiedenen Ergebnisse bilden zusammengestellt ein neues Problem, ein Problem, das für die Galvanometrie von fundamentaler Wichtigkeit ist. Die beiden von vorn herein gleich möglichen Lösungen des Problems sind:

a. Die vier Beobachter, resp. Beobachtergruppen, haben die schwierigen (*sic*), zu einer absoluten Widerstandsbestimmung nöthigen Beobachtungen fehlerlos ausgeführt und es resultiren verschiedene Endergebnisse, weil die den verschiedenen angewandten Beobachtungsmethoden zu Grunde gelegten Naturgesetze nicht genau richtig sind; oder

b. Die angewendeten Naturgesetze sind streng richtig und es haben sich mindestens drei der obigen Beobachter geirrt.

In den folgenden Untersuchungen ergiebt sich, dass die letztere Lösung die wirkliche ist. Drei wesentlich verschiedene Methoden, die drei ganz

verschiedene Naturgesetze in Anwendung brachten, in denen sowohl schnell und langsam variirende inducirte Ströme, als auch stationäre Strömungen zur Verwendung kamen, haben ein vollständig übereinstimmendes Endresultat für den absoluten Werth der Siemens'schen Widerstandseinheit ergeben:

$$1\ S.\ Q.\ E. = 0{,}9550 \times 10^{10} \left(\frac{mm}{sec}\right);$$

ausserdem stimmt dieses Resultat bis auf eine äusserst geringe Differenz mit dem Werthe überein, den die englischen Physiker erhalten haben. Da ich auch bei mannigfacher Variation meiner drei Versuchsmethoden keine wesentliche Aenderung in meinem Endresultate zu erzielen vermochte, so bin ich genöthigt, in den abweichenden Resultaten der Herrn Wilhelm Weber, F. Kohlrausch und L. Lorenz — die übrigens nur nach je einer Methode die Untersuchung geführt haben — Werthe zu sehen, die mit Beobachtungsfehlern behaftet sind."

Wie man sieht, ist Hr. H. F. Weber weit entfernt, in seinem oben ausgesprochenen Satze, welcher mit den Worten beginnt: „Wenn ein Beobachter u. s. w.", hierbei jeden beliebigen Beobachter zu verstehen. Vielmehr setzt er stillschweigend Beobachter ersten Ranges, wie z. B. Wilhelm Weber und Helmholtz voraus, welche dem wissenschaftlichen Publikum seit vielen Jahren durch ihre zahlreichen und klassischen Arbeiten als „in diesen Arbeiten geübte Physiker" widerspruchslos bekannt sind. Hr. H. F. Weber erkennt hierbei ausdrücklich an, dass die „zu einer absoluten Widerstandsbestimmung nöthigen Beobachtungen" „schwierige" sind, wodurch die Qualification des „einen Beobachters", welchen Hr. H. F. Weber beim Ausspruch seiner Behauptung im Sinne hatte, noch wesentlich erhöht und zugleich auf einen engen Kreis ausgezeichneter Physiker beschränkt wird, zu denen sich selbstverständlich auch Hr. H. F. Weber bei Aufrechterhaltung seiner allgemeinen Behauptungen rechnen muss. Während nun aber Wilhelm Weber und sein Schüler F. Kohlrausch, ungeachtet ihrer auf dem Gebiete der Elektrodynamik allgemein anerkannten Umsicht bei Anstellung von Experimenten und Beobachtungen, dem Publikum nicht zumuthen, blindlings von der Richtigkeit ihrer Original-Beobachtungen und Rechnungen in so hohem Maasse überzeugt zu sein, dass dieselben gar nicht veröffentlicht zu werden brauchen, um hierdurch dem Leser ein eignes Ur-

theil über die Ableitung der „Schlussresultate“ zu gestatten, glaubt Hr. H. F. Weber in Uebereinstimmung mit den englischen Physikern sich von dieser Rücksicht gegen sein wissenschaftliches Publikum dispensiren und lediglich auf Grund seiner „gedrängten Zusammenstellung der Resultate“ allgemeine Decrete erlassen zu dürfen, in welchen „die Frage, ob die brittische Widerstandseinheit den behaupteten Werth darstelle oder nicht, für abgemacht (S, 46) erklärt wird. Hr. H. F. Weber ist hierbei von seiner und der englischen Physiker Unfehlbarkeit so fest überzeugt, dass er die folgenden, 7 Jahre früher von F. Kohlrausch veröffentlichten Worte in der mehrfach erwähnten Kritik gänzlich ignoriren zu können glaubt. Hr. F. Kohlrausch sagt nämlich S. 9 a. a. O wörtlich Folgendes:

„Ich habe eine Kritik des Verfahrens, durch welches die *British Association*-Einheit gewonnen worden ist, nicht umgehen können, da es sich um die Aufklärung einer Differenz handelt, deren Grund ich nach bestem Wissen nicht in meiner Messung finden kann. Nicht unmöglich ist übrigens, dass manche der obigen Einwände durch eine ausführlichere Veröffentlichung des Beobachtungsmaterials hinweggefallen wären, deren Mangel um so mehr zu bedauern ist, als er eine Lücke in den sonst zum Theil classischen Berichten bildet.“

Dass Hr. H. F. Weber bei seiner, „nach dem von Herrn Wilhelm Weber 1862 ausgebildeten Verfahren“, angestellten Widerstandsbestimmung zugleich eine genaue Kenntniss der horizontalen Componente der erdmagnetischen Kraft und ihrer Variation zur Zeit seiner Beobachtungen in Zürich besitzen musste, geht aus folgenden Worten von F. Kohlrausch bei Anwendung derselben Methode hervor:

„Man sieht zugleich, dass auch auf die Variationen des Erdmagnetismus Rücksicht genommen werden muss; denn die Intensität ist bei uns um etwa $\frac{1}{2}$ Procent variabel, also könnte ohne Beobachtung der Variationsapparate ein Fehler von 1 Procent in der Berechnung des Widerstandes entstehen. Das Göttinger Observatorium genügt ohne Zweifel den zu stellenden Ansprüchen vollkommener, als irgend ein anderer Ort, da die von Weber daselbst getroffenen Einrichtungen zur Intensitätsbestimmung den sonst gebräuchlichen an Feinheit und Bequemlichkeit weit überlegen sind.“ (S. 15. a. a. O.)

Da Hr. H. F. Weber über alle diese, von Kohlrausch mit grösster Gewissenhaftigkeit berichteten Umstände, welche

zur Beurtheilung des Werthes der Beobachtungsresultate durchaus nothwendig sind, gänzlich in seiner Arbeit schweigt, und sich trotz alledem *a priori* zu so absprechenden Decreten über absolute Widerstandsbestimmungen für berechtigt hält, so entsteht naturgemäss die Frage, ob Hr. H. F. Weber auf Grund seiner bisher publicirten Arbeiten ein Recht hat, vom Publicum ein grösseres Vertrauen als Hr. F. Kohlrausch zu beanspruchen. Hr. H. F. Weber war wie bemerkt noch vor einigen Jahren Assistent von Hrn. Helmholtz in Berlin und wurde von denen, die ihn näher kannten, als ein „talentvoller Schüler" seines Lehrers bezeichnet. Von Berlin erhielt Hr. H. F. Weber, empfohlen durch Hrn. Helmholtz, einen Ruf als Professor der Physik an die landwirthschaftliche Akademie in Hohenheim und folgte von hier sehr bald einem weiteren Rufe an das Polytechnicum in Zürich als Nachfolger meines leider allzufrüh verstorbenen Freundes J. J. Müller, auf dessen hervorragende Eigenschaften ich den Präsidenten des Schweizerischen Schulrathes Herrn Kappeler auf eine persönliche Anfrage bei mir hingewiesen hatte. Auch bei der Wiederbesetzung der Stelle in Zürich nach Müller's Tode wurde mein Rath von Hrn. Kappeler eingeholt, und ich war lediglich deswegen nicht in der Lage Hrn. H. F. Weber für jene Professur der Physik in Zürich vorzuschlagen oder zu empfehlen, weil mir damals keine nennenswerthen wissenschaftlichen Arbeiten von ihm bekannt waren und mir der Umstand, dass Hr. Weber Assistent bei Helmholtz gewesen, allein nicht ausreichend erschien.

Es wird uns jedenfalls eine Freude bereiten, wenn sich aus unsern zukünftigen Beobachtungen für den Widerstand der Siemens'schen Quecksilber-Einheit ein mit dem Resultate des Hrn. H. F. Weber nahe übereinstimmender Werth ergeben sollte. Das Vertrauen zu der Umsicht und den Fähigkeiten dieses Physikers bei Anstellung seiner Beobachtungen würde dadurch gesteigert, während wir ohne diese Uebereinstimmung genöthigt wären, für uns dasselbe Recht in Anspruch zu nehmen, welches Hr. H. F. Weber den Beobachtungen von F. Kohlrausch u. A. gegenüber ausübt, indem

er erklärt, „in den abweichenden Resultaten der Hrn. Wilhelm Weber, F. Kohlrausch und L. Lorenz . . . Werthe zu sehen, die mit Beobachtungsfehlern behaftet sind.“

Niemals aber werden wir mit Hrn. H. F. Weber „die Frage nach dem wahren absoluten Werthe der S. Q. E. und die Frage, ob die brittische Widerstandseinheit den behaupteten Werth darstelle, für abgemacht“ erklären.

Wie nothwendig es übrigens ist, das Deutsche Volk wiederholt auf die Bedeutung und das Dasein Wilhelm Weber's aufmerksam zu machen, mag folgende „Berichtigung“ beweisen, welche ich vor 4 Jahren im Leipziger Tageblatt zu veröffentlichen genöthigt wurde:

„Berichtigung.

In der Nummer 144 des Tageblattes vom 23. Mai. d. J. befindet sich bei Gelegenheit eines Nekrologes unseres um die Wissenschaft so hoch verdienten Mitbürgers, des Geh. Hofrath Dr. W. E. Albrecht, die folgende Bemerkung:

„Mit Albrecht ist der letzte der Göttinger Sieben, welche den schmachvollen Staatsstreich des Königs Ernst August 1837 nicht anerkannten und deshalb ihr Amt preisgeben mussten, heimgegangen. Vor ihm starben Wilhelm Grimm, Dahlmann, Jacob Grimm, Gervinus, W. Weber und Ewald.“

Wilhelm Weber ist noch nicht heimgegangen, sondern vielmehr literarisch und akademisch noch in rüstiger Thätigkeit. Derselbe hält in diesem Semester an der Universität zu Göttingen in gewohnter Weise seine Vorlesungen über Elektricität und Magnetismus und erfreut sich hierbei in einem Alter von nahe 72 Jahren noch einer solchen fast jugendlichen Frische des Geistes und Körpers, dass alle Hoffnung vorhanden ist, Derselbe werde die Ehre des „Letzten der Göttinger Sieben“ noch recht lange geniessen.

Bei einem fast täglichen, überaus anregenden Verkehr im vergangenen Semester, welches W. Weber hier bei seinem Bruder, unserem Ehrenbürger E. H. Weber, verlebte, hatte der Unterzeichnete Gelegenheit, sich persönlich von der Richtigkeit der obigen Behauptung zu überzeugen, und glaubt im Sinne aller hiesigen Freunde und Verehrer Wilhelm Weber's zu handeln, wenn er bei der hier so unerwartet und seltsam gebotenen Gelegenheit öffentlich den Wunsch ausspricht, es möge dem Letzten der Göttinger Sieben das Glück beschieden sein, nach einer in wenigen Wochen vollendeten funfzigjährigen, ruhmvoll vollendeten, wissenschaftlichen Laufbahn die Früchte zu ernten, deren Saaten er bescheiden und geräuschlos zum Ruhme des menschlichen Geistes und zur Ehre deutscher Wissenschaft und deutscher Charakterfestigkeit unter uns ausgestreut hat.

Leipzig, 23. Mai 1876.

F. Zöllner,
Professor an der Universität zu Leipzig.“

Zur Erinnerung

an

Johann Jakob Müller.

Weiland Professor der Physik am eidgenössischen Polytechnicum zu Zürich.

Meine Beziehungen zu diesem in der Blüthe seiner Jahre geschiedenen Schweizer wurden bereits oben kurz angedeutet. Ich empfing die erste Nachricht von seinem so unerwarteten Tode unmittelbar nach Eintritt desselben durch ein freundliches Schreiben von dem Präsidenten des Schweizerischen Schulrathes Hrn. E. Kappeler (Facs. No. 24). Derselbe schilderte in warmen Ausdrücken persönlicher Theilnahme für Müller den unersetzlichen Verlust, welchen die berühmte technische Hochschule und die Wissenschaft durch den Tod jenes ausgezeichneten Mannes erlitten hatte. Es erfüllte mich dieses Schreiben mit noch grösserer Hochachtung für den mir seit vielen Jahren befreundeten Präsidenten Kappeler, welche Jeder, der das uneigennützige und selbstlose Interesse dieses äusserlich so anspruchslosen Mannes für das Wohl der seiner Leitung unterstellten schweizerischen Unterrichtsanstalten näher kennt, ohne Widerspruch mit mir theilen wird. Dass mir der Inhalt des erwähnten Schreibens auch eine kleine Genugthuung für meine erfolgreichen Bemühungen gewährte, durch welche ich die von einigen Seiten gegen Müller's Berufung geäusserten Bedenken bei Hrn. Kappeler beseitigt hatte, erlaube ich mir hier nur vorübergehend unter Hinweis auf die ausführlicher in meiner mit Freiherrn von Roggenbach über Berufungen für Strassburg geführten Correspondenz zu erwähnen. Bevor ich die Mittheilungen über die persönlichen Beziehungen zu meinem entschlafenen Freunde

vervollständige, mögen hier zunächst zwei Gedächtnissreden beim Tode desselben wörtlich zum Abdruck kommen. Die eine wurde in der Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich am 1. Februar 1875 von dem damaligen Präsidenten derselben, dem Professor der Physiologie an der Universität Zürich, Hrn. Dr. L. Hermann, die andere von dem Professor der Mathematik und synthetischen Geometrie am Polytechnicum, Hrn. W. Fiedler, gehalten.

Beide Reden sind abgedruckt im „XX. Jahrgang der Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft zu Zürich." Dem folgenden Abdruck diente ein mir von Hrn. Professor W. Fiedler freundlichst übersandter Separatabdruck als Original.

„Gedächtnissrede beim Tode des Professors J. J. Müller gehalten in der Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft zu Zürich am 1. Februar 1875

von

Dr. L. Hermann,
Professor der Physiologie an der Universität zu Zürich.

Meine Herren! Wir können unsere heutigen Verhandlungen nicht beginnen, ohne des schmerzlichen Verlustes zu gedenken, den unsere Gesellschaft, unsere polytechnische Hochschule, den die Wissenschaft seit unserem letzten Beisammensein erlitten hat. Zu der Sitzung vom 18. Januar hatte sich in unsere Traktandenliste zu einer Mittheilung über das elektrische Pyrometer von Siemens eingezeichnet Herr Professor Johann Jakob Müller. An demselben Abend, den er uns in gewohnter Weise durch die Klarheit seiner Rede und die Gediegenheit seines Wissens genussreich machen sollte, waren wir berufen, seine Leiche zur letzten Ruhestätte zu geleiten.

Gestatten Sie mir, meine Herren, einige Worte der Erinnerung an unser dahingeschiedenes Mitglied. Sein leider so kurzer Lebenslauf hat nichts von grossen Schicksalen zu verzeichnen. Still wandelte er dahin, in strenger Arbeit, deren Möglichkeit er durch Entbehrungen zu erkaufen hatte. Geboren am 7. März 1846 in Stecken bei Seen, besuchte er 1852—58 die Elementarschule zu Elsau, dann bis 1862 die Sekundar- und Industrieschule zu Winterthur; im Herbst 1862 trat er an das dortige Gymnasium über, und im Herbst 1864 an die Zürcher Universität, um Medicin, in Wahrheit aber mit der ganzen Energie seines Wesens, besonders deren sicherste Grundlage, die Naturwissenschaften, zu studiren. Reichlich benutzte er auch die im Polytechnikum gebotene Gelegenheit, sich in der mathematischen Physik und in der reinen Mathematik die gründlichen Kenntnisse und die Sicherheit zu erwerben, durch die sich alle seine

späteren Arbeiten auszeichnen. In seinen medizinischen Studien zog ihn namentlich die Physiologie mächtig an. Lange Zeit arbeitete er als Assistent bei Adolph Fick, dem das Verdienst gebührt, frühzeitig die ungewöhnliche Begabung des jungen Mannes erkannt, und seinen Bestrebungen Richtung gegeben zu haben. Fick selbst sagte zu mir 1868 in Dresden: in Müller habe ich ein Genie entdeckt, das an Helmholtz erinnert. In diese Studienzeit fallen 2 umfassende und schwierige Untersuchungen; die eine über die Abhängigkeit der negativen Schwankung des Nervenstrangs von der erregenden Stromstärke (mitgetheilt in dem von Fick herausgegebenen Hefte physiologischer Untersuchungen), die andere über den Drehpunkt des menschlichen Auges, welche er als Dissertation bei seiner im Sommer 1868 erfolgten Promotion drucken liess. Auf zwei ungemein weit von einander abliegenden experimentellen Gebieten hatte Müller schon jetzt schwierige Methoden, complicirte Apparate nicht bloss mechanisch handhaben, sondern sinnreich verbessern, ja neu construiren gelernt, und die Dissertation über den Augendrehpunkt, seine erste Publikation, liess schon in der Exaktheit und Schärfe der Darstellung schwieriger Gegenstände einen ungewöhnlichen Geist erkennen. Im gleichen Sommer machte er wie das Doctorexamen auch die medicinische Concordatsprüfung. Nach der Promotion ging er im Herbst 1868 nach Leipzig, wo er ein Semester lang physikalisch-mathematischen Studien oblag und in Ludwig's Laboratorium physiologisch arbeitete. In diese Zeit fällt eine Arbeit über die Athmung in der Lunge, worin die schwierige Frage behandelt wird, ob das Lungengewebe beim respiratorischen Gasaustausch einen spezifischen Einfluss ausübe. Schnell hatte er wiederum in ein ganz anderes experimentelles Gebiet sich hineingearbeitet und alle Schwierigkeiten der gasometrischen Analyse mit spielender Leichtigkeit überwunden. Den grössten Theil des Jahres 1869 brachte er dann in Heidelberg bei Helmholtz zu, um sich mit seinem physiologischen Lieblingsgebiet, dem er auch später als Physiker treu blieb, mit der Physiologie der Sinneswahrnehmungen eingehend zu beschäftigen. Eine Arbeit „zur Theorie der Farben", gedruckt in Gräfe's Archiv und später in Pogg. Ann., war die Frucht dieser Studien; sie behandelt mit bewundernswürdiger experimenteller und kritischer Schärfe die Young-Helmholtz'sche Theorie der Farbenperception. Gegen Ende 1869 kehrte er nach Leipzig zurück, um eine Assistentenstelle bei Ludwig zu übernehmen. Aber schon im Sommer 1870 sehen wir ihn den wahrscheinlich längst geplanten Uebertritt von der Physiologie zur Physik vollziehen, indem er sich für Physik habilitirt. An Helmholtz hatte er in diesem Schritte einen Genossen; die Physiologie, in ihrem grösseren Theil eine angewandte Physik, führt fortwährend auf ungelöste physikalische Probleme, und bei der Beschäftigung mit diesen überwiegt leicht das allgemeine Interesse über das Spezielle des Anwendungsfalles, so dass zwei Forscher ersten Ranges, Helmholtz und Müller, es vorgezogen haben, ihre ganze Kraft den allgemeineren Fragen zu widmen, indem sie das thierische Objekt verliessen und Physiker wurden. Beide

aber liessen auch später die Physiologie, besonders das Gebiet der Sinnesorgane, nicht aus den Augen. Müller publizirte als Physiker noch eine in das Jahr 1871 fallende physikalisch-physiologische, auf mathematischen Calcul gegründete Arbeit über die Tonempfindungen und 1872 eine Arbeit über den Einfluss der Raddrehung des Auges auf die Tiefenwahrnehmung; ja noch im letzten Jahre betheiligte er sich lebhaft bei der Arbeit des Hrn. Dr. Kleiner über die Wirkung intermittirenden Lichts auf das Auge.

Die Hauptarbeit Müller's war aber seit 1870 der Physik gewidmet, der er sich sorgenfrei hingeben konnte, nachdem er im Herbst 1872 als Professor an das eidgenössische Polytechnikum berufen war. Hier in Zürich krönte Müller eine lange treue Liebe Ostern 1873 durch Heimführung der Braut; hier sollte auch seine Thätigkeit ihren frühen Abschluss finden.

Durch seine mathematische Begabung und Kenntnisse besass Müller für die Physik die sicherste Grundlage. Bedeutende theoretische und experimentelle Arbeiten hat er in den wenigen Jahren geliefert: über elastische Schwingungen, über die Fortpflanzung des Lichtes, über die Interferenz des Lichts bei grossen Gangunterschieden, über die spezifische Wärme der gesättigten Dämpfe, über ein aus dem 2. Satz der mechanischen Wärmetheorie sich ableitendes mechanisches Prinzip. Ueberall Scharfsinn, Tiefe des Gedankenganges, sinnreiche Methode, Vorsicht des Urtheils, überall jener den wahren Forscher charakterisirende umfassende Blick über die Tragweite des Resultats, der die Ergebnisse der speziellen Untersuchung weit hinausträgt in die unendlichen Fernen des Weltalls. Dabei beschäftigten ihn fortwährend und lebhaft die Fragen nach den Grundlagen der menschlichen Erkenntniss; wie ernst Müller dieser kritischen Untersuchung oblag, wird bezeugt durch einen im Winter 1872—73 im hiesigen Rathhaus gehaltenen Vortrag, sowie durch die Thatsache, dass Müller bei Besetzung einer Professur der Psychologie und inductiven Philosophie an unserer Universität ernstlich in Frage kam.

In einer scharfsinnigen Untersuchung über eine der wichtigsten und tiefsten Fragen der Elektricitätslehre war Müller begriffen, als ihn die Krankheit erfasste und schnell dahinraffte. Am 27. Dezember 1874 kam er von einem Besuche unwohl nach Hause; es entwickelte sich ein schwerer Typhus, dessen unheilvolles Ende er vorausahnte. Trotz der sorgfältigsten Pflege seitens der treuen Gattin, die jetzt an der gleichen Krankheit darniederliegt, schloss er am 15. Januar Morgens sein arbeitsvolles Leben. Erschütternd flog die Trauerkunde durch die Stadt.

Viele Berufsgenossen haben wir in den letzten Jahren zu Grabe getragen, viele, denen einzelne von uns persönlich näher standen; aber in keinem Falle darf ich sagen, war der Eindruck so niederschmetternd, das Ereigniss so tragisch. Einen Jeden von uns durchzuckt es wie eine Mahnung an die unsägliche Vergänglichkeit alles Menschlichen. Mitten aus fruchtbarer Arbeit, aus segensreicher Lehrthätigkeit, aus glücklichster Häuslichkeit sahen wir einen Mann, fast noch Jüngling, dahingerafft, von dem wir dachten, dass er erst am Anfang einer glänzenden Laufbahn stehe.

Dass Müller ein ungewöhnlicher Mensch war, fühlte jeder, auch der ferner Stehende, ja selbst der mit seinen Publikationen Unbekannte. Bei seiner zurückhaltenden, an Schüchternheit grenzenden Bescheidenheit fiel jedem sofort die ruhige Bestimmtheit seines Ausdrucks doppelt auf, sobald der Gegenstand wissenschaftlich war. In die kürzesten Worte wusste er in der Diskussion eine Fülle von Gründen, von Kenntnissen mit exaktester Gruppirung zu kleiden. Er setzte im wissenschaftlichen Gespräch ebenso wie in seinen Schriften beim Hörer und Leser viel voraus und zog ihn dadurch auf einen höheren Standpunkt. Am schönsten aber ersieht man seine glänzenden Eigenschaften aus seinen Schriften. Manche davon wird seinen Namen unsterblich machen. Unberechenbar ist der Verlust, den die Wissenschaft, den die Physik und auch mein Fach, die Physiologie, durch sein frühes Ende erlitten haben. Gewisse Dinge enthüllen sich nur auserwählten Geistern, zu denen auch Müller gehörte. Nicht Alles erscheint auf dem sichern Wege des Weiterbaues. Ein Gedankenblitz eröffnet oft neue ungeahnte Bahnen. Gerade in dieser letzteren Hinsicht ist jeder Tag des Lebens eines genialen Forschers wie ein Feld, auf dem ein neuer Schatz erscheinen kann, der vielleicht noch ein Jahrhundert unentdeckt ruhen würde. Desshalb ist der Verlust Müller's ein unersetzlicher.

Meine Herren, unsere Gesellschaft kann keine Denkmäler setzen, als die der persönlichen Erinnerung. Ich bitte Sie, ehren Sie heute das Andenken unseres unvergesslichen Todten durch ein kleines Zeichen, erheben Sie sich von Ihren Sitzen!

In demselben Bande der „Vierteljahrschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich“ befindet sich S. 151 ff. in chronologischer Reihenfolge die folgende, von Professor W. Fiedler bewirkte Zusammenstellung sämmtlicher von Müller veröffentlichter wissenschaftlichen Abhandlungen nebst der bereits erwähnten Rede Fiedler's am Grabe Müller's:

Eine Aufführung der veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten J. J. Müller's nach der Zeitfolge ihres Erscheinens wird hier am Platze und, wie wir hoffen, vielseitig willkommen sein.

Die erste veröffentlichte Arbeit stammt aus Müller's Studienzeit in der medicinischen Facultät in Zürich und scheint aus Stipendiatenarbeiten vom Frühjahr 1866 und Frühjahr 1867 entstanden zu sein, die ich unter den Papieren gefunden habe, „Ueber das Verhältniss der Begriffe: Convexlinse und Sammellinse, Concavlinse und Zerstreuungslinse“, und „Ueber gewisse Eigenthümlichkeiten einiger besonderen Arten von Linsensystemen“. Sie ist überschrieben:

I. Zur Dioptrik der Linse; von Jacob Müller, stud. med. in Zürich und steht im 130. Bd. von „Poggendorff's Annalen“ pag. 100—118. Darauf folgt die seinem Lehrer und Freunde Prof. Adolf Fick gewidmete Inaugural-Dissertation

II. Ueber die Entstehung unserer Gesichtswahrnehmungen im 53. Bd. der „Zeitschrift für Philosophie und philos. Kritik“ von Fichte, Ulrici und Wirth; pag. 69—123.

Gewissermassen die gründliche Durchführung der vorerwähnten These 2). Der Verfasser sagt in einer Schlussnote, dass er auf die specielle Anregung der Herren Prof. Fick und Kym sich zur Veröffentlichung entschlossen. Die Abhandlung ist wohl entstanden aus einem Vortrage, den Müller als Assistent des physiologischen Laboratoriums in Zürich im Mediciner Kränzchen im Januar 1868 gehalten hat. Unter dem Titel „Ueber den motorischen Zusammenhang der Augen“ finde ich die Niederschrift desselben unter den Papieren. Demselben war im Winter 1866/67 ebendort ein Vortrag „Ueber die Retina“ vorausgegangen, dessen Entwurf auch noch vorhanden ist.

Aus der Zeit seiner Assistenz am hiesigen physiologischen Laboratorium haben wir sodann die Arbeit

III. Ueber die Abhängigkeit der negativen Schwankung des Nervenstromes von der Intensität des erregenden elektrischen Stromes. In den „Untersuchungen a. d. Zürcher physiol. Laboratorium“ I. pag. 98—128. Mit 1 lith. Tafel.

Unter den Papieren fand ich dat. 11. Juni 1869, Heidelberg, einen druckfertig ausgearbeiteten Satz über das Galvanometer; veröffentlicht ist derselbe wohl nicht. Es folgten

IV. Untersuchungen über den Drehpunkt des menschlichen Auges. Zürich, 1868. 24 S. 4. Mit zwei lithogr. Tafeln.

Unter den ihr angehängten Thesen steht: 1) Es gibt weder Materie noch Kraft. 2) Die Bildung der Gesichtswahrnehmungen liefert directe Beweise dafür, dass das, was man Muskelgefühl nannte, nichts anderes ist als die Kenntniss der zu den Muskeln gesandten Willensimpulse. 6) Die „allgemeine Bildung“ des Menschen sollte das Verständniss der mechanischen Wärmetheorie in sich schliessen. Wie die letzte Thesis, so bezeugte auch die gehaltene „Praelectio: „Ueber ein neues Princip zur Bestimmung der Ladungszeit electrischer Leiter u. der Fortpflanzungsgeschwindigkeit elektrischer Processe“ die entschiedene Hinneigung des jungen Gelehrten zur Physik. Auch diese Inaugural-Vorlesung habe ich als gehalten am 8. Juli 1868 unter den Papieren vorgefunden.

Die Dissertation ist wieder abgedruckt worden im 14. Bd. des „Archiv für Ophthalmologie“ pag. 183—218. Mit zwei Tafeln.

An sie schliesst sich an die Abhandlung

V. Ueber die Athmung in der Lunge. Aus dem physiologischen Institute in Leipzig, der K. S. Gesellschaft der Wissenschaften vorgelegt am 1. Juli 1869. Gedruckt in den Berichten der Math-phys. Classe von 1869, pag. 149—188. Mit Figuren im Text.

VI. Zur Theorie der Farben. Dat. Winterthur, August 1869. Gedruckt im 15. Bd. des „Archiv für Ophthalmologie“, pag. 208—258. Mit 1 lith. Tafel. Mit Berichtigung zahlreicher Druckfehler wiederholt

im Bd. 139 pg. 411—431 und pg. 593—613 von „Poggendorff's Annalen". Man sieht aus der Abhandlung, dass Müller sich damals mit Riemann's und Helmholtz's Arbeiten „Ueber die Hypothesen (resp. Thatsachen), welche der Geometrie zu Grunde liegen", beschäftigte, was die Papiere gleichfalls bestätigten. Sodann

VII. Ueber elastische Schwingungen. Dat. Leipzig, März 1870. In „Berichte der math.-phys. Classe der K. S. Gesellschaft der Wissenschaften". 1870, pg. 1—3. Wieder abgedruckt in „Poggendorff's Annalen", Bd. 140, pg. 305—308.

Am 15. Januar 1870 hatte Müller seine Probevorlesung bei der Habilitation in Leipzig gehalten, auch sie habe ich unter den Papieren vorgefunden.

VIII. Ueber eine neue Ableitung des Hauptsatzes der Psychophysik. Dat. Leipzig, im December 1870. Gedruckt in „Berichte etc." 1870, pg. 328—337.

IX. Beobachtungen über die Interferenz des Lichtes bei grossen Gangunterschieden. Dat. Leipzig, im Februar 1871. „Berichte etc." 1871, pg. 19—24. Wieder abgedruckt in „Poggendorff's Annalen", Bd. 150, pg. 311—317.

Ausser dieser Zeit mögen unter den Papieren stammen eine Entwickelung „Ueber die Intensitätsformeln für die Beugungsbilder eines Gitters", eine andere über „Circulare Combinationsschwingungen" und eine dritte über „Interferenzsysteme verschiedener Ordnungen". Es folgen gedruckt

X. Ueber die Tonempfindungen. Dat. Leipzig, im April 1871. „Berichte" 1871, pg. 115—124.

XI. Ueber den Einfluss der Raddrehung der Augen auf die Wahrnehmung der Tiefendimension. Dat. Leipzig, April 1871. „Berichte" 1871, pg. 125—134.

XII. Ueber die Fortpflanzung des Lichtes. Dat. Leipzig, im November 1871. Gedruckt im Bd. 145 von Poggendorff's Annalen". pg. 86—132. Mit 1 lith. Tafel.

Die letzten 4 veröffentlichten Arbeiten endlich entsprangen seiner Thätigkeit als Professor der Physik am Polytechnicum in Zürich und zeigen deutlich den für die Wissenschaft so vielverheissenden Geist derselben; sie betrafen zunächst die mechanische Wärmetheorie.

XIII. Ueber die specifische Wärme der gesättigten Dämpfe. Dat. Zürich, im August 1873. Jubelband von „Poggendorff's Annalen", pg. 227—234.

XIV. Ueber eine Erweiterung der Hamilton'schen Bewegungsgleichungen. Zürich, 4. September. 1873. Gedruckt in dieser Vierteljahrsschrift. 18. Jahrgang, pg. 161—165 als vorläufige Uebersicht zu

XV. Ueber ein aus der Hamilton'schen Theorie der Bewegung hervorgehendes mechanisches Princip. Dat. Zürich, im April 1874. In Bd. 152 von „Poggendorff's Annalen", pg. 105—131.

Eine Betrachtung über den Verlauf der Bewegungen im Universum, welche sein philosophischer Geist daran knüpfte, soll, wie ich ihren Ent-

wurf vorfand, im nächsten Heft dieser Vierteljahrsschrift veröffentlicht werden, da sie für dieselbe versprochen war.

XVI. Ueber das Verhältniss der specifischen Wärmen bei constantem Druck und bei constantem Volumen. Dat. Zürich, December 1874. In Bd. 154 von „Poggendorff's Annalen", pg. 113—127.

Der Tod hatte ihn schon abgerufen, als die Correctur hier einging. Die trefflichen Vorlesungen im Sommersemester 1874 „über die Anwendung der mechanischen Principien auf die Theorie der Wärme" hatten all' das gründlich ausgeführt; und der Einfluss des vollzogenen Fortschrittes zeigte sich auch in der neuen Führung der Vorlesung über technische Physik im Herbste 1874.

Aber schon zur Zeit der Abfassung des letztgenannten Aufsatzes war Müller's geistige Arbeit längst ganz besonders durch das allem Anschein nach eben in einer wichtigen Entwickelungsphase stehende Gebiet der Elektrodynamik vorwaltend angezogen worden. Man findet oben p. 135 u. f. den Bericht über eine daraus entsprungene Experimentaluntersuchung und ich kann vielleicht später auch über anderes, was damit in Zusammenhang steht, einiges veröffentlichen. In einer Vorlesung über die Elektrodynamik, die mit einer gründlichen Theorie vom Potential begann, wollte er eben wohl auch die Resultate seiner Denkarbeit auf diesem Gebiete seinen Zuhörern mittheilen. Die weitere Ausarbeitung derselben in der Weihnachtszeit störte die Krankheit, und der unerbittliche Tod schnitt sie ab.

Die Papiere Müller's zeigen eine Fülle von Andeutungen und Gedanken über geplante Untersuchungen und Arbeiten und sie enthalten in einigen Richtungen schon weitgehende Ausführungen. So über Hydrodynamik, der er ein vollständiges Werk zu widmen gedachte; über die Wärme, für welche diess gleichfalls in seinem Plane lag und eine theilweise Ausführung vorliegt; über die philosophischen Principien der Dynamik, etc. Sein früher Tod (geb. am 7. März 1846 starb er 15. Januar 1875) war ein schwerer Verlust für die Wissenschaft. W. Fiedler.

Der Allgemeinheit dieses Gefühles gab das Grabgeleite Ausdruck, welches am Abend des 18. Januar in endlosem Zuge unter Fackelschein trotz des niederströmenden Regens die Leiche nach dem neuen Friedhofe der Kirchgemeinde Neumünster führte. Am Grabe sprach nach dem Choral „Es ist bestimmt in Gottes Rath" Namens der Studentenschaft der Polytechniker Zürcher warme Abschiedsworte und im Namen der Collegen Prof. Fiedler wie folgt:

„Ja, hochverehrte Leidtragende, insonderheit verehrte Herren Collegen, in deren Namen ich hier spreche, und theure Commilitonen, schmerzvoll und tief erschüttert stehen wir an diesem Grabe! Denn es schliesst sich über dem Sohn und Bruder, dem Einzigen, der die Freude und der Stolz der Eltern war, und in welchem sich mit dem Eintritte in eine grosse öffentliche Wirksamkeit an unserer polytechnischen Schule, der Hochschule seines Vaterlandes, die schönsten Hoffnungen erfüllten, die sie von ihm

hegten; es raubt der Gattin den treuen Gatten, der vor kaum 2 Jahren ihr, der Gespielin und dann der treuen Geliebten seiner Jugendjahre, sich auf immer verbunden hatte. Sie trauert nun schon einsam um ihn und die kurze Zeit des gemeinsamen Glückes steht wie ein schöner Traum in ihrem Leben. Wir fühlen diesen Schmerz nach und ehren ihn.

Euch, meine lieben jungen Freunde, entreisst dies Grab einen Lehrer, der durch die Tiefe, den Umfang und die Sicherheit seines Wissens sich sofort Eure Achtung erzwang, und durch die treue Hingabe an seinen Lehrberuf bald Eure Verehrung und Liebe gewann; uns den vortrefflichen Collegen, dessen Werth wir Aelteren alle, die wir an seinem Grabe trauern, rasch erkannt und auf dessen energische, vom Feuer der Idee beseelte Thätigkeit wir und mit uns die hohe Behörde des schweizerischen Schulrathes für den Ausbau der physikalischen Disciplinen im Organismus unserer Hochschule grosse und weitgehende und im Hinblick auf seine jugendliche Kraft ach so sichere Hoffnung gebaut hatten; mir verhüllt es in Nacht den jungen Freund, mit dem gemeinsame wissenschaftliche Interessen mich rasch zusammengeführt hatten, und in dessen idealer Lebensauffassung ich so viel Verwandtes wiederfand; dessen festes Vertrauen besessen zu haben — er bewies es mir noch in Vorahnung seines Endes bei Ausbruch seiner Todeskrankheit — ich immer froh und dankbar mich erinnern werde.

Dass seine Todesahnung Recht hatte und dass ich mit meinem zuversichtlichen Glauben an sein Leben, mit meinem ermuthigenden Zuspruch, der ihm wirklich die Hoffnung wieder erweckte, so jammervoll Unrecht behalten musste! Ich schöpfte diesen Glauben ja aus dem Gefühle Deines Werthes, theurer, geschiedener Freund, das in mir so lebendig war und ist!

Ja, meine Freunde, er war ein Jüngling fast noch an Jahren, aber er war ein Mann an Reife des Geistes, reif nach Vollendung einer vielseitigen Gedankenarbeit, wie sie selten in solcher Jugend durchmessen wird, in Philologie und Mathematik, in Physiologie und Psychologie; dabei ferne von der Meinung, fertig zu sein, nein, das Beste was wir Gelehrten sein können, ein unsterblicher Student, mit immer wachsendem Erfolg das von ihm erwählte schöne und reiche Gebiet bemeisternd, stetig an Fähigkeit zunehmend, mit ächt philosophischem Geiste zur volleren Erkenntniss desselben beizutragen. Schon hatte er würdig begonnen, Bedeutendes schwebte ihm in sicherer Nähe vor; das Geleistete sichert ihm einen Platz in den Annalen der Wissenschaft. Ach, dass es ein Platz ist unter den zu früh Gestorbenen, den Cotes, Petit, Abel und Ritter! In solchem Grade in den höchsten Regionen des Gedankens heimisch, eine feine durchgeistigte Natur, hatte er sich ein warmes Herz bewahrt für das Wohl des gesammten Volkes, für die Hebung seiner Bildung und seines Glückes im weitesten Umfang. Er war von festen und klaren Ueberzeugungen, liebenswürdig im lebendigen Gedankenaustausch und von bescheidener Zurückhaltung. Und er war, dass ich ohne viel Worte das Grösseste sage, eine vielverheissende Forschernatur und zugleich — Ihr habt es empfunden, meine

jungen Freunde! — ein unermüdlicher, der Jugend aufrichtig und ganz hingegebener Lehrer; streng gegen sich selbst, treu bemüht, der Zuhörerschaft sein Bestes zu geben, das gründlich Durchdachte immer von Neuem sorgsam durcharbeitend, um es zu vollenden, voll des edeln Ehrgeizes, vor Allem diese Seite seiner Arbeit wirksam und fruchtbar zu machen. Wiederholt habe ich ihm den Glauben daran gestärkt, als er selbst noch zweifelte an seinen Erfolgen. O, möchte doch ein Band der Seelen in dieser Stunde zu ihm reichen, damit er das Feuer der Liebe in Euren Herzen brennen sähe, an dem ihr diese Fackeln angezündet habt und das nicht mit ihnen verlöschen wird!

Ja, Ihr habt recht gefühlt, meine Freunde, als in den Morgenstunden am Freitag die Todeskunde mit elektrischer Schnelle durch Eure Reihen flog: der da Euch und uns Allen starb, war ein Denker und ein treues edles Herz zugleich!

So legen wir den Lorbeer des Ruhmes und die Blumen, die Sinnbilder der Jugend und der Liebe, mit gleichem Rechte nieder auf diess sein allzufrühes Grab — und so geloben wir an demselben, dass sein Andenken unter uns bleibe und nachwirke! Denn das Andenken der Edeln soll nicht untergehen und ihr Wirken bleibt im Segen. Die Erinnerung an Dein der Erforschung und der Lehre der Wahrheit hingegebenes Leben, mein theurer Freund, sei uns ein unvergängliches Vorbild! Wir vergessen Deiner Treue nimmermehr! Friede Deiner Asche!“

Es folgte der Dank für das zahlreiche Erscheinen und der Schluss der Feierlichkeit durch Student Zürcher.

Ueber die folgende posthume Arbeit und die ihr zu Grunde liegenden Ideen habe ich mich bei meinem letzten persönlichen Gedankenaustausch mit Müller eingehend von ihm unterrichten lassen. Dieselbe befindet sich gleichfalls in dem erwähnten Bande der Vierteljahrschrift S. 135—150.

Mittheilung über eine von dem verstorbenen Prof. J. J. Müller begonnene Untersuchung über den Einfluss von Isolatoren auf elektrodynamische Fernwirkung. Von Dr. A. Kleiner.

I.

Professor J. J. Müller war im letzten Vierteljahr vor seinem Tode mit der experimentellen Untersuchung über den Einfluss von Isolatoren auf die Induction beschäftigt, aus der er herausgerissen wurde, als sich eben sichere Resultate zu zeigen anfingen; er theilte dieselben noch während der Krankheit Herrn Prof. Dr. Fiedler bei dessen letztem Besuch in folgenden Worten[1]) mit:

1) „Isolirende Medien üben auf die Stärke der Induction den entgegengesetzten Einfluss aus, wie der inducirte Magnetismus der Leiter.“

[1]) Siehe das Protokoll der Sitzung vom 1. Februar a. c.

2) „Statische Electricität, auf Isolatoren angehäuft, übt einen Einfluss auf die Stärke der Induction aus.“ Er fügte hinzu: „Beides mit grosser Wahrscheinlichkeit.“

Die Bedeutung der vorliegenden Frage, sowohl für die Theorie der Induction, als im Weitern für unsere Anschauung über die Natur der Electricität, ist einleuchtend; und weil der Verstorbene mit so grosser Energie sich der Aufgabe widmete und mit Zuversicht aus den bisherigen Versuchen auf positive Resultate schliessen zu können glaubte, so halten wir es für unsere Pflicht, hier die Versuchsmethode und die bisherigen Resultate mitzutheilen.

Die Versuche beabsichtigen eine Parallele zu finden zu dem Einfluss von Isolatoren auf die Fernwirkung von statischer Electricität, den Erscheinungen der Dielectricität; es fragt sich also, ob dielectrische Körper[1]) nicht auch auf die Fernwirkung der dynamischen Electricität einen Einfluss haben; ein solcher ist bis jetzt nicht experimentell erwiesen[2]); es lässt sich aber *a priori* ein Einfluss erwarten, wenn man bedenkt, dass der im Isolator erzeugte Diamagnetismus den entgegengesetzten Einfluss haben wird auf die Induction wie der Magnetismus eines leitenden Mediums, zufolge der entgegengesetzten Polarität; in dieser Beziehung würden die Versuche eine Ergänzung bilden zu den Versuchen Weber's mit den Wismuthstäben; es wäre eine neue Parallele gegeben zwischen Magnetismus und Diamagnetismus. Es fragt sich aber — und darauf ging Müller hauptsächlich aus — ob sich nicht noch eine weitere Abhängigkeit der Induction vom isolirenden Medium ergebe, die im Sinne der Marwell'schen Theorie den Versuchen ein erhöhtes Interesse gäbe[3]).

Ueber die Verknüpfung der Versuchsresultate mit theoretischen Speculationen dieser Art, die dem Verstorbenen offenbar vorschwebten und

---

[1]) In den erwähnten Sätzen wird der Ausdruck Isolatoren gebraucht, wohl mit einer allgemeinern Auffassung für „dielectrische Körper“. In der That wurden bei den Versuchen Substanzen von möglichst grosser Dielectricitätsconstante verwendet, Schwefel und Paraffin, die in genügender Quantität verwendbar sind.

[2]) Während des Drucks dieser Mittheilung ist im „*Philosophical Magazin*“, März, eine Abhandlung von Töpler „*On the Experimental Determination of Diamagnetism by its Electrical Inductive Action*“ erschienen, die den Einfluss ganz nach der Methode, wie Müller sie anwandte, zu eruiren sucht. Aus der Stellung des Thema's in unserer Ueberschrift, welche aus dem Nachlass Müller's entnommen ist, geht hervor, dass der Ausgangspunkt seiner Arbeit ein wesentlich allgemeinerer war als der der Arbeit von Töpler.

[3]) Eine ähnliche Frage ist untersucht von Schiller, „Pogg. Ann.“ 152, 4, pag. 563, ohne Erfolg, und die Möglichkeit solcher Einflüsse dielectrischer Medien wurde erörtert von Helmholtz, „Sitzungsberichte der Berliner Akademie“ 1871.

welche wahrscheinlich die Veranlassung zur Untersuchung gewesen, liegen indessen keine weitern Data vor.

II.

Der erste der beiden Sätze bildet eine Antithese zu der Thatsache, dass ein weicher Eisenkern, in eine Inductionsrolle gebracht, die Intensität der Inductionsströme verstärkt, eine Hülse weichen Eisens, über dieselbe Rolle geschoben, sie schwächt. In den zu beschreibenden Versuchen trat daher einfach an die Stelle des weichen Eisens die isolirende Substanz, ein massiver und ein hohler Schwefelcylinder.

Da nur kleine Aenderungen der Stärke der Inductionsströme zu erwarten waren, so mussten die Ströme selbst möglichst stark gemacht werden; die Messung der Stromstärke am Galvanometer musste aber, um genaue Beobachtung und grosse Empfindlichkeit zu erlauben, so eingerichtet werden, dass nur kleine Ausschläge zu beobachten waren. Diesen beiden Bedingungen wurde durch folgende Compensationsmethode genügt, wie sie schon von Dove in dem Differentialinductor zu feinen Messungen angewandt wurde.

Der inducirende Strom durchlief zwei neben einander liegende Drahtrollen in entgegengesetztem Sinne; die in zwei innern Inductionsrollen entstehenden Inductionsströme hatten daher entgegengesetzte Richtung und konnte ihre Stärke durch Verschieben der innern gegen die äussere Rolle leicht so gewählt werden, dass sich die Wirkungen derselben auf die Galvanometernadel gerade aufhoben. Wurde die Stärke des einen derselben nun verändert, so war das Gleichgewicht aufgehoben und der jetzt erfolgende Ausschlag gab direkt die Aenderung der Stromstärke an. Bei nicht vollkommener Compensation wurde die Differenz der Ausschläge beobachtet, die mit und ohne Einfluss der isolirenden Substanz sich zeigten.

Vorläufige Versuche, bei welchen Rollen von bloss ein paar hundert Windungen verwendet wurden und der inducirende Strom von 4 Chromsäureelementen kam, liessen am Wiedemann'schen Galvanometer keine Aenderung der Stärke des Inductionsstroms erkennen, wenn in die eine Inductionsrolle und gleichzeitig über die andere Schwefel- oder Paraffincylinder geschoben wurden. Es wurden freilich dabei auch bloss einzelne Oeffnungs- und Schliessungsinductionsschläge benutzt.

Die gesuchten Wirkungen waren also noch zu schwach, um beobachtet werden zu können; die Empfindlichkeit des Apparates konnte durch drei Mittel verstärkt werden, die sämmtlich nacheinander versucht wurden: Durch Anwendung stärkerer Inductionsströme, also stärkerer inducirender Ströme und grösserer Rollen — dann durch die Steigerung der Empfindlichkeit des Galvanometers — und endlich durch Anwendung irgend einer Multiplicationsmethode bei Bestimmung der Stärke der Inductionsströme am Galvanometer. Der Dove'sche Disjunctor z. B., der Inductionsströme von gleicher Richtung anwenden lässt, hätte grössere und zugleich stationäre Ausschläge ergeben müssen.

III.

Es wurde nun als Inductionsapparat der elektro-magnetische Apparat von Ruhmkorff benutzt, der zu Versuchen über Diamagnetismus und über die Drehung der Polarisationsebene des Lichts durch Kreisströme eingerichtet ist. In die Höhlung der Magnete wurden Inductionsrollen von zusammen 13,000 Windungen feinen Drahts gelegt; in die eine derselben konnte ein dünner Schwefelstab gelegt werden. Der inducirende Strom kam von 15 Bunsen'schen Elementen, einigemal von 50.

Der Apparat wurde zuerst so aufgestellt, dass die beiden Magnete mit den Rollen für sich eine möglichst geringe Ablenkung der Galvanometernadel bewirkten; es war dies erreicht, wenn die Axe der Hohlmagnete annähernd senkrecht stand zur Verbindungslinie von Inductionsapparat und Galvanometer. Auf vollständige Compensation wurde verzichtet; es wurden also die Ausschläge beobachtet, welche durch Ueberwiegen der stärkern Rolle erfolgten, mit und ohne Schwefelkern in derselben.

Das Galvanometer war ein empfindliches Wiedemann'sches mit guter Dämpfung. Es findet sich über diese Versuche noch folgendes Protokoll:

Ablenkung durch die Magnete: 2 Scalenth.

	Ablesungen.	Differenz.	
1) mit Schwefel	328.5 — 360	31,5	31,5
	330,5 — 299	31,5	
	328,6 — 360	31,4	
	330,5 — 299	31,5	
2) ohne Schwefel	329,5 — 361,5	32	31,2
	331,5 — 300,5	31	
	330 — 361	31	
	331,3 — 300,3	31	
	329,3 — 360,7	31,4	31,2
	330 — 361	31	
	329,3 — 360,7	31,4	
	331 — 360	31	
3) mit Schwefel	329,3 — 360	30,7	30,8
	331 — 300,5	30,5	
	330 — 361	31	
	331 — 360,8	30,8	
	330,3 — 361,7	31,4	
	332 — 301,5	30,5	
4) ohne Schwefel	330,3 — 361,5	31,2	31,4
	332 — 300,7	31,3	
	330,3 — 361,5	31,2	
	331,3 — 300,5	30,8	

Aus den drei letzten Versuchsreihen scheint hervorzugehen, dass der Ausschlag grösser war, wenn kein Schwefelkern eingeschoben war. Dies wäre im Sinn einer Verminderung der Stärke des betreffenden Inductionsstromes durch den Schwefel zu deuten, wenn letzterer in diejenige Rolle eingeschoben war, welche ursprünglich den schwächern Strom gab; der

durch das Ueberwiegen der andern Rolle bedingte Ausschlag musste dann stärker werden. Dies scheint der Fall gewesen zu sein.

Der Strom wurde einige Male aus Rücksicht auf die Electromagnete gewechselt.

Die Aenderungen der Stromstärke waren jedenfalls klein gegenüber den zufälligen Aenderungen, welche die Ruhelage der Galvanometernadel zeigte und erfolgten nicht immer im gleichen Sinne; es wäre desshalb aus den Resultaten keine Ermuthigung zur Fortsetzung der Versuche zu ziehen gewesen, wenn es sich nicht gezeigt hätte, dass die verwendeten Inductionsströme, einzeln für sich geprüft, sehr schwache waren, vielleicht noch schwächer, als in den Vorversuchen. Eine oberflächliche Prüfung ergab, dass die Inductionswirkung im Innern des Ruhmkorff'schen Apparats viel schwächer war, als ausserhalb.

Die Ursache der Schwächung der inducirenden Wirkung des doch ziemlich starken Stroms fand Müller in den Hohlmagneten, an deren Hohlfläche die elementaren Kreisströme eine dem inducirenden Strom entgegengesetzte Richtung haben, so dass sie denselben nahezu compensiren.

Der betreffende Apparat ist daher nicht mit Vortheil zu benutzen in Fällen, wo es sich um starke inducirende Wirkungen handelt.[1])

Da die Magnete nicht entfernt werden konnten, wurde der Apparat verworfen und schliesslich folgende Zusammenstellung gemacht und beibehalten:

IV.

Als inducirende Rollen dienten 4 grosse Drahtrollen von einem sehr grossen Electromagnet, die zu zwei Säulen zusammengestellt wurden (vrgl. Fig. 1 u. 2, R.). Der äussere Durchmesser derselben betrug 250 mm, die Höhe beider zusammen 450 mm. Sie hatten eine innere Höhlung von 90 mm Durchmesser. In diese Höhlung wurden die Inductionsrollen (Fig. 1 u. 2, J.) gestellt, die einen äussern Durchmesser von 60 mm und einen innern von 27 mm hatten.

Die Zahl der Windungen jeder derselben war ziemlich genau 10000. Zwischen die grosse inducirende Rolle und die Inductionsrolle konnte ein hohler Schwefelcylinder (Fig. 1, 2, S) mit den Radien 90 und 60 mm gebracht werden, während gleichzeitig in das Innere der andern Inductionsrolle ein massiver Schwefelstab gestellt werden konnte. Um die Rollen möglichst genau in einer einmal angenommenen Stellung zu fixiren, war die Fig. 1 angegebene Einrichtung getroffen: Diejenige Inductionsrolle, um welche herum der Hohlcylinder von Schwefel gelegt werden sollte, war

[1]) Dies beiläufige Versuchsresultat ist weiterer Prüfung werth. Nach Faraday verstärken dünne Eisenröhren die Drehung der Polarisationsebene einer Substanz, dicke vermindern sie; der erwähnte Ruhmkorff'sche Apparat ist daher auch für die Untersuchung der Drehung der Polarisationsebene in Flüssigkeiten nicht günstig eingerichtet.

fixirt durch einen centralen Holzcylinder, dessen oberes Ende durch Schrauben befestigt war; durch eine Sperrschraube konnte die Inductionsrolle vollkommen fest um diesen Stab geschoben werden. Diese Vorsichtsmassregel war nothwendig, weil bei der sehr grossen Empfindlichkeit des Galvanometers die kleinste Verschiebung der Inductionsrolle eine Aenderung der Stärke der Inductionsströme hervorrufen konnte, die vergleichbar war mit der zu suchenden, vom Einfluss des isolirenden Mediums herrührenden. Die andere Inductionsrolle, deren Inneres die massive Schwefelstange aufnehmen sollte, wurde am Boden durch eine Versenkung, oben durch einen Messingring fixirt; letzterer konnte mit sammt der Rolle durch einen grössern äusseren Ring auf Stellschrauben gehoben und gesenkt und es konnte dadurch im Anfang einer Versuchsreihe die Wirkung dieser Inductionsrolle mit grosser Annäherung gleich der der andern gemacht werden. Durch Regulirung der Schrauben konnte man die Compensation beliebig weit treiben.

Die Zuleitungsdrähte zu diesem Inductionsapparate wurden, da die kleinste Verschiebung derselben sich am Galvanometer bemerklich machte, in paralleler Richtung am Boden befestigt und in derselben Weise die Leitungsdrähte der Inductionsströme zum Galvanometer geführt.

Starke inducirende Ströme konnten nicht gebraucht werden, weil die Contactstellen sonst verbrannten und so keine vergleichbaren Inductionsströme erhalten wurden. Es wurden desswegen bloss 15 Bunsen'sche Elemente verwendet.

Eine directe constante Einwirkung des Hauptstromes in den Zuleitungsdrähten, den grossen Rollen und der in der Küche nebenan befindlichen Batterie auf das Galvanometer wurde dadurch paralysirt, dass der Strom durch einen Wheatstone'schen Rheostaten in der Nähe des Galvanometers (W, Fig. 2) geschickt wurde, ehe er durch die inducirende Rolle ging. Die Stellung und die Anzahl der wirksamen Windungen im Rheostaten konnte mit grosser Sicherheit und Feinheit so regulirt werden, dass die Fernwirkung derselben auf das Galvanometer die Summe der erwähnten übrigen directen Einflüsse aufhob, so dass also auf das Galvanometer bloss die Inductionsströme wirkten. (Die Zusammenstellung der Apparate zeigt schematisch dargestellt Fig. 5, Ansicht von oben.)

Um das Galvanometer empfindlicher zu machen, wurde die dämpfende Kupferkapsel weggenommen und dafür der Magnet durch beidseitig angebrachte Papierscheiben abgeschlossen; dadurch wurde zugleich ermöglicht, die beiden Drahtrollen des Galvanometers möglichst nahe an den Ringmagnet zu schieben. Da eine Dämpfung nicht wohl zu entbehren war, so wurden in der Axe der Galvanometerrollen in einiger Distanz zwei andere Rollen (rr') aufgestellt, durch welche vom Beobachtungsort aus in entgegengesetzten Richtungen von 2 besondern Elementen (E, Fig. 2) Ströme geschickt werden konnten. Nach gemachter Beobachtung wurden durch Schliessen des einen Stroms die Schwingungen nach rechts, durch

Schliessen des andern diejenigen nach links geschwächt, so dass eine ziemlich wirksame Dämpfung hergestellt war.

Anfänglich wurden wieder nur einzelne Oeffnungs- und Schliessungs-Inductionsschläge benutzt. Das Oeffnen und Schliessen geschah mittelst eines Telegraphentasters mit Platincontacten. Um die Wirkungen zu vergrössern, wurde schliesslich immer die Umlegemethode angewandt;[1]) es wurde 6 mal nach einander in Uebereinstimmung mit der Schwingungsdauer der Galvanometernadel geschlossen und geöffnet und die letzten Ausschläge abgelesen. Andere Methoden, die Wirkungen zu multipliciren, erwiesen sich nicht als praktisch. Bei allen Interruptoren waren die verschiedenen Contacte zu ungleich oder wurden sehr bald durch die starken Ströme verdorben, so dass es nicht gelang, stationäre Ablenkungen zu erhalten.[2])

Die Distanz des Fernrohrs vom Spiegel betrug circa 3 Meter.

Ueber diese Versuche finden sich folgende Tabellen vor:

	Ausschlag	Diff.	
Schwefel	313,8 — 300,5	13,2	
	313,8 — 302	11,8	12,1
	313,9 — 302,5	11,4	
Ohne Schwefel	313,8 — 301	12,8	
	314 — 302,5	11,5	12
	313,7 — 302	11,7	
Schwefel	313,8 — 301	12,8	
	313,7 — 301	12,7	12,9
	313,7 — 300,5	13,2	
	314,3 — 301,3	13	
	314,3 — 302	12,3	12,3
	314,3 — 302,8	11,5	
Schwefel	314,5 — 300	14,5	
	314,6 — 300	14,6	14,4
	314,7 — 300,5	14,2	
Ohne Schwefel	314,5 — 301	13,5	
	314,7 — 301	13,7	13,1
	314,7 — 302,5	12,2	
Schwefel	314,8 — 302	12,8	
	315,1 — 301,5	13,6	12,9?
	315,2 — 302,8	12,4	
Ohne Schwefel	315,4 — 301,5	13,9	
	315,5 — 302	13,5	13,8
	315,4 — 301,3	14,1	

[1]) Vgl. Weber, electrodyn. Maassbest. p. II, p. 346.

[2]) Ein von Müller eigens zu diesem Zwecke bestellter Interruptor mit Quecksilbercontacten, der durch die Helmholtz'sche electromagnetische Rotationsmaschine mit constanter Geschwindigkeit getrieben werden sollte, ist seither eingetroffen; es ist indessen auch mit diesem bis jetzt noch nicht vollständig gelungen, stationäre Ausschläge zu erhalten.

315,6 — 302	13,6		
315,9 — 302,3	13,6	}	13,9
315,9 — 301,5	14,4		

Da nach einer Notiz in diesen Versuchen der Ausschlag bewirkt wurde durch Ueberwiegen der Induction in derjenigen Rolle, die nachher mit dem Schwefelcylinder umgeben wurde, so hatte letzterer nach obiger Tabelle eine Verstärkung zur Folge, in Uebereinstimmung mit Satz 1.

Weiter findet sich folgende Serie:

Schwefel	300,9 — 347	46,1	
	300,8 — 343	42,2	} 44,4
	300,7 — 345,5	44,8	
Ohne Schwefel	300,7 — 348?		
	299,8 — 341,8	42	
	299,2 — 343,3	44,1	} 42,7
	298,9 — 341	42,1	
Schwefel	298,5 — 342	43,5	
	298,8 — 341	42,2	} 43,2
	298,7 — 342,5	43,8	
Ohne Schwefel	298,3 — 342,3	44,0	
	298,3 — 338	39,7	} 41,8
	298,3 — 340	41,7	
Schwefel	298,7 — 340	41,3	
	298,7 — 340,8	42,1	} 41,6
	298,7 — 340	41,3	
Ohne Schwefel	299,2 — 342,5	43,3	
	299,2 — 341,3	42,1	} 42,7
	299,7 — 342,3	42,6	
Schwefel	299,7 — 345	45,3	
	299,8 — 342,3	42,5	} 43,3
	299,7 — 341,9	42,2	
Ohne Schwefel	299,8 — 341,3	41,5	
	299,7 — 344	44,3	} 43,1
	299,7 — 343,3	43,6	

Auch aus dieser Versuchsreihe ergibt sich dasselbe Resultat, es wurde 6 mal geöffnet und geschlossen, ehe abgelesen wurde.

Unter Anwendung beider Schwefelmassen und unter übrigens denselben Umständen ergaben sich folgende Resultate:

Ohne Schwefel	301 — 324	23	
	300 — 322	22	
	299,5 — 321,5	22	} 22,2
	298 — 320,8	22,8	
	298,8 — 320	21,2	
2 Schwefel	293,3 — 316	22,7	
	292,7 — 316,5	23,8	
	292,8 — 318	25,2	} 23,7
	293 — 318	25	
	293,5 — 315,5	22	

Ohne Schwefel	295,8 — 319	23,2	
	296,7 — 319,9	23,2	
	297 — 319,8	22,8	22,8
	297,2 — 320,2	23,0	
	297,3 — 320	22,7	
2 Schwefel	296,8 — 319,3	22,5	
	296,3 — 318	21,7	
	295,3 — 319	23,7	22,5
	294,8 — 317,8	23,0	
	295 — 316,5	21,5	
Ohne Schwefel	294 — 316	22	
	294,3 — 317	22,7	
	293,5 — 316	22,5	22,5
	292,8 — 315,8	23,0	
	292 — 314,5	22,5	
2 Schwefel	293 — 317	24	
	294,8 — 318	23,2	
	294,7 — 317	22,3	22,9
	295,3 — 317	21,7	
	296 — 319,5	23,5	
Ohne Schwefel	299,3 — 321	21,7	
	299,6 — 323	23,4	
	298,6 — 322	23,4	23,0
	298,2 — 321,7	23,5	
	297,5 — 320,3	22,8	

Nach Notizen über das ursprüngliche Stärkeverhältniss der Inductionsströme der beiden Rollen ist zu schliessen, dass die Wirkung des Isolators dem Satz 1 entsprach. Ebenso in einer letzten Folge von Versuchsreihen:

	308,4 — 332,2	23,8	
	306,5 — 333,5	27,0	
	306,4 — 334	27,6	26,4
	306,8 — 334	27,2	
	307 — 333	26	
	307 — 334	27	
2 Schwefel	309,2 — 336	26,8	
	307,5 — 335	27,5	
	307,7 — 333	25,3	26,7
	307 — 334	27	
	307,2 — 333	25,8	
	306,8 — 333,5	26,7	
	308,8 — 335	26,2	
	308,8 — 335,5	26,7	
	309,3 — 337?		
	309 — 334	25	25,6
	309,2 — 334	24,8	
	308,8 — 334	25,2	
	308 — 334	26	
2 Schwefel	307,3 — 333	25,7	
	307,2 — 331	23,8	
	307,2 — 331,8	24,6	25,3
	307,7 — 332,8	25,1	
	307,2 — 333,5	26,3	
	306 — 332,3	26,3	

	301 — 328,5	27,5	
	301 — 327,8	26,8	26,4
	301,8 — 327,2	25,4	
	301,8 — 327,5	25,7	
E Schwefel	299,7 — 326	26,3	
	300 — 325	25	25,6
	300 — 326	26	
	300 — 325	25	
	295,5 — 322,3	26,8	
	295,2 — 322,3	27,1	26,9
	295,1 — 322	26,9	
	294,8 — 321,8	27,0	

Die zweitletzte Versuchsreihe, bei welcher E S notirt steht, bezieht sich auf einen Versuch mit electrisirtem Schwefel. Aus den Tabellen hatte sich mehrmals gezeigt, dass Differenzen im Sinne von Satz 1 im Laufe der Versuche abnahmen und zuletzt ganz verschwanden, und Müller fragte sich, ob nicht die Versuchsresultate so zu deuten seien, dass die beobachteten Differenzen zum Theil daher rühren, dass beim Einschieben des grossen Schwefelcylinders derselbe durch die Reibung an den Wänden mit Electricität beladen werde, die im Verlauf der Versuche sich verlor. Darauf gerichtete Versuche — die letzten, die Müller machte — ergaben, dass das Galvanometer andere Ausschläge zeigte, wenn der Schwefelcylinder möglichst stark electrisirt eingeschoben war, als wenn er möglichst entladen war. Es liegen darüber keine Zahlenreihen mehr vor; Müller hatte in der letzten Stunde, in der er im Laboratorium war, die betreffende Vermuthung gefasst, aus einigen vorläufigen Versuchen einige Wahrscheinlichkeit für dieselbe geschlossen und hatte vor, sie am andern Tag genauer zu prüfen. — Da erkrankte er plötzlich.

Der erste Satz dagegen scheint trotz der kleinen Differenzen mit ziemlicher Sicherheit als erwiesen angenommen werden zu können, weil dieselben immer im gleichen Sinne sich zeigten. Nachträgliche Versuche, die ich selber anstellte, ergaben ebenfalls immer dasselbe Resultat. Vielleicht würden die betreffenden Differenzen grösser bei bestimmten Dimensionen der Isolatoren, analog wie nach Faraday der Einfluss leitender Medien bei dicken Röhren ein anderer ist als für dünnere. Höchst wahrscheinlich wurde aber der Einfluss des Schwefels theilweise verdeckt wegen nicht vollkommener chemischer Reinheit desselben. Bedenkt man, dass nach Weber magnetische und diamagnetische Kräfte zwischen Eisen und Wismuth sich verhalten wie 1470000 : 1, so ist begreiflich, dass ganz kleine Quantitäten magnetisirbaren Stoffes im Schwefel den Einfluss desselben zu verdecken im Stande waren. Auch diese Fehlerquelle wollte Müller beseitigen.

Der Verfasser war bei den Versuchen als Assistent meistens zugegen und hat deswegen diesen Bericht und dessen Verantwortung übernommen."

Da es bei der Publication posthumer Arbeiten stets zweifelhaft bleibt, ob der Verfasser selber den Inhalt derselben für eine Veröffentlichung reif hielt und daher der Nachwelt gegenüber für denselben verantwortlich gemacht werden darf, so mag es mir gestattet sein, hier die folgenden Worte aus einem Briefe von Professor Dr. W. Fiedler an mich d. d. Zürich d. 30. Jan. 1875 anzuführen, welche gleichzeitig dazu dienen sollen, noch einige weitere persönliche Mittheilungen über meinen verstorbenen Freund einzuleiten. Der Brief ist eine Antwort auf ein Schreiben von mir an Hrn. Prof. Fiedler, nach erhaltener Anzeige von dem erfolgten Tode Müller's[1]) durch seine Angehörigen und durch Herrn Präsidenten E. Kappeler. (Vgl. Facsimile No. 24.) Professor Fiedler erwiderte mir Folgendes:

„Hochverehrter Herr College!

Sie haben Recht, beim Tode unseres Müller hat sich allseitige Theilnahme gezeigt und sie hat der armen Frau wohlgethan. Aber sie ist nun auch erkrankt — am Typhus und bei ihren sehr reducirten Kräften ist es zweifelhaft, ob sie die tückische Krankheit überwinden wird. Sie ist in dem uns benachbarten Asyl untergebracht, wo sie gute Pflege hat; heut vor 8 Tagen zeigte sich das Uebel, ich begann das Bücher-Inventar Müller's aufzunehmen, und da sie wegen Kopfschmerz sich gelegt und Fieber hatte, so meldete ich das dem Arzte, der dann den Typhus erkannt hat. Möge es an einem Opfer genug sein!

Ich will Ihnen als Freund und Fachgenossen heute namentlich die beiden Sätze mittheilen, die mir unser Müller auf seinem Krankenbette als höchst wahrscheinliche Ergebnisse seiner letzten Experimentaluntersuchung — die Krankheit unterbrach sie und hinderte ihre Vollendung — mitgetheilt hat und welche wohl von einiger Wichtigkeit sein möchten:

[1]) Der Wortlaut dieser Todesanzeige ist folgender:

„Zürich (Mühlebachstrasse 40), 15. Januar 1875.

Mit tiefen Schmerzen machen wir die Anzeige, dass es dem Allmächtigen gefallen hat, unsern innigst geliebten Gatten, Sohn und Bruder

Dr. Johann Jacob Müller,

Professor am Polytechnikum,

nach kurzem aber schwerem Leiden im Alter von 28 Jahren, 10 Monaten, 11 Tagen in die ewige Heimat abzuberufen und bitten um stille Theilnahme.

Die tief betrübten Hinterlassenen.

Die Beerdigung findet Montag den 18. Januar, Abends 5 Uhr, auf dem neuen Friedhofe in Neumünster statt.“

I. Isolirende Medien üben auf die Stärke der Induction den entgegengesetzten Einfluss aus wie der inducirte Magnetismus der Leiter.

II. Statische Elektricität auf Isolatoren angehäuft übt einen Einfluss auf die Stärke der Induction aus.

Eingehende Aufzeichnungen über die Untersuchung und besonders über die theoretische Speculation, die ihn glaube ich zu ihr geführt hat, habe ich in seinen Papieren nicht gefunden und jetzt ist leider eine weitere Nachsuchung unmöglich. Ich theile die Sätze in der hiesigen Naturforschenden Gesellschaft mit und schreibe sie an Hrn. Helmholtz und vielleicht noch an einige andere Forscher. — — — —

Mit bestem Grusse und aufrichtiger Hochachtung bin ich Ihr

Dr. W. Fiedler.

Hirslanden bei Zürich 237. 30. Jan. 1875."

Es war meine Absicht, die sämmtlichen Abhandlungen Müller's in einem Bande herauszugeben und denselben mit dem Bildniss Müller's zu schmücken, um ihm hierdurch in ähnlicher Weise ein dauerndes literarisches Denkmal zu setzen, wie ich dies bei meinem gleichfalls früh entschlafenen Freunde P. Schuster durch Herausgabe seiner Antrittsvorlesung[1]) gethan habe. Der buchhändlerische Erlös für diese Schrift sollte selbstverständlich unverkürzt der hinterlassenen Wittwe zur Verfügung gestellt werden. Leider scheiterten meine mit Buchhändlern hierbei angeknüpften Verhandlungen an deren Engherzigkeit und Berücksichtigung rein geschäftlicher Interessen. Um so mehr freut es mich, gegenwärtig dem Bedürfnisse meiner Pietät und aufrichtigen Anerkennung für den entschlafenen Freund durch die vorliegenden Mittheilungen Befriedigung zu verschaffen und hierdurch vielleicht noch nachträglich eine Anregung zur Herausgabe der Abhandlungen Müller's zu geben.

Ueber den durch den Verkauf der werthvollen Bibliothek Müller's erzielten Gesammtgewinn so wie über die oben erwähnte Herausgabe der gesammelten Abhandlungen Müller's

---

[1]) „Gibt es unbewusste und vererbte Vorstellungen?" Akademische Antrittsvorlesung gehalten am 5. März 1877 von Paul Robert Schuster, weiland Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig. — Nach dem Tode des Verfassers mit seinem Bildniss und einer Vorrede herausgegeben von Friedrich Zöllner, Professor der Astrophysik an der Universität zu Leipzig. Leipzig. Verlag von L. Staackmann 1879. Preis 3 Mark."

enthält der folgende Brief von Professor Fiedler d. d. Zürich d. 28. Febr. 1876 nähere Mittheilungen:

„Verehrter Herr College!

Es ist recht lange, dass ich nicht von Ihnen gehört habe und ich werde zweifelhaft, ob mein letzter Brief zu Ihnen gelangt sein mag. Von dem nach den Leipziger Erfahrungen, zu denen Sie mir mit verholfen hatten — wofür meinen Dank! — vortheilhaft erscheinenden Verkauf des Restes der J. J. Müller'schen Bibliothek um 360 Frcs., ergab sich das Schlussresultat meiner Thätigkeit für dieses Interesse, dass rund 3600 Frcs. aus den Büchern gelöst waren und dass der bei weitem grösste Theil der werthvollen Sammlung in die Hände solcher neuer Besitzer gelangte, die einen intensiven Gebrauch davon erwarten lassen.

Ich hatte Ihnen auch die bereitwillige Zustimmung von Frau Professor Müller zu der beabsichtigten Herausgabe der Abhandlungen ihres Mannes in einem Bande auszusprechen und habe Ihnen wohl schon früher mitgetheilt, dass ein Handexemplar derselben vorhanden ist, das zur Correctheit der Abdrücke einige Dienste leisten kann; auch das muss ich schon gesagt haben, dass ich mit ihrer Abweichung von den Bedenken Prof. Hüfner's einig gehe, und nur der Ansicht war, es sei Pflicht sie Ihnen mitzutheilen. Haben Sie nun etwa schon weitere Schritte eingeleitet, resp. einen Verleger gesucht oder gefunden? Allzu lange verzögern dürfen wir ja natürlich wohl die Sache nicht, wenn sie nicht ganz unterbleiben soll. Ich bitte über mich zu verfügen, wenn ich dabei in Etwas nützlich sein kann: aber ich glaube, Sie sind in dieser Frage mehr in der Lage zu rathen als ich.

Ich wünsche lebhaft, dass es Ihnen wohlgehe und bleibe Ihr hochachtungsvoll ergebener

Wilh. Fiedler.

Unterstrass b. Zürich, Lang. G. 221 d. 28. Febr. 1876."

Es sei mir schliesslich noch gestattet, einiger persönlichen Erlebnisse mit meinem verstorbenen Freunde zu gedenken, weil hierbei gelegentlich ein Verdienst desselben an die Oeffentlichkeit gelangt, welches sich derselbe unbewusst um die medicinische Facultät und das Plenum der ordentlichen Professoren der Universität Leipzig erworben hat.

Meine erste persönliche Bekanntschaft mit Müller während seines Leipziger Aufenthaltes verdanke ich dem zufälligen Umstande, dass derselbe in derselben Wohnung (Poststrasse 1. IV), in welcher ich bis vor zwei Jahren in einer ununterbrochenen Reihe von 12 Jahren als Aftermiether wohnte, ein kleines, nach dem Hofe gelegenes, einfenstriges Stübchen bezogen hatte. In der That erfreute sich jene Wohnung

bereits seit vielen Jahren, lange bevor ich dieselbe bezog, einer besonderen Aufmerksamkeit von Seiten der Studenten und unverheiratheten Gelehrten. Erstere sollen, so erfuhr ich von einem ehemaligen Paukdoctor, in jenen Räumen früher Paukereien veranstaltet haben und letztere wussten die schöne Aussicht und frische Luft zu schätzen, welche ihnen das im Pariser Styl erbaute stattliche Haus in seinem um die ganze 4te Etage sich hinziehenden Balkon *au quatrième* darbot. Durch diesen Balkon-Reiz wurden geübte Bergsteiger reichlich für die Beschwerden des Treppenhauses entschädigt, obschon von der Ebene des Augustus-Platzes nicht weniger als volle 113 Stufen zu erklimmen waren, um „unter Dach“ zu kommen. Mit Berücksichtigung der barometrisch messbaren Niveau-Differenz zwischen dem Balkon und der staubigen Ebene des *forum Lipsiense* hatte ich mir ausgerechnet, dass eine täglich nur ein Mal ausgeführte Treppenbesteigung im Laufe des Jahres die Höhe einer Chimborazzo-Besteigung übertraf. Ich lernte zuerst diese Leipziger Alpenwohnung gelegentlich eines Gegenbesuches kennen, welchen ich meinem damals von Halle als ausserordentlichen Professor nach Leipzig berufenen Collegen Lueder (gegenwärtig ordentlicher Professor der Jurisprudenz in Erlangen) abstattete. Derselbe berührte in der Conversation gelegentlich auch die Frage, ob es sich wohl mit der Würde eines Leipziger Professors vertrage, im vierten Stocke als Aftermiether im Leipziger Adressbuch aufgeführt zu werden. Die Antwort auf diese Frage ertheilte ich meinem Collegen durch unmittelbar hierauf mit seinem Wirthe angeknüpfte Verhandlungen über Abmiethung zweier Stuben, deren Endresultat meine Uebersiedelung in jene luftigen Höhen war, in denen ich dann auch noch ein Jahr lang das Vergnügen hatte, mit meinem Collegen Lueder in freundnachbarliche Beziehungen zu treten, indem er mich in jener glücklichen Zeit, wo er mit Blumensträussen für seine Braut bewaffnet die Gewandhaus-Concerte besuchte, als sachverständigen Beirath über die Eleganz seiner Toilette zu Rathe zog.

Uebrigens habe ich jener vierdimensionalen Wohnung, abgesehen von ihrer überraschend schönen Aussicht, auch

astronomische Erfolge zuzuschreiben, deren ich in Dankbarkeit gegen die Vorsehung bereits vor 6 Jahren in meinen „Photometrischen Untersuchungen über die physische Beschaffenheit des Planeten Merkur“[1]) mit folgenden Worten gedachte:

„Soll es doch selbst Copernicus noch auf seinem Sterbebette beklagt haben, dass er ins Grab steigen müsse, ohne jemals den Merkur gesehen zu haben. Durch Umstände, wie sie ebenso günstig vielleicht selten vorkommen werden, bin ich in der Lage gewesen, mich von den erwähnten störenden Einflüssen, wenigstens an zwei Abenden, fast vollständig unabhängig zu machen und zahlreiche photometrische Bestimmungen des Merkur von einer solchen Zuverlässigkeit zu erlangen, dass ihre Discussion, wie ich glaube, schon jetzt eine nahezu entscheidende Antwort auf die Frage nach der Oberflächenbeschaffenheit dieses Planeten zu geben gestattet. . . Am 16. Februar 1868 klärte sich der Himmel bei ziemlich starkem Nordwinde um 5 Uhr 45 Minuten plötzlich ganz auf. Am westlichen Horizonte erschienen Merkur und Jupiter als hell glänzende Gestirne in fast genau gleicher Höhe; da ich mir bei der hohen Lage und freien Aussicht meiner Wohnung eine längere Beobachtung beider Planeten versprechen durfte, so war ich entschlossen, das Helligkeitsverhältniss derselben mit einem schnell in Bereitschaft gesetzten Photometer zu bestimmen. Die folgenden Zahlen sind Mittelwerthe aus je zwei Ablesungen am Intensitätskreise meines Astrophotometers; . . .“

Eines Tages erfreute mich ganz unerwartet der „neue Doctor“ Müller mit seinem Besuche. Die ihm Fremden gegenüber eigenthümliche schüchterne Zurückhaltung und vorsichtig ceremonielle Ausdrucksweise wich unter dem biomagnetischen Einflusse meiner Persönlichkeit sehr bald einer freieren Unterhaltung u. A. über Schopenhauer's Schriften, deren Inhalt er zu meiner grossen Freude sehr genau kannte, und im Gegensatze zu seinem Lehrer Helmholtz, widerspruchslos mit der Anerkennung derjenigen Verdienste des grossen Philosophen zu vereinigen wusste, welche sich derselbe auf dem Gebiete der physiologischen Optik und Erkenntnisstheorie erworben hat. Unsere dienstbeflissene „Johanne“, deren Specialaufsicht Müller und ich in wirthschaftlichen Angelegenheiten anvertraut waren, trat eines Tages bestürzt in meine Stube, um mir die Mittheilung zu machen, der „neue Doctor“ sei plötzlich in Folge eines aus seiner Heimath eingetroffenen Telegrammes kaum anderthalb Stunden

[1]) Poggendorff's Annalen, Jubelband (1874), S. 624—643.

nach Empfang desselben abgereist. Ohne mir über die Veranlassung nähere Auskunft geben zu können, sei sie von Dr. Müller beauftragt, mich vorläufig nur herzlich zu grüssen, indem ich Näheres von ihm brieflich aus der Schweiz erfahren würde. Der unter No. 20 photographisch-facsimilirte Brief enthält die Erfüllung dieses Versprechens. Dass Müller bereits damals mit eines ehrsamen Bäckermeisters Töchterlein in seinem heimathlichen Dorfe Seen bei Winterthur verlobt war, habe ich erst viel später von ihm selber erfahren. Es war der plötzlich und unerwartet eingetretene Tod seiner zukünftigen Schwiegermutter, welcher ihm durch das Telegramm mitgetheilt worden war.

Um jene Zeit, als ich mich bei Hrn. Präsidenten Kappeler sehr angelegentlich für die Berufung Müller's an das Züricher Polytechnicum verwandte und zu diesem Zwecke behufs persönlicher Rücksprache direct nach Zürich gereist war (ohne jedoch Hrn. Kappeler dort zu treffen, da derselbe durch seine Theilnahme an Sitzungen des in Bern tagenden Bundesrathes in Anspruch genommen war), sollte mir das Vergnügen zu Theil werden, seine Braut, — „die Anna", wie er sie mir gegenüber stets nannte, — persönlich kennen zu lernen. Es war an einem jener Regentage, an welchem nach dem Ausspruche eines unbefriedigten aber „sehr gebildeten" Berliner's der Züricher See die grösste Aehnlichkeit mit dem Rummelsburger See bei Berlin besitzt, als ich mich entschloss, Müller in seinem väterlichen Hause im Dorfe Seen bei Winterthur zu besuchen. Mit der Eisenbahn gelangt man in kaum einer Stunde von Zürich nach Winterthur und von dort fährt ein Wagen in ungefähr 20 Minuten nach Seen. Dort um etwa 10 Uhr Vormittags angelangt, erkundigte ich mich bei einem mir begegnenden Einwohner nach der Wohnung Müller's. Derselbe gab mir den Rath, mich genauer bei dem in einem nahe gelegenen Hause wohnenden Bäckermeister zu unterrichten, dessen Tochter die Braut Müller's sei. Dankend für diese Auskunft fuhr ich nun mit meinem Wagen im strömenden Regen vor das mir bezeichnete einstöckige Schweizer-Häuschen und wollte eben die Schwelle der geöff-

neten Thür betreten, als mir ein freundlicher Mann im vorgerückten Alter, kleidsam den Kopf mit einem Käppchen bedeckt, in Hemdsärmeln entgegentrat und mich begrüsste. Kaum hatte ich mich vorgestellt und meine Frage nach genauerer Angabe der Wohnung Müller's ausgesprochen, als der gutherzig mich anschauende Mann devot und zugleich freudig erstaunt sein Käppchen abnahm, mir mit der Frage: „Ihr seid der Professor Zöllner von Leipzig?“ herzlich die Hand schüttelte und mich bat näher zu treten. Er bedauerte zunächst, dass seine Tochter Anna nicht zugegen sei, um sie mir vorzustellen. Ich solle aber mit einem einfachen Mahl zu Mittag bei ihm fürlieb nehmen und inzwischen seinen zukünftigen Schwiegersohn in einem dem Kutscher näher bezeichneten Schweizerhäuschen überraschen. Ich nahm die Einladung mit Dank an, bestieg wieder meinen Wagen, da es noch immer regnete, und überliess mich vertrauensvoll der Führung des Kutschers. Der Weg schlängelte sich zwischen Matten und niedrigen, weit getrennt von einander liegenden Häusern hin, um endlich vor einem kleinen Häuschen still zu halten, welches ich bereits als das Vaterhaus Müller's erkannt hatte, da ich denselben an einem der alterthümlich mit Glasmosaik zusammengesetzten Fenster, nachdenklich und ernst in das trübselige Regenwetter schauend, erkannt hatte. Welche Freude über den unerwarteten Besuch! Mutter und Schwester waren in Schweizertracht und konnten mich nur schwer verstehen; in solcher Umgebung war mir Müller doppelt theuer, denn die zwar triviale, aber in unserer übercultivirten Zeit nie genug zu beherzigende Wahrheit, dass bedeutende Männer niemals in unseren Schulen gezüchtet werden können, sondern wie die Blumen des Feldes unter Regen und Sonnenschein dem unerschöpflichen Schoosse unserer gemeinsamen Mutter entspriessen, um nach dem Rathschlusse des Himmels entweder unbeachtet dahin zu sterben oder fühlende Menschen durch ihren Duft zu erquicken, — diese ewige Wahrheit trat mir hier im Vaterhause Müller's anschaulich und überwältigend vor die Seele. Von rührender Einfachheit wie das väterliche Haus Müller's waren auch die Worte, mit denen er mich Mittags

seiner Braut vorstellte. Der Regen hatte inzwischen aufgehört und auf einem näheren Fussweg führte mich Müller in das mir bereits bekannte Haus seines Schwiegervaters. Die Thüre wurde uns von einem anmuthigen und freundlichen Mädchen geöffnet, welches Müller in sichtlicher Freude mit einem Anflug von jener ihm eigenthümlichen Verlegenheit kurz mit einem Händedruck begrüsste, während er sich gleichzeitig der Ceremonie des Vorstellens mit den, offenbar unabsichtlich, im Schweizer-Dialect gesprochenen Worten entledigte: „Des'sch de Anna!“ (Das ist die Anna!). Unsere Unterhaltung beim Mittagsmahl, an welchem nur noch der Schwiegervater Müller's Theil nahm, wurde sehr bald eine vollkommen ungezwungene und herzliche, so dass mir die wenigen Stunden, welche ich an jenem Tage mit meinem lieben so früh entschlafenen Freunde im Kreise der Seinigen verlebte, unvergesslich sein werden. Da das Wetter sich aufheiterte, schlug ich Müller vor, noch eine kleine Schweizerreise in meiner Gesellschaft zu machen. Der Vorschlag wurde auf's Bereitwilligste angenommen und bereits zwei Stunden später sassen wir in traulichem Zwiegespräch nebeneinander im Eisenbahnzuge nach Zürich, um von dort am nächsten Tage über Luzern unseren Ausflug über den Brünig nach dem Hasslithale und dem Thuner See anzutreten. Sowohl auf dieser Reise im mündlichen Gedankenaustausch als auch später brieflich nach seiner Verheirathung entfaltete sich mir das tiefe deutsche Gemüthsleben Müller's mit einem so unerwarteten Reichthum der zartesten Empfindungen, dass mir die misstrauischen Verstimmungen,[1]) welche in der letzten Zeit seines Leipziger Aufenthalts zuweilen zu Tage traten, nur wie trübe Wolken erschienen, welche den Glanz der

[1]) Wie dieselben z. B. in dem unter No. 23 facsimilirten Briefe, bezüglich der Befürchtung hervortreten, es möchten mich seine Besuche bei Helmholtz, E. du Bois-Reymond und Wiedemann unangenehm berührt haben. Da ich mir auch nicht der geringsten Umstände bewusst war, welche zu einer solchen Vermuthung bei Müller Veranlassung gegeben haben konnten, so erklärte ich mir diese Bemerkungen aus hypochondrischen Verstimmungen, welche theils aus einer Ueberarbeitung, theils durch Kämpfe mit widerstrebenden Elementen in seiner Familie erzeugt waren.

Sonne zwar verdunkeln, aber niemals dauernd verlöschen können. Nach dieser flüchtigen Charakterschilderung meines verstorbenen Freundes sei es mir schliesslich gestattet, derjenigen Begebenheit zu gedenken, welche für den wissenschaftlichen und sittlichen Ruf unserer Universität bedeutungsvoll geworden ist.

Es war um die Zeit, als Müller noch Assistent für Physik am physiologischen Institute meines Collegen Ludwig war und mich häufig besuchte, um meinen Rath für die Construction jenes Apparates einzuholen, mit welchem er die schwierigen Beobachtungen über die Interferenz von Lichtstrahlen bei grossem Gangunterschiede der interferirenden Strahlen ausgeführt hat.[1]) Eines Tages um die Mittagsstunde, als ich eben im Begriffe stand zu meinem Collegen Scheibner zu gehen, mit dem ich seit Jahren gemeinsam speiste, trat Müller in mein Zimmer und machte mir die Mittheilung, dass der Lehrkörper unserer Universität demnächst durch eine neue Berufung eines ordentlichen Professors für Ophthalmologie vervollständigt werden würde. Hr. Ludwig, dessen Einfluss damals in den maassgebenden Kreisen noch ein sehr grosser war, habe sich für diese Professur und die für dieselbe vorgeschlagene Persönlichkeit mit der ihm eigenthümlichen Beredtsamkeit[2]) in den höchsten Kreisen so lebhaft verwandt, dass die definitive Berufung bereits in den nächsten Tagen erfolgen würde. Bei meinen damaligen freundschaftlichen Beziehungen zu Ludwig und dem Werthe, welchen derselbe auf mein Urtheil legte, war ich einigermassen überrascht, nicht das Geringste von der bevorstehenden Vervollständigung unseres akademischen Lehrkörpers erfahren zu haben. Da Müller, der im Gebiete der ophthalmologischen

---

[1]) Vgl. das obige Verzeichniss der Abhandlungen Müller's No. IX.

[2]) Ein Minister hatte mir persönlich gegenüber, lange nach dem Tode Müller's, jenes eigenthümliche Gemisch von scheinbar sachkundiger Bestimmtheit des Ausdrucks mit belletristischer Sentimentalität und Empfindlichkeit, wodurch Ludwig in der gesellschaftlichen Conversation anfangs Unkundige so häufig besticht, als „hysterisches Wesen" bezeichnet.

Literatur und ihrer Vertreter in Deutschland mindestens eben so gut bewandert war wie ich selber, hatte gleichfalls bisher nichts von der Sache erfahren. Er theilte mir nur mit, dass er soeben erst den neuen Professor persönlich kennen gelernt habe, indem er denselben in Gesellschaft Ludwig's durch die Räume des physiologischen Institutes begleitet und die Apparate, besonders die zu physiologisch-optischen Demonstrationen bestimmten, gezeigt habe. Der Name des betreffenden Herren sei Gerold, Herzoglich Gothaischer Geheimer Hofrath und ehemaliger Privatdocent an der Universität Giessen. Derselbe lasse eine „ophthalmolgische Physik" bei Braumüller in Wien erscheinen, von der soeben (1869) der erste Band[1]) herausgekommen und, in rothem Sammet mit Goldschnitt gebunden, an alle einflussreichen Persönlichkeiten, u. A. an den damaligen Cultusminister Freiherrn von Falkenstein und, wie er glaube, auch an Sr. Majestät den König Johann, vom Verfasser vertheilt worden sei. Als ich diese Mittheilungen Müller's hörte und seine fernere Schilderung der Persönlichkeit des Mannes vernommen hatte, den er in seiner zuweilen schroffen Art kurz als „Narren" charakterisirte, war ich starr vor Erstaunen und konnte meine innere Erregung kaum verbergen. Ohne Müller auch nur ein Wort über die Ursache meiner Ueberraschung zu verrathen, bat ich ihn, mir es nicht übel zu nehmen, wenn ich ihn ersuchte, mich zu verlassen, da ich genöthigt sei, sofort energische Schritte zu thun, welche diese in Aussicht stehende Berufung verhinderten. Mit dem Ausdrucke sichtlicher Befriedigung stimmte mir Müller bei und verabschiedete sich.

Ich muss mir nun erlauben, hier eine kleine Episode einzuschalten, welche sich mit Hrn. Gerold etwa anderthalb Jahr früher im Hoftheater Sr. Hoheit des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha zutrug, indem dieselbe dem Leser die gewünschte Aufklärung über meine Indignation verschaffen wird.

---

[1]) Der zweite Band erschien 1870. Ausserdem ist von dem Verfasser im Jahre 1867 bei Ricker in Giessen erschienen: „H. Gerold, ophthalmologische Studien. Neue Folge. Zur therapeutischen Würdigung farbiger Diopter."

Es war das erste und bis jetzt letzte Mal, als ich mit einem mir nahe befreundeten Collegen aus Gotha, dessen Gast ich in den Ferien war, das herzogliche Hoftheater besuchte, um die künstlerischen und körperlichen Vorzüge einer am herzoglichen Hofe überaus hoch geschätzten Schauspielerin aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Wir hatten ziemlich früh vor Beginn der Vorstellung unsere Plätze in einer Loge des ersten Ranges eingenommen. Nachdem ich mit meinem Operngucker die Schönheiten der thüringischen Flora flüchtig durchmustert hatte, tritt ein kleiner, untersetzter Herr von etwas gewöhnlichem Aussehen und in einer nicht gerade eleganten Toilette in die Nachbarloge zu meiner Rechten, nimmt unmittelbar neben mir seinen Platz ein, so dass es bei der üblichen Oekonomie des Raumes für theatralische Sitzplätze von meiner Seite der grössten Vorsicht bedurfte, um nicht in persönliche „Berührung“ und Ellenbogen-Conflicte mit meinem Nachbar zu kommen. Um einer eventuellen Begrüssung, wie sie in kleinen Residenzstädten zuweilen üblich ist, zu entgehen, nahm ich wieder zu einer „Durchmusterung des Himmels“ nach organischen Doppelstern-Paaren mit dem Operngucker meine Zuflucht. Kaum war dies geschehen, als mein Nachbar zur Rechten in etwas barschem Tone, ohne jedwede einleitende Bemerkung, wörtlich die Frage an mich richtete: „Wo haben Sie Ihren Operngucker gekauft? — Sie sind wohl kurzsichtig?“ — Ganz erstaunt über den gesellschaftlichen Ton im ersten Range des Herzoglichen Hoftheaters in Gotha erwiderte ich kurz: „Bei Huggershoff in Leipzig.“ — „Alles Pariser Fabrikat; zeigen Sie mal her! Will mal sehen ob Sie den Focus richtig einstellen; vielleicht ist Ihr Auge astygmatisch!“ — Aha, dachte ich im Stillen bei mir, das ist ja ein „wissenschaftlich gebildeter“ Mann! „Focus“, „astygmatisch?“ der Mann muss ja etwas von physiologischer Optik verstehen; offenbar ist es ihm darum zu thun, mich dies wissen zu lassen. Während ich diese Betrachtungen über meinen Nachbar zur Rechten anstellte und mit Behagen seine verständnissvolle Behandlung meines Operngluckers beobachtete, erhielt ich von meinem collegialischen Nachbar zur Linken

einen verständnissvollen, sanften Druck gegen mein linkes Knie, gleichsam als wolle er mir später etwas Näheres über meinen sonderbaren Nachbar mittheilen. Um nun nicht ganz von der geistigen Ueberlegenheit des Letzteren erdrückt und in den Schatten gestellt zu werden, war ich genöthigt, auch das Licht meiner Kenntnisse auf dem Gebiete der Ophthalmologie durch Anwendung ähnlicher Reizmittel leuchten zu lassen. Als mir daher mein ophthalmologischer Unbekannter den Operngucker mit der überlegenen Miene eines Sachverständigen wieder einhändigte, murmelte ich so etwas von Meniscus, Bulbus, Retina und *nervus oculomotorius*. Diese, mit grösster Gleichgültigkeit von mir hingeworfenen, Worte verfehlten in der That nicht ihre beabsichtigte Wirkung. Das Antlitz meines Nachbars wurde plötzlich freundlich und theilnehmend und verlor zusehends jeden Ausdruck von sachverständiger Ueberlegenheit. „Sie sind gewiss Brillenhändler?“ bemerkte er mit der zuversichtlichen Miene eines alten Geschäftsfreundes. „Glücklicher Weise nicht“ bemerkte ich lachend und erwiderte dabei unwillkürlich den vorher von meinem lieben Collegen empfangenen sanften Druck durch einen so herzhaften Schlag auf seinen Oberschenkel, dass derselbe einen halbunterdrückten Schmerzensseufzer ausstiess, der jedoch glücklicherweise ebenso wie die Fortsetzung der „wissenschaftlichen“ Unterhaltung mit meinem Nachbar zur Rechten durch die Töne der soeben begonnenen rauschenden Ouvertüre vollkommen erstickt wurde.

Endlich nach beendeter Vorstellung war es mir beschieden, meine immer lebhafter gewordene Neugierde durch nähere Auskunft über die Persönlichkeit meines sonderbaren Nachbars zu befriedigen. Es war der Herzoglich Gothaische Geheime Hofrath Gerold, der sich neben seinen ophthalmologischen Studien practisch bei den Gutsbesitzern als Pferdedoctor und nicht minder erfolgreich in hocharistokratischen Kreisen als Heirathsvermitteler bewährt hatte. Da meine Astrophotometer seit 18 Jahren von dem Hofmechanikus Ausfeld in Gotha angefertigt werden und daher, abgesehen von den freundschaftlichen Beziehungen zu meinem Collegen, auch noch

wissenschaftliche Interessen dazu beigetragen hatten, mir eine ausgebreitete Kenntniss von Personen in Gotha zu verschaffen, so bin ich bei den oben mitgetheilten Erkundigungen nicht genöthigt gewesen, indiscret gegen meinen Collegen zu sein; es beruhen die gemachten Mittheilungen vielmehr auf Aussagen von zuverlässigen Personen, die zum Theil mit Herrn Geheimrath Gerold persönlich in Berührung gekommen waren, und sämmtlich ihre Antipathie gegen denselben durch mehr oder weniger ausführlich motivirte Erzählungen zu begründen vermochten. Ich selbst hatte noch einmal, etwa zwei Jahr später, Gelegenheit das Conversationstalent des Herrn Geheimraths zu bewundern, als ich mich auf der Rückreise von Gotha nach Leipzig befand. Anfänglich waren mein oben erwähnter College und ich mit noch einem andern, etwas vornehmen, Herren die alleinigen Insassen des Coupé's; fünf Minuten vor Abgang des Zuges jedoch erschien Herr Geheimrath Gerold nebst Frau Gemahlin auf dem Perron und wurden vom Schaffner ersucht, in unserem Coupé Platz zu nehmen; Hr. Geheimrath mir gegenüber, Frau Geheimräthin zur Linken meines Collegen. Selbstverständlich war es nicht mein Wunsch, mich von neuem in eine theatralisch-ophthalmologische Discussion einzulassen; in der That schien der uns unbekannte Herr als willkommener Blitzableiter dienen zu sollen, denn es wiederholten sich in dem bald nach Abgang des Zuges von Herrn Geheimrath Gerold mit demselben angeknüpften Gespräche dieselben Phrasen der persönlichen Annäherung, welche sich mir gegenüber mit weniger glücklichem Erfolge vor Jahresfrist abgespielt hatten. Sichtlich überrascht von den tiefen Kenntnissen des mittheilsamen „Mannes der Wissenschaft" verliess uns der fremde Herr in Erfurt, und, wie ich befürchtet, wurde nun ein neuer Sturmangriff auf mich unternommen. Kaum hatte der Zug die Festungsthore von Erfurt passirt, als Herr Geheimrath das Gespräch mit mir anknüpfen wollte. „Sie kommen mir bekannt vor, ich muss Sie schon ein Mal gesehen haben", war die erste freundliche Anrede. „Dass ich nicht wüsste", war meine kurze und abweisende Antwort. Aber vergeblich! „Ich

dächte wir hätten uns vor Jahren einmal im Theater gesehen", fuhr der Geheimrath unerschrocken fort. Ich zuckte einfach mit den Achseln und wandte meinen Kopf zum Fenster hinaus. Das hatte gewirkt; eine Stunde hatten wir Gelegenheit, uns des Zwiegespräches des geheimräthlichen Ehepaares zu erfreuen, welches sich zur Verminderung der körperlichen Fülle auf der Reise nach Karlsbad befand. Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben! Etwa in der Nähe von Corbetha, eine Stunde vor der Ankunft in Leipzig, entspinnt sich, ich weiss nicht mehr durch welche Ideenassociation, zwischen Herrn Geheimrath Gerold und meinem ebenso friedfertigen als zurückhaltenden Collegen ein Gespräch über die Ursache des Leuchtens bei den Johanniswürmchen. Auch hier wieder derselbe Ton wissenschaftlicher Ueberlegenheit und unberechtigter Schlagfertigkeit *à la* Ludwig! „Die Thierchen entwickeln nur Licht wenn sie gereizt und geärgert werden", war die mit immer wachsender Leidenschaft und Anmassung vom Herrn Geheimrath dem einfachen deutschen Professor gegenüber vertheidigte These. Da riss mir endlich die Geduld; ich mischte mich plötzlich in sehr entschiedener Weise in die Unterhaltung, indem ich die entgegengesetzte Behauptung aufstellte, dass nämlich die Johanniswürmchen nur im Zustande der Freude und des Genusses leuchteten. Ich stützte meine Autorität durch den Hinweis auf meine jahrelange Beschäftigung mit Photometrie und Spectralanalyse, die ich auch gelegentlich auf Leuchtkäfer angewandt hatte. Offenbar war ich im Stillen schon längst wegen meines beharrlichen und geringschätzigen Schweigens bei dem Herrn Geheimrath in Ungnade gefallen und ihm daher meine so brüsk hingeworfene Behauptung in Ermangelung von Argumenten eine willkommene Gelegenheit zur Grobheit. Glücklicherweise waren wir in Leipzig und konnten beim freundlichen Abschied mit den Worten „glückliche Reise Herr Geheimrath!" unsere Personalkenntniss zum grössten Erstaunen des Ophthalmologen enthüllen, ohne befürchten zu müssen, durch weitere „sogenannte wissenschaftliche Fragen" und Discussionen behelligt zu werden. Da ich erfahren hatte, dass Herr Geheimrath Gerold seine wissen-

schaftliche Laufbahn in Giessen als Privatdocent begonnen hatte, so erkundigte ich mich gelegentlich bei meinem Collegen Leuckart, der früher in Giessen war, nach den Antecedentien jenes Universalgenies. Ich erfuhr, dass sich derselbe als wohlhabender Mann, der weniger auf Gehalt als auf eine äusserlich ehrenvolle Stellung sehe, um die *venia legendi* beworben hatte und hierbei den Bau eines Institutes aus eigenen Mitteln in Aussicht gestellt hatte, welches nach seinem Tode, ähnlich wie das Spektatorium Czermak's in Leipzig, der Universität Giessen zur Benutzung überlassen werden sollte. Ich vermag die Correctheit dieser letzteren Thatsache in ihren Einzelheiten nicht mehr genau zu verbürgen, erinnere mich jedoch mit Bestimmtheit, dass eine Versprechung ähnlichen Inhaltes für die Beförderung zum ausserordentlichen Professor damals von Hrn. Gerold nach Aussage meines Collegen Leuckart in Aussicht gestellt worden war. Ueber den wissenschaftlichen Werth der oben erwähnten „Ophthalmologischen Physik" des Hrn. Gerold enthalte ich mich meines Urtheils, da ein jeder nur einigermassen sachverständige Leser dasselbe auch ohne Anleitung in Uebereinstimmung mit dem meinigen zu fällen im Stande ist. Das vorstehend Mitgetheilte war im Wesentlichen Alles, was ich von Herrn Gerold wusste, als mir von Dr. Müller die unerwartete Mittheilung seiner Berufung als ordentlicher Professor der Ophthalmologie in Leipzig gemacht wurde. Wie ich nachträglich erfuhr, waren die mit Herrn Gerold gepflogenen Verhandlungen bereits so weit zum Abschluss gediehen, dass derselbe schon eine Wohnung in Leipzig gemiethet hatte. Meinem Collegen Ludwig, der damals ebenso wie mein hochverehrter Freund, der damalige Professor von Gerber, sehr grosses Gewicht auf meinen Rath legte, hatte ich von meinen Erfahrungen bezüglich der wissenschaftlichen und persönlichen Befähigung des Herrn Gerold zum ordentlichen Professor an unserer Universität Mittheilung gemacht, ohne jedoch der obigen Unterredung mit Dr. Müller Erwähnung zu thun. Infolge dessen beschloss die medicinische Facultät, um vollkommen gerecht und unparteiisch zu verfahren, direct bei geeig-

neten Persönlichkeiten in Gotha Erkundigungen über die Personalien des Herrn Geheimrath Gerold einzuziehen, welche jedoch derartig waren, dass sofort die bisher zur Berufung gethanen Schritte rückgängig gemacht wurden. Ich erlaube mir zu bemerken, dass ich selbst bei diesen Erkundigungen gänzlich unbetheiligt gewesen bin und von diesem Schritt der Facultät erst nachträglich, nach vollständiger Erledigung der ganzen Angelegenheit, Etwas erfahren habe.

Die Gründe, welche mich gegenwärtig veranlasst haben, so ausführlich über diese vor einem Jahrzehnt stattgefundenen Vorgänge zu berichten, sind im Wesentlichen darin begründet, auf die hohe Verantwortlichkeit hinzuweisen, welche einflussreiche Personen bei Befürwortung neuer Berufungen zur Vervollständigung des Lehrkörpers einer Universität auf sich nehmen. Es kann hierbei durch Mangel an Menschenkenntniss und genügender wissenschaftlicher Kritik das Ansehen und die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit einer Universität um so schneller sinken, als die neu berufenen Professoren später selber wieder dasjenige Forum von „Sachverständigen“ bilden, welches über fernere Berufungen zu entscheiden hat. Gerade in dieser Beziehung wird der nun folgende Abschnitt über „Alexander von Humboldt und das Judenthum“ lehrreiche und beherzigenswerthe Beispiele liefern.

Meinem so früh verklärten Freunde Johann Jacob Müller aber möge auch die Universität Leipzig und unsere Gesellschaft der Wissenschaften, deren Schriften er durch einige scharfsinnige Untersuchungen bereichert hat, ein dankbares Andenken bewahren.

Alexander von Humboldt

und

das Judenthum.

„Mein böser Freund Lassalle — Herakleitos der Dunkle — ist trotz aller meiner Verwendungen, trotz der mir gegebenen Verheissungen vom Prinz von Preussen[1]) und Illaire doch verjagt worden. Man gab Hoffnung, der Dunkle werde in einigen Monaten, nach den Wahlen, zum noch dunkleren Pythagoras zurückkehren. Welche Distribution der Gerechtigkeit."

A. v. Humboldt an Varnhagen v. Ense.
Berlin, d. 9. Sept. 1858.[2])

„Alexander von Humboldt und das Judenthum. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Adolph Kohut" ist der Titel eines Buches im Umfange von 198 Octav-Seiten, welches im Jahre 1871 zu Leipzig im Verlage der F. W. Pardubitz'schen Buchhandlung (F. Lorber) in zweiter Auflage erschien. Der Verfasser, ein Breslauer Jude — (ich brauche nicht zu sagen „Israelit", da der Verfasser selber mit grosser Begeisterung seine Stammesgenossen stets als „Juden" erwähnt und hierdurch beweist, dass vor 10 Jahren in dieser Bezeichnung noch nichts „Verletzendes" erblickt wurde) — „widmet diese Schrift":

„Herrn Professor Dr. Franz Hoffmann, dem grossen Jünger des grossen Meisters Franz Baader als ein kleines Zeichen seiner tiefsten Hochachtung und Verehrung."

Die Widmung besteht in einem Briefe an Herrn Professor Franz Hoffmann in Würzburg, welcher wörtlich wie folgt lautet:

---

[1]) Gegenwärtig Kaiser von Deutschland.

[2]) „Briefe A. v. Humboldt an Varnhagen v. Ense. Herausgegeben von Ludmilla Assing." 3. Aufl. 1860. (Brockhaus.) S. 399.

„Hochgeehrter Herr Professor!

Sie hatten die grosse Freundlichkeit, in einer an meine Wenigkeit gerichteten geistreichen Zuschrift vom 8. December des vorigen Jahres mich auf ein Wort des genialen Philosophen Franz von Baader aufmerksam zu machen, das da lautet: „Das Heil kommt uns von den Juden".

Ich war von diesem Ausspruche des hochberühmten Denkers, den mir der liebenswürdige Brief des Mannes überbrachte, der seit einer langen Reihe von Decennien mit einer beispiellosen Beharrlichkeit und Ausdauer die Werke dieses unsterblichen Geistes zu erläutern und fruchtbar zu machen bestrebt ist, freudig überrascht. Wie, dachte ich, der kühne, tiefe, allumfassende Forscher, dessen Gedanken und Weltanschauung mit solcher Schaffungs- und Gestaltungskraft ausgestattet sind, dass dieselben, nach meiner festen Ueberzeugung, die intellektuelle Welt in gar nicht langer Zeit von Grund aus umformen und die bereits morsch gewordenen Throne der Duodez-Philosophen von Hegels, Herbarts und Krauses Gnaden zertrümmern werden — dieser Prophet der Zukunft hatte den in Deutschland so seltenen Muth, die welthistorische Mission des jüdischen Volkes anzuerkennen? Der merkwürdige, tiefsinnige Grübler, der in den Mysterien des Katholicismus mit innigem Behagen schwelgte, war trotzdem im Stande, sich von den Vorurtheilen dieser Religion gegen das Judenthum los zu machen und einer Idee Ausdruck zu verleihen, für die ihn sowohl der Papst als der gesammte katholische Clerus unbedingt als Ketzer verurtheilt hätten? — — —

Eine erhabene Idee, die urplötzlich ausgesprochen wird, wirkt wie ein Blitz: sie erhellt den Geist und befruchtet den Verstand mit hundert neuen Gedankenkeimen. Das prachtvolle Wort Baaders erzeugte in meinem Geiste die — gegenwärtige Schrift. Diese Objektivität und Parteilosigkeit den Juden gegenüber, die sich in dem Baader'schen Ausspruche bekundet, brachte mir das Leben und Wirken eines Mannes in Erinnerung, der zu den auserwähltesten und berufensten Geistern gehört, die die Menschheit hervorgebracht, und dessen glorreicher Name seit dem vor gerade Einem Jahre von den gebildeten Nationen aller Continente gefeierten Säkularfeste noch immer mächtig und gewaltig in unserer Mitte fortklingt, — ich meine Alexander von Humboldt.

Wahrheit und Gerechtigkeitssinn sind das untrügliche Merkmal des echten Genies: diesen herrlichen Stempel tragen die Thaten und Werke der beiden grossen Denker an sich; und wenn das vorliegende Werk bloss die genetische Entwickelung dieser einen glänzenden Eigenschaft Alexander von Humboldt's, in ihren Beziehungen zum Judenthume, richtig darzustellen verstanden — so glaube ich ein gutes Buch geschrieben zu haben.

Zum Danke für die Anregung, die Sie, hochgeehrter Herr Professor, mir gegeben, erlaube ich mir, diese Schrift Ihnen zu widmen und bitte ich Sie inständigst, dieselbe als ein geringfügiges, aber herzlich gespendetes

donativum, oder vielmehr als den gebührenden Tribut zu betrachten, den der Jüngling dem hochbetagten Greise, dessen ganzes Leben ein bewunderungswürdiges Geistestournier auf der Arena deutscher Wissenschaft und Forschung bildete, mit dankbarem Herzen darzubringen sich gedrungen fühlt.

Breslau, am 101. Geburtstage A. v. Humboldts, 1870.

Adolph Kohut."

Da Herr Adolph Kohut ein so begeisterter Verehrer Professor Franz Hoffmann's und seiner Schriften ist, so wird es ihn interessiren, aus einem von vielen Briefen des Prof. Franz Hoffmann an mich zu ersehen, dass dieser wiederum ein grosser Verehrer meiner Schriften ist. Wären im Gebiete persönlicher Werthschätzung dieselben Gesetze gültig, welche im Gebiete der extensiven Grössen dem Satze: „Zwei Grössen, die einer dritten gleich sind, sind unter sich gleich", apodiktische Gewissheit verleihen, so würde ich auch Hrn. Adolph Kohut zu einem begeisterten Verehrer meiner Schriften zu zählen haben. Der Brief F. Hoffmann's (Professor der Philosophie an der Universität Würzburg) an mich lautet wörtlich wie folgt:

Würzburg den 13. Juni 1880.

„Hochgeehrter Herr College!

Ich habe nun auch Ihre Vivisektionsschrift gelesen u. finde sie noch reicher u. womöglich noch bedeutender als die andern. Sie erzwingen sich weitreichende Beachtung von segenreichen Folgen, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Keiner Ihrer Vorgänger wird so grosse Eroberungen machen als Sie zur Förderung u. Ausbreitung von Religion, Moral und Humanität. Aber verbissener Hass von Antichristen wird sich gleichwohl regen. Aber Ihre grosse Kraft wird dem gewachsen, ja überlegen sein. Dazu stärke Sie Gott u. Ihr gutes Gewissen! Obgleich es kaum nöthig sein dürfte, will ich doch nicht unterlassen, den Vorstand des hiesigen Thierschutzvereins auf Ihre Schrift hinzuweisen. Ich erhoffe auch die Folge von der Lektüre Ihrer Schrift, dass die hiesigen Kreise mehr als bisher Kenntniss vom Spiritismus u. insbesondere von Ihren hervorragenden Arbeiten auf diesem Gebiete nehmen u. das Geschwätz unserer Zeitungen mit andern Augen ansehen werden, wenigstens ein Theil der gebildeten Bewohner Würzburgs. Aber auch hier wird es an einem nach Rechts u. einem nach Links abgewendeten Flügel nicht fehlen, der grösste Theil der Naturforscher u. Mediciner an der Spitze des einen Flügels, die Ultramontanen auf der andern Seite. Der ultramontane Geistliche Stamminger bespricht eben in seinem Literaturblatt den Spiritismus, vermuthlich ähnlich wie der Schweizer Pastor Oehninger in seiner Broschüre. Ich werde

nachsehen. Ich bedaure, dass sich der geistreiche v. Hellenbach in den Grundanschauungen so weit nach Links hinreissen lässt. Was er über Christus sagte, sieht aus als ob sogar ein Noack Einfluss auf ihn geübt hätte, nahe an Soury grenzend. Vielleicht führt Sie Ihr Gang einmal zur Kritik des Noackschen Werkes. Der linke Flügel Hegels hat viel verdorben u. ohne Schuld konnte Hegel daran nicht sein, auch bei mildester Auslegung.

Zwei Schriftchen von geringem Umfange halte ich doch für bemerkenswerth.

1. Judenthum und Christenthum von Delft.

2. Jesus ein Reformator des Judenthums von Dr. Molchow (einem Juden).

Vielleicht äussern Sie sich einmal über diese Schriftchen.

Für den Fall, dass ich es nicht schon erwähnt haben sollte, bemerke ich, dass das nächste Heft der ph. Zeitschrift von Ulrici einen Artikel von mir bringen wird zur Beleuchtung der Stellung Fechners zum Spiritismus.

Der 7. Band meiner philos. Schriften wird nicht vor dem Herbst gedruckt werden können u. daher wohl erst in den ersten Monaten 1881 erscheinen.

Noch ehe ich Ihre Schrift über Vivisektion ganz gelesen hatte, erhielt ich Ihre Schrift: Das deutsche Volk und seine Professoren.[1]) Ich danke herzlichst dafür und werde sie alsbald lesen.

Mit den herzlichsten Wünschen u. den hochachtungsvollsten Gesinnungen

Ihr

ganz ergebenster College

Hoffmann."

Trotzdem ich zu meinem lebhaftesten Bedauern bis heut den 25. August wegen meiner vollständig in Anspruch genommenen Zeit noch nicht in der Lage war, den vorstehenden Brief zu beantworten, bin ich bereits im Besitz eines zweiten, welche Thatsache ich Herrn Adolph Kohut gegenüber nur deswegen anführe, um ihm zu zeigen, einen wie warmen Verehrer meiner Schriften ich in meinem würdigen Collegen Professor Franz Hoffmann gefunden habe. Sollte sich daher Hr. Kohut als Jude nicht ganz mit meinen im folgenden über Alexander von Humboldt und das Judenthum entwickelten Anschauungen im Einklang befinden, so hoffe ich doch von ihm, dass er mich wenigstens als einen von seinem hochverehrten „grossen Jünger des grossen Meisters Franz Baader" unter seine Obhut genommenen Christen-

[1]) „Das Deutsche Volk und seine Professoren. Eine Sammlung von Citaten ohne Commentar. Zur Aufklärung und Belehrung des deutschen Volkes zusammengestellt von Friedrich Zöllner. 8 Bg. Preis 2 Mark."

menschen gegen Insulten vertheidigt, wie sie die „Israelitische Wochenschrift für die religiösen und socialen Interessen des Judenthums. Verantwortlicher Redacteur und Herausgeber Dr. A. Treuenfels in Stettin, d. d. Magdeburg den 11. September 1878. Nr. 37. Jahrgang X“ in folgenden Worten gegen mich bereits nach dem Erscheinen des ersten Theils vom zweiten Bande meiner Wissenschaftlichen Abhandlungen ausgesprochen hat:

„Herr Zöllner ist ein Naturforscher von grosser Begabung, der im Anfang seiner Laufbahn einige hoffnungsvolle Arbeiten lieferte. Da es ihm auf dem Gebiete der exacten Naturforschung missglückte, warf er sich ganz auf das Gebiet der Metaphysik. Was seine Persönlichkeit anbetrifft, so zeichnet er sich schon seit Jahren durch cynische Grobheit aus. Diese Art und Weise der Polemik liess schon vor einigen Jahren die Vermuthuug entstehen, dass sich bei Zöllner Spuren einer beginnenden Geistesstörung zeigen.“

Sollte aber Hr. Adolph Kohut dennoch wegen meiner von den seinigen abweichenden Anschauungen über das Judenthum und Alexander von Humboldt einer mit besonderer Vorliebe von seinen Glaubensgenossen und deren Freunden gegen mich ventilirten Insinuation des Wahnsinnes beipflichten, so würde ich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sein, ihn auf den folgenden Artikel der „Deutschen Landes-Zeitung“ aufmerksam zu machen, welchen die in Dresden erscheinende „Deutsche Reform“ vom 13. August 1880 unter der Ueberschrift „Gegen Mischehen“ wörtlich wie folgt reproducirt:

„Eine semitische Zumuthung. Einem Theile der semitischen Presse scheint jetzt die Erkenntniss aufzudämmern, dass das deutsche Volk in seiner grossen Mehrzahl kein Gefallen mehr an den Juden hat, und schlägt nun vor, statt der sogenannten mittelalterlichen Hetzereien, die Rassen und Stammesabneigungen durch Vermischung der feindlichen Stämme selbst abzuschaffen, das soll heissen: durch edles germanisches Blut die niedere semitische Race aufzufrischen und zu veredeln. Als Beweis für die Nothwendigkeit dieser Auffrischung wird eine durch die Volkszählung in Bayern und Preussen 1871 erhärtete Beobachtung über das Verhältniss der Zahlen der Blinden, Taubstummen, Blödsinnigen und Irrsinnigen zu den Gesammtzahlen der Bevölkerung nach Confessionen und Rassen geordnet (die Juden lieben Confession und Rasse zu verwechseln) angegeben. Die Erhebungen des genannten Jahres ergeben, dass in Preussen auf je eine Million Einwohner kamen:

	Blinde	Taubstumme	Blödsinnige	Irrsinnige
Evangelische	899	965	1437	847
Katholiken	997	1027	1346	884
Israeliten	1334	1488	1826	1697
in Bayern:				
Evangelische	786	950	1514	925
Katholiken	827	856	1483	964
Israeliten	1337	1817	2072	2862

Das Uebergewicht der jüdischen Gebrechlichen beträgt in 2 Kategorien fast 100 pCt. und in der der Irrsinnigen in Bayern fast 200 pCt. Die grössere Irrsinnigkeitsziffer bei den Juden mag eine Folge ihrer grossen Nervosität sein, die übrigen Fehler aber sind entschieden Vererbung.

Dass dem Deutschen die Vermischung mit den Semiten instinktiv ein Gräuel ist, beweist die geringe Anzahl der Mischehen. So haben in den Jahren 1876—1878 in Preussen solche Mischehen stattgefunden: 1876: 256 bei 221712 Eheschliessungen, überhaupt also 0,114 pCt.; 1877: 219 auf 210357, also 0,104 pCt.; 1879: 216 bei 207716 Eheschliessungen, überhaupt also 0,104 pCt.

Die Verschmelzung verschiedener Nationen fängt immer bei der Religion an, in welcher der Volksinstinkt ganz richtig einen Ausdruck des Charakters sieht und darauf den Religionshass begründet, und hier zeigen die Semiten ja selbst durch ihr Fortbestehen als „konfessionelle Juden" ihren Widerstand gegen diese Verschmelzung. Jetzt sollen die Deutschen sich ihnen nähern und absichtlich ihnen ähnlich werden! Dreist genug ist diese beleidigende Zumuthung, aber gingen wir darauf ein, ein Vortheil würde es für die Juden nicht sein, unter Juden zu leben."

Nach diesen prophylaktischen Schutz- und Trutzbemerkungen mag zunächst der wörtliche Abdruck der Vorrede zu der erwähnten Schrift Kohut's folgen:

„Als der grosse Nestor der Wissenschaften, Alexander von Humboldt, am 6. Mai des Jahres 1859 seine unsterbliche Seele aushauchte, da zeigte sich unter den Fachgelehrten und Schriftstellern ein überaus erfreulicher Eifer, sowohl das wechselvolle, höchst interessante Leben als auch die epochemachenden Werke und Errungenschaften des glänzendsten Genius des neunzehnten Jahrhunderts in der leicht fasslichen Form der populären Darstellung zu schildern und dieselben hierdurch selbst dem Laien zugänglich zu machen. Das hundertjährige Jubiläum des herrlichen Mannes brachte überdies eine ziemlich ansehnliche Humboldt-Literatur zu Wege, und wenn die reichhaltige Erndte auch viel Spreu und Staub aufgewirbelt, so kann man es doch nicht in Abrede stellen, dass gerade die emsigen Humboldt-Forscher es waren, die durch ihre Schriften und ihren unermüdlichen Eifer die Aufmerksamkeit der gesammten gebildeten Welt auf's Neue auf Alexander von Humboldt lenkten. So kam es auch, dass wir mehrere treffliche Biographien des hochberühmten Rei-

senden besitzen (Otto Ule, Maibauer, Klencke, F. Schmidt), dass wir fast jede Geistesrichtung, fast jede Leistung Humboldt's in den einzelnen Disciplinen der Wissenschaften durch begabte Literaten gewürdigt sehen (Dove, Ehrenberg, Löwenberg, Bernstein, Jegór v. Sievers, Rudolph Benfey), und die Hoffnung hegen dürfen, dass die genialen Entdeckungen und Erfahrungen des Mannes, der auf Jahrhunderte hinaus die intellektuelle Welt mit den Schätzen seines Geistes bereichert, alsbald Gemeingut der Menschheit sein werden.

Um so schmerzlicher hat es uns seit Jahren berührt, dass die Juden, die Alexander von Humboldt so viel zu verdanken haben, von diesem gewaltigen Titan bisher noch so wenig Notiz genommen. Das Verhältniss Alexander von Humboldt's zum Judenthume, das von so ungeheurem, culturhistorischem Interesse ist, wurde nicht nur noch nicht gewürdigt, sondern vielmehr — wie es allen Anschein hat — mit Absicht ignorirt. Natürlich! der Eine Theil der heutigen jüdischen Gelehrten hält es unter seiner Würde, sich mit einem derartigen Gegenstande zu befassen, er muss aus dem Schutt der Bibliotheken einen alten, vergilbten Schmöker heraussuchen und denselben, mit hochgelehrten Randglossen versehen, ediren, oder eifrige Studien machen über die Arche Noah's und die Bassgeigen, welche die Söhne Israels an die Weiden Babels aufgehangen — das frisch pulsirende Leben des gegenwärtigen Judenthums ist ihm ein Gräuel, er möchte am liebsten unsere Zeit mit einigen Jahrhunderten „rückwärts conzentriren" und den modernen Zeitgeist in pergamentnen Folianten ersticken; der andere Theil vermag nicht objectiv zu forschen; nur mit Zagen und Zittern denkt er an den unsterblichen Gelehrten, von dem es ja noch nicht feststeht, ob er zu den sogenannten Fortschrittlern gehört hat, und die in ihrer seichten Aufklärungsmanie sich nicht wenig darüber ärgern, dass der Verfasser des Kosmos nur wenig Sympathien fühlte für die lendenlahmen, mondscheinsüchtigen Phraseurs des liberalen Atheismus! — —

Aber über dem Parteigezänke dürfen wir nicht der grossen Verdienste vergessen, die Alexander von Humboldt sich um uns erworben. Wir Juden müssen es der Menschheit bezeugen, dass wir für unsere Wohlthäter, die unser nationales und religiöses Leben respektirten und unser Schriftthum mit Gerechtigkeit und Liebe behandelten, die wärmste Pietät, den innigsten Dank an den Tag zu legen wissen! Das grosse Herz Humboldt's hat in mächtiger Sympathie für die Juden geschlagen, und wir können daher nicht umhin, auch einen Kranz zu flechten auf das Grab des erlauchten Todten, einen bescheidenen Kranz, über dessen Werth das Publicum entscheiden möge!

Zur Steuer der Wahrheit wollen wir hier constatiren, dass Alexander von Humboldt auf jüdischen Kanzeln mehrfach rühmend erwähnt wurde. So sprach z. B. der bedeutendste jüdische Prediger Deutschlands, Dr. Adolph Jellinek, im Jahre 1859 auf der Wiener Kanzel folgende herzlichen Worte (Am Sabbat Bechukotai, in der Predigt „und den-

noch!“ S. 250 ff.): — — „Die Juden (haben) zu allen Zeiten die Weisen aller Völker verehrt und bewundert, deren Werke gelesen und übersetzt, und mit deren Wirken in der Geschichte sich gefreut, haben gleich den Bienen den Blüthenstaub aller Culturepochen in sich aufgenommen und verarbeitet — und daher können wir auch in dieser Stunde auf einer jüdischen Kanzel das Andenken eines Mannes preisen, der heute vor vierzehn Tagen aus der Reihe der Lebenden geschieden ist, das Andenken Alexander von Humboldt's! Wir preisen ihn nicht blos, weil er, der Freund von Königen und Fürsten, wie alle erleuchtete und gotterfüllte Geister, ein Kämpfer für Wahrheit und Gerechtigkeit, und daher auch ein Verfechter der Juden und deren Sache war; nicht blos, weil so viele und ausgezeichnete Israeliten, deren wir uns mit Recht rühmen, es nur seiner Humanität verdanken, wenn sie die Zierde und der Stolz deutscher Hochschulen sind; nicht blos, weil er den „Muth der Meinung“ für die Juden zu einer Zeit hatte, als fast Alles in Europa gegen sie verschworen war: wir preisen ihn vom Standpunkte unserer Religion aus als einen gotterkornen Geist, der das Buch der Natur zu einer Weltenbibel machte, der die „Idee der Menschlichkeit, das Bestreben, die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht der Religion, Nation und Farbe, als einen grossen, nahe verbrüderten Stamm zu behandeln“ (Worte Humboldt's im ersten Band des Kosmos), als die Summe aller seiner Erfahrungen, aller seiner Reisen, aller seiner Forschungen und Entdeckungen hinstellte, der auf den in einander greifenden und zusammenwirkenden Gesetzen des Weltalls, deren grösster Kenner er war, das Reich der Liebe und Humanität, in seiner Jugend wie in seinem Alter, mit starken wie mit zitternden Händen, errichtete.“

Das sind goldene Worte, und verdienen schon deshalb erwähnt zu werden, weil es damals in ganz Deutschland keinen Juden gab, der seine Dankesstimme erhoben hätte, ausser dem Wiener Geistlichen Dr. Jellinek!

Zur Feier des hundertjährigen Jubiläums Humboldt's war es wieder Jellinek, der mit nicht genug zu rühmendem Beispiele voranging, indem er zu Ehren des grossen Jubilars eine herrliche Rede, „die Vorarbeiten zur Gründung des Gottesreiches,“ hielt, die bereits in seiner (bei Herzfeld und Bauer in Wien erschienenen) Predigtsammlung „Zeitstimmen“ veröffentlicht wurde. Vgl. hierüber „Izr. Közl.“ Jahrg. 1870, No. 39 von Ig. Friedlieber.

Ausser dem genannten Redner gedachten unseres Wissens nur noch drei, sage drei der grossen Verdienste Humboldt's um die Wissenschaft im Allgemeinen und die Juden in's Besondere: Prediger Dr. Wolf in Wien, in der Morgenpredigt am Versöhnungstage im Filialbethause, Dr. Sammter in Grünberg (Schlesien) und D. Perlitz in Breslau; die übrigen Herren Rabbiner, Gelehrten und Schriftsteller jüdischer Confession ehrten die Manen des Humanitätspropheten durch — Stillschweigen!! —

Man wird sich vielleicht darüber wundern, dass wir mit unserer kulturhistorischen Studie über „Alexander von Humboldt und das Judenthum“ eigentlich *post festum*, d. h. zu einer Zeit kommen, in der bereits die mächtigen Akkorde, welche das hundertjährige Jubiläum des

grossen Mannes in Millionen Herzen wachgerufen, beinahe verklungen sind. Aber wir wollen es, zu unserer tiefen Beschämung, nur gestehen, dass wir die kleine Eitelkeit begingen, so lange zu warten, bis die gewaltigen Wasser der literarischen Sündfluth des September 1869, als es über vierzig Tage und vierzig Nächte Nichts als Humboldtiana regnete, verlaufen sein werden, wo uns alsdann, so kalkulirten wir, die von den Wassern verschont gebliebene Arche des — deutschen Lesepublicums mit Freuden als die Friedenstaube mit dem Oelzweige in dem Munde empfangen werde. Ob wir auch richtig kalkulirt haben, das wird wohl der Erfolg am Besten lehren!

Ueberdies trösten wir uns mit der Ansicht, dass Humboldt hoffentlich nicht zu den Männern zählt, die so zu sagen zur Mode gehören und die dann, wenn eine neue Geistesmode auftaucht, höflich in die Rumpelkammer geworfen werden, damit sie daselbst aufbewahrt bleiben bis zum Auferstehungstage! Es ist wohl wahr, Deutschland hat seine Grössen, denen es in Einem Jahre unzählige Ruhmeskatakomben opfert, um im nächsten Jahre über dieselben geringschätzig die Achseln zu zucken — aber mit Freuden sprechen wir es aus, Humboldt ist ein Genius, der sich im Herzen des deutschen Volkes, in den Lettern der Geschichte und der Wissenschaft einen unsterblichen Namen, ein unverwüstliches Monument, „*aere perennius*“, errichtet, woran die Stürme kommender Jahrhunderte machtlos rütteln werden! Jede Arbeit also, die dieses eminente Talent von einer neuen, noch nicht bekannten Seite zeigt, dürfte wohl auf Anerkennung und — Zeitgemässheit rechnen.

Ich habe die ganze, mir zugängliche Humboldt-Literatur gründlich durchstudirt und benutzt und bedaure es nur, dass die im Vereine mit namhaften Gelehrten durch Herrn Dr. J. Löwenberg, den tüchtigsten Humboldtkenner der Gegenwart, herauszugebende Riesenbiographie Humboldt's, die mir wohl manchen Fingerzeig auch für die nachstehende Arbeit hätte bieten können, noch nicht erschienen ist. Ebenso lebhaft musste ich es bedauern, dass in dem herrlichen Denkmale, das der im Jahre 1868 verstorbene Ehrenpräsident der geographischen Gesellschaft in Paris, Jean Bernard Marie Alexandre Dezos de la Roquette, unserem Humboldt durch seine „*Correspondence inédite scientifique et littéraire, suivi de la biographie et principaux correspondant de Humboldt et des notes*“ gesetzt hat, fast gar Nichts zu finden ist, was sich irgendwie auf das Verhältniss Humboldt's zum Judenthume bezöge.

Es dürfte hier auch am Platze sein, all' den Freunden, die mir einige Winke betreffs meiner Arbeit zukommen liessen, besonders aber meinem lieben Bruder Dr. Alexander Kohut, Oberrabbiner in Ungarn, für seine zahlreichen Gefälligkeiten herzlich zu danken! —

Und so möge nun diese Schrift in dieser furchtbar-kriegerischen Zeit, wo das Blut unserer Brüder auf welschem Boden in Strömen fliesst, als Friedenstaube wohlgemuth in die Welt hinausfliegen! Möchte sie auch ein Scherflein dazu beitragen, dass den preussischen Juden, deren schönste

Blüthe auf den Schlachtfeldern Frankreichs tapfer kämpft für König und Vaterland, die vollständige, unbedingte Gleichstellung nicht bloss theoretisch, sondern auch praktisch zu Theil werde! O, möchte doch in Erfüllung gehen, wonach sich der Dichter sehnt, indem er klagend ruft:

Vor funfzehnhundert Jahren zog
Daher die Weltgeschichte,
Und sah der Juden Qual und Joch
Mit staunendem Gesichte.
Sie legte traurig ihre Hand
Auf der Gedrückten Bande,
Und sprach, den Christen zugewandt:
Es ist doch eine Schande!

* * *

Vor tausend Jahr zum zweiten Mal
Zog her die Weltgeschichte,
Und sah der Juden Joch und Qual
Mit zürnendem Gesichte.
Sie rief es oft, sie rief es laut,
Sie rief's durch alle Lande:
Ihr Christen, was mein Blick geschaut —
Es ist doch eine Schande!

* * *

Die Weltgeschichte wieder kam
Vor fünfmal hundert Jahren,
Und sprach: die Christen wol vor Scham
Zur Grube sind gefahren.
Doch von der Juden Angesicht
Die Thräne lief zum Sande;
Da rief empört die Weltgeschicht':
Es ist doch eine Schande!

* * *

Fünfhundert Jahr sind wieder hin,
Schon naht die Weltgeschichte!
Auf ihrer Stirn' die Adern glüh'n,
Sie läutet zum Gerichte.
O eilt, ihr Christen, eilt herbei,
Streift ab der Juden Bande,
Auf dass der Richt'rin Urtheil sei:
Einst war es eine Schande! — —

Ja, wir leben der festen Zuversicht, dass diese glorreiche Zeit alsbald kommen werde! Worauf Alexander von Humboldt so lange vergebens gewartet, wir werden es erleben!

Deutsches Recht, dass es uns werde,
Bürgt mir Deutschland, es ist gut,
Und getränkt hat deutsche Erde
Manches tapfre Judenblut,
Ja, die Geister jener zeugen's,
Die mit uns gefallen sind! — — —"

Das Buch von Adolph Kohut, dessen Widmung und Vorrede im Obigen wörtlich reproducirt sind, zerfällt in vier Abschnitte, deren Titel wie folgt lauten:

I. „Alexander v. Humboldt's Verdienste um das Judenthum". (S. 1 — 62.)
II. „Alexander v. Humboldt's Beziehungen zu Juden." (S. 62—130.)
III. „Alexander v. Humboldt's Beziehungen zu Jüdinnen." (S. 130 — 158.)
IV. „Alexander v. Humboldt und die Bibel." (S. 158 — 194.)

Ich werde mir im Folgenden erlauben, charakteristische Stellen aus jedem der vorstehend bezeichneten Abschnitte wörtlich anzuführen.

I. Alexander v. Humboldt's Verdienste um das Judenthum.

„„Ein Eroberer ist aus der Welt geschieden, der von dem wenig ehrgeizigen Gelüste getrieben wurde, der Natur ihre Geheimnisse abzuringen, nicht um sie gegen die Menschheit zu verrathen, sondern um den Menschen auf eine höhere Stufe sittlicher Bildung zu erheben; ein Eroberer! der ein König im Gebiete der Wissenschaft wurde, ohne es zu wollen, der in der geistigen Republik, in welcher die Eroberungsgelüste friedliche Zwecke verfolgen, unbestritten seit Jahrzehnten das Haupt und der Mittelpunkt war.""

„Dieser Nachruf Weber's[1]) bei dem Tode Alexander von Humboldt's durchzittert unsere Brust, wenn wir von dem humanitären Wirken des unsterblichen Mannes unseren geschätzten Lesern erzählen wollen. Ja, wäre der grosse Nestor der Wissenschaften blos ein genialer Reisender, Erfinder und Entdecker, ein berühmter Schriftsteller, ein prophetischer Seher, vor dessen Adlerblicken die Wunderwerke und Geheimnisse der Schöpfung sich enthüllten, so müssten wir auch allerdings in Hochachtung und Verehrung zu diesem Heros der Gelehrsamkeit hinaufblicken, wir müssten den gewaltigen Forscher bewundern, dessen Werke und Schöpfungen einen unversiegbaren Born bilden, aus welchem alle Geschlechter der Erde noch in den spätesten Zeiten schöpfen werden, wir müssten mit Staunen den Menschengeist betrachten, der seinen glorreichen Namen mit ehernem Griffel in die Jahrbücher der Menschheit eingeschrieben

[1]) Vermuthlich der Berliner Philologe und Akademiker.

und in ihm den auf der Höhe aller Jahrhunderte stehenden Titan erblicken, der zu den Denkern gehört, „welche glänzen, wie der Glanz des Himmels und wie die Sterne immer und ewig“ (Daniel, XII, 3) — aber Alexander von Humboldt war mehr, viel mehr als blosser epochemachender Forscher: was seinem Wirken und Schaffen, seinem Dichten und Trachten, seinem Erdenwallen den wahrhaft göttlichen Stempel der Unsterblichkeit aufdrückt, ist der Umstand, dass er ein Freiheitsapostel und Humanitätsprophet war, wie sie nur selten in Jahrhunderten erscheinen, dass sich in ihm das Ideal eines freien, edlen, deutschen Mannes verkörperte, dass er ein mächtiger „Eroberer“ war, aber nicht mit den Mordinstrumenten des Despotismus, sondern mit den friedlichen Waffen der souverainen Wissenschaft, dass er heldenmässig kämpfte für Recht und Gerechtigkeit, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, für das echte, wahre, an keine Schranken gebundene Menschenthum! . . . . .

Und dennoch gehört auch dieser erlauchte Geist zu den Männern, deren hellstrahlenden Charakter die Gemeinheit in den Koth zu zerren liebt; dennoch war die menschliche Niedertracht so kühn, den erhabenen Genius zu verläumden und die Manen des edlen Todten zu beschmutzen! — —

Zwei Auswüchse der gesitteten Gesellschaft waren es besonders, die in verbissener Wuth an den Lorbeern Alexander von Humbold's zu zerren nicht aufhörten und selbst in die allgemeine, wahrhaft erhebende Festesfeier des hundertjährigen Jubiläums im vorigen Jahre störend und verletzend einzuwirken sich erdreisteten, — es sind dies die Ultramontanen und Feudalen einerseits und die Repräsentanten des krassesten Materialismus andererseits.

Der Kreuzzeitungspartei war der berühmte Reisende stets ein Dorn im Auge, sie wühlte und intriguirte fortwährend gegen denselben, und alle, selbst die verwerflichsten, Mittel waren ihr willkommen, die dazu beitrugen, ein Bubenstück zu ersinnen, um „einen Mann zu verderben“. Den 30. April 1841 bemerkt Varnhagen v. Ense in seinem Tagebuche: Humboldt hat viele Feinde am Hofe. Unaufhörlich wird versucht, ob man gegen ihn schimpfen könne; thut jemand entschieden den Mund zu seinem Lobe auf, so schweigt der Tadel gleich, denn selten fühlt sich jemand im Stande, ihn durchzuführen. Neulich sagte mir ein Herr, er wisse nicht, was er von Humboldt denken solle; ich erwiderte: „Denken Sie immer das Beste von ihm, trauen Sie ihm stets das Beste zu, und Sie werden dabei stets am sichersten fahren!“ Ein andrer Herr äusserte bei andrer Gelegenheit höhnisch: „Humboldt war ein grosser Mann, bis er nach Berlin kam, da wurde er gewöhnlicher.“ Da erinnerte Moritz Robert, dass schon Rahel öfter gesagt:

„„In Berlin hält sich nichts, alles kommt herunter, wird ruppig, ja wenn der Papst nach Berlin käme, so bliebe er nicht lange Papst, er würde was Ordinaires, ein Bereiter etwa.““

An der königlichen Tafel zu Sanssouci liess Humbodt gegen die Pfaffen öfter vortreffliche Pfeile vom Bogen fliegen und blieb diesen Herren auf ihre Nörgeleien nie die Antwort schuldig.[1])

So war einmal z. B. von einer russischen Anordnung die Rede, und Humboldt nannte, indem er davon sprach, mehrmals den Minister des Kultus: „Sie irren", rief ihm der sehr ultramontan gesinnte König Friedrich Wilhelm IV. zu, „Sie verwechseln hier zwei verschiedene Minister, hier handelte nicht der Minister des Kultus, sondern der Minister der Aufklärung, der ist ein anderer als der Minister des Kultus!" Humboldt, ohne sich stören zu lassen, nahm die Berichtigung an, indem er seiner Rede eiligst einschaltete — „also nicht der Minister des Kultus, sondern des Gegentheils" — und dann in gewohnter Weise weitersprach.

Das folgende Stück ist noch schöner. Der bekannte Kreuzzeitungsheld General Leopold von Gerlach, der sein Necken nicht lassen konnte, unterstand sich, einen Angriff auf Humboldt zu versuchen, und sagte zu ihm: „Ew. Excellenz gehen jetzt wohl recht oft in die Kirche?" Er hoffte ihn damit in Verlegenheit zu setzen. „Das Jetzt ist sehr freundlich von Ihnen", erwiderte der grosse Gelehrte sogleich, „Sie wollen mir dadurch den Weg anzeigen, auf dem ich meine Carrière machen könnte." Der frömmelnde Schäker verstummte wie todtgeschlagen!

Noch schärfer schildert eine spätere Stelle vom 26. Dezember 1845 die Angriffe, denen Humboldt ausgesetzt war. Varnhagen schreibt:[2]) „Humboldt besucht mich, und bleibt über eine Stunde. Merkwürdige Mittheilungen. Er versichert mich, ohne sein Hofverhältniss würde er hier (in Berlin) nicht leben können, er würde ausgewiesen werden, so sehr hassten ihn die Ultra's und Pietisten, es sei unglaublich, wie sehr man täglich den König gegen ihn einzunehmen suche: in den andern deutschen Ländern würde man ihn ebenso wenig dulden, sobald er den Schutz und Schimmer seiner Stellung nicht mehr habe."

Als nun der herrliche Mann das wunderbarste Buch der Neuzeit, den „Kosmos," herausgab, da fielen die Pietisten und Mucker von hüben und drüben mit einer wahrhaft berserkerhaften Wuth über ihn her. Die absurdesten und dümmsten Beschuldigungen wurden gegen ihn erhoben. Ein gewisser Dr. Cross machte sich im Westminster Rewiew das Vergnügen, den „Kosmos" des Atheismus zu denunziren, obgleich darin überall von der „Schöpfung" und dem „Geschaffenen" die Rede ist![3]) In der Rhein- und Mosel-Zeitung No. 122 vom 29. Mai 1845 ward Humboldt

---

[1]) Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen v. Ense. Aus den Jahren 1827 bis 1858. Dritte Auflage, Leipzig, F. A. Brockhaus 1860. S. 170.

[2]) A. a. O.

[3]) A. a. O. S. 183; vgl. auch die französische Uebersetzung des Kosmos, wo Humboldt sich über diesen Punkt auf's Deutlichste ausspricht.

des Voltairianismus, Läugnens aller Offenbarung, Complotts mit Marheineke, Bruno Bauer, Feuerbach, ja des Zuges gegen Luzern schuldig erkannt! Man hatte dem König gesagt, der „Kosmos“ sei unchristlich und demagogisch u. s. w.!“[1])

Hierbei zeigt sich die eigenthümliche, sehr merkwürdige Thatsache, dass die Feinde und Gegner des genialen Naturforschers auch die wüthenden Verfolger der — Juden und des Judenthums sind! Dieselben Herren Veuillot und Brunner überschütteten bekanntlich das jüdische Volk seit einer langen Reihe von Decennien mit der bittersten Schale ihres Ingrimms. Die Schimpf- und Spottnamen der beiden sauberen Blätter gegen die Juden würden ein sehr voluminöses Buch bilden. So sagte z. B. erst vor Kurzem die Wiener Kirchenzeitung: „Ein Grundzug (der Juden) ist ihr Hass gegen jede in Europa in Recht und Kraft bestehende Nationalität, besonders gegen die deutsche.“ Ist wohl jemals mehr Unsinn und Bosheit zusammen ausgeheckt worden? Fürwahr! „Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheut, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.“ . . . . . .

Als die katholischen und protestantischen Jesuiten sahen, dass hämische Verläumdungen und Denunziationen nichts fruchteten und den gesunden Sinn des, seinen Humboldt wie einen Abgott verehrenden Volkes nicht verwirren konnten, beschlossen sie ein anderes Kunststückchen auszuführen, d. h. den freisinnigsten Denker der Neuzeit — zu bekehren. Mehrere solcher Apostel des pietistisch-ultramontanen Christenthums machten sich das kindliche Vergnügen, die ein wenig weltliche Seele des Verfassers des „Kosmos“ auf irgend eine Weise „fangen“ zu wollen.

Was dem Bruder Mucker jedoch nicht gelingen wollte, versuchte die fromme Schwester in Christo durchzusetzen. Eine „Unbekannte“ wagte es, an Humboldt „Worte der Macht des Geistes“ zu übersenden. „Sie sind ihr gegeben, und der Befehl dazu erlassen, sie wiederzugeben.“ Wenn er antwortet, so schrieb die „Unbekannte“ in ihrem wunderbar schwulstigen, „sauberen“ und „warmen“ Stil, so möge er den Brief unter der Chiffre A. W. unten im Laden links von der Hausthüre Lindenstrasse Nr. 120 abgeben lassen, und dann weiteres vernehmen. Ein Wanderer, der ausruht, wird geschildert. Der Bruder Wilhelm erscheint dem Bruder Alexander, und mahnt ihn — *horribile dictu!* —, an das Himmelreich zu denken!! Wie herrlich es da oben, wie nebelhaft es auf der Erde sei! Als Wahrzeichen erinnert er ihn an „den achtzehnten warmen Geburtstag“, wo sie sich Liebe gelobten, ein Schwur, der über den Tod hinausreicht, und den er hiermit löst. Ein schwulstiges Gewäsch, in welchem das Wort „sauber“ vielmals vorkommt und als wenig angemessen auffällt.

Zur oben angegebenen Adresse bemerkte Humboldt: „Dort ist das Pensionat von Frau v. Wenkstern und der Wittwe Poppe.“ — —

---

[1]) A. a. O. S. 172.

Doch nicht bloss die „glatt Gescheitelten", die Männer der Kreuzzeitung, die alles Hohe und Hehre begeifern und jeden freien Forscher verketzern, suchten dem kühnen Denker durch allerlei Sophismen und Rodomontaden etwas am Zeuge zu flicken, auch Männer, die sich so gerne als Erben des grossen wissenschaftlichen Namens unseres Humboldt geriren, *id est*, die Häupter des oben genannten krassesten Materialismus waren engherzig genug, den beispiellos fleckenlosen und hochherzigen Charakter des leutseligsten und aufopferungsfähigsten Mannes der preussischen Monarchie schnöde zu verdächtigen. Wir haben das widerwärtige Schauspiel erlebt, dass das verbreitetste Blatt des Continents, die „Gartenlaube", zur Feier des hundertjährigen Jubiläums des Humanitätspropheten aus der Feder des Grossmoguls des modernen Materialismus, Carl Vogt's, eine Serie von Artikeln über Humboldt brachte,[1]) die dazu angethan waren, die grenzenlose Verehrung Humboldt's, die die Welt vor dem Nestor der Wissenschaft bisher gehegt, in das gründlichste Gegentheil zu verwandeln. Als wir diese Aufsätze in dem geachtetsten Journale Deutschlands lasen, da beschlich uns eine tiefe Wehmuth; wir waren verblüfft über die niedrige Gesinnung, die ein Mann bekundete, vor dem wir zu allen Zeiten — wenn auch auf einem ganz verschiedenen Standpunkte stehend — Respekt hatten! . . . . Wir warteten lange auf eine Entgegnung von sachkundiger und berufener Feder, aber — vergebens: erst volle drei Monate später, nachdem der Eindruck der betreffenden Aufsätze fast gänzlich verlöscht war, kam eine Erwiderung in der „Schlesischen Zeitung".[2]) Der Name Humboldt's ist für jeden Deutschen so theuer, dass an demselben kein Makel haften darf, und ich glaube, dass es dem geschätzten Leser willkommen sein dürfte, die Ausstellungen Carl Vogt's einerseits und die Entkräftung der von ihm beigebrachten Argumente andererseits um so eher zu vernehmen, da wir die Verdienste Alexander von Humboldt's um das Judenthum erst dann in's rechte Licht zu stellen wissen, wenn wir seine Humanitätsbestrebungen, sein erfolgreiches, fruchtbares Wirken im Dienste der Freiheit und des Menschenthums kennen lernen und zu würdigen verstehen. —

Eine Viertelmillion Abonnenten und wir wissen nicht wie viel Millionen Leser berechtigen allerdings ein Blatt, sich „Weltblatt" zu nennen. Wir räumen diese Thatsache ein und machen dadurch unwillkürlich Reklame für die „Gartenlaube". Sie wird uns für dieses Anerkenntniss nicht einmal danken, denn sie bedarf dessen nicht, indem sie sich dieses Geschäft selbst besorgt und selten eine Nummer in die Welt schickt, ohne die Gelegenheit dazu gesucht oder ungesucht beim Schopf zu nehmen. Das mag Geschäftssache sein, die wir freilich nicht so gut verstehen, als Herr Ernst Keil. Es mag auch Geschmacksache sein, *de gustibus non est*

[1]) Vgl. Heft I, S. 8 ff. und Heft II, S. 23 ff. Jahrg. 1870.

[2]) Vgl. Jahrg. 1870, No. 119. Wir folgen in vielen Punkten diesem vortrefflichen Artikel.

disputandum; in Bezug auf das Parfüm aber erinnert es jedenfalls an das allbekannte Sprüchwort. Ueber diesen Gesichtspunkten steht im Bereiche der schönen Literatur das Gefühl; und wenn und weil und obgleich die „Gartenlaube" sich die Geltung eines Weltblattes verschafft hat, das nur Exquisites und Pikantes liefert, so soll sie es doch, meinen wir, nicht für die Welt sein, von der es heisst: „sie liebt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen". —

In dieser Zeitschrift nun führt uns Herr Carl Vogt, nach einem ergötzlichen Präuludium, worin wir mit der Staatsorganisation der damals noch preussischen Hauptstadt des „Fürstenthums" Neuenburg und mit einigen ihr zur Zierde gereichenden Persönlichkeiten Bekanntschaft machen, Agassiz vor, und wir lernen einige der Beziehungen kennen, in denen derselbe zu Humboldt stand. Carl Vogt räumt es selber ein, dass jedesmal, wenn die Casse von Agassiz die bedenklichste Ebbe zeigte und keine Aussicht auf andere Hilfe am Horizonte sich sehen liess, ein Angstruf an Humboldt erlassen wurde, der dann mit gewohnter Gutmüthigkeit alle Segel aufsetzte, „um unter irgend einem mehr oder minder plausiblen Grunde seinem Souverän einige harte Thaler zu erpressen". Freilich macht sich der „Affenprofessor" über die so sehnlich erwarteten Briefe lustig, indem er höhnisch erzählt, wie Lupen und Vergrösserungsgläser über die schwer zu entziffernden Schriftzeichen, die „Krakelfüsse" gehalten wurden, wie er über die Arbeit, die das Lesen eines solchen Briefes verursachte, geflucht habe, — aber noch war er ein Freund Humboldt's, noch war ihm dessen „Bild" das eines hülfreichen, wohlwollenden Mannes, der für seine Freunde und „Günstlinge" (?) Alles that, was ihm nur irgend möglich war, der jede Gelegenheit benutzte, ihnen nützlich und förderlich zu sein, der mit ängstlicher Pünktlichkeit jeden erhaltenen Brief beantwortete und seiner Antwort stets eine gutmüthige und doch witzige und erheiternde Fassung zu geben verstand, — — da reiste der damals 27jährige junge Gelehrte, im Spätsommer des Jahres 1844, mit diesem Bilde und einem Grusse Agassiz' an Humboldt nach Paris, und hier geschah das phänomenale Ereigniss, wonach der Letztere sich der allerhöchsten Gunst des Herrn Vogt verscherzte. Wie das wohl gekommen sein mag, darüber schweigt der diplomatische Affenprofessor und er hat wahrscheinlich zwingende Gründe hierzu; nur beiläufig erwähnt er, dass zu dem Bilde bald „neue, unerwartete Züge" treten, die es verunzieren, auch kommt der Gruss nicht in erwarteter Weise an den Mann, so dass man fast in Versuchung kommen kann, zu glauben, es fände zwischen beiden Momenten eine Art von Causalnexus statt, der auf die Mittheilung, namentlich auf die Darstellung, noch jetzt, nach 25 Jahren, seinen Einfluss ausgeübt habe.

Bisher war die Schilderung des Gartenlauben-Schreibers, wenn auch parteiisch gehalten, doch immerhin noch zu ertragen, nun aber beginnt er auf das Andenken des Forschers beider Welten eine ganze Fluth von Lügen und Verläumdungen auszuschütten. Indem Herr Vogt die Mitglieder der Pariser Akademie, wie z. B. Brogniard, Arago, Valen-

ciennes u. A. verhöhnt, ihnen Servilität u. s. w. vorwirft, behauptet er, dass Humboldt den Letzteren, der ein mittelmässiger Mensch war, aber für ihn gearbeitet, „ins Herz geschlossen hatte", wie „man ihn überhaupt einer gewissen Schwäche für Mittelmässigkeiten beschuldigte"; auch galt Valenciennes für einen guten „Trampel", was man von seinem an Ruf und Verdienst überlegenen Gegner Düjardin nicht sagen konnte. Die Akademie der Wissenschaften war damals in zwei Parteien gespalten: das Haupt der einen war der oben genannte Alexander Brogniard, „ein altes kleines Männchen", die andere Partei stand unter der Führung des ebenfalls erwähnten François Arago. Gingen beide Hand in Hand, so konnte der Candidat „auf beiden Ohren schlafen", waren beide Führer nicht einig, so wurden die hitzigsten Treffen geliefert, und die Entscheidung lag dann nicht in Paris, sondern in Berlin bei — Humboldt, der Arago dutzte, mit Brogniard auf dem vertrautesten Fusse stand und den mit Gay-Lussac, Biot und Chevreuil die intimste Freundschaft verband; und wenn es mit Briefen nicht zu machen war, sich's die Mühe nicht verdriessen liess, nach Paris zu kommen und seinen Mann an Ort und Stelle durchzuarbeiten. Als nun nach dem Tode Savigny's Valenciennes auf einen Sitz in der Akademie reflektirte, da soll Alexander v. Humboldt dem Candidaten Düjardin gegenüber, der — nach Vogt — ein selbstständiger Forscher, scharfer Beobachter, in allen Fächern der Wissenschaft zu Hause, Mikroskopiker ersten Ranges war, seinem unfähigen Günstling den Sitz unter den vierzig Unsterblichen durch Intriguen erschlichen haben. Die Brogniardisten waren schon für Valenciennes; unter seinen Widersachern stand Blainville obenan, „er wüthete in dem Garten herum wie ein angeschossener Eber und schwor, dass er niemals die Akademie betreten werde, wenn sie einem solchen Nilpferd, wie Valenciennes, die Thore öffnete." Nun war der Name Humboldt's in Aller Munde, Valenciennes colportirte täglich einen Haufen von Briefen — im Pflanzengarten, in der *Sorbonne*, dem *Collège de France*, dem Institut, fragte man nicht mehr: „Wie geht es?" sondern: „Haben Sie auch einen Brief von Humboldt erhalten?" A. de Jüssieu, der beim Grusse stets die Antwort: „*Bien — et vous?*" anticipirte, ehe man noch gefragt hatte: „*Comment vous portez-vous?*" hatte jetzt seinen Gruss geändert; er lüftete seinen Hut im Vorbeigehen und sagte: „*Moi aussi!*" (Ich auch) — als Antwort auf die präsumirte Frage wegen eines Briefes. „Natürlich wurde auch Humboldt", sagt Herr Vogt, „selbst hin und her besprochen, und ich muss gestehen, nicht in vortheilhaftester Weise, weder von Freunden, noch von Feinden!" .....

Der Herr Affenprofessor hat die Eigenthümlichkeit, die Beleidigungen gegen die Manen des edlen Todten, die er in höchsteigener Person ausstösst, einem Dritten, den er redend einführt, in die Schuhe zu schieben.

„Unsere Aktien stehen nicht gut", lässt er einen Anhänger des Valenciennes' zum anderen sagen. „Leider", antwortete dieser, „aber wenn

sich der alte Intriguant von Berlin gehörig in's Zeug legt, bringen wir ihn doch durch!"

„Meinen Sie?" fragte Jener.

„Das glaube ich — er hat Fäden in der Hand, von denen Sie keine Ahnung haben, und wenn's nöthig ist, setzt er Himmel und Hölle in Bewegung und ruht nicht eher, bis er reüssirt hat!" —

Humboldt sollte persönlich erscheinen, und Vogt, der begierig ist, ihn kennen zu lernen, sagte zu Lemercier, dass er auf seine Bekanntschaft gespannt wäre. „Dann werden Sie das böseste Maul von Frankreich und Navarra kennen lernen", antwortete Jener, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog.

„Streichen Sie so leicht die Flagge, lieber Freund?" fragte Vogt lachend.

„Vor dem zehnmal", antwortete Lemercier, über die Brille hinüberschielend, „der hat in Südamerika die Giftschlangen studirt und viel von ihnen gelernt. Gegen den sind wir Beide nur kleine Kinder, voll Unschuld, Tugend und Naivetät."

Es wollte nicht ziehen mit Valenciennes, erzählt der ehemalige Frankfurter Reichsdiktator weiter in der berühmten Gartenlaube des Herrn Ernst Keil; Arago stand auf den Hinterfüssen, Observatorium und Pflanzengarten waren in offener Fehde gegen einander, *Sorbonne*, *Collège de France*, *Polytechnicum* und *Ecole des Mines* schwankten hin und her, die Einen mehr auf diese, die Anderen auf jene Seite neigend — da öffnete sich ein Ausblick auf Verständigung. Ein Platz in irgend einer der mathematisch-physikalischen Sektionen wurde frei — Arago hatte seinen Candidaten Brogniard, ging für dessen Gegner in das Zeug. Man warf sich in den geheimen Sitzungen fast die Stühle an den Kopf und bediente sich in den öffentlichen wenigstens anzüglicher Redensarten. Jetzt war die höchste Zeit. Humboldt riss sich endlich von Berlin los. In ein paar Tagen hatte er sein Netz gewoben und die akademischen Fliegen gefangen. „Was liegt Euch Astronomen, Mathematikern und Physikern daran", sagte er zu den Anhängern Arago's, „ob ein Esel mehr in der Sektion für Zoologie sitzt? Wollt Ihr mir den Gefallen thun, mir persönlich, für Valenciennes zu stimmen, wenn ich Euch die Stimmen der Coterie Brogniard für Euren Candidaten bringe?" Diesen hielt er dieselben oder ähnliche Reden, und es ging, meint Vogt, nach dem alten Sprichworte: Gieb mir den Rhabarber, so reiche ich Dir die Sennesblätter (*Passemoi la rhabarbe, je te passerai le séné*) — Valenciennes ging durch.

Vogt wünscht nun, Humboldt zu sehen und er erkundigte sich, wie dies geschehen könne.

„Haben Sie eine neue Untersuchung vor, können Sie Etwas vorzeigen, was noch kein Mensch gesehen hat?" fragte man den Gartenlauben-Schreiber.

„Warum?"

„Dann brauchen Sie es nur Valenciennes oder einem andern seiner Freunde zu sagen — er kommt dann selbst Morgen früh zu Ihnen."

„Warum nicht gar!"

„Freilich! Morgen von acht bis elf sind seine Dachstubenstunden. Da kriecht er in allen Winkeln von Paris herum, klettert in alle Dachstuben des Quartierlatin, wo etwa ein junger Forscher oder einer jener verkommenen Gelehrten haust, die sich mit einer Specialität beschäftigen, **und zieht diesen die Würmer aus der Nase.** Was er ergattert, weiss er dann trefflich zu benutzen — entweder in seinen Schriften, oder noch mehr in seinen Gesprächen. **Mit den Morgens geliehenen Federn prunkt er Abends in den Salons.**"

Welch' herrliches Gedächtniss der Herr Vogt noch nach einem Vierteljahrhundert hat! Wie wortgetreu er die ganze stattgehabte Conversation wiederzugeben vermag! —

Es soll jedoch noch besser kommen! Im weiteren Verlauf des fingirten Gesprächs erzählt Vogt, dass Humboldt ausserordentlich gerne plaudert. „Wenn er einmal den Spucknapf gefasst hat, lässt er ihn nicht wieder los. Niemand kann zu Worte kommen." — „Er ist boshaft wie ein Affe, und Niemand ist vor seinen Malicen sicher." — „Er besucht jeden Abend wenigstens fünf Salons und erzählt in jedem dieselbe Geschichte mit Varianten. Sobald er die Dame des Hauses begrüsst und seinen Platz am Kamin eingenommen hat, entsteht ehrfurchtsvolle Stille. Die Dame des Hauses fragt unabänderlich: „Nun, Excellenz (oder Herr v. Humboldt, oder lieber Herr v. Humboldt, lieber Herr oder lieber Freund, je nach dem Grade der Bekanntschaft), was bringen Sie uns Neues?" Dann zieht er die Schleussen seiner Beredtsamkeit auf und lässt die Wasser fliessen. Hat er eine halbe Stunde lang gesprochen, so steht er auf, macht eine Verbeugung, zieht allenfalls noch den Einen oder den Andern in die Fensterbrüstung, um ihm etwas in's Ohr zu plauschen, und huscht dann geräuschlos aus der Thür. Unten erwartet ihn sein Wagen, der ihn in einen andern Salon bringt, wo sich dieselbe Scene wiederholt, und so sofort mit Grazie *in infinitum!*" . . . . .

Vogt ging sehr früh. Die Damen im Hause hatten sich kaum im Salon installirt mit einigen Getreuen und einigen Frühgästen, die in gleicher Absicht gekommen waren. Der Physiker Babinet schlief in einer Fensterecke. Das war seine Specialität. Wenn er in der Akademie sein ungeheures *Cachenez* abgewickelt hatte, struwelte er sich mit beiden Händen das Haar unter einander, legte sich auf beide Ellenbogen und schlief, bisweilen mit lautem Schnarchen.

Also, wie gesagt, Vogt lässt Babinet in einer Fensterecke schlafen. In einer geschlossenen Nebenstube hörte man eine halblaute Stimme, dann

ein allgemeines Gelächter. „Nach einiger Zeit ging die Thüre auf und ein Strom von Akademikern und Naturforschern quoll heraus, in ihrer Mitte zwei kleine Männer mit weissen Haaren, Brogniard, eine der zierlichsten Gestalten, die man sehen konnte, lebendig wie Quecksilber bis in sein höchstes Alter, neben ihm Humboldt, von weit massiverem Typus, in gebeugter Haltung. Ehe ich Diesen und Jenen begrüsst und dem Hausherrn auf einige freundliche Worte geantwortet hatte, war Humboldt an das Kamin geglitten, nicht ohne im Vorbeigehen Babinet auf die Schulter geklopft zu haben, und der Kreis war geschlossen. Humboldt erzählte, ich weiss nicht mehr was, irgend eine Tagesgeschichte, eine Stadtneuigkeit."

Vogt stellt sich dem grossen Naturforscher vor, überbringt ihm den Gruss von Agassiz und überreicht seine Karte. Humboldt verspricht zu schreiben und geleitet den Affendoktor mit den Worten: „Auf Wiedersehen!" hinaus.

Babinet, der Schläfer, erklärt ihn für den „immer denselben Farçeur". Vogt schliesst mit den Worten: Als ich in das Vorzimmer trat, um nach Hause zu gehen, gab mir der Diener meine Karte.

„Sie haben sie wohl verloren?" sagte er; „ich fand sie vorhin am Boden."

Das Kabel war abgeschnitten. — — —

Mit Recht fragt die „Schlesische Zeitung": Was hat Vogt mit dieser Erzählung gewollt? Die Einleitung erklärt uns das einigermassen. Humboldt und immer wieder Humboldt, Humboldt über die ganze Welt, es giebt nur Einen Humboldt und keine Götter neben ihm; das war das Feldgeschrei der civilisirten Menschheit im vorigen Jahre, eine Begeisterung, ein Götzendienst, eine Vergötterung in Reden und Schriften, in Vereinen und Feierlichkeiten und Stiftungen, eine Tollheit, über der man vergass, dass hinter den Bergen auch Menschen wohnen. Das muss doch einmal ein Ende nehmen. Chr. Ritter von Schlagintweit-Sakünlünski konnte allerdings schon in diesem Sinne gewirkt haben, als er den Heros der Wissenschaft, in der „Kölnischen Zeitung", bis in sein Schlafgemach, seine Garderobe, seine Speise- und Gesellschafts- und Studierzimmer, kurz überallhin verfolgte, wo man nicht bloss den grossen Mann, sondern den gewöhnlichen Menschen von Fleisch und Bein zu sehen bekommt. Aber das Mittel war nicht wirksam genug. Die Menschheit befand sich in Humboldtsfuror; erhitzten Leuten, es giebt keine bessere Kur, giesst man Wasser über den Kopf und hat man kein reines, nun dann nimmt man schmutziges. — Diese im Gewande anmuthiger Harmlosigkeit auftretende Causerie Carl Vogt's nimmt es sich nicht übel, allerlei schmutzige Wäsche vor den Augen von so vielen Millionen Lesern auszupacken, welche die Wissenschaft als etwas Göttliches und ihre Träger als gottbegnadigte Menschen ansehen; sie bewirthet ihr Publikum mit einer Sorte von Medisançe, die sonst nur „unter guten Freunden" oder beim Kaffée und Strickstrumpf zu Hause ist; sie wendet das Mikroskop

an, nicht um der Natur ein Geheimniss abzulauschen, sondern um den Leuten den Geschmack zu verderben und ihnen zu sagen: Seht her, was für Infusorien und Pilze die Gegenstände Eurer Bewunderung und Verehrung verunstalten!

Was ist denn, um auf den Grund zu gehen, der Sinn und Kern dieses gewaltigen Humboldtscultus gewesen? Haben die vielen Millionen von Menschen, welche sich daran betheiligten, der Person Humboldt's ihre Dehors bringen wollen, oder der Sache, nämlich der Wissenschaft, als deren voll- und allgemein giltigster Repräsentant er gegolten hat und noch gilt? Sind die Männer, die vor, mit und nach ihm auf dem Felde der Wissenschaft gearbeitet haben und arbeiten, durch das Licht, das von Humboldt strahlte, in Schatten gestellt worden? Hat dieser Humboldt, der geflissentlich und consequent allen äusseren Glanz, der ihm in reichstem Maasse offen lag, verschmähend, sein segensreiches langes Leben nur der Wissenschaft leben wollte, hat dieser Humboldt, fragen wir jeden Unbefangenen, den Ehrgeiz gehabt, für den Diktator im Reiche der Wissenschaft gelten zu wollen? oder hat er nicht vielmehr die Wissenschaft zur Diktatur des Lebens zu machen bestrebt? — Der universelle Standpunkt, den er mit unbestrittener Eminenz eingenommen hat, gab ihm nicht blos das Recht, sondern legte ihm die Pflicht auf, die einzelnen Theile, wo er sie fand, zusammenzutragen und aus ihnen das Ganze des Baues zu fügen. Wir wissen Alle, in welcher edeln, bescheidenen und allezeit dienstbereiten Art dies geschah; — erst Carl Vogt findet es für gut, uns durch seinen Pariser Freund, man verzeihe uns die Trivialität, einen Floh in's Ohr setzen zu lassen und uns glauben zu machen, der bewunderte Mann sei ein literarischer Narziss, ein geckenhafter Charlatan gewesen, der sich darauf verstanden habe, dem literarischen Federvieh die Federn auszuraufen, sich damit zu schmücken und in den Salons damit Furore zu machen. Wissenschaftliche Irrthümer nachweisen ist nothwendig und nützlich und steht über allen Rücksichten. Dahin gehören die „neuen, unerwarteten Züge" nicht, mit denen Vogt die Photographie Humboldt's zu vervollständigen denkt. Sind sie auch wahr? *Credat Judaeus Apella?* Ist die Quelle unbestritten lauter? **Es riecht daraus etwas wie der Schwefelwasserstoff der Scheelsucht.** Wie denn, wenn die Franzosen, Mitglieder der *grande nation*, nur dem „alten Intriguanten aus Berlin" Eins anhängen gewollt, dem *pauvre Allemand*, der so unverschämt war, ihr und der ganzen Welt grösstes wissenschaftliches Institut zu beeinflussen?!

Bis dahin können wir sagen, dass Carl Vogt nur *relata* referirt, vielleicht nur um etwas Pikantes für die Gartenlaube zu erzählen; die Schwächen und Blössen grosser Männer, wahr oder erfunden, sind für die grosse Menge immer interessant; wir könnten glauben, dass kein anderer Zweck vorlag. — Aber nun, in den letzten Zeilen der „Begegnung" kommt die Begegnung. Sie ist kurz, aber pathognomisch. Diese verhängnissvolle Karte ist der Kobold des Ganzen; vielleicht wenn sie sich

nicht in's Spiel gemischt hätte, wären wir um die ganze Geschichte gekommen. Alexander v. Humboldt hat Carl Vogt's Karte empfangen und verloren — vielleicht aus Unachtsamkeit, oder fallen lassen — etwa aus Gleichgiltigkeit, aus Nichtachtung? — Wer kann das wissen! Genug, „das Kabel war abgeschnitten".

Die Moral der Sache lässt sich mit einigen Sprichwörtern abfertigen. Das Wort *noblesse oblige* gilt nicht blos für den Geburtsadel, sondern auch für den des Herzens und der Gesinnung und darf in der Republik der Wissenschaft keine untergeordnete Stelle einnehmen. Schon die Courtoisie gebietet, von Abwesenden nichts Böses zu sprechen und heischt: *‚de mortuis nil nisi bene!'*

Die „Gartenlaube" aber ersuchen wir, gleichzeitig mit der Schl. Z., es nicht für ungut zu nehmen, wenn wir uns erlauben, den alten Spruch *„vestigia terrent"* ihr in's Gedächtniss zu rufen und sie an die „Amazonen von damals" zu erinnern. Damals war die preussische Regierung über die „pikante" Geschichte sehr pikirt. Diesmal könnte es vielleicht ein ansehnlicher Theil der Viertelmillion von Abonnenten und der Million von Lesern sein. Wer kann das wissen! — —

Wie Recht hatte doch Varnhagen v. Ense, als er in seinem Tagebuche über die Herren *à la* Carl Vogt und Genossen am 24. November 1851 bemerkte: Die Kleinen und Mittelmässigen, die wohl fühlen, dass sie gegen einen Grossen nichts sind, vereinigen sich gegen Humboldt neidisch und gehässig, und glauben dadurch etwas zu sein. Einer kommt lächelnd zum Anderen, vertraut ihm die Abneigung, die er empfindet, die Schwächen und Mängel, die er entdeckt hat, der Andere nimmt das freundlich auf, antwortet in gleicher Weise, sie drücken sich vergnügt die Hände und sind verbundene Freunde gegen den Helden. Humboldt's Schwächen sind bekannt, er thut nichts geheim, aber seine Grösse bleibe unangetastet. Die Grösse seines Geistes, wie die nicht minder seines Herzens! — —

Gegen die Denunziation des Hauptes der deutschen materialistischen Schule könnte man unzählige Gegenbeweise anführen; wir wollen jedoch blos Ein Beispiel namhaft machen; wir entlehnen es der ersten Ausgabe von des berühmten Liebig's „Organischer Chemie", welche er Humboldt widmete. Die Worte des grossen Chemikers dürften wohl mindestens so glaubhaft sein, wie die des Affenprofessors.

„Zu Ende der Sitzung vom 22. März 1824", erzählt Liebig, „in der ich der Pariser Akademie meine erste chemische Arbeit vorlegte, mit dem Zusammenpacken meiner Präparate beschäftigt, näherte sich mir aus der Reihe der Mitglieder der Akademie ein Mann und knüpfte mit mir eine Unterhaltung an; mit der gewinnendsten Freundlichkeit wusste er den Gegenstand meiner Studien und alle meine Beschäftigungen und Pläne von mir zu erfahren; wir trennten uns, ohne dass ich, aus Unerfahrenheit und Scheu, zu fragen wagte: wessen Güte an mir theilgenommen habe.

Diese Unterhaltung ist der Grundstein meiner Zukunft gewesen, ich hatte den für meine wissenschaftlichen Zwecke mächtigsten und liebevollsten Gönner und Freund gewonnen.

Sie waren Tags zuvor von einer Reise aus Italien zurückgekommen; Niemand war von Ihrer Anwesenheit unterrichtet.

Unbekannt, ohne Empfehlungen in einer Stadt, wo der Zusammenfluss so vieler Menschen aus allen Theilen der Erde das grösste Hinderniss ist, das einer persönlichen Berührung mit den dortigen ausgezeichneten und berühmten Naturforschern und Gelehrten sich entgegenstellt, wäre ich, wie so viele Andere, in dem grossen Haufen unbemerkt geblieben und vielleicht untergegangen. Diese Gefahr war völlig abgewendet.

Von diesem Tage an waren mir alle Thüren, alle Institute und Laboratorien geöffnet; das lebhafte Interesse, welches Sie mir zu Theil werden liessen, gewann mir die Liebe und Freundschaft meiner mir ewig theuren Lehrer Gay-Lussac, Dulong und Thénard. Ihr Vertrauen bahnte mir den Weg zu einem Wirkungskreise, den seit sechzehn Jahren ich unablässig bemüht war auszufüllen.

„Wie Viele kenne ich, welche gleich mir die Erreichung ihrer wissenschaftlichen Zwecke Ihrem Schutze und Wohlwollen verdanken! Der Chemiker, Botaniker, Physiker, der Orientalist, der Reisende nach Persien und Indien, der Künstler, Alle erfreuten sich gleicher Rechte, gleichen Schutzes; vor Ihnen war kein Unterschied der Nationen, der Länder. Was die Wissenschaften in dieser besonderen Beziehung Ihnen schuldig sind, ist nicht zur Kunde der Welt gekommen, allein es ist in unserer Aller Herzen zu lesen.“[1]) — —

Dass übrigens die Pariser Gelehrten über den Charakter, den Conversationston u. s. w. des weltberühmten Mannes nicht so unerhört niederträchtig dachten und sprachen, wie es der Gartenlauben-Schreiber der Menschheit weis machen will, auch hierfür könnten wir eine ganze Masse kräftiger Dementi's beibringen; wir genügen uns mit folgender Erzählung aus H. W. Dove's „Gedächtnissrede auf Alexander von Humboldt“:[2]) Wer Paris verlässt, ist dort bald vergessen, Humboldt nicht. Bei der ersten Industrieausstellung in Paris sagte ein französischer Gelehrter zu Dove: „Sie haben bei dem Einzuge der Königin von England gesehen, wie wir Könige empfangen. Sagen Sie Herrn v. Humboldt, er möge noch einmal nach Paris kommen, und die Welt wird sehen, wie wir den König der Wissenschaften zu ehren verstehen!“

---

[1]) Vgl. hierüber besonders die folgenden zwei Kapitel: „Alexander v. Humboldt's Beziehungen zu Juden“ und „A. v. Humboldt's Beziehungen zu Jüdinnen.“

[2]) Berlin, Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1869. S. 9ff.

Humboldt war kein seichter Schwätzer und Phrasenheld, wie dies der Herr Affenprofessor verkündigt: den Zauber seiner französischen und deutschen Conversation wird keiner vergessen, dem die Gelegenheit wurde, ihn kennen zu lernen. Ein Attaché bei der französischen Gesandtschaft in St. Petersburg kam plötzlich zurück nach Paris, nur auf 14 Tage. Warum? fragte man ihn. Um zu plaudern, war die Antwort. Aber eben um der Unterhaltung diesen Reiz zu bewahren, darf auf keinen Gegenstand tief eingegangen werden. Auch dem ernstesten Gespräch wird geistreicher Spott beigemischt. Geht man darauf ein, so darf man auf die höchste Anerkennung rechnen, die mit beifälligem Lächeln in den Worten sich ausspricht: „*Ah, que vous êtes méchant!*“ Diese ehrende Anerkennung des brillanten Humboldt'schen Esprit's hat Herr Vogt so schamlos karrikirt!

Welche Verehrung man selbst in den vertrautesten Freundeskreisen für Humboldt hegte, beweist folgende lebendige Schilderung jener Tage. „Wenn er eintrat“, heisst es daselbst, „dann erhob sich ein allgemeiner Jubelruf sämmtlicher Anwesenden; dann, sobald sie wieder Platz genommen, benutzte die Wirthin das Vorrecht der Hausfrau und warf dem Walfisch der Gelehrsamkeit irgend ein Fässchen zum Spielen hin, und alle Ohren standen offen. Es brauchte aber in jenem Fässchen nicht etwa nur Wissenschaft verpackt und aufbewahrt, es durfte auch die erste beste Welt- und Stadtneuigkeit, vielleicht gar ein Skandälchen darin enthalten sein, der Riese spielte dennoch damit, und wusste es dermassen zu wenden und zu drehen, dass er ihm gewiss eine Seite abgewann, wo Scharfsinn, Witz, Ironie, Erfahrung, Gedächtniss, Universalität und endlich ein klein Bischen Bosheit mit schelmischer Bonhommie versetzt sich zeigen konnte.“

Es ist aber eine ganz falsche Vorstellung, wenn man meint, Humboldt allein habe diesen Ton angeschlagen; an dem Bestreben, auch die streng-wissenschaftlichen Fragen in heiterer Weise darzustellen, betheiligten sich Alle; es war dies der Ton der damaligen Berliner Gesellschaft in den Tagen eines wenig entwickelten öffentlichen Lebens. Wenn Humboldt so von seiner Reise nach dem Altai sagte: „Die Gegend, die ich durchwandert, ist eine Hasenheide von Berlin bis zur Chinesischen Mauer“, versicherte in ähnlicher Weise Chamisso, den Botaniker herauskehrend, er sammle nur trocknes Heu. Noch pikanter drückte sich ein anderer berühmter Reisender aus. Auf die Frage: „Welcher wissenschaftliche Zweck führt Sie nach Berlin? Denn sonst kommen Sie ja nicht“, erwiderte er: „Ich reise auf hohle Köpfe“. „Da werden wir also diesmal das Vergnügen haben, Sie längere Zeit in Berlin zu behalten“, hiess es weiter. „Nein“, sagte er, „ich muss fort; der *embarras de richesse* erdrückt mich“. . .

Damit wir nun auch die Ursache des Hasses, womit die klerikale und feudale Partei in Europa das Andenken des edlen Dahingeschiedenen anschwärzt, kennen lernen, wollen wir die liberalen politischen, religiösen und humanitären Ansichten Humboldt's in Kürze darzulegen

suchen; und dies umsomehr, weil sie uns auch den Schlüssel zu seinen immensen Verdiensten um das Judenthum in die Hand geben. Mögen diese goldenen Aussprüche aus den Briefen an Varnhagen, Bunsen und seinen Schriften hier chronologisch, ohne jeglichen Commentar, folgen. In seinem Briefwechsel mit Varnhagen sagt Alexander von Humboldt:

Am 9. Juli 1830.[1]) „— — Seit vierzig Jahren sehe ich in Paris die Gewalthaber wechseln, immer fallen sie durch eigne Untüchtigkeit, immer treten neue Versprechungen an die Stelle, aber sie erfüllen sich nicht, und derselbe Gang des Verderbens beginnt auf's Neue. Ich habe die meisten der Männer des Tages gekannt, zum Theil vertraut, es waren ausgezeichnete, wohlmeinende darunter, aber sie hielten nicht aus, bald waren sie nicht besser als ihre Vorgänger, oft wurden sie noch grössere Schufte. Keine Regierung hat bis jetzt dem Volke Wort gehalten, keine ihre Selbstsucht dem Gemeinwohl untergeordnet. So lange dies nicht geschieht, wird keine Macht in Frankreich dauernd bestehen. Die Nation ist noch immer betrogen worden, und sie wird wieder betrogen. Dann wird sie auch wieder den Lug und Trug strafen, denn dazu ist sie reif und stark genug."

Am 24. April 1837. „— — Ich zeige Ihnen die Liste aller hinterlassenen Werke meines verewigten Bruders, die ich mühsam angefertigt, — — ich arbeite mit Pietät an den Einrichtungen zu dieser Ausgabe, damit ich beruhigt vor der Vollendung hinsterben kann."

Am 3. April 1838. „— — Ich habe für Cotta's neue Quartals-Zeitschrift zwei Aufsätze geschrieben, — — er schickt mir dafür (es sind vier gedruckte Bogen) einen Wechsel auf Frege zu fünfzig Friedrichsd'or, das sind über zwölf Friedrichsd'or der Bogen. Ich habe (so sehr ich Geld brauche) Lust, die Hälfte zurückzugeben — aber indem ich den Entschluss ausführe, fällt mir ein, mich vorher zu erkundigen, was man wohl jetzt als Maximum des Honorars für Journal-Aufsätze betrachten darf, ob sechs, acht oder zehn Friedrichsd'or Sitte ist; dann schicke ich weniger zurück. Es kann mir wichtig werden für die Folge."

Am 3. Juni 1839. „„Das Vaterland retten, sagt Gentzen's erster Mensch, heisst den Preussischen Adel wieder in seine Rechte einsetzen, ihn unbesteuert lassen, damit er, nach einer kurzen Negoziazion, dem Monarchen sein *don gratuit* frei darbringen könne. Dazu muss der Mensch unaufhörlich an den Boden gefesselt bleiben." Wie die Montmorency's der Uckermark sich müssen gefreuet haben, was nutzlos in ihren armen Seelen lag, in so schulgerechte Dogmen gegossen, in so gebildeter Sprache von einem talentvollen Schrifteller ausgedrückt zu sehen! An Raum und Zeit ist dieser Kasten-

[1]) Vgl. auch das Kapitel: „A. v. Humboldt's Beziehungen zu Juden." S. 104 ff.

geist nicht gebunden. Gespensterartig wird er sich drohend einst wieder zeigen, wenn ich nicht mehr sein werde! Ich frage mich oft, ob unter den Bekreuzten, die (wie die homerischen Helden) ausgestreckt im Wollmarkte auf ihren Säcken der Ruhe pflegen, Adam Müller nicht wieder Unterschriften sammeln könnte? Benjamin Constant hat diesen unbeweglichen Erbtheil der Gesinnung sehr hübsch in der Parabel des Schiffbruchs ausgedrückt: „*Grand Dieu, je ne suis pas assez indiscret pour Vous prier de nous sauver tous. Sauvez-moi tout seul*“. („Grosser Gott, ich bin nicht so unbescheiden, Dich zu bitten, uns Alle zu retten, rette mich ganz allein.“)

Am 27. Oktober 1840. „Der Ladenbergischen Administration macht es wenigstens Ehre, dass ich sie dahin hatte bringen können, Dahlmann sehr lobend förmlich für die Universität Breslau, wo eine Vakanz war, vorzuschlagen. Ich habe pflichtmässig Wege eröffnet, die Ausführung ist nicht in meinen Händen. So wie ich von Potsdam zurückkomme, werde ich Minister Eichhorn bedrängen, die Angelegenheit der Gebrüder Grimm, eine echt deutsche, vaterländische Angelegenheit, unmittelbar und ganz officiell zu betreiben.“

Am 3. December 1841: „Es ist für mich eine trübe, schwere Abendluft.“

Am 21. März 1842. „Ihre christliche Glaubenslehre behalte ich noch, der ich mich ehemals schon in Potsdam an dem Strauss'schen Heiland sehr ergötzt: man lernt daraus nicht blos, was er nicht glaubt und was nicht minder neu ist, als vielmehr, was alles von den schwarzen Männern geglaubt und gelehrt worden ist, die der Menschheit jetzt wieder neue Bande anzulegen verstehen, ja die Rüstung ihrer ehemaligen Feinde anlegen. — — Nicht der Spinozistische Unfall, nur dieser Missbrauch der edelsten geistigen Kräfte zum Dienste einengender Lehren finstrer Jahrhunderte, ist mir ordentlich schmerzlich.“

Am 6. April 1842. „Nach dem so übermüthig veröffentlichten Inquisitionsurtheile des Bruno Bauer darf ich Ihren Strauss wohl nicht länger bewahren. — — Die Methodik darin ist vortrefflich, auch lernt man die ganze Glaubensgeschichte der Zeit kennen, in der man gelebt, besonders die pfäffische List, mit der, nach Schleiermacher'scher Weise, man sich äusserlich zu allen Formen der christlichen Mythen bekennt, sich Andersdenkenden aneignet, den „Kelch getrunken“ in Begleitung von Hofequipagen verscharren lässt,[1]) während jeglicher Mythe eine sogenannte philosophische Erklärung untergeschoben wird. — — Der konstitutionelle Roi des Landes[2]) hat gestern, vor vierzig Menschen, wieder an seinem Tische gesagt: Die Göttinger Professoren hätten in einer Adresse ihm von

[1]) Schleiermacher.

[2]) König Ernst August von Hannover.

ihrem Patriotismus gesprochen, „Professoren haben gar kein Vaterland; Professoren, Huren (der Deutlichkeit wegen setzte er hinzu *des putaines*) und Tänzerinnen kann man überall für Geld haben, sie gehen dahin, wo man ihnen einige Groschen mehr bietet.“ Welche Schande, das einen deutschen Fürsten zu nennen!“

Am 24. Juni 1842. „Ein Donnerwetter in Form einer Cabinetsordre, in den Zeitungen, mit einigen Proben des Censur-Unsinnes, wäre erspriesslicher als das unmögliche Pressgesetz, und ein Grossinquisitor zur Begründung der Pressfreiheit. — — Wie Glasköpfe, Pfauenfedern und Bänder (Orden) den Menschen aufregen . . . .“

Am 3. April 1843. „— — Wie viel erheischten wir damals in solcher Ungerechtigkeitslaune, wenn jetzt, im Vergleich mit der Elendigkeit, die uns umgiebt, die in Wien Versammelten als grosse Staatsmänner sich in der Erinnerung darstellen. Dafür haben wir Hofphilosophen, Missionsministerinnen, Hoftheologen und Ueberraschungsprediger . . . .“ —

Am 26. Juni 1843. „Ich habe „aus einem Fenster“ zu der Jugend einige Worte über die geistigen Bande gesprochen, welche gleichzeitig und ohne durch räumliche Entfernung gemindert zu werden, das Verständniss freier Gefühle, dauernder Hoffnung in Allem belebt, was die Fortschritte der Menschen ehrt.“

Am 27. August 1843. „— — Zum Harren habe ich wenig Zeit mehr, da ich nun schon dreiundfunfzig Jahre harre. . . . Die Deutschen werden noch manches Buch über die Freiheit schreiben.“

Am 6. September 1844. „Als Parry auf dem Eise mit vielen Samojeden-Hunden nach dem Pole wollte, wurden Schlitten und Hunde immer vorwärts getrieben. Wie aber die Sonne durch die Nebel brach und die Polhöhe bestimmt werden konnte, fand man, dass, ohne es zu wissen, man mehrere Grade rückwärts gekommen war. Eine bewegliche, gegen Süden durch die Meeresströmung fortgerissene Eisbank war der Boden, auf dem man vorwärts eilte. Die Minister sind der bewegliche, eisige Boden. Ist die Strömung die dogmatisirende Missions-Philosophie?“

Am 13. September 1844. „Ich muss nach Sanssouci auf einige Tage, wo ich leider! meinen 75jährigen Geburtstag erlebe. Ich sage blos leider! weil ich 1789 glaubte, die Welt würde einige Fragen mehr gelöst haben. Ich habe Vieles gesehen, aber nach meinen Forderungen doch nur wenig. — — Wie grossartig antiscytisch hat sich die Breslauer Universität benommen! Wie erfinderisch wird der Mensch durch politischen Zwang, lauter Strickleiter, Löcher-Scharrer, Verkleidungen, um an die freie Luft zu kommen, und wenn sie die freie Luft haben, werden sie echt deutsch darüber grübeln, ob ihnen besser sei? Dann wird es sein, wie bei dem Prinzen: *Dites-moi, si je m'amuse.*“

Am 15. Jannar 1845. „— — Eine grosse Freude ist es mir, wenn mein keckes Auftreten für Prutz ihm endlich nützlich geworden ist. Das ist das elend Wenige, das ich in meiner Lage erlange: ich sterbe aber

mit dem Gewissens-Glauben, bis an meinen Tod keinen der mir Gleichgesinnten verlassen zu haben."

Am 29. März 1846 (an König Friedrich Wilhelm IV.). „Sich fürchten vor jeder begeisternden Kraft, heisst dem Staatenleben die nährende, erhaltende Kraft nehmen. — — Alles Wirken und Handeln wird gehemmt, wenn durch Verdächtigung man sich der besten Kräfte beraubt.

II. Alexander von Humboldt's Beziehungen zu Juden.

„Machen Sie mein Andenken bei unserem Herz, (Mann und Weib), Veits, Biester und Zöllner lebendig und glauben Sie, dass mir in meinem deutschen, ewig theuren, nie fremden Vaterlande wenige Personen so theuer und werth sind als Sie."

Alexander von Humboldt
Madrid d. 11. Apr. 1799. an
(Vgl. Kohut S. 77 a. a. O.) Friedländer.

„Trotz dieser Worte Alexander von Humboldt's — gewiss das glänzendste Zeugniss, das man einem Manne ausstellen kann! — gehört leider auch David Friedländer zu denjenigen Persönlichkeiten, deren „Charakterbild schwankt in der Geschichte", d. h. unsere Literatur- und Geschichtsforscher schweigen ihn entweder ganz todt — oder sie beschimpfen ihn mit einigen, flüchtig hingeworfenen Phrasen. Keiner ist aber so unverantwortlich bezüglich der Würdigung David Friedländer's verfahren, wie der Hirsch Grätz in Breslau, welcher die Stirne hat, in seinem jüngsten (11.) Bande der „Geschichte der Juden" (Leipzig 1870), Friedländer einen Mann zu nennen, „der es mit Allem versucht habe", einen „Affen Mendelssohn" und dgl. mehr!! Eine objective Charakteristik des Lebens und der Schriften des immerhin bedeutenden und ein Menschenalter hindurch höchst segensreich wirkenden Mannes wäre ein sehr verdienstliches Unternehmen!"

Die vorstehenden Worte Kohut's (S. 94 a. a. O.) beziehen sich auf das Lob, welches Alexander v. Humboldt in einem Beileidsschreiben an den jungen Friedländer beim Tode seines Vaters David Friedländer[1]) d. d. Berlin den 27. December 1834 gerichtet hatte.

Bekanntlich hat Fürst von Bismarck vor Kurzem einen erfolgreichen Beleidigungsprocess gegen die Redaction des

[1]) „Ein Jahr später als Goethe geboren, hat David Friedländer denselben um zwei Jahre überlebt. Er starb am 25. December 1834, und so mögen die Condolationen der beiden Humboldt's diese Mittheilungen schliessen." (Kohut S. 93 a. a. O.)

Kladderadatsches wegen eines Bildes angestrengt, in welchem Bismarck in Bezug auf die von ihm eingeschlagene nationale innnere Politik mit Saturn verglichen wird, der seine Kinder verschlingt. Um zu beweisen, dass diese eigene Fleischfresserei in besonders hervorragender Weise von den Juden gegen ihre eigenen Glaubens- und Stammesgenossen cultivirt wird, erlaube ich mir hier über den bereits von meinem Collegen v. Treitschke gebührend abgefertigten Professor Grätz in Breslau die folgenden Worte Adolph Kohut's (S. 177 Anmerkung a. a. O.) anzuführen:

„Die Reigenführer der Frechheit in der jüdischen Wissenschaft sind besonders in den Lehrern des seit 16 Jahren bestehenden obscuren Instituts, das sich „jüdisch-theologisches Seminar" benamset, hier, in Breslau, vertreten. Wer die — übrigens in jämmerlichem Deutsch geschriebenen — Schriften eines Frankel und Grätz liest (es giebt noch solche Käuze, die sich aus dieser Lektüre Spass machen), staunt über die bodenlose Unverschämtheit dieser Leute, womit sie theils sich selbst beräuchern, theils alle Diejenigen, die mit ihnen nicht an Einem Karren ziehen wollen, begeifern und besudeln! Es ist Jammerschade, dass die so humane preussische Regierung nicht näher das Treiben dieser Clique beobachtet! Da kämen Dinge an's Tageslicht, die an Verworfenheit ihres Gleichen suchen müssten! — Vgl. hierüber unsere Schrift: „Memoiren eines jüdischen Seminaristen. Zur Würdigung des Bresl. jüd. theol. Seminars." (Prag 1870.) —"

Die erfolgreichen Bemühungen Alexander von Humboldt's um die Anstellung und Carrière jüdischer Gelehrten schildert Kohut (S. 96 ff.) mit folgenden Worten:

Ausser diesen freundschaftlichen Beziehungen zu den Koryphäen der deutsch-jüdischen Wissenschaft stand Alexander von Humboldt noch mit anderen, mehr oder weniger berühmten jüdischen Männern theils durch Korrespondenzen, theils durch seine stets bereite Protektion und Aufopferungsfreudigkeit in Verbindung.

Wer sich einmal in irgend einer Angelegenheit an Humboldt wandte, der konnte dessen gewiss sein, dass er ein williges Ohr und stets bereite Hilfe finden werde. Wen der grosse Nestor der Wissenschaft gar seiner Freundschaft würdigte, der konnte sich glücklich schätzen; ein solcher Freundschaftsbund dauerte durchs ganze Leben, nur der Tod löste ihn. Die hervorstechenden Züge seines liebenswürdigen Charakters — berichtet ein Jugendfreund [1]) des genialen Geistes — waren ganz unendliche Gutmüthigkeit, wohlwollende und wohlthätige, zuvorkommende, uneigennützige Gefälligkeit, warmes Gefühl für Freundschaft und Natur, Anspruchslosigkeit,

[1]) Carl Freiesleben.

Einfachheit und Offenheit in seinem ganzen Wesen, immer lebendige und unterhaltende Mittheilungsgabe, heitere, humoristische, mitunter auch schalkhafte Laune; — diese Züge, die ihm in späteren Jahren dazu halfen, wilde und rohe Menschen, unter denen er sich lange aufhielt, zahm und geneigt zu machen, in der gesitteten Welt aber überall Bewunderung und Antheil zu erregen, diese Züge erwarben ihm schon während seiner Studienzeit in Freiberg allgemeine Liebe und Ergebenheit.

So hatten und haben es sehr viele jüdische Gelehrte Alexander von Humboldt zu verdanken, dass sie ein ergiebiges und lohnendes Feld ihrer Thätigkeit gefunden haben. Wir wollen nur einige Beispiele anführen. Zu einer Zeit, als auf preussischen Universitäten kein Jude als Privatdocent, geschweige denn als ordentlicher Professor zu Vorlesungen zugelassen wurde, weil die Milch der frommen Denkungsart des „christlich-germanischen" Staates in das gährende Drachengift des Judaismus sich verwandelt hätte, setzte es Alexander von Humboldt, wie wir bereits oben gelesen haben, durch, dass der durch seine mathematischen und naturhistorischen Kenntnisse rühmlichst bekannte Dr. Peter Riesz[1]) von der Berliner Akademie der Wissenschaften trotz seines jüdischen Bekenntnisses zum ordentlichen Mitgliede mit 36 gegen 3 Stimmen aufgenommen und in seiner Würde vom Könige Friedrich Wilhelm IV. bestätigt wurde. Am Schlusse seines Amtsschreibens an den Neuaufgenommenen bemerkte Humboldt, „dass dieser Schritt der Anfang der Sühne sei, welche den preussischen Juden abgetragen würde für das 25jährige Unrecht, das sie erdulden mussten." Wir können ihm dieses Verdienst nicht hoch genug anschlagen! Dies geschah im Jahre 1842. Aber man denke nur 70 Jahre zurück, wo Moses Mendelssohn zu gleicher Würde von derselben Akademie erhoben wurde, wie benahm sich damals der grosse Friedrich der Zweite, der stets den Wahlspruch im Munde führte: „In meinem Staate kann Jeder nach seiner Façon selig werden"?[2]) — Er strich den jüdischen Philosophen von der Liste der Akademiker, was Diesen zu dem bekannten Ausspruche veranlasste: „Besser, dass eine Akademie mich zu ihrem Mitgliede vorgeschlagen und ein König mich gestrichen hat, als wenn ein König mich vorgeschlagen und die Akademie mich gestrichen hätte." — —

[1]) „Dr. P. Riesz war der Schwager des im Jahre 1853 an der Cholera verstorbenen Majors Meno Burg, des berühmten Verfassers der Schriften: „Die geometrische Zeichenkunst etc.", Berlin 1822 (2 Theile), „Das architektonische Zeichnen" (Berlin 1830) u. a. m."

[2]) „Der geistreiche Mathematiker und Satiriker Kästner verherrlichte Mendelssohn damals durch folgendes Gedicht (gesammelte politische und prosaische Werke, Berlin 1841, IV, 144):

„Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht;
Ein Plato lebt in seinem Lande,
Und Diesen kennt er nicht." —

„Professor Julius Fürst[1]) in Leipzig, neben Leopold Zunz der grösste jüdische Gelehrte unserer Zeit, hat ebenfalls dem unendlichen Wohlwollen Humboldt's viel zu verdanken. Fürst wanderte als junggebackener Dr. philosophiae nach Leipzig, um sein Erstlingswerk: „Lehrbuch des aramäischen Sprachgebäudes" loszuschlagen. Der greise, 80jährige Herr Tauchnitz, damals Chef des renommirtesten Buchhandlungshauses in Leipzig, hatte es zuerst abgelehnt; dann aber sich unter der Hand bei dem Orientalisten Rosenmüller über ihn erkundigt und ihm endlich 6 Thaler pro Druckbogen offerirt. „Wie selig war ich damals über dieses wahrhaft schmachvolle Honorar", erzählte er vor einigen Monaten einem Freunde;[2]) „doch lange ging das nicht an; ich musste irgend eine Stellung suchen; als Privatdocent in Leipzig hatte ich kaum, wovon satt zu werden; da wandte ich mich an Alexander von Humboldt und bat ihn, für mich eine Anstellung als Sekretair bei der Gesandtschaft in Konstantinopel zu erwirken. Humboldt, der Allen half, wenn er konnte, verschaffte mir eine Audienz bei König Friedrich Wilhelm III. „Aber um Gottes Willen sagen Sie nicht, dass Sie ein Jude sind," rief er mir noch nach, als ich erwartungsvoll zur Audienz fuhr. Der König behandelte mich, wenn auch in seiner kurzen Weise, doch gnädig genug. Es schien Alles gut zu gehen. Schon hatte er mir mit einem gewissen Wohlwollen die Entlassung zugewinkt, da, im letzten Augenblick, wandte er sich scharffixirend noch einmal mir zu. „Jude?" sagte er finster. „Ja, Majestät." Noch ein Wink, und ich war entlassen. Aus meiner Anstellung aber wurde natürlich nichts. Ich kehrte nach Leipzig zurück. Später hat mich Altenstein noch manchmal behelligt. Wie einen Leibeigenen reklamirte er mich zweimal als preussischen Staatsangehörigen, ich kehrte aber nicht nach Preussen zurück und die sächsische Regierung schützte mich. Ich habe es doch noch zu einem preussischen Orden gebracht und den verlieh mir Friedrich Wilhelm IV. auf Humboldt's Anregung." ——

Von nicht minder grossem Interesse als die im Obigen geschilderten Beziehungen Alexander von Humboldt's sind diejenigen zu dem durch seine lyrischen Gedichte berühmt gewordenen jüdischen Dichter Heinrich Heine. Kohut bemerkt hierüber (S. 99 ff.) wörtlich Folgendes:

„Heinrich Heine, der Alexander von Humboldt in den Salons der Rahel einigemal gesehen hatte, wandte sich ebenfalls in einer dringenden Angelegenheit an den damals bereits „Urgreis". In der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindet sich die sogenannte Radowitz'sche Autographensammlung, mit vielen Briefen und Dokumenten, die namentlich

[1]) „Vgl. eine ausführliche Biographie und Charakteristik seiner Schriften in der „Gegenwart", Jahrgang 1870 Nr. 27 und „Berliner Zeitung des Judenthums" d. J. Nr. 13."

[2]) „Posener Zeitung", 28. Januar 1870.

auf das reaktionaire Treiben am Hofe in den vierziger Jahren ein neues seltsames Licht werfen. Hier befinden sich auch folgende zwei Briefe

Der Brief Heine's und die Antwort Humboldt's lauten wie folgt:

„Herr Baron!

Das Wohlwollen, womit Sie mich seit Jahren beehren, ermuthigt mich, Sie heute um einen Dienst anzugehen.

Trübselige Familienangelegenheiten rufen mich dieses Frühjahr nach Hamburg, und ich möchte alsdann, die Gelegenheit benutzend, einen Abstecher für einige Tage nach Berlin machen, theils um alte Freunde wiederzusehen, theils auch um die Berliner Aerzte über ein sehr bedenkliches Uebel zu consultiren. Bei einer solchen Reise, deren einziger Zweck Erheiterung und Gesundheit ist, darf ich wahrlich von keiner *atra cura* beängstigt werden, und ich wende mich an Sie, Herr Baron, mit der Bitte, durch Ihren hohen Einfluss mir durch die resp. Behörden die bestimmte Zusicherung zu erwirken, dass ich von denselben während meiner Reise durch die Königl. Preussischen Staaten, wegen keinerlei Beschuldigungen, welche auf die Vergangenheit Bezug haben, in Anspruch genommen werden soll. Ich weiss sehr gut, dass ein solches Gesuch keineswegs im Einklang steht mit den dortigen administrativen Gebräuchen; aber in einer Zeit, die selbst etwas exceptionell ist, dürfte man sich vielleicht dazu verstehen, die alte Registratur mit einer Rubrik für exceptionelle Zeitgenossen zu bereichern.

Empfangen Sie, Herr Baron, im Voraus meinen tiefgefühlten Dank und betrachten Sie meine Bitte selbst als einen Beweis der Verehrung womit ich verharre,

Herr Baron!

Ihr ergebenster und gehorsamster

Heinrich Heine

(46, Faubourg Poissonnière.)

Paris, den 31. Januar 1846."

Alexander von Humboldt erwiderte Folgendes:

„Wenn, nach einer so langen Reihe von Jahren, Sie mir wieder einmal ein Zeichen des Lebens geben, wenn Sie sich der alten Bewunderung Ihres herrlichen, ein tiefes Naturgefühl athmenden Buches der Lieder erinnern, so darf ich nicht besorgen, dass Sie an der Aufrichtigkeit meines Dankes zweifeln, der Ihrem Vertrauen in einer so rein menschlichen Angelegenheit gebührt. Noch ehe ich Ihren Brief vom 11. Januar erhielt, hatte ich durch meinen geistreichen Freund Dieffenbach Kunde von Ihrem schweren physischen Leiden erhalten. Ihr Wunsch beschränkte sich auf die Erlaubniss, ohne Gefahr für Ihre persönliche Sicherheit, Berlin, von Hamburg aus, dieses Frühjahr auf einige Tage besuchen zu können, zu Ihrer Erholung, um hiesige Freunde einmal zu sehen und Berliner Aerzte zu consultiren. Da mir nicht unbekannt sein konnte, dass in dem, was Sie als alte Registeratur bezeichnen, viele sehr bittere Anklagen gegen Sie

liegen, so habe ich gehofft, Ihren Wünschen am Besten zu entsprechen, wenn ich auf das zweite Motiv Ihrer Reise den grössten Werth legte. Ich habe mit Wärme gehandelt und habe mir keine Art des Vorwurfs zu machen — aber es ist mir gar nicht geglückt. Die Verweigerung ist sogar so bestimmt gewesen, dass ich, Ihrer persönlichen Ruhe wegen, Sie ja bitten muss, den Preussischen Boden nicht zu berühren. Ich glaube gegen Sie die Pflicht erfüllen zu müssen, Ihnen ganz mit der Offenheit zu schreiben, die Schriftsteller sich gegen einander schuldig sind.

Empfangen Sie den Ausdruck meiner ausgezeichnetsten Hochachtung und die innigsten Wünsche für die Wiederherstellung Ihrer so tief erschütterten Gesundheit.

Ihr gehorsamster

A. von Humboldt."

Die Copie des Humboldt'schen Briefes, ebenfalls in der Radowitzschen Sammlung befindlich, ist von Humboldt eigenhändig geschrieben und mit folgenden charakteristischen Anmerkungen versehen:

„Meine Antwort eine vorsichtige. Der König, der für die Gedichte unverwüstliche Vorliebe hegt, fand es hart, trotz der schändlichen Spottgedichte auf Preussen, ihn zurückzuweisen, da es menschlicher wäre, ihn den Arzt consultiren zu lassen, es auch bald sichtbar werde, dass hier das Publicum nicht um den alten Mann mit dem Gesichtsschmerz sich bekümmere. Die Polizei wusste dem ihr fremden Zartgefühl zu widerstehen. . . ."

Angesichts der hier ausgesprochenen bewundernden Worte Alexander von Humboldt's ist es äusserst unwahrscheinlich, was ein Anonymus[1]) berichtet, dass Humboldt sich über Heine weniger günstig geäussert hätte: Er sei, während eines zehnjährigen Aufenthalts in Paris, öfter mit Heine in persönliche Berührung gekommen; aber seine Persönlichkeit habe für ihn immer etwas Zurückstossendes gehabt. „Was seine Schriften angeht, so leiden sie, bei aller Brillanz des Stils, an einer seltsamen Gebrochenheit der Behandlung. Von Moralität kann nun von vornherein nicht bei ihm die Rede sein; allein man ist auch niemals sicher über das letzte Stadium seiner Meinungen."!! — —

Das grösste Interesse dürften die Beziehungen Alexander von Humboldt's zu Ferdinand Lassalle, dem Begründer der deutschen Socialdemokratie, in Anspruch nehmen, welche gegenwärtig unter dem belebenden Hauch der wiedererwachenden gesunden Vernunft des deutschen Volkes und der nationalen Politik seines Kanzlers ebenso wie der jüdische sogenannte „Liberalismus" in Auflösung begriffen ist. Bereits in

[1]) „Briefwechsel und Gespräche Alexander v. Humboldt's mit einem jungen Freunde. Aus den Jahren 1848 bis 1856." (Berlin, Verlag von Franz Duncker, 1861.) S. 90—91.

meinen vor Kurzem erschienenen beiden Schriften „Zur Aufklärung des deutschen Volkes . . .“ und „Ueber den wissenschaftlichen Missbrauch der Vivisection . . .“ habe ich mich eingehend mit den persönlichen Charaktereigenschaften Lassalle's beschäftigt und auch gelegentlich der Worte Alexander von Humboldt's über ihn gedacht. In ausführlicher Weise geschieht dies von Kohut (S. 102 ff.) in folgenden Worten:

„Auch mit Ferdinand Lassalle,[1]) dem berühmtesten Socialdemokraten unseres Jahrhunderts, kam Alexander von Humboldt in Berührung. Welche Hochachtung dieser für den Verfasser des „Herakleitos“, „Bastiat-Schulze“ u. s. w. hatte, kann man daraus ersehen, dass der berühmte Naturforscher Ferdinand Lassalle stets das „Wunderkind“ nannte. Lassalle hielt sich lange Zeit in Düsseldorf, der Geburtsstadt Heinrich Heine's, auf;[2]) er wollte nun nach Berlin übersiedeln. Allein dieser Wohnungswechsel war mit einigen Schwierigkeiten verbunden, da Lassalle politisch compromittirt war. Unter Manteuffel's Regiment war es nämlich feststehende Regel, dass den irgendwie hervorragenden Demokraten des Jahres 1848, wenn sie nicht in's Regierungslager übergegangen waren, die Niederlassung in Berlin verwehrt wurde. Diese Strenge dauerte noch fort bis zu der Zeit, in welcher Herr von Bismarck seinen Posten als Bundestagsgesandter bereits mit dem Gesandtschaftsposten in Petersburg vertauscht hatte. Denn durch die Fürsprache Bismarck's erhielt Herr v. Unruh die Erlaubniss, seine Stellung in einer Berliner Fabrik zu übernehmen. Was aber Herrn v. Unruh und Anderen nicht ohne Weiteres gestattet wurde, war auch Lassalle nicht erlaubt. Doch Dieser wusste durch List und Protektion die Schwierigkeiten zu überwinden. Nachdem er sich als Fuhrmann verkleidet nach Berlin eingeschmuggelt hatte, begab er sich zu seinem Gönner Alexander von Humboldt und erhielt durch dessen Fürsprache beim Könige die Erlaubniss zum ungehinderten Aufenthalte in Berlin. Diesen seinen freund-

[1]) „Ferdinand Lassalle, geboren am 11. April 1825 zu Breslau, stammte von streng religiösen jüdischen Aeltern ab. Er wurde in der Religion derselben erzogen und trat selbst im reifen Alter nicht, wie jedoch hin und wieder behauptet worden ist, zum Christenthume über. Er blieb Zeit seines Lebens dem Judenthume treu und war, wenn auch bloss dem Namen nach Jude, doch charaktervoll genug, in die weichen Polstern der christlichen Aemter, die man durch ein Bischen Taufwasser erlangen kann, sich nicht zu versenken.“ (Kohut S. 102 a. a. O.)

[2]) „Vgl. „Enthüllungen über das tragische Lebensende Ferdinand Lassalle's. Auf Grund authentischer Belege dargestellt von Bernhardt Becker.“ (Schleiz, Verlag der C. Hübscher'schen Buchhandlung, 1868), S. 16.“

schaftlichen Beziehungen zu Humboldt hatte er es auch zumeist zu verdanken, dass er mit Männern wie Böckh, Förster, Ziegler, Hans von Bülow in Verbindung trat, auch wurde er auf dessen Empfehlung in die „philosophische Gesellschaft" aufgenommen. Wir wissen aus den Tageblättern Varnhagen v. Ense's (3. December 1857), dass Humboldt das oben genannte Hauptwerk Ferdinand Lassalle's: „Die Philosophie Herakleitos des Dunklen von Ephesos" in drei Nächten genau durchgelesen hat. Sehr interessant sind die Aeusserungen Humboldt's über dieses Buch.[1]) Schon der äussere Anblick einer so gewichtigen Arbeit erregte seine Ehrerbietung. Es machte auf ihn einen eigenen Eindruck, wenn die Stützen und Geltungen, bei denen er hergekommen, eine nach der anderen fallen, schwinden. Jeder Altgewordene muss dergleichen wahrnehmen und ertragen, aber in unserer Zeit sind die Wandlungen schneller und kräftiger, als in früheren Läuften, und er war besonders empfindlich für sie. „Selbst wo der Inhalt mir nicht verschlägt" — bemerkte er —, „wo mir sachlich nichts verloren geht, weil die Gegenstände nicht unmittelbar in meinen Kreis gehören, so ist mir doch die Erscheinung immer etwas peinlich. So geht es mir jetzt betreffs Schleiermacher's: seine Schrift über den Herakleitos war bis jetzt das letzte Wort, der Abschluss über diesen Philosophen, selbst Hegel's entgegenstehende Andeutungen hatten diese Geltung nicht aufheben können, man ruhte auf ihr wie auf einem weichen Kissen; jetzt kommt neue Kritik und zieht dasselbe ohne weiteres weg! Lassalle schiebt zwar ein anderes, grosses und wohlgestopftes dafür ein, aber der Wechsel ist unbequem. Und doch freut mich die nie rastende Geistesarbeit, der Scharfsinn, die Gelehrsamkeit, der freie und kühne Fortschritt." —

Humboldt machte sich daher nicht geringe Sorge, als durch ein Missverständniss der Minister Westphalen auf die Ausweisung Lassalle's bestand. Er schrieb entrüstet an seinen Freund Varnhagen[2]) (9. September 1858, in später Nachtstunde): „Mein böser Freund Lassalle — Herakleitos der Dunkle — ist trotz aller meiner Verwendungen, trotz der mir gegebenen Verheissungen vom Prinz von Preussen und Illaire doch verjagt worden. Man gab Hoffnung, der Dunkle werde in einigen Monaten (nach den Wahlen) zum noch dunkleren Pythagoras zurückkehren. Welche Distribution der Gerechtigkeit!" — Aber zum Glücke beruhte die ganze Ausweisungsaffaire, wie gesagt, auf einem fatalen Missverständnisse. — —

Sicherlich würde sich Alexander von Humboldt, wenn er noch als Lebender unter uns weilte, nicht durch die vorstehende Veröffentlichung seiner Beziehungen zu Lassalle „beleidigt" fühlen, sondern vielmehr mit der ihm eigenen

[1]) Vgl. „Briefe v. Alexander v. Humboldt an Varnhagen v. Ense." (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860), dritte Auflage, S. 385.

[2]) A. a. O. S. 399.

Elasticität seines Geistes, hoch erfreut über den nationalen und geistigen Aufschwung des deutschen Volkes seit seiner ruhmreichen Kämpfe gegen Frankreich, thatkräftigen Antheil an unsrer sittlichen Wiedergeburt und Befreiung aus den Banden des „jüdischen Liberalismus“ genommen haben. Ich glaube daher auch annehmen zu dürfen, dass mein College Dr. Arndt als ausserordentlicher Professor der Geschichte keinen so kleinlichen Charakter besitzen wird, um sich durch den folgenden Aufsatz „beleidigt“ zu fühlen, welchen die vom Königlichen Ministerium des Innern zum „Amtsblatt der Stadt Leipzig“ erhobenen „Leipziger Nachrichten“ unbeanstandet und geschmückt mit dem Bildniss der Geliebten Lassalle's, der schönen Cousine meines Collegen Arndt, in der Sonntagsbeilage vom 1. Februar 1880 unter der Ueberschrift: „Lassalle und Helene“ zum Abdruck gebracht haben.

„Lassalle und Helene.[1])

Wir führen heute unseren Lesern das Bildniss Helene v. Racowitza's vor, jener Frau, welche so tragisch in das Leben Lassalle's eingegriffen und deren Selbstbekenntnisse — wenn man den von ihr geschilderten Liebesroman mit dem berühmten socialistischen Agitator so nennen darf — gegenwärtig im Feuilleton d. Bl. das Leserinteresse andauernd fesseln. Karl v. Thaler, der die „dämonische Schönheit“ dieser Frau kennen gelernt hat, entwirft von ihr folgende Charakteristik, die zugleich auf die Beziehungen zu Lassalle Bezug nimmt und den Verlauf dieser denkwürdigen Liebesgeschichte flüchtig skizzirt. Er sagt:

„Man muss Helene v. Racowitza gesehen haben, nicht auf der Bühne, sondern im Leben, ganz in der Nähe, um die Leidenschaften zu begreifen, welche sie erweckte, das Unheil zu verstehen, das sie anrichtete. Nur ein paar Mal bin ich in Gesellschaft mit ihr zusammengetroffen. Trotzdem könnte ich heute ihr Bildniss aus dem Gedächtnisse entwerfen, wenn ich ein Maler wäre. Das leuchtende rothgoldene Haar fasste wie ein feuriger Rahmen das scharf gezeichnete Antlitz mit dem Perlmutter-Teint ein, und die grünlich schillernden Augen funkelten von Geist und

[1]) „Das nebenstehende Portrait der Frau v. Racowitza-Schewitsch, geb. Helene von Dönniges, ist nach einer Photographie gearbeitet, welche vor 2 Jahren in New-York aufgenommen ist; es stellt also die Dame nicht so dar, wie sie zur Zeit ihrer „Beziehungen zu Lassalle“ ausgesehen hat, aber man kann sich doch aus diesem Bilde eine Vorstellung davon machen, welchen bestrickenden Reiz ihre persönliche Erscheinung 16 Jahre früher ausgeübt haben mag und auch wirklich ausgeübt hat.“

Sinnlichkeit. Aber ihre ganze Erscheinung machte bei aller Feinheit der Form keinen liebenswürdigen Eindruck, und ihr Lachen klang beinahe unheimlich. Sie glich den Nixen der nordischen Sage, die aus der Meerestiefe heraufsteigen, um Sterbliche zu beglücken und zu verderben, und im Scherze pflegte ich zu sagen, ich blickte stets nach dem Saume ihres Kleides, ob er nicht feucht sei. Jenes Wohlbehagen, das sonst die Nähe einer schönen Frau dem Manne einflösst, habe ich ihr gegenüber nie empfunden, sondern ich betrachtete sie wie etwa eine reizende Giftpflanze; ich glaube sogar, ich habe mich vor ihr gefürchtet.

Genug der persönlichen Erinnerung, welche die Besorgniss erwecken könnte, ich wollte eine sehr verspätete Kritik über das Buch der Frau Helene v. Racowitza schreiben. Das beabsichtige ich ganz und gar nicht. Aber die psychologischen Räthsel, die in dem Verhältnisse Lassalle's zu Helenen liegen, beschäftigen mich gerade jetzt lebhafter als früher. Anlass dazu bietet ein Buch von A. Kutschbach: „Lassalle's Tod". Es ist eine Ergänzung und vielfach eine Berichtigung der Memoiren, sagen wir lieber des Plaidoyers der Frau v. Racowitza in eigener Sache. Kutschbach stützt sich theils auf die früheren Schriften über Lassalle's letztes Lebensjahr, namentlich das bekannte, in Folge eines Compromisses zwischen den beiden Fractionen der deutschen Socialisten-Partei aus dem Buchhandel zurückgezogene Werk Bernhard Becker's, theils auf mündliche Ueberlieferungen. Er bringt eine grosse Anzahl Briefe Lassalle's, der Gräfin Hatzfeldt, Helenen's, Rüstow's — ein förmliches historisches Material zur näheren Kenntniss der letzten Liebe des socialistischen Achilles. Man nimmt das Buch begierig zur Hand, weil man den Schlüssel des Räthsels zu finden erwartet. In dieser Hinsicht wird man jedoch ziemlich enttäuscht. Kutschbach stellt wohl einige Thatsachen richtig, welche Frau v. Racowitza im Spiegel der Eigenliebe falsch gesehen, und er trägt auch dazu bei, ihren Bruch mit Lassalle zu erklären, aber die Handlungsweise des Letzteren wird um nichts begreiflicher.

Das Drama, welches mit Lassalle's Tod endigte, spielte sich mit rasender Schnelligkeit ab. Am 25. Juli 1864 erscheint Helene v. Dönniges unvermuthet auf dem Rigi, wo Lassalle Erholung von angestrengter Arbeit und zahlreichen Pressprocessen gesucht hatte, und er fragt sie, ob sie sein Weib werden wolle; einen Monat später, am 28. August, trifft ihn die Todeskugel aus der Pistole Racowitz's. Ganz wie auf der Bühne; aber das Stück ist schlecht, denn es fehlt der versöhnende Schluss, die strafende Gerechtigkeit.

Als Helene nach dem Rigi ging, hatte sie die entschiedene Absicht, Lassalle wieder an sich zu fesseln. Wozu kam sie, wenn sie das nicht wollte? Sie war allerdings seit einigen Monaten mit dem jungen Racowitz verlobt, der sie in der Art eines getreuen Pudels liebte und ihr auch nicht gleichgültig gewesen zu sein scheint. Aber das war für sie kein Hinderniss, Lassalle entgegenzukommen. Sie hatte Geist; der zärtliche Rumäne musste ihr entsetzlich unbedeutend erscheinen neben der

mächtigen Persönlichkeit Lassalle's, dessen Name durch Europa klang. Die Eitelkeit, einen solchen Mann zu gewinnen, hatte vielleicht eben so viel Antheil an ihrem Schritte, als die Liebe. Kurz, sie kam, sah und siegte; schon am nächsten Tage schreibt sie an ihren „stolzen Aar“: „Ich will und werde Ihr Weib sein“. Sie bedauert wohl den armen Racowitz, das „treue Herz“, das sie mit kalter Hand tödten müsse — er lebte wahrscheinlich noch heute, wenn sie Lassalle's Frau geworden wäre — aber sie ist fest entschlossen, den guten Yanko zu opfern. Brakenburg mag sehen, wie er sich tröstet, Lassalle ist ihr Egmont; sie liebt ihn mit aller Kraft ihrer Seele — eine ganze Woche lang, denn schon am 3. August erfolgt der Bruch.

Allerdings trifft die Schuld Lassalle selbst. Er benimmt sich auf dem Höhepunkt des Dramas, in der entscheidenden Scene des dritten Actes, wie ein einfältiger Spiessbürger. „Ich bin der Esel; dabei bleibt es“, hat er selbst von sich gesagt. Vergebens sucht man nach einem Grunde für seine kalte, vernünftige, unritterliche Nüchternheit in dem Augenblicke, da er sein Glück in der Hand hielt. Er war ein Mann von schärfstem Verstande, er kannte das Leben und die Frauen; er musste wissen, dass nichts sie so tief verletzt, nichts ihre Liebe sicherer tödtet, als das kühle Zurückweisen ihrer vorbrechenden Leidenschaft — er liebte das Mädchen, das sich ihm in die Arme warf, und er behandelte es wie ein mürrischer Onkel. So schürzte er selbst den Knoten des Verhängnisses. Nicht blos für die Politik, auch für die Liebe passt Fouqué's Wort: ein Fehler ist schlimmer als ein Verbrechen.

Der Vorgang ist bekannt, und doch muss man ihn immer wieder erzählen, weil er ein psychologisches Unicum bildet. Helene kommt am 3. August von Bern, wo sie fünf Tage an Lassalle's Seite zugebracht hatte, nach Genf zu ihren Eltern zurück. Sie findet Vater und Mutter in der freudigsten Aufregung, weil die zweite Tochter sich soeben mit dem Grafen Keyserling verlobt hat. Lassalle hatte ihr ausdrücklich verboten, von seiner Werbung zu sprechen, ehe er sich selbst ihrem Vater vorgestellt; aber sie will die fröhliche Stimmung der Eltern benützen und entdeckt zunächst der Mutter, sie habe Lassalle ihre Hand zugesagt. Als Herr v. Dönniges die Neuigkeit erfährt, beginnt er zu toben. Er ist in crassen Vorurtheilen befangen. Er sieht in Lassalle den Feind der Gesellschaft, den berüchtigten Arbeiterführer; und dass dieser staatsgefährliche Mensch zudem noch Jude ist, macht den auf seinen Adel und seine sociale Stellung lächerlich stolzen Mann vollends rasend. Er droht der Tochter mit seinem Fluche, und Helene flüchtet aus dem Elternhause zu dem wenige Stunden nach ihr angelangten Lassalle. Sie stürzt in sein Zimmer, bricht vor ihm zusammen und ruft: „Ich bin jetzt Dein Weib, Deine Sache; mache mit mir, was Du willst.“

In dieser Lage und einem geliebten Mädchen gegenüber giebt es für den Mann nur die einzige Antwort: „Du bist mein, und alle Macht der Erde soll Dich nicht von meiner Seite reissen.“ Lassalle hatte nicht

einmal zu fürchten, dass die in solchen romantischen Stunden äusserst unbequem und doppelt prosaisch auftretende Polizei sich einmischen würde. Helene hatte das einundzwanzigste Jahr überschritten, sie war nach schweizerischem Recht bereits grossjährig, und die Eltern konnten sie nicht zwingen, von dem Manne ihres Herzens zu lassen. Aber der himmelstürmende Agitator setzte dem Ungestüm Helenen's Kälte und Vorwürfe entgegen. Er verlangte, dass sie augenblicklich in das Elternhaus zurückkehre, und trotz ihrer flehenden Bitten führte er sie in die Wohnung der Frau Rognon, wo sie von ihrer Mutter abgeholt ward. Kann irgend ein Mensch diese ungeheure Albernheit, diese kindische Furcht vor dem „unconvenablen Schein" begreifen? Nein. Fast denkt man an eine Erklärung, die ich hier nicht aussprechen darf, da eine Zeitung nicht blos von Männern gelesen wird. Selbst unter der Voraussetzung, die wir verschweigen müssen, ist Lassalle's Schritt noch immer thöricht genug. Frauenliebe stirbt, wenn sie verschmäht wird — das durfte er nicht vergessen. Es kam ein Umstand hinzu, der Helene noch mehr gegen Lassalle erbittern musste. Als sie am 3. August von ihrer Mutter nach Hause gebracht ward, vergass sich der Cavalier und Diplomat Dönniges in seiner Wuth so weit, seine Tochter wie ein betrunkener Handwerker thätlich zu misshandeln. Das wird von glaubwürdigen und achtbaren Zeugen bestätigt. Wenn Frauen in grosser Aufregung sind, so ricochettirt ihre Logik wie die an einen Fels aufschlagende Kugel, und ihr Zorn trifft ein ganz anderes als das richtige Ziel. Für die Züchtigung, die sie erlitt, klagte die so schnöde Zurückgestossene Lassalle an, und ihr leichtbewegliches Herz wendete sich nicht allmählich, wie sie in ihren Memoiren behauptet, sondern augenblicklich und für immer von ihm ab.

Lassalle selbst verfiel nun in ein förmliches Delirium. Er konnte es nicht fassen, dass er Helene tödtlich verletzt, er glaubte an Zwang von Seite ihrer Eltern und setzte Himmel und Erde in Bewegung, um sie aus der vermeintlichen Gefangenschaft zu befreien. Rüstow und die Gräfin Hatzfeld wurden herbeitelegraphirt, alle Freunde zur Hülfe entboten, sogar der bayrische Minister v. Schrenck zur Einschüchterung des Herrn v. Dönniges gewonnen. Lassalle's Briefe aus dieser Zeit sind Zeugnisse von der Tiefe und Heftigkeit seiner Neigung; sie flössen Mitleid ein. „Wenn dieses Weib von mir lässt, für das ich mich so namenlos märtyrere", schreibt er am 19. August an Rüstow, „so ist Alles geschändet, was Mensch heisst. Ein Felsenherz, das so liebt, so treu aushält wie das meinige, so zu zerreissen!" . . . „Gehe ich jetzt zu Grunde, so ist es nicht mehr an der brutalen Gewalt, die ich gebrochen habe, sondern an dem grenzenlosen Verrath, an dem unerhörtesten Wankelmuth und Leichtsinn eines Weibes, das ich weit über alles Mass des Erlaubten hinaus liebe." Am nämlichen Tage schreibt Lassalle der Gräfin Hatzfeld: „Ich falle (wenn Helene nicht einwilligt, ihn zu heirathen) mit ihrem und durch ihren Willen, ein furchtbares Denkmal davon, dass der Mann sich nie an ein Weib ketten soll. Ich falle dann durch den ent-

setzlichsten Verrath, die schnödeste Felonie, welche die allsehende Sonne je geschaut hat.“ So geht es durch ein halbes Hundert Briefe, die Lassalle in wenigen Tagen absendete. Es ist fast eines Mannes unwürdig, dies klägliche Liebesgewinsel.

Rüstow erhielt endlich eine Unterredung mit Helene und empfing von ihr die schriftliche und mündliche Versicherung, dass Lassalle keine Hoffnung mehr habe. Rüstow fand das Fräulein vollkommen ruhig, ohne eine Spur von Seelenschmerz oder innerem Kampfe; dadurch ist die Behauptung der Frau v. Racowitza hinlänglich widerlegt, dass sie unter dem Drucke handelte, den die Eltern und der herbeicitirte Yanko auf sie ausübten. Rüstow war vor Erstaunen ausser sich und schrieb sofort an Lassalle: „Nimm' mir nicht übel — ich weiss nicht, was ich von dieser Dame denken soll. Vorläufig kann ich nichts Anderes, als mit offenem Maul vor dieser Verbindung von Thatsachen stillstehen.“ Bei einer zweiten und letzten Zusammenkunft mit Rüstow betrug sich die junge Dame geradezu empörend. Lächelnd und in höhnischem Tone, mit ihren Armbändern spielend, sagte sie sich von Lassalle los, das echte *Enfant du diable*, wie sie der ehrliche alte Garibaldiner sofort getauft hätte. Sie selbst bezweifelt in ihren Memoiren, ob sie wirklich die „geistlos groben, unglaublich herzlosen“ Antworten gegeben habe, die ihr in den Mund gelegt würden; allein da die ganze Unterredung von dem anwesenden Dr. Haenle aus München aufgezeichnet und durch seine Unterschrift notariell beglaubigt ward, so versucht Frau v. Racowitza sich vergebens moralisch zu schminken. Für ihr damaliges Benehmen giebt es keine, auch nicht die kleinste Rechtfertigung; da kam die böse Nixennatur in ihr zum Vorschein, voll und ganz, ohne jeglichen Zusatz von Weiblichkeit, ja mehr als das, ohne jedes menschliche Gefühl.

Es war nicht ritterlich von Lassalle, dass er nun in der Forderung, die er Herrn v. Dönniges zuschickte, Helene eine verworfene Dirne nannte — ein Gentleman schmäht das Weib, das er geliebt, nicht in dieser Weise — aber entschuldigen kann man diesen Ausbruch der Wuth. Lassalle musste in tiefster Seele empört sein. Zu dem Schmerze über die leichtfertige Art, in der Helene seine Liebe wegwarf, gesellte sich der Zorn über die persönlichen Beleidigungen, die ihm von Seite ihrer Verwandten widerfahren. Ihr Vetter, Dr. Arndt, hatte ihm Worte gesagt, für die ein jähzorniger Mann, wenn sie ihm in's Gesicht geschleudert werdern, den Sprecher mit dem nächstbesten Stuhle niederschlägt. Arndt entschuldigte sich später bei Lassalle, aber dieser behielt den Stachel im Herzen. Er lechzte nach Rache, er wollte Blut. Mit einer Zuversicht und Siegesgewissheit, als gelte es einen geistigen Zweikampf, ging er dem Duell entgegen. Der Häuptling der Social-Demokraten, der von seiner eigenen Lehre sagte: „Man muss dem Mob etwas bieten“ — glaubte wie Cäsar an seinen Stern und sein Glück. Er konnte den Gedanken nicht fassen, dass die Laufbahn des grossen Lassalle, der die Gesellschaft aus den Angeln heben wollte, von einem unbedeutenden jungen Menschen

abgeschnitten werden könnte. Aber der brutale Zufall fügte es so. Das Liebesdrama schloss mit dem Tode des Helden. Egmont fiel durch Brakenburg.

Nach der Tragödie folgt das Satyrspiel: die Heirath des Fräuleins v. Dönniges mit Yanko v. Racowitz. Dass ein Weib dem Manne die Hand reicht, der ihren Geliebten umgebracht, ist einfach abscheulich. Nicht nur nach modernem, auch nach antikem Sittengesetz. Helenen's Eltern haben das nicht empfunden; ein Beweis, wie stumpf zuweilen die moralischen Gefühle der feinen Welt sind. So gut ich es begreife, dass das Mädchen sich von Lassalle nach der Scene des 6. August abwendete, so wenig fasse ich die Heirath mit Racowitz. Kutschbach ist mir zu milde, wenn er sagt, er vermöge nicht, Helene zu verurtheilen. „War sie doch ein schwaches, leichtempfängliches und lenkbares Mädchen, und wenn wir auch nicht mit ihrem Verhalten sympathisiren können, so ist dasselbe doch physiologisch leicht erklärbar." Nach dem Zusammenhange scheint es mir, als ob der Verfasser geschrieben hätte: „psychologisch erklärbar". Es wäre dann ein wahrhaft genialer Druckfehler vorhanden, denn aus der Psychologie wird Niemand die Heirath zu erklären vermögen, auch wenn man den Zwang, welchen die Eltern ausübten, noch so hoch in Rechnung stellt. Physiologisch aber — ja wohl, da ist die Sache ziemlich einfach, und die Erläuterung, die wir vergebens im Seelenleben der Frauen zu finden trachten, lässt sich in eine kurze Formel bringen. Es war nicht das Weib, welches sich mit Yanko v. Racowitz vermählte, es war das Weibchen. Das klingt nicht galant, aber die Wahrheit hat einen rauhen Ton, und ich hege die Zuversicht, dass die besten Frauen mein Urtheil unterschreiben. Noch mehr, wenn ich das Portrait der Frau v. Racowitza betrachte, aus dem sogar kein Selbstvorwurf, keine Reue, nur Esprit und Sinnlichkeit sprechen, so glaube ich fast, sie würde trotz der Mühe, welche sie auf ihre Rechtfertigung vor dem grossen Publicum verwendet, unter vier Augen selbst einräumen, dass von ihr besonders gilt, was Mephisto dem Schüler gegenüber von den Frauen im Allgemeinen sagt, und was wir hier nicht erst zu citiren brauchen. Ein Gott vermag gewisse weibliche Naturen nicht zu ergründen, aber ein Teufel kennt sie ganz genau."

Indem ich mir erlaube, bezüglich meiner Anschauungen über den moralischen Charakter Lassalle's auf meine Schriften „Zur Aufklärung des deutschen Volkes u. s. w." und „Ueber den wissenschaftlichen Missbrauch der Vivisection" zu verweisen, mögen die obigen Mittheilungen über die ehemalige Geliebte Lassalle's noch durch den folgenden, gleichfalls im „Königl. Amtsblatt der Stadt Leipzig" abgedruckten Aufsatz eines jüdischen Literaten vervollständigt werden:

„Das bin ich."

„In meinem Photographien-Album habe ich das Bild der merkwürdig abenteuerlichen Frau, welche mit dem Muthe einer schrankenlosen, vor keinem Bekenntniss, vor keiner Selbstanklage, aber auch vor keiner Anklage Anderer, sogar des eigenen Vaters nicht, zurückscheuenden Offenherzigkeit soeben aller Welt das schicksalschwerste Ereigniss ihres Lebens zu erzählen und zu analysiren unternommen hat. „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle" betitelt sich die grausam blutige Herzensgeschichte[1]) und die „Helene von Racowitza" gezeichnet ist. Ferdinand Lassalle, der ideengewaltigste Apostel der socialdemokratischen Lehre unserer Zeit, ist an der Liebe zu dieser Helene, welche damals noch Dönniges hiess und die Tochter eines bayrischen Staatsministers war, gestorben, er hat sich um sie von dem walachischen Edelmanne Racowitz todtschiessen lassen und Helene Dönniges hat ein paar Monate darauf diesen Racowitz geheirathet, und nun schreibt sie die Geschichte ihrer Liebe zu Lassalle und der daraus ihr selbst beigemessenen tragischen Schuld, und sie unterzeichnet das Geschriebene und Beschriebene mit dem Namen, an welchem jene entsetzlichste aller ihrer Erinnerungen mit blutigem Kitte klebt, obwohl ihr andere Namen zur Verfügung standen. Denn die Wittwe des Besiegers Lassalle's hat seither schon Helene Friedmann geheissen und als solche hat man sie an der Seite Siegwart Friedmann's auf der Bühne des Stadttheaters in Wien und in Hamburg gesehen und sie führt jetzt, über dem grossen Wasser drüben, in Amerika den Namen eines anderen Mannes, ihres gegenwärtigen Gatten, dem sie eine treue Gefährtin und eine gute Hausfrau sein soll. Aber zu dem Muthe der düsteren Bekenntnisse gehörte offenbar auch der Name, der das finstere Siegel auf den Inhalt derselben gedrückt hatte, das nun von ihrer Hand gelöst wird, mit der Absicht, in rücksichtsloser Sonderung den eigenen Antheil und die Mitschuld der Anderen an jener, über das Geschick eines einzelnen Menschenpaares weit hinübergreifenden Katastrophe auseinander zu legen und mit dem Anspruch, dass die Welt an die Ehrlichkeit dieser Darlegung glaube. „Das bin ich!" — will das wunderliche Beichtkind, dem der Schreibtisch zum Beichtstuhle dient, beiläufig gesagt haben — „und wenn ich mich schon nicht besser zu machen suche, so müsst Ihr wenigstens die Gerechtigkeit oder wenigstens die Galanterie üben, mich auch nicht für schlimmer zu halten. Glaubt mir, das bin ich!" — gerade so, wie sie es mir auf die Potographie hingeschrieben hat, welche sie mir vor fünf Jahren gab und die ich eben aus dem Album herausgeholt und vor mich hingelegt habe. „Das bin ich!" Sie hat die Devise ihres photographischen auch zur Devise ihres literarischen Bildes gemacht.

Der märchenhafte Schein des glühendgoldigen Haares freilich fehlt auf der eintönigen Photographie und ohne den fehlt der eigentliche

[1]) „Deren Veröffentlichung demnächst in unserem Blatte beginnt.
Die Red. d. Leipz. Nachrichten."

Charakter dieser „*beauté du diable*“, dieser verhängnissvollen Todesparzen-Schönheit. „Sie haben freilich genug Lärm in der Welt gemacht“ — sagte ihr einmal ein Wiener Freund — „aber Sie hätten noch dreimal soviel Spektakel machen können und wären doch nicht halb so sehr verlästert worden, wenn Sie nicht dieses provocirende, sondern dunkles Haar gehabt hätten!“ Worauf sie lachend erwiederte: „Das hat mir auch schon in Berlin Jemand gesagt. Und wollen Sie wissen wer? Bismarck.“ Dem deutschen Reichskanzler bleibt es anheimgestellt, durch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ dagegen Protest erheben zu lassen, wenn etwa sein Name freventlich für die Autorschaft eines Bonmots missbraucht worden sein sollte. Er hat sich ja auch schon gegen manches noch viel Klügere in seiner „Norddeutschen“ gewehrt. Der Goldglanz des Haares also, wie gesagt, schlägt nicht mit seinem strahlenbündelartigen Schimmer aus dem dunklen Bilde heraus; dafür aber deckt dasselbe auch die Krankhaftigkeit des Teints, die Schlaffheit und Abgespanntheit des physiognomischen Ausdrucks, welcher damals die Vollwirkung dieses schöngeprägten Gesichtes beeinträchtigte. So zeigt die Photographie dasselbe in dem unalterirten Charakter dieser schönen Prägung mit der stolzen, freien Stirne, mit dem feinen und kühnen Schnitt der zierlich und trotzig gebogenen Nase, mit dem sinnlich und geistig energischen Mund, der um eine Linie weiter, als es das normale Zwischenmass fordern würde, von der Nase distancirt ist und dadurch den Ausdruck scharfer Entschlossenheit erhöht, der aus dem Antlitze der Welt entgegentrotzte, während das Auge die Fähigkeit des melancholischen und zärtlichen Blickes verrieth. Zu diesem Kopf, für welchen das schon bis zur compromittirendsten Unmöglichkeit missbrauchte Wort „Interessant“ ausdrücklich hätte erfunden werden müssen, wenn es noch nicht da wäre, stimmt gar trefflich die hochgeschwungene, zugleich elegante und kraftvolle Salon-Amazonen-Gestalt — mag die gewagte Wort-Combination die Geschmacks-Censur passiren — die ganze Erscheinung in der That die verkörperte Devise: „Das bin ich! Die Haltung aber, in welcher diese stolze Gestalt mit dem autonomen Gesichte, welches der Welt ringsum zuzurufen scheint: „Ich bin meine eigene Welt und ich gebe mir meine eigenen Gesetze!“ auf dem Bilde dasteht, mit den, wie zur Selbstbeschränkung, sich strenge an den Leib schliessenden und sich vorstreckenden Armen und den über einander ruhenden Händen, das ist die Haltung stiller und bescheidener Einfachheit, hausfraulicher Schlichtheit. Und auch das ist sie! Denn die bizarrsten Contraste scheinen in diesem wunderlichen, aus einem gemischtesten Gaben-Picknick der guten und der bösen Feen entstandenen Geschöpfe vereint: hartnäckigste Willenskraft und sprunghafteste Willensschwäche; abstossendste Herzenseisigkeit und kindhafte Weichheit und Raschheit der Empfindung; die zu dem Luxusbedürfniss unvermeidlich gesellte Geldlust, welche sich bis zur Geldgier steigern konnte, und dabei die totale Unfähigkeit des sogenannten Geldmachens, der Ausbeutung irgend eines Menschen — ich selbst weiss von einer langen Unterhaltung, die sie mit einem

wohlbekannten, auch zu ganz platonischen Geldopfern für Damen vom Theater leicht zu bewegenden Millionenfürsten hatte, einer Unterhaltung, an die sie mit gewaltig kecken Vorsätzen gegangen war, denn sie war damals von Gläubigern viel geplagt, und die absolut resultatlos verlief, weil sie das Talent im Stiche liess, den erforderlichen Geldleitungs-Redeapparat zu gebrauchen — eine wahre Virtuosität, eine förmlich systematische Vervollkommnung der Unbeständigkeit in der Liebe und eine wandellose Beständigkeit in der Treue; eine bis in den Cynismus gehende schrankenlose, vor keinem Gesprächsthema zurückweichende Freiheit der Conversation und ein sensitiv feines Tactgefühl und Gefühl der Frauenwürde.

Helene konnte in Männergesellschaft, wenn die Strömung des Gespräches sie fortschnellte, Geschichten erzählen, bei denen dem männlichsten Gemüthe Angst und bange werden und die männlichste Wange sich eines schüchternen Anfluges von Röthe nicht erwehren mochte, und zwar erzählte sie dann mit einer Art boccacciohafter Naivetät und Unbefangenheit, weil sie es nicht begriffen hätte, dass irgend Etwas nicht erzählt werden sollte, wenn man einmal in der Unterhaltung daran gerathen würde und dass das Gespräch aus irgend einem Sprödigkeitsmotive stocken müsse. Merkte sie aber, dass Jemand bloss um der Pikanterie willen und aus Lust an der Frivolität das Gespräch absichtlich auf Zweideutigkeiten und Lascivitäten hinlenkte, dann regte sich der Widerstand des Frauensinnes in ihr und sie war im Stande, das Gespräch kurz und schroff abzubrechen und dem schlechtgesitteten Herrn verständlich zu machen, dass sie von seiner Gesellschaft befreit zu sein wünsche. Den Frauensinn bewahrte und bewährte sie Frauen gegenüber meisterlich und musterhaft. Sie hatte da die ruhige Gelassenheit, die noble Anspruchslosigkeit der einfachen Hausfrau und der grossen Dame zugleich. In meinem eigenen Hause erprobte sich das. Ich kam eines Tages heim und meine Frau berichtete mir: „„Helene Friedmann war hier. Sie hatte Dich auf dem Redactionsbureau gesucht und da Du schon fortgegangen warst, kam sie hierher und liess anfragen, ob sie mich sprechen könne. Ich fürchtete mich beinahe ein Bischen vor diesem Besuch, denn nach Allem, was ich von ihr weiss, stellte ich sie mir unerlaubt excentrisch und extravagant vor — aber ich habe ihr in meinem Innern Abbitte geleistet. Ich habe sie voll liebenswürdiger Natürlichkeit, feiner Manier und ruhiger, praktischer Verständigkeit gefunden. Ich habe viel und angenehm über häusliche Angelegenheiten mit ihr geplaudert.““ Und dieselbe „ruhig und praktisch verständige, fein anständige, einfache und natürliche“ Frau erzählt mir wenige Tage darauf, dass Makart sie gebeten, ihm zu einer Bacchantin zu sitzen, dass sie ihm auch wirklich sitze und dass er Tags vorher, mitten im Malen innehaltend und sich gegen sie wendend, ihr plötzlich die Bemerkung zuwirft: „Erzählen Sie mir doch einmal Etwas von den wirklichen Bacchantinnen in dem alten Griechenland; denn Sie sind ja doch von dort herausgesprungen, mitten in unsere Gegenwart herein!“ Deshalb, wenn ich gehört hätte, dass sie in Amerika drüben

Präsidentin irgend einer südamerikanischen Republik geworden, oder sie habe einen neuen weiblichen Mormonen-Staat gegründet, es hätte mich gerade so wenig Wunder genommen, wie es mich überraschte, als mir vor zwei Jahren einmal erzählt wurde, sie habe in Kairo eine Gouvernantenstelle bei den zwei Töchtern eines Engländers angenommen. Ich bin überzeugt, dass sie ihre Pflichten als Gouvernante streng und getreu erfüllt und dass die Moralität der zwei jugendlichen Misses an ihr eine unerbittliche Hüterin gefunden hätte.

Ihr natürlicher Beruf war die Gouvernante freilich so wenig, wie die stille Hausfrau, und diese so wenig, wie — die Schauspielerin. Sie war nun einmal dazu geschaffen, sich in der Welt und in der Gesellschaft laut und vernehmbar zu machen und eine Rolle darin zu spielen. Hätte ein günstiges Geschick es ihr beschieden, den Mittelpunkt eines Weltstadt-Salons, namentlich eines politischen Salons zu bilden, die politische Geschichte des Tages hätte viel von ihr zu reden gehabt. Sie aber ward durch gewaltsame Ereignisse von ihrem natürlichen Gesellschaftsboden weggedrängt auf den Boden hin, für welchen sie nur den vagen Drang, sich geistig zu rühren und mitten in einem Lärmgetriebe zu stehen, nicht aber die richtige Eignung des Talentes mitbrachte, auf die Bretter, welche nicht ihre Welt bedeuteten. Das machte ihr Leben nur befriedigungsloser, zerfahrener, das gab ihrem Dasein einen ahasverartigen Zug, den Zug einer rastlos irrenden Seele. Und sie war zu Grossem angelegt, diese Frauenseele. . . .

So ist denn das Gedächtniss Lassalle's das einzige wahrhaft grosse, zugleich aber — darin besteht die tragische Eigenthümlichkeit dieses Menschenschicksals — das für's ganze Dasein traurigste Moment ihres Lebens geblieben. Sie hat scheinbar längst damit abgeschlossen, sie spricht mit scheinbar objectivster Ruhe davon — aber ein theilnamsvoll schauendes Auge vermag sie doch nicht darüber zu täuschen, dass es eine Art Schmerzenswollust ist, in welcher sie schwelgt, wenn sie von der so rasch und so grässlich entschwundenen Seligkeit ihrer Lassalle-Tage erzählen kann. Es waren zwei der merkwürdigsten Stunden meines Lebens, als sie mir in dem kleinen, phantasievoll, aber nicht mit excentrischer, sondern mit anmuthsvoller Phantasie ausgestatteten Salon in dem dritten Stockwerke des Hauses in der Victorgasse zu Wien, wo sie damals ihr Nomadenheim aufgeschlagen, davon erzählte. Mehr als ein Mal zuckte seither die Hand, wenn ich dieser Stunden und dieser Erzählung gedachte, die Hand nach der Feder, das Gehörte niederzuschreiben; aber ich hatte ja doch kein Recht, ihr Gedanken- und Empfindungseigenthum so ohne Weiteres an alle Welt hinauszugeben. Jetzt hat sie es selbst gethan und wessen Lesereiz durch Darstellungen der Wirrnisse, der Unergründlichkeiten und Plötzlichkeiten der Menschenseele angeregt wird, der mag mit Neugierde und Spannung nach diesem Trauerspiel zweier aneinander, an ihrer Neigung zu einander zerschellender bedeutender Menschenseelen greifen. Es

ist kein gewöhnliches und kein gleichgültig lassendes Porträt, unter welches die Zeichnerin ihrer selbst die trotzige und doch unsäglich wehmüthige Devise geschrieben hat: „Das bin ich!“

(N. W. T.) Sigm. Schlesinger.“

(Leipziger Nachrichten, vom 30. u. 31. December 1879.)

Nach diesen Mittheilungen über Helene von Dönniges aus dem Leipziger Amtsblatt mögen hier noch einige Stellen aus der Schrift von Kohut reproducirt werden, die jedem nur einigermassen praktisch geschulten Psychologen eine vollständige Aufklärung über die Ursachen der Verjudung der „gebildeten“ und „geistreichen“ Gesellschaft Berlins verschaffen werden.

III. Alexander von Humboldt's Beziehungen zu Jüdinnen.

„Während viele berühmte Männer am Ende des vorigen und im Anfange unseres Jahrhunderts, wie z. B. Brinkmann, Prinz Friedrich Wilhelm, Gentz, Friedrich Schlegel, Schleiermacher, im Umgange mit hochgebildeten, kunstsinnigen und feinfühligen Damen die schönsten Blüthen ihres Geistes entfalteten und am liebsten im glatten Parquet jüdischer Salons, wo schwarzgelockte, geistreiche Töchter Zions als Heben den Becher kredenzten, auftraten, finden wir Alexander von Humboldt nur mit zwei, allerdings den genialsten und schönsten, Jüdinnen — denn das spätere Taufwasser derselben konnte ihre echt-jüdischen Eigenthümlichkeiten nicht wegwaschen — in freundschaftliche Verbindung treten, mit Henriette Herz und Rahel Levin.

Henriette Herz.

Henriette Herz[1]) wurde zu Berlin am 5. September 1764 geboren. Sie war die Tochter des Dr. de Lemos, eines Arztes von portugiesischer Herkunft, aus dessen zweiter Ehe mit einer geborenen Charleville. Ihre ebenso frühe körperliche Ausbildung bei grosser Schönheit gab sie manchen ungünstigen Einflüssen preis, welche nur bei einer so gesunden, ursprünglichen Natur ohne nachhaltige schädliche Folgen bleiben konnten. In eine, mit einer Pensionsanstalt verbundene Schule geschickt, bei deren Wahl die Eltern wenig Vorsicht geübt zu haben scheinen, hörte sie schon als Kind von dort aus- und eingehenden Officieren Schmeichelworte, welche ihre Eitelkeit anregen mussten. Glücklicherweise erzählte sie in ihrer Unbefangenheit zu Hause von diesen militairischen Besuchen, und die Eltern

[1]) Vgl. Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. (Berlin 1858. Verlag von W. Hertz), die Erinnerungen und Tagebücher von Varnhagen von Ense, 12 Bde., bei F. A. Brockhaus in Leipzig, wie auch die vorzüglich geschriebenen Artikel von R. Hildebrand in der *Revue des deux Mondes* (15. März 1870) über „die Berliner Gesellschaft von 1789—1815“.

entschlossen sich von da an klüglich, sie im Hause unterrichten zu lassen. Aber diese selbst scheinen nicht die Anlässe gemieden zu haben, welche der Eitelkeit des Kindes, und vielleicht ihrer eigenen auf dasselbe, Nahrung geben konnten. Als Prinzessin Amélie, die Schwester Friedrichs des Grossen, einst eine der Lauben, in welchen die Juden am Laubhüttenfeste wohnen und ihre Mahlzeiten einnehmen, besichtigte, wurde ihr in der zu dem Zwecke ausgewählten eines der reichsten Juden als schönste Zier des prächtig geschmückten Raumes die kleine Henriette vorgestellt; und es ist fast zu verwundern, dass Diese sich später eben so oft der schielenden Augen der Fürstin erinnerte, welche ihr sehr missfielen, als der freundlichen Worte und Liebkosungen derselben, welche ihr sehr gefielen. Doch als einige Zeit darauf die Königin Ulrike von Schweden, eine andere Schwester des Königs, bei ihrer Anwesenheit in Berlin der Ceremonie einer jüdischen Hochzeit beiwohnen wollte, und das schöne Kind aus der jüdischen Gemeinde, welche nun schon bei allen Feierlichkeiten, bei denen ein solches anzuwenden war, die Rolle überkam, durch die Entzündung eines Auges verhindert war, unter Ueberreichung eines Carmens eine Anrede zu halten, weinte es sich begreiflicherweise das gesunde Auge gleichfalls krank. Zur Entschädigung liess man bald darauf das acht- bis neunjährige Mädchen in einem Konzerte Clavier spielen, wobei ein junger Officier auf dem Cello begleitete. Man fand, dass sie sehr schön spielte, weil sie sehr schön war. Und als dem Konzerte ein Ball folgte, und sie nun mit ihrem Tanzlehrer, einem kleinen ältlichen Franzosen, ein Menuett tanzte, fand man wieder, dass sie sehr gut tanze. Und das Kind hatte wohl gemerkt, dass die hinteren Zuschauer sogar auf die Stühle stiegen, und noch die Matrone erzählte davon. Die Gegenstände des häuslichen Unterrichts bestanden in Musik, Schreiben, Rechnen und Geographie, besonders aber in Hebräisch. Da der Versicherung Henriette's, sie habe schon damals angefangen das Alte Testament nebst einigen Commentaren desselben in's Deutsche zu übersetzen aller Glauben beizumessen ist, so spricht dies für eine wunderbare frühe Entwickelung ihres allerdings bedeutenden Sprachtalentes.

Die Lektüre des jungen Mädchens scheint einer angemessenen Leitung entbehrt zu haben. Schon früh las sie Alles ohne Unterschied, was die Bibliothek an Romanen bot. Die Unsittlichkeit mancher der letzteren berührte ihren reinen Sinn nicht, aber die Romane aus der Epoche der Empfindsamkeit, welche mit ihrer Kindheit zusammenfällt, blieben weniger einflusslos. Der Same fiel hier in ein leicht bewegliches Gemüth, und sie liessen eine Reizbarkeit in ihr zurück, welche auch die Jahre nicht bewältigten.

Henriette war $12^1/_2$ Jahre alt, als sie mit Dr. Marcus Herz verlobt wurde. Eine Grosstante derselben eröffnete ihr plötzlich, dass sie einen Mann bekommen würde. Der Vater, Dr. Lemos, frug das Mädchen: „Mein Kind, wen möchtest Du lieber heirathen, einen Doktor oder Rabbiner?“ Da antwortete sie: „Ein Doktor wäre mir freilich lieber.“

„Dies war nun die Einwilligung“ — erzählt sie selber in ihren Aufzeichnungen —, „so gültig, als hätte ich sie durch Brief und Siegel bekräftigt, und nach dem Mittagsessen eröffnete mir meine Mutter, dass ich am Abend dem Dr. Marcus Herz verlobt werden würde, den ich ja genug kenne durch persönliche Bekanntschaft sowohl als durch seinen Ruf als Arzt und Gelehrter. Sie hielt mir dann eine lange Rede, die mir in dem Augenblick sehr ungelegen kam und mir sehr langweilig war, die ich aber aus kindlicher Pietät und nicht ohne Nutzen für mich anhörte, denn sie enthielt manche gute Lehre, deren ich mich später wohl erinnerte und die mir wohl zu Statten kam.“ Nach $2^1/_2$ Jahren erst fand die Hochzeit statt.

Ueber ihre Ehe wollen wir auch ihre eigenen Worte anführen: „Meine Ehe darf ich ein glückliches Verhältniss nennen, wenn vielleicht nicht eine glückliche Ehe. Die Ehe bildete für meinen Mann nicht einen Mittelpunkt seines Seins, und nächstdem war die unsere nicht durch Kinder gesegnet. Wäre mir das Glück vergönnt gewesen, ich weiss, ich wäre eine gute Mutter geworden, wie ich eine gute Gattin war. Denn das Zeugniss darf ich mir geben: Mein Mann war durch mich so glücklich, als er überhaupt durch eine Frau werden konnte.“

Das Letztere bezeugen Alle, welche ihr eheliches Verhältniss näher kannten. Ludwig Börne, als Kostgänger ihres Gatten längere Zeit Hausgenosse des Ehepaars, und daher hier um so urtheilsfähiger, als eheliche Missklänge oft vor der Welt in die befriedigendsten Consonanzen aufgelöst werden, während sie daheim unaufgelöst das Haus durchschrillen. versicherte, wie Gutzkow in dessen Leben berichtet, nie eine Frau gekannt zu haben, welche sich besser in einen viel älteren Mann zu schicken gewusst hätte als Henriette Herz.

Ihr Mann war doppelt so alt als sie; er wurde am 17. Juni 1747 zu Berlin geboren.[1]) Herz sollte sich dem Talmudstudium widmen, ging aber 1762 als Handlungsdiener nach Königsberg und studirte, da er nach einiger Zeit jener Lebensweise überdrüssig war, Philosophie und Medizin, worin sein heller Geist mehr Nahrung fand. Kant gewann ihn lieb und empfahl ihn bei seiner Rückkehr nach Berlin mehreren bedeutenden Männern. Ehe er aber hier seine Studien fortsetzen konnte, machte er, zu Verbesserung seiner Vermögensumstände, eine Reise über Kurland nach Polen als Sekretair des Geh. Raths Ephraim. In Mitau — wohin er von Berlin sowohl an die dortigen Professoren des herz. akad. Gymnasiums als auch von Kant in Königsberg an dessen zu Mitau lebenden Bruder empfohlen worden war — hielt er sich einige Zeit auf, wo es ihm auch gelang, einen Verleger für seine Erstlingsschrift „Versuch über die Ursachen der Verschiedenheit des Geschmacks“ (1776. 8.) zu finden. In Halle zum Doktor promovirt, fand er in Berlin am jüd. Krankenhause eine Anstellung. Im Jahre 1777 fing er an, Vorlesungen zu halten, sowohl

[1]) „Jüdisches Athenäum,“ Leipzig und Grimma, 1851, S. 93—94.

über medizinische Gegenstände als auch über Philosophie. Die Letzteren hielt er gewöhnlich vor einem zahlreichen Publikum, worunter selbst die Prinzen des Königlichen Hauses sich befanden, mit vielem Beifall. Im Jahre 1775 reiste er zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit in das Bad Pyrmont, wo ihn der Fürst von Waldeck zum Hofrath und Leibarzt ernannte. Nach seiner Rückkehr in Berlin begann er seine Vorlesungen wieder, die er bis wenige Jahre vor seinem Tode fortsetzte. Im Jahre 1791 wurde er Professor der Philosophie, entsagte jedoch in seinen letzten Lebensjahren dem Studium derselben und widmete sich ausschliesslich seinem ärztlichen Berufe. Er starb am 19. Januar 1803. Ausser seinen kleinen Aufsätzen medizinischen, philosophischen, psychologischen und theologischen Inhalts in den verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte er u. A. noch folgende Schriften: „Versuch über die Ursachen der Geschmacksverschiedenheit", von der wir bereits oben gesprochen haben, „Briefe an Aerzte", 2 Sammlungen, Berlin 1777, 1778, „Grundriss der medizinischen Wissenschaften", Berlin 1782, „Vorlesungen über Experimentalphysik", Berlin 1787 und sein Hauptwerk „Versuch über den Schwindel", Berlin 1786. —

So war der Mann beschaffen, der die damals in Berlin lebende grösste Schönheit heimführte. Es war ein ausgezeichneter Schüler Kant's, ein scharfsinniger, klarer und nüchterner Kopf. Was wir bei ihm besonders rühmend hervorheben müssen, ist der Umstand, dass er bei seinen tagtäglichen Berührungen mit anderen Confessionen nie den Juden verläugnete, ja, er hatte sich sogar, so weit es sein Rang und sein ärztlicher Stand gestattete, dem jüdischen Ritual nicht so ganz entfremdet. Er, der seine elegante Equipage besass und sonst gewöhnlich in derselben seine Patienten besuchte, bediente sich dieser Sonnabends nur in dem nothwendigsten Falle, nämlich, wenn man in der Umgegend seine Hilfe erwartete, in der Stadt aber sah man ihn am siebenten Tage der Woche zu den Patienten gehen.

Die Freundschaft zwischen Alexander von Humboldt und Henriette Herz beruhte auf einer Art natürlicher Verwandtschaft zwischen edlen, gleichgesinnten Seelen, die sich einander nähern und anziehen.[1]) Es ist Schade, dass die Briefe Alexander v. Humboldt's an Henriette Herz nicht erhalten sind: sie würden über dieses anziehende und höchst interessante Verhältniss manch' helles Licht verbreiten! Henriette unterrichtete Alexander in der hebräischen Sprache; und wenn er in jenen Jahren einer gemeinschaftlichen Freundin und mir — erzählt die Erstere[2]) — von dem seiner Familie gehörenden Schlosse Tegel aus schrieb, datirte er den Brief gewöhnlich von: Schloss Langeweile. Freilich that er dies meist nur in solchen Briefen, welche er in hebräischen Schriftzügen schrieb, denn in dieser Schrift hatte ich ihm und seinem

[1]) Vgl. Vossische Zeitung, 1869. No. 219.

[2]) „Henriette Herz von J. Fürst", S. 129 ff.

Bruder Wilhelm den ersten Unterricht ertheilt,[1]) den später ein anderer auf sehr erfolgreiche Weise fortsetzte, und sie schrieben sie trefflich. In den Briefen, deren Inhalt Jedem zugänglich gewesen wäre, kund zu thun, man unterhalte sich besser in der Gesellschaft jüdischer Frauenzimmer, als auf dem Schlosse der Väter, war damals für einen jungen Edelmann nicht ganz unbedenklich!

Leider sollte die Frau, welche in ihrem Eifer, die Sorgen Anderer zu lindern, nie nachliess, noch in ihren spätesten Lebenstagen selbst von Sorgen bedrängt werden. Das Alter vermehrte ihre Bedürfnisse, wiederholte Krankheiten hatten bedeutende Ausgaben erfordert, sie sah ihr kleines Kapital schwinden, und hatte zu fürchten, bei längerem Leben von einer kleinen Wittwen-Pension subsistiren zu müssen, welche schon in jüngeren Tagen zu ihrem Unterhalt nicht ausgereicht hätte. So geheim sie diese Erdennoth hielt, sie kam im Jahre 1845 doch zur Kunde Alexander v. Humboldt's. Der treue Freund wusste, dass König Friedrich Wilhelm IV. sich oft mit lebhafter Theilnahme nach dem Ergehen der edlen Frau erkundigte, von welcher er stets des Guten so viel gehört hatte, und in deren Haus, wie wir oben gesehen haben, er schon als Kind durch seinen Erzieher Delbrück eingeführt worden war, wo er unter Anderm die ersten physikalischen Experimente gesehen hatte. Er knüpfte an diese ihm selbst öfter geäusserte hohe Theilnahme an, um den König um eine einmalige Subvention und eine kleine Pension für die Freundin zu bitten. Der König bewilligte die Erstere nicht nur sofort, sondern fügte hinsichtlich der Letzteren hinzu: „Für eine Frau, welche, so lange ihre Kräfte es erlaubten, so thätig für das allgemeine Beste mitgewirkt hat, muss ich mehr thun, als Sie von mir begehren. Für sie muss auch ich thun, was in meinen Kräften steht." — Nach sofort vorgenommener Revision des betreffenden Fonds verfügte der König noch an demselben Abende die Bewilligung des Doppelten der erbetenen Pension. Aber die zarte und schonende Form der Bewilligung erhöhte die Gabe noch weit über ihre pekuniäre Bedeutung hinaus. In einem Handbillet an den Geheimen Cabinetsrath Müller erklärte der König, dass, da die Hofräthin Herz,

---

[1]) „In einem weiter unten citirten Briefe A. v. Humboldt's an seinen Jugendfreund Wegener (Berlin, den 12. December 1788) finden wir folgende Stelle mit hebräischen Lettern geschrieben:

„Ich hoffe zu Gott, dass bei Zöllner nicht wieder die Politik sich darin mischen wird";

דאז ביי צעללנער ניכט ווידער דיא פאליטיק זיך דארין מישען ווירד.

Humboldt hat überhaupt über viele Sachen, die er blos privatissime und unter Discretion zu äussern wagte, mit jüdischen Lettern geschrieben, wie er auch stets für die hebräische Sprache und Literatur seine wärmsten Sympathien bewahrte. Siehe auch das Kapitel: „A. v. Humboldt und die Bibel." —

„eine Frau, deren Namen er von frühester Kindheit an mit der innigsten Hochachtung habe aussprechen hören", selbst nichts erbeten habe, und überhaupt die ganze Sache ohne ihr Wissen geschehen sei, Er es angemessen finde, keine Kabinetsordre hinsichtlich der Bewilligung an sie zu richten, vielmehr die ganze Angelegenheit durch Herrn v. Humboldt gehen zu lassen.

So wurde denn die treffliche Frau durch eine sofortige Subvention von 50 Stück Friedrichsd'ors und eine jährliche Pension von 500 Thalern, beide aus der Privat-Chatuille des Königs, nicht nur von lastender Sorge befreit, sondern durch so ehrende Aeusserungen der Theilnahme, deren Kunde ihr nicht vorenthalten ward, mächtig gehoben und mit neuer Lebensfreudigkeit erfüllt.

Der wohlwollende Monarch liess es hierbei nicht bewenden. Schon oft hatte der König den Wunsch ausgesprochen, die ehrwürdige Matrone vor ihrem Ende noch einmal zu sehen, sowie die Hoffnung, ihr einmal im Thiergarten, wo sie ihre Sommerwohnung hatte, zu begegnen. Diese Hoffnung konnte sich in den letzten Zeiten ihres Lebens um so weniger erfüllen, als Schwäche ihr nur selten einen Spaziergang erlaubte. Der König begünstigte sie daher am 6. Juli 1847 durch ihren Besuch, und unterhielt sich aufs Theilnehmendste und Freundlichste mit ihr, zugleich durch lebendige Erinnerung selbst an Kleinigkeiten, welche sie betrafen, ein ehrendes Interesse für sie bekundend. Bis an ihren Tod, im Jahre 1847 den 22. Oktober, bewahrte ihr Alexander von Humboldt seine wärmste Freundschaft. — —

Rahel Levin.

Die zweite „Seele von Berlin" war Rahel Levin, nach ihrem Uebertritt zum Christenthume die Taufnamen Antonie Friederike erhaltend, die Gattin Varnhagen v. Ense's. Sie ward geboren am Pfingsttage 1771 zu Berlin.[1]) Ihr Lebensgefährte schildert sie als eine leichte, graziöse Gestalt, klein, aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern, Fuss und Hand auffallend klein; das Antlitz, von reichem, schwarzem Haar umflossen, verkündigt geistiges Uebergewicht, die schnellen aber doch festen, dunkeln Blicke lassen zweifeln, ob sie mehr geben oder aufnehmen, ein leidender Ausdruck leiht den klaren Gesichtszügen eine sanfte Anmuth. Ihre Stimme ist klangvoll, weich, aus der innersten Seele heraufönend. In anspruchslosen Aeusserungen der eigenthümlichsten Geistesart und Laune verbinden sich Naivetät und Witz, Schärfe und Lieblichkeit, und Allem ist zugleich eine tiefe Wahrheit, wie von Eisen, eingegossen, so dass

[1]) Vgl. „Jüdisches Athenäum." (Grimma und Leipzig, 1851). S. 188ff. „Schmidt-Weissenfels, Rahel und ihre Zeit." (F. A. Brockhaus, Leipzig 1857), „Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde" (1834) 3 B., „Gallerie v. Bildnissen aus Rahel's Umgang, v. Varnhagen v. Ense" (2. B.), „Berühmte Frauen von Claire v. Glümer", 1. Theil. Leipzig, Wigand 1856). —

auch der Stärkste gleich fühlt, an dem von ihr Ausgesprochenen nicht so leicht etwas umbiegen oder abbrechen zu können. Alle Weisheit der Welt, die sich um sie schaarte, fühlte sich gedrungen, hier mit gebeugtem Haupte zu huldigen. Ihr eigentliches Bemühen war es, in Jedem, der aus den Wogen des eitlen Weltlebens auftauchte, den eigentlichen Kernpunkt wieder aufzufinden. Sie nannte das „im Menschen das Kind entdecken". Prinz Louis Ferdinand nannte sie darum seine moralische Hebamme. „Sie ganz zu würdigen", schreibt Varnhagen, „kann ich Niemandem zumuthen, der nicht in anhaltender Fortdauer und in allen Beziehungen ihr vertrauter Lebensgenosse war; denn selbst ihre Briefe, wie reich und eigenthümlich auch die Quellen ihres Geistes und ihres Gemüthes dort sprudeln, geben nur ein unvollkommenes Bild von ihrem Wesen." „Die Vorzüge menschlicher Erscheinung, die mir bisher einzeln begegnet waren, fand ich hier beisammen, Geist und Witz, Tiefsinn und Einbildungskraft, verbunden zu einer Folge von raschen, leisen, graziösen Lebensbewegungen, welche, gleich Goethe's Worten, ganz dicht an der Sache sich halten, ja diese selber sind und mit der ganzen Macht ihres tiefsten Geistes augenblicklich wirken. Neben allem Grossen und Scharfen quoll aber auch immerfort die weibliche Milde und Anmuth hervor, welche besonders den Augen und dem edlen Munde einen lieblichen Ausdruck gab, ohne den stärksten der gewaltigsten Leidenschaften zu verhindern." Weiter sagt er: „Mir war vergönnt, in das reichste Leben zu blicken, es war reich in seinen äusseren Verhältnissen, aber noch reicher durch seinen inneren Gehalt." Es war ein seltenes Schauspiel, die hundert Fühlhörner ihres Geistes nach so vielen Seiten und überall bis in die verborgensten Schlupfwinkel hinabreichen zu sehen, um zu erheben oder zu beruhigen, und Alles, was sich ihr und Anderen als Lebensereigniss ergab, unter den Gesichtspunkt ihrer Klugheit zu stellen. Das war das Geheimniss, das ihr die gewaltige Macht über die Gemüther verlieh, dass sie als Herzenskündigerin die Befähigung hatte, die Bekenntnisse der verschiedentsen, der verschlossensten Naturen in ihr Herz aufzunehmen, und auch die fremdesten Schmerzen und Freuden wie eigene Wiegenkinder an ihrem Busen zu beschwichtigen. Weil sie in Allen, die sich ihr geistig näherten, mitlebte, um ihnen ihr geistiges Wesen zu deuten, darum ragte ihr Naturell über alle jene Salonmenschen empor, so dass sie Jedem ein ungelöstes Räthsel blieb. Trotzdem, dass sie nie im Stande gewesen, orthographisch zu schreiben, ihr viele positive Kenntnisse abgingen und ihre ganze Schreibart formlos war, so waren dennoch ihre Gedanken grossartig, treffend und von überraschender Originalität. Mit Recht sagt von ihr Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten: „Eine Frau, die nicht durch ihren Stand und Namen, noch durch Schönheit und glänzende Verhältnisse die Blicke der Welt hat auf sich ziehen, noch durch schriftstellerische oder künstlerische Verdienste berühmt werden können, sondern einzig durch das unbefangene, gleichmässige Walten einer in sich stets wahren und dabei gütigen und erweckenden Persönlichkeit, durch ihr einfaches, tägliches Leben auf die umgebende Welt gewirkt, und

dabei gleichwohl den Besten ihrer Zeit gleichgestanden, überall so tiefen und eigenthümlichen Eindruck gemacht, und eine so beharrliche Aufmerksamkeit und zuneigungsvolle Achtung, ja eine so allgemeine Wohlgesinnung erworben, wie Rahel, eine solche Frau wird zu allen Zeiten als eine seltene und werthe Erscheinung gelten dürfen."

Was einen Schatten auf den sonst so herrlichen Charakter Rahel's wirft, ist die Verhöhnung ihrer eigenen angestammten Religion, des Judenthums. Im Jahre 1793 schreibt sie an ihren Freund David Veit:

„Es wird mir nie einkommen, dass ich ein Schlemihl und eine Jüdin bin, da es mir nach den langen Jahren und dem vielen Denken darüber nicht bekannt wird, so werd' ich's auch nie recht wissen."

Und zwei Jahre später an Denselben:

„Glauben Sie mir, verrückt bin ich nicht! ich fehle nicht gemein; es ist immer ein unumstösslicher Berg, wenn man ihn auch nicht sieht. Ich habe solche Phantasie, als wenn ein ausserirdisch Wesen, wie ich in diese Welt getrieben wurde, mir beim Eingang diese Worte mit einem Dolch ins Herz gestossen hätte: „Ja, habe Empfindung, sieh die Welt, wie sie Wenige sehen; sei gross und edel; ein ewiges Denken kann ich Dir auch nicht nehmen; Eins hat man aber vergessen: sei eine Jüdin." — Und nun ist mein ganzes Leben eine Verblutung; mich ruhig halten, kann es fristen, jede Bewegung, sie zu stillen, neuer Tod, und Unbeweglichkeit mir nur im Tode selbst möglich. Lächeln Sie, oder fühlen Thränen aus Mitleid — ich kann Ihnen jedes Uebel, jedes Missbehagen, jeden Verdruss da herleiten." —

Erst wenige Tage vor ihrem Tode, auf ihrem Sterbebette, fielen die Schuppen der Enttäuschung ihr von den Augen und tiefbewegt sprach sie es ihrem Gatten gegenüber aus: „Welche Geschichte! eine aus Egypten und Palestina Geflüchtete bin ich hier und finde Liebe und Pflege von Euch! Dir, lieber August, war ich zugesandt durch die Fügung Gottes, und Du mir! Mit erhabenem Entzücken denke ich an diesen meinen Ursprung und diesen ganzen Zusammenhang meines Geschickes, durch welches die ältesten Erinnerungen des Menschengeschlechts mit der neuesten Lage der Dinge, den weitesten Zeit- und Raumfernen verbunden sind; was so lange Zeit meines Lebens mir die grösste Schmach, das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin geboren zu sein, um keinen Preis möchte ich das jetzt missen ....."

In ihrem Elternhause sowohl wie in den Salons ihres berühmten Gatten Varnhagen v. Ense versammelte dieses geniale Weib die „Geistessonne ihres Zeitalters", die bedeutendsten und hervorragendsten Männer Preussens um sich. Männer, wie Prinz Louis Ferdinand, Gentz, Friedrich Schlegel, Novalis, Tieck, Schleiermacher, v. Brinckmann, Graf Tilly, Genelli, v. Burgsdorf, v. Guialtieri (starb als Gesandter in Madrid), Graf Cosa-Valencia, Fürst Reuss, Schiller, Goethe, Jean Paul, Steffens, Heinrich Heine und noch unzählige Notabilitäten

waren ihrem Kreise zugethan, bald um Blüthen und Früchte dahier zu sammeln, bald um deren zu bringen und immer ihren besten Beifall hier zu finden.

Auch Alexander von Humboldt wurde schon in seinen ersten Jünglingsjahren der Rahel zugeführt. Seine Freundschaft zu ihr und ihrem Gatten bildet eines der schönsten Verhältnisse, die wir kennen. Als A. v. Humboldt einmal durch unglückliche Ereignisse in seiner Familie kurze Zeit hindurch briefliches Stillschweigen bewahrte, gab er sich alsbald alle Mühe, wie er an Varnhagen schreibt,[1]) „die Verzeihung seiner geistreichen und ewig theuern Gattin zu erbitten." Der König Friedrich Wilhelm III. sandte im April 1830 Alex. v. Humboldt in einer vertraulichen diplomatischen Mission an den Kaiser von Russland und der über diese Auszeichnung nicht wenig überraschte Naturforscher beeilte sich dies sofort dem berühmten Ehepaar mit den Worten anzuzeigen:[2]) „Da Sie und Ihre geistreiche Frau, meine vieljährige, gütige Freundin, an Allem theilnehmen, was mir Freundliches begegnet, so melde ich Ihnen, dass mich der König während des Reichstages an den Kaiser schickt u. s. w." —

Henriette Herz und Rahel Levin sind die berühmtesten Jüdinnen unseres Jahrhunderts; sie repräsentiren die weibliche Schönheit, Anmuth und den Verstand, dass sie aber auch die Träger der zartesten, holdesten Weiblichkeit gewesen sein müssen, dies beweist schon der Umstand, dass sie die Freundinnen eines Alexander von Humboldt waren! — —

Wir wollen schliesslich noch einen interessanten Ausspruch anführen, den Alexander von Humboldt über eine — leider — ebenfalls getaufte Jüdin, Fanny Lewald, gethan. In einem Gespräche über diese Dame, die er einige Tage vorher in einer Gesellschaft kennen gelernt hatte, äusserte er einem jungen Freunde gegenüber[3]) Folgendes: „Ich habe ihr Buch über England durchgeblättert. Sie hat manche Erscheinungen des englischen Lebens gut aufgefasst und ist eine aufgeklärte, geistreiche Dame. Aber eine Idee ist mir in ihrem Buche aufgestossen, die mir äusserst befremdlich, ja fast unerklärlich bleibt. Ich kann natürlich nicht wissen, ob diese Idee bei ihr constant ist. Vielleicht ist es nichts als Einer jener vorübergehenden Einfälle, wie sie bei den Frauen öfter zum Vorschein kommen, nur um anderen Phantasien Platz zu machen. Sie spricht nämlich die Ansicht aus: dass man das Christenthum verbessern

---

[1]) „Briefe Alex. v. Humboldt's an Varnhagen v. Ense, 3. Aufl. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1869," S. 6.

[2]) A. a. O. S. 7.

[3]) Vgl. „Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde. Aus den Jahren 1848—1856. Berlin, Franz Duncker 1861," S. 82 ff.

und eine neue Religion gründen müsse. Ich weiss nicht, was sie damit will. Eine neue Religion zu gründen scheint mir, ich möchte sagen, ebenso unmöglich, als hier in Preussen eine Pairskammer zu Stande zu bringen. Man muss doch bedenken, was man unter Religion versteht. Alle bisher bekannten Religionen vereinigen drei Hauptelemente in sich: zuerst einen historischen Mythus, dann etwas Geologie, Schöpfungsgeschichte und endlich ein Moralprinzip. Sollen diese Elemente auch in der neuen Religion wirksam sein? Und wie sollen sie in ihr verbunden werden? Woher will sie den historischen Mythus nehmen? Was ist die moralische Tendenz dieser Religion? Ich muss gestehen, dass ich mich in solche Weltverbesserungs-Pläne nicht finden kann. Wir haben schon mit der Politik so viel zu thun, dass man uns nicht noch obendrein mit derartigen Ideen beunruhigen sollte.“ Als nun der Angeredete hierauf erwiederte, der Gedanke der Verfasserin scheine weniger die Predigt einer neuen Religion, als dass sie den Ausdruck anwende auf die Verallgemeinerung und Realisirung der aus den Resultaten der modernen Wissenschaft hervorgehenden freien Bildung, da entgegnete Alexander von Humboldt kurz und treffend: „Ja, das ist aber doch nicht Religion!“ —

Welchen Eindruck übrigens die Persönlichkeit Alexander von Humboldt's auf Henriette Herz und Rahel Levin gemacht hat, dafür haben wir leider keine Nachrichten; aber dass dieser Eindruck ein gewaltiger, überwältigender gewesen sein muss, dies können wir aus einer Schilderung des berühmten amerikanischen Reisenden Bayard Taylor ersehen, worin die bezaubernde Individualität des bereits „Vorsündfluthlichen“ dargestellt wird. „Ich habe“, heisst es am Schlusse, „nur den kleinsten Theil seiner Unterhaltung wiedergegeben, welche in einem ununterbrochenen Strome des Wissens dahinfloss. — Ich möchte seinen Geist mit der Quelle von Vaukluse vergleichen: ein ruhiger und tiefer See, ohne Welle auf der Oberfläche, aber durch sein Ausströmen einen Fluss erzeugend. „Sie sind viel gereist und haben viel Ruinen gesehen“, sagte er mir beim Abschiede, indem er mir die Hand reichte, „jetzt haben Sie eine mehr gesehen.“ — „Keine Ruine“, war meine unwillkürliche Antwort, „sondern eine Pyramide.“ Ich drückte die Hand, welche die Friedrich's des Grossen, Forster's, des Gefährten Cook's, Klopstock's und Schiller's, Pitt's, Napoleon's, Jefferson's, Hamilton's, Wieland's, Herder's, Goethe's, Cüvier's, Beethoven's, Walter Skott's — kurz aller grossen Männer, die Europa in drei Vierteln eines Jahrhunderts erzeugt hat, berührt hatte. Ich blickte in das Auge, welches nicht allein die gegenwärtige Geschichte der Welt vorüberziehen gesehen, sondern das auch die Katarakte von Atures und die Wälder am Cassiquiare, den Chimborazo und den Amazonenstrom, die altaischen Alpen von Sibirien, die Tartarensteppen und das kaspische Meer betrachtet hatte. Ein solch' glänzender Reichthum von Erfahrung ist ein würdiger Lohn für ein Leben voll so edelmüthiger Hingebung an die Wissenschaft. Ich habe nie ein so erhabenes Beispiel bejahrten Alters, gekrönt mit unvergleichlichen Erfolgen,

voll des reichsten Wissens, belebt und erwärmt durch die reichsten Attribute des Herzens, gesehen. Eine Ruine? Nein, ein menschlicher Tempel, vollendet wie das Parthenon!!“ — —

IV. Alexander von Humboldt und die Bibel.[1])

„Seit einer langen Reihe von Jahren kämpfen die begabtesten Apostel der Naturwissenschaften und besonders die federfertigen Propheten des Materialismus und des Atheismus mit einer, wahrlich! einer besseren Sache würdigen Vehemenz gegen jede ideale, geistige Bildung, namentlich aber gegen jede moralisch-religiöse Richtung des Menschengeschlechts. Männer, wie z. B. Büchner, Moleschott, Lyell, Darwin, die mit Recht als glänzende Meteore auf dem mit genialen Geistern dicht genug besäten Himmel der Naturwissenschaften betrachtet werden, fingen ihre wissenschaftliche Laufbahn damit an, dass sie den kühnen, an die französische grossmannssüchtige Phrasendrescherei erinnernden Ausspruch des Laplaçe: „Ich habe Himmel und Erde durchforscht, — aber keinen Gott gefunden“ in den verschiedensten Commentaren, ein Jeder nach seiner eigenen, funkelnagelneuen naturphilosophischen Exegese, dem „hochzuverehrenden Publicum und einem hohen Adel“ vorzudemonstriren suchten. Bei dieser Gelegenheit konnte sich Jedermann von der Wahrheit des Satzes überzeugen, dass nicht bloss der Glaube, sondern auch der Unglaube ein gewaltiges Contingent von Fanatikern besitze; und ist es noch gar nicht ausgemacht, ob in der verrannten, zelotisch-despotischen Hyperorthodoxie und in dem Stillstands-Wahnsinn eines Knaak und Disselhoff, oder in den Alles zermalmenden, die Gegenstände der Natur geradezu auf den Kopf stellenden, chaotischen Theorieen der Herren *à la* Holbach und La Mettrie die grössere Gefahr für den gedeihlichen Entwickelungsprozess der Wahrheit und Wissenschaft liege! Es scheint, dass es bei den Naturforschern heutzutage zur — Mode geworden, um Gotteswillen! ja nichts von dem alten, lieben Gott hören zu lassen!

---

[1]) „Vgl. über dieses hochinteressante Verhältniss noch überdies des Verfassers Aufsätze in der zu Mainz erscheinenden Zeitschrift: „Der Israelit“, Nr. 41 und 47, Jahrgang 1869; ferner meine Artikel in der von mir und Rabbiner Dr. Naschér redigirten „Berliner Zeitung für die gesammten Interessen des Judenthums“, Nr. 1, Jahrgang 1870, wie auch meine Schrift: „Johann Gottfried von Herder und die Humanitätsbestrebungen der Neuzeit. Eine literarhistorische Studie. Berlin, Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung, 1870.“ Seite 48—52. Diese Artikel des „Israelit“ wurden in mehrere Sprachen übersetzt, u. A. auch in das holländische Blatt: „Niew Israelitsch Weekblad“. Leider kam mir die betreffende Nummer dieses Blattes nicht zu Gesichte, und verdanke ich dieses Faktum der gütigen Mittheilung des Chefredakteurs des Israelit, Herrn Rabbiner Dr. Lehmann in Mainz.“

Diese Mode bedingt es auch, dass die meisten naturwissenschaftlichen Schriftsteller ihre Werke so anlegen, dass ihre trockenen, nüchternen und gewöhnlich paradoxen Behauptungen durch das Schimpfen und Toben gegen die Offenbarung, die Religion und deren Träger u. s. w. gewürzt werden. Diese Heisssporne der — allerdings epochemachenden — Erfindungen und Entdeckungen auf den Gebieten der Natur ähneln in ihren Prinzipien und Manipulationen überaus den stürmenden und drängenden „Junghegelianern“ von der Sorte der Max Stirner und Consorten; gleich Diesen suchen sie ihren Ansichten bei der Menge um so leichteren Kredit zu verschaffen, je mehr sie die Grundlagen der positiven Religionen — die sind ihnen besonders ein Dorn im Auge! — unterwühlen und bestrebt sind, das ihnen sehr — unbequeme Wesen, das wir Gott nennen, aus der Welt zu schaffen und an Stelle dieser das All beherrschenden Grossmacht eine andere Urkraft, die — Natur zu setzen. *Le roi est mort — vive le roi!* Aber was haben diese Herren hierdurch gewonnen? Ist nicht, nach dieser Substitution, die Natur dieselbe Allmacht, als der auf solche Weise, wenn ich so sagen darf, depossedirte Gott?! — — Leider bewährt sich auch hierbei das Goethe'sche Wort:

„Mit Worten lässt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte lässt sich trefflich glauben,
Von einem Wort lässt sich kein Jota rauben!“ — —

Wenn nun die Jünger des Materialismus unseren lieben Herrgott schon stets mit Gänsefüsschen („Gott“) anführen, um ihre gründliche Antipathie gegen Denselben an den Tag zu legen, — welchen Widerwillen, welchen Grimm und welchen verzehrenden Hass müssen sie erst gegen die gesammten literarischen Werke des Autors der Welt bekunden, welche ja die eigentliche Grundlage aller geoffenbarten Religionen bilden und aus deren seit Jahrtausenden unaufhörlich rauschendem, heiligem Urquell das Menschengeschlecht seinen religiösen, moralischen und auch geistigen Labetrank geschöpft und theilweise noch immer schöpft — wir meinen: Die Bibel! Ja, dieses Werk, „mit dem Finger Gottes geschrieben“, ärgert die Herren ganz besonders! Desshalb geben sie sich ganz ungeheure Mühe, dasselbe als ein Sammelsurium von mehr oder minder geistreichen Einfällen, mehr oder minder gelungenen schriftstellerischen Produkten, die aber auf ganz primitiven Naturanschauungen basiren, dar- und blosszustellen! Freilich geschieht es hie und da, dass manche dieser Stürmer und Dränger, fortgerissen von der grandiosen Bedeutung der Bibel, ihre Kniee vor diesem „Buche der Bücher“ auf einige Augenblicke beugen; so ruft selbst der rücksichtsloseste, der cynischste aller Spötter der alten und neuen Welt, Heinrich Heine, in seinem Buche „über Börne“ an einer Stelle enthusiastisch aus: „Die Bibel, welch' ein Buch, gross und weit, wie die Welt, wurzelnd in den Abgründen der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimnisse des Himmels,

Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheissung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menschheit, Alles ist in diesem Buche. — — — Es ist das Buch Gottes!“ Aber der Rausch verfliegt bald, die Begeisterung ist eine erkünstelte, ein Echauffement, wie sie nur ein Roué zu Stande bringen kann! Der Spiritus geht zum Teufel, und nur das *non-chalante*, boshafte, höhnisch-prickelnde und frivol-witzige Phlegma bleibt. — Und nun erst das Judenthum! Wie wird dieses von den erleuchteten Verkündern des Materialismus verhöhnt, verlacht und verdächtigt! Wie wird da aus dem Schutt der Jahrhunderte jedes Steinchen, aus dem Staube der Bibliotheken jedes vergilbte Pamphlet, aus der Rüstkammer der verruchtesten Judenfeinde jede Waffe hervorgesucht, um ein „Hep-Hep“ zu veranstalten! Siehe! Da zeigt sich auf einmal das merkwürdige Phänomen, dass die Herren, die als Bannerträger des Fortschritts, der Freiheit und der Gleichberechtigung aller Nationalitäten im Reichstag, auf der Kanzel, in ihren Schriften oder anderswo auftreten, dass, sage ich, dieselben Herren mit wahrhaft berserkerhafter Wuth gegen — Juden und Judenthum herfallen! Freilich ist diese Verfahrungsweise nicht so unerklärlich, wie es wohl für den ersten Moment erscheinen dürfte. Gerade das Judenthum ist es ja, das in erster Linie und vorderster Reihe für die Persönlichkeit, Ausserweltlichkeit Gottes und die Göttlichkeit der heil. Schriften zu kämpfen hat und unter allen Confessionen zuerst und am Hervorstechendsten den Gegensatz zwischen Geist und Stoff, Gott und Welt, Mensch und Thier vertreten und noch immer vertritt! Für diese Ueberzeugung haben unsere Ahnen die Länder der Erde mit ihrem Blute befleckt, für sie haben sie gelebt und für sie sind sie gestorben! Aus dieser Ursache hat auch, wie wir glauben, schon der Altmeister Goethe, der ja auf seine Eigenschaft des Naturforschers sich Zeit seines Lebens mehr zu Gute that, wie auf die des Dichters, die Juden so ausserordentlich gehasst! Er, der ausgesprochene Spinozist, der Gott und Welt mit einander verquickte und der sich ja stets darüber ärgerte, dass der Herr der Heerschaaren ohne seine Mithilfe die Welt erschaffen, dieser leibhaftige „zweibeinige Gott“ Wolfgang Goethe fühlte zu sehr den Abstand zwischen seinem Pantheismus und dem biblischen Monotheismus, als dass er nicht seine ganze Autorität mit in die Wagschaale des schnödesten Hohnes geworfen hätte, womit er leider! das Volk Israel — allerdings nicht mit ministerlicher und „weimar-hofräthlicher“ Feinheit! — in allen seinen Schriften besudelte! — —

Ueberdies ist es vorzugsweise die Bibel, welche gegen die so beliebte „Affentheorie“ des modernen Heidenthums energisch Front macht. Die heilige Schrift, welche lehrt, dass der Mensch zum Ebenbilde Gottes geschaffen wurde, lässt sich mit der Affentheorie durchaus nicht in Einklang bringen, und muss also der Kampf zwischen den beiden himmelweit entgegengesetzten Ansichten bis „aufs Messer“ geführt werden! Man stelle die Erzählungen des Alten Testaments von der Erschaffung und

Gottähnlichkeit des Menschen mit den Ansichten eines Büchner, Moleschott, Karl Vogt u. A. zusammen, und die unversöhnliche, unüberbrückbare Kluft, die zwischen den beiden Grundanschauungen gähnt, wird den erbitterten Kampf der „Affentheoretiker" gegen die Bibel hinlänglich erklären. Wir wollen — um nur Fakta zu berichten — einige Aussprüche der modernen, tonangebenden Naturforscher hier anführen. Büchner sagt es geradezu, der Mensch sei nur ein Thier. „Es ist eine höchst interessante und belehrende Thatsache, dass alle Embryonen einander gleichen und dass es oft geradezu unmöglich ist, ein entstehendes Schaaf von einem entstehenden Menschen, dessen künftiges Genie vielleicht einst die Welt bewegen wird, zu unterscheiden. So getrennt die beiden Geschlechter der Erde in ihrer letzten Ausbildung erscheinen, so ist doch in den ersten Monaten des menschlichen Embryonallebens geradezu unmöglich, zu sagen, ob das betreffende Individuum männlich oder weiblich werden wird, und welches von beiden in der That geschieht, mag vielleicht von ganz zufälligen, äusserlichen Bedingungen abhängig sein." Aus dieser ursprünglichen Verwandtschaft der Embryonen, verbunden mit Johann Müller's Entdeckung der Entstehung von Schnecken aus Holothurien, erklärt Dr. L. Büchner die Entstehungsgeschichte der Thier- und Menschenwelt. Jede frühere Thierart sei nach und nach aus der vorherigen niedern entwickelt worden. „Wenn aber selbst heute noch Verhältnisse aufkommen können, unter denen ein so ausserordentlicher Vorgang in der niederen Thierwelt möglich wird, oder unter denen eine Holothurie eine Schnecke gebiert — welcher mit naturwissenschaftlichen Begriffen Vertraute wollte alsdann leugnen, dass einst Verhältnisse müssen bestanden haben können, unter denen auch in der höheren Thierwelt ein solcher Vorgang möglich war, oder unter denen ein Affe oder irgend ein beliebiges anderes Thier einen Menschen gebar!" Büchner hält die höhere Geistesbildung, den Verstand im Menschen, für ein mechanisches Produkt einer Gehirnthätigkeit, sonst nichts. „Ohne Phosphor kein Gedanke", hat schon Moleschott gesagt. „Die Gedanken stehen in demselben Verhältniss zum Gehirn, wie die Galle zur Leber oder der Urin zu den Nieren", hat Karl Vogt ergänzt. Und dann noch zuletzt diese blasphemische Selbstvergötterung! Der Mensch allein sei Gott:[1]) „Unserer Zeit war es vorbehalten, den praktisch längst schon entschiedenen Sieg des menschlichen Prinzips über das übermenschliche auch theoretisch und wissenschaftlich zu erringen!"

Uebereinstimmend mit diesem Galimatias sagt Karl Vogt ferner: „Die anscheinende Zweckmässigkeit der Natur ist nichts Anderes, als die nothwendige Folge des Begegnens natürlicher Stoffe und Kräfte. Es hängt von einem Zufall ab, ob die Naturwesen ihr Dasein erreichen, oder nicht. — — — Es herrscht der Zufall, welcher Elend und Freude

[1]) „Kraft und Stoff," S. 185.

schafft.[1]) Rein nur durch physikalische und chemische Substanzen ohne organische Kräfte entstand die Welt.[2]) Unser ganzes Leben, das Leben sämmtlicher Organismen, das ganze tellurische und kosmische Leben ist auf den Grundsatz gebaut, dass die Materie ewig dieselbe bleibt, ihre Form aber wechselt.[3]) Eine selbstständige und eine individuelle Unsterblichkeit der Seele giebt es nicht. Die Seele ist ein Produkt der Entwickelung des Gehirns. — — Die Seele ist kein immaterielles, vom Körper trennbares Prinzip, sondern bloss ein Collektivname für die verschiedenen Funktionen, die dem Gehirn ausschliesslich zukommen. Stirbt der Körper, so hat auch die Seele ihr vollständiges Ende.[4]) Alles Denken, Wollen und Thun des Menschen ist nichts Anderes, als das Ergebniss der jeweiligen Ernährung der Hirnsubstanz.[5]) Das Gute wie das Böse geht aus der Beschaffenheit der menschlichen Natur hervor, die nicht von dem Menschen abhängt. Eine Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit, wie sie die Moral, die Strafrechtspflege, und Gott weiss wer noch uns auflegen wollen, existirt nicht."[6])

Doch, *eheu jam satis esto!* Also, das ist das Ziel, die Errungenschaft, die herrliche, gereifte Frucht der Naturforschung des neunzehnten Jahrhunderts, dass sie die Bibel und die heiligen Traditionen mit der ätzendsten Lauge des Hohnes und des Spottes überschüttet, die schönsten Ideale der Menschenbrust unbarmherzig verwüstet, dem Leibe, diesem Staubklumpen, die himmlische Seele entreisst, uns unserer Gottähnlichkeit entkleidet und den Menschen *sans phrase* zum — Affen degradirt!! Anstatt der schönen, lieblichen, beglückenden Genien und Geister, welche die Lyra unseres Schiller noch vor siebenzig Jahren begeisterten, müssten die Dichter und Sänger der heutigen Generation den erhabenen Genius des — Chlorkalks, des Oxygens, Hydrogens, Broms und Jods verherrlichen! Wie grossartig erklänge in unseren Tagen die Harfe des Dichters, der die Signatur unseres Jahrhunderts schildern könnte!! Wie ergreifend ertönten die Klänge der Muse, welche die rohe Kraft, den rohen Genuss, Nihilismus, Atheismus, Cäsarismus, Militarismus u. s. w. mit einem poetischen Schleier zu verklären verstände!! — — —"

Herr Karl Vogt wird mit Bedauern aus den vorstehenden Worten entnehmen, dass er auch die Juden, vertreten durch einen so begeisterten jüdischen Literaten wie Herrn Adolph Kohut, zu seinen Feinden zu zählen hat. Es freut

---

[1]) „Bilder aus dem Thierleben," S. 372.
[2]) „Physiologische Briefe." 2. Aufl. S. 636.
[3]) „Bilder u. s. w." S. 356.
[4]) „Bilder u. s. w." S. 419 ff.
[5]) „Bilder u. s. w." S. 326.
[6]) „Bilder u. s. w." S. 445.

mich dies um so mehr, als ich in diesem Falle die Juden zu meinen Mitkämpfern und Bundesgenossen zu zählen habe und die freundliche Erwähnung meines Buches „Ueber den wissenschaftlichen Missbrauch der Vivisection“ in der jüdischen „Neuen Freien Presse“ (Wien, d. 17. August, Morgenblatt) von Seiten Karl Vogt's als eine jüdische Reclame zu betrachten geneigt bin.

Es mag hier nur der Anfang und das Ende des betreffenden Aufsatzes von Karl Vogt angeführt werden:

„Noch ein Wort über Vivisection von Karl Vogt.“

„Ich bin eigentlich schauderhaft friedlich gestimmt und soll mich nichtsdestoweniger pauken“, sagte mir einmal ein Studienfreund in dem Augenblicke, wo ich als Secundant „Auf Mensur!“ commandiren wollte. Es geht mir heute genau so, wie meinem Freunde vor einem halben Säculum. Ich bin eigentlich schauderhaft friedlich gestimmt und habe auch meine Ursache dazu, und soll mich nichtsdestoweniger pauken!

Es gibt ein altes französisches Sprichwort: „Du ärgerst dich, mithin hast du Unrecht.“ Man schimpft, wenn man keine Argumente mehr vorzubringen hat, und kaut das schon hundertmal Gesagte noch einmal wieder. Die sonst harmlosen Wiederkäuer sind es aber gerade, welche in die ärgste Wuth gerathen. Der Stier stürzt sich blindlings auf den rothen Lappen, und es wundert mich einigermassen, dass hier in Combe-Varin, wo ich dieses schreibe, der Stier nicht auf das schreiend rothe Dach der neu erbauten Käserei losrennt, während er den rothen Sonnenschirmen unserer Damen erbitterte Fehde geschworen hat. . . .

Da macht es Herr Friedrich Zöllner, Professor der Astrophysik in Leipzig, in seinem neuerlich erschienenen Buche über Vivisection anders. Er kaut zwar mit Inbrunst Alles wieder, nicht nur was Herr v. Weber in seinen „Folterkammern der Wissenschaft“ gesagt hat, sondern auch, was die Zeitungen über dessen Reisen in Süd-Afrika gesagt haben, durch welche dieser Herr seine germanischen Landsleute ebenso in die Delgoa-Bai „uhzen“ wollte, wie jetzt Herr Rohlfs in die Cyrenaika. Nebenbei rennt Herr Zöllner gegen Alles los, was nicht seine „Freunde“ Slade und Hansen als gleichwerthig mit Copernicus und Kepler anerkennen wollen. Die vierte Dimension des Raumes ist für Herrn Zöllner der Himmel und Bismarck der Prophet dieser himmlischen, vierdimensionalen Glückseligkeit auf Erden, und wer das nicht glauben will, wird zu Krautstücken verhauen. Dass ich die „*Pièce de résistance*“ bei diesem Ragoût bilde, versteht sich von selbst, da ich leider weder für Slade noch für Bismarck mich begeistern kann. Aber Slade geht über Bismarck — denn auch in der Wolle gefärbte „Reichstreue“ finden keine Gnade vor Zöllner, wenn sie nicht an den vierdimensionalen Knoten der Gebrüder

Davenport, an den Hocuspocus von Slade und an die Besuche des Geistes des Edlen v. Grimmelshausen im vierten Stocke eines Hauses in Leipzig glauben, wo derselbe zu Nutz und Frommen des deutschen Volkes mit Herrn Zöllner tiefsinnige Gespräche geführt hat. . . .

Als wir noch Knaben waren, machten wir uns Pfeifen aus der Rinde frischer, grüner Weidenäste. Man schnitt die Pfeife mit ihren Löchern zu, und dann klopfte man mit dem Messerstiele ringsum die Rinde, um sie von dem Holzkörper zu lösen und im Ganzen abziehen zu können. Dazu sangen wir ein Lied:

Saft! Saft! Weide!
Der Hund macht Kreide!
Der Hund macht Ziegelstein!
Mein Vater nimmt mich an dem Bein,
Wirft mich in das Ofenloch,
Ho! Vater! Ich lebe noch!

Mit Beendigung des Liedes musste die Pfeife fertig sein. Das Lied fällt mir unwillkürlich ein, wenn ich zu meiner Erheiterung in Zöllner's Buche lese, und ich brumme es leise vor mich hin: „Ho, Zöllner! Ich lebe noch!"

Einer Antwort auf diese sinnigen Verse Karl Vogt's bin ich überhoben, da bereits Hr. Alfred von Seefeld die folgenden Bemerkungen in dem neuesten „Flugblatt des internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter" über „den Feuilletonisten Hrn. Karl Vogt" veröffentlicht hat.

„Die Vivisection und der Feuilletonist Herr Karl Vogt."

„Was hat dieser Mann, der Karl Vogt, im Lauf des Lebens nicht schon Alles gespielt? Demokrat, Revolutionär, Reichsregent, Naturforscher, Professor, Ständerath, Napoleonischer Agent, russischer Schildträger, Gründer und Director, Schriftsteller und jetzt Feuilletonist, und Alles mit demselben Ernste!

Immer Sir John Falstaff, wie er im Buche steht: „Ich habe eine ganze Schule von Zungen in diesem meinen Bauch, und keine einzige von allen spricht ein anderes Wort, als meinen Namen. Hätte ich nur einen einigermassen leidlichen Bauch, so wäre ich schlechtweg der rüstigste Kerl in Europa: mein Wanst, mein Wanst, mein Wanst ruinirt mich!"

Herr Karl Vogt ist jetzt 63 Jahre alt, und wiegt 260 Zollpfund, dies nach eigener Angabe.

Und dieses ganze Gewicht legt er in seinem neuesten Feuilleton (Neue Freie Presse, 29. Mai 1880) in die Waagschale für die Vivisection. Das muss uns arme Gegner schier erdrücken.

Ja wir kommen schlecht weg! wir sind „immer dieselbe Partei der Dunkelmänner", die „die Augen verdrehen und jeder weiteren Entwickelung

der Wissenschaft fluchen.“ Wir sind „Gottestraeppeler“, kennen vom menschlichen Körper nur „das Herz und die Thränendrüsen“ und an Stelle der Empfindelei und Sentimentalität des vorigen Jahrhunderts „duseln wir Hunde, Katzen und Vögel an“. — „Wie früher die Höllenstrafen mit den in Pech und Schwefel gesottenen Verdammten und den grünen Teufeln, die mit Haken und Feuerschaufeln bewaffnet sind, kommen jetzt in moderner Vermummung dieselben Teufel, mit Messern und Sägen bewehrt, mit von Hundeblut triefenden Händen und erschüttern die Herzen der unschuldigen Hörer, bis die Unterschrift gegeben ist zu einer Petition, welche verlangt, dass solchen Greueln ein Ende gemacht werde.“

„Ich habe mir längst abgewöhnt, mich über Angriffe gegen die Wissenschaft und ihre Methoden zu ärgern. Aber ich lasse es mir nicht nehmen, die Heuchelei aufzudecken, wo ich sie finde“, sagt Karl Vogt.

„Wo ich euch nicht alle in Gassenlieder bringe, und lasse sie auf niederträchtige Melodien absingen, so will ich an einem Glase Sekt umkommen“, sagt Falstaff.

Herr Vogt beginnt sein Feuilleton: „Es ist ein leidig Ding, wenn man sich stets wieder um dieselben Dinge herumbalgen muss“, und denkt bei sich: das giebt ein famoses Feuilleton, damit sind in einer Stunde ohne Mühe 50 Mk. verdient. „Lieber Gott, was wir alten Leute dem Laster des Lügens ergeben sind!“ sagt Falstaff.

Man tadelt mich vielleicht, dass ich die Vogt'sche Capuzinade für die Vivisection nicht ernsthaft nehme und nicht ernsthaft widerlege. Wer mit einem Harlequin disputiren wollte, würde sich selbst zum Harlequin machen.

Dass wir es in Vogt'schen Feuilletons aber nur mit Harlequinaden zu thun haben, mögen zwei andere Beispiele aus neuester Zeit belegen.

Da ist im Solenhofer Schiefer die Versteinerung eines Vogels gefunden, des Archäopterix, der ein Zwischenglied zwischen Amphibien und Vögeln, daher für die Paläontologen von grösstem Interesse ist. Man kannte davon bislang nur ein verstümmeltes Exemplar, das in London ist und dessen Abbildung Herr Vogt in seiner (?) Geologie sogar zweimal abdruckt. Dieses zweite gut erhaltene Exemplar ist um 20,000 Mk. für Berlin angekauft. Man sollte meinen, Herr Vogt als „Lehrer der Paläontologie“ müsste darüber vor Freude ausser sich sein. Er schreibt dagegen von Summen, die für unproduktive Dinge zum Fenster hinausgeworfen werden und sagt: „Tausende wandern in blasser Furcht vor Armuth und Kriegsnoth aus Preussen aus, während der Urvogel reich bezahlt wird und furchtlos in Berlin einwandert.“ (Frankf. Ztg., 22. Mai 1880.) „Er musste aber aus dem einfachen Grunde nach Berlin kommen, weil er offenbar der versteinerte Urahn des **preussischen** oder des Reichsadlers ist.“

Ich kann mir Vogt's Zorn über den Ankauf des Urvogels für Berlin nur daraus erklären, dass dabei kein Frühstück für Herrn Vogt abgefallen ist. — Herr Dr. Dohrn in Neapel hat nicht versäumt, Herrn Vogt gut zu atzen; seitdem plaidirt dieser warm für die Unterstützung der zoologischen

Station in Neapel durch das deutsche Reich, hat er dieselbe doch auch zu drei Feuilletons verwerthen können. (Um nicht missverstanden zu werden, bemerke ich, dass ich Dr. Dohrn's uneigennütziges Wirken nicht verkleinern will und eben so lebhaft die Unterstützung jener Station wünsche, wie jeder anderen Anstalt, die der Kunst und Wissenschaft dient.)

Aber noch besser. Im Januar 1880 schrieb Vogt in einem Feuilleton der Neuen Freien Presse:

„Für die Bereisung und Erforschung von Central-Afrika wirft Deutschland jetzt ebensoviel Geld unnützerweise zum Fenster hinaus, als es vor wenigen Jahren für Nordpol-Expeditionen ausgab. Schwindelhuber der feinsten Sorte, vortrefflich ausgefunden, um den guten Michel für sein Geld gruseln zu machen durch Ueberstehung gefährlicher Abenteuer und unproduktiver Mühseligkeiten! Schliesslich kommt der ganze Vortheil darauf hinaus, dass man, am Ofen sitzend, mit Genugthuung erfährt, wie die Einen gefroren und die Anderen geschwitzt haben, und wie sie endlich heimgekommen sind, die kühnen Wanderer, um entweder nur das nackte Leben oder einen Gorilla heimzubringen, der sich beeilt, an einer Berliner Kinderkrankheit in höchst ordinärer Weise zu Grunde zu gehen. Als vor einigen Jahren Koldewey ausfuhr, war in den Augen der meisten Enthusiasten der Nordpol schon aus dem einzigen Grunde entdeckt, weil deutsche Wissenschaft und Gründlichkeit sich endlich des Problems bemächtigt und Petermann einen unfehlbaren Plan ausgeheckt hatte — der Enthusiasmus ist im Eise stecken geblieben und wird darin stecken bleiben. Als Güssfeldt nach Loanda auszog, waren die Quellen des Nils, des Nigers, des Congos und wie sie alle heissen mögen, für dieselben Enthusiasten schon erreicht, weil Bastian, der Weltschnurrer, Rath und Plan gegeben hatte; Itzig sagte in Berlin: „In Central-Afrika wissen wir schon besser Bescheid, als in den Strassen von Berlin.“ Wenn nicht noch ein fremdes gekröntes Haupt (die Deutschen laufen diesen so gerne nach) für Central-Afrika schwärmte, so würde man auch hier schon längst eingesehen haben, dass man das Jagen nach Elephanten den Engländern und das Kreuzen der Continente den Amerikanern ohne Schaden für die nationale Ehre und mit Nutzen für andere Unternehmungen überlassen könnte.“

Hier fehlt doch nur, was Falstaff sagt: „O Heinz, ich bitte Dich, lass mich ein Weilchen Athem schöpfen. Der Türke Gregor hat nie solche Kriegsthaten vollbracht, als ich an diesem Tage. Dem Percy hab' ich sein Theil gegeben, der ist in Sicherheit!“

Und wer ist denn dieser „Naturforscher“, der alle die Männer, welche zu Ehren der Wissenschaft ihr Leben im Polareise und am afrikanischen Fieber, Durst und Hunger riskiren, „Schwindelhuber“ nennt?

Das ist derselbe Ehrenmann, der Alexander von Humboldt (wohlverstanden nach dessen Tode) einen unbedeutenden, eitlen Patron nannte, und der den Geschäftsführern der Insprucker Naturforscher-Versammlung 1869 zum bitteren Vorwurfe machte, Robert Mayer zu einem Vortrage

eingeladen zu haben. Wohlgemerkt: Schon 1845 und 1848 waren zwei der bahnbrechenden Arbeiten Mayer's erschienen und 1853 hatte man ihn in die Irrenanstalt gesperrt, wo ihn der Medicinalrath von Zeller im Zwangsstuhle von seinen „fixen Ideen" kuriren wollte und ihm solche Quetschungen und Verzwängung des Rückgrats beibrachte, dass er Jahre lang daran zu leiden hatte. Keine der damaligen Autoritäten nahm sich des einfachen Arztes an, der gewagt hatte, das mechanische Wärme-Aequivalent zu entdecken! — Jetzt ist die ganze Physik und Mechanik, damit ein guter Theil der Physiologie und Chemie — kurz, beinahe die ganze moderne Wissenschaft auf Mayer's Sätzen gebaut.

Vogt war einer Derer, die Steine auf Mayer warfen! — und ein solcher Schwindelhuber (ich darf sein eigenes Wort ja wohl zurückgeben) gerirt sich als Vertheidiger der Wissenschaft!

Doch nicht in der Wissenschaft allein hat dieser Falstaff Unheil angestiftet. Seine Rolle als Parlaments-Clown und Reichsregent in der 48er Zeit ist wohl noch bekannt.

Mit revolutionären Rodomontaden wusste er Andere in die Suppe zu bringen und sein damals schon feistes Selbst rechtzeitig zu salviren.

Dann aber geriethen die europäischen Angelegenheiten in die Hände einer Rotte von Abenteurern. Der dritte Napoleon, sein Begünstiger Palmerston und sein Spiessgeselle James Fazy bekamen das Heft in die Hand. James Fazy, Schuldenmacher, Bankrotteur, Spieler und Intrigant der schlimmsten Sorte, führte, gestützt auf die Majorität des Pöbels, die Diktatur von Genf und durch ihn wurde sein Freund Vogt Professor und Ständerath in Genf.

Hei, da flossen die Gelder für „demokratische" Zwecke, dass es eine Lust war! Fazy kam aus allen Nöthen und wurde ein reicher Mann und Vogt musste sich öffentlich von einem seiner „notorischen" Freunde des Bestechungsversuches mit französischem Gelde anklagen lassen! Wie weit auch russische Gelder mitwirkten, weiss ich nicht, ich habe nicht Lust, die verstaubten Acten jener Zeit wieder zu öffnen.

Aber saubere Pläne waren es, die die sauberen Gesellen bereiteten. (Siehe R. Marx, Herr Vogt.) Einen russischen Prinzen hatten sie zum König von Ungarn ausersehen, und während Oesterreich in Italien mit Louis Bonaparte zu thun hatte, sollte Mähren und Böhmen zu Gunsten Russlands insurgirt werden. So sollte Russland ein Stück österreichischen Landes von 50 deutschen Meilen Länge und 25 — 35 Meilen Breite bekommen und danach wäre der direkte Weg von Wien nach Berlin, ja von München nach Berlin durch Russland gegangen. Dresden, Nürnberg, Regensburg und Linz wären unsere Grenzstädte gegen Russland geworden und unsere Stellung gegenüber den Slaven im Süden wenigstens dieselbe, wie vor Karl dem Grossen.

Und derselbe Mann, der sich zur Beförderung von Plänen hergab, welche unser ganzes nationales Leben um 1000 Jahre zurückdrängen sollten, schreit jetzt Mordio, dass wir die Wissenschaft „zurückschrauben möchten

in jene Zeiten, wo eine kleine Minorität durch den Glauben und das Schwert herrschte“ — weil wir die raffinirten Grausamkeiten nicht mehr dulden wollen, die im Namen der Wissenschaft an Thieren ausgeübt werden!

Die freundlichen Absichten ihres Correspondenten möchten aber jene Zeitungen erwägen, welche ihm jetzt die feuilletonistischen Schmähungen der deutschen Wissenschaft mit gutem österreichischen Gelde bezahlen!

Was hat denn Karl Vogt, dieser grosse Vertreter der Wissenschaft, je geleistet? Eigenes Nichts! — er hat immer verstanden, die Leistungen Anderer zu Gelde zu machen. So ist z. B. sein Lehrbuch der Geologie nach Elie de Beaumont übersetzt und wahrscheinlich von Agassiz verbessert. In der ersten Auflage war es auch noch auf dem Titel gesagt, „nach Elie de Beaumont“ — später ist aber diese Angabe fortgelassen und nun ist Herr Vogt der Autor! — Als Darwin's Buch über die „Abstammung des Menschen“ Aufsehen machte, ging Herr Vogt auf Reisen und machte die neue Weisheit zu Gelde. Dass er in seinen Vorträgen dann noch weit über Darwin hinausging, diente nur, um die Sache pikanter zu machen. Das ist nun Mal Vogt'sche Wissenschaft. — Und wenn jetzt in Paris ein Gelehrter irgend etwas interessantes Neues gearbeitet hat — wupp schneidet Herr Vogt ein Feuilleton daraus und lässt es sich bezahlen.

Dabei prahlt er dann mit den Grössen, die er seine „Freunde“ nennt. Unverfroren drängt er sich als „berühmter Naturforscher“ an Gelehrte, Maler und Bildhauer heran. Und diese, die nicht ahnen, mit welchem Charakter sie es zu thun haben, lassen sich die Falstaffiaden zeitweilig gefallen.

Auch in seinen Feuilletons tritt er gern in guter Gesellschaft auf. In dem genannten vom 29. Mai sagt er z. B.: für Virchow wie für mich kann es persönlich vollkommen gleichgiltig sein, ob die Vivisectionen gänzlich verboten oder beschränkt werden, „wir werden unsere wissenschaftliche Laufbahn wohl beenden, ohne zu denselben zurückzukehren.“

Ob es Virchow wohl sehr angenehm ist, so mit Vogt auf derselben Zeile zu stehen? Hier sucht Vogt seine Gesellschaft, im Januar schrieb er in der „N. F. Pr.“: „Professor Virchow hat dem in Antwerpen versammelten Congresse der Aerzte eine Rede gehalten, in welcher er viel von Schliemann und Troja sprach und nachwies, dass der Studirende der Medicin nothwendig Griechisch lernen müsse, da Jeder in den Fall kommen könne, nach Troja gehen und alte Töpfe studiren zu müssen, wozu das Griechisch ausserordentlich nützlich sei. Ach Gott, sagte die kluge Else, wenn ich jetzt den Peter heirathe und wir kriegen ein Kind und das Kind wird gross und wir schicken es herunter Bier zapfen, dann geht vielleicht der Nagel da oben los und die Hecke fällt herunter und schlägt dem Kinde den Schädel ein! Und Alle sagten: Ach, was haben wir für eine kluge Else!“ Also für 12 bis 24 Groschen, je nachdem die Zeile bezahlt wird, sucht er ihm Eins anzuhängen.

Aber auch mit den Feuilletons wird's nicht lange mehr gehen, das Blech wird zuweilen zu dick. Man lese z. B. „der Gedanke war gross, grösser als derjenige der Samoa-Inseln mit ihren Kokospalmen, unter welchen man, dem Sprichwort zufolge, nicht ungestraft wandelt, wenn auch, nach Reuleaux, die Schafzucht in Australien sehr produktiv ist.“ Ja, der Mann wird alt, er sollte mit Falstaff sagen: „Wenn ihr denn durchaus behauptet, ich sei ein alter Mann, so solltet ihr mir Ruhe gönnen. Wollte Gott, mein Name wäre dem Feinde nicht so schrecklich, als er ist. Es wäre besser, dass mich der Rost verzehrte, als dass ich durch beständige Bewegung zu Tode gescheuert werde.“

Und nun bitte ich Herrn Professor Virchow um Verzeihung, wenn ich noch ein Wörtlein an seine Adresse richte. Ich würde es bei dieser Gelegenheit nicht gethan haben, wenn nicht sein Name mit in das Vogt'sche Feuilleton hineingezogen wäre. Wenn auch auf dem einen oder anderen Gebiete Gegner, so steht mir der Name Virchow doch zu hoch, um ihn freiwillig mit Vogt in demselben Satze zu nennen.

Es mag richtig sein, dass Herr Professor Virchow nicht selbst vivisecirt, ich habe wenigstens seinen Namen noch nicht in Verbindung mit solchen Versuchen gefunden. Darum ist er aber doch nicht unbetheiligt. In seinem „Archiv“ veröffentlicht er regelmässig Berichte über solche Arbeiten, und oft recht haarsträubende — nimmt sie also literarisch unter seine Flügel.

Wenn nun also die Petitions-Commission des Reichstages Herrn Professor Virchow als Sachverständigen zuzog, so konnte man das Resultat so sicher voraussehen, als wenn ein berühmter Spielpächter bei Abschaffung der Spielhöllen, oder ein berühmter Halsabschneider bei den Wuchergesetzen als Sachverständige consultirt wären. — Von diesem Missgriff der Petitions-Commission hätte Herr Professor Virchow, als so nahe Betheiligter, keinen so einseitigen Nutzen ziehen dürfen. Er konnte sich sagen, dass eine so tiefe Bewegung der Gemüther, eine so tiefe Verletzung vieler, und nicht der schlechtesten Leute, nicht beschwichtigt wird durch das abweisende Gutachten eines Gegners. Wenn aber die Sache so unanfechtbar ist, wie er angab, so konnte er sie um so eher einer genaueren Untersuchung anempfehlen.

Aber noch mehr, gerade bei dem Gewicht seiner Worte, hätte er keine Silbe sagen dürfen, die nicht absolut wahr ist. Es sei mir fern, Herrn Virchow einer wissentlichen Unwahrheit zu beschuldigen: aber schlecht unterrichtet musste er sein, wenn er sagte, dass in Folge des englischen Gesetzes keine nennenswerthe physiologische Arbeit mehr in England erschienen sei. Sollte er wirklich nicht wissen, dass in England durch das Gesetz noch nichts geändert ist? dass die Lizenz zur Vivisection unbeschränkt an jeden Applicanten gegeben ist? dass darum die Gegner behaupten, durch dieses Gesetz sei die Sache nur schlimmer geworden und dass deswegen die Agitation mit verdoppelter Energie fortgesetzt wird? — Sollte Herr Virchow wirklich vergessen haben, dass von den

Vertheidigern der Vivisection selbst mehrfach hervorgehoben ist, dieses englische Gesetz, das wir nachäffen wollten, schaffe dort ja erst den Zustand, der bei uns längst bestehe — denn dort wären die Hochschulen Privatinstitute und erst durch das betreffende Gesetz sei die Aufsicht des Staates geschaffen, die für unsere Universitäten stets bestanden habe?

Nein, Herr Professor Virchow, wenn Sie zugeben müssen, dass Ausschreitungen vorkommen, dann seien Sie auch in dieser Sache wahr und gerecht, wie Sie sonst immer gewesen sind! — Sie haben alle Vortheile auf Ihrer Seite, den Staat und die Fakultäten. Ihr Einfluss, das Herkommen und die Trägheit der Menschen sind feste Burgen, die wir erst stürmen müssen und wobei uns nichts hilft, als das bischen Mitleid in der Menschenbrust. Da seien Sie wenigstens ein ehrlicher Gegner und lassen Sie uns Wind und Sonne redlich theilen.

Alfred von Seefeld."

Dass auch Hr. Virchow nicht unbedingt auf die Unterstützung der Juden und ihre Freundschaft rechnen darf, mögen die folgenden Worte des begeisterten Juden Adolph Kohut (S. 178 a. a. O.) über Hrn. Virchow beweisen:

„Eine gewisse Coterie giebt sich alle Mühe, Herrn Virchow als Nachfolger Humboldt's in der Weltherrschaft der Wissenschaften zu proklamiren. Bei allem Respekt vor der geistigen Bedeutung Virchow's, wollen wir nur kurz bemerken, dass selbst ein Genie ohne die innere Wahrhaftigkeit der Ueberzeugung nie den Thron einnehmen wird und kann, auf dem ein Humboldt gesessen. — —"

Nach dieser Abschweifung mag wieder Herr Adolph Kohut über Alexander von Humboldt und dessen Beziehungen zu Jüdinnen das Wort führen:

„Eine unendliche Liebe zum Judenthume, gepaart mit gründlicher Kenntniss der Bibel und der Pietät für die erhabenen Riesendenkmale der altersgrauen menschlichen Cultur, für diese staunenerregenden Conceptionen eines kleinen, aber unverwüstlichen und hochbegabten Volkes, spricht aus den hier angeführten Ansichten Humboldt's! Was uns in all' diesen goldenen Worten besonders anmuthet und tief bewegt, ist die immense Bescheidenheit, man wäre fast versucht zu sagen, Demuth des unsterblichen Gelehrten. Nichts von dem Hochmuthsdünkel der deutschen Stubengelehrten, nichts von der widerlichen Arroganz so mancher jüdischer Forscher! — Alles in Humboldt ist lichtvoll, wie der tiefblaue Himmel Italiens, gediegenes Gold und dabei — trotz der ungeheuersten Gelehrsamkeit — so einfach-bescheiden! Wie unterscheidet er sich auch in diesem Punkte von den heutigen Affen-Naturforschern, deren dickleibige Bücher den literarischen Markt beherrschen und deren mit Kraftwörtern und Phrasen gespickte Lehren die Köpfe so mancher Halbgebildeten benebeln!!! — —

Erst jüngst sprach sich — um einige, besonders eklatante, Fälle zu erwähnen — der sonst sehr verdiente und gelehrte Professor Virchow in seiner Rede zur Eröffnung der Humboldt's-Volksbildungsanstalt in Breslau dahin aus, dass eine Zeit kommen werde, wo die Naturforscher Alles ergründet haben und Alles erklären werden können!!! Wer lacht da? — Wäre dieser Ausspruch nicht von dem berühmten Virchow, u. z. in einer öffentlichen Versammlung vor Tausenden, gefällt worden, man wäre gar zu sehr versucht, den Redner entweder für einen entsprungenen Insassen des Bedlam, oder — was leider wirklich der Fall zu sein scheint! — für einen grenzenlos arroganten Menschen zu erklären! — — — Man lacht über die an Wahnsinn grenzenden, hochkomischen Selbstverhimmelungen und Verbimmelungen der Junghegelianer aus der „guten, alten Zeit" der „Deutschen Jahrbücher" und betrachtet diesen exaltirten Rausch der deutschen Denker und Philosophen für einen überwundenen Standpunkt — und doch ist es, wie wir gesehen, Thatsache, dass noch heutzutage ein solches Monstrum eines „zweibeinigen Gottes" in der Person des Herrn Virchow leibt und lebt! — —

Am Albernsten und Empörendsten verfahren aber die Chefs der deutschen materialistischen Schule, Carl Vogt und Consorten. So erklärte z. B. der ehemalige Reichsdiktator und „Affen-Professor" vor einigen Monaten, in einem Feuilleton der „Neuen freien Presse" in Wien,[1]) dass der Mensch nun dahin gelangt sei, ein viel besseres Auge schaffen zu können, als die Natur es vermag. *Risum teneatis, amici!* Solch' heller Blödsinn ist wirklich seit Jahrhunderten noch nicht geschrieben und — gedruckt worden! Ich bitte den geehrten Leser, über den Unparlamentarismus des Wortes „Blödsinn" ja keine Glossen machen zu wollen! Wir kennen und achten die Leistungen Vogt's, müssen aber die Behauptung aussprechen, dass der kühne Verhöhner der Bibel in Genf leider nicht mehr zurechnungsfähig sei. Oder, ist es etwa wahrscheinlich, dass ein Mensch mit gesunden Gehirnfunktionen folgenden Passus, der sich in dem erwähnten Briefe an Prof. Stahr vorfindet, niederschreiben könnte? „Ich bin", heisst es daselbst, „schon längst zu der Ueberzeugung gelangt, dass in dem Gehirne, ähnlich wie in dem Gebirge (?), Verwerfungsspalten existiren, meist in der Jugend durch das Messer der Schulmeister und sogenannter Erzieher erzeugt, welche dem regelmässigen Fortgange der Schlussfolgerungen ein gebieterisches „Halt" zurufen. Diese Verwerfungsspalten mögen in einzelnen Gehirnen häufiger, in anderen seltener sein; sie existiren wohl in allen. Bis zu ihnen geht Alles glatt, jenseits der Kluft fängt ein neues Gebiet an, das mit dem anderen keinen Zusammenhang hat." — —

Bisher galt das Maximum des gedruckten Blödsinns das Messerschmidt'sche Wort:

„Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu geniessen,
Ist Tugend und Begriff,"

[1]) In einem Briefe an Adolf Stahr in Berlin.

aber gewiss mit Unrecht, denn dies Vogt'sche Diktum ist die höchste Potenz des Blödsinns!! —

Und solche Naturforscher, die wohl allenfalls Schluchten und Klüfte im Gehirn haben mögen, „Verwerfungsspalten," welche den regelmässigen Fortgang der Schlussfolgerungen und des Denkens überhaupt unmöglich machen, sind jetzt tonangebend auf den staubigen Heerstrassen der Naturwissenschaften!! Solchen Phrasenhelden jauchzt die moderne Generation Beifall zu, auf ihre Worte schwören fast alle Katheder- und Kanzelpropheten des Atheismus!! Solche Männer haben die Erbschaft Alexander von Humboldt's angetreten!! — —"

„Schlusswort zur zweiten Auflage."

„Das vorliegende, in den ersten Tagen des Februars d. J. erschienene Werk hatte sich von Seiten des geehrten Lesepublicums und der tonangebenden deutschen Presse — wie z. B. der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Berliner Montags-Zeitung, Breslauer Zeitung u. s. w. — einer so beifälligen Aufnahme zu erfreuen, dass die ganze, sehr starke Auflage bereits in einigen Tagen vollständig vergriffen war, und die verehrliche Verlagsbuchhandlung sich gedrungen sah, um die vielfachen Bestellungen ausführen zu können, eine zweite Auflage zu veranstalten. Ein so höchst seltener, erhebender Erfolg ist für mich um so erfreulicher, als mein Buch gerade zu einer Zeit ausgegeben wurde, da die Schlussscene der weltgeschichtlichen Tragödie, welche Deutschlands Söhne auf französischem Boden aufführten, noch alle Lebensgeister gefesselt hielt und die Aufmerksamkeit der gebildeten Menschheit ganz und gar von den lieblichen Gefilden des Friedens und der Humanität — die ich in meiner gegenwärtigen Schrift zu pflegen mich bemühte — abzulenken schien. Ueberdies musste ich ja befürchten, dass die maass- und grenzenlose Massenproduktion unserer seichten Tagesliteratur, die sich jetzt ganz besonders des deutsch-französischen Krieges bemächtigt und mit dem ungeheuerlichsten Wust von illustrirten und nichtillustrirten Kriegsgeschichten, Flugschriften, Carrikaturen u. s. w. den literarischen Markt überschwemmt, meine anspruchslose, weder von den Posaunenstössen der Reklame ausgeschrieene, noch auch für irgend eine Partei geschriebene, culturhistorische Studie verschlingen könnte! . . . . Diese aufmunternde Beifallsbezeugung ist für mich eine *signatura temporis*, ein neuer Beweis für den gesunden, kräftigen und friedliebenden Geist des deutschen Volkes, das inmitten des blutigen, kriegerischen Ringens noch Zeit findet, seiner Geistes- und Freiheitsheroen, die — wie Alexander von Humboldt — ihre glorreichen Lorbeeren nicht auf den Schlachtfeldern des männermordenden Kampfes, sondern auf den geistigen Wahlstätten des Gedankens, der Freiheit und der Humanität sich errungen, in Liebe zu gedenken und an ihren Geistesfrüchten sich zu erquicken! — — —

Und dennoch! wenn es eine Periode in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit gegeben, in der unser Buch zeitgemäss gewesen, so ist

es besonders — leider! — die Gegenwart. Erklärte ja erst vor Kurzem — in der Sitzung des Herrenhauses am 16. Februar d. J. — der famose Herr von Senft-Pilsach, kladderadatschlichen Angedenkens, „dass die Juden das Geld und die Macht haben", dass nur die Taufe seelig machen könne und die Söhne Israels daher nie zur „ewigen Seligkeit" gelangen! u. s. w. Unterstand sich ja erst vor wenigen Wochen das höchste geistliche Landesinstitut des preussischen Staates, das Königl. Preussische Consistorium der Provinz Brandenburg, ein das ganze Judenthum insultirendes Schriftstück zu veröffentlichen, womit den Pfarrern wiederholt eingeschärft wird, jeden Uebertritt zum Judenthum, „bei dem grossen Aergerniss, das der christlichen Kirche durch solchen Abfall gegeben wird", nicht nur öffentlich in der Kirche, sondern auch der oberen Kirchenbehörde anzuzeigen, da das Judenthum eine Gemeinschaft sei, welche „nicht allein zur Zeit der Erscheinung des Sohnes Gottes im Fleische, unseren Heiland verworfen hat, sondern auch heute noch in gleichem Hasse und der nämlichen Feindschaft gegen ihn verharrt!!" . . . . . Wo ein, wenn auch noch so lächerliches, Mitglied des preussischen Herrenhauses und das Haupt der evangelischen Kirche des preussischen Staates gegen eine ganze Nation, deren Söhne noch eben ihr bestes Herzblut hingeopfert zur Besiegung des Erbfeindes, der uns Juden stets wohlgesinnt war, der unsere Rechte vertheidigte und der es nie gewagt hätte, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts solche infamirende, officielle Erlasse in die Welt zu senden, mit solch' mittelalterlicher Rohheit ungestraft zu wüthen sich erdreisten — da zeigen wir unseren beschränkten, engherzigen Tyrannen den Junker- und Pfaffenfeind, das leuchtende, erhabene und erhebende Bild des Humanitätspropheten Alexander von Humboldt und rufen unseren Glaubensgenossen das ermuthigende Wort zu: *sub hoc signo vinces!* — — —

In dieser zweiten Auflage wurden viele Druckfehler der ersten Ausgabe berichtigt und bin ich besonders den Herren Alexander von Mendelssohn, Geheimen Commercienrath in Berlin, und Herrn Prof. Dr. M. A. Levy in Breslau für ihre diesbezüglichen freundlichen Winke zum Danke verpflichtet.

Die belobende Kritik der deutschen Tagespresse erfreute mich sehr und bin ich vor Allen dem Herrn Kritiker des Weltblattes, der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" (25. Februar, Beilage), für seine eingehende, anerkennende Rezension sehr verbunden. Das Keifen und Schimpfen der zahnlosen, alten „Presse" (nicht zu verwechseln mit dem geistreichen Blatte, der „Neuen freien Presse",) und die Nörgeleien der „Neuzeit" (beide Schandblätter machen Wien unsicher!) berühren mich nicht im Geringsten. Kenne ich doch die Motive der beiden, übrigens im Visir der feigen Anonymität auftretenden, *ci-devant* Kritiker nur zu genau: Neid und Rache sind die unlauteren Triebfedern ihres auf Commando lobenden und auf Commando Gift und Galle speienden Geschreibsels.

Der Eine dieser Biedermänner, der mich wie ein reissender Wolf überfiel, ist ein verkommener, verknöcherter Schulmeister, der sein literarisches Meuchlergeschäft in Wien betreibt und zum verworfensten Geistesproletariat gehört, ein *penny-a-liner* der niedrigsten und verachtetsten Sorte Namens G. Wolf. Für solche Subjekte ist ein Fusstritt noch viel zu gut! Der andere „ehrenwerthe Mann" ist der Sohn des berüchtigten Dr. Abraham Geiger in Berlin, ein gewisser L. Geiger, den sein *chère papa* auf mich Unglücklichen abgehetzt, damit er seinen bereits invalid gewordenen Erzeuger an mir mit fürchterlicher — Tinte räche. Die beiden feigen Anonymi werden sich wohl wundern, dass ich dieselben unter der wohl applicirten Larve erkannt habe? Um ihnen jedoch einen Schlüssel zur Lösung dieses Räthsels zu bieten, erlaube ich mir, zwei Sprüchlein — von Goethe und Heine — für dieses Gesindel zu citiren.

Das Eine lautet:

„Am Fuss kennt man den Teufel gut,
Wie Bonaparte an dem Hut."

Das Andere heisst:

„Weit impertinenter noch,
Als durch Worte, offenbart sich
Durch das Lächeln eines Menschen
Seiner Seele tiefste Frechheit."

Dixi, et salvavi animam meam! — —

Ende März 1871.

Der Verfasser."

Im Vorstehenden bin ich bemüht gewesen, durch einen wortgetreuen Abdruck — auch die fett gedruckten Worte sind im Original in derselben Weise hervorgehoben — charakteristischer Stellen aus der Schrift von Kohut meinen Lesern ein Bild von dem Leben und Treiben der höchsten und gebildetsten Kreise Berlins zur Zeit Alexander von Humboldt's und Ferdinand Lassalle's zu geben. Dem wiederholt von meinen Gegnern ausgesprochenen Tadel, ich citire nur einzelne, abgerissene Stellen, deren Sinn im Zusammenhang des Originals ein anderer sei, war ich bestrebt durch möglichst grosse Vollständigkeit der abgedruckten Sätze zu entgehen und ich zweifle nicht daran, dass mir dies gelungen ist. Der individuellen Anschauungsweise des Herrn Kohut von der Bedeutung und Culturmission des Judenthums bin ich nirgends durch Ausspruch meiner hiervon abweichenden Ansichten entgegengetreten, so dass der Leser bezüglich seines Urtheils ungehindert seinem eigenen Geschmack und Verstande über

das Treiben in den Kreisen der „aufgeklärten“ und „gebildeten“ Berliner Gesellschaft folgen kann.

Man wird nun aber mit Recht fragen, welche Aufnahme das Kohut'sche Buch in der Presse und bei den Literaten gefunden hat. Ich bin in der glücklichen Lage, diese Frage durch eine Kritik von Alfred Dove in der Wochenschrift „Im neuen Reich“ 1871 No. 11 zu beantworten. Da Alfred Dove als Sohn des vor einigen Jahren verstorbenen Physikers und Meteorologen H. W. Dove sich in den geschilderten jüdischen Kreisen der Humboldt-Anbeter bewegt hat und selber jüdischer Abstammung ist[1]), so darf man gerade seinem Urtheil über Hrn. Adolph Kohut und seine Schrift einen um so grösseren Werth beilegen, da dasselbe frei von den christlich-germanischen Vorurtheilen unserer „pommerschen Krautjunker“ und „orthodoxen Mucker“ ist. Die betreffende Kritik trägt die Ueberschrift „Humboldt als Judengenoss“. Einige Stellen derselben lauten wörtlich wie folgt:

„Unsere Junker und Pfaffen — sie selber sorgen dafür, dass wir von den alten Scheltnamen nicht lassen können — haben wieder einmal der Nation ein trauriges Schauspiel solches geistigen Stillstandes dargeboten. Wer unter uns hat noch den Muth, über die Brutalität der neuen russischen Kleiderordnung für die Juden Polens zu zürnen oder zu lachen, wenn er der Sitzung des preussischen Herrenhauses vom 16. Februar oder gar der Verfügung des Oberkirchenraths über den Uebertritt zum Judenthume daneben gedenkt? Fast ein Vierteljahrhundert ist verstrichen, seitdem zum ersten Male in Preussen in öffentlicher Rede zu Gunsten der Judenemancipation alle frischen und edlen Culturgedanken moderner Humanität von rheinischen Bürgern und schlesischen Edelleuten siegreich in's Feld geführt worden, und heut kommen uns diese Kleist und Senfft mit den alten boshaften und neidischen Spässen über jüdische Sitten und jüdischen Reich-

[1]) Ich habe oben (S. 24) ohne irgendwelche Kenntniss des Dove'schen Stammbaumes, lediglich auf Grund einer psychologischen Diagnose aus seinen literarischen Manifestationen, die Vermuthung ausgesprochen, dass jüdisches Blut in Alfred Dove's Adern fliesse, und heut am 11. Sept. lese ich in der Beilage zur „Wahrheit“ vom 28. Aug. 1880 im „Briefkasten“ wörtlich Folgendes:

„B. K. Berlin. Der Angriff des Prof. Dove gegen den Hofprediger Stöcker und die Art desselben lässt sich nach unserer Ansicht am Besten wohl dadurch erklären, dass die Grossmutter Dove's eine geborne Ascher ist. — Blut ist ein ganz besonderer Saft!“

thum, mit denselben mittelalterlichen Argumenten angeblich christlicher Engherzigkeit, die man einst im vereinigten Landtag etwa beim Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen wegen der naiven Ursprünglichkeit ihrer Aeusserung belächeln durfte. Welch schneidender Anachronismus!"

„Doch fürwahr, das geistige Aergerniss, das diese schlichten ländlichen Gemüther gegeben, ist klein gegen das sittliche, das von unserem hochgelahrten Oberkirchenrathe ausgegangen, der sich evangelisch nennt. Gemeindemitglieder, die zum Judenthum übertreten, sollen unter öffentlichem Wehgeschrei gleichsam an den Pranger gestellt werden; dem Wesen aller Religion zuwider, wie als ob man an ihrer positiv gewinnenden Kraft verzweifle, sucht man sie zu stützen durch das sittlich leere Mittel des abschreckenden Beispiels. Dabei wird den Juden vorgerückt, dass sie nicht allein einst Christum verworfen hätten, sondern auch heut noch in gleichem Hass und der nämlichen Feindschaft gegen ihn verharrten. Jesus betete sterbend um Vergebung für die Juden, die nicht wüssten, was sie thäten; der evangelische Oberkirchenrath ist nicht gemeint, so gütlich zu verfahren; als eine Art geistlichen Obertribunals verwirft er den Antrag des erhabenen Vertheidigers auf Straflosigkeit wegen Unzurechnungsfähigkeit; er weiss wahrscheinlich besser, wie es vor mehr denn achtzehnhundert Jahren in Kopf und Herzen der Juden aussah, sieht er ihnen doch auch heut noch in's Herz und kündet uns klärlich, was für Hass und Feindschaft er darin entdeckt hat! Ob er wohl dann und wann, vielleicht einmal im Jahre, etwa wenn das Evangelium vom Pharisäer und Zöllner an die Reihe kommt, auch in sein eigenes Herz schaut? Wir wissen's nicht, aber was wir wissen, ist, dass man auf solche Weise mit dem Frieden im Volke ein gefährliches, herausforderndes Spiel treibt. Ist's nicht genug des Tumults für unsere nationale Sache mit dem drohenden Anmarsch der Feinde von jenseits der Berge, dass ihr uns auch noch die Juden über den Hals ruft?

Alexander von Humboldt war ein Kind des Geistes der Aufklärung; der verständige und humane Sinn, der, von Lessing vornehmlich ausgehend, in der gebildeten Gesellschaft Berlins waltete, ward auf ihn schon von seinen Jugendlehrern übertragen; es genügt, an einen unter ihnen, an Engel zu erinnern. Keineswegs baar aller religiösen Empfindung, war er natürlich noch weniger in christlichen Dogmen befangen, er war geübt, sie in der damals gewöhnlichen Weise rationalistisch zu bestreiten. Wie die gleichdenkenden christlichen Zeitgenossen überhaupt, namentlich aber die Kreise der Berliner Aufklärung, begegnete also auch er in seiner Weltanschauung vielfach den Spitzen des damaligen Judenthums, das sich seit Moses Mendelssohn an die Oberfläche der modern gebildeten Welt zu erheben begonnen. Aufkommende Classen erzeugen Talente; so war es kein Wunder, dass damals einige hervorragende Erscheinungen des gebildeten Berlins diesem humanistischen Neujudenthum entstammt waren. Der Oede des entarteten Hoflebens entging der junge Humboldt gern, um in diesen Kreisen Anregung zu empfangen; den Häusern der Mendels-

sohn, Friedländer, Herz u. a. ward er befreundet. Gleich allen anderen Menschen von Geschmack und Urtheil huldigte er der liebenswürdigen Henriette Herz, wie er später Rahel zu schätzen verstand. — War er nun von vorn herein über Vorurtheile des Bekenntnisses erhaben zu humaner Sinnesart aufgewachsen, so musste sich in ihm diese über Rassen- und Denkungsunterschiede hinwegsehende Achtung vor dem Menschen als solchem durch langwierigen Aufenthalt unter den verschiedensten Völkern und Stämmen zum eigentlichen Grundzug seines Wesens ausbilden: er war vielleicht der internationalste Mensch, der je gelebt hat. So verstand es sich denn auch in seinem späteren Leben von selbst, dass er die Juden als allen übrigen Nationalitäten gleichberechtigt ansah und behandelte. Den praktisch nicht bedeutenden Einfluss, den er am Hofe Friedrich Wilhelm's IV. hatte, verwandte er denn auch zu ihren Gunsten, sowohl in Bezug auf die staatliche Stellung der Juden überhaupt als auf das Wohl Einzelner. Wie er so unendlich viele akademische Wahlen und ihre Bestätigung durchgesetzt hat, brachte er auch hervorragende jüdische Gelehrte in die Akademie. Auch sonst war er jedem Juden förderlich und dienstlich wie jedem Menschen und schrieb an Juden stets ebenso freundlich und schmeichelhaft wie an andere Sterbliche, wobei denn, da Artigkeiten stets individuell sein müssen, auch manches Lob für das Judenthum an sich aus dieser an Lob unerschöpflichen Feder floss. Selbstverständlich erkannte er so klar, wie wir alle, dass die mosaische Religion, da sie nur Gesetz ist und fast nirgends Dogma, noch am leichtesten von allen positiven, besonders verquickt, wie sie jetzt ist, mit allerhand ausserjüdischen Ideen, sich mit einer naturwissenschaftlichen Weltansicht vertrage. Das eigentliche Wesen der jüdischen Religion dagegen, eben das Gesetz in seiner veralteten, auf andere Zustände berechneten, lebeneinengenden Gestalt, war ihm natürlich theils unverständlich, theils lächerlich, und harmlos witzelnde Anspielungen darauf begegnen mitunter in seinen Briefen. — So ungefähr würden wir in Kürze antworten, wenn uns jemand über Humboldt's Stellung zum Judenthume befragte.

Adolph Kohut, ein ungarischer Jude[1]), hat sich dieselbe Frage vorgelegt und „glaubt", wie er selbst sagt, darüber „ein gutes Buch geschrieben zu haben". Leider gehört Schreiber dieser Zeilen auch in dieser

[1]) Dass „Adolph Kohut ein ungarischer Jude" ist, habe ich erst aus obigen Worten Alfred Dove's erfahren. Jedenfalls werden hierdurch die folgenden, besonders für die Bewohner von Pest interessanten, Worte in dem Kohut'schen Buche (S. 186) erklärlich:

„In Pest selbst finden wir zwei Städte. Der Eine Theil von Pest gleicht einer europäischen Handelsstadt, — es ist die Stadt der Juden. Der andere gleicht einem grossen Dorfe der Wüste, — es ist die Stadt der Magyaren.

Alles was in Pest als ein Werk der Civilisation, als ein Zeichen der europäischen Cultur betrachtet werden kann,

Beziehung nicht zu den Glaubensgenossen des Verfassers. Das „prachtvolle Paradoxon“ Franz Baader's: „Das Heil kommt uns von den Juden“ hat in seinem „Gehirn die gegenwärtige Schrift erzeugt“. Er hat sie erst ein Jahr nach dem Humboldtjubiläum erscheinen lassen, damit sie nach Ablauf der Sündfluth der Humboldtiana von der „Arche des deutschen Lesepublikums mit Freuden als die Friedenstaube mit dem Oelzweige im Munde“ empfangen werde. So hat der Verfasser „kalkulirt“. Er selbst spricht einmal (S. 177) von der „widerlichen Arroganz so mancher jüdischer Forscher“, doch kann er damit auf diese Stellen seiner eigenen Vorrede nicht gezielt haben, da er sein aus bekanntem Material bunt zusammengeflicktes Buch gewiss nicht als Forscherarbeit wird bezeichnen wollen; zählt er doch selbst Männer wie Ehrenberg und H. W. Dove nur unter die „begabten Literaten“. Die Schrift Kohut's nun leidet, wäre sie auch in Auswahl und Anordnung des Stoffes weniger liederlich gemacht, an einem Hauptgebrechen, das öfters an Monographien hervortritt, an der Isolirung des gewählten Gesichtspunktes. Der Verfasser hat, was er über Humboldt's andere zahllose Seiten und Verhältnisse etwa gelesen hat, nicht einmal in sich selbst aufgenommen, geschweige denn in sein Buch. Von vornherein — darauf kann der Leser dreist schwören — hat er sich diesem merkwürdig vielseitigen und beweglichen Geiste einzig in der Absicht genähert, ihn als Judengönner, Judengenossen, ja gewissermassen als Juden im Herzen, kennen zu lernen. Wie sehr dadurch Humboldt's Bild

---

ist durch jüdischen Geist und durch jüdisches Geld zu Stande gebracht worden.

Würde es in Pest keine Juden geben, so würde die Landeshauptstadt auf dem Niveau des grossen Debreczins stehen und die Comitatshelden würden in ihrem eigenen Staub und Koth ersticken.

Noch vor zehn Jahren war die ungarische Presse beinahe frei von Juden, denn der Wirkungskreis der ungarischen Presse war so beschränkt, dass die paar Peiteiblätter von ihren eigenen Partei-Anhängern mit Artikeln leicht versehen werden konnten.

Es gab keine eigentliche Journalistik, nur eine Sammlung von Partei-Reden und Partei-Aeusserungen. Sobald man die ungarische Journalistik auf das Niveau jener von anderen civilisirten Nationen erheben wollte, war man gezwungen, ein halbes Dutzend Juden zu importiren, damit die Trägheit in der Technik der Blätter theilweise beseitigt und die journalistischen Formen entwickelt werden.

Auf welches Gebiet des öffentlichen Lebens wir auch sehen, überall finden wir die Juden emsig arbeiten und gegen den alten Geist der Finsterniss im Krieg begriffen.

Das „Vaterland“ hat Recht, wenn es die Juden scheut, denn es sind die ärgsten Feinde der Thun's, Clam's und Apponyi's.“

„Mehr Juden — mehr Licht.“ — (Vgl. Kohut S. 186 a. a. O.)

entstellt wird, ist klar; er hat ihm kurzweg eine krumme Nase gedreht, wenn er von seiner „unendlichen Liebe zum Judenthum“ spricht. Ebenso bündig lässt sich Humboldt's unendliche Liebe zum Franzosen-, Spanier-, Indianerthum u. s. w. beweisen, vom Hellenenthum gar nicht zu sprechen, oder wenn man religiös fragt, zum Islam, Buddhismus, zur Ormuzdlehre u. s. w. Herr Kohut theilt also bestenfalls den Irrthum des Klosterbruders im Nathan, auch er könnte ausrufen: Humboldt, Humboldt! Ihr seid ein Jude, ein bess'rer Jude war nie!“ Eine so harmlose Begriffsverwechselung von Gattung und Art, Humanität und Judenthum möchte noch hingehen, und wer Humboldt sonst kennt, könnte sein Ergötzen daran haben, ihn auch einmal im Rockelor spazieren zu sehen, allein Kohut's Friedenstaube trägt nicht lauter Oelzweige im Schnabel: Das ganze Buch ist eine mit grosser — ich weiss nicht, ob ich nicht doch sagen darf: nationaler — Eitelkeit geschriebene Verherrlichung des Judenthums, wobei es denn ohne harten Unglimpf gegen das Christenthum nicht abgeht, das einfach selbst mit den Verirrungen seiner Bekenner gleichgesetzt wird: christliche Gesittung und christliche Civilisation heissen da schlankweg „Phrasen“. Dass die einzelnen besprochenen Juden sämmtlich „berühmteste, genialste“ u. dgl. m. Leute sind, versteht sich von selbst, wie denn der Stil des Verfassers überhaupt der bekannte blühende, süssliche ist, ganz abweichend von der anderen jüdischen Schreibart, der klaren, schneidig scharfen, die wir z. B. an Spinoza bewundern; Kohut scheint sich mehr am hohen Liede gebildet zu haben. Die hebräische Poesie schätzt er gewaltig hoch, hierin thut ihm sogar sein Humboldt nicht genug. Ueberhaupt wie willkürlich springt er doch mit seinem Helden um! Dass dieser einmal einem Juden abräth, sich taufen zu lassen, lässt er fett drucken — keine Renegation hätte Humboldt je empfohlen — einen sehr treffenden Tadel aber wider Heine's Poesie zweifelt Kohut an, weil ein schmeichelhafter Brief des Kosmographen an Heine vorhanden ist — und der Mann will Humboldt kennen und wagt es, über ihn zu schreiben! —

Es ist genug; wir sind nach beiden Seiten billig, wir zürnen gleich euch, wenn ihr verfolgt werdet, aber überhebt euch nicht selber! Bleibt, was ihr seid, aber nicht, wie ihr seid! Wollt ihr eine neue Aristokratie bilden unter uns, und die eitelste, stolzeste, geschlossenste unter allen Aristokratien der Welt? Ist es edler, uns unsere Pfaffen vorzuwerfen, als euch eure Pharisäer? Wir glauben heut mit euch dasselbe, eure Bräuche sind uns gleichgültig, ihr habt manche Tugend, die uns abgeht; aber sitzt uns das Mittelalter im Nacken, so euch das graue Alterthum. Diese Verbindung von Glauben und Abstammung hat keinen Sinn mehr, darüber haben eben eure grössten Geister einst der Menschheit hinweggeholfen. Seid Deutsche mit uns und lasst unsern dann gemeinsamen Heroen ihren Ruhm der Universalität unentstellt und unbeschnitten. Und wenn ihr schlechte Bücher schreibt, so stosst nicht dazu in die Posaunen von Jericho! —

Alfred Dove.“

Die Anschauungen vom wissenschaftlichen, moralischen und socialen Werthe jener Berliner Kreise, in denen Ferdinand Lassalle mit seiner schönen Helena[1]) als „verwöhnte Schoosskinder“ und Alexander von Humboldt als „Heros der Wissenschaft“ gefeiert wurden, befinden sich gegenwärtig in einer seltsamen Metamorphose und zwar in allen Schichten des deutschen Volkes ohne Unterschied der politischen Parteien. Zum Beweise meiner Behauptung erlaube ich mir hier erstens Worte eines „Mannes aus dem Volke“, zweitens Worte des Fürsten von Bismarck, und drittens Worte der Nationalzeitung anzuführen.

Franz Mehring[2]) sagt:

„Der Historiker der Zukunft wird aus diesen Acten einst schwere Anklagen schöpfen gegen die sittliche Verwilderung, welche so oft hinter den glänzenden Aussenseiten unserer hochgepriesenen Cultur verborgen ist. In dieser Tragikomödie . . . . tritt eine sehr erlauchte Gesellschaft auf: Minister, Gesandte, Bischöfe, Generäle, Obersten, berühmte Gelehrte, Grafen und Gräfinnen, des niedern Adels ganz zu geschweigen, aber kaum ein guter Gedanke wird laut, kaum eine sympathische Gestalt erscheint, während sich der traurige Wahnsinn der schmutzigen Intrigue durch lange Wochen fortschleppt. Rüstow wählte ein böses Wort, als er dem alten Dönniges schrieb, Lassalle und die Gräfin Hatzfeld seien keine Zigeuner und liessen sich nicht wie Zigeuner behandeln; was in diesen Wochen um den Arbeiteragitator kreiste, war in der That eine Bohème, schillernd von dem phosphorescirenden Glanze der Fäulniss.“

Fürst v. Bismarck[3]) sagt:

„Bei unserm hochseligen Herrn war ich das einzige Schlachtopfer, wenn Humboldt des Abends die Gesellschaft in seiner Weise unter-

[1]) Dass auch Helene von Dönniges jüdischer Abstammung ist, entnehme ich zu meiner grössten Ueberraschung aus der „Wahrheit“ v. 4. Sept. 1880, wo sich im Briefkasten wörtlich folgende Antwort befindet:

„L. M. in Dresden. Sarah Bernhardt, gerade so französische Künstlerin wie Paul Lindau und Oskar Blumenthal deutsche Dichterfürsten, so haben sie sich in einem in Leipzig erschienenen Buche nennen lassen. Blut ist ein ganz besonderer Saft und bewährt stets seine Anziehung, wie ja auch Helene von Dönniges, die jüdischer Abstammung war, sich einst in echt semitischer Weise von Lassalle angezogen fühlte.“

[2]) Franz Mehring. Die deutsche Socialdemokratie. Ihre Geschichte und Lehre. Eine historisch-kritische Darstellung. 2. Auflage. Bremen 1878. S. 52.

[3]) Busch, Graf Bismarck. II. 310.

hielt. Er las da gewöhnlich vor, oft stundenlang — eine Lebensbeschreibung von einem französischen Gelehrten oder einem Baumeister, die keinen Menschen als ihn interessirte. Dabei stand er und hielt das Blatt dicht vor die Lampe. Mitunter liess er's fallen, um sich mit einer gelehrten Bemerkung darüber zu verbreiten. Niemand hörte ihm zu, aber er hatte doch das Wort. Die Königin nähte in einem fort an einer Tapisserie und hörte gewiss nichts von seinem Vortrage. Der König besah sich Bilder — Kupferstiche und Holzschnitte — und blätterte geräuschvoll darin, in der stillen Absicht augenscheinlich, nichts davon hören zu müssen. Die jungen Leute seitwärts und im Hintergrunde unterhielten sich ganz ungenirt, kicherten und übertäubten damit förmlich seine Vorlesung. Die aber murmelte, ohne abzureissen, fort wie ein Bach. Gerlach, der gewöhnlich auch dabei war, sass auf seinem kleinen runden Stuhle, über dessen Rand sein fetter Hinterer auf allen Seiten herabhing, und schlief, dass er schnarchte, so dass ihn der König einmal weckte und zu ihm sagte: „„„Gerlach, so schnarchen Sie doch nicht!““ — Ich war sein einziger geduldiger Zuhörer, das heisst, ich schwieg, that, als ob ich seinem Vortrage lauschte, und hatte dabei meine eigenen Gedanken, bis es endlich kalte Küche und weissen Wein gab.“

„Es war dem alten Herrn sehr verdriesslich, wenn er nicht das Wort führen konnte. Ich erinnere mich, einmal war Einer da, der die Rede an sich riss, und zwar auf ganz natürliche Weise, indem er Dinge, die Alle interessirten, hübsch zu erzählen wusste. Humboldt war ausser sich. Mürrisch füllte er sich den Teller mit einem Haufen von Gänseleberpastete, fettem Aal, Hummerschwanz oder anderen Unverdaulichkeiten — ein wahrer Berg! — es war erstaunlich, was der alte Mann essen konnte. — Als er nicht mehr konnte, liess es ihm keine Ruhe mehr, und er machte einen Versuch, sich das Wort zu erobern. „„Auf dem Gipfel des Popokatepetel!““ fing er an. Aber es war nichts, der Erzähler liess sich seinem Thema nicht abwendig machen. — „„Auf dem Gipfel des Popokatepetel, siebentausend Toisen über““ — wieder drang er nicht durch, der Erzähler sprach gelassen weiter. — „„Auf dem Gipfel des Popokatepetel, siebentausend Toisen über der Meeresfläche““ — er sprach es mit lauter, erregter Stimme, jedoch gelang es ihm auch damit nicht; der Erzähler redete fort, wie vorher, und die Gesellschaft hörte nur auf ihn. — Das war unerhört — Frevel! Wüthend setzte Humboldt sich nieder und versank in Betrachtungen über die Undankbarkeit der Menschheit, auch am Hofe. — Die Liberalen haben viel aus ihm gemacht, ihn zu ihren Leuten gezählt. Aber er war ein Mensch, dem Fürstengunst unentbehrlich war, und der sich nur wohl fühlte, wenn ihn die Sonne des Hofes beschien. — Das hinderte nicht, dass er hernach mit Varnhagen über den Hof raisonnirte und allerlei schlechte Geschichten von ihm erzählte. Varnhagen hat dann Bücher daraus gemacht, die ich mir auch gekauft habe. Sie sind erschrecklich

theuer, wenn man die paar Zeilen bedenkt, die eins grossgedruckt auf der Seite hat. Keudell meinte, aber für die Geschichte wären sie doch nicht zu entbehren. — „Ja“ erwiderte der Chef (Bismarck) „in gewissem Sinne. Im Einzelnen sind sie nicht viel werth, aber als Ganzes sind sie der Ausdruck der Berliner Säure in einer Zeit, wo es nichts gab. Da redete alle Welt mit dieser malitiösen Impotenz. — Es war eine Welt, die man sich ohne solche Bücher jetzt gar nicht mehr vorstellen kann, wenn man sie nicht selber gesehen hat. Viel auswendig, nichts Ordentliches inwendig . . . . . Humboldt wusste übrigens auch manches Hübsche zu erzählen, wenn man mit ihm allein war — aus der Zeit Friedrich Wilhelm's III. und besonders aus seinem ersten Aufenthalt in Paris, und da er mir gut war, weil ich ihm immer aufmerksam zuhörte, so erfuhr ich viele schöne Anekdoten von ihm.“

Die Nationalzeitung (9. Juni 1878) sagt:

„Jahre hindurch war Lassalle, der Schöne, der Geniale, das verwöhnte Schoosskind der Berliner Gesellschaft. Niemals hatten vordem grosse Vermögen das frech Herausfordernde, das die Parvenus unserer Gründerzeit zur Schau trugen. Während Alle wussten, mit welchen Mitteln oft diese Reichthümer, diese Paläste erworben waren — was that die anständige Gesellschaft? Sie drängte sich zu den Belsazarfesten dieser Glücklichen.

Ein grosses nationales Unglück, die Schlacht bei Jena, hat schon einmal unser Volk aus Verirrungen und Versumpfung emporgerissen. Keine politische Reaction ist eingetreten — im Gegentheil eine befreiende Gesetzgebung, die verständigste, die wir noch gehabt haben. Aber nicht das Gesetz allein besserte den Staat; unsere Eltern besserten sich selbst. Das war die Hauptsache. Sie reinigten sich von Uebermuth, Eitelkeit und Genusssucht; die Noth der Zeit wie der eigene Wille wandelten das Lotterleben in spartanische Strenge und Einfachheit um. Männer standen unter ihnen auf, die mit flammenden Worten alle edelsten Empfindungen des Herzens zu wecken verstanden. Wieder ahnte und trachtete man nach Schätzen, die nicht von Motten oder von Rost zerfressen werden. Religion und Philosophie, Verstand und Gemüth suchten sich von Neuem einander zu nähern, mit einander zu verständigen. Und so, indem wir uns wieder an eine heilige Sache hingaben, wieder opfern lernten, die Vornehmsten, die Gebildetsten voran, indem von den Armen nichts gefordert wurde, was die Besitzenden nicht im erhöhten Maasse zu leisten willig waren, zerbrachen wir das Joch des fremden Eroberers.

Eine solche Einkehr thut unserer Gesellschaft noch nöthiger, als politische Gesetze. Hören wir nur selbst auf mit den socialdemokratischen Ideen zu liebäugeln; zerschneiden wir das Tischtuch mit unsern Feinden, wo wir sie finden; verbannen wir jene feige Sentimentalität, die den Guten für den ersten besten Bösewicht vogelfrei macht. Nicht von Rechten, von unsern Pflichten sei zuerst die Rede. Wenn wir uns selbst bescheiden lernen und durch unsere Lebensführung beweisen, dass wir etwas Besseres und

Höheres anerkennen und erstreben, als Erwerb und Sinnengenuss; wenn wir nicht faul die Hände in den Schooss legen, sondern muthig unsere Besitzthümer gegen die andringenden Barbaren vertheidigen; wenn wir dem Gesetz gehorchen und nicht beständig daran nörgeln, dem Wissen gegenüber den Charakter in sein Recht wieder eintreten lassen, dann werden wir auch von den Andern Zucht, Entsagung und Gehorsam fordern dürfen. Die Krisis, die wir durchmachen, ist wesentlich eine sittliche; wenn es uns nicht gelingt, den moralischen Begriffen und Vorstellungen wieder Geltung zu verschaffen, auf denen unsere Kultur beruht, so sind alle andern Mittel zu ihrem Schutze vergebens. Diejenigen aber, die sich feige selbst aufgeben, sind auch nicht werth von Andern gerettet zu werden; *Ariel* wird ewig *Caliban* bekämpfen."

Nach der vorstehenden ergreifenden Busspredigt der National-Zeitung über die Früchte, welche jene von „malitiöser Impotenz" erfüllte gesellschaftliche Atmosphäre Berlins gezeitigt hat, werden meine Leser in der geeigneten Stimmung sein, um sich nun auch vertrauensvoll unter national-liberaler und fortschrittlicher Führung der National- und Vossischen Zeitung zu einem ernsten Gange über den Kirchhof anzuschicken. Die Nationalzeitung v. 15. September 1880 (Beiblatt zu No. 431) übernimmt diese Führung mit folgenden Worten:

— „In einem Artikel der „Voss. Ztg." giebt Karl Neumann-Strela eine interessante Uebersicht über die berühmten Todten auf den beiden alten hiesigen jüdischen Friedhöfen, von denen der eine jetzt geschlossen ist, der andere, den man durch ein Haus in der Hamburger Strasse, die jüdische Altersversorgungsanstalt, betritt, bereits seit dreiundfünfzig Jahren nicht mehr zu Bestattungen benutzt wird. Wir entnehmen dem Artikel folgende Daten: Auf dem Friedhof in der Schönhauser Allee, an der Mauer, die sich zur Linken der Gebethalle erstreckt, ruht Israel Jacobson. König Jerome ernannte ihn zum Präsidenten des Konsistoriums, welches die bürgerlichen und die religiösen Angelegenheiten der Juden ordnen sollte. Bis zu seinem Tode 1828 hat Jacobson für seine Glaubensbrüder gewirkt; ihm ist die Verbesserung des schul- und gottesdienstlichen Wesens, die Abschaffung des Leibzolls in einigen Gegenden und die Stiftung des Waisenhauses in Seesen am Harz zu danken. Nicht weit von ihm hat der Mathematiker Meyer Hirsch seine Ruhestätte gefunden. Seine „Sammlung von Aufgaben" hat seinem Namen ein langes Andenken gesichert. In seiner Nähe schläft Meno Burg; Artilleriemajor und Lehrer an der Kriegsschule, 1855 gestorben, bewahrten ihm seine Schüler die grösste Dankbarkeit. Er war der einzige Israelit, der es zu dieser Stellung im Heere brachte. Treu seinem Glauben, verweigerte er den Uebertritt zum Christenthum, als ihm unter dieser Bedingung eine

höhere Stellung geboten wurde. Unfern davon ist das Erbbegräbniss der Familie Beer. Eine Tafel in der Mitte erinnert an Michael Beer, den Dichter des „Struensee“, der in München begraben liegt. Links davon ist sein Bruder Wilhelm bestattet, der Astronom und Mathematiker, der im Verein mit Mädler bedeutende Werke schrieb. Ihm gegenüber liegt der älteste Bruder, Giacomo Meyerbeer, der Komponist. In Paris 1864 gestorben, wurde die Leiche nach Berlin gebracht, denn unter den Seinen, neben der Mutter, wollte Meyerbeer bestattet sein. An der nächsten Mauer befindet sich der Name Mendelssohn. Dort ruht Joseph, der älteste Sohn von Moses Mendelssohn. Mit seinem Bruder, dem Vater von Felix Mendelssohn-Bartholdy, gründete er das berühmte Bankgeschäft und war auch als Schriftsteller thätig. Der Fabrikant Liebermann, dem die Verbreitung des Kattuns in Preussen, und der Kaufmann Lipmann Wulf, Meyerbeer's Schwiegervater, dem eine herrliche Stiftung für arme Bräute zu danken ist, schlafen ziemlich in der Nähe. Geht man dann weiter, tiefer in die Gänge hinein, fällt der Name Louis Traube auf. Der berühmte Arzt und Lehrer ist vor wenigen Jahren gestorben. Unter jenem Hügel schläft Theodor Heymann, der als Buchhändler Rühmliches geleistet, und in jenem Grabe, mit den schönsten Blumen geschmückt, ruht H. B. Oppenheim, der treffliche Publizist. Gleich hinter der Gebethalle ist die „Ehrenreihe“. Moritz Reichenheim, der Stifter des Waisenhauses am Weinbergsweg, eröffnet dieselbe. Ihm schliessen Baruch Auerbach, der das Waisenhaus in der Oranienburgerstrasse gegründet, der Buchhändler Moritz Veit und die Rabbiner Holdheim, Geiger und Aub sich an. Fast mitten auf dem Kirchhof liegen Zwei, die am 18. März 1848 gefallen sind, und dicht daneben wurde acht Opfern der letzten Kriege die Gruft bereitet. Nach dem neunten September, wenn nur noch Wenige auf diesem Friedhof bestattet werden, wird es dort still und stiller. So still und einsam wie auf dem alten jüdischen Friedhof, den man durch ein Haus in der Grossen Hamburger Strasse betritt. Als jener geöffnet war, wurde dieser geschlossen; ein kleiner, schattenreicher, von Käfern und Libellen umschwirrter Platz. Der älteste Stein zeigt die Jahreszahl 1672. In diese Erde wurden die Vertriebenen gesenkt, die vor zweihundert Jahren Wien und die österreichischen Erblande verlassen mussten. Der Grosse Kurfürst gewährte ihnen ein neues Heim. Fast inmitten des Friedhofs wurde ihnen das letzte Heim bereitet und berühmte Männer liegen wie im Kreise um sie herum. Da ruht Moses Mendelssohn nebst seinem Lehrer Rabbi Fränkel, dem zur Liebe er von Dessau nach Berlin gewandert kam. Auch sein Schwiegersohn, der Kaufmann David Veit ist dort bestattet, dessen Gattin Dorothea sich bekanntlich von ihm scheiden liess, um die Frau Friedrich von Schlegels zu werden. Ihr Freund Marcus Herz, einer der beliebtesten Aerzte seiner Zeit, schläft dicht daneben; ihm reiht sich Herz Beer, der Vater Meyerbeer's, und der Rechenmeister Abraham Wolf an, den Lessing im Sinne hatte, als er den Derwisch im „Nathan“ schuf.

Auch Veitel Ephraim, der Hofjuwelier und Münz-Entrepeneur Friedrich des Grossen, der Mann mit weitem Gewissen, fand hier sein enges Grab. Die Ephraimsthaler, Ephraimiten oder Blechkappen genannt, machten ihn zuerst in trauriger Weise berühmt. In seiner Nähe ist Daniel Itzig, „der reichste Mann seiner Zeit", bestattet; er soll auch ein guter Mann gewesen sein. Er brachte es durch Fleiss und Glück bis zum Hofbanquier; sein Haus stand an der Stelle, wo sich jetzt die neue Börse erhebt. Zwei seiner Töchter vermählten sich nach Wien: die Eine wurde Baronin Eskeles, die Andere Baronin Arnstein."

Ueber die Früchte, welche die gesellschaftlichen Gewohnheiten in den Salons von Lassalle und Alexander von Humboldt bei weniger civilisirten und von der Natur mit geringerer moralischer Widerstandsfähigkeit als die germanische Rasse ausgestatteten Völkern gezeitigt haben, mögen sich meine Leser durch die beiden folgenden Leitartikel der „Neuen Preussischen Zeitung" vom 12. und 15. September d. J. (No. 214 u. 216) belehren lassen:

„Der Nihilismus."

„Die Entwickelung des Nihilismus", so nennt sich eine Schrift, die von dem offenbar pseudonymen Verfasser Nikolai Karlowitsch binnen kurzer Zeit bereits in dritter Auflage (Berlin. B. Behr) erschienen ist und gerechte Aufmerksamkeit erregt hat, sowohl in Deu schland, als bei Freunden und Gegnern in Russland. Wir haben bereits früher von derselben kurze Notiz genommen („N. Pr. Z.", 23. Juli 1879 Nr. 169, Beilage) und hervorgehoben, dass der mit dem russischen Leben genau vertraute Verfasser eine klare Darlegung der Ursachen gegeben, durch die der Nihilismus in Russland zu solcher Ausbreitung gelangen konnte, halten es aber für angezeigt, etwas näher auf die Schrift einzugehen, da sie in ihrer neuen Gestalt sehr erweitert und verbessert erscheint, und auch die neuesten Vorgänge zur Besprechung zieht.

Wir haben an derselben nur eine Ausstellung zu machen, nämlich, dass sie die mittelbare Schuld, welche bei dieser grauenhaften Verirrung die Regierung trifft, nicht genug hervorhebt, obwohl diese Schuld aus den eigenen Ausführungen des Verfassers hervorgeht, nämlich einmal die übereilte Einführung von Reformen und Institutionen, für welche, so wohl sie gemeint waren, die russische Gesellschaft in keiner Weise reif war und die deshalb nicht wahrhaft befreiend und aufbauend, sondern auflösend wirkten, sodann in der unbegreiflichen Nachsicht, mit der man dem Treiben der Nihilisten, der Unterstützung derselben in höheren socialen Kreisen und der Freisprechung von notorischen Uebelthätern zusah, bis die Attentate auf den Kaiser auch den Kurzsichtigsten zeigten, an welchen Abgrund man gelangt war. Endlich übergeht der Verfasser ganz die tiefen Schäden des

Regierungssystems, die Willkür und Corruption des Beamtenregimentes, welche eben die Opposition der höher Gebildeten mit hervorriefen und die allerdings unglaublich verblendete Sympathie derselben mit jedem Versuche, dem herrschenden Systeme entgegen zu treten, erklärlich machen.

Der Verfasser tadelt mit Recht die Manie eines grossen Theiles der gebildeten Gesellschaft Russlands, alles wegwerfend zu kritisiren, was von der Regierung ausgeht, jede Anerkennung derselben als geistige Unzulänglichkeit zu bespötteln, und alles Verbotene, mag es auch das Albernste und Widersinnigste sein, zu bewundern, und leitet aus dieser krankhaften Stimmung der Geister die Anfänge des Nihilismus her. Aber er scheint uns dabei zu übersehen, dass diese Stimmung doch ihre Ursachen haben muss und diese in den Mängeln des früheren Regierungssystems zu suchen sind, welches alle ausserhalb des Beamtenstandes Stehenden vom öffentlichen Leben ausschloss. Er hebt mit Recht die unbegrenzte Verehrung und Hingabe des russischen Volkes für den Zaren hervor; aber dieselbe besteht keineswegs für dessen Beauftragte, deren Willkür und Käuflichkeit der Bauer nur zu sehr zu fühlen Gelegenheit hatte, wie das bekannte Wort zeigt: „Wenn der Zar es nur wüsste!“ Wie in dieser Beziehung regiert ward, davon hat der Verfasser der „Bilder aus der Petersburger Gesellschaft“, auf die wir demnächst eingehender zurückkommen, in dem der neuesten Auflage zugefügten Abschnitt: „Aus den Tagen des Kaisers Nikolaus“, treffende Belege gegeben. Derselbe theilt auch mit, dass gerade Graf Loris Melikoff durch die Aufdeckung eines solchen Falles von Missregierung in dem kritischsten Augenblick das Augenmerk des Kaisers auf sich lenkte, indem er demselben als General-Gouverneur von Charkow die ungerechte Massregelung eines Studenten durch den Curator Gervais, welche dieser trotz seines Protestes aufrecht hielt, vorlegte und dabei schrieb, man könne sich nicht über die Verbreitung revolutionärer Ideen unter der studirenden Jugend wundern, wenn in so unsinniger Weise wie von Herrn Gervais geschehen, verfahren und einem jungen Menschen wegen einer Formlosigkeit die gesammte künftige Carrière verdorben werde. Bekanntlich hat auch Graf Loris Melikoff seine erfolgreiche Bekämpfung des Nihilismus als Dictator damit begonnen, dass er eine Reihe junger Leute, die auf ganz unzureichende Gründe hin nach Sibirien verbannt waren, zurück berief.

Indem wir den Mangel hervorheben, dass unser Verfasser diese Mitschuld der Regierung nicht hinreichend gewürdigt, haben wir aber auch alles gesagt, was wir an derselben auszusetzen wissen, und können sie im übrigen nur auf das wärmste allen empfehlen, welche sich über den merkwürdigen socialen Krankheitsprocess unseres Nachbarlandes, wie er im Nihilismus zu Tage getreten, wirklich unterrichten wollen. Die Quelle desselben ist jene dünkelhafte, oberflächliche Halbbildung, die es als Beweis besonderer fortschrittlicher Genialität ansieht, sich gegen jede Autorität aufzulehnen und die Ordnungen, auf welchen die Menschheit beruht, als künstlich aufgerichtete Schranken des Vorurtheils beseitigen zu wollen.

Herzen definirte den Nihilismus 1869 als „die vollkommenste Freiheit von allen fertigen Begriffen, von allen ererbten Hindernissen und Störungen, welche das Vorwärtsschreiten des occidentalen Verstandes mit seinem historischen Klotz am Fuss behindern"; d. h. ins praktische übersetzt: das Streben nach Abschaffung von Staat und Gesetz, Eigenthum und Familie, Sittlichkeit und Religion. Es ist der Standpunkt, den eine Caricatur von 1848 auf Karl Vogt treffend damit bezeichnete, dass sie ihn in die Luft stellte mit der Unterschrift: „Gar kein Standpunkt"; das einzige, was übrig bleibt, ist die souveräne Willkür des Individuums, das Streben, den Genuss des Augenblicks nach Möglichkeit auszubeuten. Der französische Socialismus eines Fourier und Enfantin, wie der deutsche von Bebel und Liebknecht ist den Nihilisten noch viel zu positiv, sie wittern in ihnen noch Ueberbleibsel von Autoritätsgedanken. In dem revolutionären Katechismus von Peter Alissow wird, wie der Verfasser mittheilt, folgendes gelehrt: „Der Revolutionär darf weder persönliche Interessen, noch Eigenthum, noch selbst einen Namen haben — alles muss ihm in der Idee der Revolution aufgehen, er muss jeden Zusammenhang mit der gebildeten Welt, mit der bürgerlichen Ordnung, mit der hergebrachten Moral zerreissen. Wenn er unter der hergebrachten bürgerlichen Ordnung fortlebt, so muss das nur geschehen, um sie als unversöhnlicher Feind zu zerstören. Er verachtet alle Doctrin und kennt nur eine Wissenschaft, die Revolution. Er verachtet die öffentliche Meinung und nur das gilt ihm als verbrecherisch, was die Revolution, die möglichst schleunige Zerstörung des gesellschaftlichen Aufbaues behindert. Sogar der Enthusiasmus ist verpönt, die revolutionäre Leidenschaft darf nur mit Ueberlegung handeln."

In der Anweisung, zu diesem löblichen Ziele zu kommen, herrscht teuflische Methode; jeder richtige Revolutionär soll einige nicht ganz Eingeweihte für die Ausführung seiner Zwecke an der Hand haben und sich in alle Schichten der Gesellschaft Eingang zu verschaffen suchen. Die aufgestellten Proscriptionslisten enthalten verschiedene Kategorieen, Personen, die bedingungslos zum Tode verurtheilt sind, solche, die noch zeitweilig zu schonen sind bis ihr Mass voll wird, ferner solche, deren Einfluss, Reichthum und Verbindungen dadurch nutzbar zu machen sind, dass man sich in Bezug auf sie compromittirender Geheimnisse bemächtigt; „Liberale aller Schattirungen und Streber" sollen dadurch umstrickt werden, dass man scheinbar ihrem Programm folgt und durch sie die Action der Regierung möglichst schwächt, bis man sie so umstrickt hat, dass sie der Revolution zu Diensten sein müssen; schliesslich ist, um „jegliche Staatlichkeit mit der Wurzel auszurotten", auch die Bundesgenossenschaft der „Räuberwelt" anzunehmen. Besonders fratzenhaft tritt das Ideal der Nihilisten, die von allen Gesetzen entbundene Zügellosigkeit, in dem Tschernyschewkischen Roman „Was thun" hervor, der, die schamloseste Unsittlichkeit vertretend, Betrug, Ehrlosigkeit und rücksichtslose Befriedigung des sinnlichen Genusses zum Princip erhebt. Der Held aber, der alle diese Laster übt, wird da-

durch zum Normalmenschen und gelangt ohne Arbeit auf eine Höhe, welche alle Vorurtheile abgestreift hat und von der andere noch keine Ahnung haben.

Und dieser Roman, von dem man glauben sollte, dass jeder ihn mit Ekel aus der Hand wegwerfen sollte, hat die grösste Propaganda für die nihilistische Sache gemacht. Die Regierung aber war indolent oder kurzsichtig genug, dies Brandwerk lange Zeit frei circuliren zu lassen, bis sie endlich auf die Gefährlichkeit desselben aufmerksam gemacht wurde. Kann man sich da wundern, dass eine Nihilistin bekannte, sie habe sich im Auslande auf das Lesen verbotener Bücher gelegt, aber in denselben nichts gefunden, was nicht schon wesentlich in den in Russland erlaubten Schriften gestanden? sie sei in einer russischen Familie aufgewachsen, habe nur russische Schulen besucht, die unter der Aufsicht officieller Organe standen, habe nur Bücher und Zeitungen gelesen, die von der Censur durchgelassen. Man kann sich danach einen Begriff von der russischen durchschnittlichen Erziehung machen. Der Nihilist Pisarew findet es irrationell, dass man den Kindern die sittliche Reinheit und Unschuld zu erhalten suche; er missbilligt jedes Brechen des kindlichen Willens und meint, ein verständiger, in weitem Masse entwickelter Mann werde begreifen, „dass es ehrlos und absurd sei, in die intellectuelle Sphäre eines anderen Menschen aus eigener Initiative hineinzubrechen!“ Von diesen Grundsätzen ist, wie der Verfasser ausführt, die Lehrerwelt angesteckt, servile Professoren sogar liebäugeln mit dem Nihilismus, um die Studirenden an sich zu fesseln; da begreift es sich nur zu sehr, dass ein so fauler Baum auch faule Früchte bringen muss.

Es ist eine alte Erfahrung, dass die weibliche Natur, wenn sie einmal die Schranken der Sitte und Zucht übersprungen, rascher und tiefer sinkt als die männliche; dies wird auch durch die Entwickelung des Nihilismus wieder bestätigt. Die russischen Frauen und Mädchen waren, wie der Verfasser bemerkt, von jeher sehr resolut, geneigt, sich auf eigene Füsse zu stellen, die durchgängige Mittellosigkeit nöthigte sie zu eigenem Erwerb. Die Gesetzgebung trat dem nicht in den Weg, ja beförderte dies in neuerer Zeit in einem bedenklichen Grade durch die Erziehungs-Anstalten. Russland besitzt ausser den früheren Instituten jetzt 60 weibliche Gymnasien und 125 weibliche Progymnasien; ein Mädchen, das auf ersteren einen achtjährigen Cursus absolvirt und das Reifezeugniss erhält, ist nicht bloss Erzieherin ersten Ranges, die in allen weiblichen Gymnasien unbeschränkt Unterricht ertheilen darf, sondern hat sogar das Recht, in den vier unteren Klassen der männlichen Gymnasien zu unterrichten. Damit aber nicht genug, hat man auch akademische weibliche Curse errichtet, sowohl naturwissenschaftlich-mathematische als philologisch-historische. Daneben gründeten vornehme Damen noch specielle Vereine zur Verbreitung verschiedener Kenntnisse unter den Frauen. Noch 1880 bemühten sich drei Fürstinnen, eine Gesellschaft zur Errichtung einer technischen Fachschule für Frauen ins Leben zu rufen.

Es liegt in der Natur der Sache, dass, selbst wenn die Mädchen es mit diesen Studien ernsthaft nehmen, das Ergebniss ungesund sein muss; sie verlassen das elterliche Haus im frühesten Jungfrauen-Alter, werden mitten in den Sturm der Welt und ihrer Versuchungen gestellt und thun sich mit Gleichgesinnten und jungen Leuten zusammen als deren gleichberechtigte „Kameraden", um besten Falles sich eine einseitig intellectuelle Bildung anzueignen, die ihnen schliesslich wenig Aussicht auf nützliche Beschäftigung giebt; denn wozu soll dieser Schwarm von Gelehrtinnen, wenn sie ausstudirt haben, verwendet werden? Das Schlimmste aber ist, dass sie es durchweg nicht ernst mit dem Studium nehmen, mit Vorliebe treiben sie Anatomie und beschäftigen sich mit Dingen, welche die weibliche Schamhaftigkeit zu erwähnen vermeidet, aber von allen Studentinnen der Medicin haben nur drei es bis zum Doctor gebracht.

Wie alles Halbwissen und Halbkönnen führt dieser Bildungsgang zur Unzufriedenheit, zum Hadern mit dem Geschick, und so haben die Nihilisten ihre eifrigsten Jüngerinnen unter den Studentinnen gefunden, welche sich durch eine Art Uniform kenntlich machten: kurz geschnittenes Haar, blaue Brille, besonderer Schnitt der Kleidung und ausgesucht schmutzige Wäsche, wodurch die Verachtung des Vorurtheils der Reinlichkeit bezeichnet werden sollte. Dass bei dem Verkehr mit jungen Männern die herkömmlichen Begriffe von Sitte bei Seite gesetzt werden, ist begreiflich; häufig sind fingirte Heirathen, die nur den Zweck haben, der Betreffenden den Austritt aus dem elterlichen Hause zu ermöglichen; zwangloses Zusammenleben und eben so willkürliches Auseinandergehen im Namen der freien Liebe, gemeinsame Orgien, Lesen schlechter Schriften, unreifes Schwatzen über politische und sociale Fragen und Conspiriren der erste Schritt, um die künftige Revolution anzubahnen.

Unser Verfasser betont mit Recht, dass alle Versuche der Nihilisten, unter den Bauern und den städtischen Arbeitern Propaganda zu machen, fehlgeschlagen sind; dieselben haben vielmehr durchweg die Lehrer der neuen Emancipation den Behörden ausgeliefert, aber ebenso macht er auf die Nachsicht, ja Sympathie aufmerksam, welche die gebildeten Kreise so vielfach diesem Treiben entgegenbrachten, und dies führt ihn darauf, zu zeigen, wie vollkommen unreif die russische Gesellschaft für die bedeutendsten der von der Regierung eingeführten Reformen war. In erster Linie stehen hier die scandalösen Freisprechungen notorischer Verbrecher durch die Geschworenengerichte, von der Vera Sassulitsch bis zu den Bauern von Tichrin, welche eine unschuldige, ihnen verhasste Frau als Hexe lebendig verbrannten. In letzterem Falle ging das Urtheil nur dahin, dass von den 17 Mordbrennern 3 schuldig seien, „einen Menschen in Lebensgefahr ohne Hülfe gelassen zu haben", wofür Kirchenbusse zu leisten sei. Eine Fälscherin ward freigesprochen, da sie, wie ihr Vertheidiger hervorhob, ein so glänzendes Lehrerin-Examen gemacht, dass sie berufen sei, eine Zierde der Gesellschaft zu bilden, und nicht auf der Anklagebank zu sitzen; ein Briefträger, der hunderte von Postsachen veruntreut, ging aus

Rücksicht auf seine Neigung zum Trunk frei aus, ein anderer wegen Unterschlagung Angeklagter, weil er versicherte, er habe das betreffende Geldpacket „ganz unbewusst“ an sich genommen, und das Geld in demselben erst später entdeckt!

Die „Petersburger Börsenzeitung“, jetzt „Molwa“ umbenannt, fand die Freisprechung einer Frau, die mit einem verheiratheten Manne ein Liebesverhältniss unterhielt und, von ihm verlassen, ihm mit einem Revolver auflauerte, durchaus berechtigt, denn was sei derselben wohl übrig geblieben, als auf den Ungetreuen zu schiessen, wenn sie nicht sein Spielzeug sein wollte? Der „Golos“, um die Verdicte zu rechtfertigen, stellte die Ansicht auf, die Geschworenen hätten zu bestimmen, ob ein Angeklagter für eine selbst feststehende, gegebene Handlung einer Strafe zu unterziehen sei oder nicht, und die „Nowoja Wremja“ behauptete, die Gesellschaft könne auch dem geständigen Verbrecher durch die Geschworenen Verzeihung gewähren, als ob diese das Begnadigungsrecht hätten. Die Vorsitzenden der Gerichte liessen nicht nur das Publicum gewähren, wenn es die Plaidoyers der Advocaten, die ihre Clienten feierten, und die Freisprechungen mit rauschendem Beifall begleitete, sondern zeigten den Verbrechern gegenüber selbst die unbegreiflichste Schwäche, indem sie ruhig zusahen, wie die Verhandlungen so geführt wurden, als ob nicht der Angeklagte, sondern sein Opfer der wahre Verbrecher sei; sie gestatteten, dass ein Nihilist, Mischkin, statt die Einleitungsfrage, ob er sich für schuldig bekenne oder nicht, mit ja oder nein zu beantworten, damit anfängt, zu erklären, er sei nicht Theilnehmer an einer Gesellschaft, sondern Mitglied der social-revolutionären Partei, und dann deren Zwecke auf das ausführlichste darlegt, und als schliesslich das Gericht einzuschreiten beginnt, weil er mit gröblichen Schimpfreden schliesst, lärmt das Publicum über Tyrannei und ein Advocat bedeutet dem erscheinenden Gendarmerie-Offizier, dass „schon seine Uniform das Publicum aufregt“, worauf dieser sich gehorsam zurückzieht. . . .

Solche Thatsachen genügen allein, um die Behauptung mancher liberaler Blätter zu widerlegen, dass Russland lediglich an unfreien Zuständen kranke und nur eines grösseren Masses von Freiheiten bedürfe; die unleugbare Wahrheit, dass für das gewährte Mass von Freiheit die Gesellschaft in keiner Weise reif war, wird vielmehr auch durch den Bankerott der Versuche der Selbstregierung bestätigt. Der Russe, sagt unser Verfasser, ist aufgeweckt und lernbegierig, aber hat weder Interesse noch Ausdauer für freiwillige Arbeit in öffentlichen Angelegenheiten; der Bauer kümmert sich nur um sein Dorf und sucht alles innerhalb desselben abzumachen; was vollends über die grössere Gemeindepflege (*Wolosti*) hinausgeht, ist ihm fremd. Als daher die Kreis- und Provinzialstände eingerichtet wurden, wählten die Bauern zwar, „weil der Zar es befohlen“, standen aber den neuen Einrichtungen gleichgültig, ja misstrauisch gegenüber. Und nicht mit Unrecht, denn die Ergebnisse der Thätigkeit derselben waren kläglich. In einem Kreise schliessen die Landstände Schulen und verwandeln sie in Getreideniederlagen, in einem andern schaffen sie die Stelle eines Schul-

inspectors mit 1000 R. Gehalt und kürzen das Schulbudget um 1500 R.; in einem dritten constituiren sie sich als Jagdgesellschaft mit landständischer Beisteuer; in mehreren Kreisen setzten sich die bäuerlichen Abgeordneten in einen Winkel und wollten nicht an den Verhandlungen Theil nehmen. Aehnliche bedauerliche Resultate zeigt vielfach die städtische Selbsverwaltung; Kapitalien wurden aufgezehrt, Rechnungsablage unterlassen, um das Deficit zu verstecken. Wie in den vereinigten Staaten ziehen sich deshalb die angesehensten und gewissenhaftesten Bürger von der städtischen Verwaltung zurück.

Solchen Zuständen gegenüber hat Fürst Lubomirski gewiss das Recht zu sagen: „*Aujourdhui la monarchie constitutionelle serai aussi fatale à la puissance de la Russie qu'une république*“; wer eine Reichsverfassung fordert, übersieht, dass Russland bei seinen disparaten Elementen nach Nationalität, Sprache und Cultur, die nur durch die Zarische Machtvollkommenheit zusammengehalten werden, die nöthigen Bausteine für eine Verfassung fehlen, die vielmehr zum Chaos führen müsste. Die besten und strebsamsten Kräfte absorbirt der Staatsdienst in Militär und Civil; es bleiben kaum genug passende Candidaten für die höheren Wahlposten in Stadt und Land, daher die Unfähigkeit der ständischen Vertretungen; die breite Basis eines intelligenten Mittelstandes fehlt, ohne welche keine Repräsentativ-Verfassung gedeihen kann. . . .“

Ist der von der Leipziger Universität promovirte Dr. Nobiling ein Socialdemokrat gewesen?

Der Geheime Medicinalrath und ordentliche Professor an der Universität zu Berlin, Hr. Dr. Rudolf Virchow, bemerkte in Uebereinstimmung mit den Socialdemokraten am 9. December 1878 in seiner Rede im Preussischen Abgeordnetenhause wörtlich[1]) Folgendes:

„Es ist mit Recht im Reichstage von sozialistischer Seite hervorgehoben worden, dass man bis jetzt die Nobiling'schen Akten vorzulegen sich geweigert hat, daraus geht klar hervor, dass man nicht im Stande ist, auch nur den geringsten Zusammenhang zwischen diesem Attentat und dem Socialismus nachzuweisen. Das muss gerechterweise immer wiederholt werden. Denn Gerechtigkeit ist die Hauptsache im Parteikampf. (Sehr wahr! im Centrum.)“

Es wird meinem Berliner Collegen, für den so Vieles stets „klar hervorgeht“, was für weniger unglücklich organisirte Köpfe mindestens zweifelhaft bleibt, eine Freude bereiten,

---

[1]) Nach dem Referat der „Post“ v. 10. Dec. 1878.

wenn ihm Gelegenheit geboten wird, die Resultate seines prähistorischen Combinationsvermögens mit den folgenden „Thatsachen der Beobachtung“ zu vergleichen.

Die „Post“ vom 20. August 1880 enthält folgende Notitz:

„ — Ein vollgültiger Beweis. Zu der vielfach erörterten Streitfrage, ob Nobiling Socialdemokrat gewesen oder nicht, geht der Norddeutschen Allg. Zeitung von hochgeachteter Seite folgende Notiz zu:

„„Im Juli fand ich, mit meiner Frau den Säntis vom Weissbad aus besteigend, im Fremdenbuch der halbwegs liegenden Meglis Alp mit deutlicher Schrift aus den Jahren 74—76 stammend, das genaue Jahr ist mir entfallen, in grossen deutlichen Zügen eingeschrieben „Dr. Nobiling, Socialdemokrat aus Berlin“. Das Aussehen der Blätter sowie die gänzliche Abgelegenheit der Alp, die ganz gleichmässige Tinte lassen keinen Zweifel an der Aechtheit.““

Die bereits oben (S. 91) von mir mitgetheilten Combinationen über die Beziehungen Nobiling's zu Socialdemokraten mögen hier durch folgende Worte der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung v. 13. Sept. 1880 (No. 427. Morgenausgabe) vervollständigt werden:

„Aus Anlass der neulichen Zeitungsnotiz (s. z. Nr. 399 der „National-Zeitung“, Beiblatt), wonach gegen die in Dresden wegen Verdachts hochverrätherischer Umtriebe verhafteten Sozialdemokraten Paschky und Genossen, nachdem die Reichsanwaltschaft die Akten zurückgesandt, Anklage wegen Aufreizung verschiedener Bevölkerungsklassen (§. 130 Str.-G.-S.) erhoben, während der Stiefbruder des Paschky, Braune aus Berlin, wegen Verbreitung sozialistischer Schriften unter Anklage gestellt worden ist, und wonach ferner der Sozialdemokrat Franz Ehrhardt, zuletzt in London, in Mannheim auf der Durchreise nach Wien verhaftet worden ist, darf daran erinnert werden, dass Dr. Nobiling, wie seiner Zeit berichtet wurde, während seines Aufenthalts in Dresden mit den dortigen Sozialdemokraten, insbesondere auch mit dem Paschky, verkehrte, später in Berlin dessen Besuch empfing, dort auch den Braune aufsuchte und bei einer Reise von Dresden nach London die Adresse des dortigen kommunistischen Arbeiter-Bildungsvereins erhielt, welcher letzterer die bekannte Kundgebung gegen Se. kaiserl. und königl. Hoheit den Deutschen Kronprinzen in Scene setzte, und in welchem der obengenannte Ehrhardt eine hervorragende Rolle spielte.“

Ueber A. v. Humboldt's Charakter.

(Nachtrag zu S. 420.)

Am 30. April 1841 bemerkt Varnhagen von Ense in seinem Tagebuche:

„Ein anderer Herr äusserte bei anderer Gelegenheit: „„Humboldt war ein grosser Mann, bis er nach Berlin kam, da wurde er gewöhnlicher.““ Da erinnerte Moritz Robert, dass schon Rahel öfter gesagt: „„In Berlin hält sich nichts, alles kommt herunter, wird ruppig, ja wenn der Papst nach Berlin käme, so bliebe er nicht lange Papst, er würde was Ordinaires, ein Bereiter etwa.““[1])

Auf S. 141 seiner Schrift theilt Kohut wörtlich Folgendes[2]) mit:

„Wie wenig der grosse Naturforscher für weibliche Liebe empfänglich gewesen, möge folgende kleine Geschichte, die wir dem Tagebuche der 1852 verstorbenen Gräfin von B. entlehnen (vgl. auch „Breslauer Zeitung“ 1869 Nr. 317), beweisen: Die nachherige Gräfin von B., eine Deutsche, lebte damals mit ihrem Vater, dem Freiherrn von R., in Paris. Begeistert für die Wissenschaft, war es schon lange ihr sehnlichster Wunsch gewesen, ihren berühmten Landsmann kennen zu lernen, als ihr dieses Glück endlich am 8. October in dem Salon eines Verwandten zu Theil wurde . . . . Die vertrauteste Freundschaft war eingetreten und ging bei Fräulein von R. in Liebe über . . . . Humboldt aber soll einem beiderseitigen Freunde (wahrscheinlich Arago) gegenüber bei Besprechung dieser Angelegenheit geäussert haben: „Ich bin nicht geschaffen, um Familienvater zu sein. Ausserdem halte ich das Heirathen für eine Sünde, das Kindererzeugen für ein Verbrechen.“

Fräulein von R. aber schrieb am 27. November in ihr Tagebuch:

„Humboldt ist ein räthselhafter Mensch. Er ist mehr Mephistopheles als Faust. Es hält schwer, wenn es nicht unmöglich ist, sein Herz zu durchschauen. Er ist ein Engel oder ein Teufel. Ist seine Freundlichkeit Güte oder Tücke? Ist er Aristokrat oder Demokrat, Optimist oder Pessimist, Gotteslängner oder demüthiger Verehrer des höchsten Wesens? Enthalten seine Worte Wahrheit oder Spott? Ich vermag alle diese Fragen nicht zu beantworten. Er ist mir ein Räthsel!“ —

[1]) Vgl. Kohut a. a. O. S. 3.

[2]) Ausführlicheres hierüber findet sich an der citirten Stelle in einer Anmerkung.

Zur Erinnerung

an

Immanuel Kant.

„Die Parallele, die zwischen der christlichen und der von mir entworfenen philosophischen Moral gezogen worden, könnte mit wenigen Worten dahin abgeändert werden, dass statt derer Namen, davon der eine geheiligt, der andere aber eines armen, ihn nach Vermögen auslegenden Stümpers ist, diese nur eben angeführten Ausdrücke gebraucht würden, weil sonst die Gegeneinanderstellung etwas für Einige Anstössiges in sich enthalten möchte.“[1])

Kant,
Königsberg d. 24. October 1792.

Aus der schwülen Berliner Atmosphäre mit ihrem „*foetor judaicus*“[2]) und ihrer „malitiösen Impotenz“[3]) ersuche ich nun meine Leser zur Erfrischung sich mit mir um 90 Jahre rückwärts nach Osten zu concentriren, um hier in der alten Krönungsstadt der Hohenzollern die ozonreiche Atmosphäre der „reinen Vernunft“ einzuathmen, welche nach den Ergebnissen der neuesten medicinischen Forschung das sicherste Mittel gegen moralische Lungenschwindsucht sein soll. Der wohlwollende Leser wird hierdurch gleichzeitig die unerschütterliche Uebezeugung gewinnen, dass es bereits lange vor Alexander von Humboldt und Ferdinand Lassalle geistreiche und freisinnige Leute in Deutschland gegeben hat, und wir daher auch in Zukunft erforderlichen Falls unsern Bedarf an Geist, Witz und Vernunft auch ohne Juden in Deutschland zu bestreiten im Stande sein werden.

---

[1]) Borowski, über Kant S. 7. (Näheres vergl. unten.)
[2]) Arthur Schopenhauer. Parerga II. S. 400—402.
[3]) Otto von Bismarck, Busch II. S. 311.

Ich glaube zur Erweckung dieser Ueberzeugung bei meinen Lesern kein besseres Mittel wählen zu können, als wenn ich ihnen hier die Worte zweier langjährigen persönlichen Freunde Kant's aus zwei kleinen Schriften vorführe, welche vor 76 Jahren, im Todesjahre Kant's zu Königsberg bei Friedrich Nicolovius erschienen, und daher gegenwärtig nur in Bibliotheken zu finden sind. Die erste Schrift trägt den folgenden Titel:

„Immanuel Kant geschildert in Briefen an einen Freund von Reinhold Bernhardt Jachmann, Königlichem Director des von Conradischen Provinzial- Schul- und Erziehungs-Institutes. Königsberg 1864."

Die zweite Schrift ist betitelt:

„Ueber Immanuel Kant. Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kant's von Ludwig Ernst Borowski, Königl. Preuss. Kirchenrathe. Von Kant selbst genau revidirt und berichtigt. Königsberg 1864."

Als Motto trägt die erste Schrift die folgenden Worte:

„— *nil majus generatur ipso*
nec viget quidquam simile aut secundum."

Dieselbe ist gewidmet:

„Seiner Excellenz dem Königlich Preussischen wirklichen Geheimen Staats- Krieges- und divigirenden Minister und Ritter des rothen Adlerordens Herrn Reichs-Freiherrn von Schrötter und Seiner Excellenz dem Königlich Preussischen Reichs-Canzler und Westpreussischen Regierungs-Chef-Präsidenten Herrn Reichs-Freiherrn von Schrötter den Freunden der Weltweisheit und des verstorbenen Weltweisen aus reiner Ehrfurcht zugeeignet vom Verfasser."

Ich erlaube mir nun zunächst aus der ersten der hier angeführten Schriften einige Abschnitte wörtlich abzudrucken.

In der Vorrede bemerkt der Verfasser zunächst Folgendes:

„Wenn das Publikum sicher seyn soll, dass die Lebensbeschreibung eines Mannes nicht leere Erdichtungen, sondern wahre Charakterzüge und wirkliche Thatsachen enthalte, so muss der Biograph sich vor der Welt rechtfertigen, dass er Gelegenheit gehabt habe den Mann kennen zu lernen, dass er Beobachtungsgeist besitze, um diese Gelegenheit gehörig zu benutzen, und dass er den Willen habe, die Wahrheit zu reden. Ueber den ersten Punct dürfte ich in Rücksicht der von mir geschilderten Charakterzüge aus dem Leben Immanuel Kants keinen Beweis führen, wenn ich

blos für das Königsbergsche Publikum schriebe, denn meine Vaterstadt weiss es, dass ich viele Jahre hindurch mit dem grossen Weltweisen in einem nahen freundschaftlichen Verhältnisse gelebt habe. Das auswärtige Publikum aber kann ich auf die Einleitung zu meiner Prüfung der Kantischen Religionsphilosophie etc. hinweisen, in welcher er selbst mich unter die Zahl seiner Freunde zählt — und in welcher er ein Denkmal seiner Freundschaft gegen mich mit eigener Hand errichtet hat. Ich besass auch in der That die erwünschteste Gelegenheit den merkwürdigen Mann, in den mannichfaltigsten Verhältnissen seines Lebens zu beobachten. Ich hatte zu jeder Stunde des Tages Zutritt in sein Haus, wo sich Kant mir in seiner ganz natürlichen Gestalt zeigte. Er liess mich nicht bloss an seinen gelehrten, sondern auch an seinen häuslichen Angelegenheiten Theil nehmen und eben dadurch bekam ich Gelegenheit tiefer in sein Leben zu blicken. Ich wurde sehr häufig zu den Gesellschaften eingeladen, die Kant besuchte, wo ich ihn von der merkwürdigen Seite seines geselligen Umgangs beobachten konnte. Ueberhaupt gab mir sein freundschaftliches Zutrauen viele Veranlassung, seine wahre Denkungsart kennen zu lernen.

Die grossen hervorstechenden Eigenschaften seines Geistes und seines Charakters zogen auch von dem ersten Augenblick meiner Bekanntschaft mit ihm, meine ganze Aufmerksamkeit auf sich; aber bald wurde mir selbst die geringste Kleinigkeit aus seinem Leben merkwürdig, weil gerade diese Kleinigkeiten mir über die Denkungsart des grossen Mannes Licht verbreiteten und mit dem ganzen System seiner Gedanken und Handlungen in einem genauen Zusammenhange erschienen. Auf diese Art habe ich viele Jahre hindurch den merkwürdigen Mann studirt und ich glaube auch, ihn richtig aufgefasst zu haben. Vielleicht glaubte dies Kant selbst. Er forderte mich wenigstens vor vier Jahren selbst auf, seine Biographie zu schreiben, und versprach mir auch die nöthigen Materialien dazu zu liefern. Um ihm dieses Geschäft zu erleichtern, überschickte ich ihm, unserer Abrede gemäss, auf einigen gebrochenen Bogen eine kurze Skizze von den wissenswürdigsten Umständen seines Lebens, in Fragen eingekleidet, wozu er auf der Seitencolonne die Antwort hinzufügen wollte. Aber die bald darauf erfolgte Geistesschwäche setzte ihn gänzlich ausser Stand, sein oft erneuertes Versprechen zu erfüllen. Dieses unglücklichen Ereignisses wegen wird die Welt wohl immer eine vollständige Biographie dieses einzigen Mannes entbehren müssen, und ich selbst habe mich genöthigt gesehen, mich blos auf das einzuschränken, was ich selbst an ihm beobachtet und gelegentlich von ihm erfahren habe.

Den Beweis für die dem Biographen unentbehrliche Beobachtungsfähigkeit und Wahrhaftigkeit habe ich dem Inhalt der Schrift selbst aufzudrücken gesucht, daher ich auch nicht bloss sagte: so dachte und handelte Kant, sondern ihn selbst handeln liess, und die Züge seines Charakters, so oft es mir möglich war, mit Thatsachen belegte, damit der Leser sein eigenes Urtheil darauf gründen kann.

In einer solchen Darstellung scheint mir eine Biographie auch nur eigentlich charakteristisch und lehrreich zu seyn. Der Leser wird jetzt selbst urtheilen, ob er aus meinen Briefen den grossen Mann hat kennen gelernt.

Von Kants Schriften habe ich nur einige gelegentlich berührt. Ein trockenes Register von seinen sämmtlichen Werken aufzustellen, schien mir eben so unzweckmässig zu seyn, als eine kurze Inhaltsanzeige derselben zu liefern; denn wer Kants Werke kennt, bedarf derselben nicht, und wer sie nicht kennt, wird dadurch gewiss nicht ihren tief verborgenen Geist kennen lernen.

Dass ich stets in den Ausdrücken der grössten Verehrung von Kant gesprochen habe, das werden Männer von Humanität, wenn sie auch Gegner des Weltweisen sind, mir hoffentlich nicht übel deuten. Ich bin von der Grösse des unsterblichen Mannes ganz durchdrungen, mir war er Alles; warum soll ich dann dem letzten Opfer, welches ich meinem grossen Lehrer und Freunde mit reinem Herzen darbringe, nicht das Gepräge der tiefsten Ehrfurcht aufdrücken? Verehrung grosser Tugenden verträgt sich ja mit aufrichtiger Wahrheitsliebe.

Geschrieben im Conradino auf Jenkau bei Danzig d. 8ten Junius. 1804."

Erster Brief.

Eine Skizze von Kant's Jugend.

„Mein theuerster Freund!

Die Nachricht von dem Tode meines grossen Lehrers und Freundes hat mich allerdings erschüttert, obgleich das Hinscheiden seiner Kräfte in den letzten Jahren seines Lebens mich und jeden seiner Verehrer nicht allein auf sein bevorstehendes Lebensende vorbereitet, sondern uns und ihm selbst dasselbe auch wünschenswerth gemacht hatte. Mein Gefühl bei dieser Nachricht war ein Gemisch von tiefer Wehmuth und heiterer Freude. Mir fiel im Augenblick der Gedanke ein, was die Welt an diesem unsterblichen Manne besessen und verloren hat; ich erinnerte mich dabei dessen, was er auch mir seit meinem achtzehnten Jahre gewesen war und jetzt nicht mehr ist, und meine Seele verlor sich in traurige Betrachtungen über den Wechsel menschlicher Dinge. Aber bald stellte ich mir den einst so tief denkenden und geistvollen Weltweisen in der Altersschwäche seiner letzten Lebensjahre vor; ich erwog das für die Menschheit so merkwürdige Ereigniss, dass auch ein Kant seinen denkenden Geist überleben musste, und ich fühlte mich froh über die Auflösung seiner körperlichen Hülle. Er als Mensch lebte ja doch nicht mehr für die Welt und sein Geist wird für die Welt ewig leben.

Ja, unser Kant war ein grosser merkwürdiger Mann! Was er der Weltweisheit, was er dem ganzen Gebiet des menschlichen Wissens, was er seinem Vaterlande und der ganzen deutschen Nation geleistet hat, ist Ihnen bekannt, da Sie seine Werke selbst studirt haben und in den Geist seiner Philosophie eingedrungen sind. Sie kennen und verehren den unsterblichen Kant, als Weltweisen, als Gelehrten und Schriftsteller, aber

Sie wünschen ihn auch ganz als Lehrer und Menschen kennen zu lernen, um ihn als solchen eben so zu lieben und hochzuschätzen, als Sie ihn als Weltweisen bewundern und verehren. Sehr gerne erfülle ich Ihren Wunsch, so weit es mir möglich ist, und wenn Sie meinen vieljährigen genauen Umgang mit dem grossen Manne in Anspruch nehmen und gerade durch mich sichere Nachrichten von seinem Leben und genaue Züge seines Charakters zu erhalten hoffen, so gebe ich Ihnen die Versicherung, dass ich alles, was Sie in meinen Briefen lesen werden, aus dem Munde Kants selbst gehört und in meinem nahen freundschaftlichen Umgange mit ihm selbst bemerkt und erfahren habe. Ich rechne darauf, dass Sie bei der Lectüre sich nur ganz allein mit dem grossen Gegenstande derselben beschäftigen und die Behandlung desselben gänzlich übersehen werden. Mir ist es jetzt nur um eine wahre Darstellung der merkwürdigsten Umstände seines Lebens zu thun. Mag künftig ein geschickter Baumeister aus den Bruchstücken, die ich und vielleicht noch Andere liefern werden, ein Gebäude aufführen, das ganz des grossen unsterblichen Kants würdig ist.

Ich führe Sie zuerst in die frühe Jugend des Weltweisen, von welcher leider! vielleicht allen jetzt lebenden Menschen wenig bekannt ist. Wieviel würde die Psychologie gewinnen, wenn man alle von früher Jugend an zufällig und absichtlich mitwirkenden Umstände zur Weckung und Ausbildung eines solchen Geistes genau angeben könnte. Aber dies konnte kein Anderer als Kant selbst, der detaillirte Gespräche über seine Jugend absichtlich zu vermeiden schien und nur gelegentlich eine Bemerkung darüber fallen liess.

Kant wurde den 22sten April 1724 zu Königsberg in Preussen, in der vordern Vorstadt, in dem Hause neben der Sattlerstrasse, von Eltern aus dem niedern Bürgerstande geboren. Sein Vater war ein Riemermeister, Namens Johann George Kant, und seine Mutter hiess Regina Dorothea geb. Reuter. Sein Vater war bei Memel gebürtig und seine Voreltern väterlicher Seite stammten aus Schottland ab. Der Vater seiner Mutter war aus Nürnberg gebürtig. Kants Eltern verehelichten sich im Jahre 1715 und erzeugten sechs Kinder, vier Töchter und zwey Söhne. Das erstgeborne Kind, war eine Tochter, die schon in der Jugend starb. Dann wurde unser Weltweise im neunten Jahre der Ehe geboren. Sein Bruder, der vor einigen Jahren als Prediger in Curland starb und Kinder hinterliess, war der jüngste unter den Geschwistern. Seine Schwestern waren an Kleinbürger in Königsberg verheirathet und leben noch jetzt mit ihren Familien. Seine Mutter starb im Jahre 1737, als Kant dreizehn Jahr alt war, und sein Vater 1746. Von seinem Oheim mütterlicher Seite, einem wohlhabenden Schuhmachermeister, Namens Richter, wurde Kant noch bei Lebzeiten seiner Eltern in seinen Studien und nachmals selbst bei seiner Magisterpromotion unterstützt.

Den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben genoss er in der Vorstädtschen Hospitalsschule; nachher besuchte er das Collegium Fridericianum, dem damals der bekannte Pietist Schiffert als erster Inspector

vorstand; aus welchem er auch im Jahre 1740 auf die Universität dimittirt wurde. Seine Erziehung sowohl im väterlichen Hause, als auch in der Schule war ganz pietistisch.

Kant pflegte dies öfters von sich anzuführen und diese pietistische Erziehung als eine Schutzwehr für Herz und Sitten gegen lasterhafte Eindrücke aus seiner eigenen Erfahrung zu rühmen. Von seinen jugendlichen Lieblingsbeschäftigungen und Spielen ist mir eben so wenig etwas bekannt, als von seiner jugendlichen Gemüthsstimmung und herrschenden Neigung. Er muss als Knabe zerstreut und vergesssam gewesen seyn; denn er erzählte mir, dass er einmal auf dem Wege nach der Schule sich auf der Strasse mit seinen Schulkameraden in ein Spiel eingelassen, seine Bücher deshalb niedergelegt, sie daselbst vergessen und nicht eher vermisst habe, als bis er in der Schule zu ihrem Gebrauch aufgefordert wurde, welches ihm auch eine Strafe zuzog. Auf der andern Seite verräth ein Umstand aus seinem jugendlichen Leben viele Geistesgegenwart und Besonnenheit. Kant war als Knabe auf einen Baumstamm gegangen, der quer über einem mit Wasser gefüllten breiten Graben lag. Als er einige Schritte gemacht hatte, fing der Stamm durch die Bewegung an, sich unter seinen Füssen herumzurollen und er selbst schwindlich zu werden. Er konnte, ohne Gefahr herunter zu fallen, weder stehen bleiben, noch sich umkehren. Er fasste also genau nach der Richtung des Holzes einen festen Punct am andern Rande des Grabens scharf ins Auge, lief, ohne nach unten zu sehen, längst dem Stamme gerade auf den Punct hin und kam glücklich ans entgegengesetzte Ufer.

Dass Kant in seinen Schuljahren vielen Eifer für Wissenschaften gehabt habe, folgere ich unter andern aus einem Gespräche, welches wir über die Mittel führten, wodurch ein Lehrer sich bei seinen Schülern in Ansehen setzen könne. Er versicherte, dass unter seinen Lehrern, die alle durch Strenge Ruhe und Ordnung in den Klassen zu erhalten suchten und sie bei der schlechten Schuldisciplin doch nicht erhielten, ein Lehrer mit einem gebrechlichen und possierlich gestalteten Körper gewesen wäre, dem er und einige andere Schüler immer sehr viele Aufmerksamkeit, Folgsamkeit und Achtung bewiesen hätten, weil sie in seinen Lectionen viel hätten lernen können. Schwerlich würde auch der Vater und der Oheim Kants in ihrem Stande ihn zum Studiren bestimmt haben, wenn sie und die Lehrer nicht ausgezeichnete Fähigkeiten und besondere Fortschritte an ihm bemerkt hätten. Höchst wahrscheinlich war der damalige Director des Collegii Fridericiani, der berühmte Pietist D. Albert Schulz, der Kants Eltern ihrer Frömmigkeit wegen liebte und unterstützte, die vorzüglichste Veranlassung, dass Kant studirte. Aber gewiss ahnete man damals eben so wenig in ihm den grössten Weltweisen seiner Zeit, als man bei dem damaligen Zustande des Schulwesens methodisch auf eine zweckmässige Ausbildung seines Geistes hinarbeitete. Kant gehörte zu den Menschen, die keiner Erziehung fähig, aber auch keiner bedürftig sind. Er ward Alles durch sich selbst.

Zweiter Brief.

Eine fortgesetzte Skizze seiner übrigen Lebenszeit.

„In meinem vorigen Briefe begleiteten wir unsern Weltweisen bis zur Universität, welche er im Jahre 1740 bezog. Der Professor der Philosophie, welcher wahrscheinlich auf seine Geistesbildung den mehresten Einfluss gehabt hat, war damals Knutzen, ein Mann, der sich als Lehrer und als Schriftsteller einen grossen Ruf auf der Universität erworben hatte. Was Kant für einen Studienplan befolgte, ist seinen Freunden unbekannt geblieben. Selbst sein einziger mir bekannter akademische Freund und Dutzbruder, der schon längst verstorbene Doctor Trummer in Königsberg, konnte mir darüber keine Auskunft geben. So viel ist gewiss, dass Kant auf der Universität vorzüglich Humaniora studirte und sich keiner positiven Wissenschaft widmete, besonders hat er sich mit der Mathematik, Philosophie und den lateinischen Klassikern beschäftigt. Er führte noch in seinem hohen Alter öfters Stellen aus dem Horaz und andern lateinischen Dichtern an, welche eine frühe, vertraute Bekanntschaft mit ihnen verriethen, die er auch fortwährend unterhielt.

Nach vollendeten Universitätsjahren nahm Kant eine Hauslehrerstelle bei einem Herrn v. Hüllesen auf Arnsdorf bei Mohrungen an und kehrte nach neun Jahren wieder nach Königsberg zurück. Er pflegte über sein Hofmeisterleben zu scherzen und zu versichern, dass in der Welt vielleicht nie ein schlechterer Hofmeister gewesen wäre als er. Er hielt es für eine grosse Kunst sich zweckmässig mit Kindern zu beschäftigen, und sich zu ihren Begriffen herabzustimmen, aber er erklärte auch, dass es ihm nie möglich gewesen wäre, sich diese Kunst zu eigen zu machen.

Nach seiner Zurückkunft privatisirte Kant in Königsberg, bereitete sich auf ein akademisches Lehramt vor, schrieb sein erstes Werk: Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte. Königsberg, 1746 und arbeitete das wichtige Werk: Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels nach Newtonschen Grundsätzen aus, welches er in seinem ein und dreissigsten Jahre, in eben dem Jahre herausgab, als er Magister der Philosophie und Privatdocent auf der Universität zu Königsberg wurde. Als Magister schrieb er in einem Zeitraume von funfzehn Jahren mehrere kleine Schriften, welche alle den originellen Denker verrathen, obgleich in ihnen noch die dogmatische Philosophie der damaligen Zeit herrscht und keine Spur des Kritizismus zu finden ist.

In den ersten Jahren seines Privat-Lehramtes auf der Universität war der Erwerb durch seine Vorlesungen sehr klein und er musste sich oft so sparsam behelfen, dass er über seinen Lebensunterhalt nicht selten in Verlegenheit gerieth. Er hatte sich aber 20 Friedrichsd'or gesammelt, die er nie angriff, um bei einer etwanigen Krankheit vor gänzlichem Mangel gesichert zu seyn. Um diesen Schatz nicht anzugreifen, sah er sich genöthigt als Magister seine damals ansehnliche und auserlesene Bibliothek nach und nach zu veräussern, weil er einige Jahre hindurch seine dringendsten

Bedürfnisse von seinem Verdienst nicht bestreiten konnte. Im Jahre 1766 erhielt er die zweite Inspectorstelle bei der königlichen Schlossbibliothek, er übernahm auch die Aufsicht über das schöne Naturalien- und Kunst-Cabinet des Commerzien-Rath Saturgus, welches ihm zum Studium der Mineralogie Veranlassung gab. Beide Stellen gab er aber nach einigen Jahren wieder auf.

Das wichtige Werk: die Theorie des Himmels, durch welches sich Kant als einen grossen Mathematiker und Naturphilosophen offenbarte, erwarb ihm schon einen so ausgebreiteten Ruhm, dass Friedrich der Zweite ihm wiederholentlich eine Professur in Halle, endlich mit dem Charakter eines Geheimen Raths antrug, welche er aber aus Liebe zu seiner Vaterstadt ausschlug, und bei welcher Gelegenheit er den jetzigen Professor Eberhard in Vorschlag brachte.

Friedrich der Zweite hatte hierauf dem Universitäts-Curatorio in Königsberg aufgegeben, bei der ersten erledigten Professur der philosophischen Facultät, keinen andern als Kant in Vorschlag zu bringen: aber Kant nahm die erste erledigte Professur nicht an, weil sie für die Poesie bestimmt war, der er nicht genugsam gewachsen zu seyn glaubte. Endlich wurde 1770 die ordentliche Professur der Mathematik vacant, die er annahm, aber gegen die Professur der Logik und Metaphysik vertauschte.

Hier lehrte nun Kant Wissenschaften, mit welchen sich sein Geist schon längst unablässig beschäftigt hatte und sein Unterricht und seine Speculation nützten sich wechselseitig, bis endlich die tiefe Weisheit von seinen Lippen floss, welche er in seinen Schriften zum ewigen Denkmal seines tiefforschenden Geistes aufbewahrt hat. Er lehrte mit unbeschreiblichem Beifall den Staat und die Menschheit heilbringende Weisheit, bis seinem Unterricht im Jahre 1794 Schranken gesetzt wurden, worauf sich Kant im Gefühl seiner Altersschwäche, als Lehrer, als Schriftsteller und als Mensch von dem grossen Schauplatz, auf welchem er bis dahin so thätig gewirkt hatte, ganz in seine stille Einsamkeit zurückzog.“

Vierter Brief.

Kant als Professor.

„Die im vorigen Briefe entworfene Charakteristik des Kantischen Geistes giebt mir Veranlassung, Sie mit der Art bekannt zu machen, wie Kant sein Lehramt auf der Universität verwaltete. Als Privatdocent und in den ersten Jahren seines ordentlichen Lehramts hat Kant mehrere Stunden des Tages Vorlesungen gehalten, und auch für Standespersonen, z. B. für den Herzog von Holstein-Beck u. a. m. Privatissima gelesen. In der Folge las er täglich nur zwei Stunden, und zwar ausser den öffentlichen Vorlesungen über Logik, Metaphysik und, wenn die Reihe in der philosophischen Facultät an ihn kam, über Pädagogik, las er noch Privatcollegia über Physik, Naturrecht, Moral, rationale Theologie, Anthropologie und physische Geographie. In den letzten Jahren beschränkte er sich blos auf seine öffentlichen Vorlesungen und auf die Anthropologie und physische

Geographie. Zu diesem Unterricht wählte er viermal in der Woche die Frühstunden von sieben bis neun und zweimal wöchentlich von acht bis zehn, weil er Sonnabends von sieben bis acht das Repetitorium hielt.

Kant war ein Muster von Pünctlichkeit in allen seinen Vorlesungen. Mir ist in den neun Jahren, in welchen ich seinem Unterrichte beiwohnte, nicht ein Fall erinnerlich, dass er hätte eine Stunde ausfallen lassen, oder dass er auch nur eine Viertelstunde versäumt hätte. Seine Vorträge waren ganz frei. In vielen Stunden bediente er sich nicht einmal eines Heftes, sondern er hatte sich auf dem Rande seiner Lehrbücher Einiges notirt, das ihm zum Leitfaden diente. Oft brachte er nur ein ganz kleines Blättchen in die Stunde mit, worauf er seine Gedanken in kleiner abgekürzter Schrift verzeichnet hatte. Die Logik las er über Meier, die Metaphysik über Baumgarten; aber er benutzte diese Bücher zu nichts weiterm, als dass er ihrer Haupteintheilung folgte, und dass er bisweilen Gelegenheit nahm, das Unstatthafte ihrer Behauptungen zu beweisen. Er nahm sich einmal vor: Schulzens Erläuterungen über seine Kritik der reinen Vernunft für die Metaphysik zum Lehrbuche zu wählen, aber er führte seinen Vorsatz nicht aus. Für seine übrigen Vorlesungen hatte er sich besondere Hefte ausgearbeitet; nur bei der Physik legte er den Erxleben zum Grunde.

Sein Vortrag war immer dem Gegenstande vollkommen angemessen, aber er war nicht ein memorirter, sondern ein stets neu gedachter Erguss des Geistes. Unter seinen philosophischen Vorlesungen war Kant am leichtesten in der Logik zu fassen; nur war Kants Absicht nie, eine Logik seinen Zuhörern beizubringen, sondern sie denken zu lehren.

Auch sein metaphysischer Unterricht war, die Schwierigkeit des Gegenstandes für den anfangenden Denker abgerechnet, lichtvoll und anziehend. Eine besondere Kunst bewies Kant bei der Aufstellung und Definition metaphysischer Begriffe dadurch, dass er vor seinen Zuhörern gleichsam Versuche anstellte, als wenn er selbst anfinge, über den Gegenstand nachzudenken, allmählig neue bestimmende Begriffe hinzufügte, schon versuchte Erklärungen nach und nach verbesserte, endlich zum völligen Abschluss des vollkommen erschöpften und von allen Seiten beleuchteten Begriffes überging, und so den strenge aufmerksamen Zuhörer nicht allein mit dem Gegenstande bekannt machte, sondern ihn auch zum methodischen Denken anleitete. Wer diesen Gang seines Vortrages ihm nicht abgelernt hatte, seine erste Erklärung gleich für die richtige und völlig erschöpfende annahm, ihm nicht angestrengt weiter folgte, der sammelte blos halbe Wahrheiten ein, wie mich davon mehrere Nachschriften seiner Zuhörer überzeugt haben. Bei diesen metaphysischen Speculationen ereignete es sich aber öfters, dass Kant von seiner Geisteskraft hingerissen, einzelne Begriffe zu weit verfolgte und in dieser Digression den Gegenstand aus dem Auge verlor, wo er denn gewöhnlich mit dem Ausdrucke: *in summa* meine Herren! plötzlich abbrach und auf das Hauptmoment wieder eiligst zurück kehrte. Dies erschwerte seinen Vortrag.

Kant wusste auch selbst sehr wohl, dass sein philosophischer Unterricht für den Anfänger nicht leicht war, und forderte deshalb öffentlich die Studirenden auf, sich durch die Vorlesungen des Professor Pörschke darauf vorzubereiten.

Vor allen andern aber, mein Theuerster, hätten Sie seine Moral hören sollen! Hier war Kant nicht blos speculativer Philosoph, hier war er auch geistvoller Redner, der Herz und Gefühl eben so mit sich hinriss, als er den Verstand befriedigte. Ja es gewährte ein himmliches Entzücken, diese reine und erhabene Tugendlehre mit solcher kraftvollen philosophischen Beredsamkeit aus dem Munde ihres Urhebers selbst anzuhören. Ach, wie oft rührte er uns bis zu Thränen, wie oft erschütterte er gewaltsam unser Herz, wie oft erhob er unsern Geist und unser Gefühl aus den Fesseln des selbstsüchtigen Eudaimonismus zu dem hohen Selbstbewusstseyn der reinen Willensfreiheit, zum unbedingten Gehorsam gegen das Vernunftgesetz und zu dem Hochgefühl einer uneigennützigen Pflichterfüllung! Der unsterbliche Weltweise schien uns dann von himmlischer Kraft begeistert zu seyn und begeisterte auch uns, die wir ihn voll Verwunderung anhörten. Seine Zuhörer verliessen gewiss keine Stunde seiner Sittenlehre, ohne besser geworden zu seyn.

Durch seine Vorlesungen über rationale Theologie wollte er vorzüglich zu einer vernünftigen Aufklärung in Sachen der Religion beitragen, daher er dies Collegium am liebsten las, wenn viele Theologen seine Zuhörer waren. In einem Halbenjahre fanden sich nur so wenige Zuhörer für diese Vorlesung, dass er sie schon aufgeben wollte; als er aber erfuhr, dass die versammelten Zuhörer fast alle Theologen wären, so las er sie doch gegen ein geringes Honorar. Er hegte die Hofnung, dass gerade aus diesem Collegio, in welchem er so lichtvoll und überzeugend sprach, sich das helle Licht vernünftiger Religionsüberzeugungen über sein ganzes Vaterland verbreiten würde, und er täuschte sich nicht; denn viele Apostel gingen von dannen aus und lehrten das Evangelium vom Reiche der Vernunft.

Eine leichtere, aber äusserst anziehende Belehrung gewährte sein Vortrag über Anthropologie und physische Geographie, welche auch am häufigsten besucht wurden. Hier sah man den hohen Denker in der Sinnenwelt umherwandeln und Menschen und Natur mit der Fackel einer originellen Vernunft beleuchten. Seine scharfsinnigen Bemerkungen, welche das Gepräge einer tiefen Menschen- und Naturkenntniss an sich trugen, war in einem mit Witz und Genialität gefüllten Vortrage eingekleidet, der einen jeden Zuhörer entzückte. Es war eine Freude zu sehen, wie hier Jünglinge sich der neuen Ansicht erfreuten, welche ihnen über Menschen und Natur eröfnet wurde und neben ihnen so gelehrte und kenntnissreiche Geschäftsmänner, als der Geheime Justiz- und Regierungsrath Morgenbesser und Andere, sassen und auch für ihren Geist volle Nahrung fanden.

In diesen Vorträgen war Kant Allen Alles und hat vielleicht durch sie den grössten Nutzen fürs gemeine Leben gestiftet.

In den öffentlichen Vorlesungen konnte sein Hörsaal, besonders im Anfange des halben Jahres, die grosse Zahl seiner Zuhörer nicht fassen, sondern viele mussten eine Nebenstube und die Hausflur einnehmen. Da seine Stimme schwach war, so herrschte in seinem Hörsaale die grösste Stille, um ihn nur in einiger Entfernung verstehen zu können. Kant sass etwas erhaben vor einem niedrigen Pulte, über welches er fortsehen konnte. Er fasste bei seinem Vortrage gewöhnlich einen nahe vor ihm sitzenden Zuhörer ins Auge und las gleichsam aus dessen Gesicht, ob er verstanden wäre. Dann konnte ihn aber auch die geringste Kleinigkeit stören, besonders wenn dadurch eine natürliche oder angenommene Ordnung unterbrochen wurde, die dann gleichfalls die Ordnung seiner Ideen unterbrach. In einer Stunde fiel mir seine Zerstreutheit ganz besonders auf. Am Mittage versicherte mich Kant, er wäre immer in seinen Gedanken unterbrochen worden, weil einem dicht vor ihm sitzenden Zuhörer ein Knopf am Rocke gefehlt hätte. Unwillkührlich wären seine Augen und seine Gedanken auf diese Lücke hingezogen worden und dies hätte ihn so zerstreut. Er machte dabei zugleich die Bemerkung, dass dieses mehr oder weniger einem jeden Menschen so ginge, und dass, z. B. wenn die Reihe Zähne eines Menschen durch eine Zahnlücke unterbrochen wäre, man gerade immer nach dieser Lücke hinsehe. Diese Bemerkung hat er auch mehrmals in seiner Anthropologie angeführt.

Eben so zerstreute ihn ein auffallendes und so genanntes geniemässiges Aeussere an einem nahe sitzenden Zuhörer, z. B. die damals noch ungewöhnlichen, über Stirn und Nacken los hängenden Haare, ein unbedeckter Hals und eine offene Brust oder die Figur eines nachmaligen Incroyable.

Seiner grossen Vorzüge wegen genoss Kant als Professor von seinen Zuhörern und allen academischen Bürgern eine so hohe Achtung und Ehrfurcht, als vielleicht selten ein academischer Lehrer. Auf ihn passt gewiss das Sprichwort nicht: dass der Prophet in seinem Vaterlande nicht gilt. Er wurde von seinen Zuhörern fast vergöttert, und es wurde von ihnen jede Gelegenheit ergriffen, ihm dies zu beweisen. Aber er war auch gegenseitig ein wahrer Freund der studirenden Jugend. Er hatte seine Freude an dem freimüthigen, liberalen, geschmackvollen Wesen und Betragen, wodurch sich der academische Bürger vor andern Ständen auszeichnete, und er misbilligte es an einigen studirenden Kaufmannssöhnen, dass sie in ihrem Aeussern den Studenten verleugneten und sich wie Kaufdiener kleideten. Daher nahm er auch an Allem, was zur Sittenverfeinerung und Bildung der Studirenden beitrug, lebhaften Antheil. Er billigte die Einrichtung der damals gewiss sehr geschmackvollen academischen Conzerte und Bälle so sehr, dass er sich wirklich vornahm, sie einmal selbst zu besuchen. Auch jede Ehrensache, wodurch sich die studirende Jugend geschmackvoll auszeichnete, z. B. die Aufzüge bei den Huldigungen, interessirten ihn ungemein und er liess sich nicht allein ihre Einrichtung schon zuvor umständlich mittheilen, sondern nach dem geschmackvollen Aufzuge bei der Huldigung des hochseligen Königs musste ihn sogar einer

von den academischen Bürgern in der Adjutanten-Uniform besuchen, damit er sie selbst sehen könnte.

Vor allen Dingen freute er sich über den Fleiss und die guten Sitten der studirenden Jünglinge. In seinem Repetitorio Beweise des Fleisses und der Aufmerksamkeit abzulegen, war der sicherste Weg sich als Student seine Gunst zu erwerben. Aber er äusserte auch im Auditorio ganz unverholen seinen Unwillen, wenn seine Zuhörer in der Wiederholungsstunde nichts zu antworten wussten.

Er stand in dem Rufe, als Decan der philosophischen Facultät ein strenger Examinator zu seyn, aber er forderte von den ankommenden Studirenden gewiss nicht mehr als sich bei dem damaligen Zustande der gelehrten Schulen erwarten liess. Ich hatte selbst das Glück bei meinem Eintritt auf die Universität von ihm als Decan geprüft zu werden. Nach einigen Jahren zwang ich ihm ein herzliches Lächeln ab, als ich ihm erzählte, dass unser guter alter Rector Daubler seinetwegen eine wahre Herzensangst über unser Examen gehabt hätte, besonders weil wir in der Schule die Philosophie von einem Crusianer und erklärten Gegner Kants gelernt hätten, und dass der Inspector der Schule aus eben der Besorgniss bei unserm Tentamen vor der Dimission sich die Mühe gegeben hätte uns, der Nachfrage wegen, noch eine andre Logik beizubringen. Kant war aber selbst zu sehr Philosoph, als dass er Schüler weder in der Crusianischen noch in irgend einer andern Philosophie hätte examiniren sollen.

Das Rectorat der Universität verwaltete er mit Würde, ohne drückende Strenge. Die Studirenden schienen schon aus Achtung für den grossen Mann sich grober Vergehungen zu enthalten und er selbst behandelte verzeihliche Verirrungen mit väterlicher Milde."

Sechster Brief.

Kant's sittlicher Charakter.

„So sehr Sie, mein theuerster Freund, nach Ihrer aufrichtigen Versicherung, den unsterblichen Kant als Weltweisen, als academischen Lehrer und als Gelehrten bewundern, so sehr werden Sie ihn auch als Menschen hochachten und lieben, wenn Sie seinen Charakter werden genau kennen gelernt haben. Ich will Sie jetzt in das Herz und in das sittliche Leben Kants hineinführen, und wenn ich je in meinem Leben wünschte die Wahrheit mit treffenden Zügen schildern zu können, so ist es in diesem Augenblicke, wo ich Sie und vielleicht die Welt belehren will, wie Kant als Mensch dachte und handelte.

War Kant gross und bewundernswürdig durch seinen Geist und durch seine Gelehrsamkeit; so ist er gewiss gross und achtungswerth durch seinen Charakter und durch seine Handlungsweise. Schon durch seine natürliche Herzensneigungen war Kant zu einem edlen, wohlwollenden und liebenswürdigen Menschenfreund berufen; aber durch seine Philosophie, welche die sittliche Bestimmung des Menschen in ihrer erhabensten Würde auffasste, hatte er seine Neigungen an einen sittlichen Grundsatz be-

festigt, er hatte seinen Willen vom Pflichtgebot seiner Vernunft abhängig gemacht und sich dadurch zu einem wahrhaft pflichtliebenden und rechtschaffenen Mann ausgebildet. Kant lebte, wie er lehrte! Doch lassen Sie uns jetzt die einzelnen Züge seines Charakters näher beleuchten.

Kants Gemüth war von Natur zur Fröhlichkeit gestimmt. Er sah die Welt mit heiterm Blick an, fasste ihre erfreuliche Aussenseite auf und trug gegenseitig seinen Frohsinn auf die Aussendinge über. Daher war er gewöhnlich zur Freude aufgelegt. Selbst wenn man ihn bei seinen tiefsinnigsten Arbeiten unterbrach, so äusserte er eine frohe und muntere Laune, die er auch sogleich Andern mittheilte.

Sein Gemüth blieb sich fast immer gleich und wurde selten durch einen Affect aus dem Gleichgewicht gehoben. Nur dann, wenn er im Gespräche oder von seinen Dienstleuten einen fortgesetzten Widerspruch erfuhr, gerieth er bisweilen in Hitze, die sich aber auch sogleich wieder legte. Die herrschenden Neigungen seines Herzens waren menschenfreundlich und wohlwollend, und die tiefsinnigen metaphysischen Speculationen seines Geistes vermochten es nicht, sein Herz auszutrocknen und der theilnehmenden Gefühle zu berauben. Sein Herz zog seinen Geist aus den Regionen abstracter Speculationen in das menschliche Leben herab. Hier ereignete sich keine fröhliche oder traurige Begebenheit, sie mochte auf die Welt im Grossen oder auf einzelne Menschen Einfluss haben, an der er nicht herzlichen Antheil nahm und bei der er sich nicht selbst nach seinen Kräften wirksam bezeigte. Seine theilnehmende Menschenfreundlichkeit begnügte sich nicht mit frommen Wünschen und Gefühlen, sondern äusserte sich in reger Thätigkeit für das Wohl Anderer. Kant war ein wohlthätiger Mann; er stand gerne mit Rath und That einem jeden bei, der seine Hülfe suchte, und die Zahl derer, welche sie suchten, war nicht klein. Dass er seine Familie unterstützte, bedarf wohl keiner Erwähnung; aber er hatte auch eine besondere Summe jährlich bestimmt zur Unterstützung von Hausarmen und Reisenden und zum Beitrage an Armencassen. Der Pfarrer und Lazareth-Prediger Becker, eine gutmüthige Seele, die so gerne Allmosen einsammelte, um sie an Bedürftige zu vertheilen, hat manche Summe zu diesem Behuf von Kant abgeholt. Kant hatte einen wahren und ächten Weltbürgersinn. So wie sein grosser Geist die Natur umfasste, so umfasste sein grosses Herz die ganze Menschheit. Menschen aus allen Ständen und Nationen interessirten ihn und ihr Schicksal ging ihm zu Herzen. Es war genug ein Mensch zu seyn, um in ihm einen theilnehmenden Rathgeber und Helfer zu finden. Nur dem Unverschämten, der ihn absichtlich täuschte oder seine Gutthaten missbrauchte, blieb sein Ohr und seine Hand fernerhin verschlossen.

Kants Gutmüthigkeit artete oft in eine zu ängstliche Besorgniss aus, jeden auch nur möglichen Schaden zu verhüten, wie Sie dies aus folgendem Zuge werden abnehmen können. Eines Tages stiess sein Bediente an ein Weinglas und zerbrach es. Kant liess sorgfältig alle Stücke des Glases auf einen Teller zusammen lesen und vor sich hinsetzen. Kaum hatten

wir abgegessen, so wünschte er, dass wir selbst das Glas vergraben möchten, weil er dieses unmöglich seinem Bedienten anvertrauen könnte. Dieser musste einen Spaten holen und inzwischen gingen wir allenthalben im Garten umher, um einen schicklichen Platz für das zerbrochene Glas aufzusuchen. Bei jedem Vorschlage machte er den Einwand, es wäre doch möglich, dass einmal ein Mensch daran Schaden nehmen könnte, bis endlich nach vieler Ueberlegung an einer alten Mauer eine Stelle dazu ausgefunden und eine tiefe Grube gegraben wurde, wo die Glasstücke in unserm Beiseyn sorgfältig verscharrt wurden. Mir sind mehrere ähnliche Züge von seiner ängstlichen Gutmüthigkeit bekannt.

Bis zum Entzücken liebenswürdig erschien der grosse Mann noch in seinem Greisenalter durch sein liebreiches Betragen gegen ganz junge Kinder. Es war eine Freude zu sehen, wie der tiefdenkende Weltweise, dem es nie gelungen war, sich zu den Kindesbegriffen herabzustimmen, dennoch durch sein liebreiches Betragen bewogen wurde, kindische Reden und Scherze zu versuchen. In dem Hause seines und meines edlen Freundes Motherby, an dessen Familie sich Kant mit väterlicher Gesinnung anschloss, hatte ich oft Gelegenheit ihn in diesem Verhältniss zu beobachten und nirgends erschien er mir liebenswürdiger als hier, wo er gleichsam als Aeltervater unter seinen Kindeskindern lebte. Eben so bewies er sich gegen die ganz jungen Kinder meines Bruders, welche ihn bisweilen besuchen mussten und welche er dann durch allerlei kleine Geschenke zu erfreuen suchte.

Ein hervorstechender Zug in dem Charakter des Weltweisen war die Hochachtung, welche er gegen die Menschen überhaupt hegte, und die Gerechtigkeit, welche er den Vorzügen und Verdiensten Anderer wiederfahren liess. Eben desshalb, weil er in jedem Menschen Anlagen zur sittlichen Vervollkommnung und dadurch ursprüngliche, unveräusserliche und gleiche Menschenrechte anerkannte, achtete er einen jeden Menschen als solchen, wes Standes er auch seyn mochte, und diese Achtung der Menschenwürde überhaupt drückte seiner ganzen Denk- und Handlungsweise ein ganz eigenthümliches Gepräge auf. Dem grossen Geiste Kants war Niemand klein, weil er ein Mensch war. Er schätzte den Werth der Menschen nicht nach dem bürgerlichen Marktpreise ab, sondern nach der sittlichen Würde, zu der ein jeder berufen ist. Daher behandelte er auch den Niedrigsten aus dem Volke mit einer der Menschheit gebührenden Achtung.

Selbsterworbene Vorzüge und Verdienste vermehrten seine Achtung gegen Menschen. Er selbst voll hohen Werths durfte keinen erniedrigen, um sich selbst zu heben. Das that er auch nie, sondern er ehrte im Gegentheil die Talente, die Wissenschaften, die sittlichen Vollkommenheiten und selbst die dadurch erworbene bürgerliche Würde anderer Menschen und gab dies auch auf eine, den Verdiensten eines jeden angemessene, Art zu erkennen. Aber sein eigner hoher Werth bewahrte ihn andrerseits vor Kriecherei und Menschenscheu. Selbst seinem Könige Friedrich

Wilhelm dem Zweyten, der ihn bei der Huldigung zu sich einlud, stellte sich Kant mit einem bescheidenen, aber edeln Selbstgefühl dar. Er besuchte die Gesellschaften der ersten Staatsbeamten im Militär- und Civilstande; aber auch hier verleugnete Kant seinen Charakter nie, sondern er äusserte seine wahren Ueberzeugungen und Grundsätze eben so freimüthig und betrug sich mit eben dem edeln Anstande als zu Hause oder in der Gesellschaft seiner Freunde. Ja er hatte edles Selbstgefühl genug, selbst ehrenvolle Bekanntschaften abzubrechen, wenn er bemerkte, dass seine Grundsätze missgedeutet wurden, und dass man ihm dies durch ein verändertes Betragen fühlbar machen wollte. Kant war in sich selbst zu gross, als dass er je auf Kosten der Wahrheit eine äussere Ehre hätte erkaufen sollen.

Kant zeigte sich in seinem ganzen Betragen als ein Muster der Humanität. Er schätzte nicht blos das hervorstechende Verdienst, sondern er suchte auch die weniger bemerkbaren Tugenden eines Menschen auf, ehrte schon das gute Herz und den guten Willen und behandelte selbst Schwächen anderer Menschen mit einer nachsichtsvollen Schonung. Es war rührend zu sehen, mit welcher Feinheit und mit welcher Gutmüthigkeit er sich gegen jedermann, selbst gegen den Schwachen betrug, der gutgemeinte Absichten verrieth. Einen sonderbaren Plan, den der gutmüthige Pfarrer Becker mit unserm Weltweisen noch in seinem neun und sechszigsten Jahre vorhatte, und das Benehmen Kants dabei muss ich Ihnen darüber zum Beweise anführen. Eines Tages kommt Becker zu Kant und fängt nach dem Eintrittscompliment sein Gespräch mit der Frage an: ob der Herr Professor denn noch immer so allein wären? Auf die scherzhafte Erwiederung Kants, dass er diese Frage nicht verstehe, da er ihn ja gewöhnlich so fände, rückt Becker mit einer nähern Erklärung heraus, dass er darunter den ehelosen Stand meine und fängt an, dem Greise das Angenehme und Wünschenswerthe des ehelichen Lebens aus einander zu setzen. Wie Kant ihn versichert, dass er dieses Alles für Scherz aufnehme, so zieht Becker eine kleine gedruckte Piece aus der Tasche, betitelt Raphael und Tobias oder das Gespräch zweier Freunde über den Gott wohlgefälligen Ehestand, überreicht sie dem Professor mit der Versicherung, dass er sie hauptsächlich für ihn habe drucken lassen und zwar in der Hoffnung, dass der Inhalt dieser Abhandlung ihn noch zur Ehe bewegen würde. Kant nahm mit Freundlichkeit den Raphael und Tobias an und entschädigte den Verfasser für gehabte Mühe und Druckkosten. Die Wiedererzählung dieses Vorfalls bei Tische war die scherzhafteste Unterhaltung, deren ich mich erinnere, aber auch aus ihr leuchtete so ganz der humane Sinn des grossen Mannes hervor.

Von unserm Weltweisen kann man mit völliger Gewissheit behaupten: es ist kein Betrug in seinem Munde erfunden; denn wenn je ein Mensch der Wahrheit huldigte, diese Huldigung durch sein ganzes Wesen offenbarte und auch an Andern über Alles schätzte, so war es Kant. Er selbst wollte nie anders scheinen, als er wirklich war, aber ihm war auch

nichts so sehr zuwider, als wenn er eitle Anmassungen an andern Menschen bemerkte. So sehr er wirkliche Verdienste ehrte, so sehr verachtete er den gleissnerischen Schein derselben. Besonders ward seine Seele mit tiefem Unwillen erfüllt, wenn er selbst von Andern zum Mittel einer eitlen Ruhmsucht gemissbraucht wurde. Mir sind Fälle bekannt, dass er dergleichen Anmaassungen in öffentlichen Blättern rügen wollte. Doch nicht blos das hochmüthige Brüsten über ungegründete Verdienste war ihm zuwider, sondern sein gerader, Wahrheit liebender, Sinn konnte eben so wenig die entgegengesetzte Abweichung ertragen, weil er auch in ihr weiter nichts als Stolz in der Demuth, wenigstens eine tadelhafte Unklugheit fand. So tadelte er es, wenn junge Leute hinter ein affectirt schlichtes Aeussere ihre wirklichen Vorzüge verbergen wollten, weil wir nach seiner Meinung, keinem Menschen das Urtheil über uns erschweren oder wohl gar zu unserm Nachtheil irre leiten müssen, und weil es ein stolzes Verlangen verrathe, dass Menschen, ungeachtet der von uns geflissentlich angenommenen rauhen und unpolirten Schaale, doch den gesunden Kern in uns aufsuchen sollen. Seine Strenge hierin artete wirklich bis zur Schwachheit aus, obgleich dabei nichts anderes als ein menschenfreundliches Wohlwollen zum Grunde lag. Er wünschte nämlich, dass jeder Mensch nicht allein innerlich, sondern auch äusserlich, folglich seine Bildung vollenden möchte, weil auch letzteres zur Erreichung vernünftiger Zwecke im Leben unentbehrlich, folglich auch Pflicht wäre. Er war aus vielfältiger Erfahrung überzeugt, dass viele edel denkende und geschickte Jünglinge durch ein solches unpolirtes und geniemässiges Aeussere ihr ganzes Lebensglück verscherzen und sich für die bürgerliche Gesellschaft unbrauchbar machen. Und dies war es eben, was seinem menschenfreundlichen Herzen wehe that.

Aus diesem vernünftigen Grunde rieth er auch seinen jungen Freunden an, den Umgang mit gebildeten Frauenzimmern, so oft sich dazu nur Gelegenheit darböte, aufs sorgfältigste zu benutzen, weil dieses das einzige Mittel wäre ihre Sitten zu verfeinern und zu veredeln. Ja er hielt die Benutzung dieses Bildungsmittels für eben so nothwendig als die Sorge für die Ausbildung des Geistes und für die Vermehrung von Kenntnissen und Geschicklichkeiten und war daher der Meinung, dass ein junger Mann, der sich für die Welt ausbilden will, Gesellschaften gebildeter Damen so oft besuchen müsse, als nicht besondere höhere Pflichten es ihm verbieten.

Wie sehr ihm übrigens alles affectirte Wesen missfiel, beweiset noch sein Tadel über jede Ziererei in der Sprache. Wer beim mündlichen Gespräch Worte suchte, nach schönen Redensarten haschte, diese gar, ohne Ausländer zu seyn, nach einer fremden Mundart aussprach, mit dem unterhielt sich Kant nicht gerne. Er sah die Conversationssprache blos als ein Mittel an, unsere Gedanken leicht gegen einander auszutauschen; sie müsste also wie die Scheidemünze, zum allgemeinen leichten Verkehr kein anderes als das Gepräge des Landes haben. Daher war er in seiner Sprache selbst so sorglos, dass er Provinzialismen im Munde führte und bei mehreren Wörtern der fehlerhaften Aussprache der Provinz folgte.

Eben so strenge blieb er auch bei der in seiner Jugend gewöhnlichen und allgemein angenommenen Orthographie und verwarf alle affectirte Veränderung derselben als eine unnütze Beschwerde für den Leser.“

Siebenter Brief.

Fortsetzung der Charakterschilderung Kant's.

„Sich selbst maass Kant nach einem verhältnissmässig kleinen Maassstabe und sein Sinn für Wahrheit und Lauterkeit, den er durch sein ganzes Leben äusserte, neigte sich bei der Beurtheilung seiner selbst zu einer liebenswürdigen Bescheidenheit hin. Er sprach von den verdienten Gelehrten und Staatsbeamten seiner Zeit und der Vorzeit stets in Ausdrücken einer besondern Achtung, und wenn er sich mit ihnen in Vergleichung stellte, so war sein Urtheil über sich selbst jederzeit so anspruchslos und bescheiden, dass ich hierin schon als Jüngling die wahre ächte Grösse des unsterblichen Mannes erkannte und bewunderte. Ich werde es nie vergessen, wie Kant, als er eines Tages über Newton sprach und hierauf den Gang, welchen er selbst in der Naturwissenschaft genommen, mit jenem des Newton in Vergleichung stellen wollte, mit einer rührenden Bescheidenheit hinzufügte: wofern sich etwas Kleines mit etwas Grossem vergleichen lässt. Und so sprach Kant in dem Alter seiner vollendeten Grösse zu mir in meinem zwanzigsten Jahre ohne Beiseyn anderer Zeugen. Auch über Philosophen, welche einem andern Systeme folgten, ja selbst über seine Gegner, wenn sie wirklich Wahrheit suchten und keine des Gelehrten unwürdige Absichten verriethen, sprach er stets mit einer unpartheiischen Würdigung ihrer Verdienste. Ja er suchte sich selbst zu erklären, wie seine bescheidenen Gegner sehr natürlich anderer Meinung seyn konnten und lebte im vollen Vertrauen auf den endlichen Sieg der Wahrheit.

Ohngeachtet dieser anspruchslosen Bescheidenheit hatte Kant doch ein zartes Gefühl für die Anerkennung seiner Verdienste. Ihn interessirte der Beifall, den ihm verdiente Gelehrte und andere achtungswürdige Männer schenkten und er nahm ihre schriftlichen Beweise von Hochachtung und ihre persönlichen Besuche mit gebührender Werthschätzung auf. Es war ihm schon um der Anerkennung und Ausbreitung seiner Philosophie willen nicht gleichgültig, dass Friedrich Wilhelm der Zweite den jetzigen Professor Kiesewetter zu ihm schickte, um seinen besondern mündlichen Unterricht zu benutzen, und dass der Fürst-Bischof von Würzburg dem Professor Reuss ein besonderes Geld zur Reise nach Königsberg gab, damit er sich über einige Gegenstände seiner Philosophie mit ihm persönlich unterhalten möchte. Eben so schmeichelhaft war ihm der ehrenvolle Beifall, den die Minister v. Zedlitz, v. Schrötter, v. Massow, der Canzler v. Schrötter und andere grosse Männer ihm zum Theil persönlich bewiesen. Auch die von seinen Schülern ihm aufrichtig dargebrachten Beweise von dankbarer Verehrung machten ihm eine sichtbare Freude. An dem Tage, als er zum erstenmale das Rectorat der Univer-

sität antrat, überraschte ihn sehr angenehm unser Morgenbesuch. Ich hielt eine kurze Rede an ihn, wobei er mich mehrere Male durch die Versicherung unterbrach, dass er ganz ausser Fassung wäre. Und mit welcher herzlichen Freude empfing er uns, als Professor Kiesewetter und ich ihm an seinem sechs und sechszigsten Geburtstage unsern Glückwunsch in einem kleinen Gedichte überreichten! Der grosse Mann erschien dann immer am liebenswürdigsten, wenn er zeigte, dass er menschliche Gefühle habe.

Jede auch nur dem Scheine nach geäusserte Geringschätzung oder Vernachlässigung, besonders von Männern, auf deren Achtung er schon als Gelehrter Anspruch machen zu können glaubte, war selbst im Stande, seinen edlen Stolz zu erregen, den er denn auch unverholen äusserte. Bald nachdem Kant seine Abhandlung über einen neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie geschrieben hatte, reisete der Graf v. S. .. der sich in seiner C. . . mit jener Abhandlung unzufrieden gezeigt hatte, durch Königsberg und hielt sich daselbst einige Tage auf, ohne den weltberühmten Kant zu besuchen. Der B. N. . . ., welcher den Grafen fetiren wollte, bat auch unsern Kant zu dieser Gesellschaft, aber Kant erklärte: er würde nicht erscheinen, wenn der Gr. v. S. ihn nicht zuvor besucht hätte. Dies geschah nicht und Kant blieb aus der Gesellschaft weg. Bei seiner Rückreise von P. stattete der Gr. v. S. Kant einen Besuch ab; N. gab wieder eine Fete und Kant erschien in der Gesellschaft. — Er, der jedermann nach Verdienst ehrte und sich selbst der Ehre würdig hielt, wollte auch von Männern, welche wissen, wie man einen berühmten Gelehrten ehren müsse, wenigstens mit Aufmerksamkeit behandelt werden.

Schon von Jugend auf hat der grosse Mann das Bestreben gehabt, sich selbstständig und von Jedermann unabhängig zu machen, damit er nicht den Menschen, sondern sich selbst und seiner Pflicht leben durfte. Diese freie Unabhängigkeit erklärte er auch noch in seinem Alter für die Grundlage alles Lebensglückes und versicherte, dass es ihn von jeher viel glücklicher gemacht habe, zu entbehren, als durch den Genuss ein Schuldner des Andern zu werden. In seinen Magisterjahren ist sein einziger Rock schon so abgetragen gewesen, dass einige wohlhabende Freunde, unter andern der geheime Rath J. . . es für nöthig geachtet haben, ihm auf eine sehr discrete Art Geld zu einer neuen Kleidung anzutragen. Kant freute sich aber noch im Alter, dass er Stärke genug gehabt habe, dieses Anerbieten auszuschlagen und das Anstössige einer schlechten, aber doch reinen, Kleidung der drückenden Last der Schuld und Abhängigkeit vorzuziehen. Er hielt sich deshalb auch für ganz vorzüglich glücklich, dass er nie in seinem Leben irgend einem Menschen einen Heller schuldig gewesen ist. Mit ruhigem und freudigem Herzen konnte ich immer: herein! rufen, wenn Jemand an meine Thüre klopfte, pflegte der vortreffliche Mann oft zu erzählen, denn ich war gewiss, dass kein Gläubiger draussen stand.

Ganz besonders zeichnete er sich noch durch Festigkeit des Charakters, durch Selbstbeherrschung und durch Seelenstärke aus. Diese hervor-

stechenden Eigenschaften seines Charakters waren ganz ein Werk der Kunst und gerade durch die natürliche Weichheit und Nachgiebigkeit seines Herzens veranlasst. Kant war von Natur geneigt immer dem ersten Eindruck zu folgen. Weil er aber dadurch oft wider seinen Willen, ja selbst wider seine Neigung handelte und weil die Folgen seiner Nachgiebigkeit gegen sich selbst und gegen Andere ihm häufig missfielen, so gab jeder einzelne Vorfall im Leben, bei dem er sich von seinem weichen Herzen hatte hinreissen lassen, Veranlassung, sich darüber eine Maxime zu entwerfen, die er dann aber auch mit der unerschütterlichsten Festigkeit befolgte. Auf diese Art war nach und nach sein ganzes Leben eine Kette von Maximen geworden, die endlich ein festes System des Charakters bildete. Sie werden vielleicht einige Beispiele dieser Art zu hören wünschen, um sich selbst zu überzeugen, dass Kant ein Mann von Maxime war.

Eines Tages kommt Kant von seinem gewöhnlichen Spatziergange zurück und eben, wie er in die Strasse seiner Wohnung gehen will, wird ihn der Graf * * * gewahr, welcher auf einem Cabriolet dieselbe Strasse fährt. Der Graf, ein äusserst artiger Mann, hält sogleich an, steigt herab und bittet unsern Kant, mit ihm bei dem schönen Wetter eine kleine Spatzierfahrt zu machen. Kant giebt ohne weitere Ueberlegung dem ersten Eindruck der Artigkeit Gehör und besteigt das Cabriolet. Das Wiehern der raschen Hengste und das Zurufen des Grafen macht ihn bald bedenklich, obgleich der Graf das Kutschiren vollkommen zu verstehen versichert. Der Graf fährt nun über einige bei der Stadt gelegene Güter, endlich macht er ihm noch den Vorschlag, einen guten Freund eine Meile von der Stadt zu besuchen und Kant muss aus Höflichkeit sich in Alles ergeben, so dass er ganz gegen seine Lebensweise erst gegen zehn Uhr voll Angst und Unzufriedenheit bei seiner Wohnung abgesetzt wird. — Aber nun fasste er auch die Maxime, nie wieder in einen Wagen zu steigen, den er nicht selbst gemiethet hätte und über den er nicht selbst disponiren könnte, und sich nie von Jemanden zu einer Spatzierfahrt mitnehmen zu lassen. Sobald er eine solche Maxime gefasst hatte, so war er mit sich selbst einig, wusste, wie er sich in einem ähnlichen Falle zu benehmen habe, und Nichts in der Welt wäre im Stande gewesen, ihn von seiner Maxime abzubringen.

Schon seit vielen Jahren musste er auf den Rath seines Freundes Trummer seiner Obstruktionen wegen täglich eine Pille nehmen. Mein Bruder bewog ihn bei zunehmendem Uebel die Zahl zu verdoppeln. Aber kaum war dies geschehn, so überlegte Kant, dass diese Zulage kein Ende haben würde und machte sich die Maxime, nie in seinem Leben mehr als täglich zwei Pillen zu nehmen, wovon er auch selbst in den letzten Jahren nicht abging, wo nach dem Urtheil der Aerzte ein verstärkter Gebrauch dieses Mittels ihm sehr heilsam gewesen seyn würde, da er überdies zu keiner andern Medizin zu bewegen war.

Eben so hatte er sich über sein Tabackrauchen, welches vielleicht sein höchstes sinnliches Vergnügen war, die Maxime gemacht, täglich nur eine

Thonpfeife auszurauchen, weil er auch nicht absah, wo er sonst stehen bleiben sollte. Hätte es eine Art von Thonpfeifen gegeben, die mehrere kleinere in sich fasst, so hätte er sie gewiss benutzt, weil dies nicht gegen seine Maxime stritt, aber selbst zu einem andern Pfeifenkopf war er durchaus nicht zu bereden.

Auf diese Art hatte er am Ende seine ganze Denk- und Lebensweise an Vernunftregeln geknüpft, denen er eben so in den kleinsten Lebensumständen, wie bei den wichtigsten Obliegenheiten getreu blieb. Ihn, der eine uneingeschränkte Herrschaft über seine Neigungen und Triebe ausübte, konnte nichts in der Welt von seiner erkannten Pflicht abwendig machen. Er that nichts, was er nicht wollte, und sein Wille war frei, denn er hing von seinem Vernunftgesetze ab. Alle Versuche Anderer, seinen Willen zu beugen und anders wohin zu leiten, waren vergeblich; er blieb fest bei dem, was er nach einer vernünftigen Ueberlegung beschlossen hatte und selbst wenn Neigungen und erlaubte Zwecke ihm anders zu handeln riethen, so beharrte er doch bei der sich selbst auferlegten Pflicht. Der Buchhändler Nicolovius, dessen Vater ein Freund Kants war, fasste auf der Universität den Entschluss, sich dem Buchhandel zu widmen und theilte ihn Kant mit. Er billigte diesen Plan und liess blos die Worte fallen, dass er künftig seinem Etablissement nützlich zu werden erbötig wäre. Aber kaum hatte Nicolovius seinen Buchhandel in Königsberg errichtet, so gab ihm Kant seine Werke, den Bogen gegen ein geringes Honorar in Verlag. Einige Zeit darauf empfahl sich eine angesehene Buchhandlung in Deutschland dem weltberühmten Schriftsteller und erbot sich selbst zu einem weit höhern Honorar, aber Kant erwiederte, dass er die Summe selbst zu hoch fände und dass er es für patriotisch und pflichtmässig hielt, einen kleinen Verdienst seinem Landsmanne und dem Sohne eines ehemaligen alten Freundes zuzuwenden.

Mit dieser unerschütterlichen Festigkeit erfüllte er seine Pflichten gegen Andere; mit eben der Festigkeit behandelte er auch sich selbst. Kant konnte sich Alles versagen, er konnte Alles überwinden, er konnte Alles über sich vermögen, denn er war ganz Herr seiner selbst. Aber er war nicht ein eigensinniger Herr und dadurch zugleich ein gefesselter Sklave, sondern ein vernünftiger Regierer seiner Lebensweise, der mit Ueberlegung über sich eine Regel entwarf und mit der erstaunenswürdigsten Selbstbeherrschung bei ihr so lange beharrte, bis seine Vernunft jene mit einer, seiner Natur angemessenern, Regel zu vertauschen rieth, die er dann von neuem mit aller Strenge befolgte. Einer solchen Vernunftregel war sein Gemüth, sein Körper und die ganze Behandlung beider unterworfen, wie Sie dies künftig, wenn ich von Kants Diät spreche, bestätigt finden werden. Und dieser festen Beharrlichkeit an eine Vernunftregel, dieser Charakterstärke verdankt er auch seine Gesundheit und sein langes Leben. Wie sehr er selbst wirkliche Naturschwächen und körperliche Uebel durch Seelenstärke überwinden konnte, davon hat er ja selbst in seiner Abhandlung von der Macht des Gemüths, durch den blossen Vorsatz Meister

seiner krankhaften Gefühle zu seyn, der Welt sein eignes Bekenntniss abgelegt. Kant trotzte durch seine starke Seele seiner schwachen physischen Natur. Er hob sich durch Willensfreiheit und Seelenkraft über die Naturgesetze empor und zwang sie seinem Willen unterthan zu seyn. Herrlich und gross wandelte der unsterbliche Mann in der irdischen Welt zur Ehre der Menschheit, Er durch Lehre und That ein wahrer Weltweiser."

Elfter Brief.

Kant's Religiosität.

„Viele verständige Männer haben oft gegen mich den Wunsch geäussert, dass sie gern des grossen Kants wirkliche Ueberzeugungen in Sachen der Religion kennen möchten. Glaubten Sie etwa: der tiefe Denker wird auch hier tiefer in die Wahrheit eingedrungen seyn, als es andern Menschen möglich war und wollten sie darnach ihre eigene Religionsmeinungen berichtigen, so widerspricht diesem die ganze Philosophie des Weltweisen, nach welcher wir von allen übersinnlichen Gegenständen nichts weiter wissen, als dass wir von ihnen nichts wissen können, und nach welcher die Religion nichts anders als ein Vernunftglaube ist, zu welchem uns nicht die Erkenntniss, sondern die sittliche Gesetzgebung unserer Vernunft antreibt. — Oder glaubten Sie: Kant könnte vielleicht mehr oder auch wohl weniger geglaubt haben, als er durch Schriften und Lehrvorträge öffentlich bekannt machte, so widerspricht dieser Meinung die hinlänglich documentirte Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit des Weltweisen und selbst das Verhältniss, in welchem er die Welt durch Schriften und mündlichen Unterricht öffentlich belehrte. Ich könnte also einen jeden, der Kants eigentliche Religionsüberzeugungen kennen will, geradezu auf seine Schriften verweisen. Weil aber Kants Schriften sehr vielen Menschen unverständlich sind, mancherlei Deutungen erfahren haben und selbst die gelehrte Welt weder über das, was Kant von der Religion gelehrt, noch was er selbst geglaubt hat, uneins ist, und weil das Vernunftraisonnement, welches der Schriftsteller mit aller Wahrheitsliebe in seinen Schriften aufstellt, von dem wahren Herzensgefühl, das er nur durch sein Leben offenbart, sehr oft abweicht, so glaube ich auch Ihrem Wunsche gemäss zu handeln, wenn ich Ihnen über die Religionsmeinungen und über die Religiosität Kants meine Bemerkungen mittheile.

Kant war von dem Glauben an ein höchstes Wesen und an eine moralische Weltregierung durchdrungen. Und wenn er auch bekannte, dass er eben so wenig als jeder andere Mensch den Unbegreiflichen zu begreifen und zu erkennen im Stande sey, und dass sein Glaube an Gott sich nicht auf eine Vernunfteinsicht, sondern auf das durch die Vernunft ihm gebotene Streben nach Heiligkeit gründe, mithin blos subjectiv sey, so hing er diesem Vernunftglauben doch fest an und war von Herzen überzeugt, dass die Welt unter einer weisen Providenz stehe. Eben so fest war seine Ueberzeugung, dass das sittliche Vernunftgesetz mit dem heiligen Willen Gottes übereinstimme, dass man, um den letztern zu

kennen, nichts anders als das erstere befragen dürfe, dass man durch treue Befolgung des Vernunftgebots den Willen des Höchsten erfülle, dass man dieses durch eignen Willen und durch eigene Kraft könne und dass dieses auch die einzig mögliche und vernünftige Gottesverehrung sey. Dieser Ueberzeugung gemäss handelte auch Kant. Er war im wahren Sinne des Worts ein Gottesverehrer. Die Besserung und Heiligung seines Willens, das redliche Bestreben nach einer gewissenhaften Pflichterfüllung und die Beziehung seiner Rechtschaffenheit auf das göttliche Wohlgefallen, das war sein Gottesdienst.

Dass ich in allen Werken Kants, welche sich auf Religion beziehen, auch nicht das Mindeste von mystischen Vorstellungen finde, davon habe ich in meiner „Prüfung der Kantischen Religionsphilosophie in Hinsicht auf die ihr beigelegte Aehnlichkeit mit dem reinen Mystizismus“ der gelehrten Welt meine Ueberzeugung vorgelegt. Eben so wenig habe ich in den mündlichen Gesprächen Kants irgend eine mystische Vorstellung bemerkt, und noch weniger in seiner Pflichterfüllung und in allen Verhältnissen seines Lebens irgend ein mystisches Gefühl an ihm wahrgenommen. Ich muss daher dem Nekrolog in dem 19ten Stück der Gothaischen gelehrten Zeitung dieses Jahres, widersprechen, wenn er behauptet: „Kant habe einer gewissen feinern Mystik angehangen.“ Mögen immerhin die Religionsübungen seiner frühern Jugend pietistisch und auch mystisch gewesen seyn, so war doch durch seine nachmaligen Speculationen davon jede Spur verwischt. Waren irgend eines Menschen Religionsmeinungen kalte Aussprüche der Vernunft; hat je ein Mensch Alles, was Gefühl heisst, von seinen religiösen Handlungen ausgeschlossen und alle fühlbare Gemeinschaft mit der Geisterwelt entweder zur Belehrung des Verstandes oder zur Belebung des Willens abgeleugnet; (?) bestand je eines Menschen Gottesdienst blos in einem reinen Gehorsam gegen das Vernunftgesetz und in einer von allem Sinnlichen gereinigten und rein motivirten Pflichterfüllung, so war dies bei Kant der Fall. Will man also nicht mit Worten streiten, will man den Kantischen Ausdrücken, z. B. praktische Vernunft, Vernunftglaube, moralische Schriftdeutung u. a. m. nicht absichtlich einen andern Sinn unterlegen, als der Verfasser sich dabei dachte, und das aus Gefühlen herleiten, was er einzig und allein auf Vernunft gründete, so wird man auch weder in den Schriften noch in dem Leben Kants irgend etwas Mystisches entdecken. Kant hat sich hierüber auch gegen mich ganz unverholen erklärt und versichert, dass keines seiner Worte mystisch gedeutet werden müsse, dass er nie einen mystischen Sinn damit verbinde und dass er nichts weniger als ein Freund mystischer Gefühle sey. Bei der Gelegenheit tadelte er noch den Hang Hippels zur Mystik und erklärte überhaupt jede Neigung zur mystischen Schwärmerei für eine Folge und für ein Zeichen einer gewissen Verstandesschwäche.

Kants Entsagung aller äussern und sinnlichen Religionsgebräuche scheint mir noch mehr zu beweisen, dass seine Religiosität nichts Mystisches enthielt und sich an nichts Gefühlvollem nährte. Ob er in seinen

frühern Jahren in religiöser Absicht die Kirche besucht habe, ist mir nicht bekannt. In seinem Alter bedurfte er wenigstens keiner äussern Mittel mehr, um seine innere Moralität zu beleben.

Von dem hohen Werth unsers Religionsstifters und von dem wichtigen Einfluss seiner Lehre auf die Volksbildung und Veredlung war Kant mit grosser Achtung durchdrungen. Was er übrigens über öffentliche Volksreligionen und deren Zweck dachte, das ist Ihnen aus seinen Schriften bekannt. Nur muss ich bei dieser Gelegenheit der Aeusserung des obgedachten Nekrologs auch darin widersprechen, dass Kant seine „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft" gewisser Zeitumstände wegen geschrieben habe. So wie er schon zuvor in einer Abhandlung der Berliner Monatsschrift die mosaische Schöpfungsgeschichte philosopisch würdigte, so wollte er auch in vier Abhandlungen das christliche Religionssystem mit einer reinen Vernunftreligion in Vergleichung stellen. Die erste Abhandlung über das böse Princip, welche er in das Aprilstück der Berliner Monatsschrift 1792 einrücken liess, wurde auch so wenig den Zeitumständen gemäss befunden, dass den drei übrigen der Druck versagt wurde, die er aber doch mit der Königsberger Universitäts-Censur in ein Werk zusammengefasst, herauszugeben Muth genug hatte.

Da aus seinem Moralsystem auch der Glaube an eine ewige Fortdauer fliesst, in welcher wir uns der unerreichbaren Idee der Heiligkeit in einem unendlichen Fortschritte nähern können, so könnte ich diesen Glauben Kants mit Stillschweigen übergehen, wenn ich Ihnen nicht noch eine sehr merkwürdige Aeusserung des grossen Mannes hierüber mitzutheilen hätte.

Wir kamen eines Tages in einem vertrauten Gespräche auf diesen Gegenstand und Kant legte mir die Frage vor: was ein vernünftiger Mensch mit voller Besonnenheit und reifer Ueberlegung wohl wählen sollte wenn ihm vor seinem Lebensende ein Engel vom Himmel, mit aller Macht über sein künftiges Schicksal ausgerüstet, erschiene und ihm die unwiderrufliche Wahl vorlegte und es in seinen Willen stellte, ob er eine Ewigkeit hindurch existiren oder mit seinem Lebensende gänzlich aufhören wolle? und er war der Meinung, dass es höchst gewagt wäre, sich für einen völlig unbekannten und doch ewig dauernden Zustand zu entscheiden und sich willkührlich einem ungewissen Schicksal zu übergeben, das ungeachtet aller Reue über die getroffene Wahl, ungeachtet alles Ueberdrusses über das endlose Einerlei und ungeachtet aller Sehnsucht nach einem Wechsel dennoch unabänderlich und ewig wäre. Sie sehen wohl ohne mein Bemerken, dass dieses pragmatische Raisonnement mit seinem moralischen Vernunftglauben in gar keinem Widerspruche steht; denn letzteres kann etwas anzunehmen gebieten, was der Mensch selbst nicht wünschen mag.

Wahrscheinlich hat der Mann, welcher im „Freimüthigen" Kant geradehin den Glauben an Gott und an eine künftige Existenz abspricht, diese oder eine ähnliche Aeusserung Kants missverstanden oder missgedeutet. Kant war weder Atheist, noch Materialist, und ich bin gewiss, dass derjenige, welcher dieses behauptet, den grossen Mann entweder nicht per-

sönlich gekannt oder doch nicht begriffen hat. Wie oft liess sich Kant, wenn er mit seinen Freunden über den Bau des Weltgebäudes sprach, mit wahrem Entzücken über Gottes Weisheit, Güte und Macht aus! wie oft sprach er mit Rührung über die Seligkeit eines bessern Lebens! und hier sprach dann das Herz des Weltweisen und Menschen als ein unleugbarer Zeuge des innern Gefühls und der aufrichtigen Ueberzeugung. Ein einziges solches Gespräch über Astronomie, wobei Kant stets in eine hohe Begeisterung gerieth, musste nicht allein einen Jeden überzeugen, dass Kant an einen Gott und an eine Vorsehung glaubte, sondern es hätte selbst den Gottesleugner in einen Gläubigen umwandeln müssen.

Dass Kant mit dem eiteln Spiel des irdischen Lebens nicht so zufrieden war, dass er seine Rolle noch einmal zu spielen wünschte, sich nach einem Himmel sehnte, dessen Bewohner sich nicht wie hier das Leben einander verleiden, sondern durch Rechtschaffenheit beglücken, lässt sich aus seiner Versicherung schliessen, die er einstmals in einer Gesellschaft äusserte, dass er es für kein übles Zeichen seines künftigen Wohnorts ansehen würde, wenn ihm sein damaliger treuer Diener Lampe und andere ihm ähnliche ehrliche Menschen entgegen kämen. Nach einer künftigen Gemeinschaft mit grossen Geistern strebte der Mann mit grossem Geiste nicht, sondern nach einer Gemeinschaft mit Edeln und Rechtschaffenen. Vielleicht dass er sich mit seiner jetzigen Vernunfteinsicht begnügte; vielleicht, dass sein grosser Geist durch Andere keine Aufschlüsse höherer Erkenntniss zu erhalten hofte; soviel ist gewiss: Kant suchte seine künftige Seligkeit nicht in der wechselseitigen Mittheilung höherer Weisheit, sondern in dem Umgange mit reinen tugendhaften Seelen."

Zwölfter Brief.

Kants politische Meinung.

„Vielleicht hat Kant seit der Zeit der französischen Revolution durch nichts soviel Aufsehen in der Welt erregt, durch nichts sich so viel Freunde und Feinde gemacht, als durch seine politischen Grundsätze und Meinungen.

Sie haben seine Rechtslehre studirt; Sie kennen seine Abhandlung über den ewigen Frieden und wissen also auch, wie Kant im Allgemeinen über Politik dachte. Aber es wird Ihnen gewiss nicht uninteressant seyn, wenn ich Sie jetzt mit seinen politischen Meinungen und mit seinem Verhalten als Staatsbürger näher bekannt mache, und zugleich die vielen widersprechenden Urtheile über ihn berichtige.

Sie wissen, dass Kant als Philosoph und nach der Anwendung seiner Tugend- und Rechtslehre auf die Politik, eine jede Staatsumwälzung unter allen Umständen, selbst unter dem Drucke grausamer Despoten, von Seiten der Unterthanen für unrecht erklärte, und dass er die Verbesserung der in einem Lande herrschenden Politik und Staatsverfassung auf dem, freilich langsamern, aber auch sichreren Wege, der sittlichen Vervollkommnung aller einzelnen Staatsbürger erreicht wissen wollte. Dessen ungeachtet

war es seine wahre Ueberzeugung, dass alle Menschen in der Welt von Natur gleiche Menschenrechte haben und dass ein jeder Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft seine Rechte und seine Freiheit so weit einschränken müsse, damit neben ihr die eben so gegründete Freiheit aller übrigen Staatsbürger bestehen könne. Das von der Vernunft aufgegebene Problem bestehe demnach darin: nach einer neuen Staatsverfassung hinzustreben, in deren Organisation selbst und nicht in der veränderlichen Willkühr und Fähigkeit des Staats-Oberhauptes der Schutz der gleichen Menschenrechte und der gleichen bürgerlichen Freiheit gegründet wäre. Zur Erreichung dieses Zwecks komme Alles darauf an, die gesetzgebende Macht in einem Staate von der ausübenden so zu sondern, und in ein solches Verhältniss gegen einander zu stellen, dass sie sich stets das Gleichgewicht halten und dass Eine die Andere, bei jedem Versuche sich eine Uebermacht anzumaassen, in ihre Grenzen zurückzuweisen im Stande ist. Bei einer solchen Verfassung sey eine vollkommene bürgerliche Freiheit und eine Aufrechthaltung gleicher Menschenrechte erreichbar, in ihr spreche sich der allgemeine Wille des Volks durch das Staatsgesetz aus, dem ohne Ausnahme alle Bürger unterworfen sind; in ihr könne ein Jeder auf alle Vortheile, welche die Gesellschaft darbietet, gleiche Ansprüche machen; in ihr herrsche wahrer Republikanismus und es komme dabei gar nicht darauf an, ob der Repräsentant des Volks aus mehreren oder auch nur aus einer Person bestehe.

Dies war die Idee, welche Kant als eine Aufgabe der Vernunft von der vollkommenen Staatsverfassung hegte, und wer sollte es ihm wohl verargen, dass er als Philosoph über dieses Vernunftideal, das in der Menschheit vielleicht nie ganz erreicht werden kann, eben so philosophirte, als über die Idee einer reinen Sittlichkeit, die dem Menschengeschlecht auch vielleicht unerreichbar ist?

Da diese Idee ihn belebte, so können Sie leicht denken, dass seine Aufmerksamkeit gespannt war, als ein grosses civilisirtes Volk damit umging, eine solche Idee zu realisiren. Durch seine Welt- und Menschenkenntniss und durch seinen scharfblickenden Geist zeichnete er schon immer zuvor den Gang, den diese grosse Weltbegebenheit nehmen würde, und ein jedes Ereigniss, das diesen Zweck zu befördern oder zu hindern schien, nahm er mit dem lebhaftesten Interesse auf. Daher zu dieser Zeit auch seine Gespräche sich grösstentheils auf Politik bezogen und es war zu verwundern, wie der scharfsinnige Mann sehr oft mit wahrhaft prophetischem Geiste Begebenheiten zuvor verkündigte, an welche die mitwirkenden Personen vielleicht selbst noch nicht dachten. Auf die Zeitungen war er in manchen kritischen Zeitpunkten so begierig, dass er der Post wohl Meilen weit entgegen gegangen wäre, und man konnte ihn mit nichts mehr erfreuen, als mit einer frühen authentischen Privatnachricht. Sein Interesse an dieser grossen Weltbegebenheit leuchtete vorzüglich aus seinem Gespräch hervor, welches er darüber in allen Gesellschaften mit gleicher Lebhaftigkeit führte. Man sah es ihm an, mit welcher Ungeduld

er auf die, jetzt freilich sehr schlecht gerathene, Auflösung dieses Problems harrte.

Ungeachtet der warmen Theilnahme, welche Kant an der Realisirung dieses Vernunftideals bewies, so war sein Interesse doch nichts weniger als eigennützig, ehrsüchtig oder auf irgend eine Art tadelhaft. Es war das reine Interesse eines Weltbürgers und freidenkenden Philosophen, der dem Experiment, die von der Vernunft aufgegebene Idee einer vollkommenen Staatsverfassung zu realisiren, mit eben dem Vergnügen zusah, als ein Naturforscher auf das Experiment hinblickt, das eine wichtige Hypothese bestätigen soll. Als ein solches Experiment sah Kant die französische Revolution an und fand kein Bedenken auch als ächter Patriot seine Gedanken mit ihr zu beschäftigen; denn dass er ein wahrer Patriot war, das beweiset nicht allein seine Anhänglichkeit an sein Vaterland und selbst an seinen Geburtsort, sondern auch sein sehnlicher und oft geäusserter Wunsch, dass sich unser Staat in diese fremde Angelegenheit einer fremden Nation nicht mischen möchte und seine innige Freude darüber, als dieser Wunsch erfüllt wurde. Aus diesem Grunde lehnte er auch den Briefwechsel ab, welcher ihm vom Abt Sieyes durch einen Mann, der Prediger in Memel ist und dessen Bruder in Paris wohnt, war angetragen worden. Er wusste es, wie weit ein Staatsbürger, selbst als Weltbürger und als Weltweiser gehen könne und überschritt diese Grenzen nie. Er hielt mit gewissenhafter Strenge an den Gesetzen seines Vaterlandes; er hing mit herzlicher Ergebenheit an seinen Landesfürsten; er liebte sein Vaterland; er war stolz darauf Bürger eines Staats zu seyn, in welchem eine unbeugsame Gerechtigkeit herrscht und dessen Fürsten selbst nach dem Ideal einer vollkommenen Staatsverfassung hinstreben, und er fachte selbst in den Herzen seiner Zuhörer und seiner Freunde eine reine Vaterlandsliebe an. Kant war nichts weniger als ein Revolutionär. Gerade er würde sich nach seinen Grundsätzen und nach seinen Aeusserungen am ersten und am eifrigsten einem jeden Versuch einer Staatsumwälzung entgegengesetzt haben.

Wie wenig auch sein philosophisches Raisonnement über Politik und über politische Weltbegebenheiten seinem Patriotismus hinderlich war, dies lässt sich selbst aus seinem äussern Betragen als Staatsbürger abnehmen. Wenn je ein Mann bei allem Selbstgefühl seiner angebornen Menschenrechte sich in die bürgerliche Ordnung seines Vaterlandes fügte, sich in den Grenzen seines Standes hielt, seinen Vorgesetzten und allen Staatsbeamten die ihnen gebührende Achtung und Ehre bewies, so war es Kant. Seine Philosophie veredelte sein Betragen als Mensch und als Staatsbürger, aber sie versetzte ihn nicht in einen ungebundenen Naturzustand. Er stellte durch sich selbst ein Muster auf, wie man freien Weltbürgersinn mit strengem Patriotismus verbinden müsse.“

Dreizehnter Brief.

Kant als Gesellschafter.

„Alle Menschen, welche mit unserm Weltweisen umzugehen oder ihn in Gesellschaft zu sehen Gelegenheit hatten, haben die einstimmige Versicherung geäussert, dass Kant ihnen in keinem Verhältniss merkwürdiger erschienen wäre, als im gesellschaftlichen Umgange. Besonders Fremde, welche sich nach den tiefsinnigen Werken des kritischen Philosophen ein Bild von deren Verfasser entworfen hatten, fanden sich gewöhnlich auf die angenehmste Art überrascht, wenn sie den Mann, den sie sich als einen finstern, in sich zurückgezogenen und der Welt abgestorbenen Denker gedacht hatten, als den heitersten und gebildetesten Gesellschafter kennen lernten.

Kant war in dieser Hinsicht auch ein wirklich seltener Mann, er hatte zwei, gewöhnlich nicht verschwisterte Eigenschaften, tiefsinnige Gelehrsamkeit und feine gesellschaftliche Politur aufs glücklichste in sich vereinigt. So wenig er seine Kenntnisse blos aus Büchern geschöpft hatte, so wenig lebte er auch blos für die Bücherwelt. Das Leben selbst war seine Schule gewesen, für das Leben benutzte er auch sein Wissen; er war ein Weiser für die Welt. — Und welch einen unbeschreiblichen Nutzen hat der unsterbliche Mann gerade dadurch gestiftet, dass er sich für die menschliche Gesellschaft ausgebildet hatte und dass er in ihr so gerne lebte! Hier formte er die originellen Ideen seiner tiefsinnigen Philosophie in eine fassliche Lebensweisheit um und ward dadurch in dem engern Kreise des geselligen Umgangs noch lehrreicher als selbst durch seine Schriften und öffentliche Vorlesungen. Er, der als kritischer Philosoph nur wenigen Geweihten zugänglich war, er versammelte als Philosoph des Lebens Menschen aller Art um sich her und ward allen interessant und nützlich. Wer unsern Kant blos aus seinen Schriften und aus seinen Vorlesungen kennt, der kennt ihn nur zur Hälfte; in der Gesellschaft zeigte er sich als den vollendeten Weltweisen. Lassen Sie uns ihn dorthin begleiten, damit Sie den grossen Mann auch in seinem gesellschaftlichen Umgang kennen lernen.

Kant besass die grosse Kunst über eine jede Sache in der Welt auf eine interessante Art zu sprechen. Seine umfassende Gelehrsamkeit, welche sich bis auf die kleinsten Gegenstände des gemeinen Lebens erstreckte, lieferte ihm den mannigfaltigsten Stoff zur Unterhaltung und sein origineller Geist, der Alles aus einem eigenen Gesichtspunkte ansah, kleidete diesen Stoff in eine neue, ihm eigenthümliche Form. Es giebt keinen Gegenstand im menschlichen Leben, über den nicht Kant gelegentlich sprach; aber durch seine Behandlung gewann auch der gemeinste Gegenstand eine interessante Gestalt. Er wusste von allen Dingen die merkwürdigste und lehrreichste Seite aufzufassen; er besass die Geschicklichkeit, ein jedes Ding durch den Contrast zu heben; er verstand es, auch die kleinste Sache, ihrem vielseitigen Nutzen und den entferntesten Wirkungen nach darzustellen; unter seinen Händen ward das Kleinste gross, das Unbedeutendste

wichtig. Daher konnte er sich auch mit jedermann in der Gesellschaft unterhalten und seine Unterhaltung fand ein allgemeines Interesse. Er sprach mit dem Frauenzimmer über weibliche Geschäfte ebenso lehrreich und angenehm, als mit dem Gelehrten über wissenschaftliche Objecte. In seiner Gesellschaft stockte das Gespräch nie. Er durfte nur aus seiner reichen Kenntnissfülle irgend einen beliebigen Gegenstand auswählen, um an ihn den Faden zu einem unterhaltenden Gespräch zu knüpfen.

Kant vermied in grossen Gesellschaften, selbst unter Gelehrten Gespräche über eigentliche Schulgelehrsamkeit; am wenigsten hörte man ihn über Gegenstände seiner Philosophie argumentiren. Ich erinnere mich nicht, dass er je in der Gesellschaft eine von seinen Schriften angeführt oder sich auf ihren Inhalt bezogen hätte. Sein gesellschaftliches Gespräch, selbst wenn wissenschaftliche und philosophische Objekte der Gegenstand desselben waren, enthielt blos fassliche Resultate, welche er aufs Leben anwandte. So wie er es verstand, geringfügige Dinge durch den Gesichtspunkt, in welchem er sie aufstellte, zu heben, so verstand er es auch, erhabene Vernunftideen durch ihre Anwendung aufs Leben zu dem gemeinen Menschenverstande herabzuziehen. Es ist merkwürdig, dass der Mann, welcher sich so dunkel ausdrückte, wenn er philosophische Beweise aus den ersten Principien herleitete, so lichtvoll in seinem Ausdrucke war, wenn er sich mit Anwendung philosophischer Resultate beschäftigte. In der Gesellschaft war der dunkle kritische Weltweise ein lichtvoller, populärer Philosoph. Er vermied ganz die Sprache der Schule und kleidete alle seine Gedanken in die Sprache des gemeinen Lebens. Er führte nicht schulgerechte Beweise, sondern sein Gespräch war ein Lustwandeln, das sich bald länger bald kürzer bei verschiedenen Gegenständen verweilte, je nachdem er selbst und die Gesellschaft an ihrem Anblick Vergnügen fand.

Er war in seiner Unterhaltung besonders bei Tische ganz unerschöpflich. War die Gesellschaft nicht viel über die Zahl der Musen, so dass nur Ein Gespräch am ganzen Tische herrschte, so führte er gewöhnlich das Wort, welches er aber sich nicht anmaasste, sondern welches ihm die Gesellschaft sehr gern überliess. Aber er machte bei Tische keineswegs den Professor, der einen zusammenhängenden Vortrag hielt, sondern er dirigirte gleichsam nur die wechselseitige Mittheilung der ganzen Gesellschaft. Einwendungen und Zweifel belebten sein Gespräch so sehr, dass es dadurch bisweilen bis zur grössten Lebhaftigkeit erhoben wurde. Nur eigensinnige Widersprecher konnte er eben so wenig als gedankenlose Jaherrn ertragen. Er liebte muntere, aufgeweckte, gesprächige Gesellschafter, welche durch verständige Bemerkungen und Einwürfe ihm Gelegenheit gaben seine Ideen zu entwickeln und befriedigend darzustellen.

Die Art seiner gesellschaftlichen Unterhaltung war theils disputirend, theils erzählend und belehrend. Bei letzterer wurde er bisweilen durch den Andrang seiner Ideen von dem interessanten Hauptgegenstande abgezogen und dann sah er gern, wenn man ihn durch eine Frage oder durch eine Bemerkung von einer solchen Digression wieder auf den Haupt-

gegenstand zurückführte. Wer ihm dieses abgemerkt hatte und den Faden des Gesprächs festhielt, den schien er in der Gesellschaft gern in seiner Nähe zu haben. Wenigstens ist mein Bruder, so wie ich selbst sehr oft in der Gesellschaft von ihm aus diesem Grunde aufgefordert worden, in seiner Nähe am Tische Platz zu nehmen.

Seine gesellschaftlichen Gespräche aber wurden besonders anziehend durch die muntre Laune, mit welcher er sie führte, durch die witzigen Einfälle, mit welchen er sie ausschmückte, und durch die passenden Anekdoten, welche er dabei einstreute. In der Gesellschaft, wo Kant war, herrschte eine geschmackvolle Fröhlichkeit. Jedermann verliess sie bereichert mit Kenntnissen und neuen Ideen, zufrieden mit sich selbst und mit der Menschheit, gestärkt zu neuen Geschäften und gestimmt zur Beglückung seiner Mitmenschen. Wieviel wir in seinen gesellschaftlichen Unterhaltungen für Herz und Kopf fanden, das können Sie schon daraus schliessen, dass mehrere mir bekannte Männer seine Tischgespräche jedesmal, eben so wie vormals seine Vorlesungen, zu Hause aufzeichneten und ausarbeiteten. So viel ich weiss, urtheilen auch alle seine Freunde ganz einstimmig, dass sie nie einen interessanteren Gesellschafter gekannt haben als ihn.

Zur Zeit der französischen Revolution verlor sein Gespräch etwas an Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit. Die grosse Begebenheit beschäftigte seine Seele so sehr, dass er in Gesellschaften fast immer auf sie, wenigstens auf Politik zurückkam; wobei er es freilich nie an neuen lehrreichen Bemerkungen über den Gang der Sache und über die Charaktere der mithandelnden Personen fehlen liess.

Aber auch da noch wechselte er mit mehreren wichtigen Gegenständen aus dem Gebiete der Wissenschaften und des gemeinen Lebens ab. Nur in seinen letzten Lebensjahren, als sich gewisse Ideen in seiner Seele so festsetzten, dass er sie nicht mehr mit andern abwechseln lassen konnte, und als er immer mehr die Combinationsgabe der Begriffe verlor, wurde sein Gespräch täglich einförmiger und verlor gänzlich das Interessante, das einstens Menschen aus allen Ständen so unwiderstehlich an sich zog.

Merkwürdig ist es, dass Kant sich nicht blos durch seine Unterhaltungskunst, sondern auch durch sein feines Betragen in der Gesellschaft auszeichnete. Er hatte einen edlen freien Anstand und eine geschmackvolle Leichtigkeit in seinem Benehmen. Er war in keiner Gesellschaft verlegen und man sah es seinem ganzen Wesen an, dass er sich in und für Gesellschaft ausgebildet hatte. Sprache und Gebehrden verriethen ein feines Gefühl für das Schickliche und Anständige. Er besass ganz die gesellige Biegsamkeit und wusste sich in den passenden Ton einer jeden besondern Gesellschaft zu stimmen. Gegen die Frauenzimmer bewies er eine zuvorkommende Artigkeit, ohne dabei das mindeste Affektirte und Gezwungene zu äussern. Er liess sich gern mit gebildeten Frauenzimmern in ein Gespräch ein und konnte sich mit ihnen auf eine sehr feine und gefällige Art unterhalten. Er erschien überhaupt in der Gesellschaft als

ein feiner Weltmann, dessen hohe innere Würde durch eine feine äussere Bildung empor gehoben wurde.

Das anständige und geschmackvolle Aeussere, welches in einer Gesellschaft herrschte, wirkte gegenseitig auf sein Wohlbehagen und auf seine Unterhaltungsgabe. An einer mit wohlschmeckenden Speisen besetzten Tafel und bei einem guten Glase Wein erhöhte sich seine Munterkeit so sehr, dass er oft über der lebhaften Unterhaltung den Genuss der Speisen vergass. Daher dauerte auch eine Tafel, an welcher Kant ass, mehrere Stunden, weil er die Tafel nur als ein Vereinigungsmittel, die Unterhaltung aber für den Zweck ansah und den Genuss der Speisen und Getränke nur als eine sinnliche Abwechselung und Erhöhung eines geistigen Vergnügens benutzte.

In seinen jüngern Jahren hat Kant öffentliche Gasthäuser besucht und auch dort viele Unterhaltung gefunden. Er hat sich auch öfters hier so wie in Privatgesellschaften durch eine Parthie L'hombre die Zeit verkürzt. Er war ein grosser Freund dieses Spiels und erklärte es nicht allein für eine nützliche Verstandesübung, sondern auch, in anständiger Gesellschaft gespielt, selbst für eine Uebung in der Selbstbeherrschung, mithin für eine Cultur der Moralität. Der freundschaftliche Umgang mit Green unterbrach dieses Spiel auf immer. Er hatte aber auch schon zuvor den Entschluss gefasst es aufzugeben, weil er sehr rasch spielte und das Zögern der Mitspielenden ihm öfters Langeweile machte. Bis zu seinem drei und sechszigsten Jahre hielt er für gewöhnlich seine Mittagstafel in einem Hotel, wo mehrere Männer von Stande, besonders angesehene Militärpersonen assen, die sich auch grösstentheils seinetwegen dort einfanden. Er ward aber häufig in Privatgesellschaften gebeten. Am öftersten besuchte er die Mittagsgesellschaften bei dem jetzigen Staatsminister v. Schrötter; bei den Gouverneurs von Preussen, Grafen Henkel von Donnersmark und General der Infanterie v. Brünneck; bei dem Herzoge von Holstein-Beck; bei dem Grafen v. Kaiserlingk; Cammerpräsident v. Wagner; Geheimen Rath v. Hippel; Kriegsrath Scheffner; Bancodirector Ruffmann und Kaufmann Motherby, bei welchem letztern er regelmässig alle Sonntage ass.

Ausserdem aber wurde er bei vielen feierlichen Gelegenheiten und von sehr vielen angesehenen Bewohnern Königsbergs öfters eingeladen. In früheren Jahren hat er mit den Generalen v. Lassow und v. Meier auf einem besonders freundschaftlichen Fuss gelebt und vorzüglich an des Letztern auserlesener Tafel sehr häufig die Versammlung geistreicher Männer vermehrt.

Mir ist nur ein einziges Haus bekannt, das in Meilenweiter Entfernung von Königsberg sehr oft auf mehrere Tage von unserm Weltweisen besucht worden ist und wo er sich so ganz nach seinem Geschmack glücklich gefühlt hat, nämlich das väterliche Haus des Ministers und Canzlers v. Schrötter zu Wohnsdorf. Kant wusste nicht genug zu rühmen, welche Humanität in diesem Hause seines Freundes geherrscht habe und mit

welcher ausgezeichneten Freundschaft er von dem vortreflichen Mann, gegen den er noch im Alter die grösste Hochachtung hegte, stets aufgenommen worden ist. Besonders versicherte er deshalb hier die angenehmste ländliche Erholung gefunden zu haben, weil sein humaner Gastfreund ihn nie eingeschränkt habe, ganz wie in seinem eignen Hause, nach seinem Geschmack zu leben.

Im drei und sechszigsten Jahre richtete er seine eigene Oekonomie ein und bat sich selbst seine kleine Tischgesellschaft. Gewöhnlich hatte er einen oder zwei Tischgesellschafter; und wenn er grosse Tafel gab, so bat er fünf Freunde; denn auf sechs Personen war sein Tisch und seine ganze Oekonomie nur eingerichtet. Bis 1794, so lange ich in Königsberg lebte, waren der Geheime Rath von Hippel, Kriminalrath Jensch, Regierungsrath Vigilantius, Doctor Hagen, Kriegsrath Scheffner, Doctor Rink, Professor Kraus, Professor Pörschke, Professor Gensichen, Bancodirector Ruffmann, Ober-Stadtinspector Brahl, Pfarrer Sommer, Candidat Ehrenboth, Kaufmann Johann Conrad Jacobi, Kaufmann Motherby, und mein Bruder, seine gewöhnlichen Gäste, von denen einige in der Woche regelmässig ein- bis zweimal eingeladen wurden.

Einen besondern Zug von Feinheit und Humanität äusserte Kant durch die Art, wie er seine Freunde zu Tische einlud. Er liess sie nur erst am Morgen desselben Tages zu Mittage bitten, weil er dann sicher zu seyn glaubte, dass sie so spät kein anderes Engagement mehr bekommen würden und weil er wünschte, dass Niemand seinetwegen eine andere Einladung ausschlagen möchte. Ich bleibe gern zuletzt, sprach der liebenswürdige bescheidene Mann, denn ich will nicht, dass meine Freunde, die so gut sind mit mir vorlieb zu nehmen, meiner Einladung wegen irgend eine Aufopferung machen. Auch den Professor Kraus, wie dieser noch täglich mit ihm ass, liess er doch jeden Morgen besonders einladen, weil er dieses für eine schickliche Höflichkeit hielt und weil er seinem Gast dadurch Gelegenheit zu geben glaubte, auch nach Gefallen absagen zu lassen. Allgemeine Einladungen auf einen bestimmten Tag, ohne diese höfliche Aufmerksamkeit, die für den Wirth und den Gast gleich nützlich ist, erklärte er für unschicklich. Diese Aufmerksamkeit verlangte er auch von seinen Freunden und rühmte sie sehr an seinem Freunde Motherby, der ihn auf jeden Sonntag besonders einladen liess, obgleich dieser Tag schon ein für alle Mal zur Aufnahme Kants bestimmt war.

Als Wirth zeigte sich Kant noch von einer interessanteren Seite; er verband dann mit seiner feinen gesellschaftlichen Bildung eine zuvorkommende Aufmerksamkeit und Gefälligkeit und bot Alles auf, um seine Gäste auf die angenehmste Art zu unterhalten und zu vergnügen. Er war so aufmerksam auf seine Gäste, dass er sich sogar ihre Lieblingsgerichte merkte und diese für sie zubereiten liess. Dann forderte er mit einer solchen freundlichen Gutmüthigkeit zum Genuss auf und freute sich über den Appetit seiner Gäste so sehr, dass man schon deshalb seiner

Tafel mehr wie gewöhnlich zusprach. Man war an seinem Tische auch ganz ungenirt; man äusserte freimüthig seine Wünsche und erregte dadurch gerade die grösste Freude. Der gefällige Wirth wusste seine Gäste so ganz von allem Zwange zu entbinden, dass ein jeder in seinem eignen Hause zu leben glaubte.

So wie er für den sinnlichen Genuss sorgte, eben so sorgte er auch für die geistige Unterhaltung seiner Gäste. Gewöhnlich hatte er Briefe oder andere Neuigkeiten aufbewahrt, die er entweder schon vor Tische oder bei der Tafel seinen Freunden mittheilte und woran er das weitere Gespräch knüpfte. Die Unterhaltung an seinem Tische glich im Ganzen der Unterhaltung in andern Gesellschaften, nur dass in den Gesprächen bei ihm noch mehr Vertraulichkeit und Offenheit herrschte. Hier sprach noch mehr das Herz mit; hier unterhielt sich der grosse Mann über seine und seiner Freunde Angelegenheiten; hier sah man, wie der Weltweise sich zur Erholung von seinen anstrengenden Kopfarbeiten alles Zwanges entledigte; hier fasste und verfolgte er frei eine jede Idee, die sich ihm darbot; hier überliess er sich zwanglos einem jeden Gefühl, das aus seinem Herzen floss; hier erschien Kant ganz in seiner natürlichen Gestalt. Und wie liebenswürdig, wie unbeschreiblich liebenswürdig erschien er hier! — Ich wünschte, ich könnte Ihnen ganz meinen Kant schildern, wie er sich uns in seinem Hause, an seinem Tische darstellte; aber ich fühle, dass es mir an Worten gebricht und ich glaube auch, dass keine Schilderung den Unerreichbaren erreichen wird. Man musste ihn hier selbst sehen, das seltene Gepräge seines ganzen Wesens und Handelns unmittelbar in sein Herz aufnehmen, um von seiner Grösse ganz durchdrungen zu werden. Das helle Licht der Weisheit und die milde Wärme einer theilnehmenden Herzensgüte, der ernste Hinblick auf die Leiden der Menschheit und die lachende Freude über das Schöne und Erfreuliche der Welt wechselten hier im mannichfaltigsten und lieblichsten Gemisch ab und waren die Würze an der einfachen Tafel des Weltweisen."

Siebzehnter Brief.

Mein letzter Besuch bei Kant.

„Am ersten August des vorigen Jahres sah ich zum letzten Male meinen grossen Lehrer und Freund. Aber welch eine traurige Veränderung hatte sich mit dem grossen Manne zugetragen! Meine Freunde in Königsberg hatten mich zwar schon auf einen schmerzhaften Anblick vorbereitet, ja sie hatten mir selbst von meinem Besuche abgerathen, aber ich konnte meinem Herzen nicht widerstehen; ich eilte zu dem Manne hin, der so viele Jahre der Stolz und das Glück meines Lebens gewesen war und fand leider seinen Zustand trauriger, als sie, die seine Kräfte allmählig hinschwinden sahen, ihn mir schildern konnten. Mit bangem Vorgefühl betrat ich die Schwelle, die mich einstens zu den höchsten und edelsten Freuden des Geistes einlud; mit einer nie gehabten Empfindung öffnete ich das Studirzimmer des Weltweisen, wo ich sonst in dem engern Kreise

seiner Freunde das Glück seines besondern Unterrichts und seiner vertrauten Freundschaft genoss. Aber denken Sie sich mein Gefühl! Kaum war ich ins Zimmer getreten, so erhob sich der gebückte Greis mit schwankendem Tritte von seinem Stuhle mir entgegen. Ich flog mit wehmüthigem Herzen an seine Brust, ich drückte ihm meinen kindlichen Kuss auf seine Lippen; ich bekannte ihm meine Freude ihn wieder zu sehen und Er — er blickte mich mit mattem forschendem Auge an und fragte mich mit einer freundlichen Miene: wer ich wäre. Mein Kant kannte mich nicht mehr! — Er bat sogleich darauf um die Erlaubniss sich setzen zu dürfen, weil ihm das Stehen zu schwer falle, nöthigte mich gleichfalls mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit zum Sitzen und erkundigte sich von neuem: wer ich wäre. Ich führte ihm verschiedene, ihm sonst sehr wohl bekannte Umstände aus meinem Leben an, aber sie waren gänzlich aus seinem Gedächtniss verwischt; ich nannte ihm verschiedene wichtige Dinge, bei welchen wir gemeinschaftlich thätig gewesen waren, aber sie hatten in seiner Seele keine Spur mehr zurückgelassen; ich machte ihn auf Oerter und Personen aufmerksam, wo und mit welchen wir öfters zusammengewesen waren, ich führte ihm Handlungen an, die er selbst für mich mit so vieler Theilnahme verübt hatte, aber auch diese konnten mich ihm nicht mehr in Erinnerung bringen. Es war schmerzhaft zu sehen, wie der schwache Greis sich anstrengte, um in die Vergangenheit von wenigen Jahren zurückzublicken und die gegenwärtige Anschauung von mir mit vormals gehabten Vorstellungen zu verknüpfen und doch gelang es ihm nicht.

Um das Gespräch nicht gänzlich sinken zu lassen, erkundigte ich mich bei ihm nach solchen körperlichen Umständen, über welche er sonst gewöhnlich zu sprechen pflegte und es schien ihm angenehm zu seyn, dass ich ihn in seinen engen und vertrauten Gedankenkreis zurückführte. Er sprach nun dieselben Sachen und Worte, die ich schon sonst öfters aus seinem Munde gehört hatte, aber auch bei diesem ihm so gewöhnlichen Gespräch blieben ihm die Gedanken stehen und er konnte zu manchem kleinen Satze nicht das Schlusswort finden, so dass seine hochbejahrte Schwester, welche hinter seinem Stuhle sass und dasselbe Gespräch vielleicht schon oft gehört hatte, ihm das fehlende Wort vorsprach, welches er dann selbst hinzufügte.

Während unseres Gesprächs, bei welchem er mich ununterbrochen ansah, rief er einige Male mit einer Aeusserung von Freude aus: ihr Blick wird mir immer bekannter! Ich hoffte mit Entzücken bei diesem frohen Ausruf, dass er sich meiner vielleicht doch noch erinnern würde, aber vergebens. Es blieb bei diesem sich aufhellenden Sinnenbilde, das in keinen Verstandes-Begriff mehr umgeformt werden konnte. Ich musste ihn verlassen, ohne von ihm wieder erkannt zu seyn. Der Greis selbst schien über sein geschwächtes Erinnerungsvermögen einige Rührung zu empfinden. Als ich mich zum Abschiede anschickte, so bat er mich einige Male: ich möchte mich doch nur seiner Schwester umständlich erklären, wer ich wäre; sie würde es ihm dann wohl gelegentlich beibringen. Ich that es,

und das gute Mütterchen kannte mich auch aus voriger Zeit noch genug, um mich ihm wo möglich noch einmal ins Gedächtniss zurückzurufen. Hierauf umarmte ich meinen grossen Lehrer zum letzten Mahl und schied von ihm mit wehmüthigem Herzen und mit thränenden Augen.

Diese Scene meines letzten Besuchs bei Kant hat auf mich einen so rührenden Eindruck gemacht, dass sie sich mir unablässig vor Augen stellt und mich zu traurigen Betrachtungen veranlasst. Gott, was ist der Mensch und was ist Grosses im Menschen? Der grösste Geist des Zeitalters, vor dessen Blick nichts verborgen blieb, der mit seiner Kraft die ganze Natur, das ganze Gebiet des menschlichen Wissens umfasste, der durch das tiefe Dunkel des Irrthums den Sonnenweg zur himmlischen Weisheit bahnte, ein unerschütterliches Gebäude der Philosophie erschuf und die Welt mit heller Wahrheit erleuchtete, dieser Geist konnte viele Monate vor der Trennung von seinem körperlichen Organ nicht mehr wenige Begriffe mit einander verknüpfen und zur Klarheit des Bewusstseins bringen. Der Mann, der durch seine Lehre die Weisen Europens in Erstaunen setzte, musste sich von seiner alten Schwester, die vormals den Geist und die Sprache ihres Bruders nie begriffen hatte, einzelne Wörter zur Bezeichnung ganz gewöhnlicher Gedanken vorsagen lassen. — Welch eine bedenkliche Abhängigkeit des menschlichen Geistes vom Körperorgan! — Und diese Geistesschwäche des grossen Mannes entstand nicht plötzlich durch eine krankhafte Zerstörung der Denkorgane, sondern sie war eine allmählige Lähmung des Geistes nach Maassgabe der schwächerwerdenden Werkzeuge. Daher sich bei ihm auch keine Spur von Geisteskrankheiten, sondern nichts als Geistesschwäche äusserte, die sich nach und nach vermehrte.

Schon vor acht Jahren fand ich ihn etwas verändert, obgleich er sich an einzelnen Tagen, wenn die Functionen der Natur gut von statten gingen, noch ganz in seiner vormaligen Geisteskraft zeigte. Seit dieser Zeit ward aber die Abnahme seiner Kräfte merklicher. Vor vier Jahren fing er schon an sich eines Gedankenzettels zu bedienen, auf welchen er die ihn besuchenden Reisenden verzeichnete. Auf diese Blättchen schrieb er endlich jede Kleinigkeit auf, die ihm von Andern gesagt oder ihm selbst eingefallen war. Vor drei Jahren musste ich ihm über meine bevorstehende Amts- und Ortsveränderung Auskunft geben, aber es war ihm schon damals so schwer, mein neues Amt und den damit verbundenen Charakter zu behalten, dass ich ihm Alles umständlich in die Feder dictiren musste. Schon damals fühlte er es und vielleicht unangenehmer als bei noch grösserer Schwäche, dass ihm bisweilen die Gedanken ausgingen und er entschuldigte sich selbst, dass ihm das Denken und Begreifen schwer würde, und dass er von dem vorhabenden Gedanken abbrechen müsste.

So schwand allmählig die Kraft des grössten Denkers bis zur völligen Geistesohnmacht hin.“

Aus der Borowski'schen Schrift möge hier zur Vervollständigung des vorstehenden Charakterbildes unseres grossen Philosophen noch Folgendes abgedruckt werden:

„Bei den mehresten Schriften, die uns vors Auge kommen, sollte es wohl immer die zweite Frage nur erst seyn, deren Beantwortung wir wünschen: Wer gab sie dem Publikum? Immer müsste die Frage vorher gehen und in der Ordnung die erste seyn: Was und wie spricht das Buch und der bekannte oder unbekannte Verfasser zu uns? Man ist und bleibt alsdann, wenn man auf jene auch gar keine Antwort erhält, bei der Lesung wirklich um so unbefangener. — Nur bei historischen und besonders bei biographischen Aufsätzen ist es anders. Hier muss der Leser schon zum voraus überzeugt seyn, dass der Verfasser nicht aus der Luft geschöpft habe, dass er wissen konnte, was er uns erzählt und dann, dass er die Fakten auch richtig geben wollte.

Ich gebe hier, nachdem ich von mehrern Seiten dringend dazu aufgefordert bin, unsers nun vollendeten Immanuel Kant's Leben. Ob ich es ächt und zuverlässig geben kann und wirklich gebe, wird folgende gang simple Erzählung zeigen.

Vor einigen Jahren beschloss die hiesige Königl. deutsche Gesellschaft, nicht allein, wie bis dahin, studirenden Jünglingen Gelegenheit zu mancherlei wissenschaftlichen Uebungen zu schaffen, sondern auch jeden Monat in einer öffentlichen Versammlung Vorlesungen von Männern halten zu lassen, die sie aufforderte und die sich dazu willig finden liessen. Mehrere unsers Orts, Hofpred. Schultz, die Consistorialräthe Schmalz, Graef, Hasse u. a. erfüllten den Wunsch der Gesellschaft, und auch ich nahm dieses Geschäfte mehrere male auf mich. Unter andern las ich am Anfange des J. 1792 einen Aufsatz: Ueber die allmähligen Fortschritte der gelehrten Kultur in Preussen bis zur Kantischen Epoche vor, der auch bald darauf durch den Abdruck ins grössere Publikum kam. Ich war mit der Darstellung der preuss. Literärgeschichte da bis auf die Zeiten Kant's gekommen und hatte nun den Einfall, eine Skizze vom Leben dieses Mannes in eben der Art, wie ich in den nächstvorhergehenden Jahren zu den v. Baczkoschen Annalen und andern hiesigen Zeitschriften, Biographien von hiesigen verst. Gelehrten Rappolt, Arnoldt, Pisanski u. m. gegeben hatte, zu entwerfen. Ich wusste durch Kant selbst so Manches, das Andern nicht bekannt oder doch nicht so bekannt, als mir war. Dieses warf ich aufs Papier — und liess es Kant'en mit folgendem Briefe einhändigen:

„Es ist, sehr verehrenswürdiger Mann! wiederum die Reihe an mir, in der deutschen Gesellschaft eine öffentliche Vorlesung zu halten. Ich habe diesesmal — Sie selbst zum Thema gewählt und es hat mir in den Tagen der abgewichenen Woche recht sehr frohe Stunden gemacht, mich von Ihnen und über Sie zu unterhalten. — Hier ist's, was ich darüber

unter der Aufschrift: Skizze zu einer künftigen Biographie u. f. zu Papier gebracht habe. Verurtheilen Sie es ja nicht gleich, indem Sie diese Aufschrift lesen, zum Nichtanblick — dieses würde mir wehe thun. Ich sage am Anfange meine Gründe zu einem Aufsatze dieser Art, die ich wenigstens für hinreichend halte. Bei dem Uebrigen hab ich beinahe jedes Wort sorgfältig abgewogen.

Aber ich wollte doch nicht gerne auch nur Ein Wort, nur Einen Buchstaben sagen, den Sie etwa — nicht wollten gesagt haben. Deswegen habe ich's auf gebrochnen Bogen geschrieben und Sie haben nun völlige Freiheit, zu — streichen, oder hinzuzusetzen, zu berichtigen u. f. Ich halte es für schickliche Discretion — und noch mehr, ich halte es meiner alten und sich immer gleich bleibenden Verehrung für Sie gemäss, Ihnen diese wenigen Blätter zuvor, ehe noch irgend ein Gebrauch davon für Mehrere gemacht wird, einzuhändigen und erbitte mir, da Sie, wie ich wohl einsehe, kein nothwendigeres Geschäfte um dieses Aufsatzes willen versäumen können, ihn etwa Mittwochs in Ergebenheit zurück. — Mit der entschiedensten Hochachtung verharre ich u. f. K. 12. Octobr. 1792."

Einige Tage nachher (K. hatte sich, wie er mir gelegentlich sagte, Zeit genommen, alles ganz genau durchzulesen) erhielt ich die ihm zugesandte Handschrift und folgende Antwort:

„Eur. Hochw. freundschaftlicher Einfall, mir eine öffentliche Ehre zu bezeugen, verdient zwar meine ganze Dankbarkeit; macht mich aber auch zugleich äusserst verlegen, da ich einerseits alles, was einem Pomp ähnlich sieht, aus natürlicher Abneigung (zum Theil auch, weil der Lobredner gemeiniglich auch den Tadler aufsucht) vermeide und daher die mir zugedachte Ehre gerne verbitten möchte, andererseits aber mir vorstellen kann, dass Sie eine solche ziemlich weitläuftige Arbeit ungerne umsonst übernommen haben möchten. — Kann diese Sache noch unterbleiben, so werden Sie mir dadurch eine wahre Unannehmlichkeit ersparen und Ihre Bemühung, als Sammlung von Materialien zu einer Lebensbeschreibung nach meinem Tode betrachtet, würde denn doch nicht ganz vergeblich seyn. — In meinem Leben aber sie wohl gar im Drucke erscheinen zu lassen, würde ich aufs inständigste und ernstlichste verbitten.

In jener Rücksicht habe ich mich der mir gegebenen Freiheit bedienet, einiges zu streichen oder abzuändern, wovon die Ursache anzuführen, hier zu weitläuftig seyn würde und die ich bey Gelegenheit mündlich eröffnen werde. — Die Parallele, die auf der vor den drei letzten Blättern vorhergehenden Seite (wo ein Ohr eingeschlagen ist) zwischen der christlichen und der von mir entworfenen philosophischen Moral gezogen worden, könnte mit wenigen Worten dahin abgeändert werden, dass statt derer Namen, davon der eine geheiliget, der andere aber eines armen ihn nach Vermögen auslegenden Stümpers ist, diese nur eben angeführten Ausdrücke gebraucht würden, weil sonst die Gegeneinanderstellung etwas für Einige

Anstössiges in sich enthalten möchte. — Ich beharre übrigens mit der vollkommensten Hochachtung und Freundschaft zu seyn

Eur. Hochw.

Königsb. 24. Octobr. 1792.

ganz ergebenster, treuer Diener

I. Kant."

Ich erwiederte auf diese freundschaftliche Zuschrift, nach Verlauf einiger Stunden, Folgendes:

„Eben kehre ich, edler, verehrungswürdiger Mann! von einer Mahlzeit ausser meinem Hause zurück und finde Ihre gütige Zuschrift nebst meinem Ihnen eingehändigten Manuscripte. — Auch nicht eine einzige unangenehme Minute sollen Sie — durch mich haben; deswegen schreibe ich, nachdem ich Ihre Deklaration gelesen habe, augenblicklich zurück. Die Handschrift soll weder vorgelesen und noch weniger bei Ihrem Leben abgedruckt werden; sie soll zu derjenigen Bestimmung, die Sie selbst ihr zu geben gewürdiget haben, aufbehalten bleiben. Sie hatten, Theuerster! keine inständige und ernstliche Bitte an mich nöthig, denn Ihr kleinster Wink ist mir so heilig und werth, dass ich ihn sogleich befolge.

Tausend Dank für Ihr Beigeschriebenes! Die übrigen mir zum künftigen Gebrauch zugesandten Materialien remittire ich morgen zu Ihren Händen. — Das Manuscript wird nun gänzlich an die Seite gelegt. Wie freu' ich mich, dass Sie meine wahrlich gute Intention doch nicht verkannt haben! Ich fange gleich diesen Abend an, über einer andern Vorlesung, da ich doch eine halten muss, zu brüten. Etwa „Ueber die Veränderungen des Geschmacks in philosoph. und theol. Wissenschaften in Preussen u. s. f." oder, was ich der Nothbrochure für einen Namen geben werde. Und nun, gütigster Freund! leben Sie noch lange und recht wohl. Sie müssen, wenn ich vor Ihnen heimgehe, einen Ihrer würdigen Biographen finden und Sie werden ihn auch gewiss finden. Mir hat der weggelegte Aufsatz, da ich ihn entwarf, frohe Stunden gemacht, weil ich mich mit Ihnen beschäftigte — und mit gehorsamer und gegen Sie dankvoller Empfindung lege ich diesen, durch Ihre Beischriften bereicherten und nun von Ihnen autorisirten biographischen Entwurf an die Seite, weil ich dadurch Ihren Willen erfülle. Mit wahrer und herzlicher Ehrerbietung bin u. f. Kön. 24. Octobr. 1792."

So ward denn also diese Handschrift, in welcher K. manches durchstrichen, manches an den Rand beigefüget hatte und die nun, wie wir hörten, von ihm selbst für eine Sammlung von Materialien zu einer Biographie nach seinem Tode deklariret war, an die Seite gelegt. Sie hat zwölf Jahre geruhet — und nun mag sie, da ich, wie gesagt, von mehrern Seiten, zur öffentlichen Bekanntmachung derselben aufgerufen werde, ich auch durchaus keinen Grund sehe, warum ich sie weiter zurück halten sollte, den Weg vor die Augen derer nehmen, die Kant's Name und Thun und Wirken irgend interessiret. Mit diplomatischer Genauigkeit

wird alles, so wie es da vor den Augen des Vollendeten lag, hier abgeschrieben und dann abgedruckt werden. Das von ihm Durchstrichene (es ist dessen nur wenig) und seine Marginalien, wie auch, was noch hinzuzusetzen ich selbst jetzt nöthig finde, soll in den Noten und dann, hinter dem Text gegeben werden.

„Skizze zu einer künftigen zuverlässigen Biographie des preussischen Weltweisen Immanuel Kant.

Eine Vorlesung.

Mit der Geschichte eines Mannes will ich Sie, m. H.! jetzt zu unterhalten suchen, der noch unter uns lebt und wirkt, unsers — Immanuel Kant[1]). Hat je Einer, der an dieser Stelle sprach, auf Aufmerksamkeit voraus schon sicher rechnen dürfen, so glaube ich in dieser sehr glücklichen Situation heute zu seyn. Ich sehe hier Männer, die mit K. aufwuchsen und jetzt seine Kollegen sind; ich sehe Geschäftsmänner, die nun die Resultate dessen, was sie einst, nahe seinem Lehrstuhl hörten, in ihren Wirkungskreisen benutzen; ich sehe mich umgeben von Schülern, die vielleicht nur eben aus seinem Hörsaal hierher kamen. Alle — ehren seinen Namen und hören, wie ich mich gewiss versichert halte, gerne von ihm und über ihn reden.

„Aber er lebt ja — und nun schon seine Lebensgeschichte!“ — Ja, m. H.! und lange, lange noch möge er leben und wirken. Allerdings ist es wahr, Lebensbeschreibungen eines Mannes, der in seinem Zeitalter Namen und Ruf erhielt und auf seine, vielleicht auch auf künftige Generationen viel wirkte, haben nur dann erst die gehörige Vollständigkeit, wenn man sagen kann und muss, so ungern man's auch sagt: Er war und ist jetzt nicht mehr! Nur dann erst kann ein ganz treffendes Gemälde von ihm, von seiner ausdauernden Thätigkeit und was diese Thätigkeit für Folgen auf ihn selbst und auf seine Zeitgenossen brachte, — nur dann erst kann ein Ganzes von ihm aufgestellt werden. Auch der Gelehrteste kann doch noch, wenn er bis zum Schlusse seiner Lebensperiode immer tiefer noch forscht, wenn er die Urtheile anderer Weisen über ihn und

[1]) „Dieser Prolog über Biographien, Selbstbiographen u. f. könnte hier wohl meines Erachtens ganz füglich weggelassen worden seyn, (mag doch auch jeder, der ihn nicht lesen will, dieses Paar Blätter überschlagen) aber meine und K. Freunde, besonders Kriegsrath Scheffner, Kammersecr. Nicolovius u. m. die um die Handschrift wussten, waren der Meinung, es würde für's Publikum grösseres Interesse haben, alles so zu lesen, wie es vor K. Augen lag. Wirklich geht auch manches Charakteristische an ihm, wie wir sehen werden, aus dem Durchstrichenen und Beigezeichneten hervor. — Gerne gesteh' ich's auch, dass ich diese Skizze überhaupt in eine ganz andere Form umgegossen haben würde, aber dies hing, wie eben gesagt ist, nicht von mir ab.“

seine Werke zu Rathe zieht und die Winke benutzt, die man ihm da oder dort gab, zu Retractationen von allerlei Art veranlasst werden; — er sieht nach fortgesetzten Untersuchungen vielleicht im spätern Greisesalter diese oder jene seiner Behauptungen als zu rasch, zu gewagt, manche seiner frühern Arbeiten, als jugendliche Wagestücke an. So kann denn der Biograph, der von ihm, da er noch lebt, schon spricht, den Mann, der sein Thema ist, freilich wohl sehr genau und treffend, ganz so, wie er zu der Zeit, wie er an dem Tage ist, da er von ihm schrieb, darstellen, aber die Welt hat alsdann nur ein Gemälde des Tages, des Jahres, nicht des ganzen vollendeten Lebenslaufs dessen, der ihm durch seine Wirksamkeit werth ward.

Alles wahr! — — Aber sollt' es demungeachtet nicht doch gut und rathsam seyn, von einem bedeutenden Manne schon früher und noch bei seinem Leben, die Daten zu seiner künftigen Biographie zu sammeln: — diese an dem Orte gerade zu sammeln, wo er lebt und wirkt, wo man Augen- und Ohrenzeuge von dem Mehresten ist, das ihn betrifft, wo man sich also weniger hierin irren kann, als an entferntern Orten, wo man allenfalls von ihm selbst Berichtigungen gelegentlich einholen und im persönlichen Umgange mit ihm oder seinen vertrautern Freunden vieles erfahren kann, was das Ausland nicht weiss oder von Durchreisenden nur halb oder, je nachdem diese bei ihren Erkundigungen auf Freund oder Feind zustossen, in schiefer Darstellung erfährt? Gewiss ist's dann, wenn die Grundlinien zu einer künftigen sichern Biographie einmal gezogen sind, für jeden, der in der Folge über den merkwürdigen Mann nach seinem Tode schreiben will, nun gar nicht mehr möglich, die bei seinem Leben schon gesammelten und dem Publikum bekannt gemachten Daten ganz unbemerkt und unbenutzt zu lassen; er ist dann schon gebunden, jene Grundlinien zu demjenigen vollständigen Gemälde zu benutzen, das er aufstellen will, kurz, die Geschichte des Mannes kann alsdann durchaus nicht mehr ganz verfälscht werden. Es können z. B. ihm dann doch nicht, auf blosse Vermuthungen oder aus Misskenntniss der ihm eigenthümlichen Denk- und Schreibart Schriften und Werke zugeeignet werden, die er doch nicht schrieb; nichts kann seinem Gewande weiter angeflickt werden, das nicht zu seinem Gewande gehört.

„Nun, so sollte jeder Gelehrte von Celebrität seine Geschichte selbst schreiben, sollte Autobiograph werden!" Ich stimmte dem gerne bei; allein der grosse und wirklich edle Mann weiss es unter seinen Zeitgenossen oft gerade am wenigsten, dass er den Grad von Celebrität habe; — dass man so gerne sich von ihm und über ihn unterhalten lassen wolle. Er schreibt von sich, wenn ers ja thut, mit scheuem timiden Umherblicke, weil er die unwillkührlichen Ueberraschungen der Eigenliebe befürchtet und mit Recht befürchtet. Wahrlich, es ist eine ganz eigene, nicht dem Tausendsten gegebene Sache sich da vor's grosse Publikum hinzustellen und gleichsam zu sagen: Sehet da, hier bin ich — so und so viel hab' ich gearbeitet; das habe ich bewirkt; die Ehrenbezeugungen sind mir wiederfahren! Wie

sehr vielen sind schon die Lebensläufe, die sie von sich selbst entwerfen, misgeglückt? „Man muss sich hüten, sagt der berühmte Ernesti, (N. Theol. Bibl. B. X. S. 362.) von sich zu schreiben. Wenn man auch weder eitel, noch Heuchler ist, so entfällt uns doch, auch bei guter Vorsicht, gar zu leicht etwas, das nach einem oder dem andern schmeckt. Der selige Joecher, erzählt Ernesti gleich darauf, sagte mir einmal, dass in dem Bande von dem nun vergessenen Universallexicon, den er zuletzt censirt hätte, verschiedene uns beyden bekannte Gelehrte ihre Lebensbeschreibungen selbst verfertigt hätten. Ich sagte darauf im Scherze, dass ich mir getrauete, sie alle zu finden; — ich verdarb mir die Zeit, zu suchen und zu Jöchers Verwunderung traf ich sie alle. Sie hatten alle etwas von Pedanterie, von der einige Verfasser sonsten wohl rein seyn mochten."

Ich hatte diesen Prolog nöthig, um mich zu rechtfertigen, dass ich über Kant, der in unsrer Mitte lebt, reden will. Ich weiss es, m. H.! hundert andre würden von ihm, seiner würdiger sprechen; gewiss weiss ich's, einst nach seinem Hingange werden ihm der Denkmale viele errichtet werden, aber ob die genaueste Richtigkeit darin herrschen dürfte, wenn nicht von hier aus frühe schon zuverlässige Daten dargereicht werden, ist eine andere Frage.

Sie hören heute keine Lobrede auf ihn; er wünscht sie nicht, denn er ist bescheiden; er bedarf sie auch wahrlich nicht, denn seine Schriften, seine Schüler sind seine Lobrede. — Auch nicht Geschichte seiner Philosophie trag ich vor. Diese käme jetzt noch in jeder Beziehung zu frühe. Einst, wenn man den Inhalt derselben, die Anwendung, die davon in allen andern Wissenschaften gemacht worden ist, die Vertheidigungen gegen ihre Gegner u. f. wird erzählen wollen, dürfte dies mehrere Bände noch anfüllen, als einst Ludovici von der Geschichte der Leibnitz'schen und Wolf'schen Philosophie schrieb. — Noch weniger wage ich mich an eine Apologie seines Systems gegen die grossen und kleinen Männer, denen es im Wege steht, weil sie das ihrige, bei dem sie sich so lange doch ganz wohl befanden, dadurch zu sehr erschüttert finden. Nicht einmal Biographie wird mein Vortrag seyn, diese erfordert und ich wünsch' ihr eine geübtere Hand. Nur Grundlinien zu einer künftigen sichern Biographie glaub' ich ziehen zu können. Ich war einer seiner frühesten, täglichen Schüler, — wuchs unter seinen Augen auf — sah die erste Grundlage meiner Kenntnisse durch ihn gemacht — ward durch seine Hand zuerst auf die Laufbahn meines irdischen Lebens geführt, auf welcher ich bis heute Zufriedenheit geniesse, behielt den Lehrer meiner Jugend mit allen seinen Arbeiten und schriftstellerischen Erzeugnissen, mit alle seinem Thun und Wesen im Auge, lebe hier, ihm ganz nahe, befinde mich häufig in den Gesellschaften, deren Freude unser Kant ist — und so kann, so werd' ich von ihm richtige, zuverlässige Daten in die Hände seines künftigen Biographen bringen.

Von den interessanten Beilagen, welche Borowski in seiner Schrift mittheilt, erlaube ich mir hier nur die VI und VII (S. 251—258) zu reproduciren.

VI. Katholische Universitäten, in Beziehung auf Kant'sche Philosophie.

(Dieses Blatt von einer unbekannten Hand geschrieben, ward mir von Kant unterm 2. Oktober 1793 mit der Bitte zugeschickt, solches meinen biographischen Kollektaneen beizufügen.)

„Die Frankfurter kaiserliche Reichs-Oberpost-Amts-Zeitung vom 24. Juli 1792. Num. 118. erzählet, unter Würzburg, am 19. Julii: „Gestern kamen Sr. Maj. der König von Preussen, nebst dem Kronprinzen hier an. Die Juristen mit blauen — und die Kaufleute mit rothen Uniformen u. f. erwarteten den König. Gegen 12 Uhr Mittags ward durch einen Kanonenschuss das Zeichen der Ankunft gegeben. — Se. Maj., der König, liess ein vorzügliches Vergnügen an den Studentenchören blicken, deren Officiere meistentheils in glänzender Uniform, mit Gold-durchwirkten Bandelieren erschienen, auf welchen bei dem philosophischen Corps die Aufschrift eingenähet war: *Regiomontum in Borussia et Wirceburgum in Franconia per philosophiam unita.* (Die Philosophie hat Königsberg in Preussen und Würzburg in Franken verbunden.)"

Niemand hätte es sich wohl träumen lassen können, dass man die französische Revolution der kritischen Philosophie zu Schulden rechnen könne. Und doch ist es geschehen! Prof. Maternus Reuss schreibt in seiner 1792 am 17. August zu Würzburg vertheidigten Disputation *de eo, quid ratio speculativa a priori de anima et mundo statuere possit*, S. 3 ausdrücklich: „*Controversia haec*, nämlich ob die kritische Philosophie einen nachtheiligen Einfluss auf die Religion habe, *jam satis et pro religione et pro philosophia diremta est, nec perdurat, nisi in certis piis, ut ajunt, conventiculis, in quibus continuae querelae de moderna per hanc philosophiam corruptione morum, de revolutione in Gallia ex hac philosophia orta etc. et ab hoc et ab hac personant.*"

Hiebei zugleich eine Verzeichnung derjenigen, welche im katholischen Deutschlande die Kant'sche Philosophie öffentlich oder privatim lehren. 1788 fing Prof. Reuss in Würzburg an, sie vorzutragen und setzt es auch bis jetzt fort. 1789 Prof. Dorsch in Mainz. In eben diesem Jahre Prof. Schmitt zu Heidelberg, mit dem sich Prof. Koch verband. Seit 1790 begann Prof. Grafenstein Vorlesungen darüber zu Ingolstadt, die aber bald darauf von der Schulen-Kuratel untersagt wurden. Von 1791 ward Kant's Philosophie gelehret zu Erfurt von den Professoren Emes und Muth; zu Bamberg vom Prof. Damm, vor einem zahlreichen Auditorium aus allen Ständen; zu Mainz vom Prof. Dietler, der auf Dorschen folgte; auch zu Dillingen, ohngeachtet des grossen, allda alles dirigirenden Stattlerischen Ansehens, vom Prof. Weber; dann in den mehresten Reichsstiften in Bayern und Schwaben, z. B. zu

Kaisersheim, Neresheim, bei St. Ulrich zu Augsburg; endlich in Franken sogar schon in den Mönchsklöstern, z. B. zu Münnerstädt von den Augustinern, welche Leute sonst bei jeder wissenschaftlichen Epoche immer zwanzig Jahre hinten nachkamen. — Grosse Kenner und Freunde, wenn auch nicht öffentliche Lehrer dieser Philosophie sind der Regent im Priesterhause zu Salzburg, Fingerlos — und Socher, Pfarrer zu Echingen, zwei Meilen von München. — Die Salzburg'sche Literaturzeitung trägt auch zu weiterer Verbreitung viel bei."

VII. An Kant.

(Oben versprach ich's, einen — und nur Einen — von den sonderbaren Briefen zu geben, dergleichen häufig bei Kant eingingen. Den Namen der Korrespondentin lass' ich weg. Kant sandte ihn mir zu und bemerkte auf dem beigelegten Blatte, dass dies Schreiben ihn doch vor vielen andern interessirt habe, weil von Wahrheit und Zuverlässigkeit darin, die Rede wäre. — Wir wissens schon, dass ihm diese Pflicht über alles theuer und werth war.)

„Grosser Kant! Zu dir rufe ich, wie ein Gläubiger zu seinem Gott um Hülfe, um Trost oder Bescheid zum Tode. Hinlänglich waren mir deine Gründe in deinen Werken für das künftige Seyn. Daher meine Zuflucht zu Dir. Nur für dieses Leben fand ich nichts, gar nichts, was mir mein verlornes Gut ersetzen könnte: denn ich liebte einen Gegenstand, der in meiner Anschauung Alles in sich fasste, so dass ich nur für Ihn lebte. Er war mir ein Gegensatz vor das Uebrige — denn alles Andere schien mir ein Tand und alle Menschen waren für mich auch wirklich, wie ein Gewäsch ohne Inhalt.

Nur diesen Gegenstand hab ich durch eine langwierige Lug beleidiget, die ich ihm jetzt entdeckte: doch war für meinen Charakter nichts Nachtheiliges darin enthalten, denn ich habe kein Laster in meinem Leben zu verschweigen gehabt. Doch die — Lug allein war vor ihm genug und seine Lieb verschwand. Er ist ein ehrlicher Mann, darum versagt er mir nicht Freundschaft und Treue, aber dasjenige innige Gefühl, welches uns ungerufen zu einander führte, ist nicht mehr. O, mein Herz zerspringt in tausend Stücke. — Wenn ich nicht schon so viel von Ihnen gelesen hätte, so hätte ich gewiss mein Leben schon geendet mit Gewalt: so aber hält mich der Schluss zurück, den ich aus Ihrer Theorie ziehen musste, dass ich nicht sterben soll, wegen meines quälenden Lebens, sondern ich sollte leben wegen meines Daseyns. Nun, setzen Sie sich in meine Lage und geben Sie mir Trost oder Verdammung.

Die Metaphysik der Sitten hab ich gelesen, samt dem kategorischen Imperatif. Hilft mir nichts: — meine Vernunft verlässt mich, wo ich sie am bessten brauche. — Eine Antwort, ich beschwöre dich — — oder du kannst nach deinem aufgestellten Imperatif selbst nicht handeln. Die Adresse an mich ist Maria (— —) in Kärnthen a Clagenfurt, bei (— —) abzugeben oder, wenn Sie es lieber dem Reinhold zuschicken wollen, weil die Posten da doch richtiger sind."

Dass Kant antwortete, versteht sich: aber ungeachtet meiner mehrmaligen Erinnerungen ward die Mittheilung an mich immer verschoben. Vielleicht findet sich seine Erklärung in seinem Briefnachlasse, den, wie ich höre, Dr. Rink aufbewahrt."

Ueber die Folgen und Früchte der Kant'schen Wirksamkeit so wie über seinen Charakter theilt Borowski wörtlich noch Folgendes mit:

„Wir sahen bis hieher Kant's thätiges, stets reges Wirken. Es ist nur noch übrig, etwas über die Folgen dieses Wirkens zu sagen.

Er ward Lehrer auf unsrer Universität. Mit allen Kenntnissen für das Fach, in welchem er dociren sollte, ausgerüstet, mit der anspruchslosesten Bescheidenheit erschien er in seinem Hörsaale, — erinnerte immer daran, dass er lehren würde nicht Philosophie, sondern philosophiren, denken u. f. — bewies Gründlichkeit in seinem Vortrage und gesellte dieser Gründlichkeit noch Anmuth und interessante Darstellung bei. Nie, nie nahm er zu dem elenden Behelf der Satyre oder der Anstichelungen auf andre Mitlehrer seine Zuflucht; nie, wie wir alle seit einer Reihe mehrerer Jahre mit unsern Augen sahen, schlug er irgend einen niedrigen Weg ein, um Applausus zu haben. Er las, ohne sich an das Compendium, worüber er Vorlesungen anstellte, zu binden, oft ohne vorliegende Hefte, Logik, Metaphysik, Ethik u. f. ganz in der Art, wie es sein oben angeführtes Programm von 1765 erzählt, und fügte dann in der Folge noch physische Geographie und Anthropologie hinzu. Jene Vorlesungen, für diejenigen, denen es um ein gelehrtes Wissen zu thun war; diese, für Alle, die Kopf und Herz und auch ihren Umgang zu bilden und ihre Conversation mit Andern anziehender und unterhaltender zu machen Lust hatten. Rege Aufmerksamkeit war freilich immer erforderlich. Ohne diese war sein Vortrag unverstanden, folglich verloren. Seinerseits wurden die Lehrstunden und werden auch heute noch mit Pünktlichkeit und gewissenhafter Treue, ohne andre, als die gesetzmässigen Ferien, zu erlauben, gehalten. — Konnte dieses denn wohl eine andere Folge haben, als die, dass von 1755 an bis heute, eine grosse Menge der Studirenden und unter diesen gerade die Wissbegierigsten und Edelsten ihm zuströmten, denen er auch, ausser den Lehrstunden durch willige Auflösung ihrer etwannigen Zweifel, durch Auseinandersetzung dessen, was ihnen schwierig schien u. f. auf Spazierwegen und bei aller Gelegenheit gerne nützlich ward. Die jungen Theologen besonders lernen von ihm, jener falschen, windigten, viel prahlenden und nichts fruchtenden Aufklärung (wie mancher den Hang, von Bibel und dem darauf gegründeten System sich zu entfernen, nennt) ausweichen, nicht bloss das System nachbeten, sondern über Alles, folglich auch die theologischen Wahrheiten, selbst nachdenken; — sie überzeugen sich aus seinen Vorträgen, dass seine Moral besonders nicht im Widerspruch mit der christlichen Sittenlehre stehe, wenn auch gleich diejenige pünktliche Harmonie zwischen beyden nicht statt finden sollte, die so manche, die

durchaus Christum und die Apostel nur Eins und dasselbe, was K. sagt, wollen sagen lassen, zu finden sich überreden.[1]) In den Resultaten, — das kann wohl nicht geleugnet werden, trifft die Kant'sche Tugendlehre mit der christlichen ganz zusammen; die Motife sind bei der letztern anderswoher genommen und die Popularität und Fasslichkeit für Alle kommt hier noch dazu. — Auch die Studirenden andrer Fakultäten strömen ihm zu und alle werden von ihm zur Selbst- und Menschenkenntniss, zum Streben nach Wahrheit und Sittlichkeit angeleitet. Sein viel wirkendes moralisches Beispiel kommt auch hinzu. So wurden nun seit vierzig Jahren in allen Ständen und Aemtern Männer angestellt, die nun seine Belehrungen und weisen Winke in ihrem Wirkungskreise benutzen und ihrem Kant grösstentheils ihre nutzbare Thätigkeit und die guten Folgen davon verdanken. In der spätern Zeit flossen auch Männer von Jahren, wenn ihre Aemterverhältnisse es irgend erlaubten, seinem Hörsaal zu und erweiterten gerne den Vorrath ihrer schon gesammelten Kenntnisse. Es ist unstreitig, K. hat unaussprechlich viel gewirkt aufs Wohl unsrer Studirenden — und allgemeines Zutrauen und Liebe dieser Aller war und blieb ihm!

Und das grosse Publikum, das seine Schriften las und studirte? — Wir wissen es, dass derer, die ihm ganz beistimmten und derer, die nun, nachdem er die Bahn einer sichern, gründlichen Philosophie eröffnet hat, auf dieser Bahn herrlich fortschreiten, keine geringe Zahl ist. Seit der Revolution, die er durch die Critik der r. V. veranlasste, traten Abicht in Erlangen, Bering in Marburg, Born in Leipzig, Bouterweck und Bürger in Göttingen, auch Breyer in Erlangen, Hermann in Erfurt, Marc. Herz in Berlin, Heydenreich in Leipzig, Gottfr. Hufeland in Jena, Jakob in Halle, Kiesewetter in Berlin, den König Friedr. Wilhelm II., um ihn im Studium der kritischen Philosophie fester zu gründen, auf eine Zeitlang hieher schickte, Kosmann in Schlesien, Sal. Maimon in Berlin, Muth in Erfurt, Mutschelle, Rehberg in Hannover, Reinhold in Jena, Reuss in Würzburg, Prof. Schmid in Giessen, D. Schmid in Jena, Schübler zu Heilbronn am Neckar, Schütz in Jena, Snell in Giessen, Stäudlin in Göttingen, Tieftrunk in Halle, Ulrich in Jena, Will in Altorf, Ziegler in Göttingen u. a. m.[2]) ihm

---

[1]) „Und doch, so sehr ich hier schon selbst der ungebührlichen, von Vielen bis zum Ekel wiederholten Vergleichung Kant's mit Christus in den Weg trat, fand es der edle Mann doch für gut, in Ansehung dieser Stelle, in dem voranstehenden Briefe an mich, das ihm Ehremachende Bekenntniss abzulegen, dass er sich vor jenem Namen tief beuge und sich, gegen ihn gehalten, nur für einen, ihn nach Vermögen auslegenden Stümper ansehe."

[2]) „Unser Hofpr. Schultz, dem K. selbst in seiner Erklärung auf Schlettweins Herausforderung ein für ihn ehrenvolles Denkmal seiner Hochachtung und Freundschaft gesetzt hat, gab in den hiesigen gelehrten Anzeigen Jahrg. 1791. N. 25. S. 385. u. f. ein bis zu dem Jahre voll-

zur Seite, — benutzten in ihren Werken, durchaus nicht als blosse Nachbeter, sondern als Selbstdenker und Selbstforscher K. System — bestätigten oder erläuterten es — baueten auf dasselbe weiter fort und zogen um unsern K. einen sehr ehrwürdigen Kreis, der ihm zur Schutzwehr gegen Viele, die ihn nicht verstanden oder nicht verstehen, nicht benutzen wollten, dient.

Freilich waren und sind auf der andern Seite auch Viele, bei denen seine Schriften bis hieher nicht den Grad der Ueberzeugung bewirkten, den man hätte erwarten können. Man widersprach auch ihm: allein, was wirklich zur Ehre unsers Zeitalters gereicht, man widersprach dem edlen und bescheidenen Manne grösstentheils, Einen oder ein Paar ausgenommen, auf eine edle und bescheidne Art. Hier folgen die Namen Einiger, die, wenn sie auch den Menschen K. ehren, doch von seinen philosophischen Behauptungen abwichen: Abel in Stuttgart, Bornträger in Hannover, Brafberger in Heidesheim, Eberhard in Halle, Ewald in Dettmold, Feder in Göttingen, Flatt in Tübingen, Herder in Weimar, Jacobi in Düsseldorf, Lossius in Gera, Maass in Halle, Meiners in Göttingen, Obereit, Platner in Leipzig, Reimarus in Hamburg, Schulze in Helmstädt, Selle in Berlin, Tiedeman in Cassel, Tittel in Carlsruhe, Vogel in Nürnberg, Weishaupt in Gotha, Wizemann u. a. m. Ich wage es nicht, einen Stattler in München, der in unglücklichen Stunden seines Kopfs den — Anti-Kant und die Ungereimtheiten der Kant'schen Philosophie schrieb, mitten unter jene grösstentheils sehr ehrwürdige Namen, die Kant selbst, obgleich sie seine Gegner sind, wirklich sehr schätzt, zu stellen. — Das elende Geschmeiss, das da am Fusse des Parnasses mit Schmähschriften sumset und eine — Critik der schönen Vernunft von einem Neger zu Fetz und Marocco, auch die nähere Notiz und Critik der Kant'schen Critik u. dergl. ausbrütete, ist doch wahrlich wohl nicht einmal der Erwähnung werth.

Und nicht allein eine Menge von Schriften, die sein System erläutern und weiter darauf bauen, sondern auch die immer weitere Verbreitung desselben durch Vorlesungen auf entfernten Universitäten hat unser ehrwürdiger Greis erlebet. In Jena wird seine Philosophie von Ulrich und Reinhold, in Erfurt von Lossius, in Altorf von Will, in Halle von Jakob gelehret. Das landgräfliche Verbot, Kant'sche Ideen in Marburg vorzutragen, welches D. Endemann aus Nichtkenntniss der Sache bewirkt hatte, ward gleich das Jahr darauf 1787 wieder aufgehoben. Seit Michael dieses J. lehrt Bouterweck in Göttingen öffentlich und unter Autorität nach K. System. Er hat auch den, der Ausführung sehr würdigen Vorsatz gefasst, in Platonischen Dialogen K. Philosophie denen annehmlich zu

---

ständiges Verzeichniss der Schriften für und wider die kritische Philosophie heraus. Es ist begreiflich, dass dieses jetzt viel weitläuftiger ausfallen würde.

machen, die vor der systematischen, schulgerechten Form zurückbeben.[1]) Noch bemerkenswerther ist es, dass auch auf katholischen Universitäten die Frage, die Prof. Reuss in einer Schrift aufwarf: Soll man Kant's Philosophie auf katholischen Universitäten lehren? nun keiner weitern Entscheidung bedarf, da sie zu Mainz von den Professoren Dorsch und Blau; zu Würzburg von dem oben genannten Reuss, und vermuthlich auch schon auf mehrern katholischen Akademien gelehrt wird.[2]) Freilich durch die finstern Thore mancher Klosterschulen wird der Schein des Kant'schen Lichts noch nicht so bald eindringen — man wird sich vielleicht noch eine Zeitlang an den guten Köpfen, die die krit. Philosophie studiren wollen, durch Verketzerung rächen — man wird noch lange da spotten, wo man zum Widerlegen viel zu unvermögend ist — man wird zum Trutz eines oder des andern unserm Philosophen ergebenen Klostermannes und, um diesen in einen unphilosophischen Zorn zu bringen, den Wächterhund des Klosters — Kant — nennen (dies ist sichere Thatsache, obgleich ich den Ort selbst nicht benennen mag); dies alles wird man vielleicht noch eine Zeitlang fortsetzen, aber es wird auch nichts als Bedauern erwecken und die Ehrerbietung, die so viele Klügere in kathol. Landen unserm K. widmen, nicht im mindesten behindern. — Dass seine Philosophie unter den Gelehrten der jüdischen Nation viele an sich gezogen, ist bekannt: aber es belohnt sich nicht, davon so viel Redens zu machen, als Denina in seinem mehrmals angeführten Werke thut. Warum sollte denn des Juden Auge anders sehen, als das Auge irgend eines Andern, wenn beide es nicht muthwillig blenden!

Auch andre Arten von Ehrenbezeugungen kamen unserm K. entgegen. Gesuchet oder veranlasset von ihm selbst waren sie gewiss nicht. Auch hievon, um der Vollständigkeit willen, ein Paar Worte!

Auf ihn ward durch den freiwilligen Beitrag seiner Verehrer und Freunde, vor einigen Jahren schon durch den Medailleur Abramssohn eine Medaille geprägt, die sein Brustbild und seinen Namen[3]) auf der

[1]) Er schrieb darüber hieher an K., der mir seinen Brief auf der Stelle mit der lebhaftesten Freude darüber kommunicirte, dass er nun die Hoffnung hätte, seine Philosophie auf diese Art noch popularisirt zu sehen.

[2]) Am Schlusse des J. 1793 schickte mir Kant mit dem ausdrücklichen Verlangen, dass er dieser Skizze beigelegt würde, einen Aufsatz vom Benehmen gegen seine Philosophie in katholischen Landen zu. Ich stelle ihn in die Beilagen hin. Er hatte diesem Blatte zugleich die Nummern 41. u. 61. vom Intelligenzblatte der Allg. Lit. Zeit. beigelegt, wo S. 325. von einem angeblichen Mag. Kant, der sich für einen Sohn des unsrigen ausgab, im Meklenburgischen umherzog und das dortige, besonders das literarische Publikum brandschatzte, als einem Vagabond, für den man sich hüten müsse — und S. 486. von K. Plan, seine frühern Schriften selbst verbessert zu ediren, geredet wird.

[3]) Hier hat Kant an den Rand geschrieben — „doch mit dem fehlerhaften Geburtsjahre 1723. statt 1724."

einen Seite, auf der andern einen erhabenen[1]) Thurm zeigt, von dessen Höhe ein Senkblei herunter gelassen wird und dessen Fundament eine Sphinx bewachet. Die Umschrift dieser letztern Seite sagt das Bedeutungsvolle und dem, zu dessen Ehre die Medaille geprägt ward, ganz Angemessene: *Perscrutatis fundamentis stabilitur veritas.*[2]) Auch der Kupferstiche, die ihn darstellen oder doch darstellen sollen, haben wir mehrere. Ein Portrait von ihm, gestochen von Schleuen nach Beckers Zeichnung, ist dem 20sten Bande der Allg. deutschen Bibliothek vorgesetzt. Ein andrer Stich in Folio, nach dem Gemälde von Schnorr, durch Bausens Hand zur Seite seiner Abbildungen berühmter Gelehrten gefertigt, ist nicht ganz so ausgefallen, als die, die den Mann persönlich kennen, es wünschen. Jetzt eben ist er von Wernern gemahlt, damit nach dieser Zeichnung ein richtiger Kupferstich vor ein neues Journal, das Hufeland in Jena herausgeben will, gebracht werde.[3]) Ein hiesiger sehr geschickter Künstler Collin, der eines bessern Schicksals werth war, hat ein Brustbild von K. in Gyps, auch in Steingut geliefert, wo wahrlich die treffendste Aehnlichkeit sichtbar ist. Die hiesige Fayancefabrik fertiget schon seit einigen Jahren ungemein zierliche Vasen, auf deren Mitte Kant's Brustbild erhöhet dargestellt wird. Nie hätte er (ich weiss, kein Einziger von denen, die K. kennen, widerspricht mir darin!) dergleichen gesucht oder auch nur erwartet. Medaillen und Kupferstiche und Gypsabdrücke kamen ihm wahrlich eben so unverhofft als ihm, vor einigen Wochen nur, der Eintritt eines Mannes in sein Zimmer war, der ihm sagte: „er käme 160 Meilen weit her, um ihn, Kant, zu sehen und zu sprechen." Es war der Prof. der Philosophie Matern Reuss aus Würzburg, der im Sept. d. J. bei uns eintraf und im October abreisete. Ein kenntnissvoller, offner, gerader Mann, den Achtung für K. und seinen vortrefflichen Commentator Schultz herbrachte und den die Achtung aller, die ihn bei seinem hiesigen Aufenthalte sprachen, auf seiner Rückreise nach Würzburg, wo er lebt und lehret, begleitet.

Was aber unserm K. weit mehr als jene Ehrenbezeugungen, die oft genug auch andern weit weniger Würdigen wiederfuhren, Freude macht, und seinem Herzen Freude machen muss, ist, dass man hie und da, ohne nähere persönliche Kenntniss von ihm zu haben, bloss auf den Grund seiner moralischen Schriften, ein Zutrauen zu seinem Herzen, zu seinem Rath und Anweisungen bezeuget, welches beinahe beispiellos ist. Da

---

[1]) Hier Kants eigenhändiges Marginale „aber schief stehenden."

[2]) „Es ist bekannt, dass Abramssohn vor kurzem eine andre Denkmünze mit der Zöllner'schen Aufschrift: *Altius volantem arcuit* geliefert."

[3]) „Späterhin ward sein Bild vor dem 39sten Bande der neuen Bibliothek d. schön. Wiss., auch vor B. I. des Jenaischen literar. Repertoriums aufgestellt. Seitdem hat auch Hagemann, Schadows Schüler, eine Büste von ihm geliefert. Es könnte hier auch, der bei K. Leben hier schon gedruckten „Fragmente aus K. Leben" und andrer Arten von Ehrenbezeugungen für ihn, erwähnet werden, aber es würde ins zu Weite führen."

bekam er mehrere male schon Briefe, die zutrauensvollsten Briefe, worin man nicht etwa, wie das bei Gelehrten von einigem Ruf wohl vorkommt, von ihm einen guten Hauslehrer forderte oder um eine oder die andere Erläuterung seiner Schriften, sondern — um Auflösung der Zweifel gegen positive Religion, ja um Entscheidung verwickelter Gewissensscrupel bittet und dies von ihm zuversichtlich erwartet. So fest bauet man auf unsern Sittenlehrer auch im Auslande. — Aber auf einem vertrauten Briefwechsel liegt das Siegel der unverletzlichen Sicherheit und K. ist viel zu strenge in seinen moralischen Grundsätzen, als dass er das, was ihm ins Ohr gesagt wird, von den Dächern predigen lassen würde.[1])

Freilich hat grosse Celebrität auch, so wie Alles, auch das Beste in diesem Erdenleben, seine ihm anhangende Beschwerden. Grosser Ruf in der Welt ist auch eine Rose in Dornen eingehüllt! Da erfährt K. auch oft genug Zudringlichkeiten an ihn, die man sich doch wohl nicht erlauben sollte. Da erhält er oft Briefe von Menschen, die ihm, wie es scheint, nur ihre Existenz verrathen wollen oder, welches noch lästiger ist, ihn mit einem Paar Abhandlungen beschenken, die an sich oft ganz ungeniessbar sind und dies Geschenk ihm wohl noch dazu auf Kosten eines sehr beträchtlichen Postporto's machen. O, das *didicisse fideliter artes etc.* wäre allen solchen wohl in Erinnerung zu bringen. Mehr als einmal ist K. mit Aufträgen, Lotteriebillets zu vertheilen, Pränumerantensammlungen anzustellen, grosse und weitläuftige, bisweilen ganz unleserlich geschriebene und an sich unwichtige Abhandlungen durchzulesen und Anmerkungen zu machen und mit hundert andern Ungebührlichkeiten ähnlicher Art heimgesucht worden. Manchem jetzt berühmten und weniger berühmten Manne in Deutschland dürfte, wenn diese Blätter vor sein Auge kommen, sein Herz sagen und es ihm sagen müssen: Ich war auch deren Einer! Geldausgabe und Zeitaufwand sind doch wirklich zu grosse Opfer, die der Gelehrte von Celebrität solchen Zudringlichen darbringen muss.

Und — die Zeit; sie war unserm K. und bis zu diesem Augenblicke sehr werth und die besstmöglichste Anwendung derselben ihm eine heilige und streng beobachtete Pflicht! Wie hätte er auch sonst, frühe schon solche Werke erzeugen können, durch die er den Anfang auf seiner literarischen Laufbahn machte und mit denen andre aufzuhören, sich zur Ehre rechnen würden? wie im Greisesalter jetzt vollendete Arbeiten von Umfang und Wichtigkeit liefern können?

Unter solcher nützlichen Zeitanwendung erreichte er, ehe er es selbst recht inne ward, das ehrenvolle Alter, in welchem wir ihn nun sehen und gebe Gott! noch lange sehen. Da wandelt er unter uns, durch Alles, besonders durch die Unsträflichkeit seiner Sitten uns allen lieb und werth. Sein äusseres Leben ist so einfach, als sein ganzes Thun und Wesen anspruchslos ist.

---

[1]) „Einen der Briefe dieser Art gebe ich doch in den Beilagen und erzähle da auch zugleich die näheren Umstände, die dazu gehören." (Vgl. S. 473.)

Ich pflegte ihn oft einen — kindlichen — Mann zu nennen. Nur gestern noch glitt mir das Wort Kindlichkeit in Beziehung auf ihn von der Zunge. „Recht, recht, rief mein vieljähriger Freund Scheffner, der unsern Weisen gewiss genau kannte, mir zu, das Wort Kindlichkeit drückt den ganzen Kant aus.“ — Oder mit einem andern Worte alles zusammen zu fassen, Humanität, in dem vollen Sinn dieses nun so häufig gebrauchten, von ihm selbst aber (Critik der Urtheilskraft S. 258.) am richtigsten exegesirten Worts, war es, was von K. in hohem Grade prädicirt werden konnte. Auf sie, auf sie führte ihn nicht nur seine natürlich gutmüthige Anlage, eine gewisse liebenswürdige Einfachheit, sondern auch alle seine angenommenen Maximen und Handlungsprinzipe hin. Dieser Humanität blieb er treu bis ans Ende. Darum hier unter uns wohl kein einziger Feind Kant's: — der Freunde hat er gewiss mehrere gehabt, als sie je ein Mann in seinem Stande und in seinen Verhältnissen hatte.“

Mancher meiner deutschen Leser wird sich bei den vorstehenden Schilderungen der Einfachheit des Lebens und der Aufrichtigkeit und Lauterkeit des Charakters Kant's wehmüthig bewegt fühlen, wenn er seine Blicke von der vergangenen auf die gegenwärtige Generation von deutschen Professoren richtet. Dass jene deutsche Professoren-Species, zu welcher Kant und viele seiner Collegen gehörten, heute im Absterben begriffen ist und nur noch in Deutschland in einigen alten, aber jugendlich frischen Stämmen Blätter und Blüthen treibt, das mögen die folgenden schlichten und tief empfundenen Worte unseres alten und allgemein verehrten Professor Fechner über das Hinscheiden seines Freundes Ernst Heinrich Weber beweisen. Das Leipziger Tageblatt v. 30. Januar 1878 (Erste Beilage) enthält folgenden Nekrolog:

„Ernst Heinrich Weber.

Von dem berühmten Kleeblatt Weber ist ein zweites Blatt gefallen, indem am 26. Januar Ernst Heinrich Weber, der älteste der drei Brüder, nach dem schon früher erfolgten Tode des jünsten, aus dem Leben schied. Es war ein langes, fruchtbares, reiches Leben. Das Gedächtniss des Geschiedenen wird nicht bloss für seine Zeitgenossen, sondern für die Nachwelt unverloren bleiben, denn nur selten zeitigt die Zeit solche Männer, hält aber dafür das Unsterbliche von ihnen fest. Das Wenigste, was man von ihm sagen konnte, obwohl man es von Keinem mehr als von ihm sagen konnte, ist, dass er ein Mann ohne Furcht und Tadel war. Wie viel liegt in diesen Worten, aber weit darüber hinaus war er ein Mann von eminenter, positiver Bedeutung, und schwer hält es, dieser Bedeutung in Kürze gerecht zu werden. Füge ich aber jenen, erst blos negativ bezeichnenden

Worten hinzu, dass er einer der edelsten, kräftigsten und genialsten Geister, dass er über Alles ein Charakter im vollsten Wortsinn war, so werden Alle, die überhaupt Etwas von ihm wissen, zustimmen und die Zeugnisse dafür in der Erinnerung, die ihnen sein Leben hinterlassen, wiederfinden. Hier möge in Erwartung einer künftigen, eingehenderen Schilderung seines Wesens und Wirkens ein kurzer Rückblick darauf seitens Eines, dem die Erinnerung an ihn als Lehrer, Freund und verehrungswürdiges Vorbild mit dem lebhaftesten Dankgefühl vorschwebt, vorläufig genügen.

So wenig Der noch von ihm weiss, der bloss seine wissenschaftlichen Verdienste kennt, ist es doch deren Tragweite ins Weite, worauf sich sein Weltruf gründet, indess der Kern seines Wesens reiche und schöne Sprossen und Blüthen auch in engeren Kreisen trieb. Der geniale Wurf, die Erfindungskraft, der Scharfsinn, die Gediegenheit, das exacte Gepräge, die seine Forschungen und Entdeckungen in der Wissenschaft kennzeichnen, waren Eigenschaften, die sich auch in anderen Beziehungen geltend machten; in der Wissenschaft aber hat er vermöge derselben neue Bahnen gebrochen, hat den beim Beginn seiner Thätigkeit in Deutschland fast abgestorbenen Geist exacter Forschung wieder ins Leben rufen und in die rechten Bahnen lenken helfen, hat das Mikroskop aus dem Curiositäten-Cabinet in das Experimentirzimmer übergeführt. Ihm verdankt die Psychophysik die ersten experimentalen Anfänge und den ersten Ausspruch ihres fundamentalsten Gesetzes, das noch heute nach ihm den Namen des Weber'schen führt, wie ein anderes, für das rein physische Gebiet fundamentale Gesetz den gleichen Namen nach seinem Bruder, als dessen Entdecker, führt, so zu sagen ein unvergängliches Denkmal ihrer Brüderlichkeit.

Des Reichthums specialer wichtiger Arbeiten unseres Ernst Heinrich im Gebiete der Physiologie, menschlichen und vergleichenden Anatomie sowie der Mitbetheiligung an den Arbeiten seiner Brüder, insbesondere der Untersuchung Wilhelm's über die Wellenbewegung kann hier nur im Allgemeinen gedacht werden. Sowie sie selbst im Leben, gingen auch theils ihre Forschungen, theils das gegenseitige Interesse an ihren Forschungen Hand in Hand. Wo nun unser Ernst Heinrich nicht mit eigenen Experimenten und Beobachtungen betheiligt war, stellte er doch lichtvolle Gesichtspuncte auf, die freilich zum Theil nur in seinen Vorlesungen und den Unterhaltungen mit ihm zum Ausspruch kamen; denn leider hat er zwar stets den Vorsatz gehabt, aber ihn nie zur Ausführung gebracht, ein Lehrbuch der Physiologie herauszugeben. Auch sind viele Untersuchungen von ihm nicht zum Abschluss gekommen und unvollendet liegen geblieben, weil er sich in Vollendung derselben nicht genug zu thun wusste. Was ich meinerseits unter seine Verdienste mitzähle und was zugleich beitragen kann, seine wissenschaftliche Richtung von philosophischer Seite zu charakterisiren, ist, dass er das von neueren materialistischen Naturforschern aus der Forschung verbannte teleologische Princip durch Schrift und Wort mit Ueberzeugung in sinnreichen Betrachtungen vertrat, und in fruchtbaren Anwendungen verwerthete. Er meinte, dass das Auge sieht, weil es ge-

macht ist, um zu sehen, nicht weil es durch blindwirkende Kräfte so entstanden ist, dass es sehen kann; und dass Einer lebt, der die Welt in jenem Sinne gemacht und geordnet hat.

Als akademischer Lehrer aber, wozu er bei seiner frühen Reife schon in sehr jungen Jahren berufen ward, trug er nun auch bei, den Geist der Wissenschaft, der in ihm selbst lebendig war, seinen Schülern einzupflanzen. Seine auch im gewöhnlichen Gespräch mit ihm sich kundgebende Klarheit und ausdrucksvolle Lebendigkeit kam ihm bei seinen Vorträgen in dieser Hinsicht sehr zu Statten, und bei der ausserdem seinen Schülern persönlich bewiesenen Humanität gedenken alle seiner mit unbedingter Verehrung. Ich selbst erinnere mich, aus seinen Vorlesungen über Physiologie, die er noch als junger ausserordentlicher Professor hielt, zuerst den rechten Begriff von dieser Wissenschaft erhalten zu haben, den weder Hildebrandt's Lehrbuch, was damals galt, noch die Naturphilosophie, die bei mir selbst damals noch galt, gewähren konnte, und dass dies selbst wesentlich beigetragen hat, meine Richtung zu ändern.

Es giebt viele Männer von grossem wissenschaftlichen Verdienst, aber es ist oft Etwas, was ihnen dieses Verdienst vor der Welt verkümmert. Man kann nicht sagen, dass unser Weber dieses Schicksal erfahren hat, er hat es eben nicht verdient. Also hat man in ihm schliesslich so zu sagen den Senior der exacten Wissenschaft erblickt, er ist mit Auszeichnungen von wissenschaftlichen und anderen Behörden überhäuft worden, er hat mit anderen Orden den Orden *pour le mérite* erhalten; seine Marmorbüste ist in der Aula der Leipziger Universität aufgestellt, er ist von Anfang herein Präsident (sogen. Secretair) der naturwissenschaftlich-mathematischen Classe der königl. sächsischen Societät der Wissenschaften gewesen; und die Ehren- und Mitgliedschaftsdiplome, die er von gelehrten Körperschaften erhalten, will ich nicht zählen.

Alles Das bezog sich auf seine engere Berufsthätigkeit oder hat sich daran geknüpft. Nun aber besass er auch ein reges politisches, städtisches, gemeinnütziges und akademisches Verwaltungs-Interesse, und bei der allgemeines Zutrauen erweckenden Weise, wie er solches überall bethätigte, wurde er vielfach zur Betheiligung an allgemeinen Angelegenheiten, so wie als Vorstand und Berather zu öffentlichen und Privat-Instituten zugezogen; ja seine segensreiche Wirksamkeit in dieser Beziehung nahm einen erheblichen Theil seiner Zeit in Anspruch. Despotischer Willkür ebenso feind wie destructiven Tendenzen, hatte er Gelegenheit, auch als zeitweises Mitglied der Ersten Kammer in Sachsen seinen festen und muthigen Standpunct in wichtigen Angelegenheiten zu bewähren. Nichts galt ihm überall die Person, Alles nur die Sache.

Wie viel wäre nun noch davon zu sagen, nur dass es sich eben deshalb nicht ausführen lässt, was er für die ihm näher stehenden engeren Kreise der Gesellschaft, der Freunde, der Verwandten, der eigenen Familie, der Bedürftigen gewesen ist und gewirkt hat. Man kann nur sagen, dass sie in ihm ein Haupt, einen Mittelpunct, einen Berather, Versorger verloren

haben, der durch seinen Geist, seine Liebe, seine Treue, seine Wärme, seine Milde, seine Freundlichkeit, seine Freigebigkeit, ja welche gute Eigenschaft sollte ich noch nennen, die er nicht bewiesen, sie zusammengehalten, gefördert, geleitet, zu immerwährendem Dank verpflichtet hat.

Weber war rüstig an Geist und Körper, hat viele und weite Fussreisen, selbst durch Italien, gemacht, wo er in Neapel bei einer Naturforscherversammlung bei nicht hinreichender Kenntniss der italienischen Sprache das Publicum durch eine lateinische Rede zur Bewunderung hinriss. Er hatte nächst seinen wissenschaftlichen und allgemein menschlichen Interessen auch grosses Interesse an Poesie und Musik, doch nur von classischem Gepräge. Eins charakterisirt ihn als Mann der alten Zeit, der hinter der neueren Zeit zurückgeblieben, er war Naturforscher und er glaubte an Gott und Jenseits. Auch dafür aber möge sein Andenken gesegnet bleiben, dass er Das zu vereinigen wusste, worüber die neue Zeit hinausgekommen zu sein meint."

Auch mir ist das Glück zu Theil geworden, mich zu den Freunden dieses edlen Mannes zählen zu dürfen und ihm bis zu den letzten Tagen durch persönliche Unterhaltung über die verschiedenartigsten Dinge manche trübe Stunden zu kürzen. Rührend war der Ausdruck seiner Freude und Dankbarkeit über meine gemeinsame wissenschaftliche Thätigkeit mit seinem Bruder Wilhelm, von dessen Bedeutung und genialen Scharfsinn er stets mit den Ausdrücken der höchsten Verehrung sprach. Den heiligen Weihnachts-Abend des Jahres 1877 verlebte ich, einer freundlichen Einladung folgend, im Kreise seiner Familie. Das Bild, welches sich mir an jenem Abend darbot: der ehrwürdige Greis umgeben von einer frohen Jugend beim Anblick des im Schmucke der Kerzen prangenden Christbaumes, wie er dann auf seinem Lehnstuhle sitzend freundlich sein schönes Auge zu mir emporschlug, und mit den Worten: „Es ist das letzte Mal, lieber Zöllner" meine Hand drückte, — dieses Bild ist unauslöschlich meiner Seele eingeprägt und möge auch Andern einen Trost gewähren, über den stillen Frieden, mit welchem die Vorsehung die letzten Tage eines edlen und wahrhaftigen Menschen zu verklären vermag.

Zur Erinnerung

an

König Johann von Sachsen.

„Diese Kette, die Ich Ihnen übergebe, und welche künftig das Zeichen Ihrer Würde bilden soll — möge sie das Symbol des Bandes sein, welches die Universität zu Leipzig, diese alte Stiftung meiner Vorfahren, an Meinen Thron und an Mein Haus unauflöslich bindet. Möge sie, die Hochschule selbst, auch ferner nach der Absicht ihrer Stifter eine Bildungsstätte für die wissbegierige Jugend, aber auch eine Pflegerin der Wissenschaft als solcher sein. Möge sie den Sinn für Recht und Sittlichkeit, für Treue gegen König und Gesetz, für echte Wissenschaftlichkeit und echt christliche Frömmigkeit in die Herzen des heranwachsenden Geschlechts einpflanzen; dann werden Sachsens Fürsten sie stets als einen der schönsten Juwele in ihrer Krone betrachten."

König Johann von Sachsen
an den Rector der Universität Leipzig bei Verleihung der goldenen Amtskette im Jahre 1855.

Am 3. August 1836, als Prinz Johann und als Vorsitzender der Kommission für den Bau des Augusteums, übergab der Vater unseres Königs Albert dieses Gebäude der Universität Leipzig mit folgenden Worten:

„Hier soll der angehende Verkündiger des göttlichen Wortes in seine Geheimnisse eingeweiht werden, der künftige Ausleger des Gesetzes in den tiefen Sinn desselben eindringen lernen, hier soll der künftige Pfleger der leidenden Menschheit mit der Erfahrung der Jahrhunderte ausgerüstet werden. Aber auch um seiner selbst willen wird hier das heilige Licht der Wissenschaft erhalten und gepflegt werden. Hier werden sich dem Forscher in dem Reiche der Natur die Geheimnisse des göttlichen Willens, dem Forscher in den Hallen der Geschichte die dunklen Räume der Vorzeit eröffnen. Hier wird sie, die Wissenschaft der Wissenschaften, von Klarheit zu Klarheit sich emporringen und streben in die Regionen des ewigen Lichtes."[1])

[1]) Sowohl diese als die zum Motto gewählten Worte des verewigten und allen persönlich mit ihm in Berührung gekommenen unvergesslichen Königs Johann sind der Schrift des Ministers Dr. Johann Paul von Falkenstein entnommen: „Johann, König von Sachsen. Ein Charakterbild. Herausgegeben von J. Petzholdt." Dresden 1879.

Ueber die Bedeutung des verewigten Königs Johann als Charakter und Mann der Wissenschaft und besonders in seinen Beziehungen zur Universität Leipzig entwirft der folgende Vortrag, welchen der Minister Dr. von Falkenstein in der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am 24. Februar 1874 gehalten hat, ein lebensvolles Bild. In dem kurzen Vorwort zu diesem, im VII. Bande der phil.-histor. Classe der Abhandlungen (S. 270 ff.) unserer Gesellschaft veröffentlichten, Vortrage bemerkt der Verfasser, „dass derselbe nur ein Charakterbild des verewigten Königs Johann, nicht eine Biographie desselben zu bieten versucht und dass es angemessen schien, Einiges, was der Vortrag, der sich auf eine verhältnissmässig kurze Zeit zu beschränken hatte, nur andeuten konnte, durch Beifügung von Excursen, auf welche in den Noten hingewiesen ist, zu ergänzen, was insonderheit einem künftigen Biographen von Nutzen sein dürfte.“ Ich habe in dem folgenden Abdruck des Vortrags die „Beilage 1“ (ein griechisches Distichon) als Note unter den Text gesetzt, und die zweite und vierte Beilage unter besonderen Titeln dem Abdruck des Vortrags folgen lassen. Die dritte Beilage, eine „Uebersicht der Original-Dantezeichnungen aus dem Besitze des Königs“, habe ich hier fortgelassen.

Was meine persönliche Berührung mit dem Könige Johann betrifft, so beschränkt sich dieselbe auf eine Demonstration meines Astrophotometers und meines Reversionsspektroskopes im Jahre 1869 bei dem Besuche, welchen der König unserer Universität damals abstattete. Derselbe hatte den Wunsch geäussert, über die neuesten Erfindungen und Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften unterrichtet zu werden. In Folge dessen wurde mir in Gemeinschaft mit meinen Collegen Hankel und Ludwig die Ehre zu Theil, dem König Johann in Gegenwart des damaligen Cultusministers von Falkenstein und des Rektors Professor Brückner (gegenwärtig Propst und Generalsuperintendent in Berlin) die Anwendung meines Photometers und Reversionsspektroskopes zu erläutern. Ich hatte zu diesem Zwecke in einfacher Weise in dem mässig verdunkelten Raume des früheren physikalischen Auditoriums im Augusteum einen künst-

lichen Himmel in Gestalt eines mit schwarzem Sammet beklebten und vor ein Fenster angebrachten Schirmes improvisirt, in welchem durch feine, mit einer Nadel in verschiedener Grösse gestochene Oeffnungen die Sterne darstellten. Für die Anordnung der letzteren hatte ich das Sternbild des Orions und der benachbarten Constellationen vom Sirius, Castor und Pollux gewählt. Um dem Könige zugleich die Anwendung des mit meinem Astrophotometer verbundenen Colorimeters zu erläutern, hatte ich hinter der Oeffnung, welche β Orions (Betigeuze) darstellte, etwas rothes Seidenpapier geklebt, so dass dieser Stern, entsprechend seiner natürlichen Farbe, etwas röthlich erschien. Ich freute mich bei meiner ungezwungenen Conversation mit dem Könige, mit wie lebhaftem und eingehendem Interesse derselbe mir durch Fragen seine Kenntnisse auf dem Gebiete der Astronomie verrieth. Ich hatte dies anfangs bei der wesentlich philologischen Richtung der wissenschaftlichen Studien des Königs Johann nicht berücksichtigt und daher meinen Vortrag namentlich über die Probleme, welche sich auf dem Wege der Astrophotometrie in Verbindung mit der Parallaxenbestimmung und der individuellen Leuchtkraft der Sterne im Verhältniss zur Flächenhelligheit (Glanz) der Sonne in der Zukunft lösen lassen werden[1]), möglichst allgemein verständlich gehalten. So hatte ich mich z. B. bemüht, das Wort „Parallaxe" zu vermeiden und dasselbe durch „Grösse der scheinbaren Verschiebung" zu umschreiben. Der König unterbrach mich in seiner freundlichen Weise, indem er sagte: „Sie meinen also die Parallaxe". Indem ich meine Ueberraschung und

[1]) Ich hatte hierbei gelegentlich auf die, später auch in meiner zweiten Abhandlung „über die Temperatur und physische Beschaffenheit der Sonne" kurz diskutirte Grössenbestimmung der Fixsterne hingewiesen, deren Parallaxe und Leuchtkraft im Verhältniss zur Sonne bekannt ist. Aus einer mir vor wenigen Tagen aus Amerika von Hrn. Edward C. Pickering übersandten Abhandlung: „*Dimensions of the Fixed Stars with especial Reference to binaries and variables of the Algol-Type. (Proced. of the American Academy of Arts and Sciences Vol. XVI Presented May 25. 1880)*" ersehe ich zu meiner Freude, dass die von mir vor 10 Jahren nur angedeuteten Probleme aus dem Gebiete der Theorie in das der Praxis überzugehen beginnen.

theilweise Verlegenheit durch eine lebhafte Bejahung verbunden mit zustimmenden Bewegungen des Kopfes zu unterdrücken suchte, veränderte ich nun den populären Tenor meiner Demonstration in einen mehr wissenschaftlichen und glaubte mit Befriedigung in dem wohlwollenden und leutseligen Mienen des Königs zu erkennen, dass derselbe im Stillen meine Gedanken über die anfängliche Unterschätzung seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse errathen hatte. Am Abend war ich zur Assemblée im Königlichen Palais „ohne Uniform“ eingeladen und hatte mir vorgenommen, eine experimentelle Prüfung meiner bei Philologen und Historikern vorausgetetzten Unverständlichkeit des Wortes „Parallaxe“ zu unternehmen. Ich knüpfte auf der überaus zahlreich besuchten Assemblée zu diesem Zwecke scheinbar von Ungefähr eine Unterhaltung mit mehreren Philologen und Historikern an und fragte dann bei passender Gelegenheit, was wohl eigentlich das Wort „Parallaxe“ bedeute. Ich erinnere mich nicht, von einem einzigen der von mir interpellirten Collegen eine richtige Antwort erhalten zu haben, wohl aber, dass ein sogenannter Historiker dieses Wort mit irgend einer griechischen Gottheit oder Nymphe in Verbindung brachte.

Nach diesen wenigen Worten, welche meine eigenen Erinnerungen an den verewigten König Johann betreffen, mögen uns nun die folgenden Worte des Ministers von Falkenstein das Charakterbild eines Mannes vor Augen führen, dessen Erinnerung für ewige Zeiten in den Annalen der Universität Leipzig zur sittlichen und wissenschaftlichen Erbauung der kommenden Generationen fortleben mag.

„Zur Charakteristik König Johann's von Sachsen in seinem Verhältniss zu Wissenschaft und Kunst von Dr. Johann Paul von Falkenstein.

(Vortrag gehalten am 24. Februar 1874 in der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig.)

Den Wunsch, eine Charakteristik unseres unvergesslichen Königs, des langjährigen Protectors dieser hochgeehrten Gesellschaft der Wissenschaften durch meinen Mund zu vernehmen, suche ich zwar schüchtern, aber doch mit freudigem Herzen zu erfüllen; von der Hoffnung nicht nur, nein, von der festen Ueberzeugung getragen, dass Sie die Arbeit mit Nachsicht aufnehmen und, wenn Sie auch darin Vieles vermissen, doch allenthalben dem

ernsten Streben begegnen werden: Wahrheit in einfachster Weise zu geben; denn gerade bei der Schilderung eines Königs, den man mit vollstem Rechte **„Johann den Wahrhaften“** nennen kann und der Feind aller hohlen Phrase war, ist es doppelte Pflicht, abzusehen von jeder Schmeichelei und die reine Wahrheit zu verkünden; bei Persönlichkeiten von solcher Bedeutung hat man nicht zu fürchten, durch wahrheitsgetreue Charakteristik das Bild zu verdunkeln oder zu vernichten, das man sich von ihnen gemacht hat.

Gewiss mit gutem Grund haben Sie den gegen mich ausgesprochenen Wunsch durch den Zusatz näher bestimmt: bei der Arbeit besonders auf das innere und äussere Verhältniss des Königs zu Wissenschaft und Kunst Rücksicht zu nehmen; denn abgesehen davon, dass es sich hier ohnehin nicht um eine umfassende Biographie handeln kann, ist auch gerade über die sonstigen Lebensverhältnisse des Verewigten, seine Tugenden als Gatte, als Vater, als Regent, so viel Treffliches im Allgemeinen geschrieben, wenn auch nicht im Detail ausgeführt worden, dass ich in einer Charakteristik Neues kaum hinzufügen und nur bestätigen könnte, dass durch sein ganzes Leben ein harmonischer Zug hoher Sittlichkeit geht, der sich, wie in seinen Beziehungen zu Wissenschaft und Kunst, so auch in seinen Verhältnissen als Familienvater und Regent kund giebt.

Mit Recht konnte daher auch Sillig in seiner Rede beim Regierungs-Antritt des Königs 1854 sagen: „jene Eigenschaften, die ihm das Zutrauen des Volkes erwarben, weil sie solche sind, die der Mann vorzugsweise vom Manne fordert, waren die sittliche Würde, die sich in keiner seiner Handlungen verläugnete; der hohe Sinn für Gerechtigkeit, die unerschütterliche Ruhe, die der Prinz in heiteren, wie in trüben Tagen behauptete, und die strenge Erfüllung der Pflicht;“ und wenn Jean Paul, als er zum erstenmal Gelegenheit gehabt hatte, dem Prinzen näher zu treten, ausruft: „Die Welt muss einem immer lieber werden da es Prinzen giebt von solchem Geist, solchen Kenntnissen und solcher Gesinnung, wie ich heute Einen kennen und lieben lernte;“ so giebt er dadurch dem Eindruck Worte, den Jeder hatte, dem das Glück zu Theil ward, in Verkehr mit dem damaligen Prinzen oder mit dem nachmaligen König zu treten.

Es war eben in seinem ganzen Wesen, bei aller Einfachheit und Bescheidenheit, eine, wenn ich so sagen darf, überwältigende Liebenswürdigkeit; nicht eine gemachte, sondern eine durch das Genie, das ihm innewohnte, ihm selbst unbewusst, erzeugte. Denn dass der Verewigte Genie hatte, d. h. dass er die geistige Anlage hatte, Wissenschaften und Künste mit Leichtigkeit aufzufassen und zu bearbeiten und in ihnen etwas Bedeutendes zu leisten, wird sich im Verlauf dieser Rede klar ergeben, wenn man ihm auch vielleicht das ohnehin zweifelhafte Lob: er sei ein Genie gewesen, nicht ertheilen mag. In der That überragte aber die Geistescultur des Königs die gewöhnlichen Schranken und hatte eine fast universelle Bedeutung erlangt. Dem Einfluss seiner einfachen und frommen Erziehung durch einen trefflichen, oft nicht genug erkannten Vater und

seiner Lehrer und Führer aller Art mochte er es mit verdanken, dass er, fern von religiöser, philosophischer, oder politischer Einseitigkeit und Engherzigkeit, wie Wenige, die Erreichung des Ideals echter Humanität und vollster Wahrheit sein ganzes Leben hindurch anstrebte und auch die Wissenschaft und Kunst nur als edle Mittel zur Erreichung dieses Zweckes betrachtete. Seine tiefen und umfassenden Kenntnisse der Geschichte in ihren Anfängen, wie in ihrer Entwickelung hatten ihn gelehrt, dass Forum und Vaticanum nicht durch eine unübersteigliche Kluft getrennt sein müssten, sondern dass Beide ihre welthistorischen Aufgaben haben, die nur zu rechter Zeit und in der rechten Weise zu lösen sein werden; dass es sich in Rom und in Griechenland nicht etwa blos um Bewunderung der Ueberreste einer grossen vergangenen Zeit handle, dass man sich daher nicht in luftigen Phantasieen oder haltlosen Kritiken beim Anschauen jener Ueberreste verlieren dürfe, sondern dass man sich bestreben müsse, jene grosse Vergangenheit nutzbar für die Gegenwart zu machen, und dass nicht die Masse von Kenntnissen, sondern die Gesinnung, in welcher die Kenntnisse verwerthet werden, die Hauptsache sei. Mit Recht betonte daher auch der König bei den Personen, für die er sich interessirte, nicht blos den „Geist", nicht die „Kenntnisse", sondern vor allen Dingen die „Gesinnung", welche von allen höheren Kräften zusammen hervorgebracht wird und dann dem Menschen seine moralische Haltung, seiner ganzen Erscheinung ihren Ausdruck verleiht. In unserem König war es die Milde, die innere Wahrheit, die keusche Sittlichkeit, ruhend auf der tief religiösen Ueberzeugung, die den Menschen beglückt, indem sie ihn erleuchtet. Erfüllt von solcher Gesinnung und daher gemässigt und mild in allen seinen Urtheilen über Menschen und Verhältnisse, auch den Evangelischen, unbeschadet seines treuen und gewissenhaften Festhaltens an den Satzungen seiner Kirche, Gerechtigkeit gewährend; das Forschen in der Heiligen Schrift, wenn es nur dem Streben nach Wahrheit galt, hochehrend — so finden wir den König zu aller Zeit: in der frischen, frohen Jugend, wie im ernsten schwergeprüften Alter; und es ist deshalb sehr schwer, aus solchem innern harmonischen Leben Einzelnes herauszugreifen, um das Gesagte zu bestätigen, und zu zeigen, wie schon in den jugendlichen Jahren sich der Schmuck der Blüthen zeigte, in denen sein Dasein athmete und fort und fort sich entwickelte.

Ausgerüstet mit einer ungemein raschen Auffassungsgabe und einem wunderbar rasch aufnehmenden wie festhaltenden Gedächtniss ward es ihm, ohnerachtet er erst in reiferen Jahren den Sprachstudien sich mit Ernst widmete, doch leicht, sich mit der Literatur der Griechen und Römer bekannt zu machen; und ich habe selbst noch aus dem Munde Böttiger's, Sillig's, Tittmann's u. s. w. es vernommen, mit welcher Bewunderung sie von den ganz eminenten Fortschritten sprachen und von dem unermüdeten Eifer, mit dem der Prinz dem Sprachstudium sich hingegeben; und welche Freude der Prinz selbst empfand, dass er die herrlichsten Erzeugnisse griechischen Geistes, dass er insonderheit auch die Quellen

unserer christlichen Religion in der Ursprache lesen konnte. Es ist bekannt, dass er sich mit Homer und Sophokles, mit Plato, Thucydides, Demosthenes und auch späterhin mit Aristoteles vorzugsweise gern beschäftigte und mit Böttiger z. B. manches griechische Distichon wechselte, deren mehre noch jetzt aufbewahrt sind.[1]) Unterstützt durch jenes vortreffliche Gedächtniss, hatte er, wo es darauf ankam, sofort die wichtigsten Stellen des neuen Testaments, Oden des Horaz, ganze Gesänge des Homer *in promtu* und überraschte gar oft, wenn er eine im Laufe des Gespräches erwähnte Stelle sofort vollständig aus dem Gedächtniss recitirte oder die begonnene vervollständigte. Wie er jede Entdeckung im Felde der Wissenschaft mit lebhaftestem Interesse verfolgte, so nahm er natürlich auch an der Auffindung des *Codex Sinaiticus* und dessen Verhältniss zu dem *Codex Vaticanus* den lebendigsten Antheil, und ich entsinne mich selbst der Unterhaltung mit Herrn Tischendorf, bei welcher der König eine grosse Anzahl von Stellen des Neuen Testamentes in der Ursprache recitirte und bei jeder einzelnen frug, ob und welche Abweichungen etwa der neue Codex enthalte. Horaz und Homer begleiteten ihn übrigens stets auf seinen Reisen, und als er aus dem Kriege 1866 zurückkehrte, war es seine Lieblingsbeschäftigung, in seinen Mussestunden des Demosthenes Philippische Reden zu studiren; sowie er auch Strabo und Virgil's Georgica wiederholt und immer unter Zuhilfenahme von Karten und sonstigen Erläuterungsmitteln las. Denn so gewiss er das Lesen der Classiker als eine Art von Erhebung oder Erholung nach grösseren körperlichen oder geistigen Anstrengungen betrachtete; so nahm er es doch sehr ernst und suchte sich — entfernt von Wortkritik oder überhaupt von Einzelheiten — vor allen Dingen mit dem Ideengang des Schriftstellers vertraut zu machen. Darauf hatten ihn freilich Männer wie Böttiger, namentlich aber Tittmann, unter dessen Führung der König die Politik des Aristoteles las, und der bekannte Conr. Sillig, der bei der Lectüre des Thucydides rathend ihm zur Seite stand, hingewiesen, und oft erwähnte er noch dankbar des treuen Beistandes, den ihm diese gewährt hatten. Nur beiläufig mag hier erwähnt werden, dass der König besonders auch in späteren Jahren den Naturwissenschaften eifrig sich widmete und z. B. unter Leitung des Chemikers Stein sich Kenntnisse aneignete, welche bei dem Besuche der Universität Leipzig die Professoren, an deren Vorlesungen er Theil nahm und mit denen er sich über dieselben unterhielt, Bewunderung erregten: weil er durch die Bemerkungen und Fragen sofort zeigte, dass er gründlich studirt hatte und daher allenthalben das *punctum saliens* traf. Es werden in dieser hohen Versammlung nicht Wenige sein, die dies zu bestätigen und durch Beispiele nachzuweisen im Stande sein würden, und es mag mir nur erlaubt sein, insbesondere

---

[1]) *Χαιρε, γερων, τον ἀει Ἑλλας περι Μουσ' ἐφιλησεν,*
οὐκ ὀφθαλμον ἀμερσε, διδου δ' ἡδειαν ἀοιδην.
(Anspielung auf Homer. Odyss. VIII, 63—64.) *Ἰωαννης.*

an die Besuche der chemischen, physiologischen und physikalischen Institute der Universität und daran zu erinnern, mit welcher Sicherheit er seine Anschauungen über die Aufgaben der verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften darlegte; wie er insbesondere von der Physiologie erwartete, dass sie dereinst Regeln aufstellen werde, welche der körperlichen Entwickelung des Kindes und der Gesundheit der Erwachsenen zu Gute kommen würden, und die Hoffnung aussprach: es werde der Wissenschaft nach und nach gelingen, die Grenzen zwischen dem physischen und dem psychischen Leben scharf zu ziehen und dadurch dem rohen Materialismus einen Damm entgegenzusetzen; wie er denn auch bei den mannichfachen physikalischen Entdeckungen, die ihm vorgeführt wurden, immer auf den Segen, den dieselben für die Industrie u. s. w. haben könnten, hinwies u. s. w.

So hat er z. B. auch den Gedanken: dass die Physiologie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigen sollte, im Gegensatz zu der Physiologie der einzelnen Organe, festgehalten, weil er darin das eigentlich dem Menschen Nutzenbringende zu erkennen meinte, und hat die Möglichkeit und das Wünschenswerthe der Errichtung einer Anstalt nicht aus den Augen gelassen, in welcher die Abhängigkeit der Arbeitskraft, der Widerstandsfähigkeit gegen die wechselnde Temperatur u. s. w. von der Nahrung, Kleidung u. s. w. mathematisch untersucht würde.

Bekannt ist es übrigens, wie er sich für die vollständige Herstellung des sogenannten „medicinischen Viertels", wie er jenen Gebäude-Complex zu nennen pflegte, interessirte und die entgegenstehenden Schwierigkeiten bei gelegentlicher Anwesenheit in Leipzig persönlich zu beseitigen bemüht war; und wie er sich beim Durchsehen eines Lectionscatalogs über neue Instituts-Gebäude und neue Namen von Professoren freute, die er noch zu sehen und zu hören hatte, und schon im voraus den Plan zu einem neuen Besuch seiner „lieben Universität" entwarf.

Das Talent und die vorherrschende Neigung für das Studium der Sprachen hatte den König auch schon frühzeitig auf das, damals noch in der Kindheit liegende, Studium der höhern Sprachvergleichung hingeführt; Bopp's und W. v. Humboldt's Arbeiten hatten ihn im höchsten Grad interessirt; ernstes Studium des dazu unentbehrlichen Sanskrit machte ihn um so eifriger, je grösser die zu überwindenden Schwierigkeiten waren; die seltene Bibelsammlung in den verschiedensten Sprachen in seiner Bibliothek regte ihn zu manchen neuen Ideen an; und so fand er sich geschickt und veranlasst, im Jahre 1842 in einer der Abendgesellschaften, in denen er von Zeit zu Zeit Gelehrte um sich versammelte, einen Vortrag über „vergleichende Sprachkunde und die enge Verbindung der Indogermanischen Sprachen untereinander" zu halten, der offenbar die Zuhörer gefesselt haben muss, da Abschriften davon unter mehren Theilnehmern circulirt haben.

Ich weiss sehr wohl, welche ungeheuren Fortschritte gerade dieser Zweig der Wissenschaft in der neueren Zeit durch Bopp selbst, Schleicher,

Curtius und Andere gemacht hat; immerhin zeugt es von der seltenen Geistesbildung und Geistesschärfe, dass der König einer damals fast neuen, ziemlich abstracten Lehre mit solchem Eifer sich hingab und wir können es uns nicht versagen, einige Momente aus jener Abhandlung hier mitzutheilen.[1])

„Sowie überhaupt" — beginnt jene Abhandlung — „der wunderbare Bau der Sprache, dieser Blüthe aus dem Stamme der Menschheit ein anziehender Gegenstand des Studiums ist, so insbesondere die Verwandtschaft der verschiedenen Sprachen untereinander. Sie lässt uns einen Blick in das innere Treiben des Menschengeistes in verschiedenen Zeiten und Ländern thun und wirft oft ein Licht auf Perioden der Geschichte unseres Geschlechts, wo uns jede urkundliche Quelle, sogar die vielzüngige Sage im Stich lässt. Sie deutet endlich, wie mir scheint, bei tieferem Eindringen mit immer zunehmender Klarheit auf die ursprüngliche Einheit der Menschheit und die Wahrheit des biblischen Berichts."

Dass aber nicht etwa blosser Dilettantismus ihm genügte, sondern dass er den wissenschaftlichen Standpunkt festhielt, zeigt er, wenn er sagt:

„Schon lange ist es, dass einzelne Gelehrte ihren Scharfsinn in dem Auffinden von Aehnlichkeiten zwischen den Worten der verschiedenen Sprachen versuchten. Solche Zusammenstellungen aufs Gerathewohl aufgeraffter, miteinander nach vielleicht ganz zufälligem Gleichklange verglichener Worte konnten unmöglich zu einem befriedigenden Resultate führen; erst der neueren Zeit, insbesondere den Forschungen eines Humboldt, Bopp u. A. war es vorbehalten, die vergleichende Sprachenkunde auf einen wissenschaftlichen Standpunkt zu erheben, wozu namentlich die erlangte Kenntniss einer grossen Anzahl uns bis dahin verschlossener Sprachen das Meiste beitrug. Diese Sprachkenntniss liess die Gesetze näher erkennen, nach denen die Fortgänge der Sprachen von Volk zu Volk und von Jahrhundert zu Jahrhundert, die Verminderung der Laute einerseits und Wortbedeutung andererseits erfolgt, und indem hierdurch manche scheinbare Verwandtschaft als blos zufällige Lautähnlichkeit sich darstellt, wurde manche nähere Verwandtschaft aufgefunden, die man auf den ersten Blick nicht ahnen würde. Man lernte nämlich zuerst die Stammsilben des Wortes von ihren grammatischen Vor- und Nachsilben unterscheiden: man erkannte, dass wenigstens in den meisten Sprachen die Vocale mehr beweglicher Natur sind, als die Consonanten; man ward endlich darauf aufmerksam, dass die Consonanten derselben Classe häufig in einander übergehen, ja dass in gewissen Sprachen gewisse Buchstaben constant in andere sich verwandeln u. s. w. Auf eine wichtige Erwägung hat übrigens noch das tiefere Sprachstudium geführt. Jede Sprache besteht aus einem doppelten Elemente: 1., dem Wortvorrath zur Bezeichnung der Begriffe (lexikalisches Element), 2., den

[1]) Siehe Beilage 2.

Mitteln, um die Verhältnisse der Begriffe untereinander auszudrücken (grammatisches Element), und es wendet die Sprache hierzu folgende Mittel an:

a. Veränderung des Wortes durch innere Umgestaltung oder Anhäufung von Vor- und Nach-Silben;
b. Einschiebung von Worten, welche keinen selbständigen Sinn haben (Partikeln);
c. Stellung des Wortes im Satze."

Es würde zu weit führen, hier die nun folgenden Beweise jener Behauptungen mitzutheilen und namentlich auch den gelehrten Nachweis der innigen Verwandtschaft der Indogermanischen Sprachen vorzuführen, dem er noch ein Wort über Buchstaben- und Schriftsysteme beifügt, woraus er den Schluss zieht, dass die Erfindung der Schrift weit jünger ist, als die Entstehung der Sprachen, und dann mit den Worten schliesst:

„Die Schrift ist Menschenwerk, die Sprache eine Gabe Gottes."

Schon aus diesen Bruchstücken dürfte sich aber ergeben, dass wir es mit einer wissenschaftlichen Abhandlung, nicht mit blosser Dilettanten-Arbeit zu thun haben.

Bis an sein Lebensende hat übrigens der König diesem Sprachstudium sein lebhaftestes Interesse bewahrt und fast jede darauf bezügliche literarische Erscheinung sorgfältig studirt; wie denn überhaupt die Liebe zu den Classikern der römischen und griechischen Welt ihn bis zum Grabe begleitet hat. Mitten in seiner schweren Krankheit liess er sich von Zeit zu Zeit aus dem Homer, namentlich den 14. und 15. Gesang der Odyssee, vorlesen und citirte oft aus den verschiedenen Gesängen ganze Stellen in der Ursprache.

Bei dieser Gelegenheit wiederholte er auch seine stets festgehaltene Ansicht: „dass die Homerischen Gesänge — man möge aus sogenannten gelehrten Gründen sagen was man wolle — einem Einzigen ihren Ursprung verdanken müssten; die Dichtung scheine zu einheitlich auch in der poetischen Auffassung, als dass man das Gegentheil für richtig halten könne. Man müsse sich nur — das Ganze fest im Auge habend — den Eindruck recht vergegenwärtigen, um zu fühlen, dass Etwas Einheitliches durch die ganzen Gesänge gehe". Es hatte in der That etwas Rührendes, wie er sich freute, wenn er einen das Gleiche Empfindenden vor sich sah. Dass der König die deutschen Classiker nicht vernachlässigte, versteht sich bei einem so wissenschaftlich strebenden Manne von echt deutscher Gesinnung von selbst; nur beiläufig mag hier bemerkt werden, dass er zwar einige Werke Goethe's — namentlich den Faust und Hermann und Dorothea — bewunderte, dass er aber Schiller'n wirklich liebte.

Mit wenig Worten nur komme ich auf den Lieblingsdichter des Königs — Dante; denn es ist über die Verdienste des Königs um Dante von Sachkundigen so viel Treffliches geschrieben worden, dass ich als Laie mich scheuen möchte, etwas hinzuzufügen; nicht Deutschland, nicht Italien, — die ganze gebildete Welt hat es erkannt, dass die Arbeiten des Königs

jenen grossen Dichter erst zugänglich und geniessbar gemacht haben. Als der König zum erstenmal 1821—1822 in Italien war und da Gelegenheit gehabt und genommen hatte, die italienische Sprache gründlich zu studiren, und dann, soviel bekannt, hauptsächlich durch Graf Baudissin, Carus und Förster angeregt, mit italienischen Dichtern sich bekannt zu machen, gewann er bald die Ueberzeugung, dass Dante der Vater der italienischen Poesie und der Regenerator der reinen italienischen Sprache, und dass es daher ganz unerlässlich sei, sich mit ihm ganz vertraut zu machen, eine Ansicht, in der ihm Förster, bekanntlich ein feiner Kopf und ausgezeichneter Kenner der italienischen Literatur, bestärkte. Und was fand er nun in Dante's grossartigem Dichterwerk? Eben das, was auch ihm, dem König, das Höchste war: den Ausdruck einer hohen und gediegenen Sittlichkeit, die sich auf politischem, wie auf kirchlichem Gebiete zeigt; den Ausdruck des echten Patriotismus, im Gegensatz zu einem kleinlichen Partikularismus; den tiefreligiösen, echt katholischen Christen, im Gegensatz zu engherzigen Anschauungen; und nachdem nun der König eingedrungen war in die wundervolle Dichtung, angefeuert noch durch die vielfachen Schwierigkeiten und Dunkelheiten, die bei einem gründlichen Studium zu überwinden waren, namentlich durch die oft zweifelhafte Frage: wo ist Wirklichkeit, wo ist Allegorie? u. s. w., da reifte in dem König der Entschluss, sich selbst an die Arbeit zu machen und, wenn auch unter sorgsamer Benutzung des Vorhandenen, doch seinen eigenen Weg zu gehen bei der Interpretation, wie bei der Uebertragung. Es galt nun vor allen Dingen, dazu sich gehörig vorzubereiten; und da erstaunt man, wenn man den Apparat überblickt, den sich der König in seiner grossen Gewissenhaftigkeit zusammengestellt hat, um überall auf den Grund zu gehen und entweder die ihm beigegangenen Zweifel wirklich zu lösen, oder unumwunden einzugestehen, dass sie ihm unlösbar erschienen seien. Die Königliche öffentliche Bibliothek in Dresden besitzt in diesen Vorarbeiten und dem Uebersetzungs-Manuscript einen grossen Schatz. Hier und in den Briefen Gelehrter und Freunde über die Arbeit ist für den künftigen Biographen eine reiche Fundgrube. Trotz dieser bis ins Kleinste gehenden Vorstudien und trotz des sorgfältigsten Lesens der Kirchenväter, der Classiker, der einschlagenden naturwissenschaftlichen Schriften hat der König doch den Sinn für die hohe Poesie seines Dante nicht verloren; die in der ganzen gebildeten Welt bekannte Uebersetzung zeugt davon, welchen hohen Werth er der poetischen und culturhistorischen Bedeutung beilegt und wie klar er die Reinheit der Sprache Dante's erkannte.

Es ist nicht meine Aufgabe über diese wahrhaft königliche Arbeit zu urtheilen; aber erfreulich ist es, zu sagen: dass der König auch hier in Folge der Reinheit und Bescheidenheit seines Wesens sich nie Genüge geleistet und daher nicht aufgehört hat, die bessernde Hand anzulegen und all' die zahllosen Kritiken, Bemerkungen, neuen Ausgaben und Uebersetzungen, die ihm aus Deutschland, Italien u. s. w. zukamen, gewissenhaft zu benutzen; ja noch während seiner Krankheit bemühte er sich, eine ihm

zugegangene holländische Uebersetzung des Dante zu lesen, und freute sich des glücklichen Erfolges seiner Anstrengung. Nach langem Widerstreben entschloss er sich endlich, an eine neue Dante-Ausgabe, die schon längst gewünscht worden, ernstlich Hand anzulegen. Die Bearbeitung derselben fiel mit in das verhängnissvolle Jahr 1866; allein er fand dennoch Musse, nicht nur die zum Theil sehr wesentliche Umgestaltung der älteren Ausgabe zu vollenden, sondern auch selbst die Correctur der Druckbogen der neuen Ausgabe in drei starken Octavbänden zu überwachen. Es war diess freilich nur bei solchem geregelten und gewissenhaften Fleiss und bei solcher Vertrautheit mit allen Einzelheiten des Werkes möglich. Wie tief sich der „Dante" dem Gedächtniss des Königs eingeprägt hatte, davon zeugt der Umstand, dass er, als er einst ein paar Hefte der handschriftlichen Dante-Uebersetzung bei einem Aufenthalte in Sanssouci verloren hatte, sie dadurch sofort ergänzte, dass er — das italienische Original in der Hand — seinem Bibliothekar die Uebersetzung aus dem Gedächtniss fast in ununterbrochener Geläufigkeit dictirte; auch einzelne im Commentar zu Dante fehlende Citate aus dem umfänglichen Werke des Thomas von Aquino „*Summa Theologiae*" aus dem Gedächtniss zu ergänzen im Stande war. Aufrichtig freute er sich über das Gedeihen der unter seinem Protectorat stehenden „Deutschen Dantegesellschaft", welche durch eine Rede Carl Witte's 1865 eröffnet ward, und studirte eifrig die interessanten Aufsätze, welche die Jahrbücher der Gesellschaft enthalten.

Dass Dante's Poesie nach den verschiedensten Richtungen hin auch die Künstler anregte, ihren Stoff für Handzeichnungen und Gemälde zu entnehmen, war natürlich; und durch das Streben ausgezeichneter Künstler, dem geistvollen Uebersetzer und Commentator des Dante eine Aufmerksamkeit zu erweisen und den Dank dafür auszudrücken, dass er ihnen einen grossartigen, poetischen Stoff aufgeschlossen hatte, entstand bald eine Sammlung höchst interessanter Bilder und Zeichnungen, die durch die liebenswürdige Theilnahme der Königlichen Familie jährlich so vermehrt und erweitert wurde, dass ein recht eigentliches Dante-Album entstand, auf welches der König mit Recht einen hohen Werth legte, da zum Theil von sehr ausgezeichneten Künstlern Denkmäler der Liebe zu Dante und zum König darin niedergelegt sind, die höchst interessante, geistvolle Illustrationen zu den bedeutendsten Stellen des Dante'schen Gedichtes bilden. So bedeutend und wichtig die Sammlung fast aller Dante betreffenden Schriften ist, die sich in des Königs Bibliothek befindet, und so interessant der Briefwechsel des Königs mit verschiedenen ausgezeichneten Persönlichkeiten über Dante ist: — das eigenthümlichste Werk ist in Verbindung mit dem sogenannten Koch'schen Dante-Album, welches Friedrich Wilhelm IV. dem König verehrte, ohne Zweifel dieses Dante-Album, das eben nur ein solcher königlicher Dichter anzulegen und mit solchem Erfolg fortzuführen im Stande war.

Manche glückliche Stunde verlebte er im Anschauen solcher Zeichnungen, die ihm natürlich sofort die ganze Situation, der sie entnommen waren,

vergegenwärtigten und in ihm die Hoffnung erweckten oder ihn darin bestärkten: man werde nach und nach die Schönheit der Dichtung verstehen. Denn — sagte er wohl zuweilen — es gehe dem Paradies des Dante so wie es Goethe mit dem zweiten Theil des Faust gehe:

„Die Meisten haben kein Verständniss dafür und wollen nicht in's Paradies, sondern auf der Erde bleiben."

Bei dem wahren Freundschaftsverhältniss, das sich, so zu sagen, zwischen dem König und Dante gebildet hatte, musste es natürlich Ersteren tief ergreifen, als er nun bei seinem zweiten Besuch von Italien 1838 auch Faënza und Ravenna berührte. „In ersterer Stadt," — sagt er in seinen Briefen aus Italien, — „forschte ich vergebens nach einer Erinnerung aus Dante's Zeit" — „in Ravenna aber habe ich am Grabe meines Freundes Dante gestanden, ich kann wohl sagen, mit Rührung. Es steht so still an einer Gassenecke der wirklich ziemlich todten Stadt, in der er verbannt starb." Tags darauf besichtigte er genau die Merkwürdigkeiten von Ravenna, die „zu den interessantesten gehören, die man sehen kann." Das ganze Zeitalter des sinkenden Römischen Reiches und des emporsteigenden Christenthumes geht Einem dabei auf; in den Kirchen, sämmtlich im Basilikenstyl, aber leider zum Theil innerlich modernisirt, findet man überall heidnische Ueberreste zum christlichen Kirchenschmuck verarbeitet, prächtige Säulen aus den kostbarsten fremden Marmorarten und die in der ersten Christenheit üblichen Symbole der Taube und des guten Hirten allenthalben angebracht. Den herrlichen Pinienenwald am Meeresstrand, dessen Dante gedenkt, besuchte ich und bei einer nochmaligen Wanderung zu Dante's Grab schrieb ich meinen Namen nebst folgendem Verse an die Mauer:

Friede Deiner Asche! Bürger bist Du jetzt,
Dante, einer wahren Stadt.
Der Verbannung herbes Leid vergisst Du
In dem Licht, das keinen Schatten hat.

Wenige Tage später schreibt er von Florenz aus, wo er beim Besuch der Bibliotheca Laurentiana eines der ersten Manuscripte des Dante, 22 Jahre nach des Dichters Tode beendigt von der Hand des Geschichtsschreibers Philipp Villani, gesehen und dann den Dom besucht hatte, „war es mir doch ein eigenes Gefühl, den Taufstein zu sehen, wo wahrscheinlich Dante getauft worden ist."

Wer so von einem Dichter, wie Dante, begeistert war, musste wenigstens poetische Anlage haben; und in der That hat der König, wenn er auch nie darauf ausgegangen ist, diese Anlage besonders zu cultiviren, nicht blos durch höchst gelungene Gelegenheitsgedichte, die in grosser Anzahl unter seinen Papieren sich finden, sondern auch durch einige selbstständige Dichtungen Proben seiner poetischen Auffassung und seiner Formen-Gewandtheit gegeben, die auch insofern von hohem Interesse sind, als sich darin sein Innerstes, sein Streben nach Wahrheit, seine Gewissenhaftigkeit, sein edler Sinn überhaupt wiederspiegelt. Seine tragische Oper:

„Rosamunde“ sowie die Oper „Saul, König in Israel“ und sein Trauerspiel „Pertinax“ enthalten treffliche Stellen: wenn er z. B. sagt:

„Nur der wird froh des Lebens, der am Abend
Sich sagen kann: ich hab' den Tag gelebt:
Ein Same ist der Tag für Ewigkeiten,
Nur wer ihn nützet, darf auf Früchte bauen!“

Denn damit zeichnete er wirklich sein tägliches Leben, dass er stets mit Gebet begann — daher sich in seinem Nachlass ganze Stösse von selbstgefertigten oder abgeschriebenen Andachten, z. B. wie nachstehende:

„In Demuth trete ich vor Dir hin, Allweiser, Allwissender, Allmächtiger!

Wie nichts fühle ich mich vor Dir, mit meinem beschränkten Wissen und Erkennen, mit meiner schwachen Kraft, die so oft das Böse thut, das ich nicht will, und das Gute, das ich will, unterlässt. Und selbst das Wenige, das ich weiss und vollbringe, ist nur ein Werk Deiner Erleuchtung und Deiner Gnade, die in dem Schwachen mächtig ist. Gieb mir, guter Gott, dass ich meinen Verstand Deinen heiligen Offenbarungen, meinen Willen Deinen Geboten unterwerfe.

Lass mich erfahren, dass ich nichts bin und nichts habe, als durch Dich und Deinen eingeborenen Sohn Jesus Christus, der uns geworden ist zur Weisheit und Gerechtigkeit.

Dieses verleihe mir durch eben diesen Deinen Sohn, der mit lebet und herrschet in Einigkeit des heiligen Geistes, von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen!“

auf einzelne Blätter geschrieben, finden — und dann im eigentlichsten Sinne keine Stunde ungenützt vorübergehen liess. Nur so war es auch möglich, dass er als König und unbeschadet der Regierungs-Geschäfte, denen er sich mit seiner ganzen Kraft widmete, noch alle literarischen Neuigkeiten von einiger Bedeutung durchsah und je nachdem durchlas oder durchstudirte; und wenn er in dem obengenannten Trauerspiel Pertinax dem jungen Christen Saturnin die Worte in den Mund legt:

„Du weisst es, wie, als kaum die ersten Flaumen
Am Kinn mir sprossten, schon der Durst nach Wahrheit
Mein ganzes Herz erfüllt, wie ich hinweg
Vom Kampfspiel mich, vom Trinkgelage zog,
Um, trotz des Spottes meiner Spielgesellen,
Der Philosophen Schriften zu durchblättern.“

so schildert er darin eben sein ganzes Innere, sein Wahrheitsstreben, seinen Ernst, der ihn bei aller Heiterkeit, bei aller Liebe zum Scherz und zum Witz, durch sein ganzes Leben begleitete — eine wahre Dichternatur.

Er selbst hat nie besondern Werth auf seine poetischen Arbeiten gelegt — vielleicht zu wenig —, aber von Interesse ist es doch, dass er noch in der neuesten Zeit sich veranlasst fand, in einer ihm eigentlich ganz fremden Form — der Novellenform — einen Gegenstand zu behandeln, der ihn nach mancher Seite hin interessirte — vom juristischen, psycho-

logischen und religiösen Standpunkte aus. Es verdient diese Novelle, welcher er den Titel: „Der Entehrte“ gab, hier vielleicht erwähnt zu werden, da sie ihn noch während seiner schweren Krankheit so interessirte, dass er sie sich vorlesen liess. Anlass zu dieser erst im Jahre 1872 in Riva entstandenen Novelle hat offenbar die bekannte Duellangelegenheit gegeben, welche vielfach in den Zeitungen besprochen ward und dazu geführt hat, dass einige, dem westphälischen katholischen Adel angehörende preussische Offiziere, die sich zu schlagen weigerten, aus der Armee traten. Offenbar hat der König hierin seine eigenen Gedanken über den Zweikampf, den das Gewissen verbiete, die weltliche Ehre aber fordere, entwickelt; geschöpft aus der Lehre der christlichen Religion, derselben, aus der auch die katholischen Offiziere ihre Ueberzeugung genommen haben mochten. Es gehört der specielle Inhalt dieser Novelle nicht hierher. Die Composition ist einfach; aber immerhin interessante, ja ergreifende Momente bietend, liefert die ganze Arbeit einen Beweis des tiefsten sittlichen Gefühls und der hohen Auffassung der Grundsätze der christlichen Religion, so dass Niemand, wie er auch sonst über das Duell denken mag, den hier niedergelegten Ansichten seine Achtung wird versagen können.

Es konnte nicht fehlen, dass seine Dante-Arbeiten und der durch ganz Deutschland, oder vielmehr durch die ganze gelehrte Welt verbreitete Ruf der gründlichen und vielseitigen Gelehrsamkeit des Königs, den deshalb König Friedrich Wilhelm IV. scherzhafter Weise „Professor“ nannte, ihn in Correspondenz mit den bedeutendsten Gelehrten brachte; und wenn die Zeit gekommen sein wird, eine eigentliche und vollständige Biographie des Königs zu schreiben, so wird diese Correspondenz, in Verbindung mit den eigenen Aufzeichnungen des Königs über sein Leben bis zum Regierungs-Antritt, treffliches Material bieten; es mag hier nur beiläufig auf die Correspondenz mit dem bekannten Verfasser der spanischen Literatur George Ticknor in Boston, dessen gesammte Correspondenz dem Vernehmen nach in Druck erscheinen und sonach auch mehre zwischen ihm und dem König gewechselte Briefe enthalten wird, mit dem namentlich auch durch die Dante-Arbeiten berühmten Professor Witte, dem Verfasser der Geschichte Rom's Reumont, dem Bearbeiter Dante's Notter in Stuttgart u. s. w. u. s. w. erwähnt werden, welchem Letzteren er noch in der allerneuesten Zeit eine Kritik über einen Theil seiner Dante-Arbeiten zugesendet hat.

Noch während seiner Krankheit interessirte ihn besonders Quintana's Leben berühmter Spanier, vom Grafen Baudissin, den der König überhaupt sehr hoch ehrte, übersetzt; und es war staunenswerth, dass er bei dem Gespräche darüber eine Menge Details, von einer früheren Lektüre her, im Gedächtniss hatte, und wie liebenswürdig, mit welcher Heiterkeit — überhaupt ein Grundzug seines Wesens — er sich oft über kleine Vorkommnisse aus der Jugendzeit, an die er sich dabei erinnerte, aussprach.

Wie aber schon im Eingange dieses Vortrags auf die Vielseitigkeit des Königs hingedeutet worden ist, so muss hier, nachdem einige An-

deutungen über sein gelehrtes und poetisches Leben gegeben worden sind, auch der pädagogischen Grundsätze gedacht werden, von denen sich der König bei dem Erziehungsgeschäft leiten liess. Denn auch diese zeugen von der Klarheit seines Geistes und von dem Ernst seiner Lebensanschauungen und dem Streben, auch seinen Sohn zu dem Ziele zu führen, das ihm als das höchste vorschwebte. Es handelt sich hier freilich nicht um bahnbrechende Principien; aber es soll gezeigt werden, wie auch hier die grosse Gewissenhaftigkeit, die Wahrheit und Klarheit in allen Verhältnissen seines Lebens hervortritt. Es würde zu weit führen, die Unterrichtsmethode näher zu beleuchten, die er bei dem Geschichtsunterricht befolgte, den er selbst regelmässig seinen Töchtern gab und für den er mit grösster Sorgfalt besondere Hefte sich ausarbeitete; aber von allgemeinem Interesse dürfte es sein, die Grundsätze kennen zu lernen, nach denen er seinen erstgeborenen Sohn, unsern jetzigen hochverehrten König Albert, erzogen zu sehen wünschte. Da schrieb denn der Prinz, als er dem Geh. Rath von Langenn die Frage vorlegte, ob er sich getraue, als Erzieher einzutreten — 1835:

„Mein Sohn soll — das wird mein ernstliches Bestreben sein — ächte, feste positive Religions-Grundsätze, als Offenbarungsgläubiger, haben; bis zu diesem Punkte erfordere ich die Mitwirkung seines künftigen Erziehers, auch wenn er einer anderen Confession zugethan ist. Mein Knabe soll aber ferner auch, ohne allen Widerwillen gegen fremde Confessions-Verwandte, ganz und fest seiner Confession angehören; in dieser Beziehung erwarte ich von der Gewissenhaftigkeit eines Erziehers, dass er nicht nur selbst aller störenden Einwirkungen sich enthalte, sondern auch dergleichen Störungen zu verhüten sich bemühen werde.

„Die Stellung des Erziehers, dem Religions-Lehrer gegenüber, denke ich mir ohngefähr wie die des Staats zur Kirche, wie das *jus circa sacra* zum *jus in sacra* — — In den eigentlichen Religionsunterricht wird er sich zwar jeder Einmischung zu enthalten haben; wenn er aber bemerken sollte, dass dabei etwas vorginge, was dem Zwecke der Erziehung überhaupt Eintrag thun könnte, hätte er solches, da nöthig durch Rücksprache mit mir selbst, zu beseitigen.

„In moralischer Hinsicht sind mir: das Halten auf strenge Sittenreinheit und Erwärmung für alles Gute, Schöne, Tüchtige und Ehrwürdige, nebst Gewöhnung an Selbstbeherrschung jeder Art, die ersten Erfordernisse. In politischer Hinsicht wünsche ich keinen Widerwillen gegen die bestehende Ordnung der Dinge im Vaterlande; aber ebensowenig eine Hingabe an die hohlen Theorien der Zeit; vielmehr ein Festhalten an den alten guten Grundsätzen, welche die bürgerlichen Einrichtungen an eine höhere Weltordnung anknüpfen.

„Ueberhaupt glaub' ich: der Erzieher muss den ganzen Menschen unter Berücksichtigung der Individualität harmonisch zu entwickeln suchen, also den Geist wie den Körper, das Gemüth wie den Verstand.

„Zu den Studien wünsche ich meinen Sohn mit dem grössten Ernst angehalten zu sehen, bin aber dabei der Ueberzeugung, dass der Zweck derselben mindestens ebenso sehr die Gewöhnung an Fleiss und Ordnung und die Uebung der geistigen Kräfte, als die Erlernung der Gegenstände selbst ist. Ich würde daher jede Ueberlastung des jugendlichen Geistes mit Lehrstunden, worunter die Gesundheit des Körpers oder die Frische des Geistes leiden könnten, nie für angemessen halten können."

In diesem Sinne hat denn nun auch der Prinz damals die Instruction für den künftigen Erzieher selbst ausgearbeitet, und es mag gestattet sein, aus derselben nur noch einige Punkte hervorzuheben:

„Innige Anhänglichkeit und Ehrfurcht, sowie treuer Gehorsam gegen den Landesherrn und festes Halten an vaterländischen Einrichtungen ist meinem Sohn tief in's Herz einzuprägen."

ferner:

„Bei schicklicher Gelegenheit ist darauf hinzuweisen, dass die meinem Sohne verliehene Stellung ein Geschenk Gottes sei, das ihn umsomehr verbindet, durch Erwerbung der nöthigen Tüchtigkeit und durch treue, keine Opfer scheuende Pflichterfüllung sich desselben würdig zu machen. Regungen des Stolzes ist auf diese Weise und, da nöthig, durch Darstellung der Thorheit desselben entgegenzuwirken. Dabei ist jedoch mein Sohn auch darauf aufmerksam zu machen, dass es eines Fürsten Pflicht sei, die ihm von Gott gegebene Stellung zu behaupten.

„Mein Sohn ist dazu anzuhalten, jedem Stande im Staate gebührende Anerkenntniss zu gewähren, insbesondere dem ehrenwerthen Kriegerstand, der die festeste Stütze der Throne ist, Zuneigung und Aufmerksamkeit zu zeigen."

Unwillkürlich denkt man dabei an die schönen Worte des Königs:

„Viel und Herrliches haben weise Fürsten gethan, ohne an eine Verfassung gebunden zu sein. Dennoch ist eine auf geschichtlicher Grundlage und nicht auf leeren Theorieen ruhende Verfassung eine grosse Wohlthat für ein Volk. Eine bestehende Verfassung muss, sie mag beschaffen sein, wie sie wolle, treu gehalten, aufrichtig ausgeführt und geachtet und die Mängel derselben, wenn deren wirklich vorhanden, nur auf verfassungsmässigem Wege, ehrlich und nie durch Willkür abgeändert werden;"

und freut sich, wenn man in dem Exemplar der Verfassungs-Urkunde, welches der Vater einst seinem Sohne, unserm jetzigen König, gab, die Königlichen Worte eingeschrieben findet:

„Halte sie fest gegen Jedermann, denn ein Königlich Wort — das soll man nicht drehen noch deuteln."

Und in der That: das ganze Volk weiss es, mit welcher Treue und Redlichkeit er die Verfassung des Landes gehalten und geschützt, und auch das ganze Deutschland weiss es, wie treu er Alles gehalten, was er versprochen hat: das von ihm am 2. October 1833 ausgesprochene Wort aber:

„ich bin gewöhnt, so viel mir auch an dem Beifall des Volkes gelegen, einem höheren Auge, welches auf meine Ueberzeugung schaut, zu folgen und lieber mein Gewissen zu verwahren, als um die Gunst des Volkes zu buhlen"

hat er auch in den schwierigsten Verhältnissen zu seiner Richtschnur genommen.

Dass ein Mann von so allgemeiner humanistischer Durchbildung, von so klarem Blick und erfüllt von dem Streben, dem Lande nützlich zu werden, in hervorragender Weise an der Aus- und Fortbildung der Verfassung und an der Gesetzgebung schon als Mitglied der ersten Kammer Theil genommen, ist ebenso erklärlich, als allgemein bekannt. Welcher Sachse kennt denn nicht seine epochemachenden Arbeiten in der Criminalgesetzgebung; seine Reden über Gewissensfreiheit (bei Gelegenheit der Frage über die Judenemancipation); über Patrimonialgerichtsbarkeit, Ehe u. s. w. u. s. w., und in keinem Falle würde hier der Ort sein, über diese übrigens schon vielfach gewürdigte Thätigkeit detaillirte Mittheilungen zu machen; und ebensowenig kann es meine Absicht sein, hier zu schildern, in welcher hervorragenden Weise er als König dann den Regierungs-Geschäften und insonderheit der Gesetzgebung sich widmete; mit welcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit er jeden Gesetzentwurf prüfte und mit seinen oft auf ganz neue Ideen führenden Bemerkungen begleitete, die er dann ebenso scharfsinnig vertheidigte, als er sie, wenn er sich von der richtigeren Ansicht überzeugte, in liebenswürdiger Weise zurücknahm; oder nachzuweisen, in welcher hohen Achtung der König bei allen Juristen, den praktischen, wie den Theoretikern stand, die am besten durch den bekannten, beim Juristentag ausgebrachten Toast Bluntschli's bezeichnet ward: „Dem Juristen unter den Königen und dem König unter den Juristen" — aber merkwürdig bleibt es immerhin, wie ein junger Fürst, dessen vorzügliches Streben dahin gegangen war, sich classisch auszubilden, und der sich in dessen Folge hauptsächlich mit dem Alterthume, mit der Geschichte und mit Dante beschäftigt hatte, dahin gelangte, dass er als Jurist und praktischer Geschäftsmann das leistete, was er geleistet hat! Da steht nun freilich der alte Satz obenan: dass Dem, der auf dem Grunde classischer Bildung Wissenschaft, also die systematische Erkenntniss der Gegenstände und ihrer Gesetze erlangt hat, der sich daher mit klarem Bewusstsein ihres Werthes und Zieles derselben hingiebt, nicht um der Vielwisserei willen, sondern um die kräftige Entfaltung des Geistes, die Humanität im wahren Sinne des Wortes, zu fördern, alles Andere mehr oder weniger gelingt, und dass Wissenschaft und Praxis nicht Gegensätze sind, sondern im engsten Zusammenhange stehen.

Findet sich nun bei solchem wissenschaftlichen Sinn und solchen geistigen Anlagen, wie unser König sie hatte, auch Gelegenheit, mit den gewöhnlichen Lebensverhältnissen sich vertraut zu machen, und finden sich Lehrer, die es verstehen, den wissenschaftlichen Sinn fürs praktische

Leben nutzbar zu machen, so ist erklärlich, dass unser König auch in dem eigentlichen praktischen Leben so Ausgezeichntes leistete.

Danach ist es in hohem Grade interessant, dass der Antrieb zu dieser praktischen Ausbildung ganz allein von ihm selbst ausging, ja, dass er auf diesem Wege mehr Hindernisse fand, als Förderung; und wenn einmal künftig der Verfasser einer eingehenden Biographie dem Briefwechsel seine Aufmerksamkeit widmen und ihn benutzen wird, welcher bezüglich des Eintrittes des Prinzen in die Verwaltungsgeschäfte des damaligen Finanz-Collegii zwischen dem Prinzen und dem Chef des Collegii, v. Manteuffel, stattgefunden hat, wird man erst erkennen, wie klar er sich über das, was er anstrebte, war und mit welcher Ausdauer er danach strebte, eine Stellung zu erlangen, die ihm auch wirklich das gewährte, was ihm vorschwebte. Nur eine Stelle, die das Gesagte bestätigen dürfte, mag hier Platz finden:

„Die Absicht bei meiner Anstellung im Finanz-Collegium war keine andere, als Ausbildung zum praktischen Staatsdienst. „Diess aber hat für uns Prinzen seine eigenen Schwierigkeiten; denn erstens können wir nicht stufenweise zu höheren Stellen aufsteigen — dadurch entbehren wir die beste Schule und bleiben den Elementen der Geschäfte, mehr oder weniger, fremd; sodann entgeht uns die so wichtige Welt- und Menschenkenntniss und fehlt uns endlich der richtige Sporn der Verantwortlichkeit u. s. w.“

und auf diese Bemerkungen hin suchte er nun eine in mehrfacher Hinsicht exceptionelle Stellung im Finanz-Collegium sich zu gründen; was ihm nach langen Verhandlungen auch gelang.

Wie er aber später, und nachdem er selbst so ganz unerwartet auf den Thron berufen worden, die Uebung in praktischen Geschäften, seine Erfahrungen verwerthet hat, davon legen das deutlichste Zeugniss ab: die vielfachen Reisen, durch welche er über alle Verhältnisse des Landes durch den Augenschein sich Kenntniss zu verschaffen bestrebt war. In der Zeit von 1855 bis mit dem Jahre 1872 hat er 16 Rundreisen durch einzelne Theile des Landes gemacht, lediglich zu dem Zweck, sich von den vorhandenen Bildungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten, gewerblichen Etablissements, Kranken- und Rettungshäusern, insonderheit auch von den Schulen aller Art aus eigener Anschauung ein deutliches Bild zu verschaffen und sich selbst die Wahrheit des von ihm stets festgehaltenen Satzes über die Zusammengehörigkeit der Theorie und der Praxis zu vergegenwärtigen.

Wie er bei dem mehrmaligen Besuch der Universität — die Mehrzahl der hier Versammelten ist dessen noch eingedenk — immer die Wissenschaft vor Augen hatte und nur davon sich überzeugen wollte, wie sie von dem Einzelnen aufgefasst werde, mit welchem Interesse die Jugend den Lehrern folge, und was etwa zur Förderung des wissenschaftlichen Geistes oder des Wohlbefindens der Lehrer und Schüler noch geschehen könne, so hatte er auch bei dem Besuche der einzelnen Landestheile immer die Frage in Gedanken: „was ist für die Bildung des Volkes, für den Wohlstand des

Ortes und der Gegend geschehen und was ist noch zu thun?“ und suchte sich nun diese Frage durch eingehende Besichtigungen der Anstalten, der Fabriken, der Schulen, durch stundenlanges Anhören des Unterrichts oder der Vorträge und durch Rücksprache mit den Betheiligten ins klare Licht zu bringen, oder die Beantwortung derselben noch von weiterer Erwägung abhängig zu machen.

Deshalb liess er auch über alles Bemerkenswerthe und Interessante, was er auf einer solchen Reise wahrgenommen, ein möglichst vollständiges Journal führen, das ihm jedesmal am Morgen vor dem Beginn einer neuen Excursion vorgelesen werden musste, und da war es in hohem Grade interessant, wie er es verstand, sich die Eindrücke des Gesehenen und Gehörten, der Personen und der einschlagenden Verhältnisse lebendig zu vergegenwärtigen.

Wie unendlich viele Lehrer, oft auch der kleinsten Schule, die in ihrem einsamen und bescheidenen Leben nicht daran hatten denken mögen, einst Angesichts ihres Königs eine Lection halten zu müssen; wie viele Fabrikanten und sonstige industrielle Unternehmer; wie viele weltliche und geistliche Beamte werden sich noch der eingehenden Unterhaltung, des prüfenden Blicks, der ermuthigenden Worte entsinnen, mit denen der König sie ansprach, die Furcht und Angst, in die des Königs Gegenwart sie versetzte, zu verscheuchen und doch jedes Zuviel abzuhalten wusste!

Das war die Frucht seiner humanen Durchbildung, seiner Milde, seines Talents — aber auch seiner durch die schon in der Jugend begonnene Theilnahme an den Geschäften erlangten Sach- und Menschenkenntniss; er hatte eben das erreicht und sich, so zu sagen, erarbeitet, was er bei seinem Eintritt in das Finanz-Collegium, wie oben angedeutet worden, so dringend gewünscht und als für einen Prinzen so schwer erreichbar bezeichnet hatte. Die körperlichen und geistigen Anstrengungen solcher Reisen wurden aber auch reichlich ausgeglichen durch den Jubel, der ihn empfing, und die dankbaren Freudenthränen, mit denen Die ihn weggehen sahen, denen er Anerkennung gezollt, Muth, auch in der Sorge auszuharren im Vertrauen auf Gott, zugesprochen und die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen gegeben hatte.

Noch in später Zeit erinnerte er sich oft und gern an seine Thätigkeit im Finanz-Collegium, und auf die Aufbewahrung seines Briefwechsels mit v. Manteuffel u. s. w. legte er besondern Werth; wie denn überhaupt das Gefühl der Dankbarkeit bei ihm stets lebendig sich erhalten hat.

Noch in seiner letzten Krankheit gedachte er mit grosser Wärme seines juristischen Lehrers, des ehemaligen Hofraths Dr. Stübel, „der ihm viel gelehrt, aber,“ was er weit höher anschlug, „viel Anregung gegeben habe:“ und meinte in den Gesichtszügen seines Enkels, der einige Zeit als Privatsekretär ihm treulich diente, das freundliche Bild seines einstigen Lehrers wiederzufinden; und wie er oft im Gespräch der Namen Derer, die ihm als Erzieher oder Lehrer einzelner Fächer nahe gestanden, mit Dank gedachte, so nahm er auch in den letzten Tagen seines Lebens,

obwohl zu einer Zeit, zu welcher er noch nach Monaten rechnen zu dürfen glaubte, in rührender, sein ganzes Wohlwollen in sich fassender Weise Abschied von seiner nächsten Umgebung, dankend ihnen für ihre Treue die Hand reichend; und selbst seinem Lieblingshunde Rappo gegenüber, den er stets um sich hatte und der auch während der Krankheit des Königs nicht leicht von dem Bette wich, äusserte er lächelnd: „nun werde ich wohl eher sterben als du". Es wird diess nur angeführt, um zu zeigen, wie sein ganzes Herz von Wohlwollen erfüllt war, und wie sich auch bei dem vielfach geprüften Herrn eine gewisse Heiterkeit, eine poetische Naivetät erhalten hatte, die seinem ganzen Wesen jenen unwiderstehlichen Ausdruck verlieh, der seine Freunde begeisterte und selbst seine Gegner gewann.

Dass ein Mann von solchem Geist und solchem Gemüth auch lebendiges Interesse für Natur und Kunst haben musste, versteht sich von selbst. Für die Schönheit der Natur, zumal für die Erhabenheit der Gebirgswelt hatte der König einen überaus empfänglichen Sinn, darin, wenn auch nicht in so umfassender Weise, seinem verewigten Bruder ähnlich.

In der erst kürzlich erschienenen kleinen Schrift: „*Les Barons de Forell*" wird mehrfach der Aeusserungen gedacht, aus denen die Sehnsucht des Prinzen: „einmal das schöne Land der Berge und der Freiheit wiedersehen zu können", hervorgeht, und die Schilderung der Naturschönheiten in seinen Briefen aus Italien zeigen deutlich, wie eine schöne Natur ihn aufheiterte und wie innig und gern er sich des Gesehenen erinnerte. Mit wahrer Freude gedenke ich noch einer im letztvergangenen Jahre von Ems aus unternommenen Spazierfahrt nach dem reizenden Schloss Stolzenfels, wo der König in Erinnerung an die schönen Tage, welche er dort verlebt hatte, seiner Umgebung mit grosser Lebendigkeit nicht nur die Herrlichkeit der Umgegend schilderte, sondern auch jeden Platz in Schloss und Garten, wo er gelesen, gearbeitet, sich unterhalten und der bezaubernden Aussicht gefreut hatte, zeigte; und wie leidend war er doch schon damals, wenn auch zuweilen noch sein schönes mildes Auge wie ehedem freundlich die Welt und die Menschen anschaute! Aber nicht blos für die Natur, auch für die Kunst hatte er ein lebendiges Interesse, richtigen Blick und klares Urtheil. Selbst in der Musik, mit der er sich am wenigsten beschäftigte, zeigte er mindestens ein feines, richtiges Gefühl, wenn er auch nicht vermochte, es künstlerisch zu begründen; entschieden zuwider war ihm auch hier das Virtuosenthum; wogegen er für ernste Musik, insbesondere Kirchenmusik viel Interesse zeigte und auch in der Erinnerung noch des tiefen Eindruckes gedachte, den das Spiel Mendelssohn's auf ihn gemacht habe, „der Geist und Herz mit seinen Fingern, wie mit seinem glänzenden Auge beim Spiele, ergriffen und gerührt habe".

Seiner ganzen Art nach liebte er nicht die Exclamationen wirklicher oder sogenannter Kunstverständiger beim Anschauen von Kunstwerken, sondern das stille Beschauen und Insichaufnehmen; und damit stimmen

auch die Aeusserungen überein, die man in seinen italienischen Briefen über einzelne Gegenstände findet, z. B. über die Kreuzabnahme von R. Marconi:

„ich musste dreimal darauf zurückkommen und bin mit Schmerzen von ihm geschieden!“

oder wenn er beim Anschauen der Magdalena von Tizian sagt:

„so tief und rein hat wohl Niemand den Schmerz und die Reue dargestellt;“

oder, wenn er einen Vergleich zwischen Triest und Venedig anstellend sagt: „Triest ist Gegenwart ohne Erinnerung; in Venedig, das seinem unvermeidlichen Verfall entgegengeht, ist Erinnerung und Verfall.“ Oder, wenn er bei einem Besuche der Villa Ludovici eine Gruppe schildert: einen barbarischen Häuptling darstellend, der, von den Römern besiegt, seine Frau getödtet hat und dann sich selbst den Dolch in die Brust stösst:

„Schon dieser Gegenstand hat für mich das hohe, tragische Interesse, welches mir alle die Männer einflössen, welche im Kampfe gegen das allzermalmende Rom unterlagen. Kräftig und unerschrocken tritt er hervor, noch ungeschwächt durch die frische Wunde, mit dem Ausdruck, der zu sagen scheint: Ich bin dennoch frei!“

Oder endlich, wenn er nach Betrachtung der Ludovici'schen Juno sagt: „es ist eine blosse Büste, aber der Idee der Gattin des Zeus entsprechend. Es ist viel Hoheit und doch Schönheit in dem Kopf, so dass man denken kann, wie ungeachtet der vielen Liebschaften, nur diese dem Vater der Götter und Menschen als Gattin recht war.“ Es lässt sich aus jenen Briefen, denen ein künftiger Biograph die grösste Aufmerksamkeit wird zuzuwenden haben, noch eine Menge geistvoller Auffassungen, besonders auch über den Eindruck anführen, den Rom mit seinen gewaltigen Erinnerungen auf ihn machte; allein ich habe mich hier zu beschränken und nur noch mitzutheilen, was er selbst mit wenigen Worten über den Eindruck sagt, den Italien bezüglich der Kunst auf ihn gemacht: „Hier“, sagt er, „in Italien, besonders auch in Florenz, tritt mir überall die Kunst, mit dem Leben verwebt, das Leben schmückend und erhebend, nicht in Kunstsammlungen gebannt, entgegen.“ Gemälde religiösen Inhaltes, oder Kunstgegenstände, die Verbindung hatten mit dem classischen Altherthume, oder Denkmäler der Vorzeit, in denen er mit Recht gleichsam eine lebendige Geschichte erblickte, erregten offenbar in ihm das lebendigste Interesse. Es ist bekannt, wie er lange Jahre hindurch der Leiter des seit 1824 bestehenden Sächsischen Alterthums-Vereins war; wie man ihn gewissermaassen als Mitbegründer des Nürnberger National-Museums betrachten muss, wenn man den Bericht über die Versammlung Deutscher Geschichts- und Alterthumsforscher vom 16.—19. August 1852 und seine dabei gehaltenen Reden liest, und wie er als Regent keine Gelegenheit vorüberliess, diese Vereine durch Wort und That zu unterstützen, für Conservirung der Altherthümer zu sorgen und die Kunst zu fördern; die Berufung ausgezeichneter Männer, die Herstellung guter Ateliers, die Beförderung aller

Einrichtungen, die dazu mittelbar oder unmittelbar dienten, den Künstlern Beschäftigung zu geben, sind davon Zeuge; er führte treu das aus, was er schon als Mitglied der ersten Kammer 1834 ausgesprochen hatte:

„Es ist ein allgemeiner Erfahrungssatz, dass die Kunst blüht, wo sie benutzt und beschäftigt wird; das zeigt das Beispiel Bayerns, der Rheingegend und selbst der Erfolg des Sächsischen Kunstvereins. Deshalb will auch ich die Künste in Sachsen beschäftigt wissen und zwar auch bei grösseren, öffentlichen Werken" u. s. w.

und man kann wohl sagen, dass er noch den Erfolg seiner desfallsigen Bestrebungen erlebt hat.

Doch ich würde fürchten müssen, Ihre Geduld zu missbrauchen, wollte ich in solchen und ähnlichen Mittheilungen fortfahren, wenn sie auch vielleicht geeignet sein könnten, das liebenswürdige Bild des Königs zu vervollständigen, das jeder von uns in seinem Herzen trägt.

Wie sein ganzes Wesen erfüllt war von echter Frömmigkeit und von dem edelsten Streben nach Wahrheit in allen Dingen; wie sich seine Treue und sein strenges Rechtsgefühl auch in den schwersten Zeiten bewährt hat, so zeigt sich diess auch im Kleinsten; daher litt er z. B. niemals den Ankauf von Nachdrucken und erlaubte einem Photographen, der von den prachtvollen Original-Compositionen zu Dante's göttlicher Comödie Nachbildungen zu machen wünschte, diess nur unter der ausdrücklichen Bedingung, dass, — obwohl er, der König, Eigenthümer war — für jede Nachbildung von dem Autor des betreffenden Kunstblattes die Bewilligung zuvor eingeholt würde.

Es kann nicht meine Absicht sein, meine hochgeehrten Herren, Ihnen hier die letzten Wochen, Tage und Stunden des theuren Entschlafenen zu schildern; sie enthalten viel Erhebendes und Wehmüthiges, und wenn man sich erinnert, dass er, dem nahen Tod bei vollem Bewusstsein ins Auge schauend, von seiner nächsten Umgebung Abschied genommen, sich nach empfangener letzter Oelung die Stelle aus dem Briefe des Jacobus, auf die man das Sacrament der letzten Oelung stützt, später verschiedene lateinische Kirchen-Hymnen, namentlich das „*Stabat Mater*" und „*Dies irae*" vorlesen liess, und die mit Mühe vollbrachte Unterzeichnung eines Decrets, durch welches ein Arzt, der ihm besonders während der furchtbaren Nächte tröstend durch Vorlesen u. dgl. beigestanden hatte, zum Hofrath ernannt ward, sein unbegrenztes Wohlwollen, sowie die mit zitternder Hand beeilte Vollziehung zweier für die versammelten Stände bestimmten Decrete seine Sorge für's Land bezeugt hatte, so liegt schon in diesen wenigen Andeutungen das Bild einer edlen Seele, die mit Dank gegen Gott und Wohlwollen gegen die Menschen sich vom Irdischen losreisst.

Mit den poetischen Worten, mit denen einst der Verewigte das Exemplar der *Divina Commedia* schmückte, welches er seinem Sohne, unserm erhabenen König, übergab, möchte ich schliessen:

„Wenn meine letzte Stunde längst geschlagen,
Und dann Dein Blick auf meine Gabe fällt,

Gedenke, dass, was diese Blätter tragen,
Gar manche Lebensstunde mir erhellt.
Du wirst zum Mann, zum Fürsten Du erblühn
Dem Ziel nachringend, das ein Gott Dir weist,
O möge dann bei Lockungen und Mühen
Dein Geist sich kräftigen an Dante's Geist,
Dass bei des Schlechten Anblick heiss entlod're
In heiliger Entrüstung Dein Gemüth,
Den Lohn, der ihm gebührt, dem Edlen fod're,
Wenn es Dein Blick von Neid getreten sieht;
Dass Wille Dir und Thatkraft nimmer lasse,
Was Du als gut, was Du als recht erkannt,
Ob auch die Lust Dich lockt, die Welt Dich hasse,
Nie feig dem Werk entziehend Deine Hand;
Dass sich Dein Herz, wie hoch es immer schlage,
In Demuth beuge vor des Höchsten Macht,
Und fromme Sehnsucht Dich zum Himmel trage:
Zur Klarheit ringend aus der Erdennacht;
Dass truglos in der Kirche heil'gem Dome
Dir leuchte stets der Offenbarung Licht
Und in der Weltgeschichte ew'gem Strome
Verkündiget Dir sei das Weltgericht;
Denn aus des Paradieses Regionen
Reicht rettend uns der Edlen Schaar die Hand,
Zeigt Erdenpilgern die errung'nen Kronen
Und führt sie siegreich ein in's bess're Land."

Möge Gottes Segen unsern theuren König Albert, von dem wir wissen, dass er mit jugendlicher Frische die Bahnen seines verewigten Vaters wandelt und mit sicherm Feldherrnblick den Ernst der Zeit und die Schwierigkeit des Regentenberufs überschaut, begleiten bis an's Ende seiner Tage!

Eine wissenschaftliche Abhandlung des Königs Johann.

Ueber vergleichende Sprachkunde und die enge Verbindung der Indogermanischen Sprachen unter einander. 1842.

Sowie überhaupt der wunderbare Bau der Sprache, dieser Blüthe aus dem Stamme der Menschheit, ein anziehender Gegenstand des Studiums ist, so insbesondere die Verwandtschaft der verschiedenen Sprachen unter einander. Sie lässt uns einen Blick in das innere Treiben des Menschengeistes in verschiedenen Zeiten und Ländern thun und wirft oft ein Licht auf Perioden der Geschichte unseres Geschlechts, wo uns jede urkundliche Quelle, ja selbst die vielzüngige Sage im Stiche lässt. Sie deutet endlich, wie mir scheint, bei tieferem Eindringen mit immer zunehmender Klarheit

auf die ursprüngliche Einheit der Menschheit und die Wahrheit des biblischen Berichtes.

Schon lange her ist es darum, dass einzelne Gelehrte ihren Scharfsinn in dem Auffinden von Aehnlichkeiten zwischen den Worten der verschiedenen Sprachen versuchten. Solche Zusammenstellungen aufs Gerathewohl aufgeraffter, mit einander nach vielleicht ganz zufälligem Gleichklange verglichener Worte konnte unmöglich zu einem befriedigenden Resultate führen. Erst der neueren Zeit, insbesondere den Forschungen eines Humbold, Bopp und Anderer mehr war es vorbehalten, die vergleichende Sprachkunde auf einen wissenschaftlichen Standpunkt zu erheben, wozu namentlich die erlangte Kenntniss einer grossen Anzahl uns bis dahin ganz verschlossener Sprachen das Meiste beitrug.

Diese ausgebreitetere und gründlichere Sprachkenntniss liess die Gesetze näher erkennen, nach denen im Fortgange der Sprachen von Volk zu Volk und von Jahrhundert zu Jahrhundert die Verminderung der Laute einerseits und der Wortbedeutung andererseits erfolgt, und, indem hierdurch manche scheinbare Verwandtschaft als bloss zufällige Lautähnlichkeit sich darstellte, ward manche wahre Verwandtschaft aufgefunden, die man auf den ersten Blick nicht ahnen würde. Man lernte nehmlich zuerst die Stammsilben des Wortes von ihren grammatischen Vor- und Nach-Silben scheiden; man erkannte, dass, wenigstens in den meisten Sprachen, die Vokale mehr beweglicher Natur sind als die Consonanten; man ward endlich darauf aufmerksam, dass die Consonanten derselben Classe (z. B. die Kehllaute k, g, h, die Lippenlaute d, p, f) häufig in einander übergehen, ja dass in gewissen Sprachen gewisse Buchstaben constant in andere sich verwandeln. So wird das *w* in den Romanischen Sprachen häufig in *g* verwandelt, z. B. *Vascons* in *Gascons*, *Walther* in *Gauthier;* so steht im Böhmischen überall *h*, wo im Polnischen *g* steht, z. B. poln. *gród* = böhm. *hrad*, das Schloss, — poln. *gora* = böhm. *hora*, der Berg. Nächstdem zeigen auch die in verschiedenen Sprachen nachzuweisenden Mittelglieder, dass scheinbar ganz verschieden lautende Worte doch eines und desselben Ursprungs sind. Wer würde z. B. zwischen dem Sanskritworte *aham* und dem Englischen *J* nach dem blossen Klange eine Verwandtschaft ahnen, und doch wird eine solche ausser allen Zweifel gesetzt, wenn man die Reihenfolge von *aham ego*, goth. *ik* und *J* verfolgt. Eine gleiche Bewandtniss hat es mit Verminderung der Wortbedeutung.

Auf eine wichtige Erwägung hat übrigens noch das tiefere Sprachstudium geführt. Jede Sprache besteht aus einem doppelten Elemente, 1) dem Wortvorrathe, zu Bezeichnung der Begriffe (lexikalisches Element), 2) den Mitteln, deren sich die Sprache bedient, um die Verhältnisse der Begriffe unter einander auszudrücken (grammatisches Element). Zu diesem Zwecke wenden die Sprachen folgende drei Mittel an:

a) die Veränderung des Wortes durch innere Umgestaltung oder Anhäufung von Vor- und Nach-Silben (Abbeugung);

b) die Einschiebung von Worten, welche keinen selbstständigen Sinn haben (Partikeln);

c) die Stellung des Wortes im Satze.

Wie nun keine Sprache eines dieser Mittel ausschliesslich gebraucht, so waltet doch bald das eine bald das andere mehr vor. Das Chinesische z. B. soll durch Partikeln und hauptsächlich durch die Stellung der Worte ohne alle Abbeugung den Zweck erreichen; in den Sprachen der Südsee scheint die Partikelbildung vorzuwalten, indess bei den Indogermanischen Sprachen, namentlich bei der ältesten unter ihnen, dem Sanskrit, bei dem Griechischen und Lateinischen die Wortveränderung vorwaltet. Sowie man nun jene beiden Elemente gleichsam mit Stoff und Form der Sprache vergleichen kann, so könnte man sie auch gewissermassen das Feste und Flüssige oder das bewegliche und unbewegliche Element derselben nennen. Fremde Worte nimmt nehmlich ein Volk, das mit einem anderen in Berührung kommt, mit der grössten Leichtigkeit auf; es pflegt sie aber dann auf seine Weise umzuformen und unter seine grammatischen Gesetze zu beugen. Dass aber eine Sprache fremde grammatische Elemente aufgenommen habe, davon ist mir in der That kein Beispiel bekannt. Hat doch selbst das mit Französischen Worten so reich dotirte Englische in den wenigen ihm verbliebenen grammatischen Formen lediglich das Deutsche Element und hiermit den Germanischen Charakter der Sprache und des Volkes beibehalten. Hierdurch dürfte sich für die vergleichende Sprachkunde der wichtige Satz ergeben, dass es bei Prüfung der Verwandtschaft der Sprachen weniger auf die Aehnlichkeit der Worte als des grammatischen Elementes ankommt.

Diese Wahrnehmungen haben bereits zu mancherlei wichtigen Resultaten geführt. Ein weites Feld bleibt indessen noch unangebaut, über das uns erst die Zukunft nähere Aufschlüsse verspricht. Eine Thatsache scheint mir jedoch bis zur Evidenz durch die bisherigen Forschungen ans Licht gestellt zu sein; es ist diess die innige Verwandtschaft der verschiedenen Sprachen des Indogermanischen Sprachstammes unter einander. Diese Behauptung auf eine möglichst kurze und einleuchtende Art meinen Zuhörern zu beweisen, ist der Zweck des gegenwärtigen Vortrags. Ehe ich aber in diese Deduction eingehe, wird es nöthig sein, einige einleitende Worte vorauszuschicken.

Ein Sprachstamm ist ein Complex von Sprachen, von denen man anzunehmen berechtigt ist, dass sie alle von einer Ursprache abstammen, also unter einander gleichsam in auf- und absteigender oder in der Seitenlinie in näherem oder entfernterem Grade verwandt sind. Man könnte von solch' einem Sprachstamme ein vollkommenes Geschlechtsregister entwerfen, welches indessen noch immer manche Lücken darbieten würde — wie der Stammbaum vieler edlen Geschlechter. Zuweilen ist die Abstammung einer Sprache von der anderen schon historisch nachzuweisen, wie z. B. die der Romanischen Sprachen aus dem Latein, obgleich der Moment der Entstehung der Sprache selbst, wie manche andere geheimnissvolle Meta-

morphose in der Natur, sich den Blicken des Forschers zu entziehen scheint. Oefters jedoch muss man aus der Natur der Sprachen selbst auf die Art ihrer Verwandtschaft schliessen. Sprachen, welche gleichsam nur Seitenverwandte unter einander sind, werden stets gewisse wesentliche Elemente gemein haben, in anderen aber von einander abweichen. Eine Sprache aber, in welcher alle diese Elemente sich vereint finden, wird gewiss mit gutem Grunde als die gemeinschaftliche Mutter derselben angesehen werden können. Der Indogermanische oder besser Indoeuropäische Sprachstamm nun umfasst einige Asiatische und sämmtliche Europäische Sprachen, mit Ausnahme des Baskischen, Türkischen, Ungarischen und soviel ich weiss der Finnischen Sprachen. Unter den Sprachen Asiens gehören ihm vorzüglich die beiden merkwürdigen heiligen Sprachen der Inder und Perser, das Sanskrit und Zend, die Sprachen des Zendavesta und Mahabharata an. Nach Bopp's Meinung stehen sie unter einander in dem Verhältnisse von Schwestersprachen und sind verschiedene Kinder eines alten verloren gegangenen Idioms. Ausserdem werden noch einige Töchter des Sanskrit, als das Prakrit und Hindostani, hierher gerechnet, von denen ich jedoch, sowie von dem Zend, keine weitere Notiz nehmen kann, da ich hier in ein mir gänzlich unbekanntes Gebiet gerathen würde.

Die Europäischen Sprachen zerfallen in fünf grosse Sprachfamilien, die jede wieder aus mehren unter einander in verschiedener Weise verwandten Sprachen bestehen und zwar in

1) die Griechische Sprache (Alt- und Neugriechisch);
2) die Romanische Sprache (das Latein mit seinen Töchtern Italienisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch, Wallachisch etc.);
3) die Germanischen Sprachen (das Gothische, Alt- und Mittelhochdeutsche, Neuhochdeutsche, Niederdeutsche, die Skandinavischen Sprachen und das Englische);
4) die Slavischen Sprachen, mit allen ihren zahlreichen Mundarten und das Litthauische (Lettische);
5) die Celtischen Sprachen, welche nicht weit verbreitete Familie sich nur noch auf die spärlichen Ueberreste im Bas-Breton, Welsh, Hochschottischen und Irischen beschränkt.

Diese Sprachfamilien selbst scheinen nun gleichsam als Spracheinheiten einer höheren Ordnung sämmtlich in dem Verhältnisse der Abstammung zum Sanskrit zu stehen, wobei ich dahin gestellt sein lassen will, ob sie, wie Bopp meint, auch hier und da aus einem älteren Urborn geschöpft haben. Die Verwandtschaft aller dieser Sprachen unter einander, sowie ihre Abstammung vom Sanskrit darzuthun, sollte ich nun nach Obigem mich zunächst an die Abbeugungen halten. Es würde aber Solches ein tieferes Eingehen in die Sprachlehre verlangen, als der Zweck und die Ausdehnung dieses Vortrags gestattet. Auch das Gebiet der eigentlichen Partikeln würde mannigfache Schwierigkeiten darbieten, und es verlässt mich auf demselben mein bester Führer Bopp, dessen vergleichende Grammatik bis jetzt nur bis zum Zeitwort geht. Es giebt jedoch eine

Classe von Worten, die zwischen den eigentlichen Begriffsworten und den Partikeln gleichsam in der Mitte stehen. Es sind diess solche, welche abstrakte Begriffe und reine Formen des Denkens bezeichnen. Dieselben stehen dem grammatischen Elemente um Vieles näher, bilden mit demselben den eigentlichen Kern, den unbeweglichen Theil der Sprache und sind gerade in den Indogermanischen Sprachen ganz geeignet, die aufgestellte Behauptung deutlich zu machen. Ich wähle zu diesem Behufe *a*) das Zeitwort „sein", *b*) die persönlichen Fürwörter erster und zweiter Person. Fürwörter dritter Person im eigentlichen Sinne bestehen in den ältesten Sprachen, dem Sanskrit, Latein und Griechischen nicht. In den neueren Sprachen entstanden sie aus der Corruption früherer Demonstrativen. Sie sind auch keineswegs ein so natürliches Bedürfniss der Sprache als die der beiden andern Personen. Ich und Du bezeichnen einen bestimmten Begriff in dem Momente ihres Gebrauches. Er kann stets jede beliebige Person bezeichnen und daher statt dessen Eduard, Hans, Cajus oder Dieser oder Jener gesetzt werden. *c*) Die Zahlwörter von 1—10. Ich werde hierbei stets zunächst von dem Deutschen als dem Bekanntesten ausgehen.

A. Das Zeitwort „sein".

Die Conjugation desselben bietet im Deutschen eine dreifache Wurzel dar. Die erste finden wir in den Formen „bin" und „bist". Ihr charakteristisches Zeichen ist der Lippenlaut „b", den wir in der ganzen Conjugation nicht wieder finden. Die zweite, deren Charakter ein „s", bald mit bald ohne vorhergehenden Vokal ist, finden wir in „ist, sind, seid, sein, sei". Die übrigen Formen „war, gewesen" gehören einer Wurzel an, deren Charakter „ws" oder „wr" zu sein scheint: wobei zu bemerken ist, dass „r" und „s" häufig verwechselt werden, wie schon die Vergleichung von unserem „war" und dem Englischen „*was*" ergiebt und noch deutlicher aus dem Sanskrit erhellt, wo „*s*" unter gewissen Verhältnissen constant in „*r*" verwandelt wird. Die nehmlichen drei Wurzeln finden wir im Englischen *be*, *is* und *was*. In den Slavischen Sprachen dagegen finden wir nur zwei dieser Wurzeln, *b* und *s*, und zwar die erstere im Infinitiv *býti* (Böhmisch), *być* (Polnisch); im Particip Präteriti *byl*, dem Conjunctiv *bych*, dem Futurum *budu* (im Böhmischen) und *będzie* (im Polnischen); die letztere in dem Präsens *jsem*, *jsi*, *jest*, *jsme*, *jste*, *jsau* (Böhmisch) und *jestem*, *jesteś*, *jest*, *jesteśmy*, *jesteście*, *są* (Polnisch); wobei im Böhmischen der Vokal der Vorsilbe zu dem unausgesprochenen *j* verkümmert, im Polnischen in der dritten Person Pluralis ganz in Wegfall gebracht ist. Das nehmliche Verhältniss findet in den Romanischen Sprachen statt. Hier erscheint die *s*-Wurzel in *sum*, *es*, *est*, *sumus*, *estis*, *sunt*, *essem*, *sim*, *esse*, ebenfalls bald mit bald ohne anlautenden Vokal, — *eram*, *ero*, wobei die oben erwähnte Verwandlung von „*s*" in „*r*" zu beachten ist. Der *b*-Form dagegen gehört an *fui* („*je fus*") *futurum*, indem „*f*" ein Lippenlaut wie „*b*" ist und „*fw*" durch das Böhmische *buditi* den Uebergang zu den übrigen

verwandten Formen findet. Endlich heisst auch im Irischen *biu* ich bin. Das Griechische dagegen hat lediglich die Wurzel auf „*s*“ beibehalten und zwar durchaus mit vorgeschobenem Vokale, welcher sogar zuweilen das „*s*“ verschlingt *εἰμί, εἶ, ἐστί, ἐστόν, ἐσμέν, ἐστέ, εἰσί* im Präsens, *ἦν ἦσθα* im Imperfect, *ἔσομαι* etc. im Futur, *ὤν*, auch *ἐών*, im Particip. Dagegen finden wir im Sanskrit zwei dieser drei Wurzeln als vollkommen ausgebildete Verba, und zwar *as*, welches gleichfalls die Unregelmässigkeit hat seinen Anfangsvokal bald abzuwerfen bald beizubehalten; und *bhû*, welches eigentlich „werden“ bedeutet, aber auch als „sein“ gebraucht wird. Das Präsens von *as* möge hier wegen seiner genauen Aehnlichkeit mit der Griechischen und Lateinischen Conjugation und zwar mit jener im Singular, mit dieser im Plural, einen Platz finden:

Singular. *asmi, asi, asti;*	Plural. *smas, stha(s), santi.*
εἰμί, εἶ (*ἔσσι*), *ἐστί*;	*sumus, estis, sunt.*

B. Persönliche Fürwörter.

α. Erste Person im Singular.

Auch hier begegnen wir abermals einer doppelten Form: einem Nominative „Ich“, der aus einem Kehllaut und einem anlautenden Vokale besteht, und in den objectiven Casus mich und mir. Diese selbe Spaltung zeigt sich im Lateinischen: Nominativ *ego*, objective Casus *mei mihi me*; im Griechischen Nominat. *ἐγώ*, objective Casus *ἐμοί* (*μοί*), *ἐμέ* (*μέ*); im Slavischen Nominativ *já* (Böhmisch), in den objectiven Casus *mne, mě, mau*. Das Celtische dagegen hat blos die *m*-Form beibehalten und sie selbst auf den Nominativ ausgedehnt, denn „ich“ heisst in demselben *me* oder *mi*. Das Sanskrit enthält nun wieder beide Formen, jedoch hier in derselben Weise wie die Europäischen Sprachen. Der Nominativ heisst nehmlich *aham* und die objectiven Casus *mâm mâ, majâ, mahjam, mama, maji*. Diese Doppelform scheint in dem Wesen der menschlichen Natur bgründet. Das Selbstbewusstsein erwacht nehmlich zuerst in den Eindrücken der Aussenwelt auf das Ich. Das „Ich“ erscheint uns daher eher als Object denn als Subject; der Mensch hat eher das Bedürfniss „mich“ als „ich“ zu sagen. Da nun aber ein Nominativ seiner Natur nach nicht von einem objectiven Casus hergeleitet werden kann, so musste derselbe bei der ersten Person fast nothwendig eine besondere Wurzel erhalten. Dabei scheint die Wurzel *ah* (*am* ist nur grammatische Endung) vollkommen dem Gefühle des Selbstbewusstseins zu entsprechen, denn sie besteht aus dem reinsten Vokale *a* und einer tief aus der Brust kommenden Aspiration. Die ältesten Völker betrachteten aber des Menschen Hauch als seine Seele, sein Ich; daher *spiritus* wie *πνεῦμα* Hauch und Geist bedeutet. Sehr merkwürdig erscheint es mir hierbei, dass, wie Humboldt in seinem Werke über die Kawisprache anführt, die Sprachen der Südsee drei Partikeln enthalten, *mai, adu* und *atu*, die wenigstens im Tongischen (die Sprache der Freundschaftsinseln) ungefähr wie unser „her“ und „hin“ die Richtung nach der redenden, angeredeten und dritten Person bezeichnen, so dass in

mai, „her“ die Richtung nach dem Ich als Object ausdrückend, die *m*-Form der Objectscasus vom Ich, sowie in *adu*, „hin“, nach der angeredeten Person, der Grundlaut der zweiten Person Du, *tu* etc. sich abspiegelt. Es scheint mir diess einer jener Umstände zu sein, die uns die Aussicht auf eine weitere allgemeine Sprachverwandtschaft öffnen dürften.

β. Erste Person im Plural.

Hier begegnen wir abermals schon in unserer Muttersprache einer doppelten Wurzel; im Nominativ „wir“ und in den objectiven Casus Accusativ und Dativ „uns“ (engl. *us*). Die Romanische Sprachfamilie hat allein jene zweite Wurzel, die ich *n*-Wurzel nennen will, mit einer kleinen Umstellung in ihrem *nos* und *nobis* aufgenommen. Die Slavischen Sprachen bilden den Nominativ Pluralis aus der *m*-Wurzel des Singularis *my*, die objectiven Casus *nám*, *nás*, *námi* dagegen ebenfalls aus der *n*-Wurzel. Einer verschiedenen Wurzel gehört das Griechische ἡμεῖς, ἡμᾶς, ἡμῖν, ἡμῶν an. Es könnte zwar scheinen als ob hier eine Verwandtschaft mit der *m*-Wurzel des Singulars stattfände; die Vergleichung mit dem Sanskrit wird jedoch beweisen, dass μεις μας etc. bloss grammatische Endungen sind und die eigentliche Wurzel in dem Anfangsvokale liegt. Dagegen hat sich die *n*-Wurzel in den Dual νώ νῷν geflüchtet. Wir haben also hier abermals drei Wurzeln, die *w*-Wurzel des Germanischen Nominativs, die weitverbreitete *n*-Wurzel und die vokalische Wurzel. Diese drei Wurzeln finden wir aber wiederum auf das Ueberraschendste im Sanskritpronomen vereinigt. Der Nominativ *vajam* repräsentirt die *w*-Wurzel (wir, engl. *we*). Die übrigen Casus: Accus. *asmân*, Instrum. *asmâbhis*, Dativ *asmabhjam*, Ablat. *asmat*. Genitiv *asmâkam*, Locativ *asmâsu* gehören der Vokalwurzel an, denn es ist die darin herrschende Silbe *sma* eine allgemeine Form aller Sanskritpronominal-Declinationen, welche sich auch in der Griechischen Endung μεις etc. nur mit Wegfall des *s* wiederfindet. Die Wurzel liegt also im Vokale *a;* dass derselbe aber mit dem Griechischen η etymologisch die gleiche Bedeutung habe, erhellt nicht nur aus der beständigen Verwechselung dieser Buchstaben zwischen dem Ionischen und Dorischen Dialekte, sondern noch mehr daraus, dass selbst eine Aeolische Form ἄμμες für ἡμεῖς vorhanden ist. Endlich hat das Sanskrit eine Nebenform *nas*, die als Accusativ, Dativ und Genitiv gebraucht wird, und im Dual eine gleiche Nebenform *nâu*. Dass diese *n*-Form die Mutter der weit verbreiteten *n*-Formen ist, liegt am Tage, und es hat gewiss ihre Einfachheit und daher ihre Bequemlichkeit im Gebrauche zu ihrer häufigen und zuletzt ausschliesslichen Anwendung geführt.

Merkwürdig ist es, wie auch hier die der ersten Person eigenthümliche Verschiedenheit zwischen dem Nominativ und den objectiven Casus mindestens im Sanskrit und den Germanischen Sprachen sich wiederholt; jedoch wird sie nicht so consequent in allen Sprachen durchgeführt, da eben der Begriff „wir“ (ich und Andere) nicht mehr so rein aus dem Selbstbewusstsein hervorgeht als der Begriff „Ich“. Aus gleichem Grunde ist es ganz

natürlich, dass „wir" in beinahe allen Sprachen nicht wie ein Plural aus „Ich" gebildet wird.

γ. Singular der zweiten Person.

Diese hat ohne Ausnahme die Grundform *tu*, bei welcher nur zuweilen der Vokal zu *i* geschwächt wird; auch erscheint in mehren Sprachen in einigen Casus eine kürzere neben einer längeren Form. Gothisch *thu* (engl. *thou*) du, *thus* dir, *thuk* dich; Böhmisch *ty*, Accusativ *tebe*, *ti*, Dativ *tobě*, *tě*, Instrumentalis *tebau;* Lateinisch *tu*, Genitiv *tui*, Dativ *tibi*; Celtisch *tu*; Sanskritisch *tvam*, Accusativ *tvâm*, *tvâ*, Instrumentalis *tvajâ*, Dativ *tubhjam* oder *tê*, Ablativ *tvat*, Genitiv *tava* oder *tê*, Locativ *tvaji*.

Einige Schwierigkeiten scheint das Griechische σύ σοῦ σοί σέ darzubieten, jedoch sie sind nur scheinbar, denn *υ* ist oft der Stellvertreter des Lateinischen *u*, wie δύο = *duo* beweist, und *s* wird unter den Griechischen Dialekten oft mit *t* verwechselt, so in allen Worten die auf σσα endigen, z. B. γλῶσσα und γλῶττα, θάλασσα und θάλαττα, ja es findet sich auch zum Ueberflusse beim Homer eine alte Dativform τοί für σοί in häufigem Gebrauche.

δ. Plural der zweiten Person.

Hier muss man, um die Bedeutung des Neudeutschen „ihr" und „euch" zu erfassen, auf die stammverwandten Sprachen übergehen. Sowie nehmlich „euch" im Mittelhochdeutschen „*iu*" heisst, so heisst auch „ihr" im Gothischen „*jus*", welcher Klang sich auch im Englischen wiederfindet. Der Grundlaut des Germanischen Pronomens scheint daher „*ju*" zu sein. Dagegen gehört das Lateinische *vos*, *vobis* und das Böhmische *vy*, *vám*, *vás*, *vámi* einer anderen Wurzel an. Das Griechische ὑμεῖς, ὑμῖν, ὑμων, ὑμᾶς ist wieder der *ju*-Form verwandt, indem die Endung μεις etc. abermals aus dem erwähnten *sma* stammend der Abbeugung angehört, während ein zwischen *i* und *u* stehender Laut die Stelle von „*ju*" vertritt. Das Sanskrit endlich zeigt abermals beide Wurzeln, in den längeren Formen *jûjam*, *jushmân*, *jushmâbhis*, *jushmabhjam*, *jushmat*, *jushmâkam*, *jushmâsu* die *ju*-Wurzel und in der kürzeren Form *vas* und in *vâm* des Dualis die *v*-Wurzel.

C. Die Zahlwörter von 1 bis 10.

Die Aehnlichkeit des Deutschen Eins und Lateinischen *unus* ist wohl nicht zu verkennen. Dagegen weicht das Sanskritische *êka* hier von den übrigen ab. Merkwürdig aber ist es, dass die Ordnungszahl der Einheit fast in allen Indogermanischen Sprachen mit der Cardinalzahl Nichts gemein hat. Sie heisst Sanskritisch *prathama*, Griechisch πρῶτος, Lateinisch *primus*, Böhmisch *prwy* (Polnisch *piérwszy*), alles Worte, die unter einander verwandt sind und von der Präposition „vor" *pro*, herzukommen, also „der Vorderste" zu bedeuten scheinen. Auch gehört das Englische *first*, welches in dem Deutschen „Fürst" wieder zu erkennen ist, ganz der eben erwähnten Wortreihe an.

Die Verwandtschaft von *dvâu* im Sanskritischen, *δύο* im Griechischen, *duo* im Lateinischen, „zwei" im Deutschen sowohl als vom Sanskritischen *tri trajas*, Griechischen *τρεῖς*, Lateinischen *tres*, Böhmischen *tři* und Deutschen „drei" ist nicht zu verkennen. Von diesen beiden Zahlwörtern finden sich übrigens die deutlichsten Spuren in den Malayischen Sprachen und bis an die Inseln der Südsee. So heisst „zwei" Malayisch *dua*, in der Sprache der Bugis *duva*, Tahitisch und Hawaiisch *dua*, *rua* und *lua*, wobei zu bemerken ist, dass *d*, *l* und *r* in diesen Sprachen constant mit einander vertauscht werden. Drei heisst Javanisch *telo*, Neuseeländisch *todu*, Tongisch *tolu* und Hawaiisch *kolu*, wo der Haupttypus *t . r* (welches letztere auch in anderen Sprachen mit *l* verwechselt wird) unverkennbar sein dürfte; die Verwechselung von *t* mit *k* ist dem Hawaiischen eigenthümlich. Das Sanskritwort *tschatvaras* (4), welches mehre Casus aus der Form *tschatur* bildet, ist offenbar wie die Wurzel des Griechischen *τέσσαρες*, *τέτταρες* so des Lateinischen *quatuor* und des Böhmischen *čtiři;* unser Deutsches vier, Englisches *four* dagegen scheint nur eine Verkürzung dieser Formen zu sein.

Bei der Zahl Fünf scheint zwar zwischen dem Sanskritischen *pantschan* und dem Lateinischen *quinque* keine Aehnlichkeit zu sein, verfolgt man aber die Stufenreihe von *pantschan* über *πέντε* im Griechischen, *pięć* im Polnischen und fünf im Deutschen zu *quinque*, so wird man kaum an der Verwandtschaft zweifeln können.

Die Aehnlichkeit von *shash* im Sanskrit und dem Böhmischen *šešt*, dem Deutschen sechs, dem Lateinischen *sex*, dem Griechischen *ἕξ*, sowie vom Sanskritischen *saptan*, Lateinischen *septem*, Griechischen *ἑπτά*, Deutschen sieben, Böhmischen *sedm*; vom Sanskritischen *ashṭan*, Deutschen acht, Lateinischen *octo*, Griechischen *ὀκτώ*, Böhmischen *osm* fällt sofort in die Augen. Bei der Zahl neun sind das Sanskritische *navan*, das Lateinische *novem*, das Deutsche neun unleugbar gleicher Abkunft, sowie, wenn auch die Verwandtschaft entfernter scheint, des Griechischen *ἐννέα;* dagegen weicht das Böhmische *devět* (Polnisch *dziewięć*) hier gänzlich ab. Bei der Zehn endlich ist abermals die Identität vom Sanskritischen *daçan*, Lateinischen *decem*, Griechischen *δέκα*, Böhmischen *deset* und dem Deutschen zehn über alle Zweifel erhaben.

Die Zahlwörter höherer Ordnung dagegen haben in den sämmtlichen Indogermanischen Sprachen keine Aehnlichkeit, nur das Sanskritwort *çata*, hundert, ist noch mit dem Slavischen *sto* verwandt. Man könnte hierauf die Hypothese gründen, dass die Scheidung der Malayischen Völker von den Indogermanischen in eine Zeit fallen müsse, wo der Mensch noch nicht höher als drei gezählt oder mindestens von da wieder zu zählen angefangen habe, und in der That sollen sich bei mehren Völkern der Südsee Spuren eines Quaternar-Zahlensystems finden. Dagegen müsste die Scheidung der Indogermanischen Völker erst nach Begründung des Decimalsystemes eingetreten sein. Dass übrigens die höheren Zahlreihen bei den verschie-

denen Völkern auf verschiedene Weise, wahrscheinlich nach gewissen gewählten Gegenständen, entstanden sind, scheint sehr natürlich.

Ist nun aus alle Dem meinen Zuhörern die innige Verwandtschaft der Indogermanischen Sprachen deutlich geworden, so erlaube ich mir noch ein Wort über ihre Buchstaben und Schriftsysteme, von welchen nicht dasselbe gilt. Zwar sind die Schriften der eigentlich Europäischen Sprachen von sehr ähnlicher Beschaffenheit, doch scheinen uns dieselben von den Semitischen Völkern zugekommen zu sein, nur dass wir von der Linken zur Rechten, diese aber von der rechten Hand zur linken schreiben. Die Devanagari-Schrift, mit der das Sanskrit geschrieben wird, geht zwar auch von der linken zur rechten Hand, beruht aber auf einem ganz andern Buchstabensysteme als unsere Europäischen Schriften. Sie ist eigentlich Silbenschrift, indem jeder Consonant, wenn keine besondere Bezeichnung eintritt, den Vokal *a* bei sich hat. Auch in graphischer Hinsicht dürfte keine Verwandtschaft zu entdecken und die scheinbare Aehnlichkeit zwischen म (Ma) und dem Griechischen μ, प (Pa) und त (Ta) und den gleichlautenden Deutschlateinischen Buchstaben mehr zufällig sein. Auch das Zend hat eine von allen diesen Schriften total verschiedene von der rechten zur linken Hand fliessende Schrift. Die Erfindung der Schrift ist daher weit jünger als die Entstehung der Sprachen. Die Schrift ist Menschenwerk, die Sprache — eine Gabe Gottes.

Einige Gedichte des Königs Johann.

Natur und Ideal.

Wie ein Bach sein stilles Wasser schlängelt
Durch die lenzumblühte Flur,
Wandelt' ich durch's Leben einst, gegängelt
Sanft von deiner Mutterhand, Natur!

Jenseits der Umgrenzung dieser Auen
Gab es noch kein Land für mich,
Sehnsuchtsvoll erging im reinen blauen
Aether meiner Kindheit Auge sich.

Von der Zukunft braucht' ich nicht zu borgen,
Was die Gegenwart mir bot.
Auf den Abend folgte still der Morgen,
Auf den Morgen still das Abendroth.

Ich bedurfte nicht der Hoffnung Träume,
Nicht Erinn'rung, mild wie Dämmrungslicht;
Denn die Zukunft ruhte noch im Keime
Und Vergang'nes gab's für mich noch nicht.

Aus den Blumen, die der Au' entblühten,
Hob sich mir von selber ein Altar,
Und der Unschuld fromme Bitten glühten
Aufwärts, wie ein Lichtstrom himmelsklar.

Edens Garten stand mir freundlich offen,
Bis ich kostete von der Erkenntniss Baum,
Da ergriff mich kühnes Götterhoffen
Und verschwunden war der gold'ne Traum.

Vorwärts, vorwärts treibt's mich — und die Erde
Ist zu klein für das, was in mir lebt;
Rückkehr wehrt der Engel mit dem Schwerte,
Heil ist nur für Den, der vorwärts strebt.

Wo die Berge sich am höchsten schichten,
Klömme gern mein kühner Fuss empor;
Wo die Völker ihre Händel schlichten
Möcht' ich steh'n im muth'gen Kämpferchor.

Ruhmsucht führt mich eisern in Gefechte;
Liebe schlägt mit jedem Puls das Herz.
Freunden reich' ich glühend meine Rechte;
Durst des Wissens reisst mich himmelwärts.

Und vor Allen naht aus Himmelshöhen
Eine göttliche Gestalt;
Paradieseslüfte um sie wehen,
Wie sie durch die niedern Schatten wallt.

Hoheit thront auf ihren Götterzügen,
Milde schwebt um ihren Mund;
Wie sie spricht, verstummt der Geist der Lügen,
Und des Himmels Wahrheit thut sich kund.

Hehres Wesen! das ich bald umfangen,
Bald anbeten möcht' in Staub gestreckt,
Warum wehrest du dem glühenden Verlangen,
Da dein Blick stets neuen Drang doch weckt?

Ja! ich seh' es — deine Augen wenden
Zu den Sternen sich empor,
Eine Krone hältst du in den Händen
Schimmernd, wie ein lichtes Meteor.

„Willst du meine Kronen dir erwerben,
„Musst du flieh'n der Erde Flitterschein,
„Statt des süssen Bechers reich' ich einen herben,
„Aber trink' ihn aus, und ich bin dein.

„Suche, Sohn, mich nicht hienieden,
„Ich gehöre nicht dem Erdenthal,
„Die Belohnung wird dir dort beschieden
„Wo zur Wahrheit wird das Ideal!"

(Handschriftlich.)

Gebet eines Greises.

Mein greises Haupt geschmückt mit Silberhaare,
Belastet mit der langen Reihe Jahre,
Senkt sich getrost zu der ersehnten Bahre,
Bleibst du bei mir, Herr, da der Abend naht.

Des Tages Hitze hab' ich, Herr, getragen;
In heitern, wie in freudeleeren Tagen
Wandt' ich zu dir die Blicke sonder Zagen,
O bleib' auch jetzt bei mir, der Abend naht.

Du führtest sanft mich durch der Jugend Morgen,
Und vor des schwülen Lebensmittags Sorgen
Hielt deiner Allmacht Schatten mich verborgen,
O bleib' auch jetzt bei mir, der Abend naht.

Bald — bald, ich fühl' es, wird mein Auge brechen,
Zwar frei bin ich von blutigen Verbrechen,
Doch frei nicht von des Staubgebornen Schwächen,
D'rum bleibe, Herr, nun da der Abend naht.

Wie schön sich in den letzten Abendstrahlen
Die Bilder des vergang'nen Lebens malen!
Des Weges Müh' kann solch ein Anblick zahlen,
Bleibst du bei mir, nun da der Abend naht.

Zwar steh' ich an des Todes dunkeln Schwellen,
Doch schimmern in des Abends Purpurwellen
Die Strahlen, die ein bess'res Sein erhellen,
Bleibst du bei mir, Herr, da der Abend naht.

Die Gegenstände rings um mich verschwinden,
Und dunkel wird's in diesen niedern Gründen,
Doch Nacht und Tod sind leicht zu überwinden,
Bleibst du bei mir, Herr, da der Abend naht.

(Handschriftlich.)

Die vier Stufenalter

nach vier Zeichnungen von Moritz Retzsch.

O frohe Zeit der ewig heitern Spiele,
Wo sich mit frischem Grün die Welt noch deckt,
Und noch kein Drang voll ahnender Gefühle
Der Liebe süssen Schmerz in uns erweckt.

Ein heit'rer Frühlingsmorgen ist das Leben,
Die Gegenwart ein leichter Frühlingstraum,
Und tausend fröhlich laute Lerchen schweben
Die Seelen auf zum blauen Himmelssaum.

Der Wiesenplan lockt uns zu leichten Scherzen,
Aus frischem Farbenschmelze bunt gewebt,
Und ungestöret bleiben uns're Herzen,
Wenn auch der Kuss auf zarten Wangen bebt.

Des Lebens ganzer Tag steht uns nun offen,
Und jedem Freund erschliesset sich die Brust,
Und was wir auch von uns'rer Zukunft hoffen,
Es trübet nicht der Gegenwart die Lust.

O schöne Zeit! Du kannst nicht wiederkehren,
Wer dich einmal verlor, hat dich nicht mehr,
Es lohnt die Welt mit Schätzen und mit Ehren,
Doch hohl sind Ehren und die Schätze schwer.

Die Jugend naht, die Sonne steht schon höher,
Der Jüngling jauchzt in seines Lebens Kraft,
Sein Auge funkelt, wie dem trunknen Seher,
Sein Geist fühlt seiner Fesseln sich entrafft.

Die Welt denkt er, die Welt muss mein gehören,
Die Menschen folgen meinem Machtgebot;
Er schafft, zerstört, und schafft, um zu zerstören,
Und Ruhe dünkt ihm zwiefach mehr als Tod.

Den schlecht verseh'nen Bündel auf dem Rücken
Und leicht geschürzt, wie's einem Wand'rer ziemt,
Eilt er hinaus, den Blick um sich zu schicken,
Wohin sein kühner Jünglingsmuth ihn stimmt.

Doch brennen ihn des heissen Mittags Strahlen,
So sinkt er wohl im kühlen Schatten hin,
Und fühlt des ungestillten Durstes Qualen,
Und süsse Sehnsucht trübet seinen Sinn.

Da naht sich eine liebliche Gestaltung,
Und reicht dem Müden einen Labetrank;
Ihn rührt der Liebe allmachtsvolle Waltung,
Und Worte nicht, ein Blick nur ist sein Dank.

Wie leicht erscheinen ihm des Lebens Mühen,
Wenn sie zu seinem Pfade sich gesellt!
Wie löset sich in süssen Harmonien
Des kühnen Geistes ordnungslose Welt!

Des Lebens Tag steht nun auf seiner Höhe,
Die weiten Fluren sind zur Ernte weiss;
Doch sanfter schlägt sein Herz in ihrer Nähe,
Und Schatten findet er im stillen Kreis.

So ist verblüht die Zeit des kühnen Strebens,
Am Licht des Tages welkt der Farben Spiel,
Des Wissens Baum ist nicht der Baum des Lebens,
Der Liebe Scherz weicht ernsterem Gefühl.

Doch auch die ernste Wahrheit lohnt die Ihren,
Und wer sie hat, der bleibet gern ihr Kind,
Der Mann fühlt seinen Weg ihn abwärts führen,
Und hüllt sich fester ein vor Herbst und Wind.

Nachdenkend sieht er, wie die Blätter fallen,
Und wie die Sonne sich zum Meere neigt,
Und wie der Vögel Züge heimwärts wallen,
Bis ihn der Heimath Sehnsucht selbst beschleicht.

Die Gegend röthet sich im Abendstrahle,
Ein sanftes Blau wölbt sich am Firmament,
Entgegen winkt ihm aus dem stillen Thale
Ein kleines Haus, das seine Wünsche kennt.

Die Sonne sinkt. Das Alter ist gekommen,
Verdunkelt ist der ird'schen Güter Schein,
Sein Liebstes hat die Erde ihm genommen,
Und schliesst es in dem kalten Schoosse ein.

Es sendet rings auf die beeisten Fluren
Der Mond allein sein kaltes Licht herab,
Und in den Schnee nur drückt er seine Spuren,
Wenn hin er schleicht zu der Geliebten Grab.

Da knie't er nun — und vor des Windes Wehen
Hüllt ihn ein dichter Mantel sorgsam ein,
Die Eiche selbst sieht er entblättert stehen,
Die einst ihn schützte vor des Mittags Schein.

„Umsonst — umsonst" — ruft er — „sind meine Thränen,
„Sie rufen keinen Todten mir zurück;
„Umsonst ist alles Hoffen, alles Sehnen!"
Doch auf das kleine Kreuz fällt da sein Blick.

„Der Glaube, der durch's Leben mich geleitet,
„Er täuscht mich nicht, er bleibt auch jetzt mir treu,
„Ein schön'rer Frühling ist mir dort bereitet,
„Und Gott spricht: Sieh! ich mache alles neu."

(Handschriftlich.)

Widmung der Danteausgabe.

An König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen.

Wenn immer uns in gold'nen trauten Stunden
Des Lebens Bahn, die wechselnde, verbunden,
Sei's wo des Mittelmeeres Wogen schäumen,
Sei's an der Alp' in uns'rer Liebe Land,
Sei's an der Elbe sanft gebog'nem Strand,
Sei's in des grossen Friedrich's Lieblingsräumen:
Freund Dante war auf jedem uns'rer Schritte,
Wie Schiller sagt, in uns'rem Bund der Dritte.

So biet' ich Dir, was ich ihm nachgesungen,
Vollendet jetzt als Freundschaftsgabe dar.
Uns hat, wie ihn, des Lebens Ernst umrungen,
Uns ward, wie ihm, des Lebens Täuschung klar;
Uns liess, wie ihn, auf lichtdurchwebten Schwingen
Der Glaube in das Reich der Sterne dringen.

Wenn einst mit seinen Freuden, seinen Sorgen
Des Lebens Tag sich senkt in Todesnacht,
Dann finde neu vereint, wenn er erwacht,
Uns drei der lichte Paradiesesmorgen.

(1849. Handschriftlich.)

Sanssouci und Charlottenhof.

Sans Souci! des grossen Königs Tritte
Sind in deinen Räumen aufbewahrt,
Frankreichs Pracht wie Frankreichs Witz und Sitte
Hat er hier mit deutschem Ernst gepaart.

Wie er aus des öden Sandes Schollen
Sich Armida's Gärten hier erschuf,
So entstand bei Schlachtendonners Rollen
Auch ein mächtig Reich auf seinen Ruf.

Weite Säle, wo die Prachtlust thronet,
Wo der Blick durch Gold und Marmor irrt,
Sind von üpp'gem Göttervolk bewohnet,
Das der Mode bunter Glanz verziert.

Ist es nicht, als ob er hier noch tönte
Jenes beissenden Jahrhunderts Witz,
Der Giganten gleich zu stürmen wähnte
Eines Höh'ren als des Donn'rers Sitz.

Doch ob Voltaire's Freund, ob auch von drüben
Fränkisch Gift dein deutsches Herz vergällt,
Bist du, Friedrich, deinem Volk geblieben
Doch ein deutscher Fürst in Rath und Feld.

Aber erheiternder öffnet dort unten
Sich dem Beschauer Charlottenhof's Welt,
Grünende Lauben mit Reblaub umwunden
Bieten dem Wandrer ihr schattiges Zelt.

Plätschernde Wässer, die steigen und fallen,
Kühlung verbreitend im feuchten Erguss,
Griechenlands Kunst und italische Hallen
Stimmen die Sinne zu keuscherm Genuss.

Frohsinn von reinem Bewusstsein beseelet
Jubelt zum Himmel den harmlosen Scherz,
Hier fühlt man schlagen, was ewig dort fehlet,
Neben dem Geist ein erwärmendes Herz.

(1841 — 42. Handschriftlich.)

Rede des Königs Johann bei der Uebergabe des Augusteums an die Universität Leipzig[1]) am 3. August 1836.

„Beauftragt in dem Namen der zur Errichtung des Augusteums niedergesetzten Commission, das Gebäude, welches uns gegenwärtig umschliesst, der Hochschule Leipzigs, deren Zwecke es gewidmet ist, zu übergeben, glaube ich mich verpflichtet, in dieser feierlichen Stunde mit wenigen Worten an die doppelte Bedeutung des schön vollendeten Werkes zu erinnern; denn einem Januskopfe gleich deutet es einerseits auf die Vergangenheit hin, gehört es andererseits der fernsten Zukunft des Vaterlandes an.

Schon die Aufschrift über seinem Thore, schon der Name Augusteum mahnt uns an den verewigten Fürsten, der über ein halbes Jahrhundert segensreich über Sachsens Gauen herrschte, mahnt uns an die Feier des heutigen Tages, die selbst in der Zeit der bittern Trennung aller äusseren Hemmungen ohnerachtet in jedem Orte des Vaterlandes mit gerührtem Herzen begangen wurde. Und welcher Sachse könnte unbewegt bleiben beim Anblicke der Bildsäule des unvergesslichen Friedrich August's, die in diesen Hallen aufgestellt ist, wie sie dereinst auf erhöhter Stelle in der Hauptstadt des Landes aus dauerhaftem Stoffe prangen soll, ein Denkmal der Liebe und Dankbarkeit seiner Getreuen. Hier wie dort werden einst das Bild des ehrwürdigen Fürsten die Sinnbilder jener Tugenden umgeben, die sein Leben mit himmlischem Glanze schmückten, der Gerechtigkeit, der Milde, der Frömmigkeit und der Weisheit. Denn war er es nicht, dem schon die Mitwelt den seltenen Zunamen des Gerechten gab, weil Gerechtigkeit der Leitstern seines Handelns, die unerschütterliche Grundlage seiner Politik war! War er es nicht, dessen milde Hand schon in den ersten Regierungsjahren die blutigen Spuren

[1]) Vgl. „Das Augusteum und dessen Uebergabe an die Universität Leipzig." Leipzig bei Breitkopf & Härtel (1836) S. 39—41.

der Vorzeit vertilgte, und ein schöneres Morgenroth der Humanität herbeiführte? der die Wunden des Landes, die ihm ein siebenjähriger Kampf geschlagen hatte, mit väterlicher Sorgfalt heilte, und das mühsame Werk mit Gottvertrauen selbst da von Neuem begann, als am Abende seines Lebens die Stürme der Zeiten die Weisheit seiner Jugend beinahe vernichtet hatten.

Und was soll ich von jener ächten, ungeheuchelten Frömmigkeit sagen, die sein ganzes Leben und Wirken segnend durchdrang, die ihm jene zarte Gewissenhaftigkeit gab, die nur ein tiefgewurzelter christlicher Sinn hervorzurufen und zu bewahren vermag. Sie, die Himmlische, begleitete ihn durch alle Wechselfälle des Lebens, und umkränzte sein Haupt in der Stunde schwerer Prüfung mit der Strahlenkrone eines Heiligen.

Und seine Regentenweisheit, war sie es nicht, die unter dem zerstörenden Hauche des Jahrhunderts, unter den dringenden Anforderungen eines übermüthigen Bundesgenossen deutsche Sitte und deutsche Verfassung dem Vaterlande erhielt, auf deren Boden allein die wohlthätige Umgestaltung der neuesten Zeit freudig und sicher gedeihen konnte? Denn nur aus den noch lebendigen Wurzeln der Vergangenheit kann die Zukunft kräftig erblühen. Wehe dem Volke, das mit seiner Vorzeit gebrochen hat; es hat auch keine Nachwelt zu erwarten.

Und so komme ich denn wie von selbst zu der zweiten, eben dieser Zukunft angehörigen Bedeutung des schönen Werkes, zu der Bestimmung, die ihm sein edler Stifter, als einem Heiligthume der Wissenschaft, als einer Pflanzschule künftiger Geschlechter, gegeben hat.

Hier soll der angehende Verkündiger des göttlichen Wortes in seine Geheimnisse eingeweiht werden, der künftige Ausleger des Gesetzes in den tiefen Sinn desselben eindringen lernen; hier soll der künftige Pfleger der leidenden Menschheit mit der Erfahrung der Jahrhunderte ausgerüstet werden. Aber auch um sein selbst willen wird hier das heilige Licht der Wissenschaft erhalten und gepflegt werden. Hier werden sich dem Forscher im Reiche der Natur die Geheimnisse des göttlichen Willens, dem Forscher in den Hallen der Geschichte die dunkeln Räume der Vorzeit eröffnen. Hier wird sie, die Wissenschaft der Wissenschaften, von Klarheit zu Klarheit emporringen und streben in die Regionen des ewigen Lichts.

Doch Er, der Gründer dieser herrlichen Stiftung — Anton der Gütige — weilt auch nicht mehr unter den Lebenden; die Wohnungen der Seligen haben ihn aufs Neue vereint mit dem vorausgegangenen Bruder, dessen Andenken ihm stets heilig und unvergesslich war.

So möge denn das verklärte Brüderpaar segnend auf diese Stunde herabblicken; damit von dieser Stätte nur fortan Wahrheit, Frömmigkeit, Pflichttreue und Anhänglichkeit an König und Vaterland auf das Volk, das sie Beide beherrschten, in reichen Strömen sich ergiesse; ja auch noch über Sachsens Grenze hin fort und fort von hier aus das Licht der Wissenschaft seine Strahlen verbreite, und dies kleine Land, wie früher,

so auch künftig, ein Glanzpunkt verbleibe in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geschlechts.

Mit dieser frohen Hoffnung übergebe ich das Augusteum in die Hände der Leipziger Universität."

König Johann von Sachsen über religiöse und kirchliche Toleranz.

Das Studium der Landtags-Mittheilungen 1842—43, (I. Kammer, Bd. I. Nr. 3 ff. S. 20 ff.) enthüllt uns ein erhebendes Bild über die grossartige und aufrichtig liberale Anschauungsweise, welche der damalige Prinz Johann in seinen Kammer-Reden über die aufregenden und in der Gegenwart mit so vieler Bitterkeit vermischten Streitfragen vertrat. Bei den Verhandlungen über die gemischten Ehen z. B. äusserte sich der Prinz unter anderem wörtlich wie folgt:

„Ich erkenne es zuvörderst vollkommen an, — denn Offenheit ist hier vor allen Dingen nöthig — dass die Begriffe Rechtgläubigkeit und Irrgläubigkeit in der katholischen Kirche schärfer ausgeprägt sind, als in der protestantischen; keineswegs kann ich aber die Richtigkeit der lieblosen Deutungen einräumen, die man, gewiss von einem viel verbreiteten Vorurtheile irregeleitet, jenen Grundzügen der katholischen Kirche giebt. Die Lehre der letzteren in dieser Beziehung besteht nämlich darin, dass es nur Eine Wahrheit geben könne, nur Eine, die uns zu Gott führt und zu diesem Zwecke von Gott gegeben sei, ohne dass darum gesagt ist, dass Andersdenkende, wenn sie nicht willkürlich der Wahrheit widerstreben, dem ewigen Verderben Preis gegeben wären. Man hat ferner der katholischen Kirche vorgeworfen, dass sie ihr Gebiet unablässig zu erweitern strebe. Ich frage aber dagegen, ob es nicht in der Natur der erkannten Wahrheit liege, dass man auch eben davon zu überzeugen suche. Ein solches Streben, welches daher auch der protestantischen Kirche nicht fremd sein kann, ist darum, so lange man sich nur erlaubter Mittel bedient, keineswegs für verwerflich zu achten . . . . Man hat endlich der katholischen Kirche den Vorwurf der Unduldsamkeit gemacht . . . Religiöse Duldsamkeit gehört nicht dem Gebiete des Glaubens, sondern dem Gebiete der Liebe an; sie besteht nicht darin, dass man die verschiedenen kirchlichen Ansichten für gleichgültig halte, sondern darin, dass man mit gleicher brüderlicher Liebe die Mitglieder der eigenen und der fremden Kirche umfasse." . . .

Darauf erwiderte das Kammermitglied Superintendent Dr. Grossmann:

„Ist die Ansicht, welche Se. Königliche Hoheit soeben über den Geist der katholischen Kirche ausgesprochen hat, nicht blos seine eigene, sondern die der Kirche selbst, so nenne ich diesen Tag einen der schönsten meines Lebens, wo ein so verderbliches Vorurtheil über die Bestrebungen der katholischen Kirche berichtigt wird. Die Sonne des gegenseitigen Vertrauens geht an ihm wieder auf und heilt vieljährige Wunden!"

Zur Erinnerung

an

Friedrich den Grossen.

„Je ne cherche que la vérité, je la respecte partout où je la trouve, et je m'y soumets quand on me la montre.“
Friedrich II.

„Friedrich der Grosse über das *Système de la Nature.*[1])

Vgl. *Oeuvres de Frédéric le Grand* (Berlin 1848 R. Decker), *Examen critique du Système de la Nature.*

Originaltext.

Le Système de la nature est un ouvrage qui séduit à la première lecture, et dont on ne découvre les défauts, cachés avec beaucoup d'art, qu'après l'avoir relu à différentes reprises.

Les points principaux qu'il traite dans cet ouvrage sont: 1° Dieu et la nature; 2° la fatalité; 3° la morale de la religion, comparée avec la morale de la religion naturelle; 4° les souverains, causes de tous les malheurs des États. (pag. 155.)

Quant au premier point, on est un peu surpris, vu son importance, des raisons que l'auteur allègue pour rejeter la Divinité. Il dit qu'il lui en coûte moins d'admettre une matière aveugle que le mouvement fait

Uebersetzung.

Das *Système de la Nature* ist ein Werk, welches bei der ersten Lectüre besticht und dessen mit vieler Kunst verhüllte Fehler man nur nach wiederholtem Studium entdeckt . . .

Die hauptsächlichsten Gegenstände, welche dies Werk behandelt, sind: 1. Gott und die Natur. 2. Der Fatalismus. 3. Die Moral der geoffenbarten Religion verglichen mit der Moral der natürlichen Religion. 4. Die Fürsten als Ursachen alles Uebels in den Staaten.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist man, trotz seiner Wichtigkeit, ein wenig über die Gründe erstaunt, welche der Verfasser zur Bekämpfung eines göttlichen Wesens anführt. Er sagt, dass es ihm weniger Schwierig-

[1]) Verfasst und herausgegeben von Baron v. Hollbach (geb. 1723 zu Heidelsheim in d. bair. Pfalz, gest. 1789 zu Paris) unter Mitwirkung von Diderot u. A.

Originaltext.

agir, que de recourir à une cause intelligente agissant par elle-même; comme si ce qui lui coûte moins de peine à arranger était plus vrai que ce qui lui coûte des soins à éclaircir. (pag. 156.)

Il avoue que c'est l'indignation que lui ont donnée les persécutions religieuses qui l'a rendu athée. Sont-ce des raisons pour fixer les opinions d'un philosophe, que la paresse et les passions? Un aveu aussi ingénu ne peut qu'inspirer de la défiance à ses lecteurs, et le moyen de l'en croire, s'il se détermine par des motifs aussi frivoles! (pag. 156.)

Je suppose que notre philosophe se livre quelquefois avec trop de complaisance à son imagination, et que, frappé des définitions contradictoires que les théologiens font de la Divinité, il confond ces définitions, que le bon sens lui sacrifie, avec une nature intelligente qui doit nécessairement présider au maintien de l'univers. Le monde entier prouve cette intelligence; il ne faut qu'ouvrir les yeux pour s'en convaincre. (pag. 156.)

L'homme est un être raisonnable produit par la nature; il faut donc que la nature soit infiniment plus intelligente que lui, ou bien elle lui aurait communiqué des perfections qu'elle ne possède pas elle-même; ce

Uebersetzung.

keiten bereite, eine blinde, durch Bewegung in Thätigkeit versetzte Materie anzunehmen, als zu einer durch sich selbst thätigen intelligenten Ursache seine Zuflucht zu nehmen; als ob dasjenige, was ihm weniger Mühe macht sich zurecht zu legen, mehr Wahrheit besässe, als dasjenige, was zur Klarstellung seine Sorgfalt in Anspruch nähme.

Er gesteht, dass es die Indignation über die religiösen Verfolgungen gewesen sei, welche ihn zum Atheisten gemacht habe. Sind denn Faulheit und Leidenschaften zureichende Gründe, um die Anschauungen eines Philosophen zu begründen? Ein so offenherziges Eingeständniss kann seinen Lesern nur Misstrauen einflössen, ebenso wie das Mittel, sie zu seinem Glauben zu bekehren, wenn sich ein Autor durch so frivole Motive bestimmen lässt.

Ich vermuthe, dass sich unser Philosoph zuweilen mit allzu grosser Selbstgefälligkeit seiner Einbildungskraft überlässt und alsdann, stutzig über die widersprechenden Definitionen, welche die Theologen von Gott aufstellen, diese den gesunden Menschenverstand verletzenden Definitionen mit einer intelligenten Natur verwechselt, welche nothwendig zur Leitung des Universums an dessen Spitze steht. Die ganze Welt beweist diese Intelligenz; man braucht nur die Augen zu öffnen, um sich davon zu überzeugen.

Der Mensch ist ein dem Schoosse der Natur entsprungenes *vernünftiges* Wesen; es muss also die Natur unendlich viel intelligenter als er selbst sein, oder sie müsste ihm Vollkommenheiten verliehen haben, welche sie

Originaltext.

qui serait une contradiction formelle. (p. 156.)

Si la pensée est une suite de notre organisation, il est certain que la nature, immensément plus organisée que l'homme, partie imperceptible du grand tout, doit posséder l'intelligence au plus haut degré de perfection. La nature aveugle, aide du mouvement, ne peut produire que de la confusion; et comme elle agirait sans combinaisons, elle ne pourrait jamais parvenir à des fins déterminées, ni produire de ces chefs-d'oeuvre que la sagacité humaine est obligée d'admirer dans l'infiniment petit comme dans l'infiniment grand. Les fins que la nature s'est proposées dans ses ouvrages se manifestent si évidemment, qu'on est forcé de reconnaître une cause souveraine et supérieurement intelligente qui y préside nécessairement. (pag. 156.)

Il n'en faut pas tant pour confondre notre philosophe et ruiner son système; l'oeil d'un ciron, un brin d'herbe, sont suffisants pour lui prouver l'intelligence de l'ouvrier. Je vais plus loin; je crois même qu'en admettant comme lui une première cause aveugle, on pourrait lui démontrer que la génération des espèces deviendrait incertaine, et dégénérerait au hasard en êtres divers et bizarres. Il n'y a donc que les lois immuables d'une nature intelligente qui, dans cette multitude de productions, puissent maintenir invariablement les espèces dans leur entière intégrité. (pag. 157.)

Uebersetzung.

selber nicht besitzt; dies würde ein formaler Widerspruch sein.

Wenn die Gedanken ein Product unserer Organisation sind, so muss die Natur, da sie unendlich viel höher organisirt als der Mensch ist, — (dieser verschwindende Theil des grossen Ganzen) — eine weit höher entwickelte Intelligenz besitzen. Eine blinde Natur als Urheberin der Bewegung kann nur Verwirrung erzeugen; und da sie ohne Combinationsvermögen handeln müsste, so könnte sie niemals zu bestimmt gestellten Zielen gelangen, noch Meisterwerke erzeugen, welche der menschliche Scharfblik sowohl im unendlich Grossen wie im unendlich Kleinen zu bewundern gezwungen ist. Die Endzwecke, welche die Natur sich in ihren Werken gesetzt hat, manifestiren sich in so evidenter Weise, dass man gezwungen ist, eine souveraine und in überlegner Art intelligente Ursache anzuerkennen, welche dabei die Leitung übernimmt. . . .

Es bedarf gar nicht so weitgehender Betrachtungen, um unsern Philosophen in Verlegenheit zu setzen und sein System zu vernichten; das Auge einer Milbe, ein Grashalm sind ausreichend, um ihm die Intelligenz des Schöpfers zu beweisen. Ich gehe aber noch viel weiter; ich glaube ihm sogar beweisen zu können, dass, wenn man mit ihm eine erste blinde Ursache annimmt, die Erzeugung der Arten unbestimmt werden würde und durch Zufall in verschiedene und absonderliche Wesen degeneriren würde. Es gibt daher nur unveränderliche Gesetze einer intelligenten Natur, durch welche die Arten bei der Vielheit der Geschöpfe unver-

Originaltext.

L'auteur tâche en vain de se faire illusion; la vérité, plus forte que lui, le contraint de dire que la nature rassemble dans son laboratoire immense des matériaux pour former de nouvelles productions; elle se propose donc une fin; donc elle est intelligente. Pour peu qu'on soit de bonne foi, il est impossible de se refuser à cette vérité; les objections même tirées du mal physique et du mal moral ne sauraient la

Uebersetzung.

änderlich in ihrer ganzen Integrität erhalten werden können.[1])

Der Autor versucht vergebens sich Illusionen hinzugeben; die Wahrheit, welche stärker als er ist, zwingt ihn zu sagen, dass die Natur in ihrem unermesslichen Laboratorium Materialien sammle, um neue Geschöpfe zu bilden; sie setzt sich also einen Zweck: folglich ist sie intelligent. So lange man wenigstens aufrichtig ist, ist es unmöglich, sich gegen diese Wahrheit zu verschliessen; selbst die Einwen-

[1]) Die obigen Worte Friedrich's des Grossen enthalten eine Antecipation der Lehre von Alfred Russel Wallace, welcher sich in seinen „Beiträgen zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl" (Deutsche Ausgabe von A. B. Meyer. Erlangen 1870. S. 412 ff.) wie folgt ausspricht:

„Der Schluss, welchen ich aus dieser Classe von Phänomenen ziehen möchte, ist der, dass eine überlegene Intelligenz die Entwickelung des Menschen nach einer bestimmten Richtung hin und zu einem speciellen Zwecke geleitet hat, gerade so wie der Mensch die Entwickelung vieler Thier- und Pflanzenformen leitet. Die Gesetze der Evolution allein würden vielleicht nie ein Korn producirt haben, welches so gut für den Gebrauch des Menschen sich eignet wie Weizen und Mais, und solche Früchte, wie die samenlose Banane und Brodfrucht; oder solche Thiere wie die *Guernsay* Milchkuh und das *Londoner* Karrenpferd . . . . Wir wissen jedoch, dass dieses geschehen ist, und müssen daher die Möglichkeit zugeben, dass, wenn wir nicht die höchsten Intelligenzen im Universum sind, eine höhere Intelligenz den Process dirigirt haben mag, durch welchen die menschliche Raçe sich vermittelst subtilerer Agentien entwickelte als wir sie kennen . . . . Sie involvirt daher, dass die grossen Gesetze, welche die materielle Welt regieren, zu seiner Production (sc. des „intellectuellen, immer vorwärts strebenden geistigen Menschen") ungenügend waren, wenn wir nicht annehmen (wie wir gern thun können), dass die controlirende Thätigkeit solcher höherer Intelligenzen einen nothwendigen Theil jener Gesetze bildet, gerade so, wie die Thätigkeit aller umgebenden Organismen *eines* der Agentien in der organischen Entwickelung ist . . . . Es ist wahrscheinlich, dass die Wahrheit zu tief für uns liegt, um sie entdecken zu können; aber ich glaube, es gibt viele Anzeichen, dass ein solches Gesetz existirt, und wahrscheinlich mit dem absoluten Ursprunge des Lebens und der Organisation zusammenhängt." —

Originaltext.

renverser: l'éternité du monde détruit cette difficulté. (pag. 157.)

La nature est donc sans contredit intelligente, agissant toujours conformément aux lois éternelles de la pesanteur, du mouvement, de la gravitation, etc., qu'elle ne saurait ni détruire ni changer. Quoique notre raison nous prouve cet être, que nous l'entrevoyions, que nous devinions quelques-unes de ses opérations, jamais nous ne pourrons assez le connaître pour le définir, et tout philosophe qui attaque le fantôme créé par les théologiens combat en effet contre la nue d'Ixion, sans effleurer en aucune façon cet être auquel tout l'univers sert de preuve et de témoignage. (p. 157.)

J'avoue que je ne conçois point comment tant de contradictions ont pu se concilier dans une tête philosophique, et comment en composant son ouvrage l'auteur ne s'en est pas aperçu lui-même. Mais allons plus loin. (p. 158.)

Il a presque copié littéralement le système de la fatalité tel quel Leibniz l'expose et que Wolff l'a commenté. Je crois, pour bien s'entendre, qu'il faut definir l'idée qu'on attache à la liberté. J'entends par ce mot tout acte de notre volonté

Uebersetzung.

dungen, welche man aus der Existenz des physischen und moralischen Uebels herleitet, würden nicht im Stande sein, sie umzustossen: Die Ewigkeit der Welt beseitigt diese Schwierigkeit.

Folglich ist die Natur ohne Widerspruch eine intelligente, die beständig im Einklang mit den ewigen Gesetzen der Schwere, der Bewegung, der Gravitation u. s. w., welche sie weder zu zerstören noch zu verändern vermag, handelt. Obschon uns unsere Vernunft den Beweis für die Existenz dieses Wesens liefert, so dass wir es hindurch schimmern sehen und einige von seinen Thätigkeiten ahnen, so werden wir es doch niemals hinreichend genau erkennen, um es durch Begriffe zu fassen, und jeder Philosoph, welcher dieses, durch die Theologen geschaffene, Phantom zum Gegenstande seiner Untersuchung wählt, kämpft in der That gegen die Wolke des *Ixion*, ohne auch nur irgend wie jenes Wesen zu tangiren, für dessen Existenz das ganze Universum als Beweis und Zeugniss dient. . . .

„Ich gestehe, dass es mir vollkommen unbegreiflich ist, wie sich so viele Widersprüche in einem philosophischen Kopfe haben vereinigen können, und dass der Verfasser dieselben bei Abfassung seines Werkes selber nicht bemerkt hat! Aber gehen wir weiter!

Er hat das System des Fatalismus, wie es Leibniz aufgestellt und Wolff commentirt hat, fast wörtlich abgeschrieben. Ich glaube, man muss hier, um sich recht zu verstehen, zunächst den Begriff definiren, den man mit dem Worte „Freiheit" ver-

Originaltext.

qui se détermine par elle-même et sans contrainte. Ne pensez pas qu'en partant de ce principe je me propose de combattre en général et en tout point le système de la fatalité; je ne cherche que la vérité, je la respecte partout où je la trouve, et je m'y soumets quand on me la montre. Pour bien juger de la question, rapportons l'argument principal de l'auteur. Toutes nos idées, dit-il, nous viennent par les sens et par une suite de notre organisation; ainsi toutes nos actions sont nécessaires. On convient avec lui que nous devons tout à nos sens comme à nos organes; mais l'auteur devait s'apercevoir que des idées reçues donnent lieu à des combinaisons nouvelles. Dans la première de ces opérations lâme est passive, dans la seconde elle est active.
(p. 159.)

L'invention et l'imagination travaillent sur des objets que les sens nous ont appris à connaître: par exemple, comme, lorsque Newton apprit la géométrie, son esprit était patient, il recueillait des notions; mais lorsqu'il parvint à ses découvertes étonnantes, il était plus qu'agent, il était créateur. . . .

Mais l'homme n'est-il pas très-libre quand on lui propose différents partis, qu'il examine, qu'il penche vers l'un ou vers l'autre, et qu'enfin il se détermine par son choix? L'auteur me répondra sans doute que la

Uebersetzung.

bindet. Ich verstehe unter diesem Worte jeden Act unseres Willens, welcher sich durch sich selbst und ohne Zwang bestimmt. Man glaube nicht, dass ich bei Zugrundelegung dieser Definition die Absicht habe, im allgemeinen und in jedem einzelnen Falle das System des Fatalismus zu bekämpfen; ich suche nur die Wahrheit, ich achte sie überall wo ich sie finde und unterwerfe mich ihr dort, wo man sie mir zeigt. Um die Frage richtig zu beurtheilen, beziehe ich mich auf das Hauptargument des Verfassers. Alle unsere Vorstellungen, sagt er, entspringen aus den Sinnen und in Folge unserer Organisation; alle unsere Handlungen sind auf solche Weise necessitirt. Ich stimme darin mit ihm überein, dass wir alles ebensowohl unseren Sinnen als unseren Organen verdanken; aber der Verfasser hätte doch beachten sollen, dass so empfangene Vorstellungen Veranlassung zu neuen Combinationen geben. Bei dem ersten dieser Processe ist die Seele passiv, beim zweiten activ.

Erfindungsgabe und Einbildungskraft bearbeiten die Gegenstände, welche uns die Sinne kennen gelehrt haben; als Newton z. B. die Geometrie erlernte, war sein Geist passiv, er sammelte Begriffe; als er aber zu seinen staunenswerthen Entdeckungen gelangte, war er mehr als Arbeiter, er war Schöpfer."

„Ist denn aber der Mensch nicht auch sehr frei, wenn man ihm verschiedene Dinge vorschlägt, welche er prüft, von denen er eins gegen das andere abwägt und sich endlich nach seiner Wahl für das eine ent-

Originaltext.

nécessité dirige ce choix. Je crois entrevoir dans cette réponse un abus du terme de nécessité confondu avec ceux de cause, de motif, de raison. (p. 159.)

L'auteur du Système de la nature, après avoir épuisé tous les arguments que son imagination lui fournit pour prouver qu'une nécessité fatale enchaîne et dirige absolument les hommes dans toutes leurs actions, devait donc en conclure que nous ne sommes que des espèces de machines, ou, si vous voulez, des marionnettes mues par les mains d'un agent aveugle. Cependant il s'emporte contre les prêtres, contre les gouvernements et contre l'éducation; il croit donc que les hommes qui occupent ces emplois sont libres, en leur prouvant qu'ils sont des esclaves. Quelle absurdité! quelle contradiction! (p. 160.)

Il est certain qu'il n'a négligé aucune des preuves qui peuvent fortifier le dogme de la fatalité, et en même temps il est clair qu'il le dément dans tout le cours de son ouvrage. Pour moi, je pense que dans un cas pareil un véritable philosophe doit

Uebersetzung.

scheidet? Der Verfasser wird mir ohne Zweifel antworten, dass die Nothwendigkeit diese Wahl dirigirt. Ich glaube aber in dieser Antwort einen Missbrauch des Begriffes Nothwendigkeit zu erblicken, welchen man mit den Begriffen von Ursache, von Motiv, von Vernunft confundirt. Unzweifelhaft geschieht Nichts ohne Ursache, aber nicht jede Ursache ist nothwendig...."[1])

„Nachdem der Verfasser des *Système de la Nature* alle Argumente erschöpft hat, welche ihm seine Einbildungskraft geliefert hat, um den Beweis zu liefern, dass eine blinde Nothwendigkeit die Menschen in allen ihren Handlungen fesselt und mit absoluter Nothwendigkeit lenkt, hätte er doch daraus den Schluss ziehen müssen, dass wir nichts als eine Art von Maschinen, oder wenn man will, von Marionetten sind, die von den Händen eines blinden Acteurs bewegt werden. Statt dessen fällt er über die Priester, über die Regierungen und die Erziehung her; er glaubt folglich, dass jene Menschen, welche diese Aemter bekleiden, frei seien, indem er ihnen gleichzeitig beweist, dass sie Sclaven sind! Welche Absurdität! welcher Widerspruch!

„Gewiss hat er keinen von den Beweisen vergessen, welche das Dogma des Fatalismus stützen können, und zugleich ist es klar, dass er dies Dogma im ganzen Verlauf seines Werkes verleugnet. Was mich betrifft, so glaube ich, dass in einem

[1]) Vgl. meine Wissenschaftlichen Abhandlungen Bd. I. S. 306. Kant über „die Möglichkeit der Causalität durch Freiheit in Vereinigung mit dem allgemeinen Gesetze der Naturnothwendigkeit".

Originaltext.

sacrifier son amour-propre à l'amour de la vérité. (p. 161.)

Mais passons à l'article qui regarde la religion. On pourrait accuser l'auteur de sécheresse d'esprit et surtout de maladresse, parce qu'il calomnie la religion chrétienne, en lui imputant des défauts qu'elle n'a pas. Comment peut-il dire avec vérité que cette religion est cause de tous les malheurs du genre humain? Pour s'exprimer avec justesse il aurait pu dire simplement que l'ambition et l'intérêt des hommes se servent du prétexte de cette religion pour troubler le monde et contenter les passions. Que peut-on reprendre de bonne foi dans la morale contenue dans le Décalogue? (p. 161.)

N'y eût-il dans l'Évangile que ce seul précepte: „Ne faites pas aux autres ce que vous ne voulez pas qu'on vous fasse," on serait obligé de convenir que ce peu de mots renferme la quintessence de toute morale. Et le pardon des offenses, et la charité, et l'humanité ne furent-elles pas prêchées par Jésus dans son exellent sermon de la mantagne? Il ne fallait donc pas confondre la loi avec l'abus, les choses écrites et les choses qui se pratiquent, la véritable morale chrétienne avec celle

Uebersetzung.

ähnlichen Falle ein wahrer Philosoph seine Eigenliebe der Liebe zur Wahrheit zum Opfer bringen muss!"

„Aber gehen wir zu dem Abschnitte über, welcher sich auf die Religion bezieht. Man könnte den Verfasser seiner verdorrten Empfindungen[1]) und überhaupt seines Mangels an Anstand wegen anklagen, weil er die christliche Religion beschimpft, indem er ihr Mängel zuschreibt, welche sie nicht besitzt. Wie kann er in Wahrheit sagen, dass diese Religion die Ursache alles Unglückes des menschlichen Geschlechtes sei? Um sich in Uebereinstimmung mit der Gerechtigkeit auszudrücken, hätte er einfach sagen können, dass Anmassung und Eigennutz der Menschen sich dieser Religion als eines Deckmantels bedienen, um die Welt zu verwirren und die Leidenschaften zu befriedigen. Wie kann man aufrichtigen Herzens die in den zehn Geboten enthaltene Moral verkennen?

Und enthielt das Evangelium auch nur die einzige Vorschrift: „Thuet Anderen nichts, was ihr nicht wollet, das man euch thue", so würde man zu dem Geständniss gezwungen sein, dass diese wenigen Worte die Quintessenz aller Moral einschliessen. Und wurde uns denn nicht von Jesus in seiner herrlichen Bergpredigt Verzeihung für Beleidigungen, Wohlthätigkeit und Menschlichkeit gepredigt? Der Verfasser durfte doch nicht das Gesetz mit dem Missbrauch, die geschriebenen Dinge mit ihrer

[1]) E. Du Bois-Reymond: „wir, denen in steter strenger Gedankenarbeit die Empfindung verdorrt"... „Ich träume eine Kaiserliche Akademie der deutschen Sprache." Festrede, gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 26. März 1874.

Originaltext.

que les prêtres ont dégradée. Comment donc peut-il charger la religion chrétienne en elle-même d'être la cause de la dépravation des moeurs? Mais l'auteur pourrait accuser les ecclésiastiques de substituer la foi aux vertus de la société, des pratiques extérieures aux bonnes oeuvres, des expiations légères aux remords de la conscience, des indulgences qu'ils vendent, à la nécessité de s'amender; il pouvait leur reprocher d'absoudre du serment, de contraindre et de violenter les consciences. Ces abus criminels méritent qu'on s'élève contre ceux qui les introduisent et contre ceux qui les autorisent; mais de quel droit le peut-il faire, lui qui suppose les hommes machines? Comment peut-il reprendre une machine tonsurée, que la nécessité a forcée de tromper, de friponner et de se jouer insolemment de la crédulité du vulgaire? (p. 162.)

Mais si nous admettons le dogme du fatalisme, il n'y a plus ni morale ni vertu, et tout l'édifice de la société s'écroule. Il est incontestable que le but de notre auteur est de renverser la religion; mais il a choisi la route la plus détournée et la plus difficile pour y parvenir. Voici, ce me semble, la marche la plus naturelle qu'il devait suivre. . . . (p. 162.)

Uebersetzung.

practischen Ausführung, die wahre christliche Moral mit derjenigen confundiren, zu welcher sie die Priester herabgewürdigt haben! Wie konnte er die christliche Religion als solche mit dem Vorwurfe belasten, die Ursache der sittlichen Corruption zu sein. Der Verfasser konnte immerhin die Geistlichen anklagen, weil sie den Glauben an Stelle der socialen Tugend, die äussere Werkheiligkeit an Stelle der guten Handlungen, oberflächliche Kirchenbusse an Stelle der Gewissensbisse, käuflichen Ablass an Stelle der Besserungsbedürftigkeit setzten; — er konnte ihnen vorwerfen, ihren Eid zu brechen und die Gewissen in Fesseln zu legen und zu verletzen. Diese verbrecherischen Missbräuche verdienen, dass man sich gegen diejenigen, welche sie einführen und autorisiren, erhebe; aber mit welchem Rechte konnte der Verfasser es thun, er, welcher die Menschen als Maschinen betrachtet! Wie kann er es einer mit der Tonsur versehenen Maschine zum Vorwurf machen, dass die blinde Nothwendigkeit sie gezwungen habe zu täuschen, zu stehlen und sich rücksichtslos die Leichtgläubigkeit des grossen Haufens zu Nutze zu machen?“ . . .

Wenn wir aber das Dogma des Fatalismus annehmen, so gibt es weder Moral noch Tugend, und das ganze Gebäude der menschlichen Gesellschaft stürzt zusammen. Es ist unbestreitbar, dass das letzte Ziel unseres Autors darauf abzielt, die Religion zu vernichten; aber er hat hierzu den verworrendsten und schwierigsten Weg gewählt. Mir scheint, er hätte den folgenden, weit natürlicheren dazu einschlagen können. . . .

Originaltext.

Après avoir étalé les arguments contre l'immortalité de l'âme que Lucrèce expose avec tant de force dans son troisième livre, il devait en conclure que, tout finissant pour l'homme avec cette vie, et ne lui restant nul objet de crainte ni d'espérance après sa mort, il ne peut subsister par conséquent aucun rapport entre lui et la Divinité, qui ne peut ni le punir ni le récompenser. Sans ce rapport, il n'y a plus ni culte ni religion, et la Divinité ne devient pour l'homme qu'un objet de spéculation et de curiosité. Mais que de singularités et de contradictions dans l'ouvrage de ce philosophe! Après avoir laborieusement rempli deux volumes de preuves de son système, il avoue qu'il y a peu d'hommes capables de l'embrasser et de s'y fixer.

On croirait donc qu'aussi aveugle qu'il suppose la nature, il agit sans cause, et qu'une nécessité irrésistible lui fait composer un ouvrage capable de le précipiter dans les plus grands périls, sans que lui ni personne en puisse jamais recueillir le moindre fruit. (p. 163.)

Venons-en à présent aux souverains, que l'auteur a singulièrement pris à tâche de décrier. J'ose l'as-

Uebersetzung.

Nach Aufzählung der von Lucrez in seinem dritten Buche so eindringlich auseinandergesetzten Gründe gegen die Unsterblichkeit der Seele hätte er daraus den Schluss ziehen sollen, dass, da mit diesem Leben für den Menschen alles zu Ende sei und daher nach seinem Tode für ihn kein Gegenstand der Furcht oder Hoffnung übrig bliebe, auch gar keine Beziehung zwischen den Menschen und der Gottheit existiren könne, und diese weder Strafe noch Lohn über ihn zu verhängen vermag. Ohne eine solche Beziehung gibt es aber weder einen Cultus noch eine Religion und die Gottheit wird für den Menschen nur ein Gegenstand der Speculation und Neugierde. — Aber welche Sonderbarkeiten und Widersprüche in dem Werke dieses Philosophen. Nachdem er mit grösstem Fleisse zwei Bände seines Werkes mit Beweisen für die Richtigkeit seines Systems angefüllt hat, legt er das Geständniss ab, dass es wenige Menschen gibt, welche im Stande sind, sich dasselbe anzueignen und dabei zu verbleiben. Man sollte daher fast glauben, dass er selber ebenso blind sei, wie er es von der Natur voraussetzt, und daher ohne Grund handle, so dass ihn eine unwiderstehliche Nothwendigkeit dazu angetrieben hat, ein Werk zu schreiben, welches geeignet ist, ihn selber in die grössten Gefahren zu stürzen, ohne dass weder er noch irgend ein Anderer daraus jemals den geringsten Nutzen zu schöpfen vermag!

Gehen wir jetzt zu den Fürsten über, welche der Verfasser zu beschreiben sich sonderbarer Weise zur

Originaltext.

surer que jamais les ecclésiastiques n'ont dit aux princes les sottises qu'il leur prête.

L'auteur se figure qu'il se fait des traités entre les souverains et les ecclésiastiques, par lesquelles les princes promettent d'honorer et d'accrèditer le clergé, à condition qu'il prêche la soumission aux peuples. J'ose l'assurer que c'est une idèe crense, que rien n'est plus faux ni plus ridiculement imaginé que ce soi-disant pacte . . . (p. 163.)

Je passe encore ces petites bévues aux préjugés de l'auteur; mais comment peut-il accuser les rois d'être la cause de la mauvaise éducation de leurs sujets? Il s'imagine que c'est un principe de politique, qu'il vaut mieux qu'un gouvernement commande à des ignorants qu'à une nation éclairée. Cela sent un peu les idées d'un recteur de collége qui, resserré dans un petit cercle de spéculations, ne connaît ni le monde, ni les gouvernements, ni les éléments de la politique. (p. 164.)

Notre philosophe écrit ce qui se présente au bout de sa plume, sans en examiner les conséquences, en vérité j'en suis honteux pour la philosophie. . . Comment peut-on dire de telles sottises? (p. 164.)

Les véritables sentiments de l'auteur sur les gouvernements ne se

Uebersetzung.

Aufgabe gemacht hat. Ich kann ihm die Versicherung geben, dass die Geistlichen den Fürsten niemals solche Dummheiten gesagt haben, wie er ihnen in den Mund legt . . . Der Verfasser bildet sich ein, dass zwischen den Fürsten und Geistlichen Verträge abgeschlossen wären, nach welchen die Fürsten versprächen, die Geistlichkeit zu ehren und anzustellen, unter der Bedingung, dass sie den Völkern Unterwürfigkeit predige. Ich kann ihm versichern, dass dies eine närrische Idee sei, und dass nichts falscher und lächerlicher sei, als dieser sogenannte Vertrag."

„Ich will diese kleinen Thorheiten noch den Vorurtheilen des Verfassers zu Gute halten; aber wie konnte er die Könige anklagen, dass sie die Ursache der schlechten Erziehung ihrer Unterthanen seien? Er bildet sich ein, dass dies ein politisches Princip sei, dass es besser sei, eine Regierung herrsche über Ignoranten als über eine aufgeklärte Nation. Das schmeckt ein Wenig nach den Ideen eines Gymnasialdirectors[1]), welcher, auf einen kleinen Kreis von Speculationen beschränkt, weder die Welt, noch die Regierungen, noch die Elemente der Politik kennt.

„Unser Philosoph schreibt, was ihm in die Feder kommt, ohne sich um die Consequenzen zu kümmern. . . wahrhaftig, ich schäme mich im Namen der Philosophie. Wie kann man solche Thorheiten sagen!"

„Die wahren Gedanken des Autors über die Regierungen enthüllen sich

[1]) „oder eines Universitäts-Professors" würde Friedrich der Grosse heute hinzufügen.

Originaltext.

découvrent que vers la fin de son ouvrage; c'est là qu'il nous apprend que, selon lui, les sujets devraient jouir du droit de déposer leurs souverains lorsqu'ils en sont mécontents. C'est pour amener les choses à ce but qu'il se récrie contre ces grandes armées qui pourraient y porter quelque obstacle; on croirait lire la fable du Loup et du Berger de La Fontaine. Si jamais les idées creuses de notre philosophe pouvaient se réaliser, il faudrait préalablement refondre les formes de gouvernement dans tous les États de l'Europe, ce qui lui paraît une bagatelle; il faudrait encore, ce qui me paraît impossible, que ces sujets érigés en juges de leur maître fussent et sages et équitables, que les aspirants au trône fussent sans ambition, que ni l'intrigue, ni la cabale, ni un esprit d'indépendance ne pussent prévaloir; il faudrait encore que la race détrônée fût totalement extirpée, ou ce seraient des aliments de guerres civiles, et des chefs de partis toujours prêts à se mettre à la tête des factions pour troubler l'État.
(p. 167.)

L'auteur pouvait facilement s'éclaircir sur les conséquences de ses principes; il n'avait qu'à jeter un coup d'oeil sur la Pologne, où chaque élection de roi est l'époque d'une guerre civile et étrangère.
(p. 167.)

Depuis que le monde dure, les nations ont essayé de toutes les

Uebersetzung.

uns erst am Ende seines Werkes; dort belehrt er uns, dass die Unterthanen das Recht besitzen müssten, ihre Fürsten abzusetzen, wenn sie mit ihnen nicht zufrieden sind. Um einen solchen Zustand der Dinge herbei zu führen, erhebt er ein Geschrei gegen die grossen Armeen, welche im Stande wären ein Hinderniss dagegen zu bilden; man meint die Fabel La Fontaine's vom Wolf und Schäfer zu lesen. Wenn es jemals dahin kommen sollte, dass sich die verschrobenen Ideen unseres Autors realisiren liessen, so müsste man zuvörderst in allen Staaten Europa's die Regierungsformen umändern, was ihm als eine Bagatelle erscheint; es wäre ferner erforderlich, was mir unmöglich erscheint, dass die zu Richtern ihres Souverains ernannten Unterthanen ebenso weise und billig denkend sein müssten als bei den Thronbewerbern, weder Ehrgeiz, Intrigue, Kabale noch ein Unabhängigkeitsgefühl die Oberhand gewinnen dürfe, ausserdem wäre noch erforderlich, dass das entthronte Geschlecht vollkommen ausgerottet werde, wenn nicht andernfalls Zündstoff zu Bürgerkriegen und Kämpfen der Parteihäupter daraus entspringen sollen, die jederzeit bereit sind, sich an die Spitze ihrer Fractionen zu stellen, um den Staat in Unruhe zu versetzen... Der Verfasser hätte sich leicht über diese Consequenzen seiner Principien Aufklärung verschaffen können; er hätte nur einen Blick auf Polen werfen dürfen, wo jede Königswahl die Epoche eines Bürgerkrieges oder eines äusseren Krieges ist."

„So lange die Welt steht, haben die Völker alle möglichen Staats-

Originaltext.

formes de gouvernement, les histoires en fourmillent; mais il n'en est aucun qui ne soit sujet à des inconvénients. La plupart des peuples ont cependant autorisé l'ordre de succession des familles régnantes, parce que, dans le choix qu'ils avaient à faire, c'était le parti le moins mauvais. Le mal qui résulte de cette institution consiste en ce qu'il est impossible que dans une famille les talents et le mérite soient transmis sans interruption, de père en fils, pendant une longue suite d'années, et qu'il arrive que le trône est quelquefois occupé par des princes indignes de le remplir. Dans ce cas même reste la ressource d'habiles ministres, qui peuvent réparer par leur capacité ce que l'ineptie du souverain gâterait sans doute.

Il faut donc, lorsqu'on se croit assez lumineux pour pouvoir éclairer le public, se garder sourtout de proposer des remèdes pires que les maux dont on se plaint, et, quand on ne peut faire mieux, s'en tenir aux anciens usages, et surtout aux lois établies.

Uebersetzung.

formen versucht, die Geschichte strotzt davon; aber keine gibt es, welche nicht mit Mängeln behaftet wäre. Die Mehrzahl der Völker haben indessen einer Succession der regierenden Familien den Vorzug gegeben, weil diese Form unter den zu wählenden die am wenigsten schlechte war. Das Uebel, welches aus dieser Institution resultirt, besteht darin, dass es unmöglich ist, in einer Familie Talente und Verdienst während einer langen Reihe von Jahren ohne Unterbrechung von Vater auf Sohn zu übertragen, so dass es vorkommen kann, dass der Thron zuweilen von Fürsten eingenommen wird, welche unwürdig sind ihn zu bekleiden. Selbst in diesem Falle bleiben geschickte Minister ein Auskunftsmittel, welche durch ihre Fähigkeiten das wieder gut machen können, was die Unfähigkeit des Regenten ohne Zweifel verdorben haben würde. . . .

„Wenn man sich also für hinreichend erleuchtet hält, um das Volk aufzuklären, so muss man sich überhaupt hüten, schlechtere Heilmittel vorzuschlagen als die Uebel sind, über welche man klagt; wenn man es aber nicht besser machen kann, so halte man sich an die alten Gebräuche und besonders an die bestehenden Gesetze."

Der jüdische Liberalismus

und

die akademische Freiheit der Presse.

§. 1.

„Die Freiheit der Presse unterliegt nur denjenigen Beschränkungen, welche durch das gegenwärtige Gesetz vorgeschrieben oder zugelassen sind."

Deutsches Reichspressgesetz v. 7. Mai 1874.

„Pressrecht im subjectiven Sinne, gleichbedeutend mit Pressfreiheit, ist das Recht der freien Gedankenäusserung in Druckschriften, innerhalb der durch das Gesetz gezogenen Schranken, und unter der von dem Gesetze nach Umfang und Inhalt normirten Verantwortlichkeit."

Dr. F. E. von Liszt,
ord. Professor der Rechte in Giessen.
„Das deutsche Reichs-Pressgesetz."

„Die Ansprüche zu weit getriebener Empfindlichkeit oder des Hochmuthes dürfen nicht beachtet werden zwischen Ehrenkränkungen im Rechtssinn und blosser Unhöflichkeit oder Lieblosigkeit muss es eine Grenze geben."

Dr. H. Baumeister,
weil. Präsident des Obergerichtes in Hamburg.
„Ueber Injurien" in Virchow's u. Holtzendorff's Sammlung gemeinverständlicher wissensch. Vorträge.
XV. Serie, Heft 343. (1880) S. 7.

Der Frankfurter Jude und Reichstagsabgeordnete Löb Sonnemann hat in seinem Organ, der „Frankfurter Zeitung" v. 23. März 1880 (wiederholter Abdruck am 29. März) anonym wörtlich folgenden Worten Aufnahme gewährt:

„Ist hier nicht ebenso positiv die vierte Dimension des Herrn Zöllner unter Null herabgedrückt, wie kürzlich von Professor Wiedemann in Leipzig die strahlende Materie und der vierte Aggregatzustand des Herrn Crookes in ihr Nichts aufgelöst worden sind?

Werden die Herren Professoren zu Leipzig endlich zur Besinnung kommen, werden sie durch das Geständniss, dass sie getäuscht worden sind, die auf der Universität Leipzig lastende Schmach, welche die Affaire Slade herbeigeführt hat, wieder gut machen und den Schandfleck deutscher Wissenschaft von der *Alma mater* an der Pleisse wieder wegwischen?

Der Unfug mit den hochtrabenden Redensarten von vierdimensionalen Räumen und dem vierten Aggregatzustande ist entlarvt und die Leipziger Fakultät sollte ihre geistersehenden Mitglieder durch ein kaltes Sturzbad ernüchtern, indem sie ihnen die Alternative stellt, entweder Irrthum zu bekennen und künftig derartigen Blödsinn nicht mehr drucken zu lassen, oder von der Lehrthätigkeit zurückzustehen. Mögen die genannten Männer noch so bedeutende Verdienste um die Wissenschaft haben, so hat die ihnen schuldige Rücksicht doch nicht so weit zu gehen, dass man, wenn sie an der Grenze des Wahnwitzes stehen, ihnen die Erziehung der akademischen Jugend noch weiter überlässt."

Dass die vorstehenden Worte in dem Organe eines „liberalen" und „freisinnigen" jüdischen Demokraten eine directe Aufforderung zur Aufhebung der akademischen Lehrfreiheit in Deutschland enthalten und zugleich ein schönes Beispiel von der bekannten Frechheit liefern, mit welcher heutzutage ehrwürdige und verdiente deutsche Männer ungestraft von jüdischen Literaten und ihren „christlich-germanischen" Trabanten öffentlich beleidigt werden, — dagegen wird kein irgendwie stichhaltiger Einwand erhoben werden können. Die „Post" v. 26. Sept. d. J. bemerkt wörtlich:

„Sehr richtig meinte jüngst ein elsässisches Blatt, es sei ein grosses Wunder, dass dieses sonderbare (deutsche) Volk noch grosse Männer hervorbringe, denn je mehr ein Mann dort leiste, um so eifriger werde er mit Koth beworfen. Allen voran thun es nach dieser Richtung hin in der Presse die Witzblätter. Wenn es einen Witz, und sei er noch so albern und trivial, zu machen gilt, so ist den literarischen Clowns nichts heilig: sie glauben im Gewande des Jocus nicht zu verletzen, und übersehen dabei, dass ihre schalen Spässe zwar nicht die Zielscheiben derselben zu schädigen vermögen, um so tiefer aber zerstören und untergraben, was im Volke an Pietät für Verdienst in Personen und Einrichtungen noch bewahrt geblieben war. Die Gleichheit aller Menschen vor Gott und dem Gesetz ist ein schöner und erhabener Gedanke, die Gleichheit im Sinne unserer modernen Tagesliteratur aber scheint nur in dem Recht zu bestehen, alles Höhere und Erhabenere in den Sumpf der eigenen Gemeinheit und Erbärmlichkeit herabzuziehen, jede Autorität über den Haufen zu werfen, und damit die Civilisation selbst zu verleugnen. Dass wir dahin auf gutem Wege sind, haben die Verhandlungen der Strafanstaltsbeamten neuerdings bekundet."

Angenommen nun, der Jude Löb Sonnemann wäre deutscher Cultusminister z. B. an Stelle des Hrn. von Puttkamer in Berlin oder des Hrn. von Gerber in Dresden, so würde er mich und meine Collegen Fechner, Wilhelm Weber, Ulrici und Scheibner vielleicht zuerst auffordern,

freiwillig unsern Abschied zu nehmen und aus Furcht vor sogenanntem Skandal uns für diesen Fall eine Pensionirung mit vollem Gehalt in Aussicht stellen. Da wir jedoch sämmtlich keine Juden, sondern Männer von deutschem Ehrgefühl sind, die sich schämen würden, ihre Ueberzeugung aus materiellen Rücksichten zu verleugnen, so würden wir ein solches Anerbieten des Herren Ministers mit Berufung auf die uns gesetzlich gewährleistete Press- und Lehrfreiheit zurückweisen und, eingedenk der Worte

„*Flectere si nequeo superos Acheronta movebo!*“[1])

öffentlich an das Rechts- und Freiheitsgefühl des deutschen Volkes appelliren. Bekanntlich legt nun aber die demokratische und von jüdischem Geiste geleitete Fortschrittspartei einen ausserordentlich hohen Werth auf die Unveränderlichkeit ihrer Principien und vor Allem auf die Gerechtigkeit. „Denn Gerechtigkeit ist die Hauptsache im Parteikampf!“ sagte am 9. December 1878 der Königlich Preussische Geheime Medicinalrath Virchow in seiner Rede gegen das Socialistengesetz im Preussischen Abgeordneten-Hause.

Um nun das deutsche Volk darüber aufzuklären, was der jüdische Liberalismus der Herrn Sonnemann nebst Virchow und Consorten unter „Gerechtigkeit“ und „Consequenz“ versteht, erlaube ich mir folgenden Aufsatz aus der „Frankfurter Zeitung“ von Mittwoch 4. Juli 1877 (Morgenblatt No. 185) zu reproduciren. Derselbe befindet sich ebenso wie der oben erwähnte, welcher meine und meiner Collegen Fechner, Weber und Scheibner Amtsentsetzung fordert, im „Feuilleton“ jener Zeitung und lautet wörtlich wie folgt:

„In Sachen gegen Dühring.“

„—f. Was gegenwärtig in Berlin vorgeht, ist in der Geschichte der dortigen Universität in gleicher Eigenthümlichkeit noch nicht vorgekommen. Ein Privatdocent, also ein Paria gegenüber der Professorenkaste, ist die Ursache einer studentischen Aufregung und der Gegenstand von Kundgebungen geworden, die auf mehr als eine vorübergehende Indignation deuten. Die Einleitung eines Remotionsverfahrens gegen Dühring durch die Berliner philosophische Fakultät ist, sobald sie bekannt wurde, nicht

[1]) Virgil's Aeneide. Lib. 7. Vers 312. Der Ministerpräsident von Bismarck citirte diese Worte am 21. Januar 1864 im Abgeordnetenhause.

blos für die Studirenden der Universität selbst, sondern auch für diejenigen von drei technischen Lehranstalten, der Bauakademie, der Gewerbeakademie und der Bergakademie, das Signal zu Protesten gewesen, die sich in vier an den bedrohten Privatdocenten gerichteten und zunächst mit 500 Unterschriften bedeckten Adressen ausgesprochen haben. Hieran wird sich, wie wir hören, Weiteres anschliessen. Sympathische Kundgebungen von anderen Universitäten sind bereits eingetroffen, und allem Anscheine nach wird die in den Studentenkreisen vorhandene Bewegung nicht nur ihre Eigenart über Berlin hinaustragen, sondern auch zu nachhaltigen Wirkungen führen. Man beabsichtigt, für den Fall der Vertreibung Dühring's, die jetzige gesellschaftliche Vereinigung, die sich für die Freiheit der Wissenschaft gebildet hat, festere Gestalt annehmen zu lassen und in einen über ganz Deutschland verzweigten Studienverein zu verwandeln, der als Gegengewicht gegen die Universitäts-Monopole und sonstige Beschränkungen der Lehrfreiheit wirken soll.

Ohne besonders auffallende Umstände wären solche Regungen unerklärlich. In der That ist der gegen Dühring in Scene gesetzte Entfernungsversuch, wie durch die in das Publikum gedrungenen Einzelheiten allgemein durchschaubar geworden, in einer Weise motivirt, die gerechtes Erstaunen erregen muss. Da sich hierbei der persönliche Hauptanstoss zur Sache mit einer allgemeinen und prinzipiellen Seite vereinigt, so müssen wir, um über den Fall ein gehöriges Urtheil zu ermöglichen, die in den Konflikt gerathenen Personen und Verhältnisse näher beleuchten. Dühring ist auf wissenschaftlich-kritische Stellen wissenschaftlicher Werke hin in Disziplinirung. Schon diese Thatsache spricht laut genug und würde unter allen Umständen das öffentliche Urtheil herausfordern. Nun wird aber noch die Beschaffenheit der betroffenen Person zum Schärfungsgrund für den allgemeinen Unwillen. Dühring ist seit 14 Jahren als Privatdocent der Berliner Universität thätig und zwar in umfassender und vielseitiger Weise thätig gewesen. Er hat sich seine Stellung den Studirenden gegenüber selbst errungen und Lehrerfolge erzielt, wie sie in der Lage eines Privatdocenten aussergewöhnlich sind. Als Schriftsteller hat er drei Gebiete bearbeitet: Mathematik, Nationalökonomie und Philosophie, und gerade ein Werk aus dem Bereich der erstgenannten Wissenschaft ist es jetzt, nämlich seine Geschichte der Principien der Mechanik, worin sich die inkriminirten und für die Verfolgung in erster Linie massgebenden Stellen befinden. Diese Stellen beziehen sich auf die literarische Thätigkeit des Prof. Helmholtz. Sie sind in Berliner Zeitungen und auch früher in diesem Blatt veröffentlicht und für Jeden aus S. 444 und 460 von Dühring's Geschichte der Principien der Mechanik (2. Aufl. 1877) zu finden. Da sie aber das ungeheuerliche *corpus delicti* bilden, so riskiren wir den Vorwurf der Pedanterie und setzen sie wörtlich her:

„Komisch hat es sich ausgenommen, dass die blosse und noch dazu nicht einmal originale, sondern triviale und fehlerhaft ausgefallene Betheiligung an vagen Diskussionen (über das von J. R. Mayer entdeckte

Gesetz des Wärmeäquivalents) mit einer Auffindung des Gedankens und mit der Entdeckung selbst verwechselt werden konnte. Auf eine solche Betheiligung lief beispielsweise Herrn Helmholtz' Abhandlung „über die Erhaltung der Kraft" (Berlin 1847) hinaus, in welcher die Aequivalent-Zahlen Youle's berührt wurden und sich trotz der Erörterung mehrerer wenig erheblichen Arbeiten doch R. Mayer nicht erwähnt fand. Wenn daher irgend etwas darin auffallen kann, so sind es die neuen Worteinkleidungen Jahrhunderte lang bekannter Dinge, wie namentlich für die Gleichung der lebendigen Kräfte, bei deren Wortumschreibung an Stelle der bewegenden Kraft Newton's der Ausdruck Spannkraft beliebt und überdies die ihm entsprechende Sache in infinitesimal fehlerhafter Weise aufgefasst wurde." — In demselben Werke, Seite 460, Anmerkung: „Es überrascht nicht, dass der unklar ein wenig philosophelnde, physiologische Physikprofessor Herr Helmholtz sich auch in diesem Falle die Gelegenheit nicht entgehen liess, an der Diskussion theilzunehmen und in einem Aufsatz „über die Thatsachen, welche der Geometrie zu Grunde liegen, den pikanten Widersinn beifällig zu kommentiren." — —

Dies ist offenbar eine Kritik, wie sie zwischen gegnerischen Gelehrten noch als bemessen gelten muss, wenn man die Art kennt, wie in dieser Sphäre oft genug gesprochen wird. Die Kollegen des Professors Helmholtz wollen darin etwas über Charakter und Motive des Letzteren sehen und so einen moralischen Angriff herauslesen. Man versuche es mit der Lupe, ja mit dem Mikroskop, man untersuche auch den Zusammenhang der Stellen, und wenn nicht der kreisende Berg der universitären Sittlichkeitsrichterei statt eines gewaltigen *corpus delicti* ein drolliges Mäuschen zu Tage fördert, so gibt es keine gesunde Auslegungskunst mehr. Der Satz nämlich, dass Mayer von Heilbronn in einer vor 30 Jahren abgefassten Helmholtz'schen Schrift nicht genannt sei, wird von der Berliner Fakultät ohne Weiteres als eine absichtliche, zur Verhüllung eines Plagiats an Mayer seitens Helmholtz' beliebte Weglassung gedeutet, während es in der That dem Leser überlassen bleibt, sich in dem einen oder anderen Sinne zu entscheiden. In einer von 200 Studirenden in Berlin in der „Voss. Zeitung" erlassenen Erklärung ist dieser gewaltige und zugleich gewaltig-komische Hauptpunkt der Anklage ebenso scharf als kühl in sein Nichts aufgelöst. Es heisst dort:

„Diejenige Stelle, in welcher die Gegner Dühring's einen Angriff auf den moralischen Charakter des Herrn Helmholtz zu sehen vermeinen, ist die, in welcher Dühring anführt, dass in der Helmholtz'schen Schrift: Ueber das Gesetz von der Erhaltung der Kraft vom Jahre 1847 die Arbeit J. R. Mayer's vom Jahre 1842 nicht erwähnt sei, trotzdem die Arbeiten geringerer Schriftsteller angeführt seien. Wer einigermassen unbefangen diese Stelle ansieht, findet in derselben nichts weiter, als eine Konstatirung einer überraschenden Thatsache. Diese Thatsache lässt eine doppelte Auffassung zu. Entweder hat Herr Helmholtz die Arbeit Mayer's gekannt und sie verschwiegen, oder er hat sie nicht ge-

kannt. Dühring hat weder sachliche Gründe für die eine noch für die andere Auffassung und begnügt sich daher mit der einfachen Konstatirung der Thatsache — er ist also weit entfernt, Herrn Helmholtz vorzuwerfen, dass er wissentlich Mayer's Arbeit verschwiegen habe. In allen anderen Stellen, die über Herrn Helmholtz handeln, hat Dühring nur wissenschaftliche Kritik an den Helmholtz'schen Leistungen geübt."

Dies wäre also das Monstrum von Verbrechen und dies die wissenschaftliche Autoritäts- oder vielmehr Gotteslästerung. Freilich die Majestätsbeleidigung ist gewaltig, denn ein Däumling in der wissenschaftlichen Rang- und Quartierliste des Staates, ja eine reine Null des byzantinischen Katalogs hat sich erdreistet, einem gewaltigen Machthaber im neuen deutschen Reich der Wissenschaft wie einem verwundbaren Sterblichen zu begegnen. Auf der einen Seite steht der einfache Schriftsteller und private Docent mit der blossen Erlaubniss, Vorlesungen zu halten, und daher ohne jedes Amt; auf der anderen Seite der Professor und Geheimrath, der sich in den Salons der Frau Hausminister von Schleinitz bewegt, in dieser Rolle auf Gruppenbildern für alle Welt zu sehen ist und seine Verdienste im Orden *pour le mérite* auf der Brust trägt, während sein Gegner Verdienste nur in der Brust und im Kopfe sucht. Die wissenschaftliche Majestätsbeleidigung ist also eine höchst, ja allerhöchst qualifizirte, und es fehlt nur noch, dass anstatt des Gutdünkens der universitären Körperschaft, welches gegenwärtig über solche Antastungen der eigenen Mitglieder das Urtheil erster Instanz spricht, ein kleines wissenschaftliches Strafgesetzbüchlein mit einem Paragraphen über wissenschaftliche Gotteslästerung derartige Angelegenheiten in mehr juristische Formen bringe.

Woher nun aber der ganze zugespitzte Streit?

Offenbar aus einer älteren Gegnerschaft und Antipathie, die sich zwischen den Beiden zur Feindschaft entwickelt hat. Dühring hat schon vor vier Jahren in der ersten Auflage des angeführten Buches Mayer von Heilbronn in einer umfassenden Weise gewürdigt und die Helmholtz'schen Ansprüche nicht gelten lassen. Er hat überhaupt für die gebührende Anerkennung der vollen und ganzen Bedeutung Mayer's als eines Physikers und physikalischen Denkers gewirkt, der sich den grössten Namen der Geschichte anreihe. Während nun in Zeitschriften und sonstiger Fachliteratur, hauptsächlich aber in populären Berichten für das Publicum der Professor Helmholtz vielfach als der Repräsentant der Sache figurirte, ist durch das Dühring'sche Buch diese Auffassung in vielen Kreisen abgeändert worden. Man kann ermessen, dass sich der Geheime Rath Helmholtz von diesen Wirkungen der Dühring'schen ersten Auflage nicht geschmeichelt fand und dass die im vorigen Jahre erfolgte Entfernung Dühring's von der Berliner Halbuniversität für Damen, dem Victoria-Lyceum, in dessen Vorstand sich die gelehrte Frau Helmholtz befindet, nicht ohne Zusammenhang mit der Abneigung gegen den Docenten war, zumal sie in der auffälligsten Weise nach grossen Erfolgen an der betreffenden Anstalt eintrat. Gegen diese Vertreibung, für welche die Ver-

antwortlichkeit mehrere im Vorstande befindliche Universitätsprofessoren, darunter auch Virchow und wie gesagt Frau Helmholtz zu tragen hatten, ist Dühring in der kleinen Schrift: „Der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen und die Lehrweise der Universitäten“ (Leipzig 1877) aufgetreten und hat im letzten Abschnitt derselben durch Veröffentlichung der einschlägigen Briefe die Vorgänge beleuchtet. Er hat die Gelehrten-Eifersucht und Abneigung der im Vorstande befindlichen Universitätsprofessoren, beziehungsweise Professorenfrauen als Grund seiner Entfernung zum Theil unter Nennung bestimmter Namen, wie ausdrücklich desjenigen der Frau Helmholtz, kenntlich gemacht. Eben diese kleine Schrift ist nun ausser dem mechanischen Werk, aber nur wegen Allgemeinheiten über die Universitäts-Verfassung und die Folge derselben für das Verhalten der Professoren inkriminirt. Es sind ausschliesslich Seite 37 — 39, welche von der Fakultät als anstössig bezeichnet werden. Die schärfsten Sätze aus diesen drei Seiten, die schon von sich selbst im wissenschaftlichen Zusammenhang des Ganzen gewürdigt sein wollen, sind in die Zeitungen übergegangen. Auch wir wollen sie in dieser Abtrennung hersetzen:

„Das zünftlerische Prinzip ist in den materiellen Gewerben glücklich überwunden; aber die mittelalterlichen Zunftgebilde sind gleich emporragenden Ruinen in den Universitäten noch immer zu schauen. Die ausschliessende Körperschaft kooptirt nach persönlichem Belieben; denn die Staatsgenehmigung ist fast nur formell. Ein Fachprofessor entscheidet darüber, wen er zum Kollegen haben will, und sieht sich natürlich nach einem möglichst gefälligen und zahmen Konkurrenten oder vielmehr Nichtkonkurrenten um. Wo er sich nicht geradezu Nullitäten besorgen kann, weil seine Fachkollegen auf anderen Universitäten mit ihm in vetterschaftlichem Cartell stehen und auch ihre Leute untergebracht sehen wollen, arrangirt man sich nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit und theilt innerhalb der Kameraderie das Monopol nach jedesmaliger Konvenienz. Ausnahmsweise greift allerdings auch die Bureaukratie ein, und da ihr Nepotismus weder an sich selbst so schlimm wie der zünftlerische und überdies weniger unmittelbar in die gelehrte Sphäre hineinverzweigt ist, so geschieht es auch wohl, dass ein einflussloser Fachprofessor gute Miene zu dem für ihn bösen Spiel machen und sich die Hinsetzung einer sogenannten Grösse als nachbarlichen Konkurrenten oder vielmehr Hauptmonopolisten gefallen lassen muss. Selten wird es aber geschehen, dass derartige Grössen und Hauptprofessoren selbst nicht in der Lage wären, jeder an seiner Universität möglichst allein zu horsten und so in den Hauptzunftörtern in gehöriger Distanz von einander ihre gelehrten Zwangs- und Bannrechte über das Studentenpublikum auszuüben. Das Ausland sei noch besonders daran erinnert, dass die bei uns von den Studenten bezahlten Vorlesungsgelder eine ansehnliche Privateinnahme der einzelnen Professoren bilden, und dass die letzteren daher eine sehr starke ökonomische Ursache haben, die formell freie Auswahl ihrer Vorlesungen seitens der Studirenden nie einer missliebigen, wenn auch noch so beschränkten Konkurrenz anheim-

fallen zu lassen, so dass ein volles oder aber nach stillschweigendem Einverständniss und kollegialischer Anstandsordnung getheiltes Monopol das Ideal der Ausbeutung des gelehrten Handwerks bildet.

Der Professorenstand ist eine Art Kaste, die sich vornehmlich durch Inzucht fortpflanzt. Schwiegervater und Schwiegersohn sitzen innerhalb derselben Fakultät und fungiren innerhalb derselben Kommission als Examinatoren. In die Professuren heirathet man sich ein, wie früher in Handwerksgilden. Ich brauche hier allerdings noch nicht so „scharf und schneidig" zu werden, den von mir angelegten persönlichen Katalog dieser Art zu veröffentlichen; auch ausserhalb der Universitäten weiss man ja in vielen Kreisen bereits hinlänglich, dass die Vetterei da drinnen eine ganz besondere Rolle spielt, und dass wissenschaftliche Verdienste nicht etwa blos die gleichgültigste Nebensache, sondern, wo sie nicht mit der persönlichen Patronage zusammentreffen, ein Hinderniss des Fortkommens und ein Grund der Fernhaltung oder gar Aechtung sind."

Die Kenntnissnahme des Publikums von diesen pointirten Sätzen hat bisher nur den Erfolg gehabt, vielerseits empfundene Missstände einmal lebhaft zum Bewusstsein zu bringen. Der Privatdocent aber, der hier plötzlich vor dem grossen Zeitungspublikum, welches ihn, den vorzugsweise streng wissenschaftlichen Schriftsteller nur zum Theil kennt, als Vertreter einer scharfen Kritik der Universitätszustände erscheint, hat eine derartige Beleuchtung des hohen Unterrichts schon seit einer Reihe von Jahren und zwar in verschiedenen wissenschaftlichen Werken, so zuletzt noch 1875 in seinem Kursus der Philosophie und 1876 in der zweiten Auflage seines Kursus der Nationalökonomie, vorgenommen, ohne dass eine Disziplinirung desswegen erfolgt wäre. Es ist also offenbar ein persönlicher Antrieb, der diesmal auch die allgemeinen Kennzeichnungen der Universitätsmissstände hat mit zur Anklage ziehen lassen. Ohne die persönlichen Motive begreift es sich nicht, wie Jemand, der jetzt in seinen Schriften nicht anders verfahren ist, als früher, nach mehr als zwölfjährigem radikalem Schriftstellerthum und nach vierzehnjähriger entsprechender Lehrthätigkeit um die Erlaubniss oder vielmehr Freiheit zu lehren kommen soll, zumal vor zwei Jahren ein in der Form weit schärferer Konflikt, nämlich der mit dem Prof. Wagner, zu einem Verweis an beide Theile, aber nicht zur einseitigen Entfernung Dühring's hatte führen können.

Fast ist man versucht, die heutige Disziplinirung mit dem vorjährigen Zwischenfall am Lyceum als eine Fortsetzung der Unternehmung von vor zwei Jahren zu betrachten, wo dann die damals nur aufgeschobenen, nicht aufgehobenen vollen Konsequenzenziehungen jetzt bei einer geringeren, aber passenderen Gelegenheit ihren Abschluss finden sollen. Ohne diese Annahme versteht es sich schlecht, wie die gesuchtesten und gezwungensten Anknüpfungspunkte haben herhalten müssen, um das behauptete Vorgehen eines moralischen Angriffs auf Charakter und Motive des Professors Helmholtz herauszukünsteln.

Es ist sehr wohlthätig, dass mit dem Vorgehen gegen Dühring's Universitätskritik einmal die allgemeine Frage der Reform des hohen Unterrichts in zugespitzter Weise auf die Tagesordnung komme. Charakter und Schriftstellerpersönlichkeit des von dem Universitätsbanne Betroffenen bürgen dafür, dass die Kritik der Missstände auch nicht durch einen gelingenden Verfolgungsakt lahm gelegt werde. Der Betroffene ist ein Mann, aus dessen Leben ersichtlich ist, dass er ungewöhnlichen Schwierigkeiten nicht zu weichen pflegt. Er hat den Kampf mit der universitären Missgunst und mit den seinem Freiheitssinn sonst noch entgegenstehenden Mächten als Schrifsteller und Docent lange genug geführt, um eventuell auch in einer neuen Lage die neuen Mittel zur Behauptung seines wissenschaftlichen und unterrichtspolitischen Standpunktes zu finden. Geb. 1833 zu Berlin, erhielt er seinen Unterricht zunächst von seinem Vater und vollendete seine Schulbildung auf dem dortigen Joachimsthal'schen Gymnasium, das er als *primus omnium* verliess. Obwohl schon damals den rein wissenschaftlichen Studien mathematischer, philosophischer und gesellschaftlicher Art ergeben, wählte er doch als praktisches Berufsstudium die Jurisprudenz, der er die üblichen drei Jahre an der Berliner Universität oblag. Hierzu kommen drei Jahre Praxis beim Stadtgericht beziehungsweise Kammergericht zu Berlin. Ein Augenleiden schnitt diese Laufbahn ab und führte 1861 zur Erblindung. Gerade in diesem Augenblick wendete sich D. um so energischer einer rein wissenschaftlichen Thätigkeit zu, der er auch schon früher alle neben seinen Berufsobliegenheiten verwendbare Zeit gewidmet hat. Er doctorirte an der Berliner Universität mit einer theils philosophischen, theils mathematischen Abhandlung und habilitirte sich 1863 als Privatdocent für Philosophie, 1865 auch für Nationalökonomie. In letzterem Jahre begann er auch seine lange vorbereitete umfassende Schriftstellerthätigkeit, die im Laufe von 2 Jahren zur Veröffentlichung mehrerer philosophischer und nationalökonomischer Schriften führte. Diesem Anfang entsprach auch die spätere Zeit. Dühring hat mit Zähigkeit an der Schriftstelleraufgabe festgehalten, die er sich gestellt hatte. Auch die Gegner zählen ihn jetzt zu den gewichtigsten Erscheinungen in mehreren Wissenschaften, die weit von einander abliegen, aber die äussersten Enden des Theoretischen und Praktischen zusammenfassen. Da dieser Erfolg auch unter materiellen Entbehrungen errungen wurde und Dühring für seine Existenz auf seine Arbeitskraft angewiesen war, so begreift sich, dass ein solcher Mann sich nicht leichtfertig Konflikten aussetzt und nicht danach geartet ist, eine einmal in Angriff genommene Sache aufzugeben. Seit 10 Jahren, als ihn die philosophische Fakultät statt der Gewährung einer Professur mit der Beantragung einer königlichen Pension, die er ausschlug, abfinden wollte und so ihm gegenüber anstatt des Gesichtspunktes des Rechtes den des Mitleids und der Rührung für angezeigt erachtet hatte, bestand zwischen beiden Theilen eine Spannung, die sich späterhin immer mehr schärfte. Von Kollegialität, deren Verletzung man im gegenwärtigen Dühring-Helmholtz'schen Streitfall geflissentlich behauptet,

kann bei der Pariastellung eines Privatdocenten überhaupt nicht, am wenigsten aber im fraglichen Falle die Rede sein. Kollegialität beruht auf Gegenseitigkeit und nicht auf Unterdrückung. Der Universität hat Dühring nichts weiter als Hindernisse zu danken. Sogar die Studentenhonorare wurden ihm noch nach Kräften durch Gegeneinflüsse und durch Abmahnen von seinen Vorlesungen geschmälert. Wenn er eine scharfe Sprache gegen Missstände führt, unter denen er anderthalb Jahrzehnte selbst gelitten, so ist dies nur zu natürlich. Seine Nichtbeförderung war dabei das kleinere Uebel, die Machinationen gegen die Ausbreitung seiner Docententhätigkeit das grössere, weil sie ihm auch den Spielraum der niedrigen Stellung einzuschränken suchten. Es gelang nicht, ihn durch indirekte Mittel in der Wirksamkeit zu nullificiren, und da man das so Gewünschte nicht fertig brachte, so hat man sich zur direkten Vertreibung angeschickt. Wenn Dühring in seinen Schriften scharfe Kritik geübt und auch Personen nicht geschont hat, die ihm nicht etwa als Gegner, sondern als Feinde materiell geschadet hatten, so hat er sich hiermit nur seiner Haut gewehrt, um das stille Gegenspiel der ihm schädlichen Machinationen öffentlich zu durchkreuzen. Auch aus der strengsten Gewissensüberlegung ist ihm nicht zu verargen, dass er die wissenschaftlichen Mängel von Leuten nicht verschweigt, die gegen ihn unwissenschaftliche Mittel der Schädigung seiner Interessen in das Spiel gesetzt haben. Im Allgemeinen aber ist er seit einem Jahrzehnt ein Opfer der Universitätsmissstände, und wenn er die mit seinen Bestrebungen unverträglichen Zustände je länger je mehr empfunden und aufgedeckt hat, so ist dies auch moralisch in der Ordnung. Jedenfalls wird, welchen Ausgang die Angelegenheit auch nehmen möge, die Freiheit der Wissenschaft dabei gewinnen, denn im Falle der thatsächlichen Vertreibung wird das, was Dühring an Missständen gerügt, nicht mit dem Rüger selbst entfernt, sondern nur noch mehr besiegelt. Im anderen Falle dürfte aber die Mahnung an die Schäden auch nicht vergessen werden und eine für die Inangriffnahme wenigstens einiger Verbesserungen des gesammten Unterrichtswesens nützliche Lection gewesen sein."

Die in vorstehendem Aufsatze der „Frankfurter Zeitung" behandelte Remotion des Privatdocenten Dr. Dühring hat offenbar gegen die Erwartung der philosophischen Facultät und des damaligen liberalen Cultusministers Dr. Falk das deutsche Volk und die akademische Jugend in viel grösserem Umfange aufgeregt, als den Gegnern Dühring's erwünscht sein konnte. Die Folge hiervon war, dass sich der Minister und die Facultät genöthigt sahen, nach erfolgter Remotion Dühring's die sämmtlichen Aktenstücke in dieser Angelegenheit der Oeffentlichkeit zu übergeben. Da hierbei eine Lebensfrage nicht nur der Berliner, sondern sämmtlicher deutschen

Universitäten berührt und das Bedürfniss nach einer allgemeinen Reform der deutschen Universitäten auf's Deutlichste zu Tage tritt, so erlaube ich mir hier das erwähnte Acten-Material[1]) vollständig zu reproduciren:

Berlin, den 11. Juli 1877.

Ministerium
der geistlichen, Unterrichts- und
Medicinal-Angelegenheiten.
J. No. 2245. B.

Die philosophische Fakultät hat in ihrem Berichte vom 10. d. M. meine Zustimmung zur Veröffentlichung der Aktenstücke beantragt, welche in der Angelegenheit des bisherigen Privatdocenten Dr. Dühring entstanden sind.

Bei Prüfung dieses Antrages konnte ich mir nicht verhehlen, dass es der Natur eines disciplinaren Verfahrens, welches nach den bestehenden Vorschriften nicht öffentlich gepflogen worden ist, widerspreche, die Akten über dieses Verfahren dennoch der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Ebensowenig vermochte ich mich der Ansicht zu entschlagen, dass kaum alle Verfasser der in Betracht kommenden Schriftstücke bei Abfassung derselben die Möglichkeit der Veröffentlichung ihrer Arbeit in den Kreis ihrer Erwägung gezogen haben werden. Diese Gesichtspunkte würden in anderen Fällen für meine Entschliessung Ausschlag gebend sein. Unter den vorliegenden besonderen Umständen kann ich dieselben nicht für entscheidend erachten. Bei der lebhaften Theilnahme, welche die Angelegenheit des Dr. Dühring in immer weiteren Kreisen gefunden hat, und namentlich im Hinblicke auf die Art, wie diese Theilnahme rege gemacht und bekundet worden, ist auch nach meiner Ueberzeugung die authentische Veröffentlichung des gesammten Aktenmaterials nicht blos durch das Interesse der Fakultät, sondern durch das öffentliche Interesse überhaupt geboten.

Indem ich daher der Fakultät die beantragte Ermächtigung hiermit ertheile, veranlasse ich dieselbe zugleich, diese Verfügung an der Spitze ihrer Veröffentlichung aufzunehmen und derselben demnächst meine Verfügung an die Fakultät vom 15. März 1875 — U. I. 1058 — folgen zu lassen.

Die hier noch zurückgebliebenen Schriftstücke und Bücher folgen bei.

(gez.) Falk.

An
die philosophische Fakultät der
Friedrich-Wilhelms-Universität
zu Berlin.

Diese Verfügung erfolgte, nachdem die philosophische Fakultät sich in nachfolgendem Schreiben an das vorgeordnete Ministerium gewandt hatte.

[1]) „Aktenstücke in der Angelegenheit des Privatdocenten Dr. Dühring veröffentlicht durch die philosophische Facultät der Königl. Universität zu Berlin.“ Berlin (G. Reimer) 1870.

Berlin, den 10. Juli 1877.

Ew. Excellenz ist der ehrerbietigst Unterzeichnete von der philosophischen Fakultät beauftragt um die Erlaubniss zur Veröffentlichung nachfolgender die Dühring'sche Angelegenheit betreffender Aktenstücke zu ersuchen.

I. Protokoll vom 23. März 1875 über die dem Dr. Dühring von dem damaligen Dekan der philosophischen Fakultät ertheilte Rüge.
II. Schreiben der Fakultät vom 12. Mai 1877 an den Dr. Dühring.
III. Vertheidigungsschrift des Dr. Dühring vom 27. Mai 1877.
IV. Bericht der Fakultät an Ew. Excellenz vom 8. Juni 1877.
V. Nachtrag zu No. IV. vom 15. Juni 1877 nebst
VI. Eingabe des Herrn Professor Helmholtz an die Fakultät.
VII. Ew. Excellenz Erlass vom 7. Juli 1877 an die Fakultät, nebst
VIII. Ew. Excellenz Erlass an den Dr. Dühring.

Der Wunsch der Fakultät geht dahin, diese Aktenstücke in Form einer Broschüre zu veröffentlichen, und sie würde glauben den Zweck einer wirksamen Belehrung wenigstens derer, welche einer solchen überhaupt zugänglich sind, am besten zu erreichen, wenn sie den Aktenstücken weiter nichts als ganz kurze, sich jedes Urtheils enthaltende, nur das zum Verständniss Unentbehrliche bietende Bemerkungen hinzufügte. Die oben mit III. und mit VI. bezeichneten Stücke sind noch in Ew. Excellenz Händen und die Fakultät besitzt keine Abschriften derselben; sie muss also, wenn Ew. Excellenz die beabsichtigte Publikation genehmigen wollen, sich die Originale oder Abschriften derselben zurückerbitten, ebenso die drei Bücher, welche den Fakultätsberichten vom 8. und vom 15. Juni 1877 beigelegt waren.

Da die Fakultät gern je eher je lieber diejenigen, welchen an der Kenntniss des wirklichen Sachverhalts gelegen ist, dazu zu gelangen in Stand setzen möchte, würde sie Ew. Excellenz sich zu besonderem Danke verpflichtet fühlen, wenn Ew. Excellenz sie recht bald darüber bescheiden wollten, ob Sie die Veröffentlichung der Dokumente gestatten.

Im Auftrage der philosophischen Fakultät der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

Der Dekan
(gez.) Tobler.

An
den Königlichen Staatsminister und Minister
der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-
Angelegenheiten
Herrn Dr. Falk
Excellenz
hierselbst.

Unter dem 8. Januar 1875 ging der philosophischen Fakultät von Seiten des vorgeordneten Königlichen Ministeriums ein Erlass zu, durch den ihr der Auftrag ertheilt wurde, „darüber in Berathung zu treten, ob gegen den Privatdocenten Dr. Dühring wegen der Art seines öffentlichen Auftretens gegen den Professor Dr. Wagner und insbesondere

wegen der groben Anstössigkeit seiner in dem zweiten der übersandten Blätter enthaltenen Erwiderung auf die vorhergegangene Erklärung des p. Wagner, Seitens der Fakultät gemäss §. 52 Abs. 2 ihrer Statuten vom 29. Januar 1838 einzuschreiten, event. seine Remotion zu beantragen sein wird".

Nachdem die Fakultät in Ausführung dieses Auftrags den Dr. Dühring zu einer schriftlichen Erklärung aufgefordert und dieselbe nebst einem begleitenden Bericht dem Königlichen Ministerium vorgelegt hatte, erging an sie folgender Erlass.

Ia.

Ministerium
der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.
J. Nr. 1058, U. I.

Berlin, den 15. März 1875.

Im Verfolg des auf meine Aufforderung vom 5. Januar d. J. erstatteten Berichts vom 11. v. Mts. habe ich dem ordentlichen Professor Dr. Wagner eröffnet, dass ich mich genöthigt sähe zu erwägen, ob die von ihm in seiner Vorlesung vom 1. Dezember v. J. und in der Berliner Börsenzeitung vom 8. dess. Monats abgegebenen Erklärungen gegen den Privatdocenten Dr. Dühring unter §. 2. des Gesetzes betreffend die Dienstvergehen der nicht richterlichen Beamten vom 21. Juli 1852 fielen, und habe ihm unter Bezugnahme auf seine der Fakultät eingereichten Auslassungen vom 4. und bez. 13. v. M. anheimgestellt, mir, was er zu seiner Rechtfertigung noch weiter anzuführen wünsche, mitzutheilen. Nachdem ich sodann von ihm eine weitere Vertheidigungsschrift erhalten, hat mich die eingehende Prüfung der Sache zu der Ueberzeugung geführt, dass, wenngleich das Uebergewicht der Schuld an dem gegebenen Anstosse dem p. Dühring zur Last fällt, doch dem p. Wagner der Vorwurf, auch seinerseits nicht correct gehandelt zu haben, nicht erspart werden kann, und habe ich ihm deshalb eine disciplinarische Warnung auf Grund von §. 2 Nr. 1 und 2, §§. 15 und 18 des oben angeführten Gesetzes ertheilen müssen.

Danach erachte ich es aber auch in Uebereinstimmung mit dem eventuellen Antrage der Fakultät für angemessen, für jetzt von der Remotion des p. Dühring abzusehen, und überlasse es der Fakultät, demselben wegen des groben Verstosses, welchen er sich durch den gehässigen und beleidigenden Charakter seiner Polemik gegen den p. Wagner in der „kritischen Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus", noch mehr aber durch seine allen Anstandes baare Erklärung in der Berliner Börsenzeitung vom 15. Dezember v. J. hat zu Schulden kommen lassen, durch den Herrn Dekan einen strengen Verweis unter Androhung unnachsichtiger Remotion im Wiederholungsfall zu ertheilen.

Die Anlagen 1. 2. 5 bis 10 des Berichts vom 11. v. M. sowie die Anlage des Berichts vom 14. desselben Monats sind wieder beigeschlossen.

An
die philosophische Fakultät der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität
hierselbst.

(gez.) Falk.

Ib.

Berlin, 23. März 1875.

Vor dem unterzeichneten Dekan der philosophischen Fakultät, welcher den Universitätssekretär Kanzlei-Rath Laury zu der Verhandlung beigezogen hatte, erschien auf Vorladung Privatdocent Dr. Dühring.

Der Dekan richtete an denselben folgende Worte:

„Nachdem in der über Sie verhängten Disciplinaruntersuchung eine Entscheidung des vorgeordneten Königlichen Ministeriums erfolgt ist, habe ich Ihnen auf Grund derselben, im Namen und Auftrag der philosophischen Fakultät folgendes zu eröffnen: Sie haben sich durch die Aeusserungen, welche Sie sich in der 2. Auflage Ihrer „kritischen Geschichte der Nationalökonomie“ nicht allein über Herrn Professor Wagner, sondern auch über die deutschen Universitäten und ihre Professoren im allgemeinen erlaubt haben, einer Reihe von schweren Ehrenkränkungen und wahrheitswidrigen Bezüchtigungen schuldig gemacht; und diese Ihre Verschuldung erscheint um so grösser, da sich jene Aeusserungen als ein durchaus unprovocirter und frivoler Angriff auf die Ehre eines an derselben Hochschule und in dem gleichen Fache mit Ihnen wirkenden Lehrers, und zugleich auch als ein Angriff auf die Ehre und den Frieden dieser Hochschule selbst darstellen. Sie haben in dem weiteren Verlaufe des Streites, den Sie in so unentschuldbarer Weise hervorgerufen hatten, — abgesehen von Anderem — kein Bedenken getragen, in der Berliner Börsenzeitung vom 15. Dezember v. J. mit einer Erklärung an die Oeffentlichkeit zu treten, deren grobe Unanständigkeit von einem gänzlichen Vergessen dessen zeugt, was jeder Gebildete, vor allem aber ein Vertreter der Wissenschaft und ein Lehrer der akademischen Jugend sich selbst und seiner Stellung schuldig ist. Der schwere Anstoss, den Sie durch alles dies gegeben haben, hätte Ihre sofortige Remotion vollkommen gerechtfertigt. Wenn das Königliche Ministerium trotzdem für jetzt von dieser Maassregel absieht, so haben Sie darin eine Nachsicht zu erkennen, auf welche Ihnen Ihr Verhalten keinen Rechtsanspruch gegeben hätte. Diese Nachsicht konnte Ihnen aber nur in der Erwartung gewährt werden, dass Sie fortan Ihr Talent ungetheilt dem Dienste der Wissenschaft und des akademischen Lehrberufs widmen, statt es zur Verunglimpfung Ihrer Collegen und der Anstalt, an der Sie wirken, zu missbrauchen. Indem ich diese Erwartung hier ausspreche, bin ich zugleich ermächtigt und beauftragt, Ihnen wegen der anstössigen Aeusserungen, deren Sie sich wiederholt in höchst gravirender Weise schuldig gemacht haben, einen ernsten Verweis zu ertheilen, und Ihnen zu erklären, dass jedes fernere Vorkommen ähnlicher Anstössigkeiten Ihre unnachsichtliche Remotion zur Folge haben wird.“

Nachdem das Vorstehende ihm eröffnet war, erklärte Dr. Dühring, dass er sich durch diesen ihm ertheilten Verweis nach Inhalt und Form

beschwert finde und sich die Betretung weiterer Instanzen vorbehalte,[1]) übrigens die Thatsache, dass ihm das Vorstehende eröffnet worden sei, durch seine Unterschrift anerkenne.

(gez.) Dühring.

A. u. s.

Zeller. Laury,
Kanzlei-Rath und
Universitäts-Sekretär.

II.

Berlin, den 12. Mai 1877.

Da Sie Sich nach der Ihnen am 23. März 1875 im Auftrag des vorgeordneten Königlichen Ministeriums ertheilten Rüge und Verwarnung in einigen neueren Schriften Aeusserungen erlaubt haben, welche in mehr als Einer Beziehung anstössig erscheinen, fordern wir Sie auf, Sich der unterzeichneten Fakultät gegenüber bis zum 27. Mai schriftlich darüber zu erklären, wie Sie mit den Ihnen als Docenten an der hiesigen Universität obliegenden und Ihnen bei der obenerwähnten Gelegenheit aufs neue eingeschärften Verpflichtungen die Art vereinigen zu können glauben, in welcher Sie Sich in Ihrer Schrift „der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen" (Leipzig 1877) Seite 37 bis 39[2]) über die deutschen Universitätsprofessoren und Docenten im Ganzen und in Ihrer nach Ausweis des Lectionscatalogs öffentlichen Vorlesungen zu Grunde gelegten Schrift: „Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik 2. Aufl." (Leipzig 1877) S. 444 f.[3]), 460[4]), 529[5]) über Charakter und Motive mehrerer theils mit Namen genannten theils unzweideutig bezeichneten Mitglieder der hiesigen philosophischen Fakultät ausgesprochen haben.

Im Namen der philosophischen Fakultät der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.

Der zeitige Dekan
(gez.) Tobler.

An
den Privatdocenten an der Königlichen
Universität zu Berlin
Herrn Dr. E. K. Dühring
Wohlgeboren
hierselbst
Alexandrinenstr. 112.

---

[1]) Diese Betretung ist nicht erfolgt.

[2]) „Die geistige Corruption, die im Dunkel der unfreien Autoritätenwirthschaft um sich greift, ist viel intensiver als die materielle. Die Herabziehung der Wissenschaft zu einem blossen Werkzeug der zünftlerischen Nahrungs- und Versorgungsinteressen ist denn doch noch etwas Anderes, als die Dienstbarmachung eines gemeinen Gewerbes für diesen, ihm ja ganz naheliegenden und gewissermaassen auch natürlichen Hauptzweck. So sind denn seit dem 12. Jahrhundert die Universitäten als geistige, ja zum Theil auch geistliche Zünfte nach einer kurzen Halbblüthe, die in bedeutenden sachlichen Anregungen und in ursprünglich bisweilen auch

freieren Verfassungen ihren Grund hatte, in den modernen Jahrhunderten überall immer mehr verfallen und haben den Fortschritt der Wissenschaften wesentlich gehemmt, die untergeordnete Vermittlung des anderweitig in freierer Weise Gewonnenen aber meist recht schlecht oder gar nicht besorgt. Schon von Adam Smith wurden sie für diejenigen Stätten erklärt, in denen die verrottetsten Vorurtheile noch hausen, die bereits aus allen Ecken der Welt vertrieben sind. Doch ich kann mich hier nicht auf eine geschichtlich weit ausholende Darlegung einlassen. Das Zunftgerüst und seine Wirkungen" u. s. w. Die Fortsetzung s. unter VIII, S. 31.

[3]) „Vollends komisch hat es sich aber ausgenommen, dass die blosse und noch dazu nicht einmal originale sondern triviale und fehlerhaft ausgefallene Betheiligung an derartigen vagen Discussionen mit einer Auffindung des Gedankens und mit der Entdeckung selbst verwechselt werden konnte." „Auf eine solche Betheiligung lief beispielsweise Herrn Helmholtz' Abhandlung „Ueber die Erhaltung der Kraft" (Berlin 1847) hinaus, in welcher die Aequivalentzahlen Joules berührt wurden und sich trotz der Erörterung mehrerer wenig erheblicher Arbeiten doch R. Mayer nicht erwähnt fand." „In der That ist der Aerger und Neid des Professorenthums Angesichts eines sogenannten Dilettanten, der im 19. Jahrhundert die Hauptthatsache der Physik an das Licht gefördert hat, für den, welcher die Eigenheiten der Species genauer kennt, nichts Wunderbares sondern etwas Selbstverständliches."

[4]) „Es überrascht nicht, dass der unklar ein wenig philosophelnde, physiologische Physikprofessor Herr Helmholtz sich auch in diesem Falle die Gelegenheit nicht entgehen liess, an der Discussion theilzunehmen und in einem Aufsatz „Ueber die Thatsachen, welche der Geometrie zu Grunde liegen" (Nachrichten von der K. Ges. der Wissenschaften zu Göttingen, Juni 1868) den pikanten Widersinn beifällig zu commentiren."

[5]) „Wie übrigens die höhere Begabung auch im Bereich deutscher Förderung der projectivischen Geometrie alle jene Hemmungen zu erproben hatte, die wir vorher signalisirt haben, ist an der Person Steiners recht deutlich geworden. Dieser bedeutende Mathematiker, der nächst Poncelet an der neuern Geometrie den grössten Antheil hat, musste sich ungeachtet dieser Leistungen als blos ausserordentlicher und mithin ausserhalb der Fakultät belassener Professor behelfen, da die Berliner Universität für ihn keinen ordentlichen Platz übrig hatte oder vielmehr keinen übrig haben wollte; und doch hat diese Universität in ihrem ganzen bisherigen Dasein, wenn man nicht etwa den vorübergehenden Aufenthalt Dirichlets in Rechnung bringen will, in ihren ordentlichen Professuren nicht nur keinen einzigen Namen, der auch nur entfernt mit dem Steiners verglichen werden könnte, sondern sogar überhaupt keine Namen aufzuweisen gehabt, deren Klang jemals mehr als ein blosses Echo der Professur und des Einflusses derselben auf die Stellenbesetzung und sonstige Patronage gewesen wäre. Steiner war nicht der Mann gewesen, derartige Autoritätchen sonderlich zu honoriren, und auch jetzt noch haben die Erben seiner ursprüng-

lichen Feinde nicht aufgehört, sich, so gut es gehen will, gegen die Consequenzen seines Geistes zu verschanzen. Man hat dies am besten dadurch zu bewerkstelligen geglaubt, dass man sich den Anschein gab, die neue Geometrie an die Analysis gleichsam zu annectiren, um so das Publicum glauben zu machen, man vertrete eben dasselbe, was die reinen Synthetiker treiben, und ausserdem noch weit mehr, nämlich die Macht der Analysis. In Wahrheit ist aber diese von den Analytikern beliebte Annexion in eine äusserst zerfahrene Anarchie ausgeschlagen. Sie sollte ein pfiffiges Mittel sein, das, was man nicht hatte am Aufkommen verhindern können, nun dem eigenen Monopol zu unterstellen, und sie hat doch nur gezeigt und wird fernerhin noch mehr zeigen, dass die Mischlingsproceduren nur dazu dienen können, beide Methoden zu verunstalten und eine verworrene Haltungslosigkeit vorherrschen zu lassen."

III.

An
die philosophische Fakultät hier,
zu Händen ihres zeitigen Dekans Herrn
Professor Tobler.

Der Hinweis auf eine Erinnerung an meine Pflichten als Docent durch den Verweis, zu dem die Fakultät vor zwei Jahren durch ihre vorgesetzte Behörde im Allgemeinen ermächtigt worden ist, liefert mir keinen Maassstab für die jetzt verlangte Erklärung. Eine Ausfertigung des Schriftstücks ist mir von dem damaligen Dekan Prof. Zeller verweigert worden. Ich bin daher nicht in der Lage, auch nur im Allgemeinen, geschweige Punkt für Punkt, das beurtheilen zu können, was jetzt als der Inbegriff der mir eingeschärften Docentenpflichten in den Augen der Fakultät gelten soll. Ich meinestheils erinnere mich aus der einmaligen flüchtigen Vorlesung nur, wie das Document in Ausdrücken und Formen abgefasst war, von denen betroffen zu werden mir weniger unangenehm ist, als es mir sein würde, sie selbst gebraucht zu haben. Auch hat eine derartige Ausführung des Auftrags wohl schwerlich in der Absicht der auftragenden Behörde gelegen; denn sonst wäre ich nicht unter der Hand dazu veranlasst worden, mich im Voraus darüber zu erklären, dass ich die Verweisertheilung als Austrag der Sache ohne Weiteres hinnehmen würde.

Ueberdies erinnere ich mich, dass in der damaligen Disciplinarbeziehungsweise Remotionsangelegenheit nicht blos der Privatdocent, sondern auch der Professor von der vorgesetzten Behörde eine Rüge erhalten hat; wenn nun von der Fakultät wiederum ein Disciplinar- beziehungsweise Remotionsfall gegen mich in Frage gebracht wird, so wird hiermit ebenfalls die Frage neu, ob ausser einer Schuld auf meiner Seite nicht auch eine solche auf Seiten von Mitgliedern der Universität und speciell eines Professors der Fakultät zu untersuchen sei. Gehört auch Letzteres dem Verwaltungsrechte nach nicht vor das Forum der Fakultät selbst, so dürfte es doch moralisch geboten sein, dass die Fakultät, indem sie über mein Verhalten zu urtheilen sich anschickt, selbstprüfend auch dasjenige

Verhalten einzelner ihrer Mitglieder in Erwägung ziehe, ohne welches mein Gegenverhalten nicht richtig gewürdigt werden kann.

Herr Helmholtz, der sich schon seit einigen Jahren in seinen Ansprüchen auf eine Auch-Entdeckung des mechanischen Aequivalents der Wärme und auf sonstige Verdienste in dieser Sache durch meine Würdigung J. R. Mayers in meiner Mechanik nachhaltig gekreuzt fand und die Wirkungen meiner Klarstellung auf das Publicum zu empfinden begann, — Herr Helmholtz hat durch seine Frau Auguste im Vorstande des Victorialyceums meine Entfernung von demselben betreiben lassen. Ja hiermit noch nicht zufrieden, hat er, als ich meine Ehre gegen diese Entfernung in der Schrift „Der Weg etc." vertheidigt, die Unterschrift A. Helmholtz im Verein mit andern Professoren der hiesigen Universität unter Zeitungsannoncen setzen lassen, die meine schriftstellerische Ehre durch Unterstellung von absichtlichen Unwahrheiten angriffen. Das Wirken von Frau Helmholtz ist in dem fraglichen Fall, wie die Broschüre und die Lyceumsverhältnisse erkennen lassen, von demjenigen des Herrn Helmholtz nicht zu trennen. Haben ja auch schon früher Frauen von damaligen Universitätsdocirenden, wie namentlich die Frau des Aristotelikers Bonitz, gegen mich zu wirken versucht, wogegen es mir jedoch gelang, mich sogar über das mir ungünstige Verhalten des Herrn Bonitz im Vorstande mit der Leiterin des Lyceums zu verständigen. Als nun schliesslich, wie angegeben, mehrere Professoren der Universität beziehungsweise deren Frauen öffentliche Zeitungskundgebungen gegen mich veranstalteten, so war hiermit und mit der vorangegangenen Entfernung die Frage nahegelegt, was die Pflicht von Universitätsprofessoren in ihrem öffentlichen Verhalten gegen einen Docenten ihrer Universität, ja ihrer eignen Fakultät sei. Dieses Verhalten war um so schlimmer, als die Betreffenden recht wohl wussten, dass sie mir einen Theil meiner Existenz entzogen hatten und mich auch übrigens in einer Lage verletzten, in welcher eine gebührende Antwort meinerseits ohne Gefährdung meiner Universitätsstellung nicht möglich war. Es sah dies sehr nach einer Herausforderung aus, die wie im früheren Falle des Herrn Wagner, einen Zeitungsscandal zur Anknüpfung einer Disciplinarsache gegen mich hätte in bester Form sofort liefern können, wenn ich nicht meine „Pflicht als Docent" nach der wie mir schien maassgebenden Auffassung bemessen und mich ohne jede Einlassung mit den mich verletzenden Professoren auf eine sachlich vernichtende Berichtigung der unwahren Behauptungen beschränkt hätte. Diese Zurückhaltung scheint mir jedoch nichts genützt zu haben; denn nun, da die beiden incriminirten Bücher seit bald $^3/_4$ Jahren, nämlich seit Michaelis vorigen Jahres vorliegen, kurz darauf die mich angreifenden Zeitungsannoncen mit der Unterschrift von fünf hiesigen Universitätsprofessoren gespielt haben, ich im vorigen Semester unbeanstandet die Vorlesungen über Naturforscher und Mathematiker nach der „Mechanik" angekündigt habe, wird jetzt diese meine Preisschrift, ein hochmathematisches Werk, der amtlich angegebene Ausgangspunkt für

eine Disciplinarangelegenheit, und wird überdies auf die gleich alte Broschüre „Der Weg etc.“, aber ausdrücklich nur blosser Allgemeinheiten wegen, Bezug genommen. Der Umstand, dass auch zwischen den Zeilen etwas unterstellt wird, was auf andere, mir jedoch nicht bezeichnete Mitglieder der Fakultät Bezug haben soll, belehrt mich allerdings, dass die Freiheit, auch nur in mathematischen Angelegenheiten und speciell in einer Anleitung zum Studium der Mathematik irgend etwas auf die mathematischen Sectenverhältnisse Bezügliches zu sagen, mir bis zu dem Punkte eingeschränkt wird, nicht einmal ohne Namennennung historische Verhältnisse, wie sie sich an die Rolle Jacob Steiners knüpften, beleuchten zu dürfen. Hätte ich an der incriminirten Stelle lebende Mitglieder der Fakultät zu nennen gehabt, so würden sie nicht, wie mir unterstellt, zwischen den Zeilen verborgen geblieben, sondern, wie Herr Helmholtz und Andere, zur namentlichen Erwähnung gekommen sein.

Die weite Ausdehnung und Unbemessbarkeit, von der hiernach die Pflicht eines Docenten nach der Auffassung der Fakultät betroffen wird, erinnert lebhaft an den völlig normlosen Zustand, in welchem sich derartige Disciplinarangelegenheiten bewegen. Es existirt keine positive Bestimmung, sei es in den Statuten oder sonst, wonach sich eine besondere Docentenpflicht erkennen oder gar begrenzen liesse. Es bleibt also nichts als etwa reine Willkür oder Berufung auf ebenfalls willkürlich hinstellbare Anstandsmeinungen. Ob es schicklich sei, bei Vorträgen auf ein Buch Bezug zu nehmen, in welchem einige Zeilen Kritik gegen ein Fakultätsmitglied enthalten sind, darüber möge die Fakultät, ehe sie über mich urtheilt, sich zuvor über Herrn Wagner schlüssig machen, der nach „seinem“ Rau'schen Lehrbuch liest, in welchem sich, wie man mir von verlässlicher Seite sagt, Ausfälle gegen mich befinden. Ueberdies sind die letzteren erst nach der Disciplinaraffaire von 1875 in das Buch gekommen, während ich meine Docentenpflicht so zart ausgelegt habe, seitdem den Namen des Herrn Wagner in meinen neuen Büchern und Auflagen nicht mehr zu nennen. Auch in meinen Universitätsvorträgen habe ich die in meiner damaligen Vertheidigung vom 17. Januar beziehungsweise 5. Februar 1875 gekennzeichnete Rücksichtnahme auch ferner beobachtet und habe mich hiermit selbst weit über die Grenze gebunden, die gelten müsste, wenn einem Privatdocenten überhaupt auch nur eine mässige Freiheit wissenschaftlicher Kritik innerhalb der Universität den übrigen Professoren gegenüber zustehen sollte, was freilich thatsächlich nicht der Fall ist.

Ich soll mich über Charakter und Motive von Mitgliedern der Fakultät in meiner Mechanik ausgesprochen haben. Dies glaube ich nicht einmal über den wissenschaftlichen Charakter und die wissenschaftlichen Motive eines einzigen Mitgliedes, geschweige über andere Charaktereigenschaften gethan zu haben. So etwas würde doch ganz anders ausgefallen sein, als die paar Zeilen über Herrn Helmholtz. Im Allgemeinen dagegen habe ich mich seit einer Reihe von Jahren in meinen verschiedenen systematischen und geschichtlichen Schriften um die Folgen der heutigen universitären

Zunftverfassung, also um allgemeine Charaktertypen des akademischen Verhaltens allerdings wohl mehr als irgend ein anderer Schriftsteller gekümmert. Meine älteren Schriften enthielten nichts davon. Erst durch meine üblen Erfahrungen und durch die Nothwendigkeit, mich in meiner materiell ungünstigen Lage gegenüber einer Aechtung seitens der deutschen Universitäten zu wehren, ist mir jene Rolle gegen meinen Geschmack, der ausschliesslich auf ruhiges positives Arbeiten gerichtet ist, ohne andere Wahl aufgenöthigt worden. Seit dem Bericht, den die Fakultät 1866 über mich an das Ministerium erstattet hat, und in den ich durch ministerielle Vermittelung Einsicht erhalten habe, bestand nothwendigerweise eine Störung; denn die Fakultät hatte meinerseits keine Veranlassung erhalten und daher kein Recht, mich als Gegenstand der Rührung und des Mitleids darzustellen und zu entsprechender Behandlung der Königlichen Gnade zu empfehlen. Dennoch habe ich erst seit 1873, nachdem ich noch sieben Jahre die Universitätsverhältnisse geduldig blos beobachtet, und demgemäss erst seit vier Jahren den Nachweis begonnen, dass, wenn ich in erster Linie von der Berliner Universität und auf diesen Vorgang hin auch von den andern Deutschen Instituten geächtet wurde, die Schuld nicht an mir, sondern an den Universitätszuständen liegt. In diesem Nachweis bin ich noch immer zurückhaltend verfahren und habe mich wesentlich auf Allgemeinheiten beschränkt und so gut wie nichts mit Sonderthatsachen belegt. Nachdem ich also erst zehn Jahre 1863—1873 Docent gewesen und noch zuletzt in einigen Fällen des von andern Universitäten ausnahmsweise mit mir angeknüpften Verkehrs es erprobt hatte, was man mir bei meiner sonstigen Aechtung an Vorbedingungen für die Uebernahme einer Professur zumuthen zu können glaubte, — nachdem ich hiebei die Eigenschaften der Mitglieder der betreffenden Universitäten näher kennen gelernt hatte, habe ich mich über den Charakter der fraglichen Zustände völlig schlüssig gemacht. In meinen Händen sind schriftliche Verhandlungen, welche die ganze unwürdige Verschlagenheit blosstellen, mit welcher namhafte Professoren mir sectirerische wissenschaftliche Glaubensbekenntnisse in gewundener Weise zur Annahme unterstellten, um davon die Unterstützung meiner Berufung abhängig zu machen. Aber auch anderweitig habe ich in bestimmtester Weise die Fälle zu meinen allgemeinen Kennzeichnungen der Universitätszustände sammeln können, und habe demgemäss nirgend voreilig geurtheilt.

In dem Verweise von 1875 ist, soweit ich mich erinnere, etwas von Störung des Friedens der Universitäten mir unterstellt worden, und hat eine ähnliche Wendung auch als Parole gegen mich nach andern Universitäten ihren Weg gefunden. Nun ist die Beleuchtung einzelner Doctorirungsmissstände fremder Universitäten durch Herrn Mommsen nicht ganz ohne Störung des universitären Friedens abgelaufen, und die Pflicht eines geächteten Docenten dürfte doch weniger an Rücksichten gebunden sein, als die desjenigen, der in dem gewöhnlichen collegialischen Verhältniss steht. Ich, in der entgegengesetzten Lage und überdiess mit guten oder

vielmehr übelen Erfahrungen über Doctorirungen der anscheinend besten Art reichhaltig ausgerüstet, habe meine Kennzeichnungen bisher so gehalten, dass der Friede der Universitäten dadurch noch nicht gestört worden ist. Ich glaube also auch hier meine Pflicht als Docent eher zu pedantisch als zu leicht genommen zu haben. Namentlich habe ich mich gehütet, mit meinen Erfahrungen in dieser Richtung etwa den Frieden der Berliner Universität zu stören.

Die incriminirten wenigen Zeilen über Herrn Helmholtz haben mit „Charakter und Motiven“ nichts zu schaffen. Die Erwähnung des „unklaren Philosophelns“ und der Ergreifung von „Gelegenheiten, picanten Widersinn beifällig zu commentiren“, ist nichts als eine kurze Wendung wissenschaftlicher Gesammtkritik, d. h. der Ausspruch eines allgemeinen Urtheils, um eingehende Weiterungen zu sparen, die in dem Zusammenhange meines Buchs nicht lohnten. Die Nichtanerkennung einer Entdeckung oder auch nur gehörigen Benutzung des mechanischen Aequivalents der Wärme ist von mir Herrn Helmholtz gegenüber ohne jedes Eingehen auf dessen Verhalten ebenso kurz erledigt worden. Hätte ich meine Docentenpflicht nicht pedantisch streng genommen, so hätte ich ja statt dieses Nebenbei eine ernsthaft ausgiebige Beleuchtung eintreten lassen können, woran dann möglicherweise einige Störung des wissenschaftlichen Friedens der Gelehrtensphäre sich hätte knüpfen können. Bis jetzt sind mir aber nur Störungen des wissenschaftlichen Autoritätsglaubens vorgekommen, wie beispielsweise des Beauftragten einer Akademie, der die Geschichte der Physik schreiben soll und fast schon im Begriff, sie von Galilei bis auf Herrn Helmholtz ablaufen zu lassen, durch meine wenigen Bemerkungen stutzig gemacht, sich schriftlich an mich, den geächteten Docenten, um Disposition und Fingerzeige für eine Physikgeschichte wendete.

Ich bin seit 14 Jahren immer sachlich verfahren, und wissenschaftliche Personenkritik ist mir immer erst von der Gegenseite dadurch aufgenöthigt worden, dass man gegen mich nicht wissenschaftliche und loyale, sondern andere und namentlich gegen meine Existenz gerichtete Mittel in Bewegung setzte.

Letzteres ist gerade im vorigen Jahr durch das Verhalten und Auftreten von Universitätsprofessoren und speciell durch die Betheiligung des Helmholtz'schen Namens in meiner Lyceumsangelegenheit in bedeutendem Maass geschehen.

Wenn nun Herr Helmholtz nach meiner Vertreibung von der einen, unter Professorenleitung stehenden Anstalt, auch der Ausgangspunkt meiner Entfernung von der Universität wird, so mag darin Consequenz liegen, aber sicherlich nicht eine solche, die ich, sei es wissenschaftlich oder moralisch, zu vertreten haben möchte.

Wie wenig ich den Streit oder gar den Skandal, der mir gegenüber, seit ich wissenschaftlich in grösserem Maasse gelte, von verschiedenen Seiten angefacht worden ist, irgend nähre, ist daraus ersichtlich, dass ich

auf literarische Angriffe gewöhnlich nicht antworte. Hieraus einen Schluss auf Schwäche zu ziehen, hiesse aber sich in meiner wissenschaftlichen Position täuschen. Ich kann jedoch nicht umhin, einigen Zusammenhang darin zu finden, dass auf eine Erklärung der Göttinger Fakultät gegen mein mechanisches Werk nunmehr seitens des Herrn Helmholtz und für denselben eine disciplinarische Widerlegung meiner Sätze folgen soll. Durch meine Entfernung von der Universität werden diese Sätze nicht aus der Wissenschaft entfernt; in seiner Rolle als Professor haben sie Herrn Helmholtz nicht gestört und werden sie ihn nicht stören. Das Uebrige ist aber Sache eines grösseren Kreises, in welchem besondere Rücksichten auf eine über das eingehaltene Maass hinausgehende Docentenpflicht nicht obwalten können, wenn nicht der Schriftsteller im Privatdocenten ersticken soll. Ich glaube daher meine Schuldigkeit gethan zu haben, indem ich ein geringes Maass wissenschaftlicher Freiheit für den Privatdocenten in Anspruch genommen und noch mit viel Zurückhaltung bethätigt habe. Auch die Universitätsmissstände, die ich schon seit 1873 und nicht erst in den drei incriminirten Seiten der fraglichen Broschüre ganz im Allgemeinen gekennzeichnet habe, werden mit meiner Beseitigung nicht selbst beseitigt, sondern nur in helleres Licht gestellt.

Berlin, den 27. Mai 1877.

(gez.) Dühring.

IV.

Berlin, den 8. Juni 1877.

Ew. Excellenz

haben durch hohen Erlass v. 5. Januar 1875 die unterzeichnete Fakultät beauftragt, darüber in Berathung zu treten, ob gegen den Privatdocenten Dr. Dühring wegen verschiedener durch öffentliche Aeusserungen von ihm begangener grober Anstössigkeiten nach §. 52 der Fakultäts-Statuten einzuschreiten sei, und in Folge des hierüber erstatteten Berichts durch Erlass vom 15. März 1875 derselben den weiteren Auftrag gegeben, Dr. Dühring durch den Dekan einen strengen Verweis, unter Androhung unnachsichtlicher Remotion im Wiederholungsfall, zu ertheilen. Diesem Auftrag ist die Fakultät nachgekommen, indem Dr. Dühring, wie aus dem abschriftlich anliegenden Protokoll hervorgeht, den 23. März 1875 durch den Dekan ein nachdrücklicher Verweis ertheilt und ihm zugleich erklärt wurde, dass jedes fernere Vorkommen ähnlicher Anstössigkeiten, wie der hier gerügten, seine unnachsichtliche Remotion zur Folge haben werde.

Indessen hat sich Dr. Dühring neuerdings wieder in öffentlichen Druckschriften mehrfache Aeusserungen erlaubt, in denen die unterzeichnete Fakultät nicht umhin kann, eine so grobe Nichtachtung der ihm ertheilten Warnung und eine so anstössige Verletzung der einem Universitätslehrer obliegenden Rücksichten zu sehen, dass sie sich verpflichtet glaubt, die auffälligsten derselben zu Ew. Excellenz Kenntniss zu bringen.

In seiner s. p. r. anliegenden Schrift: „der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen“ (Leipzig 1877) S. 37 bis 39 giebt Dr. Dühring von dem angeblichen Zustand der deutschen Universitäten, ohne jeden Versuch einer thatsächlichen Begründung, eine Schilderung, die eine schwere Verunglimpfung und Verläumdung des Standes der deutschen Universitätslehrer enthält. Die Professoren an den deutschen Universitäten werden im Allgemeinen, und ohne dass etwa diese Aussagen nur auf einen Theil derselben beschränkt würden, als „eine Art Kaste“ bezeichnet, die sich „durch Insucht fortpflanze“, eine Gesellschaft, für welche bei ihren Anträgen auf Besetzung von Lehrstellen lediglich das Interesse des akademischen Monopols, des Nepotismus, der Kameraderie und der Patronage massgebend sei; und der Verfasser glaubt das Ausland noch besonders daran erinnern zu sollen, welche wichtige Rolle das Geldinteresse der Professoren dabei spiele. Ebenso werden die akademischen Docenten in ähnlicher Allgemeinheit als „universitäre Reptilien“ bezeichnet, welche durch die „elendeste Schmeichelei“ und das servilste „Stellenschleicherthum“ sich „mit einer mönchischen Verschlagenheit“ die Protektion der „jedesmaligen Professörchen“ zu verschaffen suchen. Der Verfasser bemüht sich mit Einem Wort, den Stand, dem er selbst angehört, und alle Mitglieder desselben der tiefsten moralischen Verachtung würdig erscheinen zu lassen, er schildert diesen Stand als so vollständig corrumpirt, so ausschliesslich von den gemeinsten Beweggründen beherrscht, alles Anstands und Gewissens so gänzlich entbehrend, dass weder über den verläumderischen Charakter dieses Angriffs noch über die beleidigende Absicht seines Urhebers der geringste Zweifel obwalten kann.

Aehnliche Ausfälle finden sich an verschiedenen Stellen der zweiten Auflage von Dr. Dühring's „Kritischer Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik“ (Leipzig 1877), welche dem gegenwärtigen Bericht gleichfalls s. p. r. beigelegt ist. So S. 549 unten, S. 526 unten, namentlich aber S. 445, wo der Verfasser meint: „Aerger und Neid des Professorenthums“ gegen die epochemachende Entdeckung eines sogenannnten Dilettanten, sei „für den, welcher die Eigenheiten der Species genauer kennt, nichts Wunderbares, sondern etwas Selbstverständliches“. Sind diese Aeusserungen auch nicht so stark, wie die vorhin angeführten, so liefern sie doch einen weiteren Beweis dafür, dass die letzteren bei ihm nicht vereinzelt stehen, dass vielmehr die Verunglimpfung der Universitäts-Professoren, welche schon vor zwei Jahren eine von den Veranlassungen des ihm ertheilten Verweises bildete, bei ihm zur stehenden Gewohnheit geworden ist, und die damalige Verwarnung in dieser Beziehung nicht das Mindeste gefruchtet hat.

In der gleichen Schrift finden sich Angriffe auf Mitglieder der hiesigen philosophischen Fakultät, welche über die Grenzen einer anständigen wissenschaftlichen Polemik weit hinausgehend, um so ungebührlicher erscheinen, da Dr. Dühring (nach seiner Ankündigung im Vorlesungs-Verzeichniss für das Sommerhalbjahr 1877) diese Schrift einer von seinen beiden Gratisvorlesungen zu Grunde gelegt hat.

Wenn S. 529 derselben behauptet wird, die hiesige Universität habe „in ihrem ganzen bisherigen Dasein“ in ihren ordentlichen Professuren der Mathematik „keine Namen aufzuweisen gehabt, deren Klang jemals mehr als ein blosses Echo der Professur und des Einflusses derselben auf die Stellenbesetzung und sonstige Patronage gewesen wäre“, so liegt am Tage, dass damit auch die gegenwärtigen Vertreter der mathematischen Fächer innerhalb der philosophischen Fakultät als Leute dargestellt werden, die ihr Ansehen nur ihrer äusseren Stellung und dem Einfluss derselben auf die Universitäts-Patronage verdanken; und ebenso klar ist, dass sie durch diese Darstellung, falls dieselbe Glauben fände, in der öffentlichen Meinung, und insbesondre in der Meinung der Studirenden, denen der Verfasser in dem betreffenden Abschnitt seines Werks (S. 487 ff.) eine Anleitung zum Studium der mathematischen Wissenschaften geben will, herabgewürdigt, an ihrer wissenschaftlichen und persönlichen Ehre gekränkt, als Mitschuldige der angeblichen Universitäts-Patronage dargestellt und in ihrer Wirksamkeit als Universitätslehrer beeinträchtigt werden würden. Nur auf einen von diesen Männern kann es sich auch beziehen, wenn im Folgenden gesagt wird, die Verbindung der Steiner'schen Geometrie mit der Analysis habe „ein pfiffiges Mittel“ sein sollen, „das was man nicht hatte am Aufkommen verhindern können, nun dem eignen Monopol zu unterstellen“, wenn also diese Verbindung nicht etwa nur aus wissenschaftlichen Gesichtspunkten getadelt wird, sondern ihr auch unlautere und unehrenhafte Motive unterstellt werden.

Nicht minder gravirend erscheinen die Ausfälle, zu deren Gegenstand Herr Professor Helmholtz in der ebengenannten Schrift gemacht wird. Nicht genug, dass Dr. Dühring diesen Gelehrten S. 550 durch eine an den Haaren herbeigezogene Vergleichung lächerlich zu machen sucht, und ihn S. 460 Anm. mit ausgesuchter Geringschätzung als einen „unklar ein wenig philosophelnden Physikprofessor“ bezeichnet, der „sich auch in diesem Fall die Gelegenheit nicht entgehen liess .... den pikanten Widersinn beifällig zu commentiren,“ (der also — muss der Leser schliessen — überhaupt einem Widersinn beizupflichten geneigt sei), wird auch S. 444 Anm. seine „triviale und fehlerhaft ausgefallene“ Abhandlung „Ueber die Erhaltung der Kraft“ unter die Versuche gerechnet, welche „der Aerger und Neid des Professorenthums“ gemacht habe, um die Verdienste Dr. Robert Mayer's todtzuschweigen; es wird also nicht allein über den Werth jener Abhandlung in den abschätzigsten Ausdrücken geurtheilt, sondern es wird ihr auch ein Motiv zugeschrieben, das auf den Charakter ihres Verfassers ein sehr ungünstiges Licht werfen würde. Auch in diesem Fall ist unverkennbar, dass in Dr. Dühring's Aeusserungen nicht ein wissenschaftlicher Angriff vorliegt, sondern eine persönliche Invektive, wie sie einem Universitätslehrer gegen einen andern, an der gleichen Anstalt mit ihm wirkenden — auch ganz abgesehen von der wissenschaftlichen und akademischen Stellung des einen und des andern — nicht gestattet werden kann.

Durch das abschriftlich anliegende Schreiben unseres d. z. Dekans wurde Dr. Dühring aufgefordert, sich wegen der im Obigen besprochenen Aeusserungen zu verantworten. In Folge davon reichte er bei der Fakultät die s. p. r. anliegende Schrift vom 27. v. M. ein. Dieses Schriftstück enthält jedoch nicht das Geringste, was zu seiner Rechtfertigung oder auch nur zu seiner Entschuldigung dienen könnte.

Dr. Dühring behauptet zunächst, eine Abschrift des ihm am 23. März 1875 ertheilten Verweises sei ihm verweigert worden, und er sei deshalb nicht im Stande zu beurtheilen, was für Pflichten ihm damals eingeschärft worden seien. Allein wenn auch seine Frage, ob ihm von dem Verweis vom 23. März 1875 eine schriftliche Ausfertigung werde zugestellt werden, von dem damaligen Dekan verneint wurde (den Wunsch oder das Ansuchen um eine solche Ausfertigung hat er weder bei dem Dekan noch bei der Fakultät vorgebracht, sie konnte ihm daher auch nicht „verweigert" werden), so ist doch dieser Umstand ganz unerheblich, da es niemand glaublich finden wird, dass Dr. Dühring nicht im Stande gewesen sein sollte, den wesentlichen Inhalt einer ihm zu Protokoll ertheilten Verwarnung, von deren Beachtung sein ferneres Verbleiben an der Universität abhängig gemacht wurde, im Gedächtniss zu behalten, und da ohnedem die Pflicht, seine Collegen nicht zu schmähen und zu verläumden, für ihn, wie für jeden, sich auch vorher schon von selbst verstand.

Zur Rechtfertigung seiner Invektiven gegen den Stand der Deutschen Universitätslehrer weiss Dr. Dühring nur zu sagen: seine Erfahrungen haben ihm die Kritik der Deutschen Universitäts-Zustände aufgedrungen, und er habe dieselbe auf Grund bestimmter Thatsachen gegeben. Aber eine Mittheilung dieser angeblichen Thatsachen unterlässt er, und ebenso ignorirt er den Umstand gänzlich, dass es sich im vorliegenden Fall nicht um eine sachliche Kritik der Universitätszustände, sondern um Angriffe auf die Ehre und den Charakter der Deutschen Universitätslehrer handelt, von denen diese insgesammt und jeder einzelne von ihnen betroffen werden, und dass eine gelehrte Corporation ihrer eignen Würde wie ihren Verpflichtungen gegen andere zuwiderhandeln würde, wenn sie ihren Mitgliedern derartige Schmähungen der Collegen gestattete. Dieser Anklagepunkt ist daher durch das Dühring'sche Schriftstück in keiner Beziehung abgeschwächt oder beseitigt.

Von seinen Aeusserungen über die Lehrer der Mathematik an der hiesigen Universität behauptet Dr. Dühring (S. 3 oben), sie beziehen sich auf keine lebenden Mitglieder derselben; eine Ausflucht, deren Unwahrheit aus dem oben angeführten Wortlaut wie aus dem Zusammenhang der betreffenden Stelle augenscheinlich hervorgeht.

Was endlich seine Angriffe auf Herrn Professor Helmholtz betrifft, so will Dr. Dühring bei denselben zwar gleichfalls nur eine „wissenschaftliche" Kritik geübt, nur „ein geringes Maass wissenschaftlicher Freiheit" „mit viel Zurückhaltung bethätigt" haben. Wie es sich jedoch in Wahrheit verhält, ergiebt sich theils aus dem oben Angeführten, theils

aus dem, was Dr. Dühring selbst S. 1 f. seiner Schrift für sich geltend macht, dass sein Verhalten gegen Herrn Helmholtz durch diesen selbst provocirt worden sei, indem er Dr. Dühring's Entfernung vom Victoria-Lyceum betrieben und sich bei einer für denselben ehrenrührigen Zeitungs-Annonce betheiligt habe. Denn so wenig auch Dr. Dühring irgend einen Beweis dafür erbracht oder auch nur versucht hat, dass ihm in seinem Verhältniss zum Victoria-Lyceum ein Unrecht zugefügt wurde und dass dieses auf Antrieb oder unter Betheiligung des Herrn Helmholtz geschah, so klar geht doch aus seinem Rechtfertigungs-Versuch hervor, dass er durch seine Aeusserungen über Herrn Professor Helmholtz gegen ein ihm von diesem vermeintlich angethanes Unrecht Retorsion üben wollte, dass mithin diese Aeusserungen nicht blos im Interesse einer wissenschaftlichen Kritik, sondern in der Absicht persönlich zu verletzen, gethan wurden.

Aus den vorstehenden Erörterungen ergiebt sich, dass Dr. Dühring trotz der ihm vor zwei Jahren in Ew. Excellenz Auftrag ertheilten Rüge und Verwarnung sich wiederholt sowohl gegen den ganzen Stand der Deutschen Universitätslehrer als gegen einzelne Mitglieder der hiesigen philosophischen Fakultät schwerer Ehrenkränkungen schuldig gemacht und dadurch die jedem Universitätslehrer obliegenden Pflichten gröblich verletzt hat.

So schwer sich daher die unterzeichnete Fakultät dazu entschliesst, die Entziehung der von ihr selbst gewährten Lehrberechtigung zu veranlassen, und so geneigt sie im Allgemeinen ist und sich gerade dem Dr. Dühring gegenüber früher erwiesen hat, in Fällen eines nicht zu billigenden Verhaltens eines Privatdocenten jede irgend statthafte Nachsicht zu üben, so wenig sie es endlich gerechtfertigt fände, einen Docenten wegen der von ihm ausgesprochenen wissenschaftlichen Ansichten zu removiren, so sieht sie sich doch im Hinblick auf ihre Verpflichtung gegen die akademische Jugend und auf die Ehre des akademischen Lehrstandes in die Unmöglichkeit versetzt, zu diesen fortgesetzten Verletzungen der Pflicht und des Anstandes zu schweigen, und beantragt demgemäss auf Grund des §. 52 ihrer Statuten:

Ew. Excellenz wollen nunmehr die dem Dr. Dühring durch den hohen Erlass vom 15. März 1875 für diesen Fall angedrohte Maassregel eintreten lassen und demselben die Erlaubniss, an der hiesigen Universität Vorlesungen zu halten, entziehen.

Mit Rücksicht auf den bevorstehenden Abschluss des Lektionskatalogs für das kommende Semester ersucht die Fakultät Ew. Excellenz die Entscheidung dieser Sache thunlichst zu beschleunigen.

Schliesslich wird auf den Wunsch des Prof. Dr. Wagner bemerkt, dass derselbe an den Abstimmungen der Fakultät über die vorliegende Angelegenheit keinen Antheil genommen hat.

Dekan und Professoren der philosophischen Fakultät hiesiger
Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität.

(gez.) Tobler. Nitzsch.

An
Se. Excellenz den
Herrn Staatsminister
Dr. Falk.

V.

Berlin, den 15. Juni 1877.

Ew. Excellenz beehrt sich der gehorsamst unterzeichnete Dekan im Namen der philosophischen Fakultät hiesiger Universität s. p. r. eine Eingabe des Herrn Geheimen Raths Professor Dr. Helmholtz nebst einem Exemplare der Druckschrift, auf welche darin Bezug genommen ist, zu geneigter Kenntnissnahme vorzulegen, da diese Eingabe geeignet ist auf die Handlungsweise des Privatdocenten Dr. Dühring, mit welcher sich der an Ew. Excellenz gerichtete Fakultätsbericht vom 8. Juni cr. beschäftigt, weiteres Licht zu werfen.

Im Auftrage der philosophischen Fakultät an hiesiger Königlicher Friedrich-Wilhelms-Universität

(gez.) Tobler.

An
den Königlichen Staatsminister und
Minister der geistlichen, Unterrichts- und
Medicinal-Angelegenheiten
Herrn Dr. Falk
Excellenz
hierselbst.

VI.

An
die philosophische Fakultät der Universität Berlin.

In seiner in der letzten Fakultätssitzung vorgelegten Vertheidigungsschrift behauptet Herr Dr. Dühring, das Motiv zu der Verfolgung, der er angeblicher Weise von meiner Seite ausgesetzt gewesen sei, habe darin gelegen, dass er in seiner Geschichte der Mechanik die Ansprüche von Herrn Dr. Robert Mayer zu Heilbronn auf die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft nachgewiesen habe, und dass ich selbst mich dadurch einer angemaassten wissenschaftlichen Bedeutung entkleidet gesehen hätte. Bei der Zuversichtlichkeit, mit welcher Herr Dr. Dühring die von ihm gemachten Hypothesen als Thatsachen hinzustellen pflegt, könnte vielleicht bei einigen der Fakultätsgenossen oder bei Mitgliedern des vorgesetzten Ministeriums, denen diese Vertheidigungsschrift vorgelegt wird, der Eindruck hängen bleiben, als sei von meiner Seite irgend eine Art unloyaler Behandlung der wissenschaftlichen Prioritätsrechte des Herrn Dr. R. Mayer versucht worden. Ich ersuche deshalb die Fakultät Kenntniss zu nehmen von denjenigen Stellen meiner Veröffentlichungen, welche zeigen, dass ich Herrn Dr. R. Mayer seit 1854, also etwa 20 Jahre vor Herrn Dr. Dühring's Geschichte der Mechanik, wiederholt als denjenigen bezeichnet habe, der das genannte Gesetz zuerst allgemeingiltig und richtig ausgesprochen habe, ohne irgend eine Bemängelung hinzuzufügen. Zur Zeit der Veröffentlichung meiner ersten Schrift „Ueber die Erhaltung der Kraft“ 1847 habe ich allerdings die 1842 und 1845 erschienenen ersten Schriften von Dr. R. Mayer noch nicht gekannt. Diese waren damals

noch sehr wenig verbreitet, und ich selbst als Militärarzt in Potsdam fungirend, nicht in der Lage ausgedehnte Litteraturstudien zu machen.

Die folgenden Stellen citire ich aus meinen „Populären wissenschaftlichen Vorträgen, Heft II 1871", von welchem ich ein Exemplar als Beleg s. v. remiss. beilege.

1. Aus einer Vorlesung gehalten im Jahre 1854. S. 112.
   „Der Erste, welcher das allgemeine Naturgesetz, um welches es sich hier handelt, richtig auffasste und aussprach, war ein deutscher Arzt, J. R. Mayer in Heilbronn im Jahre 1842."
2. Aus dem Winter 1862/63 S. 141.
   „Die Möglichkeit seiner allgemeinsten Gültigkeit sprach zuerst ein schwäbischer Arzt Dr. Julius Robert Mayer (gegenwärtig in Heilbronn lebend) im Jahre 1842 aus."
3. Auf der Naturforscherversammlung 1869. S. 194.
   „Aber als der, welcher zuerst den Begriff dieses Gesetzes rein und klar erfasst und seine absolute Allgemeingiltigkeit auszusprechen gewagt hat, ist derjenige zu nennen, den wir nachher von dieser Stelle zu hören die Freude haben werden, Dr. Robert Mayer von Heilbronn."

Ich füge hinzu, dass ebenso vollständige Anerkennung von Herrn Dr. Mayer's Leistungen in dem unter meiner und Herrn G. Wiedemann's Leitung und Namen herausgegebenen Werke von Tyndall „die Wärme eine Form der Bewegung" vorkommt.

Ich ersuche die Fakultät, dieses Schreiben nebst Beilage als Nachtrag zu den Acten der Dühring'schen Angelegenheit dem vorgesetzten Königlichen Ministerium mit übersenden zu wollen.

(gez.) Dr. H. Helmholtz.

Hiezu nachträglich noch folgende Erklärung:

Berlin, den 12. Juli 1877.

Geehrter Herr Dekan,

da die Veröffentlichung der Aktenstücke in der Angelegenheit des Herrn Dr. Dühring beschlossen worden ist, so bitte ich um die Erlaubniss, meine der Fakultät mündlich gegebene Versicherung hier schriftlich wiederholen zu dürfen, dass weder ich selbst noch meine Frau irgend welchen auch nur entferntesten Einfluss auf das Aufhören der Kurse des genannten Herrn im Victoria-Lyceum auszuüben versucht oder ausgeübt haben, und bitte ich, diese meine Erklärung unter die abzudruckenden Aktenstücke mit aufnehmen zu wollen.

(gez.) Dr. H. Helmholtz.

Dem Dekane der philosophischen Fakultät
Herrn Professor Dr Tobler
hier.

VII.

Berlin, den 7. Juli 1877.

Ministerium
der geistlichen, Unterrichts- und
Medicinal-Angelegenheiten.
J. No. 2202.

Auf die Berichte der philosophischen Fakultät vom 8. und 15. v. M. habe ich mich entschlossen, dem Privatdocenten Dr. Dühring die Eigenschaft eines Privatdocenten bei derselben zu entziehen. Der Fakultät lasse ich beifolgend die Ausfertigung meines bezüglichen Erlasses an den p. Dühring nebst einer für ihre Akten bestimmten Abschrift desselben mit dem Auftrage zugehen, ihm die erstere gegen Empfangsbescheinigung sofort behändigen zu lassen. Einer gefälligen baldigen Anzeige hierüber sehe ich entgegen.

Es ist dem p. Dühring nicht zu gestatten, nach Insinuation des Erlasses noch eine Vorlesung zu halten oder im Auditorium sich von seinen Zuhörern zu verabschieden.

Den letztern ist die Abmeldungsbescheinigung in ihren Anmeldebüchern von dem Herrn Dekan auszustellen.

Die Bücher, welche den Berichten vom 8. und 15. v. M. beigefügt sind, habe ich einstweilen noch zurückbehalten.

(gez.) Falk.

An
die philosophische Fakultät der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität
hierselbst.

VIII.

Berlin, den 7. Juli 1877.

Ministerium
der geistlichen, Unterrichts- und
Medicinal-Angelegenheiten.
J. No. 2202. B.

Die philosophische Fakultät der hiesigen Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität hat auf Grund des § 52 ihrer Statuten, lautend:

„. . . . Die Fakultät ist befugt, einem Privatdocenten bei leichteren Anstössigkeiten durch den Dekan Verwarnung oder Verweis zu ertheilen und bei wiederholten oder gröberen Verstössen eines Privatdocenten auf seine gänzliche Remotion bei dem Ministerium anzutragen“

bei mir beantragt, die Ihnen bereits im Jahre 1875 angedrohte Maassregel eintreten zu lassen und Ihnen die Erlaubniss, an der hiesigen Universität Vorlesungen zu halten, zu entziehen. Die Vertheidigungsschrift vom 27. Mai d. J., welche Sie der Fakultät auf deren Aufforderung eingereicht haben, liegt mir vor.

Nach eingehender Prüfung der Sachlage sehe ich mich genöthigt, dem Antrage der Fakultät stattzugeben.

Im Jahre 1875 habe ich mit Rücksicht auf die besondere Lage des Falls, welcher damals ein disciplinarisches Einschreiten gegen Sie veranlasste, von Ihrer Remotion abgesehen und mich mit dem Auftrage an

die philosophische Fakultät begnügt, Ihnen wegen des groben Verstosses, welchen Sie Sich durch den gehässigen und beleidigenden Charakter Ihrer Polemik gegen einen Professor der hiesigen Universität in Ihrer „kritischen Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus", noch mehr aber durch eine Erklärung in der Berliner Börsenzeitung vom 15. Dezember 1874 hatten zu Schulden kommen lassen, durch den Dekan einen strengen Verweis unter Androhung unnachsichtlicher Remotion im Wiederholungsfall zu ertheilen.

Nach dem von Ihnen unterzeichneten Protokoll vom 23. März 1875 hat der damalige Dekan der philosophischen Fakultät Ihnen diesen Verweis unter Hervorhebung der oben bezeichneten Gründe ertheilt, dabei die Erwartung ausgesprochen, dass Sie fortan Ihr Talent ungetheilt dem Dienste der Wissenschaft und des akademischen Lehrberufs widmen würden, statt es zur Verunglimpfung Ihrer Kollegen und der Anstalt, an der Sie wirken, zu missbrauchen, und zugleich Ihnen erklärt, dass jedes fernere Vorkommen ähnlicher Anstössigkeiten Ihre unnachsichtliche Remotion zur Folge haben werde.

In der mir jetzt von der Fakultät vorgelegten „Kritischen Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik", 2. Auflage, Leipzig 1877, finden sich als Zuthaten der neuen Auflage schmähende Aeusserungen gegen die Vertreter der Mathematik an der hiesigen Universität, welche gerade auch auf die gegenwärtigen Professoren des Fachs bezogen werden müssen und gegen Professor Dr. Helmholtz. Eine Stelle soll sogar, wie zum Ueberfluss durch Ihre Vertheidigungsschrift bestätigt wird, gegen Professor Helmholtz, in dessen Publikationen die offenste und unumwundenste Anerkennung der Verdienste des Dr. Robert Mayer wiederholt ausgesprochen ist, den schweren Verdacht erregen, dass er sich dieselben anzueignen versucht habe. Eine Entschuldigung für diese Verunglimpfung suchen Sie in Ihrer Vertheidigungsschrift befremdlicher Weise in Kränkungen, die Ihnen seitens des Angegriffenen durch seine Frau angeblich widerfahren sind.

In der zweiten mir von der Fakultät vorgelegten Schrift:

„Der Weg zur höhern Berufsbildung der Frauen und die Lehrweise der Universitäten", Leipzig 1877.

haben Sie Sich nicht mehr darauf beschränkt, einzelne Personen zu beleidigen, sondern Sich bemüht, die deutschen Universitäten überhaupt vor der Oeffentlichkeit in den Schmutz zu ziehen. Die Aeusserungen, welche sich in dieser Schrift finden, tragen einen solchen Charakter, dass ich es unterlassen darf, neben ihnen auf jene Schmähungen einzelner Mitglieder der hiesigen Universität specieller einzugehen.

Der fünfte Abschnitt dieser Schrift ist ganz der verächtlichsten Kritik der Universitäten und der Universitätslehrer gewidmet und zwar der Privatdocenten nicht weniger als der Professoren. Sie behaupten allerdings in Ihrer Vertheidigungsschrift auf Erfahrungen zu fussen und in dem Nach-

weise der Schäden des Universitätswesens „noch immer zurückhaltend“ verfahren zu sein.

Ich kann mich demgegenüber hier damit begnügen die nachstehenden Stellen wörtlich anzuführen:

S. 37 ff. „Das Zunftgerüst und seine Wirkungen können auch an den heutigen deutschen Universitäten zur Genüge in Augenschein genommen werden. Die ausschliessende Körperschaft cooptirt nach persönlichem Belieben; denn die Staatsgenehmigung ist fast nur formell. Ein Fachprofessor entscheidet darüber, wen er zum Collegen haben will, und sieht sich natürlich nach einem möglichst gefälligen und zahmen Concurrenten oder vielmehr Nichtconcurrenten um. Wo er sich nicht geradezu Nullitäten besorgen kann, weil seine Fachcollegen auf andern Universitäten mit ihm im vetterschaftlichen Cartell stehen und auch ihre Leute untergebracht sehen wollen, arrangirt man sich nach dem Princip der Gegenseitigkeit und theilt innerhalb der Kameraderie das Monopol nach jedesmaliger Convenienz. Ausnahmsweise greift allerdings auch die Bureaukratie ein, und da ihr Nepotismus weder an sich selbst so schlimm wie der zünftlerische und überdies weniger unmittelbar in die gelehrte Sphäre hineinverzweigt ist, so geschieht es auch wohl, dass ein einflussloserer Fachprofessor gute Miene zu dem für ihn bösen Spiel machen und sich die Hinsetzung einer sogenannten Grösse als nachbarlichen Concurrenten oder vielmehr Hauptmonopolisten gefallen lassen muss. Selten wird es aber geschehen, dass derartige Grössen und Hauptprofessoren selbst nicht in der Lage wären, jeder an seiner Universität möglichst allein zu horsten und so in den Hauptzunftörtern in gehöriger Distanz von einander ihre gelehrten Zwangs- und Bannrechte über das Studentenpublicum auszuüben. Das Ausland sei noch besonders daran erinnert, dass die bei uns von den Studenten bezahlten Vorlesungsgelder eine ansehnliche Privateinnahme der einzelnen Professoren bilden, und dass diese letzteren daher eine sehr starke ökonomische Ursache haben, die formell freie Auswahl ihrer Vorlesungen seitens der Studirenden nie einer missliebigen, wenn auch noch so beschränkten Concurrenz anheimfallen zu lassen, so dass ein volles oder aber nach stillschweigendem Einverständniss und collegialischer Anstandsordnung getheiltes Monopol das Ideal der Ausbeutung des gelehrten Handwerks bildet.

Der Professorenstand ist eine Art Kaste, die sich vornehmlich durch Inzucht fortpflanzt. Schwiegervater und Schwiegersohn sitzen innerhalb derselben Facultät und fungiren innerhalb derselben Commission als Examinatoren. In die Professuren heirathet man sich ein, wie früher in die Handwerksgilden. Ich brauche hier allerdings noch nicht so „scharf und schneidig“ zu werden, den von mir angelegten persönlichen Catalog dieser Art zu veröffentlichen; auch ausserhalb der Universitäten weiss man ja in vielen Kreisen bereits hinlänglich, dass die Vetterei dadrinnen eine ganz bedeutende Rolle spielt, und dass wissenschaftliche Verdienste nicht etwa blos die gleichgültigste Nebensache, sondern, wo sie nicht

mit der persönlichen Patronage zusammentreffen, ein Hinderniss des Fortkommens und ein Grund der Fernhaltung oder gar Aechtung sind. Aber die Art, wie dieses nepotische System, welches da, wo es einmal über die Bluts- und Gildenverwandtschaft hinausreicht, auf persönlicher Affiliation beruht, mehr und mehr corrumpirend auf den Nachwuchs einwirkt, muss hier doch in Erinnerung gebracht werden. Ein Candidat des Docententhums sieht sich zunächst danach um, wo er durch Unterthänigkeit und in Aussichtstellung guter Dienste die specielle Patronage eines Fachprofessors erwerben und sich so dessen Stimme für die Zulassung und für künftige Beförderung gewinnen möge. Die Gewitztesten beginnen diese persönlichen Manipulationen schon während der Studienjahre, zumal wenn sie unmittelbar aus der Kaste selbst stammen oder wenigstens ihren Künsten nähergetreten und von erfahrenen Routiniers schon einigermaassen eingeweiht sind. Die elendeste Schmeichelei ist das Pflaster, mit dem der Weg festgemacht wird, und die grüne Unreife mit ihrer Urtheilslosigkeit hilft ein wenig nach, wo sich sonst vielleicht gelegentlich doch das Gewissen regen und den beschränkten Cultus bei den jedesmaligen Professörchen, der mit der Verlästerung oder wenigstens Verleugnung des Bessern verbunden werden muss, als eine zu arge Schmach empfinden lassen würde. Indessen sind die universitären Reptilien mit ihrem Stellenschleicherthum meist schon durch die umgebenden Lebensbedingungen hinreichend in ihrem Artcharakter ausgeprägt, um mit einer mönchischen Verschlagenheit auch hinreichende Erhabenheit über wissenschaftliche Heuchelei zu verbinden und ihre servile Anpassungsrolle so abzuspielen, dass nicht bei ihnen eine moralische Gegenregung, wohl aber bei Andern, diesem gesinnungslosen Treiben Fremdgebliebenen und nur von draussen Hineinblickenden, trotz der Entfernung, um auch einmal classisch zu reden, der Speichel rege gemacht wird.

Wenden wir uns von diesem ekelhaften Treiben der Personen zu dem sachlichen Boden, auf dem es sich ergeht. An gelehrtem Gemüll fehlt es dort natürlich nicht, und die Abfälle aus dem Mittelalter bilden die Hauptverzierung, durch welche sich universitäre Gelehrsamkeit vor moderner und naturgemäss gestalteter Wissenschaft auszeichnet.“

Seite 47: „Das Kramen in Citaten antiker Schriftsteller ist das Merkmal der falschen Autoritätsmanier und hat auf den Universitäten die Lehre der meisten Wissenschaften nicht nur mit Geschmacklosigkeiten durchwebt, sondern auch in der ganzen Haltung und Methode verdorben. Alte Musterbücher und so zu sagen Bibeln sowie überhaupt persönliche Meinungen und literarische Urkunden werden fälschlich als letzte Quellen oder als letzte Gegenstände des Wissens angesehen. Der stupide Personencultus spielt dabei eine Hauptrolle und die Wortgelehrten haben nicht einmal in ihrem eigenen Gebiet eine Ahnung von freier und unmittelbarer Sachwissenschaft. Selbst Mathematik und Naturwissenschaft sind hiervon angesteckt und zeigen die Spuren einer Ablenkung zum

scholastischen Verfall, der allerdings auch zugleich auf die Wirkungen der Zunftcorruption und der servilen Personenauswahl zu verrechnen ist. Eine Universitätsvorlesung, die sich ein Semester hindurchschleppt, trägt meist das Gepräge jener Autoritätsmanier. Sie ist der späte Nachkömmling jenes mittelalterlichen Ersatzes der Bücher durch dictirendes Uebermitteln eines wohlzusammengestoppelten Professorheftes. Sie benimmt sich heute noch so, als wenn es keinen Buchdruck gäbe, und als wenn die Weisheit der Kathederpfründner ein Geheimniss wäre, das nur im vertraulichen engern Kreise offenbart würde. In Wahrheit bleiben aber die Hefte gewaltig hinter den Grundwerken der Wissenschaft zurück. Der gemeine Professor hält sich stets unterhalb des Niveaus seiner Wissenschaft; denn er käut nur wieder, was ihm schon mannichfaltig vorgekaut und von seinem einstigen Hauptprofessor übergeben worden ist. Dieser selbst aber hat Mühe und Noth gehabt, etwas zusammenzudrechseln, worin wenigstens die an der Oberfläche greifbarsten Ansichten wirklicher Grössen und Grundwerke der vorangehenden Generation oder des abgelaufenen Jahrhunderts registratormässig angeführt wären. Er ist damit freilich auch meist im Rückstande, und in der Gegenwart versagt sein Urtheil ganz; denn es beruht auf demjenigen anderer Leute, die für ihn schon entschieden haben müssen. Das Verfahren eines auf dem Wege zur Docentur Begriffenen macht die Art kenntlich, wie die Vorlesungshefte entstehen. So ein Candidat pflegt, nachdem er die drei oder vier Jahre Studien hinter sich hat, noch ein paar Jahre auf verschiedenen Universitäten herumzuhausiren. Dort sieht er zu, wo er etwas abgucken und in sein Stammheft, welches er einst vorzulesen gedenkt, buchstäblich zusammentragen könne. Das Heft seines Hauptprofessors bildet den Rahmen, falls nicht irgend ein anderes Renommee tributpflichtig gemacht werden kann, wobei auch die nichtofficiösen Vortragenden, die allerdings eine seltene Ausnahme bilden, mit der verstohlenen Anwesenheit solcher candidirenden Freibeuter heimgesucht werden. Uebrigens hält sich der Candidat zu seinem Patron und verleugnet öffentlich Alles, was diesem und seiner Clique nicht genehm sein würde. Die gekennzeichnete Heftmache aber ist darum nothwendig, weil es dem angehenden Docentenvolk selbstverständlich noch weit mehr als seinen bejahrteren Protectoren an der Fähigkeit fehlt, die Wissenschaft in freier Initiative selbstständig zu formuliren oder doch wenigstens in Gemässheit der letzten Grundwerke und aus den bedeutendsten unmittelbaren Quellen zu redigiren."

Die wissenschaftliche Freiheit, welche Sie mit Recht auch für den Privatdocenten in Anspruch nehmen, und welche ich nicht geneigt sein würde, Ihnen zu verkümmern, hat mit derartigen Aeusserungen nichts zu thun. In ihrem Inhalt alles Maass übersteigend, verrathen sie in ihrer Form nicht sowohl den ernsten Wunsch, durch Aufdeckung angeblich bestehender Missstände des Universitätslebens dessen Hebung zu befördern,

als vielmehr die Absicht, die Universitäten als Sitze der Corruption und Verkommenheit der allgemeinen Verachtung preiszugeben.

Das Vertrauen, welches wie das Lehramt des angestellten Professors, so auch die dem Privatdocenten gewährte Erlaubniss an der Universität zu lehren erfordert, kann einem Manne nicht ferner geschenkt werden, welcher sich öffentlich in solcher Weise über die Gesammtheit derer ausspricht, mit welchen er zusammenzuwirken haben würde.

Aus diesen Gründen entziehe ich Ihnen hiermit in Genehmigung des Antrags der hiesigen philosophischen Fakultät die Eigenschaft eines Privatdocenten bei derselben.

Von Empfang dieses Erlasses an haben Sie Ihre Lehrthätigkeit bei der hiesigen Universität einzustellen.

(gez.) Falk.

An
den Privatdocenten in der philosophischen Fakultät
der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität
Herrn Dr. Dühring
Wohlgeboren
hier.

Indem ich mich vorläufig absichtlich einer jeden Kritik des von dem inzwischen gleichfalls entlassenen Cultusminister Dr. Falk bestätigten Antrags der philosophischen Fakultät der Universität zu Berlin enthalte, erlaube ich mir hier noch einige Stimmen der Presse aus den fortschrittlichen und nationalliberalen Kreisen über diese Angelegenheit zu reproduciren. Bekanntlich hatte der liberale Cultusminister Dr. Falk, als er sich veranlasst fühlte selber zurück zu treten, die Aeusserung gethan, das Schmerzlichste, was ihm während dieser traurigen Zeit widerfahren sei, sei das byzantinische Lobhudeln und Beweihräuchern der Berliner fortschrittlichen Zeitungen gewesen. Da die „Königlich privilegirte Vossische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen“ zu der letzteren Gruppe von Zeitungen gehört, so wird es Hrn. Dr. Falk zur Erinnerung an eine weniger schmerzliche Zeit seines Regiments nicht unangenehm sein, den folgenden Aufsatz über die Dühring'sche Angelegenheit in der Vossischen Zeitung vom 29. Juli 1877. No. 174. (Erste Beilage) kennen zu lernen.

„Die Facultät und Dr. Dühring.

Von einer Seite, deren Competenz zur Beurtheilung des Falles Dühring's und der Stellung der Privatdocenten und ausserordentlichen Professoren zu den ordentlichen Professoren und der Facultät nicht in

Abrede zu stellen ist, geht uns noch nachträglich ein Artikel zu, dem wir die Aufnahme nicht versagen zu dürfen glauben. Wie unsere Leser ersehen werden, weichen wir in der Beurtheilung des speciellen Falles Dühring von der Auffassung des Verfassers ab, gleichwohl legen die Ausführungen die völlige Unhaltbarkeit unserer universitären Verhältnisse so nahe, dass sie einen schätzenswerthen Beitrag für die Nothwendigkeit der Reform in der Richtung, in welcher dieselbe sich zu bewegen hat, darbieten. Der Einsender schreibt:

Bei der verschiedenen Stellung, welche *pro* und *contra* für den Fall Dühring eingenommen wird, bei der Heftigkeit, mit der man streitet, scheint manches, was dem ruhigen Beobachter entgegentritt, nicht berücksichtigt zu sein.

Gewiss, die Sache ist ernst. Das köstlichste Gut der gebildeten Völker, die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre, scheint gefährdet, gefährdet durch Persönlichkeit und Leidenschaft.

Man lege sich folgende Frage vor: Als Dr. Dühring sich bei der philosophischen Facultät habilitirte, was ward ihm da verliehen? Die *venia docendi*, die Erlaubniss zu lehren. Hat er diese Erlaubniss missbraucht? Das ist nirgends bewiesen. Keiner seiner Vorträge auf der Universität ist amtlich stenographirt oder durch den Decan überwacht und danach dem Urtheil der Facultät vorgelegt worden.

Dr. Dühring behauptet: er habe sich in seinen Vorträgen volle Reserve aufgelegt, d. h. er sei nicht persönlich ausfallend im Vortrag gewesen, er habe den Anstand des Lehrers nicht verletzt. Warum führt man nicht den Gegenbeweis? Dass Dr. Dühring sein Buch, in welchem solche Ausfälle stehen, seiner Vorlesung zu Grunde legt, ist kein Beweis. Ich lehre nach meinem Buch, heisst beim Dozenten, ich halte denselben Lehrgang inne. Jene Ausfälle aber sind nur in Anmerkungen und nebenbei geführt, sie können ruhig wegfallen, ohne den Lehrgang zu stören.

Es giebt einen Präcedenzfall. Dr. Nauwerk lehrte an der Berliner Universität Arabisch, er beschäftigte sich nebenher mit Politik und hielt in den vierziger Jahren, (vor 48) ein Publicum über Kirche und Staat, worin er über die Verwaltung der Pfaffen und Staatsmänner weidlich herzog. Minister Eichhorn wollte gegen ihn einschreiten, die Facultät widerstand dem Ansinnen. Erst als Dr. Nauwerk seine Vorlesung drucken liess, in der alle Geistliche als Heuchler und alle Staatsmänner als Schurken dargestellt wurden, untersagte ihm der Minister Eichhorn *Politica* zu lesen, *Arabica* könne er dagegen ruhig weiter dociren, denn bisher ist's Keinem gelungen, die Arabische Grammatik politisch zu behandeln.

So handelte man zur Zeit des absoluten Staats! Ohne *causa* kein Prozess, ohne *species facti* keine Untersuchung, ohne Beweis keine Verurtheilung. So handelte die Fakultät mit Boeckh und Lachmann an der Spitze.

Doch jetzt gilt anders der Schluss, nämlich so. Wenn ein Docent unwürdig schreibt, ist er unwürdig. Wenn er unwürdig ist, muss er noth-

wendig unwürdig lehren. Wenn er unwürdig lehrt, ist er zu entfernen. *Quod erat demonstrandum.*

Uns aber will es schier bedünken, dass viele dieser Schlüsse hinken.

Der Docent Dr. Dühring schreibt unwürdig. Man braucht kein Physiker zu sein, schon der gebildete Laie sieht das klar. Das wichtige Gesetz von der Erhaltung der Kraft, welches die Grundlage der neueren Physik bildet, soll nach Dr. Dühring zuerst und allein von dem Arzt Robert Mayer gefunden und von Helmholtz annectirt worden sein. Nach der allgemeinen Anerkennung ist es von beiden, von einander unabhängig, und von verschiedenen Seiten her gefunden. — Ist denn das unglaublich? Gewiss nicht. Auf viel einsameren Gebieten der Wissenschaft begegnen sich oft zwei Geister ohne es zu ahnen. Ganz unabhängig von einander treffen sie in demselben Punkt zusammen. Und in dem so eifrig durchforschten Buche der Natur, bei einem Gesetz das allen Erscheinungen zu Grunde liegt, sollen zwei Forscher von verschiedenen Erscheinungen also etwa von verschiedenen Seiten der Peripherie eines Kreises ausgehend im Centrum nicht zusammentreffen können? Im Gegentheil sie müssen es naturgemäss. Dabei sei mit aller Achtung die neidlose Anerkennung R. Mayers durch Dr. Helmholtz erwähnt.

Aber lassen wir die Prioritätsfrage bei Seite. Kein Fachmann und kein gebildeter Laie kann leugnen, dass Helmholtz durch lange Reihen genialer Combination und scharfsinniger Experimente mit seinem Medicin, Physik und Mathematik umfassenden Geist auf diesem Grundgesetz den wissenschaftlichen Aufbau der Naturwissenschaften durchgeführt hat.

Der, welcher sagt, hier ist guter Baugrund, hat Verdienst; doch dem Baumeister, der auf diesem Grunde ein in allen Theilen harmonisch schönes Gebäude kunstgerecht aufführt, dem gebührt vor allem die Unsterblichkeit. Denn nicht der Gedanke allein, nein, die wissenschaftliche Methode in der Durchführung desselben kennzeichnet den Meister. Diese unsterblichen Verdienste kann Hrn. Helmholtz Niemand nehmen und wenn hundert Dühring's ihn angeifern. —

Die Feder, so will's uns scheinen, ist zwar ein leichtes Ding, doch eine dämonische Macht wohnt ihr inne, und mancher, der sie ergreift, wird von dieser Gewalt hingerissen. Wenn aber je die Verblendung einen Autor befiel, so möchten wir sagen, war das hier der Fall.

Bedingt aber Verblendung und Irrthum die Unwürdigkeit eines Docenten, wer kann dann lehren? Wer ist von Irrthum frei. Was heut als Weisheit gilt, nach Jahrhunderten gilt's oft für Thorheit.

Betrachten wir den Fall hier näher. Ein Assessor beginnt zu erblinden. Der Blindheit unrettbar verfallen, wirft er sich energisch auf die Wissenschaft. Die Nationalökonomie liegt dem früheren Studium nahe, sie wird zuerst ergriffen. In einer langen Reihe von Jahren hat der blinde Privatdocent neben dem so begünstigten Ordinarius Zuhörer. Ein blinder Mann kann die Wissenschaft nicht so betreiben wie ein sehender, er kann sich nicht dicke Bücher vorlesen lassen, nur einiges ergreift er und ergänzt

durch Combination die Mittelstufen. Trotz der Finsterniss des Auges wirft es oft leuchtende Blitze aus dem eignen Geistesleben. Die Philosophie wurde von Dr. Dühring ähnlich behandelt, und eine über die Geschichte der Mechanik in Göttingen gestellte Preisaufgabe von ihm gelöst. Ist das nicht Beweis genug von der Energie und Elasticität seines Geistes, wird es einem solchen Manne an geistreichen anregenden Gedanken fehlen? gewiss nicht. Er kann nicht in derselben Weise lehren wie ein Schender, aber sicherlich kann er mit seinem selbstständigen Gedanken Andere zum Selbstdenken anregen, und das, so meinen wir, ist viel werth, das erhielt ihm die Zuhörer. Eine Vacanz ist da, er wird übergangen, noch einmal übergangen. Mit seiner Feder soll er Weib und Kind ernähren. Finsterniss ringsum und harter Druck von allen Seiten. Dreizehn Jahre lehren und nicht einmal ein dürftiges Extraordinariat! Wenn ein solcher Mann bitter wird und schroff, wenn er die Welt verachtet und ungerecht wird, wessen Schuld ist's dann? Es ist die Schuld des Nothstands, der, um von diesem Falle zu reden, in einer vollen Rechtlosigkeit des Extraordinarius und Privatdocenten der Facultät gegenüber liegt.

Ist Dr. Dühring deshalb unwürdig zu heissen, dass er darum Einzelnes ergreifen konnte, von hier aus zu Fehlschlüssen kam und diese hämisch und beleidigend gegen andere als Beleidigungen schleudert?

Wir geben zu, der verbitterte Mann missbrauchte die Feder, er verging sich in der *venia scribendi*, kann man ihm desshalb die *venia docendi* nehmen? Die *venia scribendi* aber braucht eine Facultät nicht erst zu ertheilen, die hat ein Jeder seit der Aufhebung der Censur. Was aber in der Wissenschaft durch die Feder gefrevelt wird, das werde durch die Feder gesühnt. Wie kommt man zu dem Schluss, wer die *venia scribendi* missbraucht, verliert die *venia docendi*, sind beides nicht verschiedene Dinge? Mancher schreibt gut und lehrt abscheulich, und Mancher lehrt gut und schreibt abscheulich, Mancher thut beides gleich gut oder gleich schlecht. Doch man behandelt jetzt solche Fälle, dass der Beruf genommen und der mit grossen Widerwärtigkeiten und Sorgen ringende Streiter hinabgestossen wird, etwas cavalierement. Wie eine Casino-Gesellschaft ein Mitglied entfernen kann, das ihr unwürdig erscheint, also kann auch die Professoren-Gemeinschaft einen Mann, der nicht *gentlemanlike* schreibt, ausstossen. Wenn je ein Vergleich hinkte, war es dieser.

Ein mit langer wissenschaftlicher Kraft und Arbeit gewonnenes Recht ist kein Casino-Recht, über welches Zu- oder Abneigung entscheidet. Der Offizier- und Kaufmannsstand hat seine bestimmten Normen für den Begriff „Ehre", doch was die Fakultät in Betreff der Docentenwürde „Weltgeist" nennt, ist, so scheints, der Herren eigner Geist.

Wenn aber *gentlemanlike* auf den Collegen Rücksicht genommen werden soll, dann wollen wir nur gar nicht auf die Universitäten gehen. Es schlummert ein grosser Philologe jetzt im Grabe, und seine Asche ruhe sanft, es war ein Mann von allgemein anerkannter Bedeutung; das hinderte aber nicht, dass er von den Dummenjungenstreichen seiner weltberühmten

Collegen, die nebenan lasen, vor den Studenten sprach. Bisher zog man sich noch keine Glacéhandschuhe auf dem Katheder an, um dort als Gentleman zu erscheinen. *Vae victis* hiess es bei den Römern. *Vae remotis* lautet jetzt für den Docenten, doch *vae professoribus* wird's heissen, wenn einmal ein Register der Professoren-Grobheit sollte gesammelt werden.

Bekannt ist das *bon mot:* der ausserordentliche Professor weiss nichts ordentliches und der ordentliche nichts Ausserordentliches. Doch ist die *Species docens* dreitheilig:

a. Privatdocent — nichtangestellt, ohne weiteres removirbar.
b. Extraordinarius — removirbar, doch mit Hindernissen, weil angestellt.
c. Ordinarius — nicht removirbar, weil selbst mitremovirend. Unantastbar und unfehlbar — wehe, wer ihn anrührt.

Die inzwischen ebenso wie der Cultusminister Falk eingegangene nationalliberale Leipziger „Deutsche Allgemeine Zeitung" (Redaktion: Professor Biedermann, Herausgeber Dr. Ed. Brockhaus) v. 19. Juli 1877 bringt folgenden Aufsatz nach Veröffentlichung der Correspondenz des Ministers mit der Fakultät:

Actenstücke in der Dühring'schen Angelegenheit.

Preussische Blätter bringen jetzt die Actenstücke in Sachen des removirten Privatdocenten Dr. Dühring, nämlich 1) das Schreiben der Facultät an Dühring, 2) des letztern Vertheidigungsschrift, 3) die Entscheidung des Cultusministers nebst Motiven. Aus dem Actenstück Nr. 1 ist zu ersehen, dass dem Dr. Dühring schon am 23. März 1875 im Auftrage des Cultusministers Rüge und Verwarnung ertheilt worden (wie man schliessen muss, in einer ähnlichen Angelegenheit). Gleichwol habe er wiederum in einigen neuern Schriften sich Aeusserungen erlaubt, „welche in mehr als Einer Beziehung anstössig erscheinen", insbesondere in der Schrift „Der Weg zur höhern Berufsbildung der Frauen" (Leipzig 1877) und in der nach Ausweis des Lectionskatalogs seinen öffentlichen Vorlesungen zu Grunde gelegten „Kritischen Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik" (2. Aufl., Leipzig 1877). Er soll sich nun darüber erklären, „wie er mit den ihm als Docenten obliegenden, bei obenerwähnter Gelegenheit ihm wieder eingeschärften Verpflichtungen die Art vereinigen zu können glaube, wie er in den genannten Schriften über Charakter und Motive mehrerer theils mit Namen genannter, theils unzweideutig bezeichneter Mitglieder der philosophischen Facultät sich ausgesprochen".

Actenstück Nr. 2, die Vertheidigungsschrift Dühring's, ist sehr lang. Er beschwert sich darin zuerst über Intriguen, die von Professoren der Universität und deren Frauen gegen ihn angezettelt worden, um ihn von seiner Stelle als Lehrer am Victoria-Lyceum zu verdrängen, sowie über öffentliche Zeitungskundgebungen, die von ähnlichen Seiten gegen ihn aus-

gegangen seien. Der darin liegenden „Herausforderung“ habe er jedoch, seiner „Pflicht als Docent“ eingedenk, nicht nachgegeben, vielmehr „ohne jede Einlassung mit den ihn verletzenden Professoren auf eine sachlich vernichtende Berichtigung der unwahren Behauptungen sich beschränkt“. Gleichwol werde er wegen dieser beiden, vor nun schon bald dreiviertel Jahren erschienenen Bücher jetzt in Anspruch genommen, obgleich damals schon die ihn angreifenden Zeitungsannoncen mit der Unterschrift von fünf berliner Universitätsprofessoren erfolgt und obgleich er im vorigen Semester unbeanstandet die Vorlesungen über Naturforscher und Mechaniker auf Grund jener Schrift über Mommsen etc. angekündigt habe.

Eine besondere „Docentenpflicht“, fährt Dühring fort, sei durch keinerlei positive Bestimmung, weder in den Statuten der Universität noch sonst, definirt und begrenzt; es bleibe also nichts übrig „als etwa reine Willkür oder Berufung auf ebenfalls willkürlich hinstellbare Anstandsmeinungen“. Er selbst habe sich seit jenem Verweise in seinen Universitätsvorträgen der grössten Rücksichtnahme befleissigt und „hiermit sich selbst weit über die Grenze gebunden, die gelten müsste, wenn einem Privatdocenten überhaupt auch nur eine mässige Freiheit wissenschaftlicher Kritik innerhalb der Universität den übrigen Professoren gegenüber zustehen sollte, was freilich thatsächlich nicht der Fall ist“. Er habe in seiner Mechanik nicht einmal über den wissenschaftlichen Charakter und die wissenschaftlichen Motive eines einzigen Mitgliedes der Facultät, geschweige über andere Charaktereigenschaften, sich ausgesprochen. Im allgemeinen dagegen habe er sich allerdings seit einer Reihe von Jahren in seinen verschiedenen systematischen und geschichtlichen Schriften um die Folgen der heutigen universitären Zunftverfassung, also um allgemeine Charaktertypen des akademischen Verhaltens wol mehr als irgend ein anderer Schriftsteller gekümmert. Zur Erklärung, beziehentlich Rechtfertigung dessen fährt Dühring wörtlich fort:

„Meine ältern Schriften enthielten nichts davon. Erst durch meine übeln Erfahrungen und durch die Nothwendigkeit, mich in meiner materiell ungünstigen Lage gegenüber einer Aechtung seitens der deutschen Universitäten zu wehren, ist mir jene Rolle gegen meinen Geschmack, der ausschliesslich auf ruhiges, positives Arbeiten gerichtet, ohne andere Wahl aufgenöthigt worden. Seit dem Bericht, den die Facultät 1866 über mich an das Ministerium erstattet hat und in den ich durch ministerielle Vermittelung Einsicht erhalten habe, bestand nothwendigerweise eine Störung; denn die Facultät hatte meinerseits keine Veranlassung erhalten und daher kein Recht, mich als Gegenstand der Rührung und des Mitleids darzustellen und zu entsprechender Behandlung der königlichen Gnade zu empfehlen. Dennoch habe ich erst seit 1873, nachdem ich noch sieben Jahre die Universitätsverhältnisse geduldig blos beobachtet, demgemäss erst seit vier Jahren, den Nachweis begonnen, dass, wenn ich in erster Linie von der berliner Universität und auf diesen Vorgang hin auch von den andern deutschen Instituten geächtet wurde, die Schuld nicht an mir, sondern an

den Universitätszuständen liegt. In diesem Nachweis bin ich noch immer zurückhaltend verfahren und habe mich wesentlich auf Allgemeinheiten beschränkt und so gut wie nichts mit Sonderthatsachen belegt. In meinen Händen sind schriftliche Verhandlungen, welche die ganze unwürdige Verschlagenheit blossstellen, mit welcher namhafte Professoren mir sektirerische wissenschaftliche Glaubensbekenntnisse in gewundener Weise zur Annahme unterstellten, um davon die Unterstützung meiner Berufung abhängig zu machen. Aber auch anderweitig habe ich in bestimmtester Weise die Fälle zu meinen allgemeinen Kennzeichnungen der Universitätszustände sammeln können und habe demgemäss nirgends voreilig geurtheilt."

Eine „Störung des Friedens der Universitäten" habe er viel weniger sich zu Schulden kommen lassen, als z. B. Professor Mommsen durch seine Beleuchtung einzelner Doctorirungsmissstände, ebenso wie persönliche Anzüglichkeiten gegen ihn selbst sich Professor Wagner erlaubt habe. Was er von dem „unklaren Philosopheln" und den ergriffenen „Gelegenheiten, pikanten Widersinn beifällig zu commentiren", gegenüber dem Professor Helmholtz gesagt, sei ein blos wissenschaftliches Urtheil, das sich auf den Charakter des Angegriffenen nicht beziehe. Ebenso seine Aeusserung über die Priorität einer gewissen Entdeckung. Er sei seit 14 Jahren stets sachlich verfahren; wissenschaftliche Personenkritik sei ihm immer erst von der Gegenseite dadurch aufgenöthigt worden, dass man gegen ihn nicht wissenschaftliche und loyale, sondern andere und namentlich gegen seine Existenz gerichtete Mittel in Bewegung gesetzt habe. Letzteres sei gerade im vorigen Jahre durch das Verhalten von Universitätsprofessoren und speciell durch die Betheiligung des Helmholtz'schen Namens in seiner Lyceumsangelegenheit in bedeutendem Masse geschehen.

Dühring schliesst seine Vertheidigung mit folgenden Sätzen:

„Durch meine Entfernung von der Universität werden diese Sätze nicht aus der Wissenschaft entfernt; in seiner Rolle als Professor haben sie Hrn. Helmholtz nicht gestört und werden sie ihn nicht stören. Das übrige ist aber Sache eines grössern Kreises, in welchem besondere Rücksichten auf eine über das eingehaltene Mass hinausgehende Docentenpflicht nicht obwalten können, wenn nicht der Schriftsteller im Privatdocenten ersticken soll. Ich glaube daher, meine Schuldigkeit gethan zu haben, indem ich ein geringes Mass wissenschaftlicher Freiheit für den Privatdocenten in Anspruch genommen und noch mit viel Zurückhaltung bethätigt habe. Auch die Universitätsmissstände, die ich schon seit 1873 und nicht erst in den drei incriminirten Seiten der fraglichen Broschüre ganz im allgemeinen gekennzeichnet habe, werden mit meiner Beseitigung nicht selbst beseitigt, sondern nur in helleres Licht gestellt."

Um zu beweisen, ein wie bedenklicher Schritt in Deutschland die Remotion eines verdienten und langjährigen Universitätslehrers wegen collegialer Unhöflichkeit ist, und in einem

wie grossen Irrthume sich sowohl die philosophische Facultät zu Berlin als der ehemalige liberale Cultusminister Falk befanden, wenn sie glaubten, durch Remotion des Privatdocenten Dr. Dühring den zu Gunsten desselben bei allen billig denkenden Studenten entstandenen Ausdruck sittlicher Entrüstung zu dämpfen, möge hier noch folgender Bericht über diese Vorgänge aus dem nationalliberalen „Leipziger Tageblatt“ vom 17. Juli 1877 (No. 198) abgedruckt werden:

Von Seiten der Berliner Burschenschaften „Germania“ und „Arminia“ ist folgende Adresse in Bezug auf die Dühring'sche Angelegenheit an den Cultusminister Dr. Falk gerichtet worden:

„Die gegen die Remotion des Herrn Dr. Dühring in studentischen Kreisen eingeleitete Agitation hat seit der Bestätigung des Facultäts-Antrages durch Ew. Excellenz noch grössere Dimensionen angenommen und zwar besorgnisserregende in so fern, als sie sich auf Elemente zu stützen beginnt, unter welchen man die Träger und Förderer wissenschaftlicher Bildung und wissenschaftlichen Interesses sonst nicht zu suchen gewohnt war. Neuerdings hat eine nur zum Theil — wenn auch zum grössten Theil — aus Studirenden der hiesigen Hochschule bestehende Versammlung mit Berufung auf einige zur Sache in gar keiner Beziehung stehende Bestimmungen des preussischen Landrechts die von Ew. Excellenz bestätigte Remotion des Dr. Dühring als einen Act verfassungswidriger Beschränkung der wissenschaftlichen Freiheit bezeichnet und in den stärksten Ausdrücken ihre Missbilligung über das Verfahren ausgesprochen. Zugleich fasste dieselbe Versammlung eine ausgedehnte Agitation einer in einzelnen Punkten von vornherein als undurchführbar zu bezeichnenden Reform des höheren Schulwesens ins Auge. Diesen Vorgängen gegenüber fühlen wir als Corporationen, denen eine freie Entwickelung der Wissenschaft und der ihr gewidmeten Institutionen zumeist am Herzen liegt, uns gedrungen, Ew. Excellenz die folgende Erklärung zu unterbreiten: Wir bedauern den Verlust eines einflussreichen und von uns hochverehrten Lehrers und beklagen aufs Tiefste das unglückliche Schicksal eines hochbedeutenden Gelehrten, dem nun auch die niedrige Stelle, an der es ihm vergönnt war, lehrend aufzutreten, verschlossen ist — wie wir uns eines gleichen Bedauerns über das Vorgefallene auch bei Ew. Excellenz versichert halten. Es ist uns aber unmöglich, in der Remotion des Dr. Dühring, bei einer unparteiischen Prüfung ihrer Motive, einen Eingriff in die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre zu erblicken. Wir können daher erklären, dass wir der in dieser Angelegenheit ins Werk gesetzten Agitation durchaus fern stehen und das compromittirende, unbesonnene Vorgehen, welches ein Theil der hiesigen Studentenschaft zu unserm Bedauern beliebt und das der Sache des Dr. Dühring nach unserem Dafürhalten eher nachtheilig als förderlich sein kann, aufs Entschiedenste missbilligen. Den

oben bezeichneten Kundgebungen gegenüber halten wir uns für verpflichtet, diesen von uns und einem grossen Theile der übrigen hiesigen Studirenden vertretenen Anschauungen unsererseits hierdurch Ausdruck zu geben. Mit der festen Zuversicht, dass Ew. Excellenz zu jeder Zeit, wenn es sich um eine wirkliche Gefährdung wissenschaftlicher Freiheit handelt, nicht auf Seiten der Gegner, sondern unter den treuesten Vertheidigern der wahren wissenschaftlichen Freiheit stehen werden, bitten Sie den Ausdruck ihrer Ehrerbietung und Ergebenheit zu genehmigen die Berliner Burschenschaften „Germania“ und „Arminia“.'

Dass der jüdische Liberalismus, welchem es im Gegensatze zu dem deutschen Liberalismus im Zeitalter Kant's und Friedrich's des Grossen an dem Instinkte für Gerechtigkeit gebricht, thatsächlich der deutschen Socialdemokratie Vorschub geleistet hat, mag Folgendes beweisen.

Bekanntlich hatte sich die Berliner Socialdemokratie unter Führung des Reichstags-Abgeordneten Fritzsche des aus dem Universitätsverbande entlassenen Privatdocenten Dr. Dühring angenommen und gleichzeitig versucht, denselben als Bundesgenossen für ihre Bestrebungen zu gewinnen. Als Dr. Dühring später in sehr entschiedener Weise diese Bundesgenossenschaft ablehnte und sich die Freiheit seiner wissenschaftlichen Ueberzeugungen vorbehielt, wurde er von den Socialdemokraten mit gleicher Verachtung und „sittlicher Entrüstung“ behandelt, wie von Seiten der Berliner philosophischen Fakultät und des liberalen Cultusministers Falk, welcher nach parlamentarischer Doctrin in Ermangelung eigenen Urtheils jene Corporation als einzige „sachverständige Commission“ zu betrachten genöthigt war. Vielleicht war es dem durch den Culturkampf vollständig in Anspruch genommenen und überlasteten Minister unbekannt, dass über den wissenschaftlichen Werth des Privatdocenten Dr. Dühring bereits ein Urtheil von einer „sachverständigen Commission“ veröffentlicht war, welche hinsichtlich ihrer Competenz und Unbefangenheit offenbar über der philosophischen Fakultät der Universität zu Berlin steht, ich meine das Urtheil der Göttinger philosophischen Fakultät über die von Dr. E. Dühring verfasste „Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik“. Da diese Schrift als Preisbewer-

bung für die Beneke-Stiftung[1]) anonym von Hrn. Dr. Dühring eingereicht werden musste, war das Urtheil der wissenschaftlichen Corporation zu Göttingen ein von persönlichen Rücksichten vollkommen unbeeinflusstes und deshalb massgebenderes. Als Motto seiner Bewerbungsschrift hatte Hr. Dr. Dühring die folgenden Worte von Lagrange gewählt:

---

[1]) Die Beneke-Stiftung ging testamentarisch von dem 1864 verstorbenen Consistorialrath C. G. Beneke aus und sollte dem Andenken seines Bruders F. E. Beneke und dessen philosophischen Bestrebungen gewidmet sein. Die Göttinger philosophische Fakultät, welche von dem Magistrate der Stadt Berlin, dem Curator der Stiftung, die Betrauung mit der jährlichen Ausschreibung der Preise übernahm, that dies jedoch nur unter der Bedingung, dass sie die Themata aus dem Umkreis aller derjenigen Wissenschaften wählen dürfte, welche sich in der philosophischen Fakultät vereinigt fänden. Was die Schicksale F. E. Beneke's betrifft, dem zu Ehren und in dessen Sinn der Stifter seine Anordnung getroffen hatte, so war jener schon 1822 als Privatdocent der Philosophie von der Berliner Universität auf Betrieb des damaligen Hauptprofessors der Philosophie Hegel wegen angeblichen Materialismus durch den Minister Altenstein removirt worden. Nach einer Anzahl Jahre wieder rehabilitirt und später nach des genannten Professors Tode wenigstens zu einer ausserordentlichen Professur befördert, gelangte er schliesslich zu keinem ordentlichen Amt innerhalb der Fakultät. Beneke verschwand 1854 in seinem 57. Lebensjahre. Sein Leichnam wurde in einem bei Berlin gelegenen Wasser gefunden.

Das seltsame Missgeschick der Berliner Universität mit Privatdocenten von Ruf steht nicht vereinzelt da. Einige zwanzig Jahre vor dem Benekeschen Fall hatte ihr Schopenhauer als Privatdocent den Rücken gekehrt, aber freilich nicht um ins Wasser, sondern um mit der Universitätsphilosophie ins Gericht zu gehen. Zwei Jahrzehnte nach dem Beneke'schen Todesfall beschäftigt sich die philosophische Fakultät wieder mit der Remotion des Privatdocenten Dühring. Unwillkürlich wird man bei Erwägung dieser Verhältnisse an die tiefempfundenen Worte der Jüdin Rahel Levin, der Frau des mit A. v. Humboldt so eng befreundeten Varnhagen von Ense, erinnert:

„In Berlin hält sich nichts, alles kommt herunter, wird ruppig, ja wenn der Papst nach Berlin käme, so bliebe er nicht lange Papst, er würde was Ordinäres, ein Bereiter etwa. Humboldt war ein grosser Mann bis er nach Berlin kam, da wurde er gewöhnlicher.“ (Vgl. oben S. 431.)

Darf ich mir gestatten, an Hrn. Geheimrath Helmholtz die Frage zu richten, ob er sich durch eine Vergleichung mit Alexander von Humboldt verletzt fühlen würde?

„S'il y a encore quelque chose à désirer dans la mécanique, c'est le rapprochement et la réunion des principes qui lui servent de base et peut-être même la démonstration rigoureuse et directe de ces principes.“

Es waren fünf Bewerbungsschriften bei der Fakultät eingegangen. In der öffentlichen Fakultätssitzung vom 11. März 1872 wurde über diese fünf eingegangenen Arbeiten berichtet. Das Urtheil über die Dühring'sche Schrift, welche mit dem ersten Preise gekrönt wurde, lautet nach der Veröffentlichung in den „Nachrichten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“ Nr. 8 v. 13. März 1872 wörtlich wie folgt:

„Die fünfte Arbeit mit dem Spruche: *S'il y a quelque chose* u. s. w. hat der Facultät durch 586 enggeschriebene Folioseiten eine grosse aber angenehm lohnende Mühe verursacht. Sie erregt schon durch ihr ausführliches Inhaltsverzeichniss die Hoffnung, in ihr wirklich alle die Fragen sorgfältig berücksichtigt zu finden, welche das Programm der Facultät der Beachtung der Bearbeiter empfohlen hatte. Die Ausführung bestätigt diese Hoffnung in höchst erfreulicher Weise. Mit vollständigster und freister Beherrschung der Sache und erstaunlicher Ausdehnung genauster literarischer Kenntnisse sind nicht nur alle wesentlichen Punkte erörtert, sondern eine grosse Anzahl kleinerer Discussionen, welche die Facultät nicht für unerlässlich gehalten hätte, aber mit Dank anerkennt, da sie überall dem volleren Verständniss des Gegenstandes dienen, bezeugen zugleich die grosse Liebe und die Umsicht, mit welcher der Verfasser sich in seine Aufgabe vertieft hat. Dem ausserordentlichen so aufgehäuften Stoffe entspricht die Fähigkeit zu seiner Bewältigung. Der Verfasser hat Darstellung und Kritik nicht getrennt, sondern folgt, beide vereinigend, dem Verlauf der für die Mechanik sich unterscheidenden Epochen; durch feines Gefühl für klare Vertheilung der Massen ist es ihm gelungen, zugleich auf die ganze geistige Signatur der Zeitalter, auf den wissenschaftlichen Charakter der leitenden Persönlichkeiten und auf die fortschreitende Entwicklung der einzelnen Principien und Lehrsätze ganz das belehrende geschichtliche Licht fallen zu lassen, welches die Facultät vor allem gewünscht hatte. Auch keine der besondern Forderungen, welche das Programm der Aufgabe ausgesprochen hatte, ist unbeachtet geblieben. Die ursprünglichen Aufgaben, an deren Behandlung jedes neue Princip oder Theorem entstand, sind überall mit vollendeter Anschaulichkeit reproducirt und die allmälige Umformung, die jedes erfahren hat, durch alle Zwischenglieder sorgfältig verfolgt. Die Berührungen der mechanischen Gedanken mit der philosophischen Speculation sind nirgends vermieden; sie sind nicht nur in eignen Abschnitten entwickelt, sondern der feine philosophische Instinct, der den Verfasser auch auf diesem Boden leitet, ist ebenso deutlich in einer grossen Anzahl aufklärender allgemeiner Bemerkungen sichtbar, welche an

schicklichen Stellen in die Darstellung der mechanischen Untersuchungen verflochten sind. Den angenehmen Eindruck des Ganzen vollendet eine sehr einfache aber an glücklichen Wendungen reiche Schreibart, die warme Anerkennung jedes Verdienstes, die erklärende Entschuldigung des Misslungenen und die vornehme Schonung, mit der über das Verkehrte hinweggegangen wird. Nur ein Bedenken hegt die Facultät. Der Verfasser ist sehr ausführlich in Wiederholungen früher dargestellter Sätze und in Rückverweisungen auf sie; denkt man sich die vorliegende Arbeit als eine Reihe von Vorträgen, so erscheinen diese Recapitulationen als gut berechnete Mittel einer ausgezeichneten Lehrbegabung; auch werden sie im übersichtlichen Druck den Leser nicht ebenso aufhalten als bei der Durchsicht der Handschrift. Gleichwohl bleibt der Erwägung werth, ob nicht eine grössere Einschränkung hierin wenigstens in der letzten Hälfte der Schrift sich empföhle, wo einestheils ohnehin die Natur der Sache zu häufigen Reproductionen derselben Gedanken unter verschiedenen Formen zwingt, anderntheils Alles, was der Verfasser beachtet wünscht, als durch das Frühere bereits hinlänglich eingeschärft gelten kann. Anderes hat die Facultät nicht zu erwähnen; voll Befriedigung, sich als die Veranlasserin dieser schönen Leistung zu wissen, durch welche ihre Aufgabe vollständig gelöst und viele Nebenerwartungen übertroffen sind, zögert sie nicht, dem Verfasser den ersten Preis hiedurch öffentlich zuzuerkennen."

Die Redaktion des vorstehenden Urtheils rührt von Hrn. Professor Lotze her, welcher gegenwärtig Zeitungsberichten zufolge mit der Universität zu Berlin wegen Annahme eines Rufes nach Berlin an Stelle des verstorbenen Professors Harms in Unterhandlung steht. Als Mitunterzeichner des Urtheils über die Dühring'sche Preisschrift figuriren mein verstorbener Freund, der berühmte Mathematiker Clebsch und mein nochlebender Freund, der berühmte Physiker Wilhelm Weber. Wenn also überhaupt der wissenschaftliche Werth eines Docenten durch Urtheile über seine literarische Leistungen von Autoritäten ersten Ranges festgestellt werden kann, so ist dies im vorliegenden Fall bei dem removirten Privatdocenten Dr. Dühring der Fall. Da nun ferner dem Minister Dr. Falk meine eigene Polemik gegen Hrn. Helmholtz sowohl in meinem Cometenbuche als in meinen wissenschaftlichen Abhandlungen nicht gänzlich unbekannt sein konnte, da ich ihm die letzteren ebenso wie dem Fürsten von Bismarck mit entsprechenden Begleitschreiben zugesandt habe, so leuchtet ein, dass ohne eine ergänzende Bestimmung in unseren Gesetzen die akademische Lehr- und Pressfreiheit in Deutsch-

land lediglich von der Willkür und dem Gutdünken der Cultusminister abhängt, d. h. von den Vorstellungen, welche sich diese Minister von den moralischen und intellectuellen Fähigkeiten derjenigen Gelehrten bilden, deren amtliche Gutachten sie als massgebend für ihr Verhalten gegen die ihnen gesetzlich unterstellten akademischen Docenten betrachten wollen. Dass im vorliegenden Falle zwischen den Anschauungen der Göttinger und Berliner philosophischen Fakultät über den wissenschaftlichen Werth des Privatdocenten Dr. Dühring ein Widerspruch besteht, wird nicht in Abrede gestellt werden können. Ebensowenig wird man bestreiten wollen, dass Schopenhauer's und meine Ausdrucksweise gegen Herrn Helmholtz[1]) wegen ähnlicher Rücksichtslosigkeiten bei Anerkennung fremder Verdienste eine viel stärkere als diejenige des Hrn. Dr. Dühring ist. Selbst für einen so nahen Freund und grossen Verehrer des Hrn. Helmholtz, wie Hr. E. du Bois-Reymond, hat ja Hr. Helmholtz „den Schein unredlicher Handlungsweise auf sich geladen" (vgl. den facsimilirten Brief). Hr. Helmholtz ist aber gegen alle diese Dinge durchaus nicht empfindlich, ebenso wenig wie sein College Virchow[2]), sondern sieht vielmehr in der steigenden Unhöflichkeit seiner Collegen nur einen Maassstab für seinen eigenen Erfolg, indem er wörtlich[3]) erklärt:

„Metaphysiker pflegen wie Alle, die ihren Gegnern keine entscheidenden Gründe entgegen zu setzen haben, nicht höflich in ihrer Polemik zu sein: den eignen Erfolg kann man ungefähr an der steigenden Unhöflichkeit der Rückäusserungen beurtheilen. . . . . Einen „„Montblanc neben einem Maulwurfshaufen"" nennt sie Schopenhauer. — Vrgl. Arthur Schopenhauer, von ihm, über ihn von Frauenstädt und Lindner. Berlin 1863. S. 653."

So viel mir bekannt, ist es das erste Mal, dass Hr. Helmholtz in seinen Schriften den Namen Schopenhauer

[1]) Vgl. Meine Schrift: „Zur Aufklärung des deutschen Volkes . . S. 88.

[2]) „Ich bin nicht empfindlich und trage den Mitgliedern der Regierung, selbst dem Fürsten v. Bismarck nichts nach." Virchow in seiner Magdeburger Wahlrede. Magdeburger Zeitung v. 17. Oct. 1878.

[3]) „Rede gehalten zur Feier des Stiftungstages der militärärztlichen Bildungs-Anstalten am 2. August 1877 von Dr. H. Helmholtz." Berlin (Hirschwald) 1877.

erwähnt, — und zu welchem Zwecke? Nicht etwa um sich von dem „Schein unredlicher Handlungsweise“ zu befreien — nein, um sich über Schopenhauer lustig zu machen. Auf die Bedenklichkeit einer solchen „literarischen Licenz“ habe ich mir erlaubt, Hrn. Helmholtz bereits im 2. Bande (Thl. 1. S. 202) meiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ mit folgenden Worten aufmerksam zu machen:

„Da es Hr. Helmholtz nicht für bedenklich hält, 6 Jahre nach dem Erscheinen meines Buches „über die Natur der Cometen“, in welchem ich ihm actenmässig die Prioritätsansprüche Schopenhauer's bezüglich der Lehre von der Apriorität des Causalgesetzes nachgewiesen hatte, den Leser selber auf die obige Stelle zu verweisen, so liegt auch für mich kein Bedenken vor, diese Stelle wörtlich hier zu reproduciren. Dieselbe enthält einen Brief Schopenhauer's an Frauenstädt d. d. Frankfurt a. M. d. 25. Juli 1855, in welchem sich Ersterer schon bei seinen Lebzeiten selber über Helmholtz wegen Verletzung von Prioritätsrechten beklagt. Der Brief lautet:

„„Alter Freund! Ihren Aufsatz in der No. 27. der Europa[1]) hatte ich schon gelesen und gefunden, dass Sie von mir wohl hätten in einem etwas höheren Tone reden können, statt mich einigermassen mit dem Helmholtz zu parallelisiren. Sagen „„er und ich ständen auf demselben Boden““ ist wie sagen, der Montblanc und ein Maulwurfshaufen neben ihm ständen auf demselben Boden. . . . Sie hätten ihn dafür, dass er über das Sehen schreibt, ohne mich zu kennen, oder kennen zu wollen, herunterhunzen sollen, und nach Noten.““

Da die hier in der That vorhandene „Unhöflichkeit eines Metaphysikers“ schwerlich jemals später von einem andern Metaphysiker übertroffen worden ist, so hätte sich Hr. Helmholtz bereits im Jahre 1855 auf der Höhe des „eigenen Erfolges“ befunden.“

Meine Leser werden aus dieser öffentlichen Erklärung des Hrn. Helmholtz ersehen, dass die „steigende Unhöflichkeit“ in meiner Polemik von meinen Collegen nur als Maassstab für ihren „eigenen Erfolg“ betrachtet wird. In der That bin ich für dieses offene Geständniss Herrn Helmholtz ausserordentlich dankbar, denn es giebt mir psychologisch den Schlüssel zur Erklärung dafür, dass sich sein Freund E. du Bois-Reymond 7 Jahre später zur Inscenirung einer ähnlichen Demonstration in Leipzig ermuthigt fühlte. In

[1]) (Ueber Helmholtz's Vortrag zum Besten des Kant-Denkmals „über das Sehen der Menschen“. Leipzig 1855.)

Leipzig hatte die Rolle des Hrn. Hofrath Wiedemann als Protector diesmal freundlichst Hr. Geheimrath Ludwig übernommen. (Vgl. meine Schrift „Zur Aufklärung des deutschen Volkes“ S. 83.)

Da ich also meinen berühmten Collegen in Berlin durch die „steigende Unhöflichkeit meiner Polemik“ nur angenehme Empfindungen erwecke, indem für sie meine Schriften dasselbe sein müssen, was für den müden Wanderer Meilensteine sind, welche ihn daran erinnern, dass er bald am Ziele seiner mühseligen Wanderung angelangt ist, so wird auch Niemand geneigt sein, jenen Männern die individuelle Freiheit beim Genusse ihrer Wanderfreuden zu verkümmern. — Fragt man aber mich, ob es auch mir Vergnügen mache, mich bei den Wirkungen meiner Polemik mit dem bekannten Spruche zu trösten:

Gutta cavat lapidem non vi sed saepe cadendo,

so bin ich leider nicht in der glücklichen Lage wie Hr. Helmholtz mir gegenüber. Nicht Lust-, sondern Schmerzempfindungen sind es, welche mir durch „dickfellige Collegen“ ebenso wie dem Fürsten von Bismarck durch „dickfellige Minister“ bereitet werden. Letzterer äusserte in der Reichstagssitzung vom 9. Februar 1878 wörtlich: „Abgehärtete dickfellige Minister sind nicht mein Ideal!“ Zum Dank für dieses auch mir sympathische geflügelte Wort hat Hr. Dr. Gustav Schwetschke in Halle unserm grossen Kanzler zu seinen vielen wissenschaftlichen Ehrendiplomen auch noch das folgende *cognomine Cuvier*[1]) ertheilt:

„Dickhäuter (Pachydermen) sind
Nach Cuvier nur fünf mein Kind!
Es sollen Flusspferd, Nashorn, Schwein,
Der Elephant und Tapir sein.
Doch, was bei Cuvier noch fehlt,
Hat jetzt Herr Bismarck aufgezählt
Als sechstes im Register:
Dickfellige Minister!“

„Ist der Judenhasser Dühring, welcher einen Helmholtz mit Schmutz bewirft, ein Jude?“ fragt Hr. Ludwig

[1]) „Gustav Schwetschke's neue ausgewählte Schriften.“ Deutsch und lateinisch. Bismarckias, Varzinias und andere Zeitgedichte. Halle (Schwetschke) 1878. —

Bamberger in dem jüngst erschienenen 2. Heft von Gottschall's „Deutscher Revue der Gegenwart“.[1]) — „Ist Herr Helmholtz, welcher seinen Vorgänger Schopenhauer im Grabe höhnt und kein Bedürfniss empfindet, sich vom „„Scheine unredlicher Handlungsweise““ zu befreien, ein Jude?“ frage ich in Erwiderung seiner Bemerkung Hrn. Bamberger.

Ist ferner Professor Alfred Dove ein Jude, der Männer wie Fechner und Wilhelm Weber „mit Schmutz bewirft?“ (Vgl. Zur Aufkl. S. 16.) Sind unsere beiden deutschen Vivisectoren E. du Bois-Reymond und Ludwig, die sich an solchen „schmutzigen“ Geschäften betheiligen, oder Professor Zarncke, der als verantwortlicher Redacteur unbeanstandet die Spalten seines „literarischen Centralblattes für Deutschland“ solchen Schmutz-Werfereien geöffnet hat — sind alle diese deutschen Professoren Juden, Herr Bamberger? — Soviel ich weiss, nein, nicht einmal getaufte. (Vgl. a. a. O. S. 64 ff.)

Aber ich stimme Hrn. M. Reymond (vgl. a. a. O. S. 19) vollkommen bei, wenn er behauptet, dass „in der intellectuellen Richtung derjenigen gesellschaftlichen Kreise, innerhalb deren sich der Verjudungsprocess vollzieht, ein Element vorwaltet, welches eine gewisse Affinität zu dem jüdischen Geiste hat“. Um mich eines von Professor Alfred Dove bezüglich der Leipziger Spiritisten gewählten Vergleiches zu bedienen,[2]) verhält es sich mit jenen „gesellschaftlichen Kreisen“ ähnlich wie mit dem fruchtbaren Boden unter den Eichen des Leipziger Rosenthals. Es muss eine „gewisse Affinität für Knoblauch“ in diesem Boden vorausgesetzt werden, um das üppige Gedeihen und Wuchern dieser Pflanze unter den ehrwürdigen Stämmen deutscher Eichen zu erklären. Herr Ludwig Bamberger als deutscher Volksvertreter und Nationalökonom wird mich nun aber vielleicht fragen, ob denn die Früchte und der Duft, welche sich aus solcher Vereinigung

[1]) „Unsere Zeit“ 1880. Zweites Heft. S. 192. „Deutschthum und Judenthum“. Erwiderung auf Professor v. Treitschke's Aufsatz in den Preuss. Jahrbüchern. (Vgl. oben S. 43.)

[2]) Alfred Dove in seinem anonymen Pamphlete „Der Spiritismus in Leipzig“ S. 9. „Und gerade da müssen sich nun die Spiritisten niederlassen, wie der Knoblauch unter den Eichen des Rosenthals.“

von Eichenwald und Knoblauchskraut entwickelt haben, nicht höchst nutzbringend und angenehm für das deutsche Volk gewesen sind. Erinnert denn nicht jene Zusammenstellung im Reiche der Pflanzen an Gold und Nickel im Reiche der Metalle? Ich selber gestatte mir diese Frage vom nicht-confessionellen Standpunkte mit der Antwort: „Das ist Geschmacksache“ zu erwidern.

Denjenigen meiner Collegen, welche von der jüdischen Empfindlichkeit und nervösen Reizbarkeit des semitischen Elements in Deutschland angesteckt sind, erlaube ich mir auf's Angelegentlichste das Studium der interessanten Abhandlung „Ueber Injurien von Dr. H. Baumeister, weil. Präsident des Obergerichtes in Hamburg“ zu empfehlen, die soeben in der „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff“ (Berlin 1880, Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung) erschienen ist. Der Verfasser sagt hier S. 7 wörtlich:

„So viel ist klar, dass der Einzelne keinen Anspruch auf den Schutz seiner Ehre haben kann, die bloss auf seine eigene subjektive Ansicht von seiner allgemeinen oder vorzüglichen Würdigkeit gebaut wäre. Die Ansprüche zu weit getriebener Empfindlichkeit oder des Hochmuthes dürfen nicht beachtet werden.“

Ob der Hamburger „praktische Jurist“ Dr. H. Baumeister bei diesen Worten an den Fall Helmholtz *contra* Dühring gedacht hat, vermag ich nicht zu entscheiden. Dass aber mein leider der Wissenschaft zu früh entrissener Freund und College Clebsch, einer der Sachverständigen von den Preisrichtern über die Dühring'sche Schrift, an Hrn. Helmholtz gedacht hat, als er mir die folgenden Worte in einem der beiden facsimilirten Briefe schrieb, wird nicht bezweifelt werden dürfen:

„Möchte Ihr Kampf gegen das Mandarinenthum, worin ich jedem Worte auf's Lebhafteste beipflichte, dazu dienen, uns vor Pariser *Coterie*-Zuständen retten helfen. Ich fürchte nur es wird schwer sein, direct zu wirken. Das blosse Dasein von Leipzig wirkt vielleicht, wenn auch nur mittelbar, noch erschütternder. — Es ist aber ein dicker Panzer von Selbstgefälligkeit, mit dem die betreffenden Herren sich umwickelt haben.“

Nichts verletzt das Volksgewissen mehr als Ungerechtigkeit, und es ist meine aufrichtige Ueberzeugung, dass eine grosse Schuld an dem Anwachsen und der eigenthümlichen Form der Socialdemokratie in Deutschland Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit der höheren und „gebildeten“ Stände gegen die von ihnen materiell oder formell abhängigen Schichten des deutschen Volkes tragen. An Stelle des jüdischen Egoismus muss wieder aufrichtige, christliche Nächstenliebe in unsere Herzen dringen, welche auch dem Hochmuthe auf dem Gebiete des Wissens Schranken setzen wird. Dass die Remotion Dühring's thatsächlich die Nothwendigkeit einer allgemeinen „Reorganisation unserer universitären Zustände“ dem Volke zum Bewusstsein gebracht hat und dass die Socialdemokratie hieraus für ihre Zwecke Capital zu schlagen versuchte, dies mögen folgende Worte aus der eingegangenen „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ v. 19. Juli 1877 beweisen:

„Preussen. Der Volks-Zeitung geht ein längerer Artikel über die Dühring'sche Angelegenheit zu, worin es heisst:

Ich bin nicht im mindesten gegen die socialdemokratische Bundesgenossenschaft voreingenommen und werde etwas Gutes gewiss nicht darum zurückweisen, weil es aus jenem Lager kommt. Nein, ich bewillkommne das Gute, wo immer es sich finden möge. Nun kennen wir aber doch unsere Socialistenführer nicht erst seit gestern. Wir wissen, dass sie keine Gelegenheit unbenutzt lassen, sondern alles und jedes als Agitationsmittel benutzen, was sich nur benutzen lässt. Von jeher sind sie bemüht gewesen, sich einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben, und wer weiss, wie ein solcher bei ihren Anhängern „zieht“, wird es begreiflich finden, dass sie jetzt so stramm ins Feld rücken. Für jeden, der das übrige Treiben der Socialdemokraten beobachtet, die gestrige Rede des Hrn. Fritsche gehört und den nachhinkenden volksstaatlichen Pferdefuss bemerkt hat, kann es aber nicht zweifelhaft sein, dass diesen Herren die Sache nur Mittel zum Zweck, ihr ganzes Auftreten und das schmeichelnde Hätscheln der Studenten nichts als politische Agitation und auf den Fang der Herren abgesehen ist, „denen die Zukunft Deutschlands anvertraut ist“. Ihre angebotene Mitwirkung bei der „Reorganisation unserer universitären Zustände“ und der Gründung einer „freien wissenschaftlichen Vereinigung“ ist ein Danaergeschenk der schlimmsten Art. Bei Inangriffnahme einer solchen weitgehenden Umgestaltung, wie die gestern constituirte wissenschaftliche „Vereinigung“ sie erstrebt, ist die grösste Vorsicht in der Wahl der Mittel unbedingte Nothwendigkeit. Diese Vorsicht scheint mir etwas ausser Acht

gelassen zu werden. Eine Vereinigung von Studenten, Handwerkern, socialdemokratischen Agitatoren, Arbeitern, Kaufleuten etc. (alle diese Klassen weisen Vertreter auf) scheint mir nicht dazu angethan zu sein, die bisherige Art des wissenschaftlichen Lehrens und Studirens zu stürzen und Besseres an ihre Stelle zu setzen. Und doch wie nothwendig ist die Umgestaltung!"

Die Vossische Zeitung berichtet:

„Die Herren G. Böhling, *stud. phil.*, Mellmann, *stud rer. nat.*, Kullmann, *stud. jur.*, und Uckermann, *hist. stud.*, haben uns ein umfassenderes Schriftstück eingereicht, in welchem dieselben gegen einzelne Vorkommnisse auf der am Donnerstag Abend im grossen Saale des Handwerkervereins abgehaltenen Versammlung in Sachen Dühring's Protest erheben. Die Beschwerdeführer tadeln es, dass die Minorität in der Versammlung mehrfach von der Majorität terrorisirt worden. Man sei sogar so weit gegangen, dass man die Zeit für die Sprechenden, nachdem die Redner für die Resolution ihre Meinung geäussert hatten, von 10 auf 5 Minuten herabsetzte. Damit habe denn auch das Benehmen des Vorsitzenden und des sogenannten Bureau im vollen Einklange gestanden. Von Unparteilichkeit sei keine Rede gewesen. Der Vorsitzende selbst habe sich zu Gunsten der Majorität an der Debatte betheiligt. Durch das Hinzukommen der Socialdemokraten sei die Partei der Gegner um ein Bedeutendes vermehrt worden, während viele Studenten nach Abschluss der Debatte über die „Remotion Dühring's" sich entfernt hatten. Die Rednerbühne wurde von den herzuströmenden fremdartigen Elementen umstellt, und gröbliche Beleidigungen derjenigen Redner, welche für die Minorität eintraten, erfolgten bald. Der Vorsitzende habe nichts gethan, um Derartiges zu verhüten. „Zur Ehre der anwesenden Studenten", so heisst es dann in dem Protest weiter, „nehmen wir an, dass ihnen diese Umstände entgangen sind, sie würden sonst jedenfalls für die Freiheit der Rede und den Schutz der Redenden eingetreten sein. Wir halten uns jedoch für verpflichtet, dies der Oeffentlichkeit mitzutheilen, damit man sich ein Urtheil darüber bilden kann, wie in gewissen Kreisen der Paragraph, dass jeder Preusse seine Meinung frei äussern dürfe, verstanden wird." Es folgt dann eine längere Mittheilung über das Auftreten und den Empfang des Reichstagsabgeordneten Fritsche sowie ein Exposé über die aus der Vereinigung eines Theiles der Studenten unserer Hochschule mit den Socialdemokraten zu befürchtenden Ergebnisse. Zum Schluss wird darauf hingewiesen, dass der zahlreiche Besuch der Versammlung zum grossen Theil der absichtlich verbreiteten, aber falschen Mittheilung zu verdanken gewesen, Dr. Dühring werde in derselben selbst erscheinen."

Darf man es einem Manne von sittlichem Selbstgefühl nach solchen Erfahrungen verargen, wenn er in der vom *foetor judaicus* geschwängerten Atmosphäre Berlin's einer Verbitterung anheimfällt, die ihm den hoffnungsvollen Blick

auf den stetigen Fortschritt der Menschheit verdunkelt? wenn er den Glauben an das unverbrüchliche Princip der ewigen Gerechtigkeit verliert, welches meiner Ueberzeugung nach ein ebenso allgemeines Gesetz in der moralischen Welt ist, wie in der physischen Welt dasjenige Gesetz, welches Robert Mayer mit der dem schwäbischen Volksstamme eigenthümlichen Genialität vom Pulsschlag des menschlichen Herzens bis in die Tiefen des Himmels verfolgt hat. Erwägt man, einen wie geringen Theil von gleichzeitig an der Erdoberfläche stattfindenden Vorgängen der einzelne Mensch nach Massgabe seiner beschränkten Sinneswahrnehmungen übersieht, und wie wenig er daher berechtigt ist, den aus solchem beschränkten Beobachtungsmaterial gezogenen Schlüssen über den Fortschritt der menschlichen Entwickelung zu trauen, so kann die empirische Bestätigung der ewigen Gerechtigkeit für einen räumlich begrenzten Entwickelungsprocess, ähnlich wie bei meteorologischen Processen das Gesetz der Compensation, nur erst nach Beobachtung längerer Zeitabschnitte erwartet werden, welche nicht selten die Dauer von Generationen umfassen. Alle Verbitterung und aller Pessimismus entspringt aber im Wesentlichen nur aus einer Concentration des Verstandes auf räumlich und zeitlich allzu beschränkte Processe in der Entwickelung der Menschheit. Denn die Geschichte unseres Geschlechtes ist einem grossen Gemälde vergleichbar, zu dessen Beurtheilung ein grösserer Abstand des Beschauers erforderlich ist. In der Nähe oder wohl gar durch die Lupe betrachtet, würde uns hier die Anhäufung der weissen Oelfarbe den Eindruck eines hässlichen Fleckes, dort denjenigen einer störenden Unebenheit machen. Treten wir dagegen einige Schritte zurück, so kann sich jener weisse Fleck in den Lichtglanz des Auges einer Madonna und jene stark aufgetragene dunkle Stelle in einen verständnissvoll vom Künstler angebrachten Schlagschatten verwandeln.

Gerade bei hochentwickelten Verstandeskräften tritt nicht selten die Gefahr einer solchen mikroskopisch gründlichen Betrachtung einzelner Weltvorgänge ein und wird dann gebüsst durch den Verlust der versöhnenden Aussicht auf das

harmonische Ganze. Gesellt sich hierzu noch eine stark ausgeprägte Subjectivität, so schützt selbst nicht ein ruhmgekröntes und gesichertes Alter vor solcher Verbitterung gegen wissenschaftliche Autoritäten, selbst wenn sie durch den Namen eines Newton besiegelt sind. Eins der widerlichsten aber lehrreichsten Beispiele hiervon in unserer deutschen Literatur hat uns Goethe in seiner Polemik gegen Newton hinterlassen. Zum Beweise meiner Behauptung erlaube ich mir hier nur die folgenden Worte Goethe's über Newton anzuführen, welche sich in den §§. 230, 79, 7, 113, 148 ff. der Goethe'schen Farbenlehre befinden:

„Dass Newton aus lauter falschen Prämissen keine wahren Folgerungen ziehen konnte, versteht sich von selbst. . . Dass wir ein Muster von sophistischer Entstellung der Natur kennen lernten .... Anstatt einzusehen und einzugestehen, dass seine bisherige Darstellung durchaus falsch sei, sagt er ganz naiv . . . ohne dass die Welt, die hundert Jahre seine Lehre nachbetet, den Taschenspielerstreich gewahr wird. . . . Man könnte sich's wirklich zur Sünde rechnen, die selige Ueberzeugung der Newton'schen Schule, ja überhaupt die himmlische Ruhe der ganzen halb unterrichteten Welt in und an den Credit dieser Schule zu stören.... Noch einiger andern wunderlichen Consequenzen, die aus der Newton'schen Lehre herfliessen, müssen wir erwähnen. . . Denn sehr künstlich ist diese Bemerkung hier angebracht .... um seinen Hocuspocus weiter fortzusetzen. . . . Abermals eine sehr empfehlenswerthe Erscheinung für diejenigen, welche die Newton'sche Taschenspielerei fortzusetzen gedenken; höchlich bewundernswerth für die Schüler in der Laufbank. . . . Alle Beziehung untereinander, von welcher uns Newton so gern überreden möchte, ist als ein leerer Wahn, als ein beliebiges Mährchen anzusehen . . . Wenn uns Newton zu solchen Versuchen berief, die er vorsätzlich und mit Bewusstsein ausgesucht zu haben schien, um uns zu täuschen ....“ „Dass Newton eine solche gemischte Art des Vortrages zu seinem Zwecke advocatenmässig missbraucht...“

In den vorstehenden Worten greift also Goethe, wie man sieht, nicht nur den intellectuellen Gehalt der von ihm aus Mangel an physikalischer Bildung verkannten Newton'schen Deductionen an, sondern vor allem den Charakter Newton's, einer Zierde des Menschengeschlechtes — *generis humani decus* steht auf seinem Grabmal in der Westminster-Abtei zu London. Natürlich hat Goethe offen und ehrlich seine subjective wissenschaftliche und moralische Ueberzeugung ausgesprochen und ist nur, durch Eitelkeit verblendet, dazu verleitet worden,

seine dichterischen Lorbeeren durch das Unkraut und Dornengestrüpp eines pietätlosen wissenschaftlichen Hochmuthes zu verunzieren. Dennoch glaube ich zuverlässig behaupten zu dürfen, dass Newton, wäre Goethe sein Zeitgenosse und College an der Universität zu Cambridge gewesen, niemals die Remotion des Privatdocenten Goethe bei der philosophischen Fakultät zu Cambridge beantragt haben würde. Denn für ihn reichte die ewige Gerechtigkeit noch über das Grab bis in jenes Leben. „Man muss nur warten können", erwiderte mir jüngst Wilhelm Weber, als ich mich mit ihm bei seiner Anwesenheit in Leipzig gelegentlich über das Princip der ewigen Gerechtigkeit unterhielt. Auch Goethe hatte einst den Wunsch geäussert, sich mit Wilhelm Weber, als letzterer noch ausserordentlicher Professor der Physik in Halle war (1828), über seine Farbenlehre zu unterhalten und Weber auffordern lassen, ihn einmal in Weimar zu besuchen. Weber aber, wie er mir mittheilte, wusste sich dieser Einladung höflich zu entziehen, da er im Voraus davon überzeugt war, dass es Goethe nur darauf ankam, Anhänger für seine Farbentheorie unter den Physikern zu gewinnen und, im Falle ihm dies nicht gelang, sich über ihre Beschränktheit als „Fachgelehrte" öffentlich zu beklagen.

Hr. Dr. Dühring, dem ich vom rein menschlichen Standpunkte meine aufrichtige Sympathie entgegenbringe, mit dem ich auch in vielen Punkten seiner Polemik übereinstimme und bei dem mich vor Allem der sittliche Muth im Ausdruck seiner Ueberzeugungen sympathisch berührt, wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich ihn vorübergehend mit Goethe und Gauss mit Newton vergleiche. Wenn ich nun im Hinblick sowohl auf die umfassenden physikalischen Kenntnisse, als auf den subjectiven Gerechtigkeitssinn des Hrn. Dr. Dühring, die Annahme machen darf, derselbe theile mit mir die Empfindungen der tiefsten Indignation bezüglich der obigen Worte Goethe's über Newton, insofern es einen unedlen, von Stolz und Eitelkeit aufgeblasenen wissenschaftlichen Charakter verrathe, einen Mann im Grabe moralisch zu verkleinern, dem die Welt einen unbestrittenen Fortschritt in

der Erkenntniss des Universums verdankt, — ich sage, unter der Voraussetzung, dass Hr. Dr. Dühring meine Empfindungen über die obigen Worte Goethe's theilt, will ich ihm nun den Beweis liefern, dass er sich des gleichen Vergehens gegen Gauss schuldig gemacht hat, und daher, ebenso wie Goethe, Charaktereigenschaften verräth, die er gerade bei seinen Gegnern mit solcher Bitterkeit bekämpft: nämlich wissenschaftlichen Unfehlbarkeitsdünkel und gehässige Verkleinerung der wissenschaftlichen Ueberzeugungen Anderer. Zum Beweise meiner Behauptung möge hier der wörtliche Abdruck einer Stelle aus Dühring's „Cursus der Philosophie“ [1]) folgen:

„Wenn z. B. Gauss behauptete, dass die Summe der drei Winkel eines gradlinigen Dreiecks beliebig kleiner als zwei Rechte gemacht werden könne, sobald man nur die Seiten gross genug nehme, so war dies nicht etwa blos ein schlechter Spass oder der Anschein eines Widersinns, der vermittelst des bekannten Jargons des Unendlichen entstanden wäre und sich in eine nüchterne Wahrheit auflösen liesse, — sondern es war ganz einfach eine mystische Bizarrerie, deren geschraubte Consequenzen unter den Händen kleinerer Mathematiker uns schliesslich mit einer ganzen antieuklidischen Geometrie beglückt haben. Nicht genug, dass die Parallelen im Unendlichen einen Winkel bilden und man daher aus drei Parallelen eine ebene Raumeinschliessung, nämlich ein Dreieck formiren kann; nicht genug, dass dies buchstäblich und nicht etwa im Sinne des Unendlichkeitsjargons alter Tradition verstanden werden soll;[2]) nicht genug, dass ein Raum mit sieben oder zehn Dimensionen sich nach den neuen Aufschlüssen über die Geheimnisse der Natur schon so sehr von selbst versteht, dass derartige Conceptionen bereits wirklich und wahrhaft zum Kinderspiel geworden sind; — unter allen Ungeheuerlichkeiten dieser mystischen Brut-

[1]) „Cursus der Philosophie als streng wissenschaftlicher Weltanschauung und Lebensgestaltung. Von Dr. E. Dühring, Docenten der Philosophie und Staatswissenschaften an der Berliner Universität“. Leipzig 1875. S. 67.

[2]) Wie wenig Hr. Dr. Dühring die Schriften und Anschauungen von Gauss über den Unendlichkeitsbegriff kennt, mögen folgende Worte von Gauss über den Gebrauch einer unendlichen Grösse beweisen, welche sich in seinem Briefwechsel mit Schumacher (Bd. II. S. 271) befinden:

„Ich protestire zuvörderst gegen den Gebrauch einer unendlichen Grösse als einer Vollendeten, welcher in der Mathematik niemals erlaubt ist. Das Unendliche ist nur eine *Façon de parler*, indem man eigentlich von Grenzen spricht, denen gewisse Verhältnisse so nahe kommen als man will, während andern ohne Einschränkung zu wachsen verstattet ist.“ Z.

stätte findet sich auch die köstliche Idee, dass grade Linien vermittelst des Unendlichen in sich selbst zurückkehren. Hier wird offenbar die grade Linie zu einer mystischen Schlange, deren Kopf und Schwanz einander begrüssen, und alle solche Wunder verdankt man den neuen Räumen, die selbst wieder aus der Zauberkraft des Unendlichen gezeugt sind. Der schlimmste Humor bei der Sache ist der, dass man vor dieser neuen Mathematik nicht einmal grade ausspucken kann, ohne Gefahr zu laufen, dass einem durch Vermittlung der Unendlichkeit das Projectil von hinten wieder anfliege. Wer mir etwa unter dem Eindruck des Prestige, welches der Name Gauss auch in der falschen Richtung ausübt, nicht glauben will, findet eine kurze literarische Belegung der Thatsachen im letzten Capitel meiner Geschichte der Principien der Mechanik. Hier sei nur noch bemerkt, dass Gauss, der mit seiner grossen Autorität das Deliriren der kleinen ermöglicht und den ganzen, heut aufgeführten Wissenschaftsskandal durch seine gelegentliche Bizarrerie eingeleitet hat, philosophisch nicht minder roh, als in einigen speciellen Richtungen der reinen und angewandten Mathematik virtuos gewesen ist. Ein leicht erkennbares äusserliches Zeichen war die religiöse Beschränktheit und die gesellschaftliche Anschauungsart, welche dieser Sohn des Maurers mit Behaglichkeit bis in das höchste Alter gepflegt und stets als etwas angesehen hat, was über die moderne Denkweise und Gestaltungsart der Dinge erhaben wäre. So erklären sich aus der logischen Crudität seiner Welt- und Lebensansichten auch die fraglichen Verwicklungen mit dem mathematischen Mysticismus. Lassen wir jedoch dieses Nebengebiet, zu dessen Beschreitung uns nur die ephemere Thorheit der Mode einer Generation veranlassen konnte."

Ich wüsste nicht, wie ein unfehlbarer Papst in einer Bannbulle oder Encyklika mit kräftigeren Worten wissenschaftliche Ueberzeugungen verdammen und mit seinem Anathem belegen sollte, als dies in vorstehenden Worten Herr Dr. Dühring einem Manne wie Gauss und seinen Anhängern gegenüber thut. Wer hat nun aber objectiv in dieser Streitfrage recht? wird mich vielleicht mancher meiner Leser fragen. Hr. Dr. Dühring betrachtet die Resultate der ihm von der Natur verliehenen Verstandesthätigkeit als entscheidenden Richterspruch; würde es ihm daher nicht an natürlichem Instincte für objective Gerechtigkeit gebrechen, so wäre er doch genöthigt, dasselbe Vorrecht, welches er für seinen Verstand beansprucht, auch dem Verstande von Männern wie Kant, Gauss und Riemann einzuräumen. Nach den Gesetzen der ewigen Gerechtigkeit würden offenbar solche Rechtsverletzungen gegen verdiente Todte, welche sich nicht einmal mehr literarisch gegen ihre Gegner zu vertheidigen vermögen, nur durch eine

gleiche Behandlung des Hrn. Dr. Dühring von Lebenden gesühnt werden können. Ich würde mir daher die Ungerechtigkeiten und Verletzungen der akademischen Freiheit, deren sich die philosophische Fakultät und der ehemalige preussische Cultusminister Dr. Falk gegen den Privatdocenten Dr. Dühring schuldig gemacht haben, nach dem Princip der ewigen Gerechtigkeit einfach als Compensationswirkungen für die gleichen Vergehen von Seiten Dr. Dühring's gegen jene Todten erklären. Da solche ungerechten Handlungen aber nur Aeusserungen von tiefer liegenden Charaktereigenschaften sind, welche die damit Behafteten ebensowenig ohne Spiegel zu erkennen und hierdurch abzulegen im Stande sind, wie schwarze Flecken oder sonstige Verunzierungen ihrer körperlichen Erscheinung, so würde ich mir das leiderfüllte Leben des Hrn. Dr. Dühring vom Standpunkte des Princips der ewigen Gerechtigkeit durch eine moralisch nothwendige Kette von Conflikten erklären, deren heilsamer Endzweck die sittliche Veredelung des Charakters jenes kenntnissreichen und verdienstvollen Mannes ist. Ebensowenig wie Goethe durch seine Newton gegenüber bewiesene unschöne Charaktereigenschaft aufhört einer der grössten Dichter und tiefsten Kenner des menschlichen Herzens zu sein, ebensowenig verhindert die Bethätigung der gleichen Charaktereigenschaft des Herrn Dr. Dühring in seiner Beurtheilung von Gauss, dass er grosse Wahrheiten ausspricht und sich aufrichtig unseres, mit so grosser Wärme von ihm vertheidigten, berühmten Landsmannes Robert Mayer annimmt.

Wer wollte z. B. heute, nachdem der Kampf gegen die Vivisection und das thörichte Benehmen so vieler „Physiker und Physiologen von Fach“ gegen die Thatsachen des Spiritismus und thierischen Magnetismus eine so unglaubliche Fülle von moralischen und intellectuellen Gebrechen bei unseren officiellen Gelehrten „unter Aufsicht des Staates“ zu Tage gefördert hat, — wer wollte, sage ich, nach solchen Erfahrungen die folgenden Klagen Dühring's in seiner neuesten Schrift: „Robert Mayer, der Galilei des neunzehnten Jahrhunderts“, nicht wenigstens theilweise für berechtigt halten:

„Der Kampf des Forschers in unserer Zeit."

„Im Publicum stellt man sich gewöhnlich vor, dass heutiges Tages bei uns die Forschung frei sei. Die privilegirten Handwerksgelehrten unterhalten geflissentlich diese Meinung; denn sie ist ihnen günstig. Sie verdeckt nämlich die Unfreiheit und Unterthänigkeit der von Zunft- und Amtswegen verrichteten gelehrten Hantirungen, und sie lässt keinen lebendigen und ernsten Gedanken daran aufkommen, mit welchen Mitteln jene Hantirer einer monopolisirten und darum beschränkten Gelehrsamkeit die freien Forscher zu ersticken und aus dem Wege zu räumen suchen. Es ist für diese Leute, die den Alleinverkauf der Gelehrsamkeit ansichgebracht haben, sehr billig, ja einträglich, von dem Unrecht zu schwatzen, welches im 17. Jahrhundert die Kirche an Galilei ausgeübt hat, und wie man es im 19. so herrlich weit gebracht, dass die Freiheit der Naturforschung bei uns von keinem päpstlichen Gericht mit Tod bedroht und mit Folter und Gefängniss heimgesucht werde. Solches Geschwätz mag denen erbaulich klingen, die noch nicht Gelegenheit gehabt haben, hinter die Coulissen dieser gelehrten Freiheitskomödie zu blicken. Indem ich die Leistungen und Schicksale desjenigen Mannes berichte, der in unserm Jahrhundert am ehesten mit jener grossen Erscheinung des 17. verglichen werden kann, werde ich hinter dem Possenspiel, welches von den Verlehrten dem Publicum über Wissenschaftsfreiheit zum Besten gegeben wird, die ernsthafte, ja tragische Wirklichkeit sichtbar machen. Das Publicum, einmal bekannt mit den Geheimnissen des gelehrten Handwerks und Schauspiels, wird sich alsdann nicht mehr zum Besten haben lassen. Es wird die Gelehrtenstückchen für das nehmen, was sie sind, nämlich als Freiheitspossen, die von Leuten aufgeführt werden, die sich für ihre geistige Sklavenrolle und Gebrechlichkeit hinter der Scene dadurch zu entschädigen suchen, dass sie Männer, die zu ihrer Puppenhaftigkeit nicht passen, mit allen Mitteln der Lüge und Verfolgung über Seite bringen.

Ein derartig verfolgter, ja fast erdrückter Mann ist in unserm Zeitalter Robert Mayer gewesen, und das Verbrechen an ihm ist ein geschichtlicher Fall von gleicher ja für die Gegenwart und Zukunft von noch grösserer Bedeutung, als derjenige mit Galilei. Als Entdecker schliesst sich Mayer unmittelbar an Galilei an; denn seit den Zeiten dieses Begründers der modernen Physik ist kein zweiter Schritt geschehen, der an grundlegender Bedeutung dem Mayer'schen Aufschluss über die Kraftnatur und das Kraftmaass der Wärme gleich käme. Robert Mayer ist der zweite Begründer der Physik, ja überhaupt der höheren Naturwissenschaft mit ihren bis in die Physiologie reichenden Ausläufern. Aber auch in Rücksicht auf das Schicksal steht der Heilbronner Forscher nicht hinter dem Pisaner zurück. Im Gegentheil ist dieses Schicksal, wenn richtig gewürdigt, von einer Art gewesen, dass es auch das rein menschliche Interesse noch mehr in Anspruch nehmen muss, als die argen Erlebnisse, in denen Galilei die Niedertracht der Gelehrtenkaste und die geistesknechtenden Einrichtungen zu kosten bekam. Robert Mayer ist ärger gequält und

gefoltert worden, als sein Vorgänger. Wenn er nicht unterlegen ist, so hat man dies nicht seinen Feinden gutzuschreiben, sondern einzig und allein auf Rechnung der zähen Ausdauer seiner Natur zu setzen. Die Ränke gegen ihn haben nicht nur über seinen Tod hinaus gespielt, sondern sind, nachdem er die Augen geschlossen, erst recht dreist zur Verleumdung und Verkleinerung übergegangen. Sie dauern fort und werden sich auch fernerhin geltend machen; denn das frühere Verbrechen muss fortgesetzt und mit neuen Vergehungen überdeckt werden, wenn nicht das Ansehen der Gelehrtenkaste, von der es ausging, in eine noch schlimmere Lage kommen soll, als das der einstigen Feinde und Verfolger Galilei's. Diese konnten sich nämlich durch die Kirche decken, und der letztern wird jederzeit ein Theil der Schuld auch wirklich zufallen. An dem Mayer'schen Schicksal tragen aber die Leute vom gelehrten Handwerk und Schauspiel die Schuld so sichtbarlich, dass hier keine Kirche und kein Staat als Sündenträger vorgeschoben werden können. Die Andichtung des Grössenwahns im Sinne des Wahnsinns als Mittel, um Robert Mayer an der Geltendmachung seiner Entdeckung vor dem Publicum zu hindern, — das ist um die Mitte des 19. Jahrhunderts seitens der Handwerksgelehrten die That gewesen, durch welche das Schicksal des Mannes gestaltet wurde. Galilei wurde durch den Neid und die Bosheit der damaligen Handwerksgelehrten den Priestern zur ketzermässigen Behandlung und Quälerei in die Hände gespielt; Robert Mayer wurde auf Grund der Ueberzeugung von seiner Entdeckung den Fingern und Folterinstrumenten der irrenhäuslerischen Gelehrten übermittelt, um in dieser Schule und durch diesen Lehrapparat zu lernen, dass er sich etwas eingebildet habe, und dass es mit seiner Entdeckung nichts sei. Anstatt von ihm zu lernen und ihn anzuerkennen, gab man ihn lieber für verrückt aus. In der That ist dies das neuerfundene Ersatzmittel, durch welches die heutige Gelehrtenkaste das leistet, was die frühere durch Verketzerung und durch Hetzereien bei den Würdenträgern der Kirche gegen Galilei erreichte."

Indem ich hoffe, dass sich mir demnächst eine Gelegenheit darbieten wird, das vorstehende Urtheil Dühring's über die Verfolgungen Robert Mayer's hinsichtlich mancher darin enthaltenen Uebertreibungen zu corrigiren, mögen hier vorläufig die Worte von Professor Clausius in Bonn und ein von diesem publicirter Brief Robert Mayer's im Decemberheft 1879 der „Annalen der Physik und Chemie. Neue Folge. Unter Mitwirkung der physikalischen Gesellschaft in Berlin und insbesondere des Herrn H. Helmholtz herausgegeben von G. Wiedemann" folgen. Der Aufsatz von Clausius lautet wörtlich wie folgt:

„Ueber das Bekanntwerden der Schriften Robert Mayer's; von R. Clausius.

Schon zu wiederholten Malen hat Hr. Dühring in seinen Schriften meine Arbeiten über die mechanische Wärmetheorie getadelt; ich habe aber nicht darauf geantwortet, weil ein ohne specielle Begründung, nur in allgemeinen Ausdrücken ausgesprochener Tadel zu einer auf wissenschaftliche Gründe gestützten Entgegnung keine Anhaltspunkte bietet. In seiner kürzlich erschienenen Schrift „Robert Mayer, der Galilei des neunzehnten Jahrhunderts" greift er aber meinen Charakter an, und zwar in solcher Weise, dass ich es meiner Ehre schuldig bin, darauf zu antworten.

Zum bessern Verständnisse muss ich zunächst über die Stellung meiner Arbeiten zu denen Mayer's und über den Vorgang, auf welchen der Angriff sich bezieht, und den ich selbst schon im zweiten Theile meines Buches über die mechanische Wärmetheorie[1]) besprochen habe, einiges vorausschicken.

Als ich meine erste auf die Wärme bezügliche, i. J. 1850 veröffentlichte Abhandlung schrieb, kannte ich von Rob. Mayer den i. J. 1842 in den Wöhler-Liebig'schen Annalen erschienenen Aufsatz und von Joule die im *Philosophical Magazine* veröffentlichten Aufsätze. Beide habe ich in meiner Abhandlung erwähnt, und von Mayer habe ich gesagt, dass er in seinem Aufsatze das mechanische Aequivalent der Wärme schon vor Holtzmann in derselben Weise, wie dieser, bestimmt habe. Ich habe somit den darauf von mir angeführten und meinen weiteren Entwickelungen zu Grunde gelegten Satz von der Aequivalenz von Wärme und Arbeit nicht etwa als einen von mir entdeckten, sondern als einen schon vor mir bekannten Satz hingestellt. Einige Jahre später (1856) habe ich sogar, als Hoppe in einem auf denselben Gegenstand bezüglichen Aufsatze[2]) diesen Satz als ein von mir aufgestelltes Princip bezeichnet hatte, in meiner Erwiedrung[3]) ausdrücklich erklärt, dass dieses Verdienst nicht mir gebühre, sondern dass der Satz schon vor meinen Untersuchungen aufgestellt und selbst experimentell bestätigt sei.

Ebenso habe ich auch von dem, was sonst in den Mayer'schen Schriften enthalten ist, nie etwas für mich in Anspruch genommen, wozu auch gar keine Veranlassung vorlag, da meine Arbeiten, soweit sie sich überhaupt an die Mayer'schen anknüpfen, ein ganz anderes Gebiet verfolgen, als diese, nämlich die mathematische Entwickelung der Folgerungen, welche sich aus jenem Satze und aus dem von mir modificirten Carnot'schen Satze ziehen lassen. Daraus ist ersichtlich, dass ich in keiner Weise mit Mayer concurrire und daher in den Prioritätsfragen, welche in Bezug auf seine Arbeiten erhoben sind, ganz unparteiisch dastehe.

[1]) Zweite Auflage, p. 325.
[2]) Pogg. Ann. XCVII. p. 30.
[3]) Pogg. Ann. XCVIII. p. 173.

Was nun den Vorgang anbetrifft, auf welchen sich Dühring's Angriff bezieht, so ist es folgender.

Im Jahre 1862 schrieb mir Tyndall, er wünsche sich sämmtliche Schriften Mayer's zu verschaffen, und fragte mich, wie er dazu gelangen könne. In meiner Antwort sagte ich, dass ausser dem damals schon mehrfach besprochenen Aufsatze in Liebig's Annalen noch einige Schriften als besondere Broschüren erschienen seien, die mir aber selbst unbekannt geblieben seien. Ich wolle versuchen, ihm die Schriften zu verschaffen, glaube aber nicht, dass er sehr Erhebliches darin finden werde.

Dabei versteht es sich von selbst, dass dieser letzte Ausspruch sich nicht auf den ersten Aufsatz bezog, denn aus diesem hatte ich das Hauptresultat, nämlich die darin zum ersten Male ausgeführte Bestimmung des mechanischen Aequivalentes der Wärme selbst schon lange vorher an einer Stelle citirt, wo die Aequivalenz von Wärme und Arbeit als Hauptgrundlage der ganzen neuern Wärmetheorie besprochen und daher ihre Wichtigkeit gewiss vollständig anerkannt war. Auch konnte ich nach diesem Citat unmöglich davon sprechen, was ich glaube, dass in diesem Aufsatze zu finden sei, da ich ja wusste, was darin stand. Ferner war dieser Aufsatz, welcher in einem sehr verbreiteten, auch in englischen Bibliotheken vorhandenen Journal erschienen war, Tyndall ebenso zugänglich, wie mir, und sein Inhalt konnte ihm um so weniger unbekannt sein, als er schon Gegenstand eines Prioritätsstreites zwischen Mayer und Joule in den *Comptes rendus* und im *Philosophical Magazine* gewesen war. Ich hatte also gar nicht nöthig, ihn von dem Inhalte dieses Aufsatzes in Kenntniss zu setzen. Es handelte sich vielmehr nur darum, was in den Schriften, welche wir nicht kannten, und deren Besorgung ich übernommen hatte, ausserdem noch zu erwarten war. Da ich nun aus diesen Schriften nie ein Resultat angeführt gefunden hatte, und sie überhaupt fast ganz unbekannt geblieben waren, so konnte ich nicht vermuthen, dass sie sehr Erhebliches enthielten. Dazu kam noch, dass Mayer der ersten und wichtigsten dieser Schriften den ihrem Inhalte sehr unvollständig entsprechenden Titel „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel" gegeben hat, sodass man, selbst wenn man den Titel zu Gesicht bekam, gar nicht auf den Gedanken kommen konnte, dahinter allgemeine Auseinandersetzungen über die Grundprincipien der Mechanik und Physik zu suchen.

Ich schrieb darauf nach Heilbronn an den Buchhändler, welcher mir als der wahrscheinliche Verleger der Mayer'schen Schriften bezeichnet war, und als ich sie von diesem erhalten hatte, las ich sie vor der Absendung selbst. Dabei erkannte ich sofort, dass ich mich in Bezug auf ihren Inhalt geirrt hatte, und ich nahm daher, schon als ich die erste gleich nach ihrer Durchlesung an Tyndall sandte, meinen frühern Ausspruch ausdrücklich zurück, und schrieb ihm, ich sei erstaunt über die Menge der darin enthaltenen schönen und richtigen Gedanken. Zugleich fügte ich eine Uebersicht dessen, was ich darin für besonders wichtig hielt, hinzu.

Tyndall hatte damals gerade, bei Gelegenheit der Londoner Industrie-Ausstellung, einen Vortrag vor wissenschaftlichen Notabilitäten aus allen Ländern zu halten, und in diesem setzte er mit seinem bekannten Rednertalente die in Mayer's Schriften enthaltenen neuen Ideen auseinander, und als er dadurch das höchste Interesse für die Sache erregt hatte, fügte er hinzu, unter wie schwierigen Umständen dieses von einem nicht den wissenschaftlichen Kreisen angehörigen Manne ohne wissenschaftliche Anregung und Ermuthigung geschaffen war.

Damit war der Bann, unter welchem Mayer durch die geringe Beachtung seiner Arbeiten gestanden hatte, gebrochen. Die Arbeiten wurden nicht nur gelesen, sondern es entstanden auch lebhafte Discussionen über ihre Stellung zu den Arbeiten Joule's, wodurch die Aufmerksamkeit noch mehr auf sie gelenkt wurde.

Als Mayer einige Jahre später eine neue Auflage seiner Schriften herausgab, veröffentlichte ich eine Recension derselben im Literarischen Centralblatt (1868), in welcher ich ihre Wichtigkeit hervorhob und zugleich den oben erwähnten Vortrag, durch welchen Tyndall ihnen zur Anerkennung verholfen hatte, besprach, wodurch ich die Arbeiten auch in denjenigen deutschen Kreisen, welche nicht gerade naturwissenschaftliche Journale zu lesen pflegen, bekannter zu machen suchte.

Aus dem Vorstehenden wird man zur Genüge ersehen haben, dass ich weder irgend eine Veranlassung hatte, das Nichtbekanntwerden der Mayer'schen Schriften zu wünschen, noch auch irgend etwas dazu gethan habe, sondern dass ich vielmehr das in seinem ersten Aufsatze enthaltene Hauptergebniss seiner Untersuchungen schon sehr früh angeführt und gewürdigt, und später, nachdem mir die übrigen Schriften bekannt geworden waren, auch zu deren Verbreitung mit beizutragen gesucht habe.

Ich wende mich nun zu der Dühring'schen Darstellung der Sache.

Nachdem Hr. Dühring erzählt hat, dass auf einen im Mai 1849 von Mayer in der Augsburger Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Artikel ein Gegenartikel von einem Tübinger Privatdocenten erschienen sei, welcher ohne eigenes Verständniss von der Sache Mayer in hochmüthigem Tone als Ignoranten abgefertigt und das Publikum vor seinen Unklarheiten gewarnt habe, und dass ferner, als Mayer sich gegen diesen ungerechtfertigten und in jeder Beziehung unpassenden Angriff habe vertheidigen wollen, die Redaction ihm ihre Spalten verschlossen habe, knüpft er daran die Frage, warum sich damals die Männer der Wissenschaft nicht Mayer's angenommen und ihn vertheidigt hätten. Als solche, die dieses hätten thun sollen, nennt er zuerst Liebig und Helmholtz, und dann fährt er fort (p. 50): „Auch Hr. Clausius sprosste damals schon ein wenig auf, um sich bald für seine mathematische Scholastik und analytischen Verdauungsbeschwerden nach einem Gegenstand umzusehen, auf den er dies alles abwälzen könnte. In der That hat er darauf angefangen, die mechanische Wärmetheorie heimzusuchen, aber noch dreizehn Jahre später dem Professor Tyndall in London geschrieben, dass derselbe, nach dem ersten Aufsatze

Mayer's zu urtheilen, in dessen Schriften nichts Rechtes finden werde. Wenn Hr. Clausius 1862 noch für gut fand, in der Mayer'schen Entdeckung nichts Erhebliches finden zu wollen, während er selbst an nichts als an mechanischer Wärmetheorie wiederkäute, so mag man ermessen, wie sich die Ignorirung und Unterdrückung Mayer's durch Handwerksgelehrte solchen Schlages aus der edlen Paarung von bösem Willen und eitler Beschränktheit zusammensetzte. Den Mayer'schen Aufsatz gelesen haben, ein Matador der Wärmetheorie sein wollen und dennoch in jenem Aufsatze nichts finden können, — das heisst handgreiflich bei Eigenschaften attrapirt sein, deren Besitz den wissenschaftlichen Hals brechen muss."

Was zunächst die Frage anbetrifft, weshalb ich mich Mayer's nicht angenommen habe, so muss ich erwähnen, dass ich damals noch gar nicht Docent an einer Universität war und noch nichts über die Wärme publicirt hatte, und dass ich daher, wenn auch meine Studien schon auf die Wärmetheorie gerichtet waren, doch nicht alle darüber stattfindenden Discussionen verfolgte. In der That habe ich von den in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienenen Artikeln damals nichts erfahren, sondern habe erst lange nachher aus einer der Schriften Dühring's davon Kenntniss erhalten.

Was nun aber die weiteren auf mich bezüglichen Aeusserungen betrifft, so hat Hr. Dühring meinen Ausspruch unrichtig wiedergegeben. Abgesehen davon, dass er die Worte „nichts sehr Erhebliches" (*very important*) durch „nichts Rechtes" ersetzt, hat er die von mir gar nicht geschriebenen Worte „nach dem ersten Aufsatz Mayer's zu urtheilen" hinzugefügt, welche dem Ausspruche einen ganz andern Sinn geben, als er bei mir hatte. In demselben Sinne sagt er dann noch bestimmter weiter, ich habe „in der Mayer'schen Entdeckung" (nämlich in der Entdeckung des mechanischen Aequivalentes der Wärme) nichts Erhebliches finden wollen, und ich habe „in jenem Aufsatz" nichts finden können. Von jenem ersten, in Liebig's Annalen erschienenen Aufsatze, welcher die Entdeckung des mechanischen Aequivalentes der Wärme enthält, ist aber in meinem Ausspruche gar nicht die Rede. Wenn Tyndall meinen Brief als „*accompanying the first of these papers*" bezeichnet, so meint er damit nicht den ersten von Mayer überhaupt geschriebenen Aufsatz, sondern die erste der Schriften, deren Besorgung ich ihm versprochen hatte. Jenen ersten von Mayer geschriebenen und in Liebig's Annalen publicirten Aufsatz habe ich ihm nie geschickt, denn einerseits war er nicht einzeln zu haben, und andrerseits war seine Zusendung dem Obigen nach auch gar nicht nöthig.

Von jenem frühern Aufsatze hätte ich einen solchen Ausspruch gar nicht thun können, da ich ihn in meiner eigenen Abhandlung schon in ganz anderer Weise erwähnt hatte. Von dieser Erwähnung hat aber Dühring, wie ich aus einer weiterhin zu besprechenden Stelle seines Buches schliessen muss, nichts gewusst, was freilich, da die Erwähnung sich ganz im Anfange meiner ersten Abhandlung befindet, ein eigenthümliches Licht darauf wirft, wie speciell er meine Arbeiten, über die er bei

jeder Gelegenheit geringschätzig urtheilt, gelesen hat. Nur aus der Unkenntniss dieser Erwähnung kann ich mir die falsche Auslegung meines Ausspruches erklären, da ich nicht annehmen kann, dass Dühring mir absichtlich etwas Falsches untergeschoben hat. Wie dem aber auch sei, jedenfalls sieht man, wie das Thatsächliche beschaffen ist, was mir von Dühring die Zuschreibung von bösem Willen, eitler Beschränktheit und solchen Eigenschaften, die mir den wissenschaftlichen Hals brechen müssen, zugezogen hat.

Weiterhin (auf p. 94 seiner Schrift) kommt Hr. Dühring noch einmal, und zwar specieller auf die Correspondenz, welche Tyndall mit mir und gleichzeitig auch mit Helmholtz geführt hat, zurück und stellt die Sache in ganz eigenthümlicher Weise dar.

Zuerst sagt er: „Hr. Tyndall hatte hiemit (nämlich mit seinem Vortrage) ein wenig an die Glocke geschlagen, obwohl er von zwei deutschen professoralen Adressen, an die er sich damals um Näheres über Mayer und seine Schriften gewendet hatte, mit abmahnenden Urtheilen regalirt worden war.“ Nun sagt aber Tyndall kein Wort davon, dass Helmholtz ihm ein abmahnendes Urtheil geschickt habe, und von mir führt er aus meinem zweiten Briefe die Stelle „*I am astonished at the multitude of beautiful and correct thoughts which they contain*“ wörtlich an und fährt dann fort: „*and he goes on to point out various important subjects, in the treatment of which Mayer had anticipated other eminent writers.*“ Dieses nennt Hr. Dühring ein abmahnendes Urtheil.

Sodann sagt er weiter von Tyndall: „In seinem damaligen Vortrag hat er die Namen dieser ehrenwerthen Adressen noch verschwiegen und die Adressen selbst blos gekennzeichnet. Es waren die Herren Clausius und Helmholtz.“ Wenn hier angedeutet wird, dass die Nichtnennung unserer Namen, die ganz natürlich war, da es sich ja nur um eine Privatcorrespondenz handelte, aus Schonung für uns geschehen sei, so hat dieses schon an sich, der ganzen Sachlage nach, gar keinen Sinn, und ausserdem unterlässt Hr. Dühring es, hinzuzufügen, dass ich selbst, bei Besprechung des zwischen Tyndall und Tait über Mayer ausgebrochenen Streites[1]), die beiden von Tyndall erwähnten Briefe zuerst als von mir herrührend bezeichnet habe, woraus gewiss hervorgeht, dass ich das Bekanntwerden meines Namens nicht zu scheuen hatte.

Endlich fährt Hr. Dühring mit specieller Beziehung auf mich fort: „Ersterer musste ihm schliesslich doch die Mayer'schen Broschüren schicken und konnte sich nicht anders aus der Klemme herauswinden, als dass er klein beigab und so that, als wenn er die Broschüren erst jetzt eingesehen hätte. Mit dem Aufsatz in den Liebig'schen Annalen hatte er sich aber schon zugleich verrathen und blosgestellt; denn er hatte von vornherein Hrn. Tyndall weismachen wollen, es wäre nichts für die Wissenschaft Erhebliches darin zu finden. Solchen edeln deutschen Landsmann-

[1]) Die mechanische Wärmetheorie. 2. Aufl. Bd. II. p. 325.

schaftlichkeiten gegenüber nimmt sich Hrn. Tyndall's Bemühung wirklich gut aus . . ."

Die hierin vorkommende Stelle, ich hätte mich zugleich verrathen, dass ich den Aufsatz in den Liebig'schen Annalen schon gekannt hätte, ist es, aus welcher ich, wie oben gesagt, schliessen muss, dass Hr. Dühring von meiner schon früher geschehenen Erwähnung dieses Aufsatzes nichts gewusst hat, denn durch diese stand es ja fest, dass ich den Aufsatz gekannt hatte, und es konnte also davon, dass ich mich in dieser Beziehung noch erst verrathen hätte, gar nicht die Rede sein. Hierüber und über die abermals wiederkehrende Behauptung, ich habe von diesem Aufsatze gesagt, dass er nichts Erhebliches enthalte, brauche ich nicht weiter zu sprechen. Was ich aber hervorheben muss, ist, dass er dadurch, dass er sagt, ich habe so gethan, als wenn ich die Broschüren noch nicht gekannt habe, mich der Lüge zeiht.

Eine solche Anschuldigung spricht man sonst nur aus, wenn man gleich ganz bestimmte und untrügliche Beweisgründe hinzufügen kann. Hr. Dühring führt aber gar keinen Grund an, und ausserdem ist auch, da ich nichts von dem, was in den Broschüren steht, für mich in Anspruch genommen und in ganz anderer Richtung, als Mayer, gearbeitet habe, gar kein Grund abzusehen, weshalb ich, wenn mir die Broschüren bekannt gewesen wären, dieses hätte ableugnen sollen. Die Anschuldigung ist mir daher völlig unbegreiflich. Ueberhaupt ist in der ganzen Darstellung der Sache alles Thatsächliche so bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und dabei eine Sprache geführt, die in der Wissenschaft so unerhört ist, dass ich beim Lesen derselben fast zu träumen glaubte.

Da mir von Hrn. Dühring der Vorwurf gemacht ist, unedel und mit bösem Willen gegen Mayer gehandelt zu haben, so glaube ich dem gegenüber mittheilen zu müssen, wie Mayer selbst darüber dachte. Als Tyndall seinen Vortrag gehalten hatte, setzte ich Mayer davon in Kenntniss, wobei ich zugleich meiner eigenen Werthschätzung seiner Arbeiten Ausdruck gab und ihm eine damals eben erschienene Abhandlung von mir zusandte. Darauf habe ich von ihm ein Dankschreiben erhalten. Unter anderen Umständen würde ich nie daran gedacht haben, dieses Schreiben zu publiciren, indem zu meiner sonstigen Abneigung, Privatschreiben vor die Oeffentlichkeit zu bringen, in diesem Falle noch der Gedanke kommen musste, dass man mir wegen des in dem Schreiben enthaltenen Lobes seine Veröffentlichung als Ruhmredigkeit auslegen könnte. Jetzt aber, nachdem mir ein so schwerer Vorwurf gemacht ist, der, wenn er begründet wäre, ein um so schlechteres Licht auf mich werfen müsste, je mehr Mayer so schon durch die Verhältnisse, in denen er sich befand, zu leiden hatte, sehe ich mich genöthigt, alle derartigen Rücksichten fallen zu lassen, und auch von diesem Documente zu meiner Vertheidigung Gebrauch zu machen. Der Brief lautet folgendermassen:

Hochverehrtester Herr Professor!

Kaum weiss ich Worte zu finden, um Ihnen meinen Dank für Ihr mich so sehr ehrendes Schreiben vom 15. d. M. auszudrücken, wiewohl ich mit Beschämung gestehen muss, dass ich mir wohl bewusst bin, wie meine schwachen Leistungen ein solches Lob und von einem solchen Munde gespendet entfernt nicht verdienen. Ihnen, sehr verehrter Herr, gebührt vor Allen das Verdienst, durch Ihre höchst gediegenen Arbeiten die mechanische Wärmetheorie auf analytischem Wege begründet zu haben — ein Verdienst, das soviel mir bekannt unbestritten überall anerkannt ist. Solchen Leistungen gegenüber kann meinen Schriftchen offenbar nur ein historisches Interesse noch zukommen. Auch für die gütige Zusendung Ihrer Abhandlung über die Aequivalenz der Verwandlungen sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank; ich habe dieselbe mit grossem Interesse zu studiren angefangen und finde, dass Sie hier mit bekannter Meisterhand, mit grosser Klarheit und ausserordentlichem Scharfsinn eine Welt von Gedanken erschlossen haben. —

Wenn Sie Ihrem verehrten Freunde, Herrn Professor Tyndall wieder schreiben, so sind Sie wohl so gütig, demselben zugleich meinen respectvollsten Dank für die mir von seiner Seite zu Theil gewordene so wichtige und ehrenvolle Anerkennung auszudrücken. Wahrhaft beglücken würde es mich, wenn ich einmal auf irgend eine Weise in den Stand gesetzt werden sollte, meine Dankesgefühle auch durch die That zu beweisen.

Genehmigen Sie etc.

Dr. J. R. Mayer.

Heilbronn,
24. Juni 1862.

Ich will hier ausdrücklich bemerken, dass Mayer in allen seinen Briefen sehr und vielleicht übertrieben höflich war, und dass man daher den auf mich bezüglichen Lobeserhebungen kein zu grosses Gewicht beilegen darf. Worauf es mir ankommt, ist nur, dass in diesem Briefe ausgedrückt ist, wie er unsere persönliche Beziehung zueinander auffasste. Er hat mich später in Zürich besucht, und auch anderwärts sind wir zusammengetroffen, und immer hat zwischen uns nur ein freundschaftliches Verhältniss bestanden. Hiernach möge man beurtheilen, was davon zu halten ist, wenn jetzt, nach Mayer's Tode, in Bezug auf denselben Vorgang, welcher den obigen Brief veranlasst hat, von einem Schriftsteller, der damals und noch lange nachher Mayer ganz fern stand, ohne jeden Beweisgrund Anschuldigungen der oben besprochenen Art gegen mich erhoben werden.

Bonn, October 1879.

Im Anschluss an das Vorstehende mag hier der folgende Aufsatz aus den „Grenzboten“ 1879 No. 3 (ausgegeben am 16. Januar 1879) meinen Lesern ein Gesammtbild von dem Leben und Leiden jenes genialen deutschen Arztes und Natur-

forschers im 19. Jahrhundert geben, im „Jahrhundert des jüdischen Liberalismus“, wie es in der Culturgeschichte des deutschen Volkes von den kommenden Generationen seines hervorstechenden Charakterzuges wegen bezeichnet werden wird.

Robert Mayer.

(Gestorben am 20. März 1878.)

„Das Leben der Männer, welche die geistige Entwickelung, Befreiung und Veredelung der Menschheit durch bahnbrechende Thaten gefördert haben, erweckt unser höchstes Interesse. Dankbar erinnern wir uns ihrer; die Dankbarkeit aber steigert sich zu pietätvoller Verehrung, wenn ein grosser Geist für die Wahrheiten, die er der Welt offenbarte, feindlichen Gewalten, dem Egoismus und dem Neide des Unverstandes, sein Lebensglück hinopfern musste. Robert Mayer hatte dies harte Loos gezogen.

Wir haben die Entdeckung Mayer's mit derjenigen Galilei's auf gleiche Stufe gestellt. Diese Nebenordnung ist nicht erschöpfend. Auch das persönliche Schicksal beider Denker hat ähnliche Züge aufzuweisen. Galilei, von dessen Ruhm Europa voll war, als seine Entdeckungen zuerst bekannt wurden, musste als Greis die Qualen der Folter[1]) und einer langen Haft erdulden. Mayer, ohne Anerkennung und ohne Freunde, mit denen er über seine Ideen hätte verkehren können, verspottet von Feinden und Neidern, wurde im Zwangsstuhle des Irrenhauses vom „Grössenwahn“ kurirt und fand erst am Abende seines Lebens etwas von dem Ruhme, der ihm gebührt.

Erst kurz vor dem Tode Mayer's ist die ganze Tragik seines Schicksals bekannt geworden. Dühring, der seit Jahren für die wissenschaftlichen Verdienste des grossen Physikers mit Nachdruck eingetreten war, wurde von der Berliner Universität im Sommer 1877 mit „Remotion“ bestraft, d. h. man entzog ihm die Erlaubniss, Vorlesungen zu halten. Mayer hörte davon, trat mit Dühring in Verkehr und besuchte ihn im Herbst des Jahres auf mehrere Tage in Wildbad. Dort theilte er ihm mündlich seine Erlebnisse mit und bat ihn, sie vor die Oeffentlichkeit zu bringen, da er selbst über den ihm angedichteten Wahnsinn sich nicht öffentlich auslassen möge. Nach Berlin zurückgekehrt, kam Dühring diesem Wunsche nach und besprach das Schicksal Mayer's in einem öffentlichen Vortrage. Mayer erhielt darüber ein Zeitungsreferat, das die Aeusserungen Dühring's meistens wörtlich wiedergab und namentlich die über den angedichteten Grössenwahn und die fortgesetzten Verkleinerungsversuche seiner Gegner. Bald darauf schrieb Mayer, seine Freude und Zustim-

[1]) Dass Galilei gefoltert wurde, nehmen wir nicht trotz der neuesten Veröffentlichungen Gebler's an, sondern gerade diese sind es, welche eine solche Auffassung des Galilei'schen Prozesses bei uns hervorgerufen und befestigt haben.

mung ausdrückend, in einer für seine ganze Lage höchst charakteristischen Weise an Dühring:

„Gestern habe ich endlich einen ausführlichen Brief an Herrn Dr. Heinrich Rohlfs in Göttingen fertig gebracht, der schon vor Monaten an mich wieder geschrieben und sich dabei erkundigt hat, was ich von der „Dühring'schen Angelegenheit" halte. Ich schrieb ihm, ich hätte die von ihm gewünschte Autobiographie bis jetzt noch immer nicht fertigen können, da ich die Angelegenheit mit den Irrenhäusern und Zwangsstühlen (vgl. meine Schrift über Auslösung) weder verschweigen, noch selbst erzählen wollte. Nun sei aber durch Freund Dühring, den ich in Wildbad aufgesucht und persönlich kennen gelernt, geholfen, indem derselbe in seinem Vortrage vom 30. Oktober zu meiner grossen Freude und ganz in meinem Sinne von den ihm in Wildbad gegebenen Notizen Gebrauch gemacht habe, und Sie werden ohne Zweifel gern bereit sein, ihm das Nähere hierüber für seine Geschichte der deutschen Medizin mitzutheilen. Von meiner genussreichen und mir unvergesslichen Tour in's Wildbad und ihrem Zwecke habe ich natürlich kein Geheimniss gemacht, habe aber recht deutlich gesehen, dass diese kleine Reise vor den Augen offizieller und offiziöser Personen keine Gnade gefunden hat. Wie schade, dass ich nicht vorher angefragt! Still lächelnd habe ich bei mir gedacht: Der einzige Dühring ist mir lieber, als viele Professoren — wenn auch manchmal mit noch so langen Ohren. Da Jedermann weiss, dass ich ein Narr bin, so hielt sich auch Jedermann für berufen, eine geistige Kuratel über mich auszuüben." (Vgl. Dühring, Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie S. 110.)

Diesen Brief mögen sich alle diejenigen hinter's Ohr schreiben, welche heute die Meinung zu verbreiten suchen, das Schicksal Mayer's sei nur von Dühring so schwarz gemalt worden, in Wahrheit sei es ganz rosig gewesen. Ein Glück, dass Mayer einen Dühring fand und durch ihn erzählen konnte, was ihm widerfahren. Wie leicht hätte sich sonst jetzt nach seinem Tode Alles in anderem Lichte darstellen lassen!

Ausser Dühring hat Rümelin, ein Jugendgespiele und Jugendfreund Mayer's (gegenwärtig Professor an der Universität Tübingen), in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (1878, Beilage zu Nr. 120—123) bald nach dem Tode Mayer's unter dem Titel „Erinnerungen an Robert Mayer" Einiges über sein Leben und namentlich über seine Jugend mitgetheilt, wogegen aber nach unserer Ueberzeugung Mayer Protest einlegen würde, wenn er könnte. Auch der Nachlass Mayer's, in welchem sich eine kleine Selbstbiographie befand, ging in den Besitz Rümelin's über. Die Biographie ist bis jetzt nicht veröffentlicht, und doch hätte Rümelin die Pflicht gehabt, Mayer's eigne Aeusserungen über sein Leben eher als alles Andere zur öffentlichen Kenntniss zu bringen; nur so hätte er im Sinne Mayer's gehandelt.

Robert Mayer wurde am 25. November 1814 in Heilbronn geboren. Sein Vater war Apotheker und ein Mann von reichen Kenntnissen und

wissenschaftlichem Streben. Er war in mehreren Städten Deutschland's und Frankreich's in Apotheken als Gehilfe thätig gewesen und hatte dabei mannichfache Anregungen erfahren. Da geselliger Verkehr für ihn keinen Reiz hatte, so widmete er die freie Zeit, die sein Beruf ihm liess, gänzlich seinen naturwissenschaftlichen und besonders seinen chemischen Studien. Sein ganzes Haus war gefüllt mit physikalischen und chemischen Apparaten, mit botanischen und mineralogischen Sammlungen, mit Vorräthen von Droguen und Chemikalien, wie sie zu den Bedürfnissen einer Apotheke gehören.

Robert war der jüngste von drei Söhnen und der Liebling seiner Mutter. Lebhaften und frohen Sinnes, brachte er den ganzen Tag im Freien, in den Höfen und Gärten und am oder auf dem Neckar zu. Ein eifriger und kühner Kahnfahrer, ein unübertrefflicher und unermüdlicher Schwimmer, ein unbesiegbarer Dauerläufer, erregte er die Bewunderung seiner Gefährten nicht sowohl durch Stärke und Gewandtheit seines Körpers, als durch die unglaubliche Ausdauer und Zähigkeit, die er bewies. Den Weg von Heilbronn nach Schönthal, der 7 Stunden beträgt, legte er stets in einem Nachmittage zurück und ging am folgenden Nachmittage wieder heim. Später, als Student, ging er von Tübingen bis Heilbronn, 77 Kilometer, an einem Tage innerhalb von 14 bis 15 Stunden mit einer einzigen Ruhepause. Spiele aller Art erregten von Jugend auf sein lebhaftestes Interesse; als Knabe ersann er immer neue und trieb jedes so lange, bis er ergründet hatte, von welchen Umständen das Gewinnen abhing. Später war er ausgezeichnet im Schach-, Whist-, L'hombre- und Tarokspiel, nicht minder geschickt zeigte er sich im Billard- und beim Kegelspiel; alle Regeln, die er sich dafür gebildet hatte, verfolgte er mit äusserster Consequenz.

Schon zu Hause, vom Vater und vom Bruder Fritz, der ihm etwa acht Jahre im Alter voraus und bereits als Gehilfe in der väterlichen Apotheke thätig war, lernte Robert bei dem grossen Interesse, das er den Vorgängen in der Natur entgegenbrachte, ohne allen Unterricht, nur durch gelegentliches Hören und Sehen und durch die kleinen Hilfsleistungen, die er dann und wann verrichtete, viele fundamentale Naturerscheinungen und eine Menge von Eigenschaften der Naturkörper kennen. Als Knabe von 10 Jahren kannte er die Pflanzen seiner Heimat, war mit den elementaren chemischen Vorgängen und Versuchen bekannt und wusste über die Wirkungen der Luftpumpe und Elektrisirmaschine Auskunft zu geben und letztere bei seinen Spielgefährten zu erproben. Auch beschäftigte er sich damals lange und eifrig mit der Erfindung eines Perpetuum mobile, bis er sich endlich von der Unmöglichkeit desselben überzeugt hatte. Seine spätere Entdeckung sollte der endgiltige Beweis für die Unmöglichkeit einer derartigen Zaubermaschine werden. In etwas höherem Alter, als sein intimster Jugendfreund in das Seminar zu Schönthal aufgenommen und Robert vereinsamt war, beschäftigte er sich mit grosser Ausdauer damit, die zahlreichen Mühlen und Fabriken am Neckar zu besuchen und den Mechanismus der Maschinen und Triebwerke zu studiren.

In der Schule waren seine Leistungen gering. Sein ausgezeichnetes Gedächtniss nahm nur solche Dinge auf, für welche er Interesse hatte, und dies Interesse erstreckte sich nur auf Dinge, in denen Regelmässigkeit, Gesetzmässigkeit oder ein ursächlicher Zusammenhang zu erkennen war. Zu solchen Dingen rechnete er weder die lateinischen Genusregeln, noch die Verba auf $\mu\iota$, noch die Konstruktionsregeln der lateinischen und griechischen Syntax; und da die Kenntnisse in diesen Dingen damals noch den einzigen Massstab für die Schulleistungen abgaben, so ist es begreiflich, dass er nicht hervorragte. Wohl hatte er — und seine Schriften bezeugen es — für die formelle Seite der Sprache ein feines Gefühl, wohl brachte er den Schönheiten dichterischer Erzeugnisse eine reiche und tiefe Empfindung entgegen; in der Schule aber wurden diese Eigenschaften nicht geschätzt und noch viel weniger seine Kenntnisse von der Natur. Auch das mathematische Wissen, das er sich von seinem Bruder Fritz angeeignet und in dem er allen seinen Mitschülern soweit voraus war, dass er in der Schule überhaupt nichts Neues erfuhr, fand keine Geltung; der Abstand zwischen seinen und seiner Kameraden Schulkenntnissen konnte dadurch nicht ausgefüllt werden und trat im Seminar zu Schönthal — nach Schönthal kam er auf seinen dringenden Wunsch, mit seinem Gefährten Rümelin wieder vereint zu werden, der dort, weil er Theologie studiren sollte, vor ihm Aufnahme gefunden hatte — noch mehr hervor als im Gymnasium seiner Vaterstadt.

Seinen Mitschülern, obgleich sie ihn in den Schulkenntnissen überragten, kam es doch nicht in den Sinn, ihn darum gering zu schätzen. „Sie sahen bald", sagt Rümelin in seinen ‚Erinnerungen', „dass er mit einem anderen Massstab zu messen sei, dass er eine Menge von Dingen wusste und verstand, von denen wir keine Ahnung hatten; man traute ihm ganz wohl zu, dass er es nach Umständen einmal weiter bringen könne, als wir alle zusammen. Er war ebenso beliebt und geachtet bei den Lehrern wie bei den Mitschülern. Er gab sich stets, ganz wie er war; es kam kein unwahres Wort aus seinem Munde; er hatte eine volle und freudige Anerkennung für fremde Vorzüge und trat Niemandem zu nahe. Er war nach seiner Gemüthsart eine *anima candida* zu nennen. Aber alles, was er sagte und that, trug den Stempel der Originalität. Sein Gedankengang, der ganz logisch war, bei dem er aber die verbindenden Mittelglieder übersprang oder unausgesprochen liess, war stets überraschend und oft verblüffend; bis man den Faden gefunden hatte, war er schon wieder wo anders angekommen. Und da es an Witz und gutem Humor nicht fehlte, so war seine Unterhaltung stets ergötzlich; an Citaten und Sentenzen aus Bibel und Gesangbuch, aus Sprichwörtern, Dichtern und alten Autoren war er unerschöpflich und wusste sie anzubringen, wo sonst kein Mensch an sie gedacht hätte. Manche sahen ihn stets verwundert und erwartungsvoll an und lachten über jedes Wort, das er sprach. Einzelnen war ein solches Feuerwerk von Gedankensprüngen unbehaglich."

Auch in Schönthal unterhielt er die Kameraden mit physikalischen Experimenten. So liess er einmal längere Zeit in einem der Kreuzgänge des alten Klosters Geister erscheinen und hielt, um die Belustigung noch grösser zu machen, entsprechende Reden dazu, weshalb er zur Unterscheidung von den vielen anderen Mayern mit dem Beinamen „der Geist“ belegt wurde.

Im Frühling 1832 ging er auf die Universität Tübingen zum Studium der Medizin. Er widmete sich derselben ganz ausschliesslich und hörte, abgesehen von etwas Physik im ersten Semester, nur medizinische Fachvorlesungen und die praktischen klinischen Kurse. Andere Vorlesungen hatten nichts Anziehendes für ihn, und ohne Zweifel that er wohl daran, sie zu meiden; die Originalität seines Geistes blieb um so frischer. Wie gross sein Interesse und seine Begeisterung für die Medizin war und in welcher Art er seine Studien zu betreiben pflegte, das mag man aus einem kleinen Zuge erkennen. Um die Wirkung der verschiedenen Methoden der Wundbehandlung zu erproben, liess er eine Reihe von Zunderstücken auf seinem Arme verglühen und behandelte darauf jede Wunde nach einer anderen Methode, eine originelle Art des Studiums, die sich des allgemeinen Beifalls der Mediziner schwerlich wird zu erfreuen haben. Heute zwickt man lieber Katzen, Hunde und Kaninchen.

Etwas weiteres Bemerkenswerthes lässt sich aus Mayer's Universitätszeit kaum berichten, wenn man nicht das dafür nehmen will, dass er nicht blos am Krankenbett Beobachtungen und Berechnungen anstellte, sondern täglich mindestens einige Stunden beim Spiel zubrachte und dass er mit solcher Leidenschaft dabei war, dass er oft noch nach Wochen den Stand einer Schachpartie wiederherstellen konnte. Den Morgen widmete er den Studien, den Abend der Geselligkeit und selten kehrte er aus dem Kreise der Freunde eher heim, als bis die Polizeistunde schlug. Wie er alles, was er that, mit grossem Feuereifer betrieb, so war er auch bei den Trivialitäten des studentischen Lebens, wenn sie einmal Reiz für ihn hatten, mit Leib und Seele. So begeisterte er sich noch in späten Semestern für die Gründung einer Verbindung, des Korps „Guestphalia“, lernte Fechten und Reiten. Aber alle solche Aeusserlichkeiten der Repräsentation standen ihm nicht, er zeigte sich stets in seinem eigenen, originellen Wesen, so dass selbst über den Kreis seiner Bekannten hinaus manche Anekdote von ihm im Umlauf war. Als er bereits im Begriff stand, Tübingen zu verlassen, wurde er auf ein Jahr von der Universität verwiesen und zwar wegen Verbindungslappalien, die dem hohen Bundestage zu jener Zeit gerade ein Dorn im Auge waren, und — was noch erstaunlicher ist — weil er einem Balle einige Minuten lang ohne Frack zugesehen hatte. Seine Untersuchungshaft musste man ihm in Hausarrest umwandeln. Er erzwang es durch eine Hungerkur. Den ehrwürdigen Perrücken des Universitätsgerichts mag das allerdings mehr als originell erschienen sein.

Mayer besuchte nun die grossen Kliniken von München und Wien und machte dann im nächsten Jahre, 1838, die Examina für die medi-

zinische Praxis. Seine Arbeiten verriethen „gründliche Kenntnisse und selbständiges Urtheil“. Es war seine Absicht, als Militärarzt in holländische Dienste zu gehen, um das Ausland kennen zu lernen, worin ihn der Vater lebhaft bestärkte. Da er aber hörte, dass ein besonderes Examen und die Kenntniss der holländischen Sprache dazu nöthig seien, so liess er sich vorläufig als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder und studirte, da es mit der Praxis nicht sofort nach Wunsch gehen wollte, eifrig Holländisch. Im Herbst 1839 war er fertig damit. Nachdem er längere Zeit sich zusammen mit den Medizinern Wunderlich und Griesinger in Paris aufgehalten, wandte er sich nach Holland, bestand die Prüfung, erhielt das Patent als „Offizier von der Gesundheit“ und nahm sofort auf einem von Rotterdam nach Java segelnden Kauffahrteischiffe die Stelle eines Schiffsarztes an. Er hatte viel von der Langeweile gehört, der ein Schiffsarzt während der Fahrt ausgesetzt sei. Er versäumte darum nicht, sich von Paris aus nicht nur mit medizinischen und chirurgischen Instrumenten zu versehen, sondern auch physikalische, meteorologische und astronomische Bücher und Apparate mitzunehmen.

Es ist zweifellos, dass der Aufenthalt in Paris und die Reise in die Tropenwelt auf die Entwickelung Mayer's den grössten Einfluss ausgeübt haben. Zwar haben wir von ihm keine Aeusserungen darüber — wenigstens sind bis jetzt keine veröffentlicht —, aber wir dürfen annehmen, dass er in der Pariser wissenschaftlichen Luft mit denjenigen Experimental-Untersuchungen bekannt wurde, die er später für seine Entdeckung mit so ungemeinem Scharfsinn zu benutzen wusste. Auch regte seinen Geist ja jene Beobachtung an, die er nur in den Tropen machen konnte, und die wir bereits im vorigen Artikel mitgetheilt haben. Auf der Seereise hatte er gleichfalls eine für seine Entdeckung wichtige Thatsache kennen gelernt. Der Steuermann seines Schiffes hatte ihm erzählt, dass das Meerwasser nach einem Sturme wärmer sei, als vor demselben. Die landläufige Erklärung, dass durch Reibung eben Wärme entstehe, befriedigte ihn ebenso wenig, wie die Erklärung, welche die deutschen Aerzte zu Batavia für den geringen Farbenunterschied des venösen und arteriellen Blutes gaben: es sei die Hitze, welche dies bewirke. Mayer wollte einen bestimmten Zusammenhang zwischen den Erscheinungen kennen lernen, und indem er unermüdlich danach suchte, fand er die Aequivalenz zwischen Bewegung und Wärme. Zu Surabaya im Jahre 1840 machte er seine grosse Entdeckung. Er selbst gibt diesen Ort und diese Zeit an in einem Briefe an die Pariser Akademie vom Jahre 1848 (*Comptes rendus* vom 16. Oktober 1848).

Es war Mayer's Absicht gewesen, auf längere Jahre von der Heimat fern zu bleiben. Aber sein neuer Gedanke liess ihm keine Ruhe. Unerwartet schnell, im Februar 1841, kam er in Europa wieder an und kehrte ungesäumt nach Heilbronn in seine ärztliche Praxis zurück. Sofort ging er hier an die Arbeit, seine Ideen zu verfolgen und sie durch Experimente zu bekräftigen. Sein Bruder Fritz, jetzt Inhaber der väterlichen Apotheke, war sein erster Anhänger und — sein einziger. Allen trug

Mayer seinen Gedanken vor, von denen er glaubte, Unterstützung und Förderung erwarten zu dürfen: den Kollegen und den Professoren zu Heilbronn, zu Stuttgart, zu Tübingen, zu Heidelberg. Ueberall begegnete ihm dasselbe bedenkliche Kopfschütteln, dasselbe überlegene Achselzucken. Man fragte, ob er dies und jenes Buch auch studirt habe, ob er den und jenen Abschnitt, der wichtig sei, auch kenne. Man rieth ihm, zu lesen und noch einmal zu prüfen. Sogar eine Hegel'sche Logik steckte man ihm in die Hand und die Hegel'sche Naturphilosophie. Aber Mayer trug sie dem glücklichen Besitzer nach wenigen Tagen wieder hin und bemerkte, dass er keine Silbe davon verstanden habe und nichts davon verstehen würde, auch wenn er hundert Jahre darin läse. Genug, man verstand ihn nicht, und wenn irgend etwas die Grösse der Umwälzung, welche in dem Mayer'schen Gedanken lag, lebendig darzustellen vermag, so ist es das damalige und spätere Verhalten gegen Mayer von Seiten der wissenschaftlichen Philister. Mayer liess sich dadurch nicht irre machen; er war seiner Sache gewiss. Noch im Laufe des Jahres 1841 arbeitete er seine Entdeckung in dem kleinen Aufsatze: „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur" aus und schickte diese nach Berlin zur Aufnahme in die Poggendorff'schen „Annalen der Physik". Hier im Brennpunkte des wissenschaftlichen Lebens, hier musste man ja seine Ideen zu würdigen wissen. Aber nein, Mayer irrte sich; sein Aufsatz kam zurück, er hatte keine Gnade vor Poggendorff's Augen gefunden — was konnte auch ein junger Mann, ein praktischer Arzt, entdecken? — und wenn er keinen grösseren Fehler hatte, so war er mindestens nicht im Jargon der Annalen geschrieben. Genug, er war nicht aufnahmefähig.[1]) Mayer liess ihn nun an Liebig nach Giessen gehen und war voll Freude, als er im Mai 1842 die Nachricht bekam, sein Aufsatz finde in den „Annalen der Chemie und Pharmazie" Aufnahme.

Die fünf bis sechs Jahre, die nun folgen, sind die glücklichsten in Mayer's Leben. Er wurde Oberamtswundarzt und später Stadt- und Armenarzt; seine Familie — er hatte sich im Sommer 1842 verheirathet — blühte auf, und endlich, was die Hauptsache war, in der Verfolgung der Konsequenzen seines neuen Gedankens war er ungemein glücklich. In

[1]) Meinen langjährigen hochverehrten Freund Poggendorff, welcher vor wenigen Jahren gestorben ist, glaube ich nicht besser gegen die Vorwürfe wegen Nichtaufnahme der Mayer'schen Abhandlung vertheidigen zu können, als durch die photographisch-facsimilirte Reproduktion der Mayer'schen Manuscripte, welche mir durch die Güte der Poggendorff'schen Erben aus dem literarischen Nachlass Poggendorff's kurze Zeit nach seinem Tode zur Verfügung gestellt worden sind Ich verdenke es keiner Akademie oder Redaktion einer fachwissenschaftlichen Zeitschrift, wenn sie mit Berücksichtigung ihres Leserkreises z. B. einer Abhandlung über (spiritistisch-physikalische Beobachtungen die Aufnahme verweigert.

F. Z.

dieser Zeit verfasste er die beiden nach Form und Inhalt klassischen Werke: „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel“ und „Beiträge zur Dynamik des Himmels“. Die erste Arbeit erschien 1845, die zweite 1848. Die Druckkosten musste Mayer selbst tragen.

Gegen das Jahr 1849 beginnen die Prioritätsstreitigkeiten. Die Leute vom „Fach“ in England und Frankreich hatten mittlerweile gemerkt, dass in der Wissenschaft etwas Bedeutendes vorgegangen war — in Deutschland war man noch nicht so weit gediehen —, und da die alltägliche Beobachtung, dass aus Bewegung Wärme entspringt, und unklares Philosophiren über Kraft leicht mit der Entdeckung vermischt und der gewaltige Unterschied zwischen beiden Dingen leicht verwischt werden konnte, was ja selbst heutzutage noch von bedeutenden wissenschaftlichen Grössen mit und ohne Bewusstsein und Absicht geschieht, so gehörte ein Streit über die Priorität der Mayer'schen Entdeckung gewiss nicht zu den Unmöglichkeiten des wissenschaftlichen Lebens. Dazu kam, dass der Engländer Joule um 1843, anderthalb Jahre nach Mayer, Experimente veröffentlicht hatte, die ebenfalls auf die Auffindung der Aequivalentzahl gerichtet waren, und die unter den Fachleuten rascher bekannt wurden, als die Mayer'sche Entdeckung, da man es in England weniger verschmähte, von einem sogenannten Dilettanten — Joule war Bierbrauer — etwas Erhebliches zu lernen, als in Deutschland. Mayer hatte nicht versäumt, der Pariser Akademie 1846 von seiner Entdeckung und ihren Konsequenzen Mittheilung zu machen. Als nun im *Journal des débats* 1848 der Versuch gemacht wurde, seine Priorität in Zweifel zu ziehen und für französische und englische Physiker in Anspruch zu nehmen, machte er in einem Briefe an die Akademie seine Rechte geltend. Dadurch wurde Joule veranlasst, in etwas plumper Weise über Mayer herzufallen und zu behaupten, Mayer habe die Aequivalentzahl nur geahnt; denn die Experimente, worauf er sich zu stützen vorgebe, seien von ihm, Joule, erst weit später gemacht worden. Nebenbei suchte er die Meinung zu erwecken, als ob in seinen früheren Abhandlungen und in denen anderer Forscher schon so etwas vom Wärmeäquivalent enthalten sei, was gar nicht der Fall ist. (*Comptes rendus* vom 22. Januar 1849.) Mayer schwieg; wir werden sehen warum. Joule wurde aber noch zudringlicher. In einer Abhandlung vom Juni desselben Jahres erwähnt er nur, dass Mayer Wasser durch Schütteln erwärmt habe, aber dass Mayer auch die Aequivalentzahl angegeben hatte, davon redet Joule schon gar nicht mehr. (Joule, Das mechanische Wärmeäquivalent S. 91.) Endlich im November antwortete Mayer (*Comptes rendus* vom 12. November 1849). Er erinnert Joule daran, dass die Experimente, auf welche er sich stütze, nicht erst von ihm, sondern schon weit früher von Gay-Lussac gemacht worden seien, und fügt hinzu, dass er dies in seiner Abhandlung auch angegeben habe. Damit war Joule für die Sachkenner so gründlich abgethan, wie nur möglich, die Unwissenheit, die er Mayer unterzuschieben suchte, war auf ihn zurückgefallen. Aber für Joule war das zu zart gewesen, besonders deshalb, weil Mayer

unnöthiger Weise hinzugefügt hatte, dass er glaube, Joule habe gleichfalls die Aequivalenz selbständig entdeckt. Diese Höflichkeit, in Mayer's wahrheitsliebendem Charakter begründet, war einem Manne gegenüber, der ihm alle Ehre abzuschneiden versucht hatte, entschieden nicht am Platze. Sie sollte für Mayer verhängnissvoll werden. Er durfte von den Gelehrten nicht und am wenigsten von seinen Landsleuten erwarten, dass sie aus blossen Andeutungen erkennen würden, wo der Kern der Sache in diesem Streite zu suchen sei. Joule war dreist genug, bei seiner Behauptung zu bleiben und Mayer's Entgegnung einfach zu ignoriren (Joule, Das mechanische Wärmeäquivalent, S. 122).

Aber auch in Deutschland betrachtete man die neue Wahrheit ausschiesslich als eine englische Entdeckung. Mayer hielt es darum für nothwendig, auch hier auf seine Priorität hinzuweisen. Er liess in der Augsburger Allgemeinen Zeitung am 14. Mai 1849 unter der Ueberschrift „Wichtige physikalische Erfindung" eine Reklamation seines „Prioritätsrechts auf die Entdeckung des Prinzips sammt den daraus von ihm für die Physiologie, die Mechanik des Himmels etc. gezogenen Konsequenzen gegen etwa auf ein jüngeres Datum sich stützende Ansprüche englischer und französischer Naturforscher" erscheinen. Man sollte meinen, die deutschen Physiker hätten sich nun ihres Landsmannes angenommen und ihn gegen freche Uebergriffe vertheidigt. Im Gegentheil: Am 21. Mai erschien in derselben Augsburger Zeitung von einem Tübinger Privatdozenten der Physik, Namens Seyffer, ein Artikel, der ohne das geringste Verständniss für die Sache so anmassend und geringschätzig auf sie herabsah, dass Mayer in die höchste Aufregung gerieth. Er glaubte sich beschimpft und entehrt und schickte eine Entgegnung ein. Sie fand keine Aufnahme. Er that Schritte bei der Redaktion. Umsonst, er erzielte nichts. Auch in Liebig's „Annalen" konnte er keine Vertheidigung anbringen, geschweige denn, dass Liebig selbst damals seine Stimme für ihn erhoben hätte.

Der Grimm über die Verlassenheit und die erlittene Schmach verzehrte ihn Tag und Nacht, er fand keine Ruhe mehr. Entweder, meinte er, sei sein ganzes Denken anormal und sein richtiger Platz im Irrenhause, oder er habe eine wichtige Wahrheit entdeckt und finde statt Anerkennung nur Hohn und Schmähung; beides sei gleich niederdrückend. Endlich verfiel er in ein Nervenleiden. Da geschah es, dass er in der Frühe des 28. Mai 1850 nach einer schlaflosen Nacht im Fiebertraum unangekleidet vor den Augen seiner eben erwachten Frau zwei Stockwerke hoch auf die gepflasterte Strasse sprang. Seine Füsse wurden schwer verletzt, so dass er zeitlebens das rechte Bein stützen und nachschleppen musste.

Erst nach langer und schwerer Krankheit konnte er zu seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten und zu seiner Praxis zurückkehren. Noch am Schlusse desselben Jahres schrieb er seine Reklamationsschrift: „Bemerkungen über das mechanische Aequivalent der Wärme", die ein Muster von populärer Darstellung ist und mannichfache Beweise von der grossen und in ihrer

Aufrichtigkeit seltenen Bescheidenheit — die heuchlerische ist ja häufig — Mayer's enthält. „Was ich," sagt er, „mit schwachen Kräften und ohne jegliche Unterstützung von aussen geleistet, ist freilich wenig; aber — *ultra posse nemo obligatur*"; und an anderer Stelle: „Wenn auch die von mir veröffentlichten wenigen Arbeiten, die in der Fluth von Druckschriften, welche jeder Tag bringt, fast spurlos verschwunden sind, schon in ihrer Form den Beweis enthalten, dass ich nicht nach Effekt hasche, so soll damit doch keineswegs eine Geneigtheit, von dokumentirten Eigenthumsrechten abzugehen, ausgesprochen sein." Sein Recht also wahrte er, aber die Gegner freilich schonte er, anstatt sie an den Pranger zu stellen.

Die Augsburger Zeitung entschuldigt sich jetzt wegen der Zurückweisung der Erwiederung Mayer's damit, dass vielleicht formelle Bedenken obgewaltet hätten. Als ob die Form sich nicht hätte mildern lassen, oder der allzeit höfliche Mayer überhaupt die Form hätte verletzen können. Ihr Benehmen zeigt nur, dass hinter ihr und dem Privatdozenten noch andere Leute steckten, die Mayer, sei es aus Unverstand oder aus Neid, nicht wohlwollten. Doch wir wollen die Attentatswaffe, womit man den schlichten „Dr. der Medizin" glaubte abthun zu können, hier in öffentlicher Verhandlung vorlegen. Das Schriftstück lautet in seinen Hauptstellen:

„Dr. Mayer's neue physikalische Entdeckung.

Die „neue physikalische Entdeckung", welche Herr Dr. Mayer von Heilbronn vor wenigen Tagen in diesen Blättern ankündigte, bedarf für den Mann vom Fach keiner näheren Erörterung, da er dieselbe auf den Standpunkt zurückzuführen weiss, der ihr zukommt; der Leser aber, welcher in solchen Dingen unbewandert ist, wird eine Erläuterung nach dem Stande der Wissenschaft gern vernehmen.

Herr Mayer hat schon vor mehreren Jahren in den Annalen der Chemie und Pharmazie einen Aufsatz über die Kräfte der unbelebten Natur bekannt gemacht und daselbst eine Menge von unhaltbaren Ansichten über die Naturkräfte aufgestellt. Die Verwirrung, welche darin zwischen den Begriffen Kraft, Ursache, Wirkung herrscht, und die Deduktionen, welche er daraus zieht, sind schon hinlänglich in ihrer Unhaltbarkeit in wissenschaftlichen Organen beleuchtet worden. Er sprach in demselben von dem Verhältniss der durch Bewegung, insbesondere durch Reibung entstandenen Wärme zu dieser Bewegung und stellte als Resultat seiner Ansichten hin, wie die Wärme Bewegung hervorbringen könne, könne umgekehrt auch wieder Bewegung Wärme hervorbringen; die Wärme an und für sich hat aber noch nie Bewegung hervorgebracht und die Bewegung noch nie Wärme; interpretirt man den Satz anders und sagt man, die Wärme kann unter gewissen Bedingungen in Gemeinschaft des materiellen Körpers, an den sie gebunden ist (oder wie man hier sagen will), Bewegung an einem andern Körper hervorrufen, auf den dieser Körper mechanisch wirkt, so mag dieser Satz seine vollkommenste Richtigkeit haben, und Niemand wird ihn bestreiten; so wie ihn sich aber Herr Mayer denkt, dass eine wirkliche Metamorphosirung zwischen Wärme und Bewegung

stattfinde, ist er ein vollkommen unwissenschaftliches, allen klaren Ansichten über die Naturthätigkeit widersprechendes Paradoxon, dessen vollkommenste Unhaltbarkeit in dem Ausspruche hingestellt ist, den Herr Mayer später thut, eine Lokomotive sei einem Destillirapparat zu vergleichen, die Wärme gehe in Bewegung über und setze sich an den Achsen der Räder als Wärme wieder ab. . . . Ebenso gehört auch die neue Mayer'sche Entdeckung hierher, welche sich auf die Wahrnehmung beschränkt, dass das Wasser durch Kompression Wärme frei macht; dass das Wasser hierbei selbst wieder erwärmt wird, nachdem es vorher durch das Freiwerden der Wärme erkältet worden war, lässt sich aus verschiedenen Umständen erklären, unter anderm, dass der Metallzylinder erwärmt wird, und diese Erwärmung auf die aus der kleinen Oeffnung ausfliessende kleine Wärmemenge übertragen wird. Von dem Uebergange der Bewegung in Wärme oder davon, dass die Wärme als Aequivalent der Bewegung oder umgekehrt gelten kann, kann also keine Rede sein, wenn man sich nicht leeren Redensarten hingibt; es steht somit auch diese Wahrnehmung des Herrn Med. Dr. Mayer in keiner Verbindung mit den Experimentaluntersuchungen des grossen englischen Physikers Michael Faradey etc. Dr. Otto Seyffer."

Die Jahre 1852 und 53 waren die traurigsten in Mayer's Leben. Als er von seiner Krankheit geheilt war, hörten die Schmähungen, die gegen ihn in Szene gesetzt waren, keineswegs auf. Beschimpfungen gleich denen, die die Augsburger Allgemeine Zeitung gebracht, und weit ärgere drangen bis in seine Umgebung. Man warf ihm Grössenwahn und fixe Ideen vor, wie die, dass er eine grosse Wahrheit entdeckt haben wolle und in seiner Heimat erlangte diese Wahnvorstellung über ihn bald Bürgerrecht. Von Natur zum stillen Dulden angelegt, konnte Mayer dagegen nichts ausrichten; an das weitere Publikum konnte er nicht appelliren; er war ihm nicht bekannt, und der Fall mit der Augsburger Allgemeinen Zeitung hatte ihn scheu gemacht; die Leute vom „Fach" waren nicht geneigt, sich seiner anzunehmen, sie hatten dazu keine Musse oder waren unfähig, ihn zu würdigen. So gerieth er von Zeit zu Zeit in eine schwermüthige Stimmung und, wenn er des ihm wiederfahrenen Unrechts gedachte, in Zustände grosser Erregung. Das war sein ganzes Leiden. Niemals kamen ihm Wahngedanken, wie er oft erklärt hat. Stets blieb nach dem Zeugniss seiner Umgebung sein Denken und Handeln folgerichtig, nie kränkte er Jemanden. Die Autoritäten aber dachten in diesem Punkte anders, als der Arzt Mayer, und so befand er sich eines schönen Tages gegen seinen Willen in der Irrenanstalt. Auch Herr Medizinalrath von Zeller hielt Mayer's physiologische Entdeckungen für fixe Ideen und hatte die Laune, sie ihm auszuzwicken. Er liess den Zwangsstuhl, zweifellos die beste Kur gegen Grössenwahn, seine Wirkung thun, und da Mayer sich diese Brutalität mit höchster Bitterkeit verbat, seine Gliedmassen derartig mürbe machen, dass er auf Jahre an seinen Quetschungen und der Verzwängung des Rückgrates zu leiden hatte. Welche Machinationen und

welche Personen von Amt und Würden es waren, die Mayer in jene Stätte der Menschenliebe brachten, ist nicht hinlänglich bekannt und wird wohl auch so bald nicht bekannt werden. So viel aber ist klar: die Torturen und die ganze Schmach wären ihm erspart geblieben, wenn eine einzige der damaligen Autoritäten unter den Naturforschern und Aerzten von Amts wegen sich auf seine Seite gestellt hätte.

Während sich alle diese Dinge gewissermassen im Verborgenen abspielten, war auch in Deutschland ein Nebenbuhler für Mayer erstanden, der zwar nicht die Aequivalentzahl aufgefunden hatte, aber doch über die Kraft ähnliche Gedanken wie Mayer gehabt zu haben meinte. Im Jahre 1847 nämlich hatte Helmholtz unter dem Titel „Erhaltung der Kraft" eine kleine Schrift veröffentlicht, die vielerlei bereits bekannte Dinge in einer neuen, wenn auch die Wissenschaft nicht fördernden Form (?) vorführte. Die Joule'schen Arbeiten waren erwähnt, Mayer nicht. Der Schwabe war in den hohen Berliner wissenschaftlichen Zirkeln, in denen Helmholtz von Potsdam aus damals zu verkehren pflegte, noch nicht bekannt, wohl aber der Engländer. Auf diese Schrift hin, glaubte nun Helmholtz, müsse der Entdecker die Ehre der Entdeckung mit ihm theilen. In einem Königsberger Vortrage von 1854 sagt er, nachdem er Mayer, Colding und Joule auf eine Stufe gestellt hat: „Ich selbst hatte, ohne von Mayer und Colding etwas zu wissen und mit Joule's Versuchen erst am Ende meiner Arbeit bekannt geworden, denselben Weg betreten." (Helmholtz, Populäre wissenschaftliche Vorträge, S. 113.) Der Vortrag entwickelt dann im weiteren Verlaufe alle Konsequenzen, welche Mayer gezogen hatte. Mayer's Name aber findet nur ganz beiläufig bei einem Nebenpunkte Erwähnung. Das Weitere besorgten dann Andere und priesen Helmholtz als einen, der an der Entdeckung Antheil habe. Ja auf der Naturforscherversammlung zu Innsbruck wusste man darüber der Höflichkeit Mayer's selbst ein Zeugniss abzulocken. Und sogar 1877, nachdem die Verhältnisse allmählich aufgeklärt worden waren, erhob Helmholtz („Das Denken in der Medizin"), wenn auch schüchtern, noch einmal denselben Anspruch, so dass Mayer sich genöthigt sah, ihn nun zurückzuweisen, freilich in jener zarten Art, die von Manchem nicht verstanden, wohl gar für das Gegentheil gehalten oder zu bestimmten Zwecken absichtlich dazu umgedeutet wurde.

Die Taktik des völligen und, als dies nicht mehr anging, des halben Ignorirens, wie sie von Helmholtz in dem erwähnten Vortrage geübt worden war, blieb auch später noch lange Zeit bei den Männern vom Fach an der Tagesordnung. Man wusste so wenig von Mayer, dass die Augsburger Allgemeine Zeitung ihn ruhig im Irrenhause sterben lassen konnte und einige Jahre später, als er derselben Zeitung zum Trotz noch lebte, ihn auch ganz kaltblütig ohne ein Wort der Trauer wieder lebendig sein liess; so wenig, dass Poggendorff, Professor der Physik in Berlin und Herausgeber der „Annalen der Physik", der schon an der ersten Arbeit Mayer's einen so rühmlichen Antheil gehabt hatte, in seinem

Biographisch-literarischen Handwörterbuche zur Geschichte der exakten Wissenschaften, gestützt auf die Unfehlbarkeit der „Allgemeinen", die kurze, aber inhaltschwere Mittheilung machen konnte: „Soll vor 1858 im Irrenhause gestorben sein. Augsburger Allgemeine Zeitung", um sie am Schlusse des Bandes ebenso kurz und geistvoll zu berichtigen: „Ist nicht 1858 im Irrenhause gestorben, sondern (1862) noch am Leben"; dass endlich selbst in Konversationslexizis Mayer's Wahnsinn und Tod eine ausgemachte Sache wurde.

Wie beleidigend die Insulte, selbst öffentlich, gegen Mayer ausfallen durften, davon hat der bekannte Karl Vogt in der Kölnischen Zeitung vom 22. September 1869 eine beschämende Probe gegeben. Er macht es dort den Geschäftsführern auf der Innsbrucker Naturforscherversammlung zum Vorwurf, dass sie Mayer zu einem Vortrage eingeladen hätten; was er vorgebracht, sei derartig gewesen, dass man sich staunend angesehen habe. Das Unglück freilich, das Mayer begegnet sei, mache das erklärlich: sein Geist sei eben umnachtet. Liest man den Vortrag, so wird man allerdings von gewaltigem Staunen ergriffen, aber nicht über Mayer's Unlogik, sondern über den Mangel an Logik bei den Staunenden. Niemand trat gegen diese Abscheulichkeit auf; ganz natürlich, denn Vogt sagte nur nach, was man auf der Versammlung kolportirt hatte; er selbst verstand ja von der Sache gar nichts. Der Artikel der Kölnischen Zeitung aber bildete nun das Beweisstück für den Wahnsinn, und sprach man in gelehrten Kreisen damals von Mayer, so sprach man nur von dem „wahnsinnigen Mayer" — selbstverständlich nicht ohne Beileidsbezeigungen.

Mit der Andichtung des Wahnsinns aber ging die wissenschaftliche Verkleinerung und Verleumdung Hand in Hand. Sie ging aus von Engländern und fand dann in Deutschland geflissentliche und ungehinderte Verbreitung. Steward, W. Thomson und Tait waren in diesem Handwerk die Leistungsfähigsten. Obenan steht Tait. Noch vor etwa zwei Jahren hat er ein Pamphlet (Tait, Vorlesungen) gegen Mayer geschleudert, das niederträchtig sein würde, wenn es nicht lächerlich wäre, und es fand sich auch ein Landsmann[1]) Mayer's, der dem deutschen Publikum diese englische Delikatesse serviren zu müssen glaubte. Als Mayer gestorben war, und sein Name in den Zeitungen genannt wurde, hallte das Echo der Verkleinerung selbst in der „Illustrirten Zeitung" und in „Ueber Land und Meer" wieder, und Freund Rümelin, in dessen Shakespearestudien doch wahrlich von Physik nichts zu finden ist, wollte in der Allgemeinen Zeitung ganz freundschaftlich das Räthsel lösen, wie Mayer „ohne eigentliche Fachgelehrsamkeit zu Einblicken in den Zusammenhang der elementaren Naturkräfte gelangt sei".

---

[1]) Der Frankfurter Jude G. Wertheim, Lehrer der Mathematik an der israelitischen Gemeinde in Frankfurt a. M. und Uebersetzungs-Associé von Herrn Helmholtz. (Vergl. meine Schrift: „über den wissenschaftlichen Missbrauch der Vivisection" S. 55.) F. Z.

Die Engländer und ihre Nachbeter wollen absolut nicht erkennen können, dass Mayer seine Rechnung auf Experimente gestützt habe. Sie reden stets von einer Hypothese und glücklichen Vorwegnahme Mayer's, die Joule erst bewiesen habe. Selbst Tyndall, der gegen Mayer stets gerecht zu sein sich bestrebt, redet von Ahnungen, die Mayer gehabt habe. Auch rechnen sie es Mayer als Vergehen an, dass er unschuldig war an dem, was man heute ganz speziell „Mechanische Wärmetheorie" nennt, und was doch weiter nichts ist, als die Verbrämung Mayer'scher Gedanken mit bereits vorhandenen mathematischen Rechnungen —, dass er sogar die ruhende Wärme nicht einmal als Molekülstösse anerkennen wollte. Und doch ist einzig und allein dort, wo man sich auf den Boden der Mayer'schen Vorstellungen stellte, nähmlich von Dühring (Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie) etwas Fundamentales entdeckt worden, während der ganze Formelkram der Wärmetheoretiker unfruchtbar geblieben ist.

Mayer veröffentlichte — dies sei zum Schlusse noch einmal hervorgehoben — die Aequivalentzahl anderthalb Jahre vor Joule, und seine theoretische und experimentelle Beweisführung ist die subtilere; er war es, der den Satz aussprach, dass die Kräfte unvergänglich seien, wie die Materie, er allein zog für die Physiologie, die Pathologie und die kosmische Physik die Konsequenzen aus der neuen Entdeckung. Joule — und ausser Joule kann hier Niemand in Frage kommen — war für das erste, die Aequivalentzahl, ein Nachentdecker, und seine zahlreichen und exakten Experimente lieferten neue Bestätigungen für das bereits vorhandene Gesetz. Aber diese hatten nur noch einen sekundären Werth, nachdem die Aequivalentzahl einmal aus dem Verhalten der Gase gefunden war, gleichwie das Newton'sche Gravitationsgesetz auch dann bereits als allgemein giltig angenommen werden durfte und auch thatsächlich angenommen wurde, als es blos an dem Verhalten des Mondes bewiesen war. Robert Mayer ist — so eifrig man auch bemüht gewesen ist, ihm diese Ehre streitig zu machen — der erste Entdecker jenes grossen Gesetzes, und sein Ruhm wird wachsen, je mehr man seine Ideen wird benutzen lernen."

Es bedarf nicht meiner besonderen Versicherung, dass der vorstehende anonyme Aufsatz in den Grenzboten nicht von mir herrührt, da ich alle meine Abhandlungen, besonders die polemischen, stets unter meinem vollen Namen und nicht in belletristischen Journalen veröffentliche. Dagegen wird es meine Leser interessiren, den folgenden Brief meines ehemaligen Schülers und gegenwärtigen ordentlichen Professors der Chemie an der Universität Tübingen an mich kennen zu lernen, da derselbe eine sehr eingehende Schilderung der Persönlichkeit Dr. Robert Mayer's aus dem Jahre 1873, also fünf Jahre

vor seinem Tode, enthält. Herr Professor Hüfner schrieb mir wörtlich Folgendes:

Tübingen d. 5. August 1873.

„Hochverehrter Freund!

Dieses Mal schreibe ich Ihnen rasch nach meiner Rückkehr nach Tübingen. Die Veranlassung dazu giebt mir mein Besuch bei Robert Mayer. Ich fuhr von Tübingen nach Würzburg, wo ich leider Fick nicht antraf, und von da nach Heilbronn. Heilbronn liegt sehr schön. Es war dort recht warm, aber mild. Das Thal ist ein grosser Garten voll saftigen Grüns und duftiger Blüthen. Ich suchte zunächst Zech[1]) auf. Derselbe hat eine eigene Fabrik. Er ging mit mir, um mir ein Geschäft zu zeigen, in welchem allerlei Utensilien für Laboratorien geliefert werden. Wir kamen in ein kleines Häuschen, wo Destillationsapparate aufgestellt waren. Den Vorstand des Geschäfts trafen wir im Ausstellungslocale nicht an und so stiegen wir hinauf in ein kleines Zimmer, wo wir ihn zu finden hofften. Auch da war der Herr nicht, dafür aber trat uns ein Mann entgegen, von etwas nach vorn gebeugter Haltung und dem Aussehen des ächten deutschen Gelehrten. Er trug eine Brille. Zech kannte ihn und stellte uns vor. Ich verstand aber nur den Titel Doctor, nicht den Namen; aber ich fühlte sofort, dass ein glücklicher Zufall mich direkt mit Mayer zusammengeführt habe. Er sprach leise von einer Mathematiker-Versammlung in Göttingen, die er besuchen wolle. Er bot mir dastehende Cigarren an, und ich wurde wieder ganz irre an meiner Ueberzeugung, dass ich Mayer vor mir habe. Wir suchten einen Herrn Wolf in seinem Comptoir, statt dessen tritt uns ein Gelehrter entgegen, der sich in dem Comptoir wie ein Hausherr benimmt. Wir verliessen den schüchternen Mann, und beim Fortgehen klärte mich Zech auf. Der Mann war in der That Mayer gewesen. Herr Wolf, der Fabrikant ist sein Neffe. Jeden Morgen nun sitzt Mayer in dessen Comptoir und nach der Gewohnheit eines alten Hausarztes raucht er dort eine oder ein paar von Wolf's Cigarren, mag sein Neffe zugegen sein oder nicht. So war ich durch einen glücklichen Zufall mit Mayer zusammengetroffen; aber ich fühlte mich

[1]) Der Bruder des mir befreundeten Directors des Stuttgarter Polytechnikums P. Zech. Ich hatte von Letzterem erfahren, dass man sich Robert Mayer ohne jedwede Ostentation, am besten scheinbar zufällig, nähern müsse, um unbefangen mit ihm zu reden. Da ich selber die Absicht hatte, Mayer in Heilbronn aufzusuchen, aber durch veränderte Reisedispositionen daran verhindert wurde, so hatte ich den mir von meinem Freunde Zech ertheilten Rath, zuerst bei seinem Bruder vorzusprechen, der mit Mayer in persönliche Berührung komme, Professor Hüfner mitgetheilt. Später, im September 1877, lernte ich in Baden-Baden den Bürgermeister von Heilbronn im „Deutschen Hause“ kennen und übersandte durch diesen meine Karte nebst herzlichen Gruss an Dr. Mayer.

innerlich nicht befriedigt, weil ich nicht ordentlich mit ihm gesprochen hatte. Herr Zech verliess mich nun; ich schlenderte in Heilbronn ein Weilchen allein, bis mich die Ungeduld noch einmal in Herrn Wolf's Geschäft führte. Ich hoffte Mayer noch dort zu finden. Jetzt traf ich aber den Neffen statt des Onkels. Herr Wolf war erfreut, mich zu sehen, und führte mich nun ohne Weiteres in Mayer's eigene Wohnung; denn sein Onkel werde sich darüber recht sehr freuen, meinte er. In der That war dies auch der Fall. Er empfing uns recht freundlich und war selber heiter. Ich unterhielt mich mit ihm über thierische Wärme und über die Aufgaben der physiologischen Chemie, wie sie mir als die wichtigsten erscheinen; und nun fühle ich eine tiefe Befriedigung, weil Mayer meine Richtung zu billigen schien. Als Muster von Klarheit über diese Fragen rühmte er mir die Franzosen, und in der That habe ich selbst jederzeit empfunden, wie viel wir sogenannten Physiologischen Chemiker von einem Manne lernen können und müssen, wie Regnault. — Unter den deutschen Organischen Chemikern hält er Kolbe für den Bedeutendsten.

Ich war lange bei Mayer, gegen $1^1/_2$ Stunden. Allmälig kamen seine Frau und eine erwachsene Tochter herein, beide sehr vornehm gekleidet. Er versprach einmal nach Tübingen zu kommen, auch versprach er einmal mit nach Leipzig zu reisen, wenn ich ihn abholen wolle.

Ueber allgemeinere, philosophische Gegenstände, durfte ich leider nicht mit ihm sprechen. Sein Neffe hatte mich vorher gebeten, nicht über Darwin und was mit dessen Lehre zusammenhängt, auch nicht über Politik mit ihm zu reden. Darwin's Lehre könne er nicht vertragen, und was Politik anlange, so sei er entschiedener Ultramontaner.

Seine Verwandten wünschen sehr, dass man ihn besucht. Sie wünschen, dass er in einem anregenderen Verkehr leben möchte, als das kleine Heilbronn ihm zu bieten vermag. Geschähe dies, so werde er, meinen sie, noch schöne Sachen machen. Mayer ist zwar erst 58 Jahre alt; aber ich glaube, dass man ihn am besten auch fernerhin seiner Einsamkeit überlässt. Mayer hat seine Arbeit gethan, und man soll keine Veranlassung schaffen, dass sich der Mann nunmehr noch irgendwelche Blössen giebt. Ich freue mich den grossen Mann persönlich zu kennen. Eine Photographie[1]), die ich der Freundlichkeit seiner Verwandten verdanke — ich konnte käuflich keine erhalten — schicke ich Ihnen zum Andenken, ich selbst besitze gleichfalls ein Exemplar. . . . . Meine Achtung vor dem deutschen Schulmeisterprofessor, wie er auf Universitäten sein Wesen treibt, sinkt tiefer und tiefer. . . . . Wäre ich ein reicher Mann, so hinge ich die sogenannte akademische Carrière, die nur ein Hemmschuh ist, an den Nagel, und ergriffe das freie Handwerk der wissenschaftlichen Carrière, — — — — — — — — — — — — — — — Tausend Grüsse von

Ihrem ergebensten
G. Hüfner."

---

[1]) Dieselbe hat als Original für den beistehenden Stahlstich gedient. Die facsimilirten Worte sind den angehängten Briefen Mayer's entnommen.

Ueber die wissenschaftliche Seite der Prioritätsansprüche Mayer's gegenüber Helmholtz und dessen englischen Freunden habe ich bereits im ersten Bande meiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ S. 308—322 die thatsächlichen Unterlagen zur Begründung eines objectiven Urtheils mitgetheilt. Da laut gedruckter Angabe im 2. Bande (Thl. I. S. VI) dieser Abhandlungen der Anfang des Manuscriptes zum 1. Bande der Druckerei am 18. Mai 1877, der Schluss desselben am 12. Januar 1878 übergeben und der Druck am 20. Januar 1878 vollendet worden ist — also gerade zwei Monate vor dem am 20. März 1878 erfolgten Tode Robert Mayer's, so wird der hier folgende wörtliche Abdruck der betreffenden Stellen meinen Lesern von besonderem Interesse sein, um so mehr, wenn sie das Datum (16. Juni 1841) des photographisch facsimilirten Briefes Mayer's (vgl. Facsimile) an die Redaktion der Poggendorff'schen Annalen berücksichtigen. Meine Worte knüpfen in der Abhandlung „über Emil Reymond's Grenzen des Naturerkennens“ an die Aufzählung von Denkfehlern an, welche sich Hr. E. du Bois-Reymond in seiner, in der 45. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Leipzig, am 14. August 1872“ gehaltenen Rede „Ueber die Grenzen des Naturerkennens“ (Verlag v. Veit & Comp. Leipzig) hatte zu Schulden kommen lassen. Anknüpfend an den fünften dieser Denkfehler fahre ich S. 308 wörtlich wie folgt fort:

„Indem ich nun wieder zur Rede E. du Bois-Reymond's zurückkehre, glaube ich behaupten zu dürfen, ihm in der logisch vollkommen unberechtigten Anwendung des Unendlichkeits-Begriffs, wogegen bereits Kant und Gauss energisch protestirten, den fünften Denkfehler nachgewiesen zu haben. Ehe ich indessen in meiner Nachweisung weiterer Denkfehler fortfahre, bin ich gezwungen, dem Redner vorher noch eine mangelhafte Literaturkenntniss zu berichtigen. Hr. E. du Bois-Reymond behauptet nämlich auf Seite 16 seiner Rede wörtlich:

„Als verschwindender Punkt irgendwo im Weltall ballt sich dabei auch der kreisende Nebel zusammen, aus welchem die von Hrn. Helmholtz mittels der mechanischen Wärmetheorie weitergeführte Kant'sche Hypo-

these unser Planetensystem mit seiner erschöpfbaren, nie wiederkehrenden Wärmemitgift werden lässt."

Diese Behauptung, insofern sie nur Hrn. Helmholtz die Anwendung der mechanischen Wärmetheorie auf das Planetensystem vindicirt, ist unrichtig und involvirt eine tadelnswerthe Zurücksetzung der Verdienste des deutschen Arztes Dr. J. R. Mayer in Heilbronn, dem gerade in diesem Punkte eine von keinem einzigen Mitbewerber bestrittene geniale Originalität zuerkannt werden muss.

Hr. J. R. Mayer hat im Jahre 1867 (Stuttgart bei Cotta) seine gesammelten Schriften unter dem Titel: „Die Mechanik der Wärme" veröffentlicht. In der aus „Heilbronn, im Frühjahr 1867" datirten Vorrede bemerkt der Verfasser auf S. IV wörtlich Folgendes:

„Die erste Abhandlung vom Jahre 1842 beschäftigt sich, wie schon ihr Titel angibt, ausschliesslich mit der anorganischen Welt, und es sind in derselben die Principien der mechanischen Wärmelehre in kurzen, bestimmten Sätzen niedergelegt. In der zweiten Arbeit, „„die organische Bewegung"", vom Jahre 1845, ist dieser Gegenstand zuerst auf eine mehr eingehende Weise entwickelt und es sind sodann Consequenzen für die Physiologie daraus gezogen, welche von Fachmännern wohl kaum mehr beanstandet werden dürften. Dem aufmerksamen Leser wird es aber nicht entgehen, dass in dieser Schrift, und zwar im physikalischen Theile derselben, schon Andeutungen enthalten sind, nach welchen der Wärme-Effect kosmisch bewegter Körper leicht und sicher bestimmt werden kann — ein Thema, welches drei Jahre später (1848) in meiner Schrift über die „„Dynamik des Himmels"" zur ausführlichen Besprechung kam."

Diese Schrift ist in der oben erwähnten Sammlung unter dem Titel: „Beiträge zur Dynamik des Himmels in populärer Darstellung", reproducirt.

Diejenige Schrift von Hrn. Helmholtz, in welcher er gleichfalls das Gesetz von der Aequivalenz zwischen Wärme und Arbeit auf die Wärmeerzeugung kosmischer Processe anwendet, ist im Jahre 1854 zu Königsberg in Form eines populären Vortrages „über die Wechselwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen Ermittelungen der Physik" erschienen.[1])

[1]) Die erste, wesentlich mathematische Abhandlung von Helmholtz „über die Erhaltung der Kraft" aus dem Jahre 1847 enthält nicht ein

Dass Hr. Helmholtz im Jahre 1854 schon die Existenz Dr. R. Mayer's und seiner Arbeiten kannte, geht aus folgenden Worten seiner Schrift (S. 20) hervor:

„Der erste, welcher das allgemeine Naturgesetz, um welches es sich hier handelt, richtig auffasste und aussprach, war ein deutscher Arzt, J. R. Mayer in Heilbronn, im Jahre 1842. Wenig später, 1843, übergab ein Däne Colding der Akademie von Kopenhagen eine Abhandlung, welche dasselbe Gesetz aussprach und auch einige Versuchsreihen zu seiner weiteren Begründung enthielt. In England hatte Joule um dieselbe Zeit angefangen, Versuchsreihen anzustellen, welche sich auf denselben Gegenstand bezogen. Wir finden es häufig bei Fragen, zu deren Bearbeitung der zeitige Entwickelungsgang der Wissenschaft hindrängt, dass mehrere Köpfe, ganz unabhängig von einander, eine genau übereinstimmende neue Gedankenreihe erzeugen.

Ich selbst hatte, ohne von Mayer und Colding etwas zu wissen, und mit Joule's Versuchen erst am Ende meiner Arbeit bekannt geworden, denselben Weg betreten; ich bemühte mich namentlich, alle Beziehungen zwischen den verschiedenen Naturprocessen aufzusuchen, welche aus der angegebenen Betrachtungsweise zu folgern waren, und veröffentlichte meine Untersuchungen 1847 in einer kleinen Schrift unter dem Titel: „Ueber die Erhaltung der Kraft".

Es ist sehr bemerkenswerth, wie ich beiläufig bemerke, dass bereits damals, 1854, der verderbliche Einfluss begonnen hatte, den die „kühnen Gedankencombinationen" (vgl. S. 91) Sir William Thomson's auf einen so reich angelegten Kopf, wie ihn Hr. Helmholtz unzweifelhaft besitzt, ausgeübt haben. Denn auf S. 25 bemerkt Hr. Helmholtz wörtlich Folgendes:

„Aber die Wärme heisser Körper strebt fortdauernd durch Leitung und Strahlung auf die weniger warmen überzugehen und Temperaturgleichgewicht hervorzubringen. . . . .

Auch das Leben der Pflanzen, Menschen und Thiere kann natürlich nicht weiter bestehen, wenn die Sonne ihre höhere Temperatur und damit ihr Licht verloren hat, wenn sämmtliche Bestandtheile der Erdoberfläche die chemischen Verbindungen geschlossen haben werden, welche ihre Verwandtschaftskräfte fordern. Kurz, das Weltall wird von da an zu ewiger Ruhe verurtheilt sein.

Diese Folgerung des Gesetzes von Carnot ist natürlich nur dann bindend, wenn sich das Gesetz bei fortgesetzter Prüfung als allgemein-

---

Wort von der Anwendung der mechanischen Wärmetheorie auf kosmische Erscheinungen; dieselbe kömmt also bei der obigen Prioritätsfrage gar nicht in Betracht.

gültig erweist. Indessen scheint wenig Aussicht zu sein, dass es nicht so sein sollte. Jedenfalls müssen wir Thomson's Scharfsinn bewundern, der zwischen den Buchstaben einer schon länger bekannten kleinen mathematischen Gleichung, welche nur von Wärme, Volumen und Druck der Körper spricht, Folgerungen zu lesen verstand, die dem Weltall, aber freilich erst nach unendlich langer Zeit, mit ewigem Tode drohen."

Für meine Leser, die gegenwärtig wissen, dass in dieser Folgerung wieder der bekannte Denkfehler bezüglich des Missbrauchs des Unendlichen als einer vollendeten Zeitgrösse enthalten ist, haben diese Worte alle Todesschauer verloren. Sie lächeln über dieselben höchstens und erkennen, wie „die Weltbesiegerin unserer Tage, die Naturwissenschaft"[1]) durch die „Kritik der reinen Vernunft" von Kant bereits vor 100 Jahren in ihre Schranken gewiesen und in Fesseln gelegt worden ist.

Hr. Helmholtz leitet nun S. 27 a. a. O. seine Betrachtungen über die Anwendungen der mechanischen Wärmetheorie auf unser Planetensystem mit folgenden Worten ein:

„Kant war es, der, sehr interessirt für die physische Beschreibung der Erde und des Weltgebäudes, sich dem mühsamen Studium der Werke Newton's unterzogen hatte, und als Zeugniss dafür, wie tief er in dessen Grundideen eingedrungen war, den genialen Gedanken fasste, dass dieselbe Anziehungskraft aller wägbaren Materie, welche jetzt den Lauf der Planeten unterhält, auch einst im Stande gewesen sein müsste, das Planetensystem aus locker im Weltraum verstreuter Materie zu bilden. Später fand, unabhängig von ihm, auch Laplace, der grosse Verfasser der *Mécanique céleste*, denselben Gedanken und bürgerte ihn bei den Astronomen ein."

Um nun zu zeigen, dass in der That, wie ich im Widerspruch mit Hrn. E. Du Bois-Reymond behaupte, nicht Helmholtz sondern unbestritten R. Mayer die Priorität bezüglich der kosmischen Folgerungen aus dem Principe von der Aequivalenz zwischen Wärme und Arbeit gebühre, werde ich mir erlauben, die betreffenden Stellen aus Mayer's „Dynamik des Himmels" (1848) und Helmholtz's „Wechselwirkung der Naturkräfte" (1854) einander gegenüber zu stellen, mit Angabe der Seitenzahlen der betreffenden Schriften.

---

[1]) E. Du Bois-Reymond's Worte in der Einleitung seiner Rede. (Vgl. oben S. 289.)

Dynamik des Himmels.

Mayer (1848.)

„Der Raum unseres Sonnensystems ist mit einer grossen Zahl ponderabler Objecte bevölkert, die dem Newton'schen Gravitationsgesetze gemäss sich dem Schwerpunkte der Sonne zu nähern streben und bei ihrer Annäherung an denselben mehr und mehr in Bewegung gerathen. Eine im Anziehungsbereiche der Sonne befindliche, anfänglich ruhende Masse wird der Anziehung folgend in Bewegung kommen und, wenn nicht noch anderweitige Einflüsse stattfinden, in geradem Laufe auf die Sonne hinabstürzen. (S. 161.)

Da nun keine Ursache ohne Wirkung besteht, so muss auch jede dieser kosmischen Massen, ebenso wie ein zur Erde fallendes Gewicht, durch ihren Stoss eine ihrer lebendigen Kraft proportionale Wirkung, eine gewisse Menge von Wärme hervorbringen. (S. 164.)

Eine ruhende Masse, in irgend einer Entfernung von dem Erdboden sich selbst überlassen, setzt sich sofort in Bewegung und langt mit einer berechenbaren Endgeschwindigkeit auf dem Boden an. (S. 21.)

Die Grösse der Fallkraft wird gemessen: durch das Product aus dem Gewicht in seine Höhe; die Grösse der Bewegung: durch das Product aus der bewegten Masse in das Quadrat ihrer Geschwindigkeit.

Wird eine Fallkraft in Bewegung, oder eine Bewegung in Fallkraft verwandelt, so bleibt die gegebene Kraft oder der mechanische Effect eine constante Grösse. Dieses Gesetz, eine specielle Anwendung des Axioms der Unzerstörlichkeit der Kraft, wird in der Mechanik unter dem Namen

Helmholtz (1854).

„Den Anfang unseres Planetensystems mit seiner Sonne haben wir uns danach als eine ungeheure, nebelartige Masse vorzustellen, die den Theil des Weltraums ausfüllte, wo jetzt unser System sich befindet, bis weit über die Grenzen der Bahn des äussersten Planeten, des Neptun, hinaus.

Noch jetzt erblicken wir vielleicht ähnliche Nebelmassen in fernen Gegenden des Firmaments als Nebelmassen und Nebelsterne und auch innerhalb unsers Systems zeigen die Cometen, das Zodiakallicht, die Corona der Sonne bei totalen Finsternissen noch Reste nebelartiger Substanz, die so dünn ist, dass man das Licht der Sterne ungetrübt und ungebrochen hindurch sieht. (S. 27.)

Ueber den Ursprung von Wärme und Licht gab uns jene Ansicht noch keinen Aufschluss.

Wie die irdische Schwere, wenn sie ein Gewicht zur Erde niederzieht, eine Arbeit verrichtet und lebendige Kraft erzeugt, so thut es auch jene himmlische, wenn sie zwei Massentheilchen aus entfernten Gegenden des Weltraumes zu einander führt. (S. 28.)

Ob noch ein weiterer Kraftvorrath in Gestalt von Wärme im Uranfange vorhanden war, wissen wir nicht. Jedenfalls finden wir mit Hülfe des Gesetzes der Aequivalenz von Wärme und Arbeit in den mechanischen Kräften jenes Urzustandes eine so reiche Quelle von Wärme und Licht, dass wir gar keine Veranlassung haben, zu einer anderen ursprünglich bestehenden unsere Zuflucht zu nehmen.

Mayer (1848).

„Princip der Erhaltung lebendiger Kräfte“ aufgeführt. Belege hierzu liefern: der freie Fall aus jeder Höhe, der Fall auf vorgeschriebenen Wegen, die Bewegungen der Himmelskörper.[1]) (S. 23.) —

Eine richtige Theorie von dem Ursprunge der Sonnenwärme muss über den Grund und das Zustandekommen einer solchen extremen Temperatur Auskunft geben. Die Erklärung davon geht aus dem Bisherigen von selbst hervor.

Nach Pouillet beträgt die Temperatur der heftigsten Weissglühhitze 1500° C. . . . Das Knallgas gibt eine Verbrennungswärme von 3850°.

Vergleicht man diese künstlichen Feuer mit der von einem auf die Sonne stürzenden Asteroïde hervorgebrachten Hitze, so findet man die letztere — auch abgesehen von der im Vergleiche zum Wasser wahrscheinlich ziemlich geringern Wärme-Capacität der Asteroïd-Massen — 7 bis 14000 mal grösser, als selbst die Hitze eines Knallgasgebläses . . . (S. 180.)

Der wärmegebende Effect der centrifugalen Sonnenthätigkeit kann durch unmittelbare Wahrnehmung aufgefunden werden. Nach Cap. III. beträgt derselbe in einer Minute 12650 Millionen Wärme-Kubikmeilen oder 5,17 Quadrillionen Wärmeeinheiten. Da nun, wie gezeigt, 1 K° Asteroïdmasse $27^1/_2$ bis 55 Millionen Wärmeeinheiten gibt, so folgt daraus, dass die Quantität der auf die Sonne niederstürzenden kosmischen Materien in jeder Minute zwischen

Helmholtz (1854).

Schon in älteren Theorien hat man dessen Rechnung getragen, dass das Zusammenstossen kosmischer Massen Wärme erzeugen müsste, aber man war weit entfernt davon, auch nur ungefähr beurtheilen zu können, wie hoch diese Wärme zu veranschlagen sein möchte. Heute können wir mit Sicherheit bestimmte Zahlenwerthe angeben. (S. 29.)

Könnte unsere Erde durch einen Stoss plötzlich in ihrer Bewegung um die Sonne zum Stillstande gebracht werden — was bei der bestehenden Einrichtung des Planetensystems übrigens nicht zu fürchten ist, — so würde durch diesen Stoss so viel Wärme erzeugt werden, als die Verbrennung von 14 Erden aus reiner Kohle zu erzeugen im Stande wäre. Ihre Masse würde, auch wenn wir die ungünstigste Annahme über ihre Wärmecapacität machten, sie nämlich der des Wassers gleich setzten, doch um 112000 Grade erwärmt, also ganz geschmolzen und zum grössten Theile verdampft werden. Fiele die Erde dann aber, wie es sein würde, wenn sie zum Stillstande käme, in die Sonne hinein, so würde die durch einen solchen Stoss entwickelte Wärme noch 400 mal grösser sein.

Noch jetzt wiederholt sich von Zeit zu Zeit ein solcher Process in kleinem Massstabe. Es kann kaum mehr einem Zweifel unterworfen sein, dass die Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteine Massen sind, welche dem Weltenraume angehören und, ehe sie in das Bereich unserer Erde

[1]) Diese Stelle ist aus der bereits 1842 erschienenen Schrift Mayer's. Ann. d. Chemie u. Pharm. v. Wöhler und Liebig 1842. (Maiheft.)

Mayer (1848).

94000 und 188000 Billionen Kilogramme betragen muss. (S. 185.)

Dieses Bild zu ergänzen, hat man sich nun noch eine verschieden gruppirte, äusserst fein vertheilte Materie vorzustellen, die sich allmälig gegen die grosse Kugel im Mittelpunkte hinzieht, um dort niederzufallen und die, von dieser Kugel aus günstig erleuchtet, sonnenstaubartig das Zodiakallicht darstellt. Auch dieser Staub bildet ein wichtiges Glied in einer Schöpfung, wo Nichts von Ungefähr, sondern Alles mit göttlicher Zweckmässigkeit geordnet ist." (S. 188.)

Helmholtz (1854).

kommen, nach Art der Planeten sich um die Sonne bewegten. Nur wenn sie in unsere Atmosphäre eindringen, werden sie uns sichtbar und stürzen zuweilen herab. (S. 31.)

So hat uns der Meteorsteinfall in die jetzige Zeit geführt, wo wir aus dem Dunkel hypothetischer Vorstellungen in die Helle des Wissens übergehen. .

Jedenfalls müssen wir Thomson's Scharfsinn bewundern, der aus einer kleinen mathematischen Gleichung Forderungen zu lesen verstand, die dem Weltall mit ewigem Tode drohen. Kurz das Weltall wird von da an zu ewiger Ruhe verurtheilt sein." (S. 25.)

Die obige Zusammenstellung von Parallelstellen aus den Abhandlungen von R. Mayer und Helmholtz wird ausreichend sein, um die Richtigkeit meiner Behauptung zu beweisen, dass Mayer und nicht Helmholtz von Hrn. E. Du Bois-Reymond als derjenige hätte bezeichnet werden sollen, welcher zuerst die Resultate der mechanischen Wärmetheorie auf die thermischen Effecte unseres Planetensystems angewandt hat.

Ein Gleiches gilt in noch viel höherem Grade bezüglich der Anwendungen dieser Theorie auf die Thier- und Pflanzenwelt, welche gleichfalls von Hrn. Helmholtz in seinem Vortrage behandelt werden. Gerade auf diesen beiden Gebieten, in welchen sich die Genialität Mayer's in ihrem hellsten Glanze zeigt, besitzt er keinen Mitbewerber, während bekanntlich auf dem Gebiete der reinen Physik die klassische Arbeit von Joule[1]), wenn auch nicht der Zeit, so doch der Aus-

[1]) *Philosophical Magazine Series III. vol. 23. 1843. p. 263 ff., 435 ff.* Die gesammelten Abhandlungen Joule's sind in deutscher Uebersetzung von Spengel 1872 (Braunschweig) mit einem Vorwort von Clausius herausgegeben.

Gleichfalls mit einer Vorrede von Clausius versehen ist die geistvolle und höchst beachtenswerthe Schrift des englischen Physikers Dr. W. R. Grove „Die Verwandtschaft der Naturkräfte. Deutsche autorisirte Ausgabe nach

führung nach unübertroffen dasteht. Ich bin geneigt, der letzteren auf dem Gebiete des Experiments dieselbe Bedeutung beizulegen, wie der Arbeit von Helmholtz „über die Erhaltung der Kraft“ (1847) auf theoretischem Gebiete, nur dass erstere, der Natur der Sache gemäss, nicht durchgängig mit einem principiellen Fehler behaftet ist, der sich, wie gezeigt, bei Helmholtz in der Behauptung findet, die Central-Kräfte dürfen nur von räumlichen und nicht zugleich von Bewegungs-Verhältnissen abhängig sein (S. 128).

Unter so bewandten Umständen hätte man erwarten dürfen, dass Hr. Helmholtz die Verdienste Mayer's um die Conception der von ihm vorgetragenen Gedanken etwas nachdrücklicher hervorheben würde, als dies durch die folgenden paar Worte in einem „Anhange zu Seite 29“ geschehen ist:

„Die übrigen Rechnungen, deren Resultate ich angeführt habe, finden sich theils bei J. R. Mayer und Joule, theils sind sie mit Hülfe der bekannten Thatsachen und Methoden der Wissenschaft leicht auszuführen.“

Aber selbst aus diesen Worten ist noch nicht einmal zu ersehen, ob Hr. Helmholtz unter den „übrigen Rechnungen“ Mayer's, deren Resultate er mitgetheilt hat, diejenigen verstanden habe, welche sich auf die Anwendung der mechanischen Wärmetheorie auf unser Planetensystem beziehen. Derjenige, welcher die Arbeiten Joule's, mit denen Helmholtz diejenigen Mayer's zusammenstellt, kennt, wird dies sogar entschieden verneinen müssen, da von Joule nicht an einer einzigen Stelle jener kosmischen Consequenzen der mechanischen Wärmetheorie gedacht wird. Die Rechnungen vielmehr, welche Hrn. Helmholtz bei dieser kosmischen Anwendung eigenthümlich sind und von ihm in jenem Anhange mitgetheilt werden, beruhen auf der Anwendung der Potential-Theorie auf sich verdichtende Nebel-Massen. Helm-

der fünften Auflage des englischen Originales v. E. von Schaper.“ Braunschweig 1871. Am Schlusse der Schrift befindet sich das ausführlichste Literaturverzeichniss über diesen Gegenstand, welches mir bisher zu Gesicht gekommen ist. Der gelehrte und von wahrhaft wissenschaftlichem Geiste erfüllte Verfasser geht zurück bis zu Aristoteles, Platon's *Timäus* und den alten Philosophen Leucipp und Demokrit, in deren Schriften sich bereits ähnliche Gedanken über den Zusammenhang aller Naturkräfte finden.

holtz leitet demgemäss die Entwickelung seiner Formeln mit folgendem Satze ein:

„Maass der Arbeit, welche bei der Verdichtung der Masse aus einem Zustande unendlich kleiner Dichtigkeit geleistet wurde, ist das Potential der verdichteten Massen auf sich selbst . . . . . Betrachten wir die Himmelskörper unseres Systems als solche Kugeln, so ist die ganze Verdichtungsarbeit gleich der Summe aller ihrer Potentiale auf sich selbst."

Hr. Helmholtz berechnet nun, dass die Verdichtung des ursprünglichen Nebels zu einer Masse von der Grösse der Sonne, wenn man die specifische Wärme derselben gleich der des Wassers setzt, eine Temperatur der Sonnenmasse von 28611000° C. erzeugen würde, und fährt dann fort:

„Aus denselben Formeln ist abzuleiten, dass eine Verkleinerung des Sonnenhalbmessers um $^1/_{1000}$ noch eine Arbeit äquivalent 2861 Wärmegraden in einer der Sonne gleichen Wassermasse erzeugen würde. Und da sie nach Pouillet jährlich eine Wärmemenge, entsprechend $1^1/_4$ Grad, in einer solchen Wassermasse verliert, so würde jene Verdichtung für 2289 Jahre den Verlust decken."

Dies sind diejenigen Rechnungen, welche ausser den „übrigen Rechnungen von Mayer" das Eigenthum von Hrn. Helmholtz auf dem Gebiete der kosmischen Wärmetheorie sind. Dass aber diese Rechnungen für reale Verhältnisse gänzlich illusorisch und vollkommen unbrauchbar sind, leuchtet Jedem ein, der erwägt, dass zu jenem Verdichtungsprocess des Urnebels bis zum gegenwärtigen Volumen der Sonne doch einige Zeit erforderlich war, vielleicht einige tausend Billionen Jahre, und dass während dieser Zeit der sich allmälig zur Sonne verdichtende Nebel doch auch bereits ungeheure Quantitäten von Wärme ausstrahlen musste. Es ist daher einfach widersinnig, die theoretisch dem ganzen Verdichtungsprocess entsprechende Wärmemenge auf eine Wasserkugel von der Grösse und Masse der Sonne zu concentriren und die hieraus resultirende Temperaturerhöhung jener Kugel unter der Annahme zu berechnen, dass hierzu die erwähnte Gesammtwärme verwandt worden sei. Die Rechnung würde nur dann einen Sinn haben, wenn ein solcher Verdichtungsprocess momentan stattfinden könnte. Aus demselben Grunde müssen wir ja auch beim pneumatischen Feuerzeuge den Stempel möglichst plötzlich und schnell

herunterstossen, um eine zur Entzündung des Schwammes hinreichende Temperaturerhöhung der comprimirten Luft zu erzeugen, damit während des Verdichtungs-Processes möglichst wenig Wärme durch Strahlung verloren gehe. Eine langsame Compression der Luftmasse erzeugt, wie sich Jeder überzeugen kann, gar keine merkliche Temperaturerhöhung. Ausserdem muss doch auch dem Urnebel unseres Planetensystems, wenn er als gleichartig mit „ähnlichen Nebelmassen in fernen Gegenden des Firmamentes" betrachtet wird, bereits vor seiner Verdichtung eine sehr hohe Temperatur beigelegt werden, eine Temperatur, die, nach spectralanalytischen Kriterien zu urtheilen, wahrscheinlich ausserordentlich viel höher als gegenwärtig die Temperatur der Sonne ist.

Wenn man also einmal, wie Helmholtz, von aller während des Verdichtungsprocesses verloren gegangenen Wärme absieht, so bedarf es doch gar nicht erst der mathematischen Spielerei mit der Potentialtheorie, um die hohe Temperatur der Sonne begreiflich zu machen. Sicherlich der geniale Heilbronner Mayer würde niemals im Stande sein, solche lückenhafte, „triviale und fehlerhaft ausgefallene" Rechnungen, wie der Potsdamer Helmholtz zu veröffentlichen, besonders nicht in populären Vorlesungen, welche nach Faraday's Wunsch „zugleich Achtung verdienen und gesunde Vernunft lehren sollten". (Wiss. Abhdl. I. S. 156.)

Uebrigens hat sich Hr. Helmholtz in neuester Zeit selber der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, alle seine Worte zusammen zu stellen, in denen er den unsterblichen Verdiensten des Dr. Robert Mayer gerecht geworden zu sein glaubt. Ich denke daher auch in seinem Interesse zu handeln, wenn ich diese Worte in Verbindung mit seiner am 12. Juli 1877 der philosophischen Facultät zu Berlin[1]) eingereichten Erläuterung wörtlich hier abdrucken lasse:

An die philosophische Facultät der Universität Berlin.

„In seiner in der letzten Facultätssitzung vorgelegten Vertheidigungsschrift behauptet Herr Dr. Dühring, das Motiv zu der Verfolgung, der

[1]) Aktenstücke in der Angelegenheit des Privatdocenten Dr. Dühring durch die philosophische Facultät der Königl. Universität zu Berlin. Berlin 1877. (G. Reimer.) (Vgl. oben S. 565.)

er angeblicher Weise von meiner Seite ausgesetzt gewesen sei, habe darin gelegen, dass er in seiner Geschichte der Mechanik die Ansprüche von Herrn Dr. Robert Mayer zu Heilbronn auf die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft nachgewiesen habe, und dass ich selbst mich dadurch einer angemassten wissenschaftlichen Bedeutung entkleidet gesehen hätte. Bei der Zuversichtlichkeit, mit welcher Herr Dr. Dühring die von ihm gemachten Hypothesen als Thatsachen hinzustellen pflegt, könnte vielleicht bei einigen der Facultätsgenossen oder bei Mitgliedern des vorgesetzten Ministeriums, denen diese Vertheidigungschrift vorgelegt wird, der Eindruck hängen bleiben, als sei von meiner Seite irgend eine Art unloyaler Behandlung der wissenschaftlichen Prioritätsrechte des Herrn Dr. R. Mayer versucht worden. Ich ersuche deshalb die Facultät Kenntniss zu nehmen von denjenigen Stellen meiner Veröffentlichungen, welche zeigen, dass ich Herrn Dr. R. Mayer seit 1854, also etwa 20 Jahre vor Herrn Dr. Dühring's Geschichte der Mechanik, wiederholt als denjenigen bezeichnet habe, der das genannte Gesetz zuerst allgemein giltig und richtig ausgesprochen habe, ohne irgend eine Bemängelung hinzuzufügen. Zur Zeit der Veröffentlichung meiner ersten Schrift: „Ueber die Erhaltung der Kraft", 1847, habe ich allerdings die 1842 und 1845 erschienenen ersten Schriften von Dr. R. Mayer noch nicht gekannt. Diese waren damals noch sehr wenig verbreitet, und ich selbst, als Militärarzt in Potsdam fungirend, nicht in der Lage, ausgedehnte Literaturstudien zu machen."

In voller Uebereinstimmung mit dieser von Hrn. Helmholtz hier öffentlich abgegebenen Erklärung bemerkt Hr. Dr. Dühring in seiner „Kritischen Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik", 2. Aufl. Leipzig 1877. S. 444 wörtlich:

„In Hrn. Helmholtz' Abhandlung „über die Erhaltung der Kraft" (Berlin 1847) . . . . in welcher die Aequivalentzahlen Joule's berührt wurden, fand sich trotz der Erörterung mehrer wenig erheblicher Arbeiten doch R. Mayer nicht erwähnt."

Es ist also wieder nur eine Thatsache, dass Hr. Helmholtz, trotzdem er „als Militärarzt in Potsdam fungirend, nicht in der Lage war, ausgedehnte Literaturstudien zu machen", dennoch Zeit gefunden habe, sich in der ausländischen Literatur so eingehend zu orientiren, dass ihm die Arbeit Joule's[1]) (*Philosophical Magazine, Series III. Vol. 27. „on the existence of an equivalent relation between heat and the ordinary forms of mechanical power 1845*) nicht entgangen war, während

[1]) Helmholtz citirt diese Abhandlung ausführlich auf S. 27 seiner Schrift „über die Erhaltung der Kraft". (1847.)

ihm die 3 Jahre früher in der ebenso angesehenen und in Deutschland jedenfalls weiter verbreiteten deutschen Zeitschrift (Annalen der Chemie und Pharmacie von Wöhler und Liebig, Bd. 42, Maiheft S. 233) veröffentlichte Arbeit Robert Mayer's („Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur") vollkommen entgangen ist.

Ueber den numerischen Werth des mechanischen Wärmeäquivalentes, welchen Helmholtz allein aus der Arbeit Joule's entnimmt, bemerkt ersterer (S. 27) wörtlich Folgendes:

„Er (Joule) hat im ersteren Falle gefunden, dass die Wärme, welche 1 Kilogramm Wasser um 1° C. erwärmt, 452 Kilogr. um einen Meter hebt, im zweiten 521 Kilogramm. Indessen entsprechen seine Messungsmethoden zu wenig der Schwierigkeit der Untersuchung, als dass diese Resultate irgendwie auf Genauigkeit Anspruch machen könnten; wahrscheinlich sind diese Zahlen zu hoch, weil bei seinem Verfahren wohl leicht Wärme für die Beobachtung verloren werden konnte. . . ."

Auch diese Worte des Hrn. Helmholtz sprechen wiederum lediglich nur eine Thatsache aus, denn Dr. Robert Mayer hatte wirklich in seiner von Helmholtz nicht gekannten Arbeit drei Jahre früher einen nicht „zu hohen", sondern bedeutend kleineren Werth als Joule für das mechanische Wärmeäquivalent auf einem andern Wege berechnet, und hierdurch die Richtigkeit der obigen Vermuthung von Helmholtz im Voraus experimentell bestätigt. Mayer sagt wörtlich a. a. O. (S. 28 und 29):

„Die Wärmemenge, welche zur Hervorbringung eines bestimmten mechanischen Effectes aufzuwenden ist, muss auf experimentalem Wege ermittelt werden. . . .

Einfacher und schärfer lässt sich das Problem lösen durch Berechnung der Wärmemenge, die latent wird, wenn ein Gas unter einem Drucke sich ausdehnt. Ist die Wärme, welche ein Gas aufnimmt, das bei constantem Volumen um i^0 erwärmt wird, $= x$, die Wärme, deren das Gas zu derselben Temperaturerhöhung bei constantem Drucke bedarf $= x + y$, ist ferner das im letzteren Falle gehobene Gewicht $= P$, seine Höhe $= h$, so ist: $y = P.h$

Ein Kubikcentimeter atmosphärischer Luft bei 0° und $0^m,76$ Barometer, wiegt 0,0013 Gramme; bei constantem Drucke um 1° C. erwärmt, dehnt sich die Luft um $^1/_{274}$ ihres Volumens aus und hebt somit eine Quecksilbersäule von einem Quadratcentimeter Grundfläche und 76 Centimeter Höhe um $^1/_{274}$ Centimeter.

Das Gewicht dieser Säule beträgt 1033 Gramme. Die specifische Wärme der atmosphärischen Luft ist bei constantem Drucke, die des Wassers = 1 gesetzt, nach Delaroche und Bérard = 0,267; die Wärmemenge, die unser Kubikcentimeter Luft aufnimmt, um bei constantem Drucke von 0 auf 1° zu kommen, ist also der Wärme gleich, durch welche 0,0013 × 0,267 oder 0,000347 Gramme Wasser um 1° erhöht werden. Nach Dulong, dem die Mehrzahl der Physiker folgt, verhält sich die Wärmemenge, welche die Luft bei constantem Volumen aufnimmt, zu der bei constantem Drucke, wie 1 : 1,421; hiernach gerechnet ist die Wärmemenge, die unseren Kubikcentimeter Luft bei constantem Volumen um 1° C. erhöht, gleich

$$\frac{0{,}000347}{1{,}421} = 0{,}000244 \text{ Grad.}$$

Es ist folglich die Differenz $(x + y) - x$ oder:

$$y = 0{,}000347 - 0{,}000244 = 0{,}000103 \text{ Grad Wärme,}$$

durch deren Aufwand das Gewicht $P = 1033$ Gramme auf $h = {}^1/_{274}$ Centim. gehoben wurde. Durch Reduction dieser Zahlen findet man nun

1° Wärme = 1 Grm. auf 367^m Höhe."

Für den wahren Werth des mechanischen Wärmeäquivalents wird gegenwärtig in runder Zahl jene Höhe zu 424 Meter angenommen.[1]) Nimmt man daher aus den beiden obigen von Helmholtz angeführten Werthen Joule's (452^m und 521^m) das Mittel, so erhält man in runder Zahl:

nach Mayer: 367^m im Jahre 1842.
nach Joule: 486^m im Jahre 1845.

Demgemäss ist der Werth von Joule in runder Zahl 15 Procent zu gross, derjenige von Mayer 13 Procent zu klein.

Hr. Helmholtz hätte also, wenn ihn nicht ein verhängnissvolles Geschick bei seinen beschränkten Literaturstudien gegen die drei Jahre früher von Mayer veröffentlichte Arbeit blind gemacht hätte, sogar noch einen um 2 Procent genaueren Werth in Mayer's Abhandlung finden und bei seinen Rechnungen benutzen können. Weshalb sich also immer bei den Engländern Raths erholen, wenn man das Bessere bei seinen eigenen Landsleuten durch „Literaturstudien" finden kann?

„Willst Du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah!"

---

[1]) Vgl. Zeuner, Grundzüge der mechanischen Wärmetheorie, 2. Aufl. (1866) S. 15.

Während nun im Vorstehenden eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen den Behauptungen von Helmholtz und Dühring nachgewiesen wurde, insofern beide Gelehrte darüber einig sind, dass in der 1847 veröffentlichten Schrift „über die Erhaltung der Kraft“ der Heilbronner Arzt Dr. Robert Mayer von Helmholtz nicht erwähnt wird, weil letzterer damals noch gar nichts von Mayer's Existenz wusste, so mag es nun auch mir gestattet sein, eine eben so vollkommene Uebereinstimmung zwischen Dühring und meinen Anschauungen bezüglich eines anderen Punktes nachzuweisen.

Ich hatte oben (S. 630) gezeigt, dass die Anwendung der Potentialtheorie auf die Verdichtung eines kosmischen Nebels zur Erklärung der hohen Temperatur der Sonne von Helmholtz fehlerhaft sei, indem er einen so nahe liegenden Umstand wie die Wärme-Emission während des Verdichtungs-Processes gänzlich übersehen hat. Es muss daher in der That einen komischen Eindruck machen, wenn Hr. Helmholtz bei der Kargheit seiner anerkennenden Worte für die Verdienste Mayer's sich in Speculationen vor einem populären Publicum (*unscientific people*) ergeht, welche, soweit sie Wahrheiten enthalten, von Mayer herrühren, soweit sie triviale Irrthümer aussprechen, von ihm selbst herrühren.

In voller Uebereinstimmung mit diesem meinem Urtheil bemerkt Hr. Dr. Dühring in der „kritischen Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik“ (2. Aufl. 1877) S. 444:

„Vollends komisch hat es sich aber ausgenommen, dass die blosse und noch dazu nicht einmal originale, sondern triviale und fehlerhaft ausgefallene Betheiligung an derartigen vagen Discussionen mit einer Auffindung des Gedankens und mit der Entdeckung selbst verwechselt werden konnte.“

Ich theile nun wörtlich den Schluss der oben von Hrn. Helmholtz an die philosophische Facultät zu Berlin gerichteten Zuschrift mit; Hr. Helmholtz sagt wörtlich:

„Die folgenden Stellen citire ich aus meinen „„Populären wissenschaftlichen Vorträgen, Heft II 1871““, von welchem ich ein Exemplar als Beleg *s. v. remiss.* beilege.“

1. Aus einer Vorlesung gehalten im Jahre 1854. S. 112.

„„Der Erste, welcher das allgemeine Naturgesetz, um welches es sich hier handelt, richtig auffasste und aussprach, war ein deutscher Arzt, J. R. Mayer in Heilbronn, im Jahre 1842.““

2. Aus dem Winter 1862/63. S. 141.

„„Die Möglichkeit seiner allgemeinsten Gültigkeit sprach zuerst ein schwäbischer Arzt, Dr. Julius Robert Mayer (gegenwärtig in Heilbronn lebend) im Jahre 1842 aus.““

3. Auf der Naturforscherversammlung 1869. S. 194.

„„Aber als der, welcher zuerst den Begriff dieses Gesetzes rein und klar erfasst und seine absolute Allgemeingiltigkeit auszusprechen gewagt hat, ist derjenige zu nennen, den wir nachher von dieser Stelle zu hören die Freude haben werden, Dr. Robert Mayer von Heilbronn.““

Ich füge hinzu, dass ebenso vollständige Anerkennung von Hrn. Dr. Mayer's Leistungen in dem unter meiner und Herrn G. Wiedemann's Leitung und Namen herausgegebenen Werke von Tyndall „„die Wärme eine Form der Bewegung““ vorkommt.

Ich ersuche die Facultät, dieses Schreiben nebst Beilage als Nachtrag zu den Acten der Dühring'schen Angelegenheit dem vorgesetzten Königlichen Ministerium mit übersenden zu wollen.“

(gez.) Dr. H. Helmholtz.

Ich hatte es bereits früher als eine der vielen für die Wissenschaft geradezu verderblichen Seiten von populären Vorlesungen bezeichnet, dass „solche populäre Männer die ihnen in wissenschaftlichen Schriften nachgewiesenen Irrthümer in populären Schriften zu vertheidigen suchen, also einem Publicum gegenüber, welches vollkommen incompetent zur Beurtheilung der betreffenden Streitfrage ist.“ (Vgl. meine „wissenschaftlichen Abhandlungen Bd. I. S. 159.)

In Uebereinstimmung hiermit erwähnt auch Hr. Helmholtz, indem er jene Prioritätsfrage zwischen Mayer und sich selber discutirt, bis 1871 in keiner der obigen Stellen die literarischen Quellen, aus der sich ein näher für die Frage interessirender Leser ein selbständiges Urtheil über dieselben schöpfen könnte. Da jedoch leider der Name Mayer, ebenso wie die Namen Schulze und Müller, in eine besonders in Berlin sehr zahlreich vertretene Species von Eigennamen gehört, und ein Berliner Börsenmann, gestützt auf diese Wahrheit, die Behauptung aufgestellt hat, es gäbe eine *Thesis*, welche alle Menschen übereinstimmend mit derselben

Frage beantworteten,[1]) so ist durch jene discrete Zurückhaltung des Hrn. Helmholtz bezüglich der literarischen Quellen die Schwierigkeit der Auffindung jener Mayer'schen Abhandlung aus dem Jahre 1842 für das populäre Publicum (*unscientific people*) fast eine unüberwindliche. Wenn daher Hr. Helmholtz sogar für sich selbst, als „Mann der Wissenschaft", Indemnität wegen der Unkenntniss jener Arbeit noch 5 Jahre nach ihrem Erscheinen beansprucht, weil er wegen Mangel an Zeit „nicht in der Lage war, ausgedehnte Literaturstudien zu machen", so ist es doch nur billig und eine Forderung des einfachsten Gerechtigkeitssinnes, wenn man bei den in der That sehr ausgedehnten wissenschaftlichen Literaturstudien eines später erblindeten Privatdocenten, diesem nicht zumuthet, auch ausserdem noch die populären Uebersetzungen Tyndall'scher Werke von Helmholtz und Wiedemann mit ihren unsichtbaren Cometen (vgl. wiss. Abhdl. I. S. 182) nach Stellen zu durchstöbern, in denen Hr. Helmholtz die Ansprüche Dr. R. Mayer's in kargen und dürftigen Worten anerkannt hat."

Im Anschluss an meine vorstehenden, bereits seit mehr als zwei Jahren a. a. O. veröffentlichten Worte erlaube ich mir den folgenden Aufsatz aus der „Coblenzer Zeitung" vom 4. Januar 1879 zu reproduciren:

„Coblenz, halt' fest!

In Nr. 329 d. Ztg. finde ich in einem Bericht über eine Versammlung des Naturhistorischen Vereins, dass der Vorsitzende, Herr Director Dr. Most, den Antrag gestellt hat, für ein dem Dr. Jul. Mayer in Heilbronn am Neckar zu errichtendes Denkmal 50 ℳ zu bewilligen, und dass dieser Antrag einstimmig angenommen worden ist. Dr. Mayer wird nämlich als der Schöpfer des Kraft- und Bewegungs-Ausgleichungs-Gesetzes angenommen, während es feststeht, dass die Ehre des Gedankens einem Coblenzer, Herrn Prof. Dr. Mohr in Bonn, zukommt. Man sehe dessen Werk: Allgemeine Theorie der Bewegung und Kraft als Grundlage der Physik und Chemie. Braunschweig 1869, pag. 80 sqq. Erfreulich ist hierin die scharfe Nachweisung, dass ihm die Priorität der Entdeckung zusteht und dass eine Veröffentlichung derselben in einem Fach-Journale weit früher stattgefunden (1837), als Dr. Mayer dieselbe Ansicht ausgesprochen hat (1842). Dass diese Thatsache vielfach ignorirt wird, mag auf anderen Verhältnissen beruhen; wir Coblenzer sehen aber über solche

[1]) *Thesis:* Mayer ist todt! — *Questio Berolinensis:* welcher Mayer?

weg und halten fest an der Thatsache, auf welche unsere Stadt mit Recht stolz sein kann. Wir würden uns ja selbst das Gesicht verunstalten, wenn wir durch die Bewilligung eines Zuschusses für ein Denkmal eines Heilbronners unser Recht gleichsam abträten. Hiergegen offen und energisch zu protestiren und die Rechte der Stadt Coblenz zu wahren, ist einzig und allein der Zweck dieser Zeilen. Der mehrfach geäusserte Wunsch, die Priorität Dr. Mohr's näher begründet zu sehen, veranlasst mich zu folgenden Zusätzen:

Der jetzige Profsssor Dr. Mohr in Bonn hat schon 5 Jahre vor Mayer dessen Satz über das mechanische Aequivalent der Wärme noch viel allgemeiner ausgesprochen. Es geschah dies in einer in Wien erscheinenden Zeitschrift, die nur einen sehr kleinen Leserkreis hatte und auch bald darauf eingegangen ist, wodurch die Sache der Aufmerksamkeit der Physiker entging. Nur ein kleiner Auszug erschien in Liebig's Annalen im Jahre 1837, worin auch Mayer im Jahre 1842 seinen ersten Artikel veröffentlichte, nachdem ihm Poggendorf die Aufnahme in seinen Annalen der Physik verweigert hatte. Erst 31 Jahre nach dem ersten Erscheinen entdeckte Mohr seinen Aufsatz in Baumgarten's (des spätern Ministers) Zeitschrift für Physik gleichsam wieder und liess ihn von Neuem in einer kleinen Schrift: „Allgemeine Theorie der Bewegung und Kraft" abdrucken, welche Schrift er auch unserer städtischen Bibliothek nebst mehreren anderen Schriften einsandte. Ich entnehme daraus nun folgende Stellen: „Ausser den bekannten 54 chemischen Elementen gibt es in der Natur der Dinge nur noch ein Agens, und dieses heisst Kraft; es kann unter den passenden Verhältnissen als Bewegung, chemische Affinität, Cohäsion, Electricität, Licht, Wärme und Magnetismus hervortreten, und aus jeder dieser Erscheinungen können alle übrigen hervorgebracht werden. Dieselbe Kraft, welche den Hammer hebt, kann, wenn sie anders angewendet wird, jede der übrigen Erscheinungen hervorbringen", und „denn von einer Kraft lässt sich ebenfalls Rechenschaft geben, wie von einem wägbaren Stoffe; man kann sie theilen, davon abziehen, dazu fügen, ohne dass die ursprüngliche Kraft verloren ginge oder sich in ihrer Quantität ändere". Von dieser Schrift schickte Mohr ein Exemplar an Mayer und erhielt darauf folgendes Schreiben:

„Hochgeehrtester Herr Professor!

Für die Zusendung Ihres neuesten hochwichtigen Werkes: „Allgemeine Theorie der Bewegung und Kraft", womit Sie mich erfreuten, sage ich Ihnen meinen besten Dank. Sie haben mit grossem Scharfsinn die Lehre der lebendigen Kraft benutzt, um eine Grundlage für eine physikalische Chemie zu gewinnen, und es ist nicht daran zu zweifeln, dass Ihr verdienstvoller Name einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Wissenschaft einnehme. Für die Art, wie Sie meiner erwähnen, bin ich Ihnen zu besonderem Danke verpflichtet. Es ist klar, dass Sie 5 Jahre vor dem Erscheinen meines kleinen Aufsatzes im Jahre 1842 auf

die Wichtigkeit des Princips der Erhaltung der Kraft *alta voce* hinverwiesen haben, und es drängen sich mir hier die Worte auf: O ahnungsvoller Engel, Du! Besonders erfreut bin ich über das, was Sie gegen die von Thomson und Clausius in Aussicht gestellte Entropie sagen; ich meines Theils konnte dieser Ansicht ebenfalls nie beitreten und gedenke meine Gründe gelegentlich vorzubringen. — — Meine verspätete Antwort auf Ihre gütige Mittheilung entschuldigen Sie freundlichst mit der Unart, die ich mir täglich vorwerfe, dass ich nämlich sehr langsam, ja, ich möchte Ihnen anvertrauen, sehr ungern arbeite. Der menschliche Geist ist, wie Lagrange sagt, von Natur träge. — — Hoffentlich wird mir das Vergnügen zu Theil werden, bei der bevorstehenden Versammlung in Innsbruck Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. — Mit vollkommenster Hochachtung zeichne ich Ihr ergebenster

J. R. Mayer.

Heilbronn, den 3. August 1869."

Wir sehen daraus, dass Mayer selbst als der Berechtigte unserm Landsmanne die Priorität in dieser Frage zugestanden hat. Der Satz von Mohr umfasst alle Naturkräfte, Mayer dagegen hat nur den besonderen Fall von Wärme und Massenbewegung herausgenommen und zuerst das Aequivalent berechnet, was ihm Mohr niemals streitig gemacht hat.

Die Begegnung in Innsbruck fand 1869 statt, und ein täglicher Umgang während einer Woche befestigte bei Beiden die hohe Meinung, die sich Jeder von der geistigen Begabung des Andern gemacht hatte.

Zu diesem Briefe Mayer's, der durch die „Köln. Ztg." nach Amerika gelangt war, machte der Berichterstatter einer deutschen Zeitung in Chicago die Bemerkung: „Es ist ein schönes Schauspiel, dass zwei deutsche Gelehrte sich wechselseitig eine Entdeckung zuschreiben, wodurch jeder ein berühmter Mann werden konnte."

Für uns Coblenzer ist noch die Aeusserung des Professors Tait, einer bedeutenden Autorität in dem physikalisch-mathematischen Gebiete, in seinen Vorlesungen über neuere Fortschritte der Physik (übers. von Werthheim; Braunschweig, bei Vieweg 1877) von Wichtigkeit. Darüber berichtet die „Gaea" (Bd. 13. p. 521):

„Es verdient hier hervorgehoben zu werden, dass Prof. Tait auch der Abhandlung von Friedrich Mohr gedenkt, welche diesem scharfsinnigen Forscher in der Geschichte des Problems der Energie einen bleibenden Namen verbürgt. Die Leser der „Gaea" kennen diese Abhandlung, denn sie ist im 7. Bande dieser Zeitschrift ausführlich mitgetheilt worden. Prof. Tait hat sie erst nach Erscheinen seines Werkes kennen gelernt und erwähnt ihrer desshalb nur in der Vorrede, aber mit hoher Anerkennung. „Mohr's Schrift", sagt er, „enthält fast Alles, was in Mayer's Abhandlung richtig ist, in einer weit vollendeteren Form; zwar begeht auch Mohr manche Fehler, aber er vermeidet doch die schlimmsten, die bei Mayer zu rügen waren, besonders dessen falsche Analogie und

aprioristische Schlussfolgerung. Andererseits hat Mohr mehrere nothwendige Consequenzen der Undulationstheorie der strahlenden Wärme gut dargelegt, und gerade das Verfahren (das mechanische Aequivalent der Wärme aus der specifischen Wärme der Luft bei constantem Druck einerseits und bei constantem Volumen andererseits zu berechnen), für welches Mayer von Vielen so ausserordentlich gefeiert wird — obgleich dasselbe im Princip, wenn auch nicht in der Praxis, durchaus irrig ist — findet sich bei Mohr weit klarer dargelegt, als es fünf Jahre darauf von Mayer geschah."

Für uns, die wir nur dem Coblenzer Mohr die Ehre der Entdeckung vindiciren, habe ich dies hiermit auf das Evidenteste gethan. Wir können dreist auf unsern Landsmann stolz sein, dreist jeder anderen Ansicht entgegentreten.

Trotzdem sind wir weit entfernt, dem Herrn Prof. Dr Mohr ein Denkmal, etwa auf dem Jesuitenplatze, errichten zu wollen. Bei einem Monument ist es durchaus nothwendig, dass ein Jeder nach Nennung des Namens weiss, was er gethan, worum es sich handle, wie dies z. B. bei einem Schiller der Fall. Dagegen würde jetzt schon, und wie viel mehr nach einer Reihe von Jahren, die grosse Masse nicht mehr wissen und auch leicht nicht viel mehr erfahren, als dass es einem gewissen Mayer gelte. Das mechanische Aequivalent der Wärme kann man nicht auf offenem Markte auseinandersetzen — ich wäre, offen gesagt, selbst in Verlegenheit, sollte ich es an dieser Stelle gehörig thun; aber darauf kommt es ja auch gar nicht an, da wir hier nur das Recht der Stadt Coblenz auf den ersten Löser dieser Frage wahrzuhalten haben!

Coblenz.

Dr. Wegeler."

Aus einem auf derselben Seite mit dem vorstehenden Aufsatze befindlichen Berichte der Coblenzer Zeitung über „Stadtverordneten-Verhandlungen" entnehme ich,[1]) dass Hr. Geheimrath Dr. Wegeler Stadt-Bibliothekar in Coblenz ist und als solcher weder in der physikalischen noch philosophischen Literatur derartig bewandert zu sein verpflichtet ist,

---

[1]) Die betreffenden Worte, auf welche ich meine Vermuthung stütze, falls nicht zufällige Namensgleichheit stattfindet, lauten a. a. O. wie folgt:

„Stadtverordneten-Verhandlungen. (Bericht des Ref. der „Cobl. Ztg.") Coblenz, 3. Jan. . . . . Die Versammlung ertheilte der Abrechnung ihre Zustimmung und ebenfalls der Abrechnung der Städtischen Bibliothek; eine kleine Etatsüberschreitung von 7 Mk. bei derselben wurde auf die Stadtkasse übernommen und beschlossen, dem Herrn Geheimrath Dr. Wegeler den Dank der Versammlung für seine vortreffliche Verwaltung der Bibliothek auszusprechen. —"

um als unbedingte Autorität bezüglich einer objectiven, wissenschaftlichen Werthschätzung der Prioritätsansprüche und Bedeutung Robert Mayer's allen seinen Mitbewerbern gegenüber betrachtet werden zu können. Robert Mayer selber würde bei umfassenderer Literaturkenntniss eine ganze Schaar solcher „ahnungsvollen Engel" wie Professor Mohr entdeckt und vor Allem Immanuel Kant als denjenigen anerkannt haben, der das logische Princip, welches dem Principe von der Erhaltung der Kraft zu Grunde liegt, in seiner Bedeutung für die Gesammtheit aller sinnlichen Erscheinungen zuerst geahnt und in seiner Weise ausgesprochen hat. Es sind aber drei Umstände, durch welche sich Robert Mayer über alle seine Mitbewerber erhebt und die Verwandtschaft seines Geistes mit demjenigen Newton's documentirt. Erstens trennt er scharf dasjenige, was eine Thatsache der Erfahrung ist von demjenigen, was eine von unserer Raumanschauung abhängige Hypothese ist. Dass Wärme durch Bewegung erzeugt werden kann, ist eine der Menschheit ebenso lange vor Mayer bekannte Thatsache der Erfahrung, wie das Fallen schwerer Körper zur Erde. Denn bekanntlich erzeugen sich wilde Völker durch passend bewerkstelligte Reibung zweier trockenen Holzstücke aneinander Feuer. Dass aber die Wärme selber Bewegung sei, d. h. in Schwingungen oder Bewegungen der Moleküle der Körper bestehe, ist eine Hypothese, der nur eine bedingte, von unserer jeweiligen Raumanschauung abhängige Wahrheit zugeschrieben werden darf. In der That bemerkt Mayer ausdrücklich[1]).

„Die thermische Vibrationshypothese inclinirt zu dem Satze, dass Wärme die Wirkung von Bewegung sei, würdigt aber dieses Causalverhältniss im vollen Umfange nicht, sondern legt das Hauptgewicht auf unbehagliche Schwingungen."

Unter den neueren Bearbeitern der mechanischen Wärmetheorie ist meines Wissens mein College Carl Neumann der Erste, welcher in der Vorrede (p. VI) zu seinem vor fünf Jahren erschienenen „Vorlesungen über die mechanische

[1]) Mechanik der Wärme S. 8.

Theorie der Wärme“[1]) diese Thatsache ausdrücklich mit folgenden Worten hervorhebt:

„Die mechanische Wärmetheorie zeichnet sich vor den übrigen Disciplinen dadurch aus, dass sie nicht auf irgend welchen Hypothesen über die Molekularconstitution der betreffenden Körper, sondern auf wenigen allgemeinen Grundsätzen beruht.“

Das zweite und wichtigste Moment, wodurch Mayer alle seine Mitbewerber in der Vergangenheit übertrifft, ist die erste numerische Bestimmung eines Aequivalenz-Werthes zwischen der Wärmeeinheit und der durch sie zu bewirkenden Hebung der Gewichts-Einheit.

Drittens endlich ist es die geniale Ausdehnung und Anwendung der gefundenen Wahrheit sowohl auf das Gebiet des organischen Stoffwechsels als auf die Gesammtheit aller kosmischen Phänomene, welche Mayer ebenso weit über alle seine Mitbewerber erhebt wie dies bei Newton aus gleichen Gründen bezüglich der Gravitation der Fall war.

Dass die Wärme kein Stoff, sondern ein mit der Bewegung in enger Beziehung stehendes proteusartiges Agens sei, ist schon lange vor Robert Mayer, aber nicht minder lange auch vor Friedrich Mohr behauptet worden. Sämmtliche Vorgänger legen jedoch mit Letzterem das Hauptgewicht auf die Behauptung, dass die Wärme der Körper eine Bewegung ihrer Molecüle sei, und gerade das Hypothetische dieser Behauptung erkannt und streng von dem thatsächlich Beobachteten geschieden zu haben, ist Mayer's Verdienst und gestattete ihm mit Newton zu behaupten: *Hypotheses non fingo.*

Zur Begründung des Gesagten mögen hier einige Belege folgen:

Bereits Lord Francis Bacon von Verulam (1561—1626) sagt im 2. Buche des *Novum Organon Aphor. 20:* „dass die Wärme selbst nichts anderes als Bewegung sei.“[2]) Ferner sagt Baco a. a. O.:

---

[1]) „Vorlesungen über die mechanische Theorie der Wärme von Dr. C. Neumann, Professor der Mathematik an der Universität zu Leipzig.“ 1875. (B. G. Teubner.) p. VI.

[2]) Vgl. John Tyndall: „Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung. Autorisirte deutsche Ausgabe herausgegeben durch H. Helmholtz und G. Wiedemann.“ Braunschweig 1867. S. 69 ff.

„Die wahre hiernach gefundene Definition der Wärme wäre nun diese: Die Wärme ist eine expansive, gehemmte, die kleineren Theile durchdringende Bewegung.“

Der englische Philosoph Locke (1632—1704), ein Zeitgenosse Newton's, behauptet wörtlich:

„Die Wärme ist eine sehr lebhafte Bewegung der unwahrnehmbaren, kleinsten Theile eines Gegenstandes, welche in uns diejenige Empfindung hervorruft, wegen welcher wir den Gegenstand als warm bezeichnen. Was in unserer Empfindung als Wärme erscheint, ist also an dem Gegenstande selbst nur Bewegung.“[1])

Auch die Principien der sogenannten mechanischen Theorie der Gase sind lange vor Krönig und Clausius von dem berühmten Baseler Mathematiker Daniel Bernoulli (1659—1782) in seiner Hydrodynamik (Strassburg 1738) entwickelt worden, worauf zuerst Professor Paul du Bois-Reymond aufmerksam gemacht hat.[2]) Derselbe sagt a. a. O.:

„Die neueren Untersuchungen über die Molecularconstitution der Gase haben ein so allgemeines Interesse erregt, dass die Leser dieser Annalen wohl gern über diesen Gegenstand die Ansichten eines grossen Physikers des vorigen Jahrhunderts kennen lernen werden, Ansichten, welche sich den in neuester Zeit aufgestellten sehr nähern. Die vorliegende Mittheilung ist aus der Hydrodynamik von Daniel Bernoulli, Argentorat. 1783. *(Sectio decima: De affectionibusque atque motibus fluidorum elasticorum praecipue autem aëris)* entnommen und giebt nur eine Probe von dem gewaltigen Gedankenreichthum, welcher diesem Werke einen der ersten Plätze in der mathematisch-physikalischen Literatur aller Jahrhunderte sichert.“

In §. 6 der angeführten Stelle sagt Bernoulli nach dem erwähnten Aufsatze P. du Bois-Reymond's wörtlich:

„Indessen wird die Elasticität der Luft nicht allein durch den Druck, sondern auch durch Temperaturerhöhung vermehrt, und da es feststeht, dass überall die Temperatur zunimmt, wo die innere Bewegung der Theilchen wächst, so folgt, dass eine Elasticitätserhöhung der Luft bei constantem Volum eine intensive Bewegung der Lufttheilchen voraussetzt, was mit unserer Hypothese wohl übereinstimmt.“

Während die vorstehenden Anschauungen von Baco, Locke und Bernoulli beweisen, dass von tiefer denkenden Köpfen die Vorstellung von einem Wärmestoff, welcher

---

[1]) Vgl. John Tyndall a. a. O. S. 33.

[2]) Vgl. Poggendorff's Annalen Bd. 107 S. 490 ff.

die officielle Physik damals noch ganz allgemein beherrschte, längst verlassen war, trat diese Frage im Jahre 1798 zuerst an die „Physiker von Fach“ durch die klassische Arbeit des Grafen Rumford, welche derselbe am 25. Januar des erwähnten Jahres der *Royal Society* unter dem Titel: „*An Enquiry concerning the source of the heat which is excited by friction*“ (Eine Untersuchung in Betreff der Wärmequelle, welche durch Reibung erzeugt wird) vorgelegt hat. Graf Rumford war im Militärzeughause zu München mit der Ueberwachung des Kanonenbohrens beschäftigt und erstaunte über die bedeutende Wärmemenge, welche ein metallenes Geschütz in kurzer Zeit während des Bohrens erreicht und über die noch weit grössere Hitze, grösser als die des siedenden Wassers, der durch den Bohrer davon abgetrennten Metallspähne. Er wurde dadurch veranlasst, sich die beiden folgenden Fragen zu stellen:

„Woher kommt die durch den oben genannten mechanischen Process thatsächlich hervorgebrachte Wärme?“

„Geht dieselbe von den Metallspähnen aus, welche von dem Metalle getrennt werden?“

Nachdem mit Hülfe exacter physikalischer Methoden Quantitätsbestimmungen über die zur Bohrung aufgewandte Arbeit und die dadurch erzeugte Wärme angestellt worden waren, fährt Rumford wie folgt in seinen Betrachtungen fort:

„Bei dem Nachdenken über die Resultate aller dieser Versuche werden wir naturgemäss auf die grosse Frage, welche so oft den Gegenstand der Speculationen unter den Naturforschern bildete, hingelenkt, nämlich: Was ist Wärme? Giebt es etwas wie ein feuriges Fluidum? Existirt überhaupt etwas, dass man richtig als Wärmestoff bezeichnen könnte?“

„Wir haben gesehen, dass eine ganz bedeutende Wärmemenge durch die Reibung zweier metallischer Flächen hervorgebracht und nach allen Richtungen in fortdauerndem Strom, ohne Unterbrechung oder Pause und ohne jegliches Zeichen von Abnahme oder Erschöpfung abgegeben werden kann. Bei unseren Schlussfolgerungen über diesen Gegenstand dürfen wir den sehr bedeutenden Umstand nicht vergessen, dass die Quelle der bei diesen Versuchen durch Reibung erzeugten Wärme offenbar unerschöpflich ist. Es ist kaum nöthig hinzuzufügen, dass etwas, was von einem isolirten Körper oder Körpersystem endlos hervorgebracht werden kann, unmöglich eine materielle Substanz sein kann, und ich finde es schwer, wenn nicht ganz unmöglich, mir eine bestimmte Vorstellung von

dem zu machen, was in diesen Versuchen erzeugt und mitgetheilt wird, wenn ich es nicht für eine Bewegung halten soll.“ —

Hr. Geheimrath Dr. Wegeler wird aus vorstehenden Literatur-Angaben ersehen, dass seine so begeisterte Prioritäts-Reklamation für Professor Friedrich Mohr eigentlich dem Grafen Rumford für seine oben erwähnte Arbeit aus dem Jahre 1798 und Daniel Bernoulli für seine Abhandlung vom Jahre 1738 gebührt.

Robert Mayer erkennt mit voller Klarheit die logische, d. h. aprioristische Wurzel seines Aequivalenz-Gesetzes, indem er wörtlich bemerkt:

„Die Kraft, als Bewegungsursache, ist ein unzerstörliches Object. Es entsteht keine Wirkung ohne Ursache; keine Ursache vergeht ohne entsprechende Wirkung. *Ex nihilo nil fit. Nil fit ad nihilum.*

Die Wirkung ist gleich der Ursache. Die Wirkung der Kraft ist wiederum Kraft. Die quantitative Unveränderlichkeit des Gegebenen ist ein oberstes Naturgesetz, das sich auf gleiche Weise über Kraft und Materie erstreckt.“ [1])

Bereits Kepler (1571—1630) hat mehrfach dieses „oberste Naturgesetz“ zur Deduction von Wechselbeziehungen materieller Erscheinungen benutzt. So sagt er z. B. in seiner *Harmonice mundi Lib. IV. Cap. V. p. 235* (Ed. Frisch):

„*Quemadmodum vero ex nihilo nihil fieri dicimus, sic etiam ex immateriato aliquo naturaliter materiatum nihil educi potest.*“

Ebenso spielt Kepler in den folgenden Hexametern, welche er seinem Freunde Dr. med. Stromayer zu Ulm im Jahre 1626 in's Stammbuch schrieb,[2]) auf jenes Princip von der „Beharrlichkeit der Substanz“ an, wie es von den Philosophen genannt wird, um sich über die Chemiker lustig zu machen:

„*Nil dat, quod nihil est, nec dat levis uncia libram;*
Lex haec materiae est, quam non dat forma nec auget.
O curas Chymicorum! o quantum in pulvere inane!“

---

[1]) „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel“ (Liebig's Annalen 1842. Mai) abgedruckt in „Mechanik der Wärme“ S. 19.

[2]) Vgl. die photographisch-facsimilirte Handschrift in meinen „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ Bd. II. Thl 1. S. 275.

Deutsch würde sich der Sinn dieser Worte etwa folgendermassen wiedergeben lassen:

„Aus Nichts kann nie was entstehen, wie niemals ein Pfund aus der Unze,
Das ist ein Gesetz der Materie, durch Form nicht erzeugt noch zerstörbar.
O Chemiker, wie ihr euch plagt! Wie viel sucht ihr Eitles im Staube!“

Dass Kant als der eigentliche Vorgänger und nächste Geistesverwandte Robert Mayer's zu betrachten ist, habe ich in der Vorrede zu meiner „Transcendentalphysik“ (Wissenschaftliche Abhandlungen Bd. III. S. XCIII ff. mit folgenden Worten zu begründen versucht:

„Heute bin ich in der glücklichen Lage, für Kant auch die Priorität der ersten Elemente eines Princips zu reclamiren, welches sich in der neueren Physik von einer so ungemeinen Fruchtbarkeit erwiesen hat, ich meine das sogenannte Princip von der Erhaltung der Kraft oder der Energie, welches unsere modernen Physiker und Mathematiker als ihr Eigenthum und ihre ausschliessliche Errungenschaft betrachteten.[1]) Kant hat dem Satze verschiedene Formen und Ausdrucksweisen gegeben, welche die umfassende Bedeutung erläutern, welche er dem erwähnten Principe für die Gesammtheit des Weltganzen beilegte. Hier nur vorläufig einige Worte des grossen Mannes, welche meine Behauptung beweisen sollen. Sie trägt den Titel: „Versuch den Begriff der negativen Grössen in die Weltweisheit einzuführen“, und befindet sich im ersten Bande der Rosenkranz'schen Ausgabe seiner Werke. Wie bemerkt, mögen hier nur einige Sätze aus der 55 Seiten umfassenden Abhandlung angeführt werden, welche für Kundige die Richtigkeit meiner Behauptung beweisen werden. Kant sagt:

„Ein jedes Vergehen ist ein negatives Entstehen, d. i. es wird, um etwas Positives, was da ist, aufzuheben, ebensowohl ein wahrer Realgrund erfordert, als um es hervorzubringen, wenn es nicht ist.

[1]) Hr. E. du Bois-Reymond schrieb mir d. d. Berlin 26. Februar 1872 wörtlich: „Ist es nicht merkwürdig, dass die Lehre von der Erhaltung der Kraft, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in ihrem wesentlichen Inhalte bereits Gemeingut aller denkenden Köpfe war — (vgl. meinen Vortrag über Voltaire als Naturforscher) — sich bei Kant nicht berührt findet. Ich habe vergeblich danach gesucht. . . .“ (Vgl. Wiss. Abhdlg. Bd. II. Thl. 2. S. 1065.)

. . Es sei a gesetzt: so ist nur $a - a = 0$, d. h. nur insoferne ein gleicher aber entgegengesetzter Realgrund mit dem Grunde von a verbunden ist, kann a aufgehoben werden. Die körperliche Natur bietet allerwärts Beispiele davon dar." (S. 142.)

„Die Sätze, die ich in dieser Nummer vorzutragen gedenke, scheinen mir von der äussersten Wichtigkeit zu sein." (S. 146.)

„Der erste Satz ist dieser: In allen natürlichen Veränderungen der Welt wird die Summe des Positiven . . . . weder vermehrt noch vermindert." (S. 148.)

„In den Veränderungen der Körperwelt steht er als eine an sich längst bewiesene mechanische Regel fest . . ." (S. 149.)

„Der zweite Satz ist folgender: Alle Realgründe des Universums, wenn man diejenigen summirt, welche einstimmig sind, und die von einander abzieht, die einander entgegengesetzt sind, geben ein Facit, das dem Zero (0) gleich ist." (S. 151.)

„So liegt derjenige Donner, den die Kunst zum Verderben erfand, in dem Zeughause eines Fürsten aufbehalten zu einem künftigen Kriege, in drohender Stille, bis wenn ein verrätherischer Zunder ihn berührt, er im Blitze auffährt und um sich her Alles verwüstet. Die Spannfedern, die unaufhörlich bereit waren, aufzuspringen, lagen in ihm durch mächtige Anziehung gebunden, und erwarteten den Reiz eines Feuerfunkens, um sich zu befreien." (S. 154.)

„Der Inhalt dieser Sätze scheint mir eine gewisse Würde an sich zu haben, welche wohl zu einer genauen Prüfung desselben aufmuntern kann, wofern man nur ihren Sinn wohl begreift welches in dergleichen Art von Erkenntniss nicht so leicht ist." (S. 152.)

„Die schiefe Fläche des Galilei, der Perpendikel des Huygens, die Quecksilberröhre des Toricelli, die Luftpumpe des Otto Guerike und das gläserne Prisma des Newton haben uns den Schlüssel zu grossen Naturgeheimnissen gegeben. Die negative und positive Wirksamkeit der Materien, vornämlich bei der Elektricität, verbergen allem Ansehen nach wichtige Einsichten, und eine glücklichere Nachkommenschaft, in dessen schöne Tage wir hinaussehen, wird hoffentlich daran allgemeine Gesetze erkennen, was uns für jetzt in einer noch zweideutigen Zusammenstimmung erscheint." (S. 141.)

„Ueberhaupt scheinen die magnetische Kraft, die Elektricität und die Wärme durch einerlei Mittelmaterie zu geschehen." (S. 140.)

Wenn man diese wunderbare Fülle von naturwissenschaftlichen Wahrheiten erwägt, die der Genius Kant's vor mehr als 100 Jahren vorausgesehen und der Welt verkündet hat, wenn man erkennt, dass er die Fundamente der Transcendentalphysik ausgesprochen hat, und unsern stetigen Zu-

sammenhang mit immateriellen Wesen einer anderen Welt, die Möglichkeit einer erweiterten Raumanschauung erörtert, so ergreift uns staunende Bewunderung vor der Grösse eines solchen Geistes. Weit entfernt, wie unsere modernen Naturforscher, aus der Erkenntniss so grossartiger und allgemeiner Naturgesetze der Welt einen ewigen Tod vorauszusagen und Gott als eine für die Naturwissenschaft überflüssige Hypothese zu proclamiren, erklärt er vielmehr in derselben Abhandlung, welcher die obigen Stellen entlehnt sind, wörtlich:

„Je mehr ich über Gott nachsinne, desto weniger vermag ich ihn einzusehen. So lautet nicht die Sprache des gelehrten Pöbels. Er weiss nichts, er versteht nichts — aber er redet von Allem, und was er redet, darauf pocht er.“ (S. 156.)

Meine Leser mögen nun mit Berücksichtigung der folgenden Worte von Professor P. G. Tait[1]) darüber urtheilen, in wie weit derselbe im Sinne Kant's zum „gelehrten Pöbel“ gerechnet werden muss.

„Von ihm (Mayer) bemerke ich . . . dass ein grosser Theil des ihm ertheilten Lobes ganz und gar unverdient ist, und dass die ungeheuren Leistungen Joule's auch jetzt noch viel zu wenig Anerkennung gefunden haben. Erstens war Mayer's aprioristische Ansicht durchaus irrig. Hierüber machten William Thomson und ich im Jahre 1862 die folgenden Bemerkungen, welche noch Niemand im Geringsten zu bestreiten gewagt hat:[2]) . . . Ausser den beiden absoluten Irrthümern, welche in dieser Stelle erwähnt sind, möchte ich Sie noch auf die widersinnigen aprioristischen Principien aufmerksam machen, die Mayer seinen Betrachtungen zu Grunde legte. Es sind deren zwei; in dem einen: *causa aequat effectum* habe ich niemals irgend einen Sinn finden können; das zweite ist, *ex nihilo nihil fit*. Diese Sätze können als Grundlage scholastischer Untersuchungen dienen, wie der berühmten alten Frage nach der Zahl der Engel, die gleichzeitig auf einer Nadelspitze tanzen können, aber sie sind durchaus nicht geeignet, in irgend einer Form in physikalische Untersuchungen ein-

[1]) „Vorlesungen über einige neuere Fortschritte der Physik von P. G. Tait. Autorisirte deutsche Ausgabe von G. Wertheim.“ Braunschweig 1877. (Vieweg.) S. 46. ff.

[2]) Nach den Proben, welche die Herren William Thomson & Tait im letzten Decennium von ihrer öffentlichen Verstandesthätigkeit gegeben haben, würde eine solche „Bestreitung“ ihrer „Bemerkungen“ allerdings ebenso gewagt sein, wie die „Bestreitung der Bemerkungen“, welche mathematisch ungebildete Bauern gegen den aprioristischen Beweis des Pythagoräischen Lehrsatzes erheben könnten.

geführt zu werden. Ferner enthält Mayer's Arbeit durchaus keine Versuche. . . . . Ausserdem aber glaubte Mayer nicht einmal, dass die Wärme von der Bewegung abhängt, und dies ist vielleicht der beste Commentar, den man über die Consequenz derer machen kann, welche beständig von der Wärme als „einer Art Bewegung" sprechen und dabei ihn den Entdecker der neueren Wärmetheorie nennen. Das heisst einfach den Thatsachen in's Gesicht schlagen. . . ." (S. 47).

„Es ist also an der Zeit, meine ich, dass Mayer, obwohl unsere Mittel, über den Gegenstand zu urtheilen, noch unvollkommen sind, doch, soweit es möglich ist, auf den ihm gebührenden Platz gestellt werde. Er ist unverständig gepriesen worden und war ein unglücklicher Mann, daher wird sich natürlich ein Schrei der Entrüstung gegen Jeden erheben, der sich der nothwendigen Aufgabe unterzieht, seine wirklichen Verdienste zu bezeichnen. Aber in der Geschichte der Wissenschaft giebt es kein *argumentum ad misericordiam*. Der Tadel, wenn davon in einer solchen Sache die Rede ist, trifft die, welche ihm fälschlich Etwas zuschrieben, was er durchaus nicht geleistet hat. Mayer's wirkliche Verdienste, welche ungemein gross, aber in Folge der für ihn erhobenen ungerechtfertigten Ansprüche in Gefahr sind, vergessen oder verkannt zu werden, bestehen darin, dass er aus einer richtigen Theorie, die er durch eine falsche Schlussfolgerung aus mangelhaften und zum Theil unzulässigen Voraussetzungen erhalten hatte, richtige Schlüsse zog und dieselbe in ihren Anwendungen nach vielen Richtungen hin entwickelte. Die Sprache müsste aber ganz ihre Bedeutung verloren haben, wenn hieraus ein Anspruch auf die Begründung der Theorie selbst hergeleitet werden könnte." (S. 48.)

Ich stimme vollkommen mit Herrn Tait darin überein, dass die Sprache für vernünftige Wesen nur so lange als Communicationsmittel eine Bedeutung habe, als der Verstand ausreichend ist, die hörbaren oder sichtbaren Sprachzeichen richtig zu deuten und dem entsprechend die durch solche Zeichen ausgedrückten Gedanken zu verstehen. Bereits vor zwei Jahren war ich genöthigt, meinem, Hrn. Tait „nahe befreundeten", Landsmann Helmholtz aus Potsdam auf die bedenklichen Folgen aufmerksam zu machen, welche in polemischen Schriften daraus entstehen, wenn „die Sprache ganz ihre Bedeutung verloren hat." Hr. Helmholtz hatte sich nämlich die Aufgabe gestellt, in den von seiner Frau Auguste geb. von Mohl (A. H.) übersetzten „Fragmente aus der Naturwissenschaft von John Tyndall"[1]) meine elektrische

[1]) „Autorisirte deutsche Ausgabe, übersetzt von A. H. Mit Vorwort und Zusätzen von Prof. H. Helmholtz." Braunschweig 1874.

Cometen-Theorie zu widerlegen und zugleich den ihm „nahe befreundeten“ englischen Verfasser Tyndall gegen meine Angriffe zu vertheidigen. Zu diesem Zwecke hatte Hr. Helmholtz die Uebersetzung seiner Frau unter der Ueberschrift: „Zöllner *contra* Tyndall“ mit einer „kritischen Beilage“ bereichert, welche sehr eingehend von mir im zweiten Bande meiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ (Thl. 2.) unter dem Titel: „Kritik und Widerlegung der Einwendungen von Helmholtz gegen meine Cometentheorie“ behandelt worden ist. Eine Hauptangriffs-Waffe gegen mich glaubte Hr. Helmholtz in folgender Behauptung gefunden zu haben:

„Herr Zöllner hält die einen elektrisirten Wassertropfen überziehende elektrische Schicht für ein leuchtendes Fluidum. . . . . Die Meinung aber, dass die an einem elektrisirten Tropfen haftende elektrische Schicht irgend welchen, noch so schwachen Grad des Leuchtens haben könne, ist ein Verstoss gegen das Gesetz von der Erhaltung der Kraft; denn Licht aussenden heisst Arbeitsäquivalente ausgeben. Und das Gesetz von der Erhaltung der Kraft betrachtet Herr Zöllner doch an andern Stellen seines Buches als richtig, wenigstens, wo er es den von ihm Angegriffenen gegenüber glaubt anwenden zu können“. (S. 593 a. a. O).

Meine Worte, mit denen ich vor zwei Jahren Herrn Helmholtz auf diese wunderbare Insinuation erwiderte, lauten wörtlich[1]) wie folgt:

„Herr Helmholtz wird ohne Zweifel darüber mit mir einverstanden sein, dass die erste und unerlässliche Bedingung zum Verständniss irgend einer Abhandlung die vollkommene Kenntniss der Sprache ist, in welcher jene Abhandlung geschrieben ist. Ich habe mich in allen meinen bisherigen Abhandlungen unserer gemeinsamen Muttersprache bedient, und glaube, namentlich in meinem Buche über die Natur der Cometen, Hrn. Helmholtz gezeigt zu haben, dass ich es verstehe, erforderlichen Falles sehr deutlich Deutsch zu reden.

Ich setze daher auch bei meinen Lesern voraus, dass sie im Stande sind, ein *Adverbium* von einem *Adjectivum* zu unterscheiden. Wenn ich z. B. sage „die Dicke der elek-

[1]) Wissenschaftliche Abhandlungen Bd. II. Thl. 2. S. 855 ff.

trisch leuchtenden Schicht", so ist hierin das Wort „elektrisch" ein *Adverbium* zu dem *Verbum* „leuchten", welches die Art und Weise oder die Ursache der Lichtentwickelung jener leuchtenden Gas- oder Dampfschicht bezeichnet. Wenn ich dagegen gesagt hätte „die Dicke einer leuchtenden elektrischen Schicht", so wäre hier das Wort „elektrisch" ein *Adjectivum* zu dem *Substantivum* „Schicht", welches die Natur und Beschaffenheit oder die Substanz der leuchtenden Schicht näher bezeichnet. Da ich nun in meinen, oben von mir citirten, Worten lediglich von „der Dicke der elektrisch leuchtenden Schicht" rede, und Hr. Helmholtz dennoch, trotzdem er selbst diese Worte richtig in seiner Kritik reproducirt hat, rundweg behauptet: „Herr Zöllner hält die einen elektrisirten Wassertropfen überziehende elektrische Schicht für ein leuchtendes Fluidum", so glaube ich bewiesen zu haben, dass Hr. Helmholtz nicht mehr im Stande ist, ein *Adjectivum* von einem *Adverbium* zu unterscheiden und demgemäss die wissenschaftlichen Arbeiten Anderer zu verstehen."

Hr. Tait wird mit Befriedigung aus meinen vorstehenden Worten gegen seinen Freund Helmholtz ersehen, wie sehr ich die Wahrheit seines obigen Ausspruches auch practisch zu verwerthen verstehe: „In der Geschichte der Wissenschaft gibt es kein *argumentum ad misericordiam*". Wenn ich nun aber gegen meine eigenen, berühmten Landsleute in wissenschaftlichen Dingen so mitleidslos verfahre, so wird offenbar Hr. Tait nicht von mir verlangen, dieses Princip ihm und seinen Landsleuten gegenüber zu verleugnen, lediglich deswegen, weil sie Engländer sind und die Deutschen bisher stets alles Ausländische vergöttert, das Inländische aber missachtet haben. Zu dieser Gattung von Deutschen gehöre ich nicht. Der Umstand, dass sich Hr. Professor P. G. Tait bei seinen oben angeführten, verletzenden Worten über eine damals noch lebende wissenschaftliche Zierde der deutschen Nation ebenso wenig „etwas gedacht hat", wie bei den geringschätzigen Worten, welche derselbe über Wilhelm Weber's Gesetz in dem von ihm gemeinschaftlich mit Sir William Thomson herausgegebenen „Handbuch der theoretischen

Physik“[1]) veröffentlicht hatte, kann offenbar nicht als Waffe gegen diejenigen benutzt werden, welche im Besitze eines feiner und stärker entwickelten deutschen Nationalgefühls gegen solche literarischen Flegeleien laut und öffentlich Protest erheben. Denn auch die Berliner Gassenjungen „denken sich nichts“ bei ihrem Benehmen und dennoch suchen gebildete Eltern ihre Kinder vor dem Umgange mit dieser Klasse der „Berliner Jugend“ zu schützen, um hierdurch zu verhindern,

---

[1]) „Handbuch der theoretischen Physik von W. Thomson und P. G. Tait. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Dr. H. Helmholtz und G. Wertheim.“ Braunschweig bei Vieweg 1871.

Da ich von dem das sittliche Taktgefühl abstumpfenden Einfluss der berufsmässigen Vivisection fest überzeugt bin, so hatte ich durch einen Wiener Freund bei dem durch seine massenhaften Hundeverbrühungen berüchtigten Vivisector Professor G. Wertheim in Wien anfragen lassen, ob Er in Gemeinschaft mit Herrn Helmholtz die Schriften von Tait und Thomson in's Deutsche übersetzt habe. Als Antwort übersandte mir mein Freund den folgenden Brief des Herrn Professor G. Wertheim:

„Geehrtester Herr Baron!

Ich habe auf die an mich gerichtete Frage mit „Nein“ zu antworten. Auch bin ich ausser Stande, irgend eine Auskunft über den wirklichen Uebersetzer zu geben, da mir dieser Namensbruder völlig unbekannt ist.

Hochachtungsvoll

7. 12. 79. Prof Dr. Wertheim.“

Gestützt auf das vorstehende, in meinen Händen befindliche Document, bemerkte ich in meiner Schrift: „Ueber den wissenschaftlichen Missbrauch der Vivisection“ S. 55 (Anmerkung) wörtlich Folgendes:

„Um Missverständnisse zu vermeiden, erlaube ich mir zu bemerken, dass der Uebersetzungs-Associé von Hrn. Helmholtz nicht der Vivisector G. Wertheim in Wien ist, wie durch directe Anfrage ermittelt wurde, sondern ein Lehrer an der israelitischen Gemeinde in Frankfurt a. M., der sich mit der Uebersetzung auch anderer mathematischer Werke (z. B. von Serret's Algebra) befasst hat. An der Uebersetzung des neuesten Werkes von Tait („Vorlesungen über einige neuere Fortschritte der Physik. Autorisirte deutsche Ausgabe von G. Wertheim“) hat sich Hr. Helmholtz nicht betheiligt, was ich im Interesse seiner Ehre hier ausdrücklich bemerke. Denn in dem genannten Werke wird unser berühmter Landsmann Dr. Robert Mayer in Heilbronn noch kurz vor seinem Tode mit so grosser Schamlosigkeit behandelt, dass kein deutscher Gelehrter mit nationalem und menschlichem Mitgefühl, mag er noch so wenig Takt besitzen, sich an der Verbreitung solcher Schriften von unfähigen und anmassenden englischen Autoren ohne Erröthen betheiligt haben würde.“

dass sich ihr Gefühl für Anstand durch schlechten Umgang abstumpfe.

In diesem Sinne hatte ich bereits vor 9 Jahren in meiner vom 27. December 1871 datirten Vorrede zu meinem Buche „Ueber die Natur der Cometen“ (p. LXIV) wörtlich bemerkt:

„Kein noch so hohes Verdienst um die Wissenschaft und nicht der höchste Ruhm verleihen ein Recht, das wissenschaftliche Pietätsgefühl eines Volkes leichtfertig zu verletzen! — Erwidert man mir, es sei nicht so schlimm gemeint gewesen, man habe sich bei Uebersetzung jener Worte — nichts gedacht, — nun gut, so meine ich, dass es dann die höchste Zeit sei, solcher Gedankenlosigkeit beim Uebertragen englischer Schriften in's Deutsche Einhalt zu thun!“

Wäre das von Hrn. Helmholtz in Gemeinschaft mit dem Frankfurter Juden G. Wertheim übersetzte englische Werk nur für reif ausgebildete Sachverständige geschrieben, wie z. B. W. Weber, F. und C. Neumann, F. Kohlrausch u. A., oder befände sich jene Bemerkung der englischen Physiker, dass das Weber'sche Gesetz und die Emissionstheorie Newton's „eine Zeit lang grosses Unheil stifteten und in Wirklichkeit doch eher schädlich denn als nützlich angesehen werden müssen“, in einem fachwissenschaftlichen Journal, so würde ein so plumper Ausdruck von lediglich subjectiven Anschauungen höchstens ein bedauerliches Achselzucken in den betreffenden Kreisen über den wissenschaftlichen Niedergang Englands erregt haben.

Hr. Helmholtz hat jedoch ausdrücklich selber jeden Zweifel über den Leserkreis und die Bestimmung des von ihm in's Deutsche übertragenen Handbuches beseitigt, indem er in der Vorrede zur zweiten Abtheilung jenes Werkes (p. V) wörtlich bemerkt:

„Wäre das vorliegende Handbuch nur für ausgebildete Sachverständige bestimmt, so hätte der Zöllner'sche Angriff unbeantwortet bleiben können. Es ist aber auch wesentlich für Lernende berechnet, und da jüngere Leser durch die überaus grosse Zuversichtlichkeit und den Ton sittlicher Entrüstung, in welchem unser Kritiker seine Meinungen vorzutragen sich berechtigt glaubt, vielleicht irre gemacht werden könnten, halte ich es für nützlich, die gegen die beiden englischen Autoren gerichteten sachlichen Einwendungen soweit zu beantworten, als es nöthig ist, damit der Leser sich durch eigene Ueberlegung zurecht zu finden wisse.“

Eine schönere Rechtfertigung meines Auftretens gegen die englischen Physiker Tait und Thomson so wie ihre deutschen Uebersetzer Helmholtz & Wertheim konnte mir nicht zu Theil werden. In seiner Vorrede zur deutschen Uebersetzung dieses Werkes (datirt von Berlin, Mai 1871) bemerkt Hr. Helmholtz (p. XII) wörtlich:

„Die Hauptarbeit ist Herrn G. Wertheim zugefallen Der Unterzeichnete glaubte bei der Einführung eines so wichtigen Werkes in die deutsche wissenschaftliche Literatur seine Hilfe trotz starker Ueberladung mit Arbeiten nicht versagen zu dürfen, so weit sie von den übrigen Betheiligten, den ihm nahe befreundeten Verfassern, dem Herrn Verleger und dem Uebersetzer, in Anspruch genommen wurde. Ich habe deshalb eine Correctur gelesen, und namentlich in den schwierigeren Fällen der Accommodation zum Theil neuer deutscher Ausdrücke an die englischen zu helfen gesucht, so gut ich konnte."

Dass ein berühmter Name in England ein respectables Capital repräsentirt, und dass sich wirklich literarisch berühmte Männer für hohe Summen bereit finden, ihren Namen gemeinschaftlich mit andern auf ein Werk zu setzen, bei welchem sie nicht einmal, wie Hr. Helmholtz im obigen Falle, wenigstens eine Correctur gelesen haben, dafür besitze ich verbürgte Mittheilungen von Freunden in England. Ob es wahr sei, dass Hr. Helmholtz vom Verleger für das Lesen jener einen Correctur 30 Mark Honorar bezogen habe, während der eigentliche Uebersetzer G. Wertheim, dem „die Hauptarbeit zugefallen ist", nur die Hälfte dieser Summe für den Bogen erhielt, vermag ich nicht zu entscheiden. Möglicherweise beruht aber diese mir vor Jahren hierüber von Professor Paul Du Bois-Reymond bei einem Besuch in Leipzig gemachte Mittheilung auf einer Indiscretion des, mit Recht über eine so ungerechte Vertheilung des Soldes für „wissenschaftliche Thätigkeit" ungehaltenen, israelitischen Uebersetzers G. Wertheim. Immerhin aber dürfte Hr. Helmholtz in seiner beschränkten Theilnahme an der Uebersetzung jenes englischen Werkes ein Argument zur Entschuldigung für die darin enthaltenen Taktlosigkeiten und wissenschaftlichen Irrthümer erblicken können. Man mag hieraus entnehmen, wie sehr ich bemüht bin, selbst bei meinen Gegnern die Verantwortlichkeit für ihre Handlungen,

so weit es irgend zulässig ist, auf das richtige Maass herabzusetzen. Ein Mann, der wie Hr. Helmholtz genöthigt ist, den Neigungen und Gewohnheiten seiner zweiten Frau nach einer aristokratischen Lebensweise Rechnung zu tragen, braucht wie zum Kriege Geld und nochmals Geld. Da die durchschnittlichen Einkünfte eines deutschen Professors glücklicher Weise nicht ausreichend sind, um derartige Passionen ihrer sogenannten „gelehrten Frauen“ zu befriedigen, so müssen, falls nicht eigenes Vermögen (ursprüngliches oder angeheirathetes) vorhanden ist, die Professoren mit ihren Frauen durch Schriftstellerei und Uebersetzungen auf Nebenerwerb bedacht sein. In England und Amerika blüht dies Geschäft in kaum glaublicher Weise und trägt nicht wenig zur Rückbildung des sittlichen und wissenschaftlichen Niveaus der dortigen Gelehrtenwelt bei. Es ist das Literatenthum, welches in der politischen und belletristischen Presse in allen civilisirten Ländern sein Wesen treibt und wissenschaftlich corrumpirend auf alle diejenigen einwirkt, welche, gleichgültig durch welche Umstände dazu getrieben, ihre Feder durch solche Lohnschreiberei prostituiren.

In diesem Punkte erkläre ich mich vollkommen mit den Anschauungen Ferdinand Lassalle's einverstanden, welche derselbe in folgenden Worten an seine Geliebte Helene von Dönniges[1]) ausspricht:

„Du darfst mir nie mit dem Vorschlage kommen, ich solle durch Schriftstellerei Geld verdienen. Es pflegt dies gewöhnlich ein Ausweg der Weiber zu sein, sie haben mir fast Alle gesagt: warum schreibst Du nicht mehr und machst damit Geld? Ich aber hasse die Prostitution der Feder; ich würde mich nie dazu erniedrigen. Ich halte sie für verächtlicher und den Mann mehr entwürdigend, als die Prostitution des Körpers; denn mein Geist ist mir heiliger, als was ihn umgiebt. Also — merk' wohl! — damit ist's nichts! — Keine Schriftstellerei — vor Allem kein Journalismus!“

Um meinen Lesern den Beweis zu liefern, dass sich auch mir der Versucher, glücklicherweise aber ohne Erfolg, genaht hat, erlaube ich mir die folgenden Briefe des Literaten

[1]) Vgl. „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle.“ Von Helene v. Rakowitza geb. v. Dönniges. 5. Aufl. Breslau und Leipzig. (Schottländer.) 1879. S. 103.

Richard Fleischer aus Dessau an mich zu publiciren, der gegenwärtig durch die liebenswürdigen Briefe, welche der ehemalige Cultusminister Falk und der gegenwärtige französische Minister des Aeusseren Barthélemy Saint-Hilaire[1]) an ihn gerichtet haben, eine „Stimme der Presse“ geworden ist. Er soll sogar seit Kurzem Hofrath sein.

Da die Handschrift des Herrn Richard Fleischer keine gut leserliche ist und sehr grosse Aehnlichkeit mit derjenigen des Hrn. Dr. David Asher hat, so habe ich auf eine photographische Reproduction seiner Briefe verzichtet.

Herrn Prof. Dr. Zöllner.
Prof. an der Kgl. Universität
in
Leipzig.

Erster Brief.

Hochgeehrter Herr!

Ich erlaube mir Ihnen von einem Unternehmen Mittheilung zu machen, welches Sie in wissenschaftlicher Beziehung gewiss interessiren wird.

---

[1]) Die „Post“ v. 29. Sept. und 5. Oct. 1880 enthält wörtlich folgende Notizen über den neuen französischen Minister des Auswärtigen:

(Ein Schreiben des Herrn Barthélemy St.-Hilaire.) Der neue Minister des Auswärtigen hat unter dem 10. April d. J. ein jetzt veröffentlichtes Schreiben an den altkatholischen Pfarrer Pépy in Pruntrut (Kanton Bern) gerichtet, in dem es heisst:

„Der liberale Katholicismus scheint mir die einzige Zukunft der Kirche in Frankreich und den anderen katholischen Ländern zu sein. Ebensowenig als Sie glaube ich an den Sieg des Materialismus: er widerstrebt allzusehr dem gesunden Verstand und ist trotz seiner wissenschaftlichen Ansprüche zu wenig intelligent. Er macht heute grossen Lärm, aber ich vermag nicht zu gewahren, dass er an Boden gewinnt, ja er scheint manchmal zurückgedrängt zu werden. . . . . .

Die Kirche Frankreichs würde einen schweren Fehler begehen, wenn sie sich mit den Jesuiten identifizirte; ich hoffe, dass sie der Gefahr, der jene sich aussetzen, inne wird. Sie sehen, lieber Herr, dass ich optimistisch bleibe, wie ich es endlich hinsichtlich des europäischen Friedens in meinem Briefe an Herrn Richard Fleischer, Redakteur der Deutschen Revue, den Sie vielleicht gelesen haben, bin. Berlin denkt mehr an Russland als an Frankreich, und es hat Recht.“ („Post“ 29. Sept. 1880.)

Paris. (Anspruchslosigkeit d. neuen Ministers d. Aeusseren). Barthélemy Saint-Hilaire, der nicht verheirathet ist, hat die ministerielle Wohnung im Auswärtigen Ministerium seinem Kabinetschef René Millet zur Verfügung gestellt, und nur zwei Zimmer für sich behalten. („Post“ 5. Oct. 1880.)

Bei der Mittelmässigkeit und dem geringen Werthe der grossen Production in den einzelnen Wissenschaften ist es für die Autoren wie für das Publikum ein entschiedenes Bedürfniss, eine Sammlung resp. ein besonderes Unternehmen zu besitzen, in welches nur die besonders werthvollen und hervorragenden neuen Erscheinungen in der Wissenschaft und Literatur aufgenommen werden.

In Betreff des Verlages der betr. Werke bin ich mit einem sehr bedeutenden Verlagshause in Verbindung getreten und wird dasselbe alle verlegerischen Unterhandlungen über Honorar, Auflage etc. direct mit den Autoren führen, während ich die wissenschaftlichen und literarischen Verbindungen über die betr. Werke einleite.

Alle in das Unternehmen aufgenommenen Bücher werden eine möglichst einheitliche Ausstattung im Druck, Format etc. erhalten, um dieselben auch hierdurch aus dem Strome der Massenproduction herauszuheben.

Das betr. Unternehmen, welches eine streng wissenschaftliche Richtung bewahren wird und in welches auch fachwissenschaftliche Werke aufgenommen werden sollen, hat in den Kreisen hervorragender Gelehrter, wie v. Buhl, Bamberger, Weber, Rochleder (†), Felix Dahn, Phillips, v. Schulte u. A. eine lebhafte Theilnahme gefunden und sind demselben bereits einige bedeutende wissenschaftliche Werke zur Verfügung gestellt worden.

Ich hoffe, dass auch Sie, hochverehrter Herr, demselben Ihre Theilnahme zuwenden werden und ersuche Sie deshalb mir gef. mitzutheilen, ob Sie mit der Ausführung oder Vorbereitung eines neuen Werkes beschäftigt sind und welchen Stoff dasselbe behandelt.

Ihren gef. baldigen Mittheilungen hierüber entgegensehend, zeichnet

Mit besonderer Hochachtung

Ihr ergebener

Dessau, d. 26. Oct. 74. Richard Fleischer.

(Kurz ablehnend beantwortet d. 29. Nov. 1876. F. Z.)

Sr. Hochwohlgeb.
Herrn Prof. Dr. Zöllner.
Prof. a. d. Universität
Leipzig.

Zweiter Brief.

Hochgeehrter Herr!

Ich gebe mir die Ehre Ihnen den Prospect der Encyklopädie der Naturwissenschaften (X) zu übersenden und hoffe, dass auch Sie, hochgeehrter Herr, einem für die Naturwissenschaft hochbedeutenden Unternehmen, welches ein Bedürfniss unsrer Zeit ist, Ihre freundliche Theilnahme und Unterstützung zuwenden werden.

Die Encyklopädie wird eine streng wissenschaftliche Richtung befolgen und unter Redaction von wissenschaftlichen Autoritäten in den einzelnen Disciplinen gestellt werden.

Zur Redaction haben sich bereits hervorragende Fachgelehrte wie Kenngott (Mineralogie, Geologie etc.), Hanstein (Botanik), G. Jäger (Zoologie und Anthropologie), Liebreich (Pharmakologie), Schönfeld (Astronomie), Schlömilch (Mathematik) etc. bereit erklärt.

Jede einzelne Disciplin wird für sich abgeschlossen und selbstständig redigirt. Es wäre nun meine aufrichtigste Freude wenn Sie, hochgeehrter Herr, die Redaction der Physik zu übernehmen geneigt wären. Die bez. Redaction würde nur einen sehr geringen Zeitaufwand erfordern, da sie sich hauptsächlich auf die Durchsicht und die Bestimmung resp. Austheilung der Arbeiten an die Mitarbeiter erstrecken würde und da monatlich nur eine Lieferung à zehn Bogen von der Encyklopädie herausgegeben werden soll, so würde für die Physik alle zwei bis drei Monate nur eine solche Lieferung nöthig sein. Das Werk beginnt mit dem 1. Januar 1878 zu erscheinen.

Die Mitarbeiter für die Physik (natürlich nur tüchtige Kräfte) würde ich gern selbst, falls Sie es wünschen, beschaffen und Ihnen überhaupt die Redaction zu einer sehr angenehmen zu gestalten bemüht sein.

Es wäre für das ganze Werk von grossem Nutzen, wenn Sie, hochgeehrter Herr, die Redaction der Physik übernehmen würden. Hülfskräfte werden Ihnen in jeder Beziehung gern zur Verfügung stehen, so dass die bez. Redaction im Laufe des Jahres nur einen geringen Zeitaufwand erfordern wird.

Ich hoffe, dass Sie, hochgeehrter Herr, wenn es Ihnen möglich ist meiner ergebenen Einladung gütigst willfahren, um ein für die gesammte Naturwissenschaft wichtiges und nützliches Werk, welches in unserer nationalen Literatur eine hervorragende Stellung einnehmen wird, zu unterstützen und Ihrer Wissenschaft einen neuen grossen Dienst zu erweisen.

Alle verlegerischen Unterhandlungen über Honorar etc. wird das Verlagshaus, welches Ihnen gewiss als ein bedeutendes bekannt sein wird führen.

Indem ich bitte mir gef. bald Ihre gütigen Mittheilungen hierüber zugehen zu lassen, da ich wahrscheinlich Ende nächster Woche nach England reise, wo die Encyklopädie später in Uebersetzung herausgegeben werden soll und Sie nochmals im Interesse eines so grossen und nützlichen Werkes, welches den Herausgebern resp. Redacteuren zur besonderen Ehre gereichen wird, ergebenst ersuche, meinem Wunsche gütigst zu willfahren zeichnet

Dessau, d. 6. Okt. 76.

mit ausgezeichneter Hochachtung
der geschäftsführende Redacteur
der
Encyklopädie der Naturwissenschaften
Richard Fleischer.

(Nicht beantwortet. F. Z.)

Sr. Hochwohlgeb.
Herrn Geh. Hofrath Professor Zöllner.
Prof. a. d. Universität
Leipzig.

Dritter Brief.

Hochgeehrter Herr!

Es wäre mir sehr angenehm wenn Sie die Güte hätten, mir gef. mitzutheilen ob Sie geneigt sind die Redaction der Physik bei der Encyklopädie, deren Prospect ich Ihnen zusandte, zu übernehmen. Ich möchte

mich nach Ihrer gütigen Entscheidung richten und es wäre mir im hohen Grade willkommen, wenn Sie, hochgeehrter Herr, neben anderen Autoritäten in den einzelnen Disciplinen der Naturwissenschaft bez. an der Herausgabe resp. Redaction eines so wichtigen wissenschaftlichen Werkes sich zu betheiligen die Güte hätten.

Ihre gef. baldigen Mittheilungen erwartend zeichnet mit ausgezeichneter Hochachtung

Dessau, d. 30. Okt. 76. Ihr ergebener
geschäftsführender Redacteur
der
Encyklopädie der Naturwissenschaften
Richard Fleischer.

(Kurz ablehnend beantwortet d. 31. Oct.)

1878. Deutsche Revue.
Sr. Hochwohlgeb.
Herrn Professor Zöllner.
Prof. a. d. Universität
in
Leipzig.
Physikalisches Institut.

Vierter Brief.

Dessau, d. 12. April 78.

Hochgeehrter Herr!

Ich beehre mich Ihnen das neueste Heft der Deutschen Revue ergebenst einzusenden. Zur grossen Freude würde es mir gereichen, wenn Sie, hochgeehrter Herr, der Deutschen Revue, an der hervorragende Gelehrte wie Pettenkofer, Hanstein, Wöhler, Bluntschli, Carrière, G. Jäger u. v. A. mitwirken, einen Beitrag gütigst zuwenden möchten.

Indem ich hoffe, dass es Ihnen möglich sein wird, meine ergebenste Bitte zu erfüllen grüsst Sie

Mit grösster Hochachtung
Ihr ergebener
Chef-Redacteur der Deutschen Revue
Richard Fleischer.

(Nicht beantwortet. F. Z.)

Sr. Hochwohlgeb.
Herrn Prof. Dr. Zöllner.
Geh. Hofrath u. Prof. a. d. Universität
Leipzig.

Fünfter Brief.

Hochgeehrtester Herr!

Hervorragende Gelehrte wie Pettenkofer, Brugsch-Bey, K. Zittel, F. Wöhler u. v. A. haben sich gern der Deutschen Revue zugewandt und Beiträge in derselben veröffentlicht. Es wäre mir nun hoch erfreulich, wenn auch Sie, hochgeehrter Herr, diese für die nationale Bildung wie für die Popularisirung der Wissenschaften mit einem Beitrage im Laufe des Sommers oder Herbstes gütigst unterstützen wollten.

Das Aprilheft der Deutschen Revue beehrte ich mich Ihnen, hochgeehrter Herr, ergebenst einzusenden und ich hoffe, dass dasselbe Ihren Beifall gefunden hat, so dass ich nicht vergeblich um irgend einen Bei-

trag von Ihnen, hochgeehrter Herr, bitten darf. Ich richte meinen ergebensten Wunsch im allgemeinen Interesse an Sie, hochgeehrter Herr, weil das gebildete Publikum Ihnen innig dankbar für eine Belehrung in Ihrer Wissenschaft sein würde.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Dessau, d. 18. Apr. 78. Ihr ergebener

Chef-Redacteur der Deutschen Revue

(Nicht beantwortet.) Richard Fleischer.

Die auf dem Couvert befindlichen Adressen habe ich absichtlich abdrucken lassen, um den mir von dem „Chef-Redacteur der Deutschen Revue“ ertheilten Rang eines „Geheimen Hofrathes“ öffentlich als eine unverdiente Auszeichnung ablehnen zu können. In der Regel pflegte sich diese Titulatur in Erwiderung meines unhöflichen Schweigens nach einem der erhaltenen Briefe einzustellen und bestärkte mich in meiner längst gehegten Vermuthung, dass der Geheime-Hofrathstitel heut zu Tage bei uns nicht nur durch wissenschaftliche Verdienste und ein würdiges Alter, sondern auch durch consequent angewandte Unhöflichkeit und Zudringlichkeit erworben werden kann. Ich bemerke übrigens, dass ich nicht allein das Opfer der bewunderungswürdigen Schreibseligkeit des Herrn Richard Fleischer geworden bin, sondern das gleiche Schicksal vermuthlich mit vielen andern meiner Collegen, wie z. B. mit Wilhelm Weber theile. Denn der von Dr. Asherson herausgegebene „Deutsche Universitäts-Kalender“ enthält ja alle Adressen der akademisch thätigen deutschen Gelehrten, und über die Arbeiten der halbwegs „berühmten Männer der Wissenschaft“ gibt Brockhaus' oder Meyer's Conversations-Lexicon für solche Zwecke genügende Auskunft, so dass Jemand, der lesen und schreiben kann und etwas von der „Technik des literarischen Gewerbes“ versteht, besonders aber der menschlichen Eitelkeit mit abgedroschenen, laskerhaften Phrasen zu schmeicheln im Stande ist, mit Leichtigkeit eine „Deutsche Revue“ „gründen“ kann, die durch einige polemische Skandalartikel, wie z. B. über die Marineverwaltung vom Corvetten-Kapitain a. D. Werner, sich sehr bald zu einer „maassgebenden Stimme der Presse“ emporschwingt. Ueber Discretion und Indiscretion, über Aufnahme und Abweisung von Aufsätzen behält sich alsdann

unter dem Beirath „competenter Sachverständiger“ der „Chef-Redakteur“ die Entscheidung vor. Noch viele andere mir zugegangene Briefe des Hrn. Richard Fleischer sind consequent in den Papierkorb gewandert. Vermuthlich befand sich unter ihnen auch derjenige, in welchem mir für den Druckbogen 150 Mark angeboten wurden, und ein anderer, welcher die Bitte an mich enthielt, nur gelegentlich einmal der „Deutschen Revue“ einen Aufsatz in Aussicht zu stellen, um nach dieser Zusage meinen Namen unter den „berühmten Mitarbeitern“ mit aufführen zu können. Diesen Brief beantwortete ich unter „Eingeschrieben“ energisch abweisend, um nicht mein Schweigen als bejahende Antwort von Hrn. Richard Fleischer irrthümlich gedeutet zu sehen. Wie das folgende Namens-Verzeichniss in demjenigen Heft der „Deutschen Revue“ (Heft 1. October 1879) beweist, welches mit dem Briefe des Herrn „Cultus-Ministers a. D. Dr. Falk“ an Herrn Richard Fleischer geschmückt ist, befindet sich weder Wilhelm Weber's Name noch der meinige unter diesen „Mitarbeitern“.

„Die Mitarbeiter der deutschen Revue.“

„Dr. J. v. Bebber, Abtheil.-Vorstand der Seewarte (Hamburg), Prof. Dr. Birnbaum (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. Bluntschli (Heidelberg), F. Bodenstedt (Wiesbaden), Prof. L. Bohnstedt (Gotha), Prof Dr. H. Bresslau (Berlin), Prof. Brugsch-Bey (Berlin), Geh. Rath Prof. Dr. Budge (Greifswald), Prof. Dr. v. Buhl (München), Prof. Dr. Carrière (München), Geh. Rath Prof. Dr. Finkelnburg (Berlin), Prof. Dr. Gareis (Giessen), Prof. Dr. v. d. Goltz (Königsberg), Prof. Robert Hamerling (Graz), Prof. Dr. Haushofer (München), Prof. Dr. Hanstein (Bonn), Prof. Dr. G. Jäger (Stuttgart), M. Jókai (Pest), Prof. Dr. Kirchhoff (Halle a. S.), Prof. Dr. G. A. von Kloeden (Berlin), Prof. Dr. Krones (Graz), Dr. J. Landgraf (Mannheim), Prof. Dr. A. v. Lasaulx (Breslau), Prof. Dr. Laspeyres (Giessen), Prof. Dr. J. Lauth (München), Dr. Otto v. Leixner (Berlin), F. v. Lesseps, Mitglied d. Instituts von Frankreich (Paris), Dr. Hermann Lingg (München), Geh. Rath Prof. Dr. Lotze (Göttingen), Prof. Merkel (Strassburg), Prof. Jürgen Bona Meyer (Bonn), Prof. Dr. K. Möbius (Kiel), Prof. Dr. Emil Naumann (Dresden), Generalstabs-Arzt Prof. Dr. v. Nussbaum (München), Geh. Rath Prof. Dr. von Pettenkofer (München), Prof. Dr. O. Pfleiderer (Berlin), Graf v. Prokesch-Osten (Gmunden), Prof Dr. F. Reber (München), Prof. Dr. E. Reitlinger (Wien), Prof. Dr. v. Ritgen (Giessen), P. K. Rosegger (Graz), Prof. D. Sanders (Strelitz), Geh. Rath Prof. Dr. Daniel Schenkel (Heidelberg), Prof. Dr. Oscar Schmidt

Strassburg), Prof. Dr. Schönfeld, Direct. d. Sternwarte (Bonn), Geh. Rath Prof. Dr. v. Schulte (Bonn), Rob. Schweichel (Berlin), Prof. Dr. Seitz (München), Prof. Dr. Sell (Berlin), Prof. Dr. v. Sigmund (Wien), Prof. Dr. Steinthal (Berlin), Dr. K. v. Thaler (Wien), Prof. Dr. Vambéry (Pest), Prof. Dr. H. Viehoff (Trier), Prof. Dr. Vierordt (Tübingen), C. v. Vincenti (Wien), Prof. Dr. J. Wiesner (Wien), Dr. Max Wirth (Wien), Geh. Rath Prof. Dr. Wöhler (Göttingen), Prof. Dr. K. Zittel (München).“

Schon der Name „Deutsche *Revue*“ erregte durch die geschmacklose Zusammenstellung der beiden Worte mein Missfallen. Ich dachte mir „Deutsche Rundschau“ wäre doch sprachlich weniger anstössig. Indessen erfuhr ich, dass diese Combination von Worten bereits durch die Juden mit Beschlag belegt war, indem ja schon eine berühmte „Deutsche Rundschau, redigirt von Dr. Julius Rodenberg“, existire. Falls also Hr. Richard Fleischer selber kein Jude ist, würde hierin wiederum ein schlagender Beweis geliefert sein, dass die Juden den Deutschen durch Worte und Werke in Geschmacksangelegenheiten stets eine halbe Pferdelänge bei dem literarischen Wettrennen mit Hindernissen voraus sind. Wer ist denn nun aber Hr. Richard Fleischer, oder besser wer war er, bevor er mit den Ministern Falk und Barthélemy Saint-Hilaire so vertraulich und discret wie Tante Voss über „Staats- und gelehrte Sachen“ correspondirte? Begreiflicherweise hatte mir die überaus grosse Schreibseligkeit des mir persönlich ganz unbekannten jungen oder alten Dessauers ein gewisses menschliches Mitleid über die vergeblich an mich gerichteten Briefe und seine nutzlos vergeudete „kostbare Zeit“ eingeflösst. In buchhändlerischen Kreisen wurde vor vier Jahren das Gerücht colportirt, es sei „ein durchgefallener Apotheker“. Da ich nun aber vor dem Stand der Apotheker die grösste Achtung hege, insofern ich selber Verwandte unter ihnen habe, und einige der bedeutendsten unsrer modernen Chemiker und Physiker ihre ruhmreiche Laufbahn als Apotheker begonnen haben, so werden weder die deutschen Schriftsteller noch Hr. Richard Fleischer in dieser, ohnedies nur als unbewiesenes Gerücht verbreiteten, Nachricht eine Beleidigung ihres „ganzen Standes“ erblicken und eine Petition an den Reichskanzler mit der Bitte um „Remedur“ einreichen

wollen. Auch der bei ängstlichen Gemüthern nicht selten eintretende Durchfall im Apotheker- oder Doctor-Examen involvirt offenbar nichts Beleidigendes, sondern ist vielmehr im Stande, unser menschliches Mitgefühl zu erwecken; im vorliegenden Fall ganz besonders darüber, dass ein Mann, der zu etwas Höherem bestimmt war, nicht früher seinen wahren literarischen Beruf erkannt und sich, ein Pegasus im Joche, vorübergehend mit Apotheker-Studien geplagt habe. Im vorigen Jahre, als sich die „Deutsche Revue" bereits zu einer „literarischen Macht" in Deutschland emporgeschwungen und der Brief des Cultus-Ministers Falk so viel Staub aufgewirbelt hatte, kam in einer Unterhaltung mit dem hier Cameralia und Nationalökonomie studirenden Herrn Stud. Neustädter die Rede auf die „Deutsche Revue" und Herrn Richard Fleischer. „Das ist in Dessau ein ganz obscurer Mann", bemerkte mir Hr. Neustädter und fügte ergänzend hinzu, dass er selber in Dessau sehr genau bekannt wäre und, wenn ich nicht irre, diese Stadt der gegenwärtige Aufenthalt seiner Familie sei. Da der Begriff „obscurer Mann" im Munde eines Studenten doch nur ein subjectives Urtheil begründet und im Grunde genommen eigentlich jeder Mensch, wenn er nicht zufällig als Fürstensohn geboren wird, so lange „obscur", d. h. durch den Glanz seiner Mitmenschen „verdunkelt" ist, bis letztere durch irgend eine tugendhafte oder lasterhafte Handlung öffentlich von ihm Kenntniss erhalten haben, so liegt auch in der Bezeichnung „obscur" für Hrn. Richard Fleischer nichts Beleidigendes. Ich glaube dies mit um so grösserer Bestimmtheit annehmen zu dürfen, als sich ein so feinfühlender und berühmter Schriftsteller wie Hr. Rudolf Elcho, einer der Redakteure der bekannten Berliner fortschrittlichen Volkszeitung, selber öffentlich als „obscurer Schriftsteller" bezeichnet hat, indem er am 5. Juli 1879 in seinem „Organ" wörtlich erklärt:

„Ich verdiene mit Fug und Recht die Bezeichnung eines obscuren Schriftstellers, denn ich habe mich nie dazu gedrängt, eine Rolle auf der grossen Schaubühne des Lebens zu spielen."

Ob sich Herr Richard Fleischer im Hinblick auf seine so schmeichelhaften und zahlreichen Briefe an „berühmte

deutsche Männer“ wie der bescheidene Hr. Elcho „nie dazu gedrängt hat, eine Rolle auf der grossen Schaubühne des Lebens zu spielen“, überlasse ich schweigend dem Urtheile meiner Leser. Dass aber Hr. Richard Fleischer gegenwärtig thatsächlich eine solche „Rolle spielt,“ wird ihn mit stiller Befriedigung erfüllen, besonders wenn er sich hinsichtlich seiner literarischen Beziehungen zu dem früheren Cultusminister Dr. Falk mit dem removirten Privatdocenten Dr. Dühring vergleicht. Als sich die oben reproducirte höfliche Correspondenz zwischen dem Minister Falk, der philosophischen Fakultät zu Berlin und dem Privatdocenten Dr. Dühring entspann, hatte letzterer durch eine 14jährige Docentenlaufbahn, durch seine umfassende schriftstellerische Thätigkeit und vor allem durch das glänzende Zeugniss von berühmten Mitgliedern der Königl. Gesellschaft zu Göttingen über seine „Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik“ (vgl. S. 581) längst aufgehört ein „obscurer Mann“ zu sein, wie nach meinem oben erwähnten Gewährsmann der „Chefredakteur der Deutschen Revue“ noch im October vorigen Jahres gewesen sein soll, als er den folgenden Brief des ehemaligen Cultusministers Falk veröffentlichte:

„Ein Brief des Herrn Ministers Dr. Falk.“

„Haben wir eine Umkehr in der Kirchen- und Unterrichtsgesetzgebung zu befürchten? Ein Wort hierüber von dem Staatsmanne zu hören, nach dessen Rücktritt der Ruf: Reaction immer lauter wurde, ist gewiss von allgemeiner Wichtigkeit. Wir veröffentlichen deshalb nachstehendes Schreiben, welches Herr Minister Dr. Falk an den Chef-Redacteur dieser Zeitschrift gerichtet hat.

Auch das, was der Herr Minister über eine eventuelle literarische Thätigkeit sagt, zu der die „Deutsche Revue“ ihn in Anbetracht der Lage nach seinem Ausscheiden aus dem Amte und namentlich nach der Kösliner Rede aufforderte, wird unsere Leser interessiren.

Von politischer Bedeutung sind die Aeusserungen des berühmten Staatsmannes über die bevorstehenden Wahlen zum preussischen Landtage. Mögen diese zeigen, dass das Volk nicht gesonnen ist, eine Aera des Rückschrittes zu begünstigen.

Redaction der Deutschen Revue.“

Berlin, 2. September 1879.

„Hochverehrter Herr. Gestatten Sie mir, Ihnen zunächst für Ihre freundliche Zuschrift vom 18. Juli d. J. meinen besten Dank zu sagen.

Ihr gefälliges Schreiben vom gestrigen Tage und die mir darin in Aussicht gestellten Zusendungen haben meine Dankespflicht erhöht. Ich wünschte darum sehr, dass ich insofern meinen Dank mit der That abstatten könnte, als ich auf Ihre Anregung, literarisch thätig zu sein, einzugehen vermöchte. An sich ist mir der Gedanke gewiss sympathisch und ich werde sehr erfreut sein, wenn mir einmal Ihre Revue, die ich seit sie besteht möglichst vollständig gelesen habe, Gelegenheit zur Aussprache gewährt. Allein die Zeit dazu ist wohl noch nicht nahe.

Ich würde gegenwärtig nicht in der Lage sein, die Thatsachen über manche interessante Punkte klar zu legen, noch bei reflectirender Erörterung Mehr zu geben oder einen andern Ton anzuschlagen, als es jeder Einsichtige in der heutigen Kampfeszeit kann.

Damit aber ist nichts gedient. Ohnehin wird mir ein derartiges Aeussern nicht erspart bleiben, wenn ich — wie ich ja bisher zu hoffen Ursache habe — wiederum einen Platz im Abgeordnetenhause bei der bevorstehenden Neuwahl erhalte.

Es wird Vieles von dem Ausfalle dieser Wahl abhängen, ja ohne ihr Ergebniss zu kennen, werden sich einigermassen sichere Schlüsse über den weiteren Gang unserer öffentlichen Dinge nicht ziehen lassen. Ich kann meine Sorge über den Ausfall der Wahlen nicht unterdrücken und fasse die Sachlage in dieser Beziehung schwerer auf als Mancher, der im Allgemeinen Reaction kommen sieht. Dagegen hege ich diese generelle Furcht nicht. Fürst Bismarck geht sicher nicht, um den vulgären Ausdruck zu gebrauchen, nach Canossa, wenn er es vermeiden kann, und er vermag ja viel zu vermeiden. Auf verschiedenen Gebieten würde es einer Menge Gesetzesänderungen bedürfen und dazu gehörten vor Allem bestimmte und mögliche Ziele: auf wichtigen Gebieten haben sie, wie es scheint, die Gegner noch nicht gefunden.

Wirkliche Sorge trage ich aber wegen des Unterrichtswesens. Darum kämpfen die wichtigsten Factoren der Gegner am leidenschaftlichsten und in gleichem Geiste. Hier steht ihnen kein Gesetz im Wege und kann ihnen bei der Natur des Gegenstandes keines im Wege stehen.

Ueber den Geist, in welchem das Unterrichtswesen geleitet wird, entscheidet stets die Verwaltung.

Es wird sicher nicht ausbleiben, dass die gegenwärtige Verwaltung den an sie gerichteten Anforderungen in ganz anderer Weise entgegenkommt, wie ich das für statthaft hielt.

Wird sie nicht aber auch dem sich vorbereitenden Ansturme Einräumungen machen müssen, die sie bei freiem Willen nicht geben würde? Das wird zu gutem Theile wiederum vom Ausgange der Wahlen abhängen. Es ist mir darum erfreulich, dass in den weitesten Kreisen sich ein Erkennen oder doch Empfinden dafür bildet, wo die ernsteste Vertheidigung geboten erscheint.

Die mir aus Anlass meines Rücktritts gewordenen Kundgebungen, so zahlreich, dass an eine Beantwortung derselben nicht gedacht werden kann, enthalten dafür den Beweis, mehr fast noch als die Presse. Daraus erwächst eine Hoffnung. Eine andere gewährt mir der Umstand, dass Manches doch schon zu tief Wurzel gefasst hat, um wie mit einem Schwamme weggewischt werden zu können. Ich bin endlich überzeugt, dass, wenn es zu erhalten gelingt, bis sich die Kampfesleidenschaft gelegt hat, die Beurtheilung manches während meiner Verwaltung Gewordenen eine günstigere wird, und darum die Angriffe auf dasselbe enden werden.

Sie sehen, ich gehöre nicht zu den Pessimisten. Aber freilich die pessimistischen Auffassungen müssen Wahrheit werden, wenn von denen, welche zum Handeln berufen sind, die Hände in den Schooss gelegt werden. Möge das nicht so sein!

In vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebener
Falk."

Inzwischen hat der ehemalige Cultusminister Falk in dem französischen Minister des Auswärtigen einen Leidensgefährten gefunden, welcher mit ihm die Ehre einer vertraulichen Correspondenz mit Herrn Richard Fleischer theilt. Die „Post" vom 26. Sept. 1880 bringt diese beiden Briefe mit folgenden Worten in Erinnerung:

„Die Briefe, welche Herr Barthélemy St.-Hilaire im Anfang dieses Jahres an die Deutsche Revue geschrieben hat und aus welchen jetzt von der französischen Presse Kapital zur Beurtheilung des neuen Ministers des Auswärtigen geschlagen wird (vgl. unser Pariser Privat-Telegramm), haben folgenden Wortlaut:

(Erster Brief.) Paris, 11. März 1880.

Geehrter Herr!

Ihren Artikel über die Politik des Fürsten Bismarck habe ich mit lebhaftem Interesse gelesen; leider kann ich seine innere Politik nicht so genau beurtheilen, als ich wünschte. Aber seine äussere Politik erscheint uns in Frankreich tief durchdacht und im Interesse des europäischen Friedens von grossem Nutzen. Der Vertrag von San Stefano hat ihn gewarnt, und durch den Berliner Kongress hat er dessen Konsequenzen, soweit ihm möglich, einzuschränken versucht. In Voraussicht des bevorstehenden Sturzes des türkischen Reiches hat er sich Oesterreich genähert, dessen Interessen, Russland gegenüber, dieselben sind, wie die Frankreichs und Englands, aber der vorjährige Besuch des Fürsten Bismarck in Wien und seine Kälte, um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen, gegen Alles, was von Russland kommt: dies ganze System giebt sich klar und deutlich zu erkennen und seit mehr als zwei Jahren kann man es in dem Verhalten des grossen Kanzlers Schritt für Schritt verfolgen.

Eine ganz neuerliche Bestätigung desselben ist auch die Zuvorkommenheit des Kaisers und der Kaiserin von Deutschland gegen den französischen Botschafter. Niemand kann leugnen, dass dies eine grossartige und in ihren Folgen möglicherweise sehr wohlthätige Politik ist, wenn sie, wie ich glaube, in dieser Richtung verharrt, ohne sich irgend wie davon abwendig machen zu lassen. Die Rede des Lord Beaconsfield, oder vielmehr sein Schreiben über die bevorstehenden Wahlen, kann diese Konjunkturen lediglich bestätigen. Ich theile sie Ihnen, geehrter Herr, übrigens mit, als das, was sie sind, aber sie gewinnen an Boden und der gesammte Westen Europas muss sie theilen und billigen. Genehmigen Sie etc.

Barthélemy Saint-Hilaire.
Paris-Passy, Rue Dufrenoy 3.

(Zweiter Brief.) Paris 6. April 1880.

Lieber Herr!

Ich habe Ihren Brief vom 3. d. und das Aprilheft der „Deutschen Revue“ erhalten. Sie haben meinem Schreiben eine grosse Ehre erzeigt, als Sie es an die Spitze des Heftes setzten. Wenn meine Mittheilung nur in etwas dazu beitragen kann, den europäischen Frieden zu erhalten, würde ich darüber sehr glücklich sein; ich danke Ihnen für den Gebrauch, den Sie von derselben gemacht haben.

Die englischen Wahlen werden wohl die Verhältnisse im Innern umgestalten, aber sie werden nichts an der äussern Politik ändern; die Liberalen werden gezwungen sein, der Politik Lord Beaconsfields zu folgen, welche die richtige war.

Was uns betrifft, so wird die klerikale Agitation sich bald beruhigen. Der Staat hat die Macht des Gesetzes für sich, dessen Wortlaut nicht den mindesten Zweifel verursacht. Die Kongregationen werden darauf verzichten, gemeinsame Sache mit den Jesuiten zu machen, und diese selbst sind zu geschickt, um den Widerstand bis zum Aeussersten zu treiben. Sie werden dem Sturme weichen, um vielleicht später, wenn der Moment günstiger ist, wieder zu erscheinen. Ich glaube nicht, dass die römische Kurie selbst sie erheblich unterstützt.

Genehmigen Sie etc. etc. B. St.-Hilaire.

Da allgemein der frühere Cultusminister Dr. Falk als ein „liberaler“ Mann von allen „freisinnigen“ Juden gepriesen wird, und es mir darauf ankommt, meinen Lesern durch Thatsachen ein eigenes, selbstständiges Urtheil über das Wesen desjenigen Begriffes zu verschaffen, welchen man heutzutage mit dem Worte „Liberalismus“ bezeichnet, so erlaube ich mir im unmittelbaren Anschluss an die obige briefliche Aeusserung des Herrn Ministers Falk die folgende Kritik über eine von ihm im Jahre 1877 erlassene Verordnung abzudrucken.

Diese Kritik ist mit vollem Namen des Verfassers veröffentlicht in der „Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung“ v. 28. August 1877, also in einem angesehenen protestantischen und sehr nationalliberalen Blatte. Dieselbe lautet wörtlich wie folgt:

„Die Unverletzlichkeit des akademischen Lehramts und das preussische Cultusministerium.“

Von Hermann Rösler.

„Der kgl. preussische Cultusminister hat in neuerer Zeit eine Verfügung erlassen, die zwar spurlos an der Oeffentlichkeit vorübergegangen zu sein und nur in den davon betroffenen Kreisen ihre Wirkungen hinterlassen zu haben scheint, deren bedenklicher Inhalt aber eine öffentliche Beurtheilung erfordert, weil sie gegen die Unabhängigkeit des deutschen akademischen Lehramts gerichtet ist. Wir meinen einmal die Verfügung vom 7. März d. J., betreffend die Anerkennung der von nichtpreussischen Facultäten verliehenen philosophischen Doctor-Diplome. Wenn irgendetwas, so wird die Unverletzlichkeit des akademischen Lehramts in Deutschland für eine nationale Ehrensache angesehen, und es ist keine nationale Politik wenn dieser Unverletzlichkeit irgendwie zu nahe getreten wird. Aber nicht bloss um eine nationale Ehrensache handelt es sich, sondern um eine Frage von der höchsten politischen Zweckmässigkeit und Tragweite. Denn mehr als sonst irgendwo beruht in Deutschland das öffentliche Leben auf den Ergebnissen und Richtungen der Wissenschaft, und wer die Freiheit der Wissenschaft verletzt, der verletzt die Grundlage der nationalen Kraft und Tüchtigkeit, und geräth über kurz oder lang mit den tiefsten und theuersten Empfindungen der Nation in Widerspruch. Uebrigens ist die Unverletzlichkeit des wissenschaftlichen Berufs nicht bloss ein ausschliesslich deutsches Besitzthum, sondern ein Gemeingut aller gebildeten Nationen; sie missachten, heisst sich von dem gemeinschaftlichen Bewusstsein der civilisirten Gesellschaft absondern und deren Sympathien verscherzen. Diess ist aber für eine Nation eine um so gefahrvollere Sache, je mehr sie sich durch die allgemeine Politik ihrer Regierung isolirt und zu den übrigen Nationen in Gegensatz gebracht sieht.

Durch den Ministerialerlass vom 7. März d. J. wurden die preussischen Unterrichtsbehörden angewiesen: „den an öffentlichen oder privaten Lehranstalten ihres Verwaltungsbezirks angestellten oder künftig anzustellenden Lehrern, welche nicht gegenwärtig bereits im rechtmässigen Besitz der Würde eines Dr. philos. sind, sondern sie erst künftig erwerben sollten, im amtlichen Verkehr den Doctortitel nur dann beizulegen wenn er ihnen von einer preussischen Universität oder von der Akademie zu Münster ertheilt ist, oder wenn der von einer nichtpreussischen Universität Promovirte nachweist dass er auf Grund mündlichen Examens und gedruckter Dissertation die Würde erlangt habe. Wird letzterer

Nachweis nicht erbracht, so ist der auswärts erworbene Doctortitel nicht zu berücksichtigen."

Der wesentliche Kernpunkt dieser Verordnung ist aus den mit gesperrter Schrift gedruckten Worten zu entnehmen. Der preussische Cultusminister geht hienach von der nicht weiter von ihm motivirten Ansicht aus: dass nur der nach preussischem Muster, d. h. auf Grund mündlichen Examens und gedruckter Dissertation erworbene, Doctortitel Anerkennung verdiene, und er sucht durch seine Verordnung insbesondere die sogenannten Absentia-Promotionen nichtpreussischer Universitäten für den Umfang des preussischen Staats möglichst zu verhindern. Es liegt jener Ansicht eine niemals bewiesene und ganz einseitige Anschauung über den besonderen Werth der Doctor-Prüfungen zu Grunde, wie sie zu Anfang des vorigen Jahrs namentlich durch den bekannten Artikel Mommsens ausgedrückt ward. Die Verordnung ist nun jedenfalls dazu bestimmt den letzten Rest von Absentia-Promotionen zu unterdrücken, der sich trotz der Mommsenschen Agitation auf deutschen Universitäten noch erhalten hat, soweit er nämlich in der Macht der preussischen Executivgewalt gelegen ist.

Es ist hier kein Grund vorhanden über den Werth und die Nothwendigkeit der Doctor-Prüfungen eine nähere Untersuchung anzustellen. Wir persönlich können uns nicht davon überzeugen dass solche Prüfungen das einzige oder wesentliche Mittel seien um die wissenschaftliche Würdigkeit eines Candidaten auszuforschen, und wir meinen sogar dass in der Natur der Doctor-Würde, als der traditionellen höchsten rein wissenschaftlichen Würde, gewissermassen der Meister-Würde in der Wissenschaft, die ein mehrjähriges selbständiges Studium voraussetzt, etwas liege neben welchem sich eine zwei- bis dreistündige Prüfung, die künstliche Versetzung in den Zustand des abhängigen und demüthigenden Schuljungen recht kleinlich und herabwürdigend ausnimmt. Doctor-Prüfungen sind daher von jeher mehr Colloquia als wirkliche Prüfungen im strengen dienstlichen Sinne des Wortes. Es mag der preussischen Reglementirungssucht entsprechen auch dem Promotionswesen möglichst viele Prüfungen anzuhängen und es dadurch dem bureaukratischen Gewissen sympathischer zu machen; sicherlich aber werden sie weder von der Natur der Sache, noch von der angeblichen höheren Integrität des Grossstaats, noch von der innersten Natur des deutschen Geistes als unumstössliches *argumentum ad hominem* verlangt, und wir wissen aus guter Erfahrung dass die von Mommsen künstlich hervorgerufene Gährung bereits wieder einer ruhigeren, gegentheiligen Auffassung zu weichen beginnt. Insofern ist vielleicht der preussische Ministerialerlass als nicht mehr ganz zeitgemäss zu bezeichnen.

Was an diesem Erlass vor allem auffällt, ist einmal dass er sich nur auf den philosophischen Doctortitel und speciell nur auf das der Amtsgewalt des Cultusministers unterstellte Lehrerpersonal bezieht, und sodann dass er die Anerkennung des verpönten Titels nur im amtlichen Verkehr und zwar von Seiten der Schulbehörden untersagt, dagegen auf den Privatverkehr und auf den eigenen Gebrauch des Titels seitens der Inhaber

selbst im amtlichen Verkehr sich nicht erstreckt. Schon diese beiden Momente beweisen dass dem Erlass keinerlei allgemein gültiger Rechtsgrundsatz und keine in der Sache gelegene administrative Erwägung zu Grunde liegen können, sondern dass er als das Kunstproduct gewisser fachprofessoralen Anschauungen und Tendenzen angesehen werden muss. Zu welchen unnatürlichen Verrenkungen der Logik aber jene Beschränkung des Erlasses für das Publicum und die Behörden führt, brauchen wir hier nicht weiter darzuthun; nur das eine müssen wir hervorheben, dass es dem öffentlichen Rechtsgefühl Gewalt anthun heisst wenn Jemand sich nach allen Seiten im Gebrauch eines rechtmässig erworbenen Doctortitels bewegen darf, dass ihm aber dann, wenn er zufällig ein Lehrer ist und sein Diplom von einer philosophischen Facultät erhalten hat die ihn nicht nach preussischem Muster promovirte, von den Schulbehörden — und nur von diesen — sein Titel als ungültig behandelt werden darf. Was muthet der Erlass den Schulbehörden zu? Sie müssen nach dem 7. März als schwarz behandeln was sie bis dahin als weiss behandeln durften, und was alle übrigen Behörden und alle Welt als weiss ansieht, ja was sie selbst als Privatpersonen als weiss ansehen dürfen. Und in welcher Abhängigkeit müssen die preussischen Lehrer sich befinden, wenn der einzelne Minister ihnen einen Besitz den sie rechtmässig erworben haben, und den der eigene Staat sowie das gesammte Publicum als ihr rechtmässiges Besitzthum anerkennt, durch seine Untergebenen einfach confisciren lassen kann! Ueberdiess wird man — und hiefür liegen actenmässig bereits thatsächliche Beweise vor, mit denen wir aufwarten können — sich in der Praxis und vielleicht auch im Publicum an die subtilen Unterscheidungen des ministeriellen Erlasses, durch welche der Schein des Rechts äusserlich gewahrt werden sollte, nicht kehren, was schon der bekannte Diensteifer und die „Strammheit" der preussischen Behörden erwarten lässt, sondern man wird gröbere Unterscheidungen machen oder dieselben ganz beiseite lassen, und das Ende vom Liede wird sein dass der willkürlichen Behandlung der Lehrer durch die Behörden ein neuer Weg geöffnet ist.

Dieser Ministerialerlass gibt in der That einen merkwürdigen Aufschluss über den Zustand des Verwaltungsrechts oder, besser, der ministeriellen Allgewalt in Preussen. Mit welchem Rechte kommt denn der Minister überhaupt dazu eine solche Verfügung zu erlassen? Sind denn die nichtamtlichen Rechtsverhältnisse der preussischen Lehrer der persönlichen Disposition des Ministers und seiner Behörden unterstellt? Man kann doch vernünftigerweise nicht läugnen dass ein von einer deutschen Facultät erworbener Doctortitel ein rechtmässig erworbener Titel ist, somit ein erworbenes Recht des Beliehenen, und dass erworbene Rechte auch von der Regierung geachtet werden müssen. Wohin käme man denn wenn man die gleiche Disposition auch in anderen Beziehungen in Anspruch nehmen wollte? Wenn man z. B. die Ehen der Lehrer nicht anerkennen wollte sobald es an irgendeiner willkürlichen Bedingung fehlte, die von dem Minister oder vielmehr von einigen hinter ihm stehenden Professoren

für „bedeutungsvoll“ gehalten wird? Oder wenn man in dieser Weise mit dem Eigenthum der Lehrer umgehen wollte? Die ganze Motivirung des Erlasses läuft nur darauf hinaus dass: in dem Unterschied der sogenannten Absentia- und Präsentia-Promotionen „ein wesentlicher Unterschied in der Bedeutung der Würde“ liege. Allein was hat denn die Bedeutung, also die Werthschätzung, mit der rechtlichen Existenz der Würde zu thun? Letztere ist doch nicht minder vorhanden, so gering die erstere auch ausfallen mag, und sie kann durch keinen denkbar niedrigen Grad derselben aufgehoben werden. Der Erlass trägt also den Behörden auf: ein erworbenes angeblich werthloses Recht preussischer Staatsbürger durch Nichtanerkennung zu beseitigen. Von dieser Seite angesehen ist der Erlass null und nichtig; denn es ist ein unbestreitbares Rechtsprincip dass Verordnungen mit den Gesetzen und mit dem geltenden Rechte nicht im Widerspruch stehen dürfen, wenngleich es in Preussen an der formellen Handhabe fehlen mag um diese Nichtigkeit geltend zu machen.

Der in Rede stehende Erlass ist aber auch von der anderen Seite dem Rechte zuwider, soweit er nämlich die promovirenden Organe betrifft. Es ist von jeher ein unbestrittenes Recht der deutschen Facultäten akademische Grade nach ihrem freien wissenschaftlichen Ermessen zu verleihen, und sie sind dabei nur an die Beobachtung ihrer statutarischen Bestimmungen und an die Bestätigung ihrer vorgesetzten Landesbehörde gebunden. Dieses Recht bildet einen Bestandtheil des akademischen Lehramtes und der corporativen Verfassung der Universitäten, weil es dem in den Facultäten constituirten ordentlichen Lehramt inhärirt. Es ist ein höchst wichtiges Recht, weil es einen Theil der corporativen Selbstverwaltung der Wissenschaft sichert und dem akademischen Lehramt eine gewisse obrigkeitliche Autorität verleiht, durch welche es über das Niveau des blossen Lehrberufes, wie er an den mittleren und unteren Unterrichtsanstalten besteht, weit emporgehoben wird. Es begründet zugleich einen gewissen höchst wohlthätigen Einfluss der Facultäten, der von den localen Gränzen ihrer eigenen Lehrthätigkeit unabhängig und sich über das gesammte Gebiet des wissenschaftlichen Verkehrs zu erstrecken fähig ist, und gehört somit recht eigentlich dem universellen Charakter der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Lehrberufes an. Insofern zeugt der Erlass nicht nur von mangelhaftem Verständnisse des Promotionsrechtes an sich, sondern er ist auch aus dem Grunde höchst bedauerlich weil er — und dazu in der Aera des neuen Deutschen Reiches! — die deutsche Ausländerei und territoriale Eifersüchtelei auf einem Gebiet einzuführen sucht das in dieser Beziehung selbst in den geschmähten Zeiten des Bundestages respectirt worden ist!

Mit einem Federstrich beseitigt der preussische Minister dieses Recht der deutschen Facultäten, soweit die Wirkung seines Erlasses reicht. Er thut diess allerdings nicht direct, sondern nur indirect, indem, unter den angegebenen Voraussetzungen, lediglich die Behörden zur Nichtanerkennung verliehener Diplome angewiesen werden. Allein wenn auch der Erlass

zunächst nur gegen den wehrlosen preussischen Lehrerstand geht, so ist er doch nicht minder gegen das Recht der deutschen Facultäten selbst gerichtet. Einmal schon dadurch dass die preussischen Lehrer in Masse abgeschreckt werden ihre Promotion bei ausserpreussischen Facultäten überhaupt nachzusuchen, mithin das Promotionsgebiet der letzteren in ganz erheblichem Grad eingeschränkt wird. Sodann aber dadurch dass sich der preussische Minister die Macht beilegt, legitime Rechtshandlungen deutscher Facultäten von seiner Approbation abhängig zu machen. Diess ist ein Eingriff in das uralte Recht der deutschen Facultäten, zugleich auch in das Aufsichts- und Bestätigungsrecht der übrigen deutschen Cultusministerien. Denn ein Recht wird offenbar in seinem Bestand angegriffen wenn seine rechtliche Wirkung, insbesondere die Gültigkeit seiner Ausübung, angefochten oder von willkürlichen Bedingungen abhängig gemacht wird. Der preussische Minister will das Promotionswesen zu einer territorialen Landessache machen, was es seiner Natur nach noch nicht ist und niemals werden kann. Er verletzt also durch seinen Erlass auch den innersten Kern der Doctorwürde. Er legt sich das Recht der Anerkennung von etwas bei was seiner Anerkennung nicht bedarf und niemals bedurft hat. Es ist etwas ganz anderes wenn das Promotionsrecht einer Facultät wegen erwiesenen Missbrauches von der zuständigen Oberbehörde entzogen oder eingeschränkt wird; dergleichen kann vorkommen und ist weder ungesetzlich noch sachwidrig. Der preussische Minister lässt das Promotionsrecht der Facultäten zwar von vorne unangetastet; allein von hinten erklärt er deren Verleihungen für amtlich nicht vorhanden, er nimmt von Amtswegen das einfach weg was sie verliehen haben, und versetzt die Beliehenen in einen solchen Zustand als hätten sie die ihnen verliehene Würde nicht erhalten. Dieses Vorgehen ist ungesetzlich und richtet sich selbst.

Und mit welchem Rechtstitel thut der preussische Minister diess? Doch nur weil er glaubt dass der Rechtstitel hiezu in der ministeriellen Executivgewalt enthalten sei. Allein mag auch in anderen Beziehungen der preussische Minister in seiner Person das Verwaltungsrecht darstellen, von Universitäten und Universitätssachen kann diess nimmermehr zugegeben werden. Universitäten sind keine blossen Staatsanstalten, sondern öffentliche Corporationen von universellem Rechtscharakter, und in deren Verfassung darf kein Minister mit blosser executiver Hand hineingreifen. Es hätte mindestens eines Gesetzes bedurft um den Minister zu einer solchen Handlung zu ermächtigen, obwohl ein solches Gesetz innerlich unberechtigt gewesen wäre. Die blosse Verordnungsgewalt reicht dazu offenbar nicht aus.

Es geschieht von Seiten deutscher Regierungen gar manches wodurch das wissenschaftliche Lehramt, diese Zierde des deutschen Nationallebens, verletzt und deteriorirt wird; wir erinnern nur an die seit Jahrzehnten eingerissene rein manchesterliche Behandlung der Besoldungs- und Berufungsverhältnisse, die naturgemäss auf der andern Seite ein professorales Gründer- und Reclamen-Wesen hervorrufen musste, wie es dem reinen

hohen Geiste der Wissenschaft von Grund aus zuwider ist. Der vorstehend besprochene Erlass ist an sich oder doch auf den ersten Blick von weniger auffälliger Natur; er verfolgt aber gleichwohl die gefährliche Tendenz einer Verletzung der Freiheit des wissenschaftlichen Lehramtes auf überdiess gänzlich unlogischem und ungesetzlichem Wege und ist desshalb besonders beachtenswerth, weil seine intellectuelle Urheberschaft wohl unzweifelhaft auf Inhaber jenes Lehramtes, nämlich auf Mitglieder der Berliner philosophischen Facultät, zurückgeführt werden muss. Jener Tendenz entgegenzutreten ist nationale Ehrenpflicht, um so mehr, als sie nicht vereinzelt auftritt.

Rostock, im August 1877."

Um nun meinen Lesern auch ein eigenes Urtheil über die Veranlassung zu der vorstehend so scharf kritisirten Verordnung des liberalen preussischen Cultusministers Dr. Falk zu verschaffen, reproducire ich hier zunächst den Aufsatz des durch „Reclamen-Wesen" und die Reden des Socialdemokraten Most auch beim „Volke" berühmt gewordenen Professors Mommsen aus den „Preussischen Jahrbüchern"[1]) im Januar-Hefte 1876.

„Die deutschen Pseudodoctoren."

„Vorgänge privater Natur vor einem anderen Publicum zur Sprache zu bringen, als das sie unmittelbar angehen, empfiehlt sich im Allgemeinen nicht. Aber es können Ausnahmen vorkommen; und eine solche scheint mir derjenige Fall zu sein, den ich hier zu erörtern mich veranlasst finde. Ich lasse dabei selbstverständlich alles zur Seite, was nicht unbedingt zur Sache gehört.

Zu den Persönlichkeiten, bei deren Schicksalen der alte Glaube an den bösen Stern sich unvermeidlich aufdrängt, gehörte, wie dies auch seinen ferneren Freunden nur zu bekannt ist, der verstorbene Professor Philipp Jaffé. Eine reine, feste, klare Natur, mit bescheidenen Ansprüchen an das Leben, vor allem dem Anspruch verständig zu schaffen und nützlich zu wirken, schien ihm nach hartem Ringen noch in der Vollkraft der Jugend alles zugefallen zu sein, was er begehren durfte: eine seiner Eigenartigkeit entsprechende und in seinem Kreise höchst eingreifende Forscher- und Lehrerthätigkeit, hohe und allgemeine Achtung fern und nah vor dem Menschen wie vor dem Gelehrten, treue Freunde und gute Arbeitsgenossen, freie und sichere Fahrt nach dem selbst gewählten Ziel mit dem Ausblick auf immer reicheren und volleren Erfolg. Mit tapferem Muthe hatte er die schweren Kämpfe bestanden, in denen er sich seine Lebensstellung gewann; als er äusserlich geborgen war, erfolgte die Katastrophe

[1]) Herausgegeben von Treitschke und Wehrenpfennig. (Letzterer ist meines Wissens gegenwärtig von der Redaction zurückgetreten.)

des 22. März 1870. Es ist nicht nöthig hier die traurige Frage zu erörtern, was am meisten ihr Eintreten herbeigeführt hat, ob sein eigenes Naturell oder die tückischen Verhältnisse seiner Stellung oder die Nichtswürdigkeit einzelner in sein Leben eingreifender Persönlichkeiten. Hier soll von einem Schicksal die Rede sein, das ihm noch nach dem Grabe widerfahren ist; geringfügig, wenn es mit jener Katastrophe zusammen genannt wird, aber doch auch erinnernd an seinen bösen Stern.

Im J. 1873 wurde auf eine Abhandlung „Abriss der römischen und christlichen Zeitrechnung" einem jungen Manne[1]) von der Universität Rostock die philosophische Doctorwürde ertheilt und bald darauf diese Abhandlung auch durch den Buchhandel in gewöhnlicher Weise verbreitet. Aber kaum war sie erschienen, als Dr. Steindorff in dem „Göttinger Gelehrten Anzeiger" und H. Grotefend in „Sybel's historischer Zeitschrift" beide dieselbe öffentlich bezeichneten als ein literarisches Plagiat schlimmster Art, begangen an den Vorlesungen gleichen Inhalts, welche Jaffé verschiedene Male, zuletzt im J. 1868 an der Berliner Universität gehalten hatte. Da das vollständig ausgeführte Heft, nach dem Jaffé gelesen hatte, durch seine letztwillige Verfügung mit seinem anderen literarischen Nachlass in das Eigenthum seines Verlegers übergegangen war, so beantragte dieser am 16. Oct. 1873 bei dem K. Stadtgericht in Berlin die Bestrafung des Verfassers wegen Nachdruck. Der literarische Sachverständigenverein sprach sich in dem ihm abverlangten Gutachten dahin aus, dass die ersten 40 Seiten der im Ganzen 63 Seiten füllenden Abhandlung, mit Ausnahme eines unbedeutenden drei Seiten umfassenden Abschnitts, nichts weiter seien als ein getreues Excerpt aus dem Jaffé'schen Collegienheft, mithin ein Nachdruck der von Jaffé gehaltenen Vorlesungen. Auf der Grundlage dieses Gutachtens hat das K. Stadtgericht in Berlin am 7. Juni 1875 den Angeklagten wegen Nachdrucks zu einer Geldstrafe verurtheilt und die Einziehung der incriminirten Schrift in allen vorfindlichen Exemplaren angeordnet. Dies Urtheil hat die Rechtskraft beschritten und ist im Buchhändlerbörsenhlatt (1875. 29. December.) . . . . . vollständig abgedruckt.

Ich gehe auf die näheren Umstände des Falles und die persönlichen Beziehungen, die zwischen dem Plagiirten und dem Plagiator bestanden und die Schuld des letzteren noch weiter steigern, nicht ein. Der hiermit begangene widerwärtige Leichenraub bedarf einer weiteren Brandmarkung nicht, während andererseits aus diesen Vorgängen doch auch das hervorgeht, dass die treuen Freunde, die Jaffé in seinem Leben zur Seite gestanden, die treuen Schüler, die zu seinen Füssen gesessen haben, auch nach seinem Tode der mit seiner gewissenhaften Arbeit getriebenen Ungebühr zu wehren nicht unterlassen haben. Auf das Subject kommt es bei diesem Handel überall nicht an. Aber objectiv knüpft sich eine Frage an denselben und ferner ein Wunsch.

---

[1]) „Wilhelm Dabis in Berlin." Vgl. unten S. 694 „Oberbreyer, Reform etc."

Das erkennende Gericht hat dem Plagiator den Doctorgrad der Philosophie, welchen die philosophische Facultät der Universität Rostock auf jenes Plagiat hin ertheilt hat, nicht aberkannt und nicht aberkennen können. Es liegt bekanntlich nicht in der Competenz der Gerichtsbehörden, akademische Grade im Strafwege zu entziehen. Aber die Frage ist wohl berechtigt, ob der Doctortitel, wenn er nicht etwa bloss entehrt und beschmutzt, sondern durch rechtskräftiges Erkenntniss als betrüglich erschlichen constatirt ist, weiter geführt werden kann und darf. Andere Leistungen als die eingesandte Abhandlung sind dem Verfasser von der Universität nicht abverlangt worden; die Versicherung, diese selbst verfasst zu haben, ohne die keine Creirung stattfinden kann, ist gerichtlich als wahrheitswidrig constatirt. Ueberdies würden, falls es der betheiligten Facultät oder einer anderen Behörde wünschenswerth erscheinen sollte, sich selbst von dem Thatbestand zu überzeugen, die Beweismittel ohne Schwierigkeit zu beschaffen sein. Gleichartige Präcedentien sind mir nicht bekannt; aber die Ehrenhaftigkeit und der gesunde Menschenverstand werden wohl auch ohne Präcedentien genügen, eine jede Corporation, die in eine solche Lage gekommen ist oder kommen sollte, zu dem Beschlusse zu bestimmen, die betreffende Promotion zu annulliren und diese Annullirung öffentlich bekannt zu machen. Dass die Behörden, die mit der betreffenden Persönlichkeit in Berührung kommen, wenn sie von dem Vorgang Kenntniss erhalten haben, im Falle sind, den Doctortitel desselben als nicht ertheilt zu betrachten, scheint ebenso selbstverständlich.

Aber an dem speciellen Falle ist am Ende wenig gelegen. Freilich wird derjenige Doctor, der diesen seinen doch nicht so gar bescheidenen Titel, wenn nicht mit Recht, so doch von Rechts wegen führt, wenn er solche Collegen neben sich findet, die Frage nicht unterdrücken können, ob er nicht dieses gelehrten Anhängsels entledigt sich als einfacher „Herr" dem Gentleman näher fühlen würde. Indess dergleichen Ueberlegungen gehören eher vor das *forum conscientiae* als vor das der Preussischen Jahrbücher. Sollte aber in diesem einzelnen Vorgange nicht zugleich ein allgemeiner Missstand in besonders schroffer und schlagender Weise zu Tage kommen und nicht insofern derselbe einer ernstlichen Erwägung auch in weiteren Kreisen werth sein?

Die conferirende Behörde trifft bei diesem Vorgang ein individueller Vorwurf nicht. Trotz der argen Fehler, die die Unwissenheit des Plagiators hineingetragen hat und von denen die früher erwähnten Recensionen reichliche Proben geben, war von Jaffé's Arbeit doch manches Brauchbare übrig geblieben; und dass dieselbe nicht dem lebenden Schüler, sondern dem verstorbenen Lehrer gehörte, konnte der Facultät natürlich nur durch zufällige Combination bekannt sein, welche nicht eingetreten ist. Gegen den einzelnen Promotionsact also soll kein Tadel gerichtet werden; um so härter aber trifft und um so schwerer verurtheilt er dasjenige System, aus dem solche Vorgänge hervorgehen und hervorgehen müssen. Ich meine die sogenannte Promotion *in absentia*, die Ertheilung des Doctor-

grades an jeden, der eine von dem Einsender für die seinige erklärte und sachlich genügende wissenschaftliche Arbeit der Facultät überschickt und die Gebühren bezahlt. Denn daran wird kein der Verhältnisse Kundiger zweifeln, dass, wo nach der alten besseren Ordnung verfahren und persönliches Erscheinen des Bewerbers vor der Facultät und mündliche Prüfung verlangt wird, gewiss auch manche Persönlichkeit zugelassen wird, die besser zurückgewiesen worden wäre und dem menschlichen Irren und Fehlen ein weiter Spielraum bleibt, aber solche arge Unredlichkeit und entehrende Schändlichkeit sich von selber ausschliesst. Auch unter den denkbar nachtheiligsten Voraussetzungen wird doch die Facultät, der der Candidat gegenüber tritt, nicht umhin können, gänzlich ungeeignete Persönlichkeiten zurückzuweisen. Andererseits aber und vor allem wird, wer also seiner eigenen Unfähigkeit sich bewusst ist, es gar nicht wagen, sich solcher Frage zu stellen und ein Falsum persönlich zu vertreten. Jeder erfahrene akademische Lehrer wird es bestätigen, dass bei persönlicher Stellung zum Examen der eigentlich infame Missbrauch der akademischen Graduirung nicht eintritt. Wo diese aber nicht gefordert wird, sind allerdings begreiflicher Weise Fälle selten, wie der hier zur Sprache gebrachte, und der vor einigen Jahren bei einer anderen nach demselben System promovirenden Facultät vorgekommene, dass die von zwei Bewerbern mit der Versicherung, sie selbständig verfasst zu haben, eingereichten Abhandlungen wörtlich gleich lauteten.[1]) Aber es ist notorisch, dass in zahlreichen Fällen der gleiche Betrug ungestraft geübt wird. Es bestehen gewerbmässige Anstalten, welche dergleichen Abhandlungen den Benöthigten beschaffen; wie denn in dem zuletzt genannten Fall das Missgeschick dadurch herbeigeführt wurde, dass die beiden Doctoranden sich an dasselbe Geschäft gewandt und verschiedene Universitäten namhaft gemacht, dann aber der eine von ihnen ohne Wissen des Lieferanten der Abhandlung die Universität gewechselt hatte. Man wird ferner einräumen müssen, dass bei aller Verachtung, die solche Erschleichung verdient, doch die Anstalten, die also promoviren, an derselben mitschuldig, ja in gewissem Sinne mehr schuldig sind als die einzelnen Pseudodoctoren. Man erwäge doch, wie nahe jene Einrichtung denselben die Versuchung legt, wie leicht sich der Einzelne, zumal der wenig Gebildete und der Ausländer, überredet mit einer solchen falschen Versicherung, eine am Ende gleichgültige und keinem schädliche Handlung zu begehen. Ist der Spielhalter schlimmer oder der Spieler? der Verführer oder der Verführte? und diese Verführer sind die höchstgestellten Lehrer der deutschen Jugend, die Vertreter unserer Universitäten, auf die Deutschland — darf man sagen stolz sein kann?

Die Entschuldigung, dass der grössere Theil dieser Pseudodiplome nach England und Amerika geht, ist nichts als eine neue Anklage. Wenn das echte Gold deutscher Wissenschaft dazu dient, falsche Goldstücke mit deut-

[1]) Es ist die philosophische Facultät in Jena gemeint; der erwähnte Fall wurde s. Zt. in den Zeitungen berichtet.

schem Stempel in das Ausland zu vertreiben, so bleibt dem ehrenhaften deutschen Gelehrten nur der Wunsch, dass seine Kinder ein ehrlicheres Handwerk ergreifen mögen. Das Geschäft wird ja darum nicht untergehen. In Amerika bestehen einheimische Doctorfabriken in so ausreichender Zahl, dass sie den inländischen Consum völlig zu befriedigen im Stande sind. Wenn der deutsche Doctor dort ungefähr so in Curs steht wie die amerikanische Nähmaschine in Deutschland, so ist der deutsche Gelehrtenstand gewiss sehr dankbar für die Ehre, die ihm hiermit erwiesen wird und die die weitaus grösste Zahl der deutschen Universitäten durch redliches Verwalten ihres Amtes behaupten darf verdient zu haben. Aber diese rechtschaffene Thätigkeit soll nicht länger das Wirthschaftscapital für ein Fälschungsgeschäft liefern.

Schreiende Missstände in unserem deutschen Vaterlande haben wir lange Zeit nicht geduldig, aber schweigend ertragen; die Hoffnungslosigkeit macht nicht beredt und der deutsche Bundestag hatte allerdings Ursache weder an das grosse noch an das kleine Unkraut zu rühren. Aber heute haben wir ein gutes Recht, auch für diese Schandwirthschaft Abhülfe zu fordern, oder vielmehr wir haben die Pflicht, dies zu thun. Ist diese Unsitte doch auch, wie so vieles andere, was die deutsche Ehre beschmutzt, eine Folge der Kleinstaaterei, und hat auch hier, wie in so vielen anderen Dingen, der preussische Staat sich dadurch zu seiner heutigen Stellung legitimirt, dass er in seinem Bereich dieses Unwesen nicht geduldet hat. Wenn unter den altpreussischen Universitäten keine sich an dieser gelehrten Falsification betheiligt, so liegt dies nicht daran, dass die preussischen Gelehrten besser sind als ihre ausserpreussischen Collegen, sondern daran, dass unsere alten ehrenhaften Beamten solchem Betrug steuerten, wo sie es konnten. Sie wussten es wohl, dass die Regierung, die dergleichen duldet, weit schwerere Mitschuld trägt als der einzelne Universitätslehrer, der, wenn er das Sündengeld einsteckt, zwar nicht mit Recht, aber doch mit einem gewissen Schein sich vorredet, dass er ja für die Einrichtung nicht könne. Es gehört nicht zu den erbaulichen Erlebnissen, dass in den bestimmenden Kreisen dieselbe strenge Moral nicht mehr maassgebend gewesen ist, als die jüngste Vergangenheit die Zahl der preussischen Universitäten vermehrte, dass man sich darauf beschränkt hat, das Unkraut zu beschneiden statt es auszureuten, und dass wir jetzt nicht mehr sagen dürfen, was noch vor wenigen Jahren wahr war, dass es preussische *doctores in absentia* nicht giebt. Das tiefe Wort, dass die Rechtschaffenheit der Grundstein der Macht ist, hat sich an Preussen bewährt. Aber die Rechtschaffenheit ist eben ein Grundstein, nicht ein Gerüst, das man hinter sich abbricht. Wir vertrauen darauf, dass dieselbe geistige und sittliche Kraft, die unser Haus gebaut hat, es uns auch erhalte; wir brauchen sie für die Erhaltung wenigstens ebenso sehr wie für den Bau. Wir vertrauen ferner darauf, dass Preussen nicht bloss sich selber reinige von dem Schmutz, den es also übernommen hat, sondern auch das neue deutsche Reich denjenigen kleineren Regierungen,

die nicht im Stande sind sich selber an den Zopf zu fassen, um aus diesem Sumpfe sich herauszuziehen, die nöthige freundliche Hülfe erweise. Sollte nicht jetzt auch für diesen Missbrauch wenigstens die elfte Stunde geschlagen haben? es nicht jetzt an der Zeit sein, die Falschmünzerei akademischer Grade den Spielhöllen nachzusenden? So wie es ist, kann es nicht bleiben. Ungern werden die akademischen Lehrer auf das Recht verzichten, tüchtigen Schülern öffentlich und feierlich den Meisterspruch zu ertheilen. Die Laufbahn manches ausgezeichneten Mannes hat damit begonnen, dass sein Examen *pro gradu* die Aufmerksamkeit einer Anzahl namhafter Männer auf ihn lenkte; und während bei den Staatsprüfungen nothwendiger Weise vielfach Rücksichten anderer Art eingreifen und es gar nicht sich empfiehlt, dieselben ausschliesslich in die Hände der akademischen Lehrer zu legen, ist es immer noch ein Schmuck und selbst ein Recht der Universitäten, ohne alle Rücksicht auf Nationalität und Lebensberuf, rein vom wissenschaftlichen Standpunkt aus, ihre Schüler vor aller Welt frei und im Allgemeinen zum Lehramt fähig zu sprechen. Man spricht wohl von der Zwecklosigkeit der akademischen Graduirung; als ob nicht eben dies ihr bestes Vorrecht wäre! Die Wissenschaft hat ja auch keinen Zweck, wenigstens nicht was die praktischen Leute so nennen. Für die lernenden Kreise, und vielleicht nicht minder für die lehrenden, wirkt die Promotion in richtiger Anwendung, wie die Orden im bürgerlichen Leben wirken würden, wenn es möglich wäre, das dabei vorschwebende Ideal praktisch zu realisiren, wie die militärischen Decorationen in der Soldatenwelt in der That wirken können. Es wäre in hohem Grade, und nicht bloss für die Universitäten zu bedauern, wenn die Promotionen aufgehoben und auch mit diesem Stück einer stolzen und grossen Vergangenheit gebrochen werden müsste. Aber sowohl die Universitätskreise wie das grosse Publicum sollten sich der Ueberzeugung nicht verschliessen, dass entweder jenem Missbrauch akademischer Grade gesteuert oder der Doctor den Weg des Magisters gehen muss. Hoffen wir, dass jenes geschieht und dieses abgewandt wird. Wenn von den im Ganzen nicht zahlreichen Universitäten, die den Missbrauch der Promotion ohne mündliches Examen bei sich toleriren, der einzigen preussischen, welche dieselbe gestattet und den drei oder vier anderen, nur eine die Initiative nähme und die Abschaffung dieses Missstandes bei der betreffenden Regierung beantragte, so würde ohne Zweifel die ganze Einrichtung fallen. Es möchte dies wie der würdigste, so auch der leichteste Weg sein, zum Ziel zu gelangen, wenn also die deutschen Universitäten die Initiative nähmen und damit die deutschen Regierungen sowie die öffentliche Meinung baldigst der Mühe überhöben, darüber Erwägungen anzustellen, wie trotz der Universitäten geholfen werden könnte, wenn es durch sie nicht geht.“

Th. Mommsen, Dr.

Die der Regierung nahe stehende „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ v. 19. Januar 1876 (Nr. 14) veröffentlichte

das folgende „Schreiben eines Amerikaners“, welcher den vorstehenden Aufsatz Mommsen's mit besonderem Interesse gelesen hatte:

„Einem Amerikaner, der seit Langem in deutschen Landen lebt, wird es sonderbar zu Muthe, wenn er sieht, wie die deutsche Reichsregierung sich rüstet zu einem Feldzuge gegen „amerikanische Doctoren“ — und noch ehe die Campagne begonnen, vernimmt er schon das Verdict eines der grössten deutschen Gelehrten über — deutsche Pseudodoctoren! Also sind wir jenseits des Oceans doch nicht ganz so schlechte Menschen. Dies war mein erster Gedanke, als ich kurze Zeit, nachdem ich eine Notiz über amerikanische Diplome in Ihrer Zeitung gelesen,[1]) Herrn Mommsen's Aufsatz in den Preussischen Jahrbüchern zu Gesicht bekam. — Doch nein! Das Plus an Schuld ist scheinbar noch auf Seiten meiner Landsleute. Denn wir jenseits des Oceans verschleudern der Menschheit Würde um elenden Sündenlohn; in Deutschland schreibt man doch wenigstens noch Dissertationen ab! Da muss ich denn freilich auf einen Posten im Debet meiner deutschen Freunde aufmerksam machen, der bei dieser Rechnung vergessen scheint. Urtheile man dann, ob wir, denen man seit der Dynamitexplosion Alles zutraut, nicht doch auch noch Menschen sind; ob nicht die deutsche Reichsregierung Anlass finde, ihren eigenen Kindern den „Zopf“ abzuschneiden (wie Herr Mommsen sagt), wenn's nicht noch etwas Schlimmeres ist. Der Fall ist nämlich folgender:

Es giebt hier in Deutschland eine Klasse von Menschen, die selbst nicht im Stande sind, eine Dissertation, wie die von Herrn Mommsen gerügte, auch nur fehlerfrei abzuschreiben. Selbige setzen sich nun auf einen der vielen Eisenbahnzüge, die das deutsche Reich nach allen Richtungen durchfahren. (Es giebt ja Strecken in Deutschland, die bahntechnisch so cultivirt sind wie Altengland und Belgien.) Dann schiffen sie sich in einer kleinen Winkeluniversität Deutschlands aus und erscheinen plötzlich auf dem Welttheater mit den „höchsten“ akademischen Würden bekleidet. Wären es Männer des sogenannten gelehrten Berufs, so könnte ich annehmen, sie hätten alles Erforderliche geleistet und hätten nur des mildern Klima's wegen in West- und Süddeutschland promovirt werden wollen. Wie aber, wenn es sich handelt um: Oekonomen, Künstler, Literaten, Apotheker, Schauspieler? Fragt man sie, so bekennen sie wohl, dass sie eine ein- bis zweistündige Unterhaltung[2]) mit einigen liebenswürdigen alten Professoren gehabt haben und klopfen dazu wehmüthig auf die leeren Taschen. Zunächst denke ich, wenn solch ein Passagier

---

[1]) Die „Nordd. Allg. Ztg.“, Nr. 11, hatte officiös die Nachricht gebracht, dass die Regierung beabsichtige, die Führung des philadelphischen Doctortitels in Deutschland zu verbieten.

[2]) Das scheint sich auf Giessen oder Heidelberg zu beziehen, welche nur mündliche Prüfung, keine Dissertation fordern. (Vgl. Oberbreyer.)

vor mir steht: was muss doch ein deutscher Professor für ein gelehrter Mann sein, dass er für einige Thaler in „allen Künsten und Wissenschaften“ zu examiniren versteht. Dann aber kommt mir wohl noch ein anderer Gedanke. Es steht zu lesen, dass Melanchthon mit 16 Jahren Baccalaureus, mit 17 Magister und Doctor wurde und letzterer Würde rühmt sich bekanntlich Faust in Goethe's schöner Epopöe! Es muss also doch wohl in Deutschland eine Zeit gegeben haben, wo dazu mehr gehörte als Taufschein, Eisenbahnbillet und Honorar! Urtheile man nun, ob der Handel mit Diplomen bei uns drüben monopolisirt ist und ob unsere Landsleute nicht rechte — Schwärmer sind, wenn sie hier um 100 Thaler erstehen, was sie drüben um 20—30 haben können ohne Reisespesen!

Doch fort mit dem Scherz! Ich habe grossen Respect vor deutscher Wissenschaft, gar keinen aber vor diesem Kleinhandel mit wissenschaftlichen Fetzen. Wäre es nicht am besten, die Reichsregierung schaffte den ganzen Doctorhandel mit einem Schlage ab? Es giebt doch auch keinen Dr. theol. um Geld! — Wenn ich Ihnen aber zu unbillig zu urtheilen scheine, so erlaube ich mir zum Schluss zu sagen, dass ich durch meine Landsleute, die in Deutschland studiren, bis in's Kleinste unterrichtet bin, vieles offenbaren könnte und einiges nächstens offenbaren werde.“

Hierauf brachte die von Dr. Dühring als „Professorenblatt“ bezeichnete „Nationalzeitung“ vom 27. Januar wörtlich die folgende Erklärung Mommsen's:

„Als ich mich entschloss, eine Anzahl hochachtbarer Körperschaften eines Kreises, dem ich selber angehöre, wegen eines bei ihnen bestehenden Missbrauchs öffentlich zu tadeln, hielt ich mich nicht bloss verpflichtet, soweit es irgend mit meinem Zwecke vereinbar war, das gehässige Detail zu vermeiden, sondern glaubte auch die Nennung dieser Anstalten mir und ihnen ersparen zu dürfen, da es sich ja um öffentliche Einrichtungen und in weitesten Kreisen bekannte Ordnungen oder Unordnungen handelt. Wenn hierdurch Irrungen entstanden, so ist dies wenigstens zum Theil nicht meine Schuld. Ich kann nichts dafür, wenn man Halle zu den neupreussischen Universitäten gerechnet hat und hielt die Richtigstellung der nicht unbekannten Thatsachen nicht für meine Obliegenheit. Die Aufforderung des Herrn Karsten, über das Verfahren der drei Universitäten kein zweifelhaftes Dunkel „auszubreiten“, kann ich insofern nicht als an mich gerichtet betrachten, als die hier in Rede stehenden Vorgänge so notorisch und von so unzweifelhafter Deutlichkeit sind, dass eine merkwürdige Kunst dazu gehören würde, darüber ein „zweifelhaftes Dunkel“ zu verbreiten. Uebrigens will ich, da es mit Recht oder Unrecht gefordert wird, hiermit erklären, dass der von mir gerügte Missbrauch an der philosophischen Facultät von Rostock bestand, an denjenigen von Göttingen und Jena zur Zeit noch besteht. Ueber die anderen Facultäten dieser Universitäten fehlt es mir augenblicklich an Information;

bekannt ist mir nur, dass an der juristischen in Göttingen dieser Missbrauch vor kurzer Zeit beseitigt worden ist.

Uebrigens ist unter den Uebelständen, die „in der kaiserlosen Zeit“ wie in anderen allgemein deutschen Dingen so auch bei den deutschen Doctorpromotionen eingerissen sind, die Promotion *in absentia* wohl der ärgste, aber keineswegs der einzige. Eine Revision der ganzen Einrichtung ist dringend erforderlich. Uniformirung des Reglements ist keineswegs nothwendig und nicht einmal wünschenswerth, aber gewisse Hauptregeln werden sich feststellen lassen und es wird zu erreichen sein, dass, wenn eine Universität sich diesen nicht conformirt, ihre Diplome auf den Papierwerth herabsinken.

Berlin, den 26. Jan. Th. Mommsen, Doctor.“

Besonders lehrreich für uns Deutsche und den bewusst und unbewusst durch liberale Phrasen im Volke verbreiteten Glauben von der hohen Achtung vor der „deutschen Wissenschaft“ in England und Amerika ist folgender Aufsatz in der „National-Zeitung“ vom 29. Januar 1876 (Nr. 47). Derselbe ist auf Grund eigener Erfahrungen von einem Dr. med. Lilienfeld verfasst und lautet wörtlich wie folgt:

„Die deutsche Pseudodoctorei.“

„Schreiber dieses, der viele Jahre lang in englischen Gebietstheilen gelebt und als Arzt gewirkt hat, kann aus eigener Erfahrung nur bestätigen, wie sehr gerade im Auslande die jüngst von Mommsen gerügten Missbräuche nicht nur dem Rufe deutscher Universitäten und deutscher Gelehrter geschadet haben, sondern wie dadurch in praktischer Beziehung den deutschen Fachmännern wesentliche Nachtheile zugefügt worden sind. Der Ausdruck „*German Doctor*“ ist in englischen Ländern längst als Bezeichnung titulirter Ignoranz stereotyp geworden und dürfte höchstens in Amerika seines Gleichen finden, wo es immerhin den Grundzügen der Nation mehr entsprechend ist, wenn man auch die Austheilung von Diplomen zu einem Handelsartikel zu machen verstanden hat. Wir Deutschen haben nun aber zu allen Zeiten und mit Recht etwas darauf gehalten, was man in fremden Ländern von uns denkt und sagt; in keinem andern Lande werden die Urtheile der ausländischen Presse so sorgfältig gesammelt und besprochen, wie durch unsere Blätter, und doch ist bis heute dieser Missbrauch unverändert geblieben. Wenn wir stolz auf deutsche Wissenschaft sind, ist es da nicht unsere Pflicht, Sorge zu tragen, dass der Stempel deutscher Wissenschaft nur denen aufgedrückt werde, die sich dessen würdig gezeigt haben, und sollte nicht endlich denjenigen Universitäten und industriellen Professoren das Handwerk gelegt werden, bei denen das Honorar als die einzige wesentliche Bedingung der Promotion anerkannt ist?

Man ist aber auf einigen deutschen Universitäten nicht etwa nur mit der Austheilung der philosophischen Doctorwürde höchst liberal gewesen, die immerhin wegen ihrer ins Allgemeine gehenden Bedeutung die Voraussetzung nahe legt, dass der Besitzer nichts Besonderes zu wissen braucht: auch in speciellen Zweigen der Wissenschaft machen deutsche Universitäten unseren Hutfabrikanten Concurrenz und verschicken ihre Doctorhüte gegen angemessene Vergütung in beliebigen Quantitäten. Namentlich wimmelt es in Grossbritannien von Doctoren der Medicin einer gewissen deutschen Universität, deren Handel allerdings am meisten zu blühen scheint und so vortrefflich organisirt ist, dass es sogar nicht an Agenturen fehlt, die den Betrieb vermitteln. Ich selber habe eine nicht geringe Anzahl solcher Doctoren der Medicin gekannt, die von der deutschen Sprache keine Silbe und von der Medicin nicht viel mehr verstanden. Uebrigens wird zuweilen auch die Farce einer Prüfung aufgeführt. Man bedient sich dafür zum Theil einer Art Fingersprache und zum andern Theil eines unnachahmlichen Gemisches der lateinischen, deutschen und englischen Sprachen, den sich die dortige Fakultät künstlerisch zusammen zu giessen verstanden hat[1]). Als ich vor Jahren gelegentlich einen Besuch an jener Hochschule machte, erzählte mir ein Mitglied der Prüfungs-Commission mit vor Heiterkeit strahlendem Gesicht, wie soeben eine solche Prüfung eines der deutschen Sprache unkundigen Engländers vor der feierlich versammelten Facultät stattgefunden, und wie der Sohn Albions *summa cum laude* bestanden habe. Professor B., der auf seine englischen Sprachkenntnisse sehr stolz war, hatte die Frage gestellt: „*Wat is de Liver for an Organ?*“ Die Antwort des Candidaten war höchst befriedigend und so gelehrt, dass sie entschieden selbst von den Professoren nicht ganz verstanden wurde. Ein anderes Mitglied der Prüfungsbehörde that einen glücklichen Griff an seine Nase und verband damit die schwierige Frage: „*Wat is diss?*“ Glücklicher Weise war das fragliche Organ bei dem betreffenden Professor so entwickelt, dass dem Candidaten sofort die richtige Antwort kam; mit aufleuchtenden Augen ruft er: „*dat is Nasus*,“ und nachdem er somit den kitzlichsten Punkt des Examens überwunden hat, steht seiner ehrenvollen Promotion nichts mehr im Wege.

Man könnte über solche Sachen lachen, wenn sie nicht auch in praktischer Beziehung so ernst wären und einerseits durch die Täuschung des ausländischen Publikums und der Behörden, sowie andererseits durch Benachtheiligung der Landeskinder beklagenswerthe Folgen nach sich zögen. Um in England als praktischer Arzt (*Surgeon*) die gesetzliche Berechtigung zu erlangen, ist eine Vorbildung, wie auf unseren Gymnasien nicht erforderlich, die Prüfung beschränkt sich ausschliesslich auf das rein Fachliche und setzt nur ein Fachstudium von begrenzter Dauer voraus. Ganz anders ist es mit den jungen Aerzten, die sich in englischen Ländern

[1]) „Wem fällt hierbei und bei der folgenden Anekdote nicht die köstlichste aller Promotionsschilderungen, die in Molière's „*Malade imaginaire*“ ein?“

das Recht erworben haben, sich „Doctoren der Medicin“ zu nennen und die nie verfehlen, die Buchstaben *M. D.* (*Medicinae Doctor*) ihren Namen beizufügen. Nicht nur schliesst die Doctorwürde die Berechtigung zur Praxis ein, ihre Erlangung setzt auch in jeder Beziehung einen ähnlichen Bildungsgrad voraus, wie ihn die deutschen Gesetze von dem approbirten Arzte fordern. Somit ist die Stellung eines Doctors der Medicin in England beträchtlich höher, als die der gewöhnlichen ausübenden Aerzte: sie repräsentiren den „studirten Mann“, während der *general practitioner* das „Handwerk der Heilkunde“ betreibt. Dass es in England auch ohne den Titel tüchtige Aerzte giebt, ist allbekannt; nichts desto weniger bietet die akademische Würde dem Publikum die Garantie einer höheren wissenschaftlichen Ausbildung und die Berechtigung, die Buchstaben *M. D.* neben den Namen setzen zu dürfen, hat für den ausübenden Arzt einen so grossen praktischen Werth, dass die Gebühren einer deutschen Universität in gar keinem Verhältniss dazu stehen. Was man aber von solchen deutschen Universitäten zu halten hat, die wissentlich und willentlich zu so groben Täuschungen die Mittel an die Hand geben, das überlasse ich dem Urtheil des deutschen Volkes. Selbstverständlich hat der wirkliche und ehrliche „*German Doctor*“ unter den Missbräuchen am meisten zu leiden.

In den englischen Colonien liegen die Sachen noch ernster, denn während in England ein deutsches Diplom längst nicht mehr zur Approbation berechtigt, fordert in den Colonien das Gesetz von den Aerzten vielfach nur den Nachweis eines mehrjährigen Fachstudiums und den Besitz eines, auch nicht-englischen Universitäts-Diploms. Hier bot sich nun ein grosses Feld für englische Industrie-Ritter ebensowohl wie für deutsche Apotheker, Heilgehülfen und Barbiere, und als ich vor jetzt sechzehn Jahren nach Melbourne kam, hatte der Name „deutscher Arzt“ einen so schlechten Klang, dass ich am liebsten gleich wieder meinen Rückzug angetreten hätte, wenn nicht der Weg so lang gewesen wäre. Es war damals schon in Melbourne ein Gesetz eingeführt worden, das vor der allzu grossen Ueberschwemmung mit deutschen Diplomen schützen sollte, freilich in etwas eigenthümlicher Weise. Man verlangte nämlich den Nachweis, dass die betreffende Universität ohne einen mindestens zweijährigen Aufenthalt als Studirender an derselben statutengemäss Niemand zur Promotion zulasse. Meine Vorgänger hatten auf die hierauf bezügliche Frage einfach mit Ja geantwortet, und da dies der Behörde genügt hatte, so war ihre Approbation nicht weiter beanstandet worden; mir dagegen und einem Hamburger Collegen erging es schlimmer: wir waren ehrlich genug, zu sagen, dass unseres Wissens keine deutsche Universität eine solche Bedingung der Promotion stelle, und da wir somit dem Gesetze nicht genügen konnten, so wurde unsere Approbation einfach verweigert, ohne Rücksicht darauf, dass ich selber faktisch mehr als zwei Jahre an der betreffenden Universität studirt hatte. So mussten wir für das Bestehen jener Institute büssen, die unter der Firma deutscher Universitäten noch heute ihren Welthandel treiben. Erst nach längerer Zeit

gelang es unseren angestrengten Bemühungen, das Parlament zu einer Aenderung des Gesetzes zu veranlassen, vermöge deren uns dann die ärztliche Approbation ertheilt wurde. Noch viel mehr Mühe aber hat es mir gekostet, in der jetzt 200,000 Einwohner zählenden Stadt Melbourne das Vorurtheil gegen deutsche Aerzte, das wir ausschliesslich jenen Universitäten zu danken haben, einigermassen zu beseitigen.

B. H. Lilienfeld, Dr. med.

Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ vom 2. Februar (No. 33) 1876 giesst mit folgendem Aufsatze frisches Oel in die „brennende“ Doctor-Frage:

‚Der internationale Doctorhandel deutscher Universitäten.“

„Im Januarhefte der „Preussischen Jahrbücher“ hat Theodor Mommsen bekanntlich an einen zur Cognition der Gerichte gelangten Fall angeknüpft, um über die Missbräuche der Promotionen *in absentia* ein entschiedenes Wort zu sprechen, welches an der zunächst betroffenen Stelle mit achtbarer Schnelligkeit gewirkt hat. Der Wunsch liegt nahe, dass es weiter wirken möge; denn es ist Raum dafür. Aber die Missbräuche, um welche es sich handelt, betreffen nicht bloss den Doctor *in absentia*, sondern — und hierauf sei uns an diesem Orte hinzuweisen gestattet — sie haben einen ausgedehnteren Bereich. Es giebt Universitäten (die wir zuvörderst ungenannt sein lassen wollen), welche scheinbar den schlagenden Beweis dafür zu liefern beflissen sind, dass Doctorpromotionen, welche im Gegensatz zu der Promotion *in absentia* den Schwerpunkt auf das mündliche Examen legen, ja sich hierauf allein beschränken, in ähnlicher Weise zum Gegenstand eines nicht ganz würdigen Handels erniedrigt werden können wie jene vielberufenen *in absentia*. Man hat aus dem Doctorexamen den hergebrachten Nachweis über wissenschaftliche Befähigung durch eine selbständige Dissertation entfernt, und sich lediglich auf ein Abfragen von Heften beschränkt, welche in dem Maasse anspruchslos ist als der zu promovirende Jüngling der deutschen Sprache unkundig ist. Nun ist zu dieser Anspruchslosigkeit bei gewissen Universitäten — wir haben namentlich eine (in Süddeutschland) im Auge[1]) — ein leider gar zu reichlicher Anlass: Russen, Amerikaner, Engländer, Rumänen, Serben, auch Japanesen suchen die „höchste akademische Würde“, nachdem sie wenige Semester die zum Abfragen nothwendigen Fächer gehört und die betreffenden Hefte dürftig auswendig gelernt haben. Auch ist es nicht bloss der wirkliche oder vorgebliche Mangel an Kenntniss der deutschen Sprache welcher das Niveau des Examens herabdrückt, sondern, was viel bedauernswerther ist, die Vorbereitung, welche die jungen Leute aus ihrer fremden Heimath mitbringen, ist häufig kaum diejenige eines deutschen Tertianers. Während man für die Aufnahme in eine Universität

[1]) „Es wird Heidelberg gemeint sein.“ Vergl. „Oberbreyer, Promotionsreform.“

in Russland wie in England — beide haben ja übrigens sehr verschiedene Einrichtungen — nicht geringe Anforderungen macht und bestimmte Examina fordert, giebt man bei den deutschen Universitäten eine derartige Controlle wissenschaftlicher Reife vollständig preis, sofern es sich um Ausländer handelt. Wie dieser Brauch im Verein mit jener obenein erworbenen Doctorwürde, die man einer Anzahl sehr ungelehrter junger Menschen übertragen sieht, in deren Heimath auf die Ansichten von den betreffenden deutschen Universitäten wirken muss, liegt auf der Hand, und man kann sich durch die Erfahrung leicht davon überzeugen. Leider schadet das Versehen der einen oder der einzelnen Universitäten nicht selten dem Rufe aller, zumal da es nicht lange her ist, dass bei der besseren Mehrzahl den Missbräuchen gesteuert worden. Und um das Bedauernswertheste an der ganzen Frage, das ja die Wurzel des Uebels ist, mit ein paar Worten zu berühren — eben da wo man jenes lediglich mündliche Abfragen einiger Hefte zum ausschliesslichen Prüfstein der Würdigkeit für den Doctorgrad gemacht hat, ist die Gebühr der Promotion eine empfindlich hohe, wofür sich ihrerseits die Facultät durch die Generosität mit lobenden Prädicaten, hinsichtlich der Qualität des Examens, erkenntlich erweist. Ja, wie wenn es geschähe um die Höhe der Gebühren und die Unerheblichkeit der wissenschaftlichen Arbeit noch greller ins Licht zu setzen, hat man die früher übliche Dissertation für ein minimes Bussgeld freigegeben, dessen Betrag kaum den zehnten Theil der Promotionskosten ausmacht. Die Facultätsmitglieder befreien auf diese Weise nicht bloss den Examinanden, sondern namentlich sich selber von der sehr langweiligen Verpflichtung, Doctorschriften als verantwortliche Fachmänner durchzulesen. Das Resultat ist, dass mit unübertrefflicher Promptheit der Promotionsapparat arbeitet und der Pedell in häufig wiederkehrenden Perioden die Sporteln an die Facultätsmitglieder herumträgt. In wie vielen Fällen bei diesem Betriebe lediglich das edle Recht der Facultäten, wissenschaftlichen jungen Männern den Ritterschlag zum Eintritt in eine selbständige wissenschaftliche Thätigkeit — was doch wohl die Doctorwürde sein sollte — in wie vielen Fällen dieses Recht und nichts anderes ausgeübt wird, und in wie vielen Fällen hiervon ernsthafterweise keine Rede sein kann, das muss dahingestellt bleiben, auf eine Statistik kommt es hier gar nicht an; denn es kann mit Zuversicht behauptet werden: in vielen Fällen ist keine Rede davon. Es wird anders werden, wenn der unwürdige Anlass zu der Liberalität in der Promotion das Sportelwesen, welches sich einfach für unsere Zeit nicht mehr schickt, beseitigt sein wird. Die Frage einer auskömmlichen Stellung der Professoren ist vollständig unabhängig von Missbräuchen, welche in jedem anderen öffentlichen Stande des Deutschen Reiches längst nicht mehr existiren: so sehr auch gelegentlich die beredten Vertreter akademischer Missbräuche in der moralischen Beschränktheit, mit welcher sie das Interesse ihrer Geldbeutel zu einer Sache der Wissenschaft machen, mit dem simpelsten Industriellen wetteifern mögen."

Unter den mit vollem Namen gegen Mommsen aufgetretenen Stimmen aus Rostock mögen schliesslich noch die beiden folgenden Aufsätze erwähnt werden, von denen der erste am 20. Januar in den „Mecklenburgischen Anzeigen“ von Dr. Friedrich Latendorf-Schwerin, der zweite von dem Juristen Professor Dr. Hugo Böhlau verfasst in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ (Beilage zu Nr. 41 vom 10. Feb. 1876) erschienen ist. Der erste Aufsatz lautet wörtlich wie folgt:

„Offener Brief des Rostocker Doctors Friedrich Latendorf-Schwerin an Herrn Prof. Dr. Theodor Mommsen-Berlin:“

„Sie haben, hochgeehrter Herr, die Thatsache, dass ein wissenschaftlicher Fälscher im Jahre 1873 mit dem Plagiat eines Collegienheftes von der philosophischen Facultät der Universität Rostock den Doctor-Titel erschwindelt hat, und dass dieser Betrug nicht bloss wissenschaftlich nachgewiesen, sondern auch im Wege des Civilprocesses im vorigen Jahre gerichtlich constatirt ist, in dem jüngsten Hefte der Preuss. Jahrbücher (vom 12. l. M.) zu einer doppelten Erörterung benutzt. Sie haben zunächst den Wunsch ausgesprochen, dass die Rostocker Facultät die ertheilte Würde öffentlich kassiren möge, und verbinden damit zugleich ein Verdammungsurtheil sämmtlicher Promotionen *in absentia* und die Hoffnung für die Zukunft, dass dieser „Wirthschaft“ fortan ein Ende gemacht werden möge.

Ueber den ersten dieser Punkte steht mir kein Urtheil zu; meine private Meinung aber geht dahin, dass nach dem Spruch des Civilgerichts der betreffende Fälscher auch dem Criminalgericht als Meineidiger zu überweisen wäre. Ob öffentliche Kassation des Diplomes erfolge oder nicht: es ist *eo ipso* ungültig. *Cessante causa cessat effectus.* Die Voraussetzungen, unter denen das Prädicat verliehen wurde, waren trügerisch; mit Beseitigung des Fundamentes fällt der darauf gestützte Bau von selbst zusammen.

Ungleich wichtiger aber und gravirend für zahlreiche, in Wissenschaft und Leben bewährte Ehrenmänner ist das schmähliche Urtheil, dass Sie allgemein über die Promotion *in absentia* gefällt, und geradezu beschimpfend die Motivirung, mit der Sie die Beseitigung derselben für die Zukunft fordern. Ich bin *in absentia* von der Rostocker Facultät *rite* zum Doctor promovirt, und habe in meinem Doctoreide geschworen, das Ansehen dieser Würde und der dieselbe verleihenden wissenschaftlichen Korporation in Ehren zu halten. Daraus leite ich für mich nicht bloss das Recht, sondern auch die Gewissenspflicht her, Ihrem Angriff unmittelbar und direct entgegen zu treten. Das Gewicht Ihres Namens ist so gross und verstärkt das Unzureichende Ihrer Gründe in dem Maasse, dass es mir gerathen erschien, mit einer Entgegnung nicht bis zur Herausgabe eines

nächsten Heftes der Jahrbücher, oder auch nur einer unserer öffentlichen Wochenschriften zu warten, ich hielt es vielmehr geboten, die Kränkung, die öffentliche Beleidigung, die die Wahl des Wortes „Pseudodoctoren“ enthält auf der Stelle zurückzuweisen, dem Dunkel, das Sie einseitig hervorgekehrt, die Lichtseite, der specifisch preussischen die allgemeine deutsche Auffassung gegenüberzustellen. In diesem Sinne schicke ich mich nunmehr an, Ihre Argumente zu prüfen. Nur die eine persönliche Verwahrung stelle ich noch voran; ich darf und kann meine eigene Würde als Doctor auch nicht im Mindesten geringer schätzen, als die irgend eines anderen Menschen; es ist der einzige Titel in meinen Augen, der für einen Mann der Wissenschaft Werth hat, Werth deshalb, weil er mehr zu Pflichten verbindet als Rechte ertheilt, und weil er von unseres Gleichen, von Berufsgenossen, ertheilt wird und Berufsgenossen uns einreiht; ihn im Gebiete der Wissenschaft öffentlich zu führen, verschmähe ich deshalb grundsätzlich; es ist mein Ehrgeiz, bis zum Tode seiner, öffentlich wie privatim, werth zu bleiben oder richtiger von Tage zu Tage seiner würdiger zu werden.

Und nun unmittelbar zu Ihrem Angriff. Sie nehmen die Thatsache als bewiesen an, dass bei Promotionen *in absentia* dem Schwindel Thor und Thür geöffnet sei. Preussen habe mit Ausnahme der jüngsten Zeit *doctores in absentia* nicht gekannt — Ehrenpromotionen bilden selbstverständlich eine Ausnahme —; es sei an der Zeit, dass es den kürzlich überkommenen Schmutz von sich abthue und anderen deutschen Staaten zu demselben Process sittlicher Läuterung behülflich sei. Gegen diese „Schandwirthschaft“ müsse Abhülfe geschafft, „die Falschmünzerei akademischer Grade müsse den Spielhöllen nachgesendet werden.“ Ich begreife das sittliche Pathos, das Sie Angesichts dieser und jener Fälschung eine solche Sprache führen lässt, was ich aber nicht begreife, ist der Mangel an Kritik, der diesen Ausführungen zu Grunde liegt. Zunächst steht es doch fest, dass keine Facultät die Promotion *in absentia* als Regel ansieht; von den beiden Universitäten, deren Statuten mir nach meinem Bildungsgange am genauesten bekannt sind, von Göttingen und Rostock, wird gemeinsam von der mündlichen Prüfung in dem Falle abgesehen oder kann vielmehr abgesehen werden, dass die amtliche Stellung des Bewerbers hinreichende Garantie für die durch das Examen darzulegende Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Durchbildung gewährt. In Rostock kommt als zweite Möglichkeit hinzu, dass „hervorragende literarische Leistungen vorliegen.“

Wie durch diese beiden einzigen Einschränkungen die Doctorwürde thatsächlich deprimirt werde, vermag ich nicht einzusehen; im Princip liegt wenigstens nichts vor, das eine solche Befürchtung rechtfertigt. Ich halte mich sogar überzeugt, dass, falls eine statistisch-biographische Angabe öffentlich erfolgte, über die an verschiedenen deutschen Universitäten während einer Reihe von Jahren stattgefundenen Promotionen weder Göttingen noch Rostock hinsichtlich der Qualität der Graduirten den Vergleich mit irgend einer altpreussischen Universität zu scheuen hätten. Was Sie, Herr Professor von der fabrikmässigen Anfertigung der Doctor-

schriften berichten, ist durch die von beiden genannten Facultäten getroffenen Cautelen für ihre Mitglieder ohne alle sittliche Gefahr. Rostock verlangt z. B. „eine amtlich beglaubigte Versicherung an Eidesstatt, dass der Bewerber das *curriculum vitae* und die Abhandlung ohne fremde Hülfe verfasst habe."

Seit wann hat im Gebiete der Wissenschaft der Grundsatz zu gelten aufgehört: *quivis praesumitur bonus, donec probetur contrarium?* Zudem ist in jedem concreten Falle die Remedur der mündlichen Prüfung zulässig; das Ermessen der Facultät eines Collegiums wissenschaftlich bewährter Männer entscheidet über Ja oder Nein. Niemand hat das Recht, ohne nähere Beweise, die nicht einzelne verschwindende Facta abgeben können, von sittlichem Schmutze in diesem Falle zu reden. Niemand darf einen zufälligen Irrthum zu moralischer Versumpftheit aufbauschen. Das ist es aber, wenn Sie, Herr Professor, es wagen, von einem „Systeme" zu reden, nach welchem Rostock promovire; es ist reine Phantasterei, wenn Sie die nach wissenschaftlicher Ueberzeugung ertheilten Diplome einer deutschen Hochschule mit den amerikanischen Doctorfabrikaten zusammenwerfen, von denen uns öffentliche Blätter unlängst Wunderdinge berichtet haben.

Dass Sie mit Ihrem Aufsatz sämmtliche *doctores in absentia* von der öffentlichen Meinung zu discreditiren sich unterfangen haben, mögen Sie vor Ihrem wissenschaftlichen Gewissen verantworten; keiner der von diesem Urtheil Betroffenen, keiner wenigstens, dem es Ernst mit wissenschaftlicher Forschung ist, wird sich dadurch im Mindesten in einem wohlerworbenen Rechte beeinträchtigt halten, oder sich scheuen, als Doctor *suo jure* sich neben Sie zu stellen; nicht die Leistung an sich, sondern der ehrliche Wille bestimmt auch hier den Werth des Mannes.

Aber Sie gehen noch weiter; Sie verlangen für die Zukunft die Beseitigung der Promotion *in absentia;* Sie nennen es einen Makel, wenn Göttingen z. B., das niemals zu den ersten Universitäten Deutschlands zu zählen aufgehört hat, die Promotion *in absentia* für gewisse Fälle beibehält.

Sie müssen es schon einem Nichtpreussen gestatten, dass er diese Forderung von Ihrer Seite, von dem zum Preussen gewordenen Holsteiner für eine einseitige Befangenheit zu halten nicht unterlassen kann. Das eigentliche Wesen eines wahren Doctor vermag keine einzige mündliche Prüfung in der Welt klar herauszustellen; jede Prüfung bezieht sich auf den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft. Dem echten, dem geborenen Doctor genügt dieser nun und nimmer; er sieht selbst in dem öffentlichen akademischen Lehramt eine beengende Schranke, die ihn wider Willen an das Herkommen bindet, wo er in freier Musse der Wissenschaft und ihrer Lehre dienen möchte. Wissenschaftlichen Naturen solcher Art, und die es zu werden verheissen, auch ohne öffentliche Prüfung auf Grund ihrer literarischen Leistungen Doctoren zu heissen, wird nach wie vor das Ehrenprivilegium deutscher Hochschulen bleiben können und müssen. Gönnen Sie diese Freiheit ihnen auch fürderhin; der preussische Zwang wäre hier

wie in manchen anderen Dingen vom Uebel; er weiche und ordne sich dem höheren deutschen Bewusstsein unter.

Ich bin einer innern Neigung rasch und willig gefolgt, die mich gegen Sie aufzutreten oder richtiger Ihnen öffentlich zu antworten unwiderstehlich drängte; und wie ich mich in diesem meinem Thun ruhig fühle, so zweifle ich bei mir selber auch daran nicht, dass meine Worte mehr Zustimmung als Widerspruch in Ihrem eigenen Innern finden werden. In diesem Sinne verabschiede ich mich von Ihnen; und während Sie sich selber und mit Recht Doctor unterzeichnen, bitte ich Sie meinerseits nur, mir den Anspruch auf diesen Titel nicht durch ein blosses Präjudiz nehmen zu wollen."

Schwerin i. M., 17. Jan. 1876,

am Schlusstage des ersten Kaiserlustrums.

In hochachtungsvoller Ergebenheit

Fried. Latendorf.

Eine ausführlichere Kritik des Mommsen'schen Aufsatzes enthält der folgende Artikel des Juristen Professors Dr. Hugo Böhlau in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vom 10. Febr. 1876:

„Die deutschen Facultäten und ihr Censor."

„Der in XXXVII. 1 der „Preussischen Jahrbücher" erschienene Artikel Theodor Mommsen's hat eine Frage zur Entscheidung gestellt, welche nicht von allen Seiten für gleich einfach und zweifellos gehalten wird. Er dringt auf schleunige Abschaffung der *promotiones in absentia*, welche als Schandwirthschaft und Falschmünzerei bezeichnet und mit dem Treiben der Spielhöllen verglichen werden. In dem Ton unwidersprechlicher sittlicher Ueberzeugung greift er die Ehre der deutschen Facultisten hart an. Er überträgt den Zorn des Verfassers auch auf die kleinstaatlichen Pfleger deutscher Fachschulen und deutscher Wissenschaft.

Die *promotiones in absentia* zu vertheidigen beabsichtige ich an meinem Theile nicht. Die Ehre des deutschen Gelehrtenstandes und die Dankbarkeit gegen seine Pfleger scheint mir aber eines geraden und ruhigen Wortes um so mehr werth, als der Angriff von einem wissenschaftlich und persönlich hoch stehenden Manne ausgeht.

Die *summi honores* der deutschen Wissenschaft sind, es ist wahr, heut etwas anderes als vor Generationen, obschon auch bei diesem Zugeständniss der Doctor der Theologie auszunehmen ist. An dem Sinken des deutschen Doctors ist aber wesentlich der auf ein Missverständniss des Charakters wissenschaftlicher Grade zurückgehende Umstand schuld, dass der Doctortitel allmählich zu einer eminent praktischen Bedeutung gelangte. Noch ist es nicht eben lange her, dass der medicinische Doctorhut von jedem Arzt erworben werden musste; noch liegt es innerhalb Menschengedenken, dass der juristische Doctor einer preussischen Universität mit dem preussischen Auscultator-Examen auf einer Stufe stand,

während anderwärts der deutsche *Doctor juris* zur Advocatur berechtigte; noch bestehen städtische Statuten und Schulordnungen, welche von den rechtsgelehrten Senatoren die Erwerbung des juristischen, beziehungsweise von den Lehrern diejenige des philosophischen Doctortitels fordern — Einrichtungen, die keineswegs alle aus der „kaiserlosen" Zeit stammen, sondern zum Theil sehr viel weiter zurückgehen. Wenn nun sicherlich nicht jeder Arzt, Lehrer, Advocat etc. als solcher auch schon ein wissenschaftlich hervorragender Mann ist, wenn andrerseits die Facultäten von dem Einflusse derartiger, ohne ihr Zuthun entstandener Verhältnisse nicht schlechthin unabhängig sind, so ergiebt sich, dass die Anforderungen für die doctoralen *Praestanda* ganz von selbst geringere werden mussten. *In absentia* oder *in praesentia:* deutsche „Pseudodoctoren", in Mommsen's Sinne, hat es gegeben, seitdem die akademischen Grade in die praktischen Berufskreise hineingezogen worden sind. Das bekannte „*sumimus pecuniam et mittimus asinum in patriam*" bezieht sich auf die *doctores in absentia* anscheinend doch nicht, und es steht gewiss nicht zu bezweifeln, dass z. B. die medicinischen Facultäten der Reichsgewerbe-Ordnung für die Erlösung ihrer *summi honores* von solchem Banausenthum allenthalben nur dankbar sein werden.

Stand nun zufolge der praktischen Bedeutung des Doctorats einmal fest, dass gewissen Berufsstellungen die akademische Decoration nicht wohl zu versagen sei, so war es nur ein kleiner Schritt abwärts, wenn man auf Grund bestandener Staatsprüfungen die mündliche Doctorprüfung erliess. Der Staatsprüfung hervorragende wissenschaftliche Leistungen in der Literatur gleichzustellen, war dann nur billig. Der Doctor *in absentia* war damit geboren — nicht von der Gewissenlosigkeit und Habsucht der Facultäten, auch nicht von der Kleinstaaterei, sondern aus der Ehe des Doctors mit dem praktischen Leben.

Diese Entwicklung war eine Degeneration. Arbeiten, welche für das Oberlehrer-Examen genügten, sind noch vor Jahresfrist von einem anerkannten kritischen Organ als Dissertationen unter die Rubrik von Tertianer-Arbeiten gebracht worden, und es ist auch noch nicht lange her, dass an deutschen Universitäten ein gestern mit günstigem Erfolg examinirter praktischer Jurist heute mit dem Versuche des Doctor-Colloquiums, aller Milde ungeachtet, scheitern konnte. Praxis und Wissenschaft stellen eben bei aller Gemeinsamkeit ihrer Grundlagen, und theilweise auch ihrer Interessen, dennoch jede eigenthümliche Anforderungen an ihre Jünger.

Allerdings ist nun die Degeneration der deutschen akademischen Grade nicht selten noch weiter gegangen. Die Absentialpromotionen sind auf Fälle ausgedehnt, in welchen auch nicht der Schein eines Grundes für die Erlassung der mündlichen Prüfung sprach, und die *promotiones in praesentia* sind, auch da, wo keine Rücksicht auf die Praxis obwaltete, mannigfach zur Farce geworden.

Der Doctor *in absentia* und der Doctor *in praesentia* haben in der That zu einem guten Theil die Bedeutung einer Sportelfrage, auf manchen

kleinen und grossen Universitäten die einer schwer und ernst ins Gewicht fallenden Sportelfrage angenommen, nicht seit heute und gestern, sondern seit Generationen. Die Facultäten von heute sind lediglich die Erben der Institution. Wird ihnen eine censorische Rüge ertheilt, wie es in dem Mommsen'schen Aufsatze geschieht, so werden sie kaum unvorbereitet sein. Kaum in einer deutschen Facultät wird diese Frage, gerade in neuerer Zeit, unerörtert geblieben sein. Man kann für den Glanz des deutschen Namens und der deutschen Wissenschaft ein warmes Herz haben, ohne nach Lage der Verhältnisse auf den Standpunkt des Censors sich erheben zu mögen. Ob übrigens die von Mommsen ertheilte *nota* fördernd in den Verlauf der Sache eingreifen wird, muss die Zukunft lehren.

Der erste Erfolg ist freilich ein glücklicher gewesen. Die Rostocker philosophische Facultät hat der Aufforderung, die Absentialpromotionen abzuschaffen, unverweilt und, ohne die Sportelfrage zuvor zu erwägen, entsprochen. Ein um so bemerkenswertherer Vorgang, als gerade diese Körperschaft bisher in der Lage gewesen ist, den Vorwurf von Statutenwidrigkeiten, so oft er erhoben wurde, öffentlich zu widerlegen, und als gerade sie durch den Druck der von ihr zum Zwecke der Absentialpromotionen genehmigten Dissertationen ihre Praxis dem öffentlichen Urtheile rückhaltslos unterbreitete. Ob nun aber, nachdem eine von den vier oder fünf Universitäten „die Initiative genommen hat", die ganze Einrichtung der *promotiones in absentia* fallen wird, wie dies Mommsen als zweifellos hinstellt, ist einstweilen noch nicht entschieden, gewiss übrigens, dass die vier oder fünf Universitäten in Mommsen's durch die „Nat.-Zeitung" veröffentlichter Erklärung vom 26. Januar d. J. zu positiv drei Universitäten eingeschwunden sind.

Vielleicht ist es den vorstehenden Ausführungen gelungen, die Makel, welchen Mommsen's Aufsatz auf die deutschen Facultäten geworfen hat, nicht unerheblich zu mildern. Mit den Gebrüdern Benazet werden dieselben doch kaum auf eine Linie und als Falschmünzer nicht hinzustellen sein, wie sehr man auch sie für Nichtbeseitigung vorgefundener, mit den lebendigen Verhältnissen eng und mannigfach verwachsener Uebelstände verantwortlich zu machen geneigt sein mag. Die Schärfe, welche Mommsen seinem Angriffe zu geben für gut befunden hat, wollen wir inzwischen gern auf Rechnung eines tiefen sittlichen Ernstes setzen. Ein solcher steigert sich ja bisweilen zu einem sittlichen Zorne, welcher nicht immer diejenige Ruhe zum Begleiter hat, die für eine gerechte und umsichtige Würdigung der mit Recht anstössig befundenen Verhältnisse unerlässlich ist.

Es ist dem Verfasser dieser Seiten auch unerwartet gewesen, einer Verurtheilung der Absentialpromotionen irgendwie in den Weg treten zu müssen. Denn er hat über ein Jahrzehnt in seinem Kreise für dasselbe Ziel gekämpft, welchem jetzt Mommsen seinen Angriff auf eine Anzahl neuerlich (in der Nationalzeitungs-Erklärung) von ihm als „hochachtbar" anerkannter Körperschaften eines Kreises widmet, dem er selbst angehört.

Allein gerade weil er sich mit Mommsen in seinem Wünschen und Streben auf diesem Punkte eins weiss, fühlt er die Verpflichtung, vor Abwegen zu warnen, welche zum erstrebten Ziele nimmermehr führen können.

Einer dieser Abwege ist der bereits besprochene Mangel an Gerechtigkeit in Beurtheilung der Facultäten. Wären diese wirklich die Spielpächter, als welche sie in den „Preussischen Jahrbüchern" figuriren, so würde die Abschaffung der *promotiones in absentia* lediglich nichts helfen. Der Croupier, welcher von der Roulette vertrieben ist, legt *trente et quarante*. Wer also mit jener Abschaffung zum Ziele zu kommen hofft, erkennt eben dadurch an, dass auch die vier oder fünf — oder jetzt nur noch drei — Universitäten ihrer deutschen Schwestern nicht unwerth sind. Wozu also das bittere Wort in einer Sache, welche doch der Initiative eben dieser deutschen Universitäten harrt? Sollten alle Facultäten die unnöthige Reizung so willig übersehen wie es im Interesse der guten Sache Rostock gethan hat?

Aber der Aufsatz der „Preussischen Jahrbücher" verführt eben, meines Erachtens, noch zu einem andern Abwege. Er fasst das Uebel nicht an der Wurzel an. Mommsen giebt selbst zu, dass auch bei *promotiones in praesentia* „gewiss auch manche Persönlichkeit zugelassen wird, die besser zurückgewiesen worden wäre, und dem menschlichen Irren und Fehlen ein weiter Spielraum bleibt."

Warum hier plötzlich diese Nachsicht? Weil durch die Gegenwart des Doctoranden der betrügerischen Täuschung ein Riegel vorgeschoben wird, der bei den Absentialpromotionen fehlt? Aber Mommsen hat wohl übersehen, dass die Dissertation der *in absentia* Promovirenden mit einer eidesstattlichen Versicherung der Verfasserschaft und mit einer obrigkeitlichen Beglaubigung der Unterschrift eingereicht werden müssen. Ist das kein Riegel? Ist dessenungeachtet in der Einrichtung der Absentialpromotionen eine „Versuchung" für den „wenig Gebildeten und den Ausländer" zu finden, mit einer falschen „Versicherung eine am Ende gleichgültige und keinem schädliche Handlung zu begehen?" Sollte in Deutschland, England und Amerika das religiöse Gewissen wirklich allgemein — Ausnahmen liegen ja leider thatsächlich vor — so heruntergekommen sein, dass diese Behauptung gewagt werden dürfte? Und Mommsen hat noch etwas anderes übersehen. Wenn bei Absentialpromotionen die Facultäten hintergangen werden, so sind sie die Getäuschten. Aber welche Rolle spielt eine Facultät, welche einem gegenwärtigen Ingnoranten die *summi honores* ertheilt mit dem „*sumimus pecuniam et mittimus asinum in patriam?*" Wer ist da der Getäuschte und wer, um censorisch zu reden, der „Falschmünzer?"

Die Abschaffung der *Promotiones in absentia* genügt allein nicht. Es muss dem Banausenthum auch *in praesentia* ein Ende gemacht werden. Erst dann wird der deutsche Doctortitel zu der ihm gebührenden Stufe der *summi honores* deutscher Wissenschaft erhoben sein, wie sie Mommsen gegen Ende seines Aufsatzes völlig zutreffend charakterisirt. Wie aber

kann das geschehen? Durch Reichsgesetze so wenig wie durch Landesgesetze, durch Reichstagsdiscussionen so wenig wie durch Ministerialrescripte, durch Curatorialerlasse so wenig wie durch blosse Facultätsbeschlüsse. Es wäre eine Naivetät, von diesen Mitteln eine wirklich innerliche und nachhaltige Rehabilitation des deutschen Doctors zu erwarten. Es giebt aber eine andere Instanz, die wissenschaftliche Persönlichkeit der Facultisten. Sind diese nicht blosse Handwerker in einem wissenschaftlichen Fache nicht bloss im Preise hoch stehende *παιδαγωγοί*, die zugleich Sklaven sind ihres Erwerbstriebes, so werden sie die beste Garantie sein für den von ihrer Facultät verliehenen Doctorhut. Ich denke, die heutigen deutschen Universitäten bieten in dieser Hinsicht einen Bestand, welcher zum ernsten und erfolgreichen Beginn der nothwendigen Reform durchaus tüchtig und geeignet ist. Es wäre also doch die Frage, ob mit einer Anregung in diesen Kreisen dem erstrebten Ziele nicht näher zu kommen wäre, als durch Drohungen mit „den deutschen Regierungen“ und „der öffentlichen Meinung“.

Wohl weiss ich, dass eine ähnliche Anregung vor etwa zwanzig Jahren erfolglos geblieben ist. Ich möchte aber so weit mit Mommsen glauben, dass die Wiedervereinigung des deutschen Vaterlandes manche damals vorliegende Schwierigkeit aus dem Wege geräumt hat. Nur wünsche ich nicht so verstanden zu werden, als unterschriebe ich mit dieser Zustimmung den Mommsen'schen Satz, dass die „Schandwirthschaft“ der *promotiones in absentia* eine „Folge der Kleinstaaterei“ sei. Auch diesen Satz halte ich vielmehr für einen Abweg des Mommsen'schen Aufsatzes.

Wer die kleinen Universitäten Deutschlands als wesentlichen Bestandtheil des deutschen wissenschaftlichen Lebens und als Bedingung der deutschen wissenschaftlichen Tüchtigkeit erkannt hat, der wird auch wissen, dass dieselben ihre Existenz und ihre Blüthe dem fürstlichen Pflichtgefühl und der Munificenz derselben deutschen Landesherren verdanken, denen Mommsen jetzt von Reichswegen „an den Zopf gefasst“ wissen will. Der Name Leipzig genügt, um zu erweisen, dass auch grosse und grösste Universitäten an solchen „kleinstaatlichen Zöpfen“ hängen und — gedeihen. Nun sollen dessenungeachtet dieselben Landesherren für die „Schandwirthschaft“ und „spielhöllengleichende Falschmünzerei“ der *promotiones in absentia* verantwortlich gemacht werden?

Mommsen belobt, unter der Insinuation, dass die altpreussischen Gelehrten wohl fähig und geneigt gewesen wären, sich an der „gelehrten Falsification“ zu betheiligen, die „alten ehrenhaften Beamten“ Preussens, welche dem „Betrug“ gesteuert hätten „wo sie es konnten“. Gern will ich glauben, dass es Mommsen nicht leicht geworden ist, dieses Lob niederzuschreiben, welches zugleich den herbsten Verdammungsspruch über die Ehrenhaftigkeit seines Standes einschliesst. Allein woher weiss Mommsen denn, dass nicht auch die deutschen Fürsten der Degeneration der Promotionen gegenüber gethan haben was sie konnten?

Ist es ihm, um anderes nicht zu erwähnen, unbekannt geblieben, dass vor fast zehn Jahren sehr ernste und leider nur über das Ziel hinausschiessende Vorschläge in Betreff der Hebung der Promotionen von Seite der grossherzoglich sächsischen Regierung an die deutschen Universitäten gelangt sind? Ist ihm bei seiner Materialiensammlung keine Notiz darüber zugekommen, dass der Grossherzog von Mecklenburg-Schwerin persönlich der Promotionsfrage seine thätige Aufmerksamkeit zugewendet hat? Wenn derselbe bei den diesfälligen Verhandlungen mit Gerechtigkeit und unter Abwägung aller einschlagenden Verhältnisse zu Werke ging, wenn er den ihm bekannten Persönlichkeiten der Rostocker philosophischen Facultät mit gutem Grunde vertrauend, sich vorläufig mit einer Beschneidung der Absentialpromotion zufrieden gab und nicht sofort auf deren Abschaffung bestand, so hat er freilich nicht gehandelt wie ein agitirender Theoretiker, aber er hat dem eingerissenen Uebel „gesteuert wo er es konnte“ und so weit er es konnte, ohne die wissenschaftliche Selbständigkeit der von ihm gepflegten Corporation zu missachten. War diese Achtung vielleicht ein „kleinstaatlicher Zopf“?

Oder ist mit dem Vorwurfe welcher der Kleinstaaterei gemacht wird, etwa das gemeint, dass die Kleinstaaten der Promotionssporteln zum Unterhalt ihrer Universitäten nicht hätten entbehren können? Nun, gewiss ist heutzutage die pecuniäre Stellung der deutschen Universitätslehrer eine recht ernste Frage. Allein es wird unvergessen sein, dass Preussen mit seinen Aufbesserungen der akademischen Besoldungen mehreren Kleinstaaten nachgefolgt ist. Auch so gewendet ist mithin der „kleinstaatliche Zopf“ des Mommsen'schen Aufsatzes ein — Kunstproduct.

Der Verfasser dieser Seiten ist nicht Particularist, er ist es mit keiner Faser seines Herzens. Aber warum die deutsche Wissenschaft auf ihrem eigensten Gebiete diejenigen antasten lassen sollte, die allezeit ihre Pfleger gewesen sind, das sieht er auch nicht ein. Die Reichstreue gebietet das unbedingt nicht. Deutsche Wissenschaft und deutsche Treue gehören vielmehr auch heute noch und heute doppelt zusammen.

Mommsen's Aufsatz ist für mich, subjectiv betrachtet, eine sittliche That, wennschon behaftet mit allerlei recht menschlichem Beiwerk. Objectiv betrachtet ist er mir, nach den im Vorstehenden angedeuteten Seiten hin, ein Wegweiser in die Irre. Ich wünsche der That vollen, ja in einer Hinsicht mehr als vollen Erfolg. Die Irrwege wünsche ich vermieden. Sollte eine Deligirten-Versammlung deutscher Facultäten, von Berlin oder Leipzig aus berufen, in der Promotionsfrage nicht der richtigste Weg sein?“

Rostock, 28. Januar 1876.

Nach diesen literarischen Kämpfen von Doctoren und Professoren in der Presse trat ein zweimonatlicher Waffenstillstand ein, vermuthlich aus Erschöpfung. Da erscheint im April-Heft der „Preussischen Jahrbücher“ ein noch viel längerer und schärferer Aufsatz von Theodor Mommsen unter dem

Titel „Die Promotionsreform“, in welchem besonders der Universität Jena ein grosses Sündenregister vorgehalten wird. Ich verzichte hier auf eine Reproduction dieses Aufsatzes, indem ich meine Leser auf die bereits in dritter Auflage erschienene, sehr verdienstvolle kleine Schrift von Dr. Max Oberbreyer über „die Reform der Doctorpromition“ (Eisenach bei Bacmeister) verweise. Man findet hier im Wesentlichen alle jene damals über die Promotionsfrage erschienenen Aufsätze übersichtlich gesammelt. In Folge dieses zweiten Aufsatzes von Mommsen verfasste die philosophische Facultät in Jena eine Erklärung, in welche sie einige Irrthümer und Uebertreibungen Mommsen's berichtigte. Die „Preussischen Jahrbücher“ unter der Redaction von Treitschke und Wehrenpfennig verweigerten dieser „Erklärung“ die Aufnahme, so dass sich die philosophische Facultät genöthigt sah, ihre Erwiderung im „Anzeiger zur Jenaer Literaturzeitung“ 1876 Nr. 20. zu veröffentlichen. Ich sprach damals gelegentlich mit meinem Collegen G. Curtius, dem Bruder des Olympiers Ernst Curtius in Berlin, über die räthselhafte Ursache einer solchen überraschenden Verläugnung des literarischen Gerechtigkeitsgefühls. Mein College zuckte mit den Achseln und erwiderte, „Treitschke solle geäussert haben, er könne es nicht über sein Herz bringen, jene Erklärung in der von ihm redigirten Zeitschrift aufzunehmen, da die Stellung Mommsen's bereits eine sehr erschütterte sei.“ Ich muss es selbstverständlich dahin gestellt sein lassen, in wie weit diese Aeusserung Treitschke's auf Thatsachen oder unbegründeten Gerüchten beruht. Die einstimmige Erklärung der philosophischen Facultät in Jena lautet a. a. O. wörtlich wie folgt:

„Erklärung der philosophischen Facultät zu Jena in Promotionsangelegenheiten.“

(„Die Aufnahme dieser „Erklärung“ wurde von der Redaction der Preussischen Jahrbücher verweigert. Dies die Ursache der verspäteten Veröffentlichung“.)

„Herr Professor Th. Mommsen hat im Aprilheft der Preussischen Jahrbücher S. 335 ff. einen Aufsatz über die „Pomotionsreform“ veröffentlicht, worin er kein Bedenken trug, die unterzeichnete Facultät mit einer Fülle unbegründeter Vorwürfe und Verdächtigungen zu überschütten. Wir sehen uns daher, zwar nicht ihm, dem wir keine Rechenschaft schuldig sind, wohl aber den deutschen Universitäten und dem Publicum gegenüber,

zu einer Darlegung des wirklichen Sachverhaltes verpflichtet. Diese Darlegung wird, wie wir hoffen, in der Nähe und in der Ferne, endlich die irrigen Vorstellungen beseitigen, die das Uebelwollen und die Unwissenheit zu verbreiten nicht müde werden. Die vorzugsweise in Betracht kommenden Stellen des Mommsen'schen Aufsatzes sind folgende:

I. Gleich zu Anfang S. 335 heisst es, nach Erwähnung der in Rostock und Göttingen getroffenen Abänderungen der Promotionsordnung: „Die Consequenz jener ehrenwerthen Facultätsbeschlüsse darf nicht blos die sein, dass die Sporteln der philosophischen Facultät in Jena steigen. Ich bitte, diese Bemerkung nicht darauf zu beziehen, dass der Pseudodoctor von Jena kürzlich in unliebsamer Weise in den Culturkampf hineingetreten ist, indem ein inhaftirter Kaplan diese seine unfreiwillige Musse benutzt hat, um sich das betreffende Diplom von dort zu verschreiben und eines schönen Morgens nach Eingang der Post sich seinem verwunderten Gefängnissdirector als jenaischer Herr Doctor zu präsentiren . . . . . Mir wenigstens ist es nicht möglich, weder dem Kaplan sein Diplom noch der Faculät die dafür genossenen Annehmlichkeiten zu missgönnen u. s. w.“ Nun ergeht sich der Verfasser mit Rücksicht auf „diesen Vorgang“ in Ausdrücken wie „Galgenhumor“, „Illustrirung der gegenwärtigen Kampfverhältnisse“, und spricht von „empörtem Rechtsgefühl“. S. 351 erhebt er sich sogar zu der generalisirenden Behauptung, dass „die katholische Kriegscasse ihre strebsamen Kapläne in Jena promovirt“. Alle diese Sätze sind augenfällig so gefasst, dass die Leser gar nicht umhin können, sie auf die Jenaer philosophische Facultät zu beziehen.

II. S. 350 f. heisst es wörtlich: „Die Misswirthschaft, wie sie noch heutzutage in Jena, Heidelberg, Giessen, Freiburg besteht, hat es soweit gebracht, dass der *German Doctor* in England zum Beiwort geworden ist und die von nicht wenigen deutschen Universitäten betriebene unredliche Fabrication gelehrter Titel einen Makel auf die Nation selbst geworfen hat. . . . . Und bei diesen schreienden Thatsachen sollen wir noch die hergebrachte akademische Leisetreterei weiter üben und um gute Collegen zu bleiben, der Schändung des deutschen Namens fernerhin geduldig zusehen?“ Auch bei dieser inhaltsschweren Anklage muss gewiss in den Augen aller Leser die unterzeichnete Facultät als Mitangeklagte erscheinen.

III. Unmittelbar an diese Ausfälle knüpft Herr Mommsen (S. 351 ff.) zunächst die Mittheilung von drei Berliner Zeitungsannoncen d. d. 5. März 1876, von Mosse, Sperber und Messner, die sich sämmtlich, mit geringen Wortunterschieden, zur „billigen und discreten Vermittlung“ von „Promotionen“, „Doctordiplomen“ oder „Doctortiteln“ für „alle Wissenschaften“ und „für jede Facultät“ erbieten, mit dem Zusatze seinerseits: „Herr Mosse ist dafür bekannt, dass er bei seinen Inseraten auf die Kosten kommt, und es liegt kein Grund vor, die gleiche Geschäftsgewandtheit der Collegen aus der Charlotten-

strasse und vom Spittelmarkt zu bezweifeln. Das Geschäft ist offenbar wohlgeordnet und prosperirend.“ Dann führt er eine analoge Breslauer Zeitungsannonce vom 12. März an, wonach ein „Director Claisé“ sich zur Vermittlung der „*Promotio in ab- et praesentia*“ zu der „mässigen Summe von 10 fl.“ empfiehlt, mit den weiteren Bemerken: „Ich würde es sehr bedauern, wenn die Polizei sie (d. h. die Verfasser der Annoncen) incommodiren und etwa Herr von Madai auf den Gedanken kommen sollte, einige seiner reputirlichsten Agenten ebenso auf Staatskosten promoviren zu lassen, wie die katholische Kriegskasse ihre Kapläne in Jena promovirt.“ Herr Mommsen will zwar nicht „bezweifeln“, dass jene Annoncenmacher sich „der Regel nach anderer Diplomfabriken und eines Schwindels von gröberer Qualität bedienen; aber, fügt er hinzu, „niemand kann dafür einstehen, ob nicht dieses auf den Hintertreppen sich bewegende Vermittlungsgeschäft schliesslich irgend einen deutschen Spectabilis compromittirt“; dieser Fall sei zwar „unwahrscheinlich, aber doch möglich“. Hier ist allerdings Jena nicht unmittelbar der Collusionen beschuldigt; indess wird doch sein Name auch bei diesem dritten unsauberen Anlass wieder herbeigezogen, und kraft der unmittelbar vorangegangenen Denunciation wird der uneingeweihte Leser der Verlockung preisgegeben, den Verdacht der „Möglichkeit“ und das „prosperirende Geschäft“ der „Vermittler“ oder „Annoncenmacher“ mindestens auf eine der vier genannten Universitäten, wo nicht auf mehrere oder alle zu beziehen. —

Hiernach halten wir es nach einstimmigem Beschluss nun für das angemessenste, sowohl aus der uns im Jahre 1866 höchsten Orts verliehenen Promotionsordnung wie aus der Geschichte unserer Facultät einige Mittheilungen zu machen, welche beweisen werden, dass alle obigen Behauptungen und Verdächtigungen des Herrn Mommsen, soweit sie unsere Facultät treffen sollen, völlig der Wahrheit entbehren.

1) Der Dispens von der „schriftlichen Doctordissertation“, den man nach Herrn Mommsen's Erörterung S. 344 versucht sein könnte, als hier oder dort bestehend zu erachten, ist bei uns unter keinen Umständen und in keinem Falle zulässig.

2) Die sogenannte Präsenzpromotion, welche die Regel bildet, erheischt ausser der schriftlichen Abhandlung, auf Grund deren entweder auf Zulassung zum Examen oder auf Abweisung erkannt wird, das Bestehen einer mündlichen Prüfung in drei Fächern.

3) Die sogenannte Absenzpromotion in der althergebrachten und noch bis auf unsere Tage üblichen Weise, d. h. lediglich auf Grund einer schriftlichen Abhandlung, mit oder ohne obligatorischen Druck derselben, besteht bei uns schon seit zehn Jahren nicht mehr. Aber der Form nach besteht sie in der gewiss sehr wesentlich verbesserten und das Hauptbedenken völlig beseitigenden Weise, dass der Candidat, um sie zu erlangen, ausser der schriftlichen Arbeit auch den amtlichen „Nachweis“ zu liefern hat, dass er bereits ein gleichwerthiges „wissen-

schaftliches Staatsexamen“ abgelegt und dasselbe „wohl bestanden“ habe. Die Arbeit muss von der Facultät druckwürdig, mithin als der Wissenschaft förderlich erkannt werden. Ein Dispens von dem Druck der Arbeit ist nicht nur unzulässig, sondern die Promotion erfolgt auch nicht eher, als bis die Promotionsschrift gedruckt vorliegt.

4) Von dem uns verliehenen Rechte, bei solchen Männern, welche sich in dem Kreise ihrer wissenschaftlichen Fachgenossen bereits durch literarische Leistungen „rühmlichst bekannt gemacht haben“, von dem eben erwähnten Nachweis abzusehen, hat die Facultät im Verlaufe von zehn Jahren nur zwölfmal, durchschnittlich also in jedem Jahre nur einmal Gebrauch gemacht.

5) Die Mehrzahl derjenigen, die nach dem unter 3. angegebenen Modus *in absentia* promovirt worden sind, hatten zuvor ein Oberlehrerexamen gut bestanden, und waren meist schon längere Zeit an Gymnasien oder anderen höheren Unterrichtsanstalten in einer wissenschaftlichen Lehrthätigkeit begriffen.

6) Ein Kaplan oder ein katholischer Geistlicher ist weder „kürzlich“ noch überhaupt je von unserer Facultät *in absentia* promovirt worden, soweit wir dies actenmässig in die Jahrzehnte aufwärts haben verfolgen können, namentlich sicher nicht von 1860 an abwärts. Die desfallsige Behauptung ist daher, wenn sie sich auf die unterzeichnete Facultät beziehen soll, eine vollkommene Unwahrheit. Uebrigens sind wir, trotz der Schmähungen, die Herr Mommsen daran knüpft, unsererseits der Ueberzeugung, dass es jeder deutschen Facultät in den Augen aller Vernünftigen zur höchsten Unehre gereichen würde, wenn sie bei der Beurtheilung der wissenschaftlichen Würdigkeit eines Candidaten den kirchlichen oder politischen Parteistandpunkt desselben zum Richtmass nehmen wollte.

7) Der Ausländer haben wir uns jederzeit gern erwehrt. Und so ist denn auch von unserer Facultät seit mehr als zwölf Jahren nicht ein einziger Engländer *in absentia* promovirt worden. Wo bleiben da in Bezug auf den *German Doctor* die „schreienden Thatsachen“ und die „Misswirthschaft“ wie sie nach Herrn Mommsen „noch heutzutage in Jena bestehen“ soll? In der That: wer nach dieser unserer aktenmässigen Erklärung noch ferner das Gegentheil behauptet, der macht sich nicht nur der Verläumdung, sondern der vollbewussten Lüge schuldig.

8) In wie unverantwortlicher Weise Herr Mommsen in dieser Promotionsfrage die schwersten Beschuldigungen und die ehrenrührigsten Beleidigungen gegen unsere Facultät erhoben hat, das geht deutlich schon daraus hervor, dass er es nicht der Mühe werth gehalten hat, sich nach unseren Promotionsbedingungen überhaupt nur zu erkundigen, ungeachtet dieselben seit zehn Jahren gedruckt sind und jedem darum Nachsuchenden vom Decan zugesandt werden. Enthalten sie auch nur die Hauptbestimmungen: soviel hätte er doch mindestens daraus ersehen müssen, dass bei dem erforderlichen Nachweis eines „Staatsexamens“ die

Absenzpromotion eines Kaplans wie eines Engländers für uns nahezu in das Gebiet des Unmöglichen gehört.

9) Bei dem Vertrauen, welches wir zu dem sittlichen Urtheil der Leser haben, erachten wir es für vollkommen überflüssig, ernstlich von uns und Anderen die unwürdige Insinuation abzuwehren, als ob die Erwirkung von Promotionen oder Doctordiplomen durch sogenannte Vermittlungsbureaux oder Vermittlungsagenten überhaupt nur „möglich" wäre. Dagegen sehen wir uns nunmehr zu einigen Mittheilungen veranlasst, die hoffentlich für das deutsche Promotionswesen nicht ohne heilsame Folgen bleiben werden.

Wir haben nämlich schon vor mehr als sechs Jahren die Gewissheit erlangt, dass in Nordamerika Doctordiplome deutscher Universitäten gefälscht werden, namentlich auch Jenaische, obwohl die Promotion eines Amerikaners überhaupt von Seiten unserer Facultät schon in früheren Decennien zu den alleräussersten Seltenheiten gehörte. Soviel wir uns erinnern, war als Fabrikstätte solcher Fälschungen Philadelphia genannt. Natürlich konnten wir unsererseits dagegen nichts weiter thun, als den Denuncianten selbst die Verfolgung der Sache zu empfehlen. Offenbar getäuscht durch die Verbreitung derartiger Fabrikate hat im vorigen Jahre ein achtbarer Nordamerikanischer Schriftsteller sich verführen lassen, in einem englisch geschriebenen Buche über Deutschland, mehrere deutsche Universitäten, darunter auch Jena, und zwar in ähnlicher Weise der „Misswirthschaft" zu beschuldigen; auf Veranlassung unsers akademischen Senates eines Bessern belehrt, hat er nicht nur seine Beschuldigungen loyal zurückgenommen, sondern auch die alsbaldige Berichtigung in einer zweiten Auflage seines Buches verheissen.

Wir haben ferner seit vier Jahren die Gewissheit gewonnen, dass in England die Fabrikation falscher Doctordiplome unter Missbrauch des Namens verschiedener deutscher Universitäten, namentlich auch Jenas, schwunghaft betrieben wird. Der Betrieb ist ein so raffinirter und frecher, dass u. A. sogar angebliche „Jenaer Diplome" verkauft werden, welche gelehrte Titel wie „*Artium magister*", „*Artium baccalaureus*", „*Divinitatis doctor*", verleihen, während wir alle diese Titel bei der Promotion niemals ertheilen; denn auch die Würde eines *Magister artium* wird bei uns niemals, wie an anderen Universitäten, mit dem Doctortitel verbunden, sondern lediglich auf Grund der Habilitation verliehen. Die bei uns eingegangene Denunciation aus London, vom 24. Oktober 1872, ging von der englischen Redaction des grossen statistischen Werkes „Crockford's *Clerical Directory*" aus. In dem deutsch abgefassten Schreiben derselben hiess es wörtlich: die Redaction sei in „Kenntniss gesetzt worden, dass viele Engländer, besonders englische Geistliche, von hinterlistigen Personen geprellt — welche sich als accreditirte Agenten deutscher sowie auch anderer Universitäten ausserhalb Englands stellen, zum Zwecke Promotions-Diplome abgehen zu lassen — den Ehrentitel „Ph. D.". „M. A." (*artium magister*), „B. A." (*artium baccalaureus*), „D. D." (*divi-*

nitatis doctor), angenommen haben in der Meinung, derselbe sei von Ihrer Universität ertheilt. Dann folgte, auf Grund einer genauen Liste von 43 Engländern, die sich als „Graduirte der Universität Jena“ bezeichnet hatten, die Anfrage: ob und welche der Genannten wirklich und wann in Jena promovirt hätten. Das Resultat der Nachforschung war, dass, und zwar von 1844 ab, nur vier der Genannten, darunter ein Deutscher aus Braunschweig, wirklich in Jena promovirt hatten. Wir hofften, dass die genannte Redaction, der bereitwillig jede Auskunft ertheilt ward, den Diplomfabrikanten ihrer Heimath das Handwerk legen werde; ob es geschehen ist, wissen wir nicht. Die Frage aber drängt sich gewiss Jedem auf: hätte nicht Herr Mommsen weiser gehandelt, statt uns und anderen deutschen Universitäten blindlings „unredliche Fabrikation gelehrter Titel“ und „Schändung des deutschen Namens“ vorzuwerfen, erst sich darnach umzusehen, ob nicht die „Schänder des deutschen Namens“ auf englischem Boden unter den Engländern zu suchen seien.

Wir haben endlich seit zwei Jahren allen Grund zu der Annahme, dass auch in Deutschland mindestens Eine Fabrik falscher Doctordiplome besteht, und zwar allem Anschein nach in Schlesien, in Breslau, in der Residenz des „Director Claisé“, der die Kunst besitzt, Doctordiplome sowohl in der Präsenz- wie in der Absenzform für „10 fl.“ zu beschaffen. Wir erwähnen nur eine Thatsache. Unterm 21. April 1874 erging an uns eine Requisition des Königlichen Polizei-Anwalts zu Breslau in „Untersuchungssachen gegen den Apotheker Th. Werner in Breslau, wegen unbefugter Führung des Doctortitels“; das „Jenaer Doctordiplom“, das der Angeklagte besass, war als *Corpus delicti* der Requisition beigelegt, und erwies sich sowohl aus unseren Akten wie durch sich selbst als eine Fälschung. Die darin vorkommenden Namen von Jenenser Professoren (z. B. Bluhme) waren erdichtet; auch an einem Siegel fehlte es nicht, das freilich bei seiner Rohheit nicht einmal die Kunst des Fälschers bewundern liess. Ob die „Untersuchung“ des „Polizei-Anwaltes“ in Breslau über diesen Einzelfall hinausgegangen ist oder hat hinausgehen können, wissen wir wiederum nicht. Jedenfalls aber würden wir uns, im Gegensatz zu Herrn Mommsen, sehr darüber freuen, wenn die Polizei gegen derartige Fälscher auf deutschem Boden auf das strengste einschritte, und wenn Mittel gefunden werden könnten, um auch auf ausserdeutschem Gebiete, in England und in Nordamerika, gegen alle ähnlichen Betrügereien wirksam vorzugehen.

Wenn wir uns von dieser unerquicklichen Digression zu der Hauptfrage wieder zurückwenden, so müssen wir bekennen: der Streit über die beste Promotionsform erscheint uns fast von gleichem Gehalt, wie der Streit über die beste Regierungsform. Wenn *in praxi* nach einem weisen Ausspruch „die beste Regierungsweise die ist, kraft deren am besten regiert wird“: so wird wohl auch schliesslich *in praxi* als das beste Promotionsverfahren dasjenige erscheinen dürfen, kraft dessen die Besten d. h. die Würdigsten promovirt werden. Damit aber gestaltet sich die Formfrage

wesentlich zu einer Personenfrage. Es kommt darauf an, ob die Referenten und Examinatoren es strenger oder leichter nehmen; ob sie mit objectiver Seelenruhe begabt oder von wechselnden Stimmungen abhängig sind; ob die Referenten mit allezeit präsentem Wissen jeden ihnen vorliegenden Abhandlungsstoff gleichmässig beherrschen, und ob die Examinatoren die schwere Kunst des Examinirens mehr oder minder gar nicht verstehen. Müssen daher auch unzweifelhafte Mängel der Form unter allen Umständen beseitigt werden, wie wir dies unsererseits verschiedentlich bis auf die neueste Zeit herab gethan haben, und kann man selbst auch über die Grenze der unzweifelhaften Mängel hinaus sich über Abänderung der Form aus Gründen der Zweckmässigkeit oder der Uniformität verständigen: so ist es doch gewiss, dass bei der Handhabung jeglicher Form Irrthümer und Missgriffe, Ungerechtigkeiten, ja Willkürlichkeiten möglich bleiben, so lange überhaupt das Promotionswesen besteht. Jedenfalls erblicken wir die Wurzel des Uebels durchaus nicht mit Herrn Mommsen (S. 337) in der „Kleinstaaterei", sondern vielmehr in der anwachsenden Titelsucht, von der das Trachten nach dem Doctortitel nur ein sehr untergeordneter und zugleich auch ohne Zweifel der mindest schädliche Ableger ist.

Schliesslich gestatten wir uns — da der Ableger wohl so lange bestehen wird wie der Stamm — den positiven Vorschlägen des Herrn Mommsen, die uns, namentlich soweit sie das finanzielle Gebiet berühren, nicht als zweckmässig erscheinen, einen andern entgegenzustellen. Nach unserer Meinung wäre es das Beste, wenn bei jeder deutschen Facultät die Promotionsgebühren in eine öffentliche Kasse übergeleitet, und die jetzt im Genuss der Facultätseinnahmen befindlichen Professoren, nach dem Muster ähnlicher Ablösungen, auf billige Weise entschädigt würden. Dann wäre es ohne Zweifel am ehesten möglich, die Promotionsverhältnisse der deutschen Universitäten in jeder Beziehung einheitlicher zu gestalten.

Die vorstehende aktenmässige Erklärung ist auf einstimmigen Beschluss der Facultät erfolgt.

Jena, den 13. Mai 1876.

Im Namen und Auftrag der philosophischen Facultät
C. Snell,
d. Z. Decan der philos. Facultät.

Nur 6 Tage später nach dem Datum (13. Mai 1876) der vorstehenden Erklärung unterzeichnete der Cultusminister Falk jenen Erlass, gegen welchen der oben S. 667 reproducirte Aufsatz von Hermann Rösler in der Augsburger Allgemeinen Zeitung öffentlich Protest erhob. Der betreffende „Erlass betreffend das Promotionswesen" des Preussischen Cultusministers erschien im „Reichs- und Staatsanzeiger" vom 24. Mai 1876 und lautete wörtlich wie folgt:

„Erlass betreffend das Promotionswesen."

Berlin, 19. Mai.

„Ew. pp. ersuche ich ergebenst, der dortigen philosophischen Facultät auf ihre mir unter dem 15. März d. J. eingereichte Eingabe vom 28. Febr. d. J. Folgendes zu erwidern. Mit der gedachten Facultät halte ich die sogenannte *promotio in absentia* für eine im hohen Grade bedenkliche Einrichtung, welche auch bei sorgfältigster Beobachtung der zur Abwehr unwürdiger Bewerber etwa gegebenen Vorschriften die Gefahr der Herabwürdigung des Doctorats in sich trägt und deshalb besser auch da beseitigt wird, wo die Handhabung durch die Facultät bisher eine tadelfreie gewesen ist. Auf preussischen Universitäten besteht sie gegenwärtig überhaupt nicht mehr, nachdem die einzige Facultät, welche bis vor Kurzem statutarisch die Befugniss zur Promotion ohne mündliches Examen besass, zu meiner Befriedigung auf die von mir ihr zugegangene Anfrage auf diese Befugniss verzichtet hat, wobei ich nicht unterlassen darf ausdrücklich zu bemerken, dass durch die Art, wie sie dieselbe bisher ausgeübt hatte, kein Anlass zu einer Beschwerde gegeben worden war. Gleich der philosophischen Facultät zu N. bin ich ferner der Meinung, dass durch die Beseitigung der *promotio in absentia* allein der würdige Gebrauch des Rechts der Doctor-Creirung nicht verbürgt ist. Es bedarf noch ausserdem Vorschriften, welche dem Werthe der zu ertheilenden gelehrten Würde entsprechend eine eingehende ernsthafte Prüfung des Grades wissenschaftlicher Ausbildung bei dem Doctoranden sichern; auch solche Vorschriften aber würden wirkungslos sein, wenn nicht das Ehr- und Pflichtgefühl der Corporationsmitglieder sie bestimmen sollte, in gewissenhaftester Weise denjenigen von der Doctorwürde auszuschliessen, der nicht dargethan hat, dass er ein umfassendes Maass gelehrter Kenntnisse sich zu eigen gemacht hat. Die mir unterstellten Universitäten sind mit Vorschriften über die Leistungen, welche von Aspiranten der höchsten akademischen Würde gefordert werden müssen, im Allgemeinen ausreichend versehen, und ich werde, wo mir ein Mangel in dieser Hinsicht bekannt werden sollte, nicht unterlassen, bessernde oder ergänzende Anordnungen zu treffen. Ich vertraue auch, dass der Geist, in welchem die preussischen Facultäten ihre Promotionsgesetze handhaben, dauernd sich auf einer Höhe halten wird, die sie vor dem Vorwurf der Herabwürdigung ihres Ehrenrechtes schützt und mich der traurigen Nothwendigkeit eines Einschreitens in dieser Hinsicht enthebt. Wenn die Facultät andeutet, dass auf einzelnen nicht preussischen Universitäten erhebliche Missstände in Betreff des Promotionswesens zu beklagen seien, so fehlt mir sowohl das Material für die Beurtheilung, ob dieser Vorwurf wirklich begründet sei, als die Befugniss, mich darüber zum Richter aufzuwerfen. Ich muss es aber auch ablehnen, in der von der Facultät vorgeschlagenen Weise eine Vereinbarung mit anderen nicht preussischen Regierungen oder Universitäten über das Promotionswesen herbeizuführen. Eine Convention dieser Art würde sich auf einige, ganz allgemein gehaltene

Normen beschränken müssen, welche als Minima der an den Doctoranden zu stellenden Anforderungen zu betrachten und schlechtweg überall zu erfüllen wären; sind aber solche Minima für alle Facultäten festgesetzt, so würde dann das Mehr, welches jetzt durch sorgfältig überlegte Facultätsstatuten oder sonstige Vorschriften bedingt wird und dem Doctorat einer solchen Facultät einen besonderen Werth verleiht, schwerlich auf die Dauer festzuhalten sein. Solche Minimalfestsetzungen möchten hier und da zu einer gewissen Hebung der Institution beitragen, wo jetzt vielleicht ein vorzugsweise niedriges Niveau besteht; im Allgemeinen aber würden sie die Bedeutung der Doctorwürde auf einen gewissen mittleren Grad, und zwar unter die Stufe fixiren, welche ich auf den preussichen Universitäten dauernd bewahrt zu sehen wünschen muss. Vor Allem aber würde eine solche Vereinbarung den grossen Nachtheil haben, dass, wenn hier und da die vereinbarten Normen wohl formell gehandhabt, innerhalb ihres Rahmens aber die Doctorwürde in missbräuchlicher Nachsicht an unwissende oder unwürdige Bewerber vergeben werden sollte, bei dem Mangel einer gemeinsamen Oberaufsicht und Controle Abhülfe schwer herbeizuführen wäre, während doch die völlige Gleichstellung aller nach den Normativbestimmungen creirten Doctoren nicht versagt werden könnte. Eine Vereinbarung der fraglichen Art würde sonach die Lage verschlimmern, da es gegenwärtig in der Hand der preussischen Behörden liegt, die missbräuchliche Ausübung des Promotionsrechts seitens einer fremden Universität wenigstens für den diesseitigen Bereich dadurch unschädlich zu machen, dass den betreffenden Doctoren in Preussen die Anerkennung versagt wird. Die philosophische Facultät in N. selbst besitzt gleich den meisten preussischen Facultäten ein werthvolles Schutzmittel, um Doctoren nicht preussischer Universitäten, welche besser nicht hätten promovirt werden sollen, aus ihrem Kreise fern zu halten, in der Vorschrift des § 35 ihrer Statuten über die Nostrification des von einer nicht preussischen Facultät promovirten Doctors, der sich bei ihr zu Habilitirung als Privatdocent meldet. Dieses Schutzmittel wird sie wohlthun, sich vorkommenden Falls ernsthaft zu bedienen und ich wünsche es ihr erhalten zu sehen."

Da für das lebende Geschlecht der Materialisten und Mediciner, besonders aber für die Vivisectoren Hr. Carl Vogt in Genf eine „achtunggebietende Autorität" ist und zugleich ein Mann, von dem man voraussetzen darf, dass er ohne collegiale Rücksichten offen seine Ueberzeugung ausspricht und somit vollkommen frei ist von jener durch Mommsen so scharf getadelten „akademischen Leisetreterei", so mag Herrn Carl Vogt das Schlusswort in der brennenden Doctorfrage gegeben werden. Der berühmte Zoologe und Politiker spricht sich im „Wochenblatte der Frankfurter Zeitung" vom Sonntag d. 14. Mai 1876 wie folgt aus:

„Ein Stückchen Universitäts-Zopf."

Von Karl Vogt.

„'s war Einer, dem's zu Herzen ging
Dass ihm der Zopf so hinten hing . . . .

Es ist jetzt über ein halbes Jahrhundert vorübergegangen, seitdem Chamisso diese „tragische Geschichte" sang — und es ist eine alte Geschichte, doch täglich wird sie neu — und das tragische Moment dabei ist nicht das Ende:

„Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: es hilft am Ende doch! —
Der Zopf, der hängt ihm hinten."

Nein, das tragische Moment dabei ist, dass sie immer nur einen Theil des eigenen Zopfes sehen und, wenn sie ihn auch abschneiden könnten, doch nur einen Theil abschneiden würden, an dem Stumpfe aber nur um so fester halten!

Einer der grössten noch in Deutschland existirenden Zöpfe ist der Universitäts-Zopf, und von dem möchten sie wieder ein Stück abschneiden. Herr Mommsen ist es diesmal, dem's zu Herzen geht, und der es anders haben möchte. Es ärgert ihn schwer, dass man mit dem Doctortitel so leichtsinnig umgeht und seine Stossseufzer darüber haben sich sogar, in Folge der Dürre sonstiger Nachrichten, bis in die Correspondenzen französisch-schweizerischer Zeitungen verirrt, die sonst mit derartigen Dingen sich nicht viel zu schaffen machen. Die Sache hat ihre ernste, aber auch ihre komische Seite, und ich bin durchaus nicht sicher, welche von beiden überwiegt.

Sumimus pecuniam et mittimus asinum in patriam! (Wir nehmen das Geld und schicken den Esel in sein Vaterland zurück) war die Antwort des alten Kästner in Göttingen, als man ihm darüber Vorstellungen machte, dass man völlige Ignoranten zu Doctoren creire. Es ging damals in der That lustig mit dem Doctormachen her auf manchen Universitäten und während man unendlich grosse Worte von der Würde der Wissenschaft verschwendete, hielt man es nicht unter der Würde, das akademische Scepter zugleich als Prägestock zu benutzen und nicht nur den Titel, sondern auch die Requisiten dazu, Dissertationen und Abhandlungen, für gutes Geld an den Mann zu bringen. Von dem berühmten Kurt Sprengel, einem wahren Chimborasso von Gelehrsamkeit, wird erzählt, dass er einen grossen Schrank besass, in dessen Fächern die den Candidaten zu verkaufenden Dissertationen je nach Umfang und Citaten-Reichthum klassificirt, aufgestapelt lagen — zu festen Preisen — von 20 Louisd'or bis herab zu 5 Thalern. Der Candidat konnte wählen — zu der niedrigsten Sorte, pflegte Sprengel zu sagen, könne er mit gutem Gewissen selber nicht rathen. Bekanntlich wird dieselbe Anekdote von einem in Frankfurt vielleicht noch bekannten Pfarrer von Sachsenhausen gelegentlich

der verschiedenen Leichenreden erzählt, die er vorräthig hatte. Einzelne Facultäten hatten Agenten im Auslande, besonders in England und Amerika, und indem sie einem dort tief gefühlten Bedürfnisse freundlichst abhalfen, fanden sie ihre eigene Rechnung dabei, ganz so wie verschiedene kleine Fürsten, die ihre Ordensbänder und Kreuze ebenfalls zu civilen Preisen auf den Markt brachten. Alles ging recht gemüthlich zu; die hohen Würdenträger der Universität, Rector und Kanzler, bekamen ihren Antheil, weil sie ihren Namen unterzeichnen mussten; die Professoren der Facultät erhielten einen angemessenen Zuschuss zu den wenig austragenden Besoldungen; ihre Frauen und Töchter genossen, je nach den Einrichtungen, von dem Dessert der Doctorschmäuse, das zur Förderung der Kaffee- und Theegesellschaften in das Haus geschickt wurde, und selbst die Privatdocenten, diese Proletarier des Gelehrtenstandes, gingen nicht leer dabei aus, denn die Einen paukten den Examinanden die lateinischen Antworten, den Opponenten die lateinischen Fragen mit Mühe ein und die Anderen kamen sogar dazu, den ausserordentlichen Professoren Concurrenz zu machen durch Anfertigung von Dissertationen. Auf diese Weise verbreitete sich eine gewisse behäbige und gutmüthige Stimmung unter sämmtlichen Angehörigen der Universität, denn auch Pedelle und Kanzleiboten hatten ihr bestimmtes Douceur, das leichter verdient war, als das gehässige Anzeigegeld für abgefasste Paukereien oder für ungehörigen Strassenskandal und allzuweit getriebenes Ueberkneipen.

Die Folgen dieses gemüthlichen Treibens konnten nicht ausbleiben. Die einzelnen Regierungen sahen zuerst ein, dass die Universitätsprüfungen durchaus keine Garantie für den Erwerb von Kenntnissen bieten konnten. Statt aber den Universitäts-Zopf selber anzugreifen, liessen sie ihn ruhig fort einwickeln und pudern, beschränkten aber die Vortheile, welche mit dem Doctortitel verbunden waren. Ueberall, in allen Fächern, richtete man von den Universitäten unabhängige Staatsprüfungen ein, welche allein das Recht gaben, als Arzt practiciren zu dürfen, als Administrativbeamter oder Jurist eine Staatsstelle zu bekleiden.

So ist es z. B. mit dem medicinischen Doctortitel gegangen, den ich hier besonders im Auge habe. Als ich im Jahre 1833 das Studium der Medicin in Giessen begann, gab das Facultäts-Examen den Inländern des hessen-darmstädtischen Grossstaates zugleich die Erlaubniss der medicinischen Praxis. Kliniken waren so gut als gar nicht vorhanden; von einer praktischen Durchbildung war keine Rede; aber nichtsdestoweniger errang derjenige, welcher das Doctor-Examen glücklich bestand, damit das Recht über Leben und Tod. Praktisch gab es drei verschiedene Arten von Doctor-Examen. Die Inländer wurden gehörig „gefuchst“ mit schriftlichen und mündlichen Prüfungen, und man konnte wohl sagen, dass sie theoretisch tüchtig gebildet sein mussten, um das Examen zu bestehen; die Ausländer kamen meistens mit einem sogenannten *Tentamen*, d. h. einer mündlichen Prüfung, davon, wenn sie sich in Person stellten. Beide Klassen mussten zur mündlichen Prüfung, die im Hause des Decans stattfand, ein tüchtiges

Souper liefern, dessen Dessert zu den Frauen Liebsten geschickt wurde. Die Doctorbretzel, welche der Universitäts-Conditor Silbereisen allein liefern konnte, wurde durch den Oberpedell kunstgerecht in die entsprechenden Stücke getheilt; das grösste für den Rector, etwas kleinere für Kanzler und Decan, noch kleinere für die ordentlichen Professoren nach ihrem Rang „*secundum ordinem*", wie in Hieronymus Jobs. Die Doctoren *in absentia* mussten Essen und Dessert zum dreifachen Werthe bezahlen, kamen aber dafür auch mittelst einer Dissertation und einem *curriculum vitae*, dessen Angaben nicht genauer untersucht wurden, zu dem Doctorhute und dem grossen lateinischen Doctordiplome, auf welchem der *Deus optimus*, der *Dux serenissimus*, der *Rector magnificus* und der *Decanus spectabilis* genau ebenso prangten, wie sie heut zu Tage noch prangen. Wahrhaftig! Noch heut zu Tage flattern aus allen deutschen Universitäten diese einstigen Zopf-Plakate mit ihren absurden Titulaturen nach allen Himmelsgegenden hinaus, noch heut zu Tage cultivirt man diesen mittelalterlichen Aberwitz, und sieht nicht, wie unendlich lächerlich man sich damit machen würde, wenn unsere Zeit überhaupt ein gesundes Lachen könnte aufkommen lassen!

Was ist des Pudels Kern hinsichtlich der Klagen, die unter der Aegide des für die Höhe und Ehre der deutschen Wissenschaft jetzt sehr plötzlich schwärmenden Herrn Mommsen in die Welt hinausgehen? Dass man einen Unfug noch an einzelnen Universitäten und Facultäten fortsetzt, dem man früher stillschweigend zusah und dessen Früchte man einsackte, so lange, bis der Skandal zu arg wurde? Was ist jetzt so Grässliches begegnet, dass man in den preussischen Jahrbüchern zu Felde zieht, um dieselbe deutsche Wissenschaft zu retten, die man in Gegenwart Moltke's auf Kosten der anderen Nationen in den Himmel zu heben sucht? Ein Candidat schickt eine gute Dissertation nach Rostock, das ihn dafür *rite* und *maxima cum laude* zum Doctor schlägt. Hintennach findet sich, dass die Dissertation die Abschrift des Collegienheftes eines verstorbenen Berliner Professors ist, dessen Erben dasselbe Collegienheft an einen Buchhändler verkümmelt haben. Die Dissertation wird als Plagiat verurtheilt und doch hat der Candidat bezeugt, „*data dextra*", dass er der wirkliche Verfasser des eingereichten Schriftstückes sei. Darüber wird nun Zeter! geschrieen in allen 20 Hallen des wissenschaftlichen Tempels, der im „schön gegliederten Kaiserreiche" aufgebaut ist und das Mordio! hallt nach in der Schweiz, in Oesterreich, den deutschen Ostprovinzen und sogar in den politischen Zeitungen. Bismarck wird eine neue Novelle zu dem Strafgesetzbuche dem Reichstage vorlegen müssen, um seine treuen Mommsen, Sybel und Cie. vor fernerer Unbill dieser Art zu schützen.

Wer die Sache genauer kennt, wird erstaunt fragen müssen: Wozu der Lärm? Als ob die Herren, die so tapfer schreien, nicht selber am besten wüssten, dass die ganzen Doctorpromotionen auf eitel Lug und Trug beruhen, in dem nur selten ein Körnchen Wahrheit zu finden ist! Von hundert Doctor-Dissertationen, welche in Deutschland an das Licht, nicht der Welt, sondern nur der Presse des Universitäts-Buchdruckers kommen, sind höch-

stens zehn Procent die wirkliche Arbeit desjenigen, der sich als Verfasser nennt und bezeugt und auch von diesen sind keine fünf Procent des Druckes werth. Ich will zugeben, dass von den übrigen neunzig Procent etwa zwanzig nur mit starker Beihülfe Anderer gefertigt sind, aber sicher hat an den übrigen 70 Procent der Doctorand nicht soviel Antheil als der Copist, welcher das Manuscript abgeschrieben hat. Sie sind entweder aus den Heften der Professoren anderer Universitäten „abgeknüllt" oder von einem gefälligen oder bezahlten Fabrikanten gefertigt. Das weiss Jeder; das ist das Geheimniss der Komödie, von dem die Spatzen auf allen Dächern der Universitätszünfte ihr Liedchen singen — aber nichts desto weniger wird die Dissertation beibehalten, ist eine nothwendige Bedingung des Doctortitels! Von hundert Dissertationen, das weiss auch Jeder, sind keine zehn das Papier werth, welches sie verschlingen — man weiss das, lässt sie in den Papierkorb oder in die dunkelsten Gemächer des Hausstandes wandern — aber wo sind die Stimmen in der gelehrten Zunft, welche sich dieses „Meisterstückes" entschlagen und den Zopf an der Wurzel abschneiden wollten?

Bedenkt man die Sache, so kann es nicht anders sein. Wie ist es möglich, dass ein junger Mediciner z. B., der sich in fünf Jahren nicht nur Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, sondern auch die sämmtlichen propädeutischen Wissenschaften in den Kopf bringen soll, nur irgend die Zeit haben sollte, um sich auch in der Wissenschaft selbst hinlänglich umzusehen, um etwas Selbständiges zu produciren? Fünfundneunzig Procent von diesen Studirenden sehen kein anderes Ziel vor sich, als die Praxis, den Staatsdienst; sie lernen, was man lernen muss, um durch das Examen zu kommen, und nur Wenige sind unter den Vielen, welche in der Wissenschaft selbst ihr weiteres Fortkommen und ihre eigene Befriedigung suchen. Aber sie haben den Doctortitel nöthig, und was ist die Folge dieser Nöthigung? Dass sie ihre Hefte vornehmen, einen Hauptbrocken herausfischen, etwas Sauce herumschlagen und so serviren, oder dass sie sich einen Kopf und eine Feder suchen, der ihnen die Misère, die man ihnen abverlangt, so gut oder schlecht als es eben gehen will, herstellt. Wie gesagt, Jedermann weiss das — aber man schafft deswegen den ganzen Schwindel nicht ab — man schreit nur dagegen, wenn durch gar zu offenbaren Missbrauch die Sache an das Tageslicht kommt.

Es ist damit nicht anders, wie mit den sogenannten Disputationen, den Thesen und der Vertheidigung derselben.[1]) Auch hier die reine Komödie, aufgespielt im solennellen Ton der akademischen Würde und des wissenschaftlichen Ernstes. Fragen und Antworten sind meistens auswendig gelernt oder doch wenigstens auf das Genaueste und Eingehendste besprochen. Früher war die Komödie noch offenkundiger. Berlin, das an

[1]) „Eine ähnliche humoristische Schilderung der Promotion findet man in dem sechsten Kapitel der „Naturgeschichte des deutschen Studenten", einem äusserst amüsanten Büchlein, Leipzig 1850." (Oberbreyer a. a. O.)

Verlag von Oswald Mutze in Leipzig.

Anfang Mai 1894 erscheint:

Animismus und Spiritismus.

Versuch einer kritischen Prüfung
der
mediumistischen Phänomene
mit besonderer Berücksichtigung
der Hypothesen der Hallucination und des Unbewussten.

Von

Alexander N. Aksákow,

Kaiserl. Russ. Wirkl. Staatsrath und Herausgeber des Journals „Psychische Studien" in Leipzig.

Erster Band. (Mit dem Portrait des Verfassers und 10 Lichtdruckbildern.)

Preis brosch. M. 6.–, eleg. geb. M. 7.50.

(Der zweite Band erscheint Anfang September.)

= Zweite verbesserte Auflage. =

Dr. *du Prel* bespricht das Buch in der „Sphinx" in höchst anerkennender Weise und schreibt u. A.:

„Es ist zu einem Handbuch geworden, das aus der hochangeschwollenen spiritistischen Litteratur das Wissenswertheste vereinigt bietet. Wer sich also die Mühe nicht geben will, oder nicht geben kann, durch diese Litteratur sich hindurchzulesen, hat wenigstens — will er überhaupt gehört werden — die Verpflichtung, dieses Handbuch durchzulesen, das eine eigentliche Phänomenologie des Spiritismus bietet.

In der Geschichte des Spiritismus hat dieses Buch die Bedeutung eines Ereignisses und mich persönlich befreit es aus einer grossen Verlegenheit; denn ich kann nun die häufig erbetenen Rathschläge, den Spiritismus betreffend, in einer Weise geben, die an die Zeit und Mühe der Fragenden nicht zu grosse Ansprüche stellt, — ein Beweis, wie sehr das Buch von Aksakow einem vorhandenen Bedürfnisse entspricht. Auch wer durch seine Berufsgeschäfte sehr in Anspruch genommen ist, hat doch Zeit, ein paar Bände durchzulesen, um über diese wichtigste Frage unseres Jahrhunderts sich ein Urtheil bilden zu können, und wenn er nicht etwa vorweg entschlossen sein sollte, den Spiritismus um keinen Preis zuzugeben, wird er das Buch mit der Ueberzeugung, dass derselbe eine Wahrheit sei, selbst dann hinweglegen, wenn ihm jede eigene Erfahrung in diesem Gebiete fehlen sollte. Es giebt Leute genug, welche erklären, nur der selbsterlebte Augenschein könnte sie vielleicht zu Spiritisten machen — als ob nur sie ganz allein im Besitze eines kritischen Augenpaares wären! —; diese werden, wenn sie das Buch von Aksakow durchlesen, die Erfahrung machen, dass man auch durch Lektüre allein eine Ueberzeugung gewinnen kann."

dem lateinischen Zopfe mit wahrhaft begeisterter Inbrunst festhält, dessen medicinische Facultät noch heute der Meinung ist, dass man weder Arzt noch Naturforscher sein könne, wenn man nicht Horatium traktiret und Euripidem versiret habe — Berlin hatte die lateinische Disputations-Komödie noch lange, als alle übrigen Universitäten sie schon abgeschafft und die Muttersprache eingeführt hatten. Wie ging es zu? Der Opponent hatte seinen Zettel im Hute, der Doctorand auf dem Katheder und so lasen sie sich gegenseitig die von einem gefälligen Philologen in Latein gesetzten Phrasen ab, zum Gaudium der Corona, wie die Zuhörer benannt wurden und die geplagten Herren von der Facultät sassen dabei, mit Gesichtern, so ernsthaft, als hinge des Reiches Wohlfahrt und die Zukunft der Wissenschaft davon ab. Und wenn heute noch dieselben Komödien, freilich auf deutsch, mit derselben Gravität abgespielt werden, wie will man sich da wundern, wenn jeder Candidat das Ganze für eine Komödie ansieht, Dissertation und Disputation und den ganzen Plunder?

Ich schreibe nicht das erste Mal von diesen Dingen. Aber es ist seltsam, dass man meine Stimme so wenig in diesem Punkte, wie in manchen anderen, hat hören wollen. Das deutsche Doctordiplom hat keine staatliche Bedeutung mehr, wenigstens in den meisten Staaten und den meisten Zweigen des Studiums. Die Mediciner kommen jetzt, wie ich höre, immer mehr zu der Einsicht, dass man den Doctortitel nicht nöthig hat, um dennoch „Herr Doctor“ genannt zu werden, sobald man das Staats-Examen gemacht, und die Erlaubniss zur Praxis erworben hat. In anderen Zweigen ist es genau ebenso. Warum also den Plunder beibehalten? Warum überhaupt noch Doctoren der Jurisprudenz, der Philosophie, der Medicin creiren mit all dem Unwesen von Disputationen, Dissertationen und Scheinprüfungen!? Warum, wenn man den Titel überhaupt noch beibehalten will (er ist freilich nöthig, weil man einen Deutschen und gar eine deutsche Frau, deren Namen man nicht kennt, gar nicht auf deutsch anreden kann, ohne einen Titel beizufügen), warum ihn nicht auf die Fälle beschränken, die man jetzt, auch ohne Dissertation, Examen und Disputation, Doctoren ernennt, nämlich auf die Ehren-Doctoren? Diesen Inhalt hatte der Titel „Doctor“ früher, als er in das Leben trat. Da wusste man, dass derjenige, der einen solchen Titel rechtmässig führte, auch wirklich in der Wissenschaft etwas geleistet und nicht nur ein Examen bestanden und eine Dissertation von sich gegeben hatte, damals hatte er einen Inhalt und verlieh dem Besitzer eine berechtigte Würde. Jetzt aber?

Jeder Unbefangene muss zugestehen, dass der deutsche Doctortitel zum mindesten der Missachtung in anderen Ländern und in seinem Heimathlande ausgesetzt ist. Er steht im Werthe noch weit unter dem Orden vom goldenen Sporn oder der Ehrenlegion. Aber wer ist Schuld daran? Niemand anders, als die gelehrten Zünfte selbst. Und er wird missachtet bleiben, was man auch thun möge, so lange seine Erwerbung mit einem Geldverdienst der Professoren verbunden ist. Da liegt der

Hund begraben. Er ist durch die Sucht nach schnödem Mammon und durch nichts Anderes, allmählich herabgewürdigt worden und wird nicht eher im Preise wieder steigen, als bis die Spesen davon abgezwackt sind. Damit fallen aber Doctorprüfungen, Promotionen, Disputationen und Defensionen von selbst, denn umsonst ist der Tod. „Ungern", sagt freilich Herr Mommsen, „werden die akademischen Lehrer auf das Recht verzichten, tüchtigen Schülern öffentlich und feierlich den Meisterspruch zu ertheilen." Auch wenn kein Geld dabei verdient wird?

Freilich müssten damit auch noch manche andere Dinge fallen. Als ich im Jahre 1847 mein Lehramt der Zoologie in Giessen antreten wollte, warf mir der Rector, der über meinen Bart im Innersten entsetzt war, unter andern Schwierigkeiten auch die entgegen, dass ich nicht Doctor der Philosophie sei, und dass nach alter Satzung in einer Facultät nur derjenige Vorlesungen halten könne, der auch Doctor derselben Facultät sei. Dabei lächelte der gute Mann, der sich mehr durch sein Fussgehen (er rannte in einem Tage von Giessen nach Mainz — und am nächsten Tage zurück), als durch seinen Verstand auszeichnete, ebenso verschmitzt, als hätte er einen neuen Beweis für den pythagoräischen Lehrsatz gefunden. Ich war aber schon auf diese Steilquarte, die mich auf das Haupt treffen sollte, vorbereitet, wurde also plötzlich hyperloyal und erwiderte, ich könne möglicher Weise dadurch, dass ich vom Katheder fern bleibe, mir die Ungnade Sr. Königlichen Hoheit des Grossherzogs zuziehen, der mich auf diesen Posten berufen habe, und ich sei in keiner Weise gesinnt, schon bei Beginn meiner Laufbahn mir die Allerhöchste Ungnade zuzuziehen. Uebrigens sei Se. Königliche Hoheit ja der Allergnädigste Protector der Ludwigs-Universität und ich müsse annehmen, dass Allerhöchst Sie in dieser Eigenschaft wohl hätten wissen müssen, dass der Uebernahme des Lehramtes von meiner Seite, der ich zwar Doctor der Medicin, nicht aber der Philosophie sei, Nichts im Wege stehe. Sollte aber ein Zweifel obwalten, so könne ja Seine Magnificenz, als Mitglied der philosophischen Facultät, die Schwierigkeit leicht dadurch lösen, dass er mir das Diplom eines Doctors der Philosophie *honoris causa* ertheilen lasse!"

O! der Zopf, der Zopf! Aber es hängt Geld an dem Zopfe, und da wird man denn ein bischen an dem Bande flicken, das ihn zusammenhält, oder gar etwas Reichspuder darauf beuteln, um ihm wieder ein reputirliches Aussehen zu geben, und, wie Herr Mommsen mit hohem Schwulste sich ausdrückt, „das Stück einer stolzen und grossen Vergangenheit zu retten". Wie Schade, dass Delbrück, diese unverwüstliche, in allen Sätteln gerechte Arbeitskraft, gegangen . . . . ist. Er hätte vielleicht diese Aufgabe bewältigt, Reichs-Doctoren zu schaffen, von Reichswegen ein Reglement aufzustellen, welches diese Materie regelte und so eine gewisse Gleichförmigkeit in das buntscheckige Wesen der deutschen Universitätsdoctoren brächte. Was sage ich? Nicht nur die 20 Universitäten, sondern die Facultäten derselben gehen ihre eigenen Wege — die eine ist strenger, die andere nachsichtiger; jene macht Doctoren *in absentia*, diese

nicht; einige arbeiten, der Concurrenz wegen, mit Rabatt: Berlin verlangt mehr als Jena, und so viele Thaler es in Jena kostet, kostet es Gulden in Erlangen; Rostock liefert äusserst billig, aber dafür auch weniger Appretur. wie es dem biederen Obotriten ziemt — sollten da nicht ein nationales Reichsreglement und eine Taxe, statt dieser ruinirenden Differentialtarife der Sache auf die Beine helfen?

„E bissele Falschheit ist alleweil dabei", singt das schwäbische Liedchen. So lange die Herren auf den kleinen Universitäten „bei Sauerkraut und Erbsenbrei — Singen eine klägliche Litanei", so dünkt ihnen der Ehrensold der Doctorpromotionen sehr süss, und sie nennen es dann „Vorgänge privater Natur", von den öffentlich zu sprechen sich nicht geziemt. Aber auf den grossen Universitäten sitzt man in der Wolle; in keinem anderen Lande der Welt sind die Professoren so gut bezahlt, durch Besoldungen und Collegienhonorare, wie in Deutschland, und das gereicht uns zur Ehre; aber dann fühlt man sich gekränkt durch die Concurrenz der kleinen Universitäten, und dann wächst plötzlich riesengross die Würde der Wissenschaft und entringt der Brust den Schmerzensschrei, der weithin wiederhallt.

Herr Mommsen meint, mit der Abschaffung der Doctoren *in absentia* sei es gethan. Als ob die gewöhnlichen Promotionen die geringste Garantie gegen die Wiederholung solcher Vorgänge, wie der berührte, gäben! Wer z. B. irgendwo sein medicinisches Staatsexamen gemacht hat, geht nun mit der Bescheinigung desselben auf die erste beste, besonders aber wohlfeilste Universität; dort hält man ein Colloquium mit ihm und giebt ihm das Diplom. Man kommt Montags mit der Eisenbahn an, sieht den Herrn Decan, überreicht Geld und Dissertation, wird Dienstag zum mündlichen Examen eingeladen, das *pro forma* abgehalten wird, disputirt am Mittwoch und kehrt am Donnerstag mit dem Doctorhute heim. Das, sagt dann Herr Mommsen, sei „immer noch ein Schmuck und selbst ein Recht der Universitäten." Welch' schöner Schmuck! Welch' niedliches Stück einer grossen Vergangenheit, werth beibehalten zu werden!

Zum Schlusse möchte ich noch auf einen Punkt aufmerksam machen. Herr Mommsen soll neuerdings, durch Moltke's Gegenwart ermuthigt (wessen ist man nicht fähig, wenn der grosse Stratege den Rücken deckt?), harte Worte über die französische Wissenschaft und deren Vertreter gesagt haben. Jeder mag da seine persönliche Ansicht, vielleicht sogar seine persönliche Absicht haben. Aber wenn es schon nicht gut ist, sich einzubilden, dass man Alles mit Löffeln gefressen habe, so dürfen die Vertreter der französischen Wissenschaft, so klein sie auch in den Augen des Herrn Mommsen sein mögen, diesem doch kühn antworten, dass sie die Würde derselben aufrecht erhalten und ihre Titel und Grade niemals zum Gegenstande eines solchen schmutzigeu Schachers gemacht haben, wie der Vertreter der deutschen Wissenschaft. Das französische Diplom als *Licencié* oder *Docteur* ist noch heute ein echtes; der Staat hat noch nie das Bedürfniss gefühlt, besondere Staatsprüfungen einzuführen, um von der Fähigkeit der Candidaten überzeugt sein zu können; von dem Inhaber eines

Diploms der französischen Universitäten und Facultäten kann man sicher sein, dass er in der That die Bedingungen erfüllt hat, welche das Programm verlangt. Das Maass der Kenntnisse, welches verlangt wird, mag vielleicht geringer sein — die deutsche Wissenschaft steht so unendlich hoch und die französische so unendlich tief! — ich glaube freilich, dass bei genauerer Betrachtung, bei der Medicin, Jurisprudenz und Literatur die Schale zu Gunsten des französischen Doctorates sinken dürfte — aber dem sei wie ihm wolle, die windigen materiellen, genusssüchtigen Franzosen haben nie mit ihren Diplomen geschachert; sie kennen keine Doctoren *in absentia*, keine *colloquia* und *tentemina*, keine Promotionen ohne vollgiltige Studien und Prüfungen, während die nur der Wissenschaft lebenden Deutschen selbst und nur durch eigene Schuld die Missbräuche eingeführt haben, über deren Fortdauer sie jetzt schreien."

Wenn gegenwärtig der ehemalige Preussische Cultusminister Dr. Falk das vorstehend vor ihm entfaltete literarische Schlachtfeld überblickt, so wird er hoffentlich den Worten des removirten Privatdocenten Dr. Dühring Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit welchen derselbe in seiner Vertheidigungsschrift den gegen ihn erhobenen Vorwurf, dass er den Frieden der deutschen Universitäten gestört habe, mit den Worten beantwortete:

„In dem Verweise von 1875 ist, soweit ich mich erinnere, etwas von Störung des Friedens der Universitäten mir unterstellt worden, und hat eine ähnliche Wendung auch als Parole gegen mich nach anderen Universitäten ihren Weg gefunden. Nun ist die Beleuchtung einzelner Doctorirungsmissstände fremder Universitäten durch Herrn Mommsen nicht ganz ohne Störung des universitären Friedens abgelaufen, und die Pflicht eines geächteten Docenten dürfte doch weniger an Rücksichten gebunden sein, als die desjenigen, der in dem gewöhnlichen collegialischen Verhältniss steht. Ich, in der entgegengesetzten Lage und überdiess mit guten oder vielmehr übelen Erfahrungen über Doctorirungen der anscheinend besten Art reichhaltig ausgerüstet, habe meine Kennzeichnungen bisher so gehalten, dass der Friede der Universitäten dadurch noch nicht gestört worden ist. Ich glaube also auch hier meine Pflicht als Docent eher zu pedantisch als zu leicht genommen zu haben. Namentlich habe ich mich gehütet, mit meinen Erfahrungen in dieser Richtung etwa den Frieden der Berliner Universität zu stören." (Vgl. oben S. 557.)

In dem durch Hrn. Theodor Mommsen angeregten Streit über die Doctorpromotion ist die einfache Wahrheit durch Thatsachen illustrirt, dass der äusserliche Werthstempel, welcher in der Gestalt von Titeln und Orden einem Menschen verliehen wird, lediglich von der Höhe der morali-

schen und intellectuellen Entwickelung derjenigen „sachverständigen“ Corporation abhängt, welche diesen Ehrenstempel „unter Aufsicht des Staates“ zu vertheilen hat. Erwägt man nun, dass diejenige Summe von moralischen und geistigen Fähigkeiten, welche ein Gelehrter besitzen muss, wenn er der deutschen Wissenschaft keine Schande bereiten und die Bezeichnung „Doctor“, d. h. „Gelehrter“, nicht als eine Ironie erscheinen soll, offenbar gänzlich unabhängig von dem Doctorexamen ist und von der Erlaubniss „unter Aufsicht des Staates“ die beiden Buchstaben Dr. vor seinen Namen zu setzen, so würde meiner Ansicht nach die ganze Doctorfrage am einfachsten dadurch gelöst werden, dass anstatt der Bezeichnung „Herr Doctor Müller“ oder „Frau Doctor Schulze“ — von Fräulein Doctor darf wohl vorläufig noch abgesehen werden — einfach mit Fortlassung des Titels „Herr Müller“ und „Frau Schulze“ gesagt wird. Diese äusserliche Unterdrückung des Titels kann selbstverständlich nicht den geringsten Einfluss auf die positiven Kenntnisse und die Gelehrsamkeit ausüben, in deren Besitz Herr Müller und Frau Schulze durch öffentliche oder private Studien gelangt sind und sich glücklich fühlen, gleichgültig ob ihnen diese wissenschaftlichen Qualitäten von einer Universität verbrieft sind oder nicht. Denn der wahre Nutzen und Werth von Kenntnissen erstreckt sich doch zunächst auf das Individuum, insofern dasselbe hierdurch zu höheren geistigen Genüssen befähigt wird. Die subjectiven Wirkungen einer durch geläuterte Erkenntniss erlangten Bildung pflegen sich aber ebenso, wie diejenigen des christlichen Gebetes, eher im stillen Kämmerlein als im Salon von Diplomaten und Ministern einzustellen. Ebensowenig wie es Sitte ist, einen jungen Mann, der das Abiturienten-Examen gemacht hat, „Herr Abiturient“ zu betiteln, ebenso müsste es in Deutschland Sitte werden, sich gegenseitig wie „gewöhnliche“ ungelehrte Leute einfach bei seinem ehrlichen Namen zu nennen. Besässe der Doctor-Titel heutzutage nicht einen gesellschaftlichen Werth, d. h. den Werth eines Eintrittsbillets in die Kreise unserer sogenannten „guten“ und „gebildeten“ Gesellschaft, so würden im Kladderadatsch niemals jene bekannten Annoncen

für discrete Vermittelung des Doctordiploms mitten zwischen Gummi- und discreten Entbindungs-Offerten erschienen sein. Mögen sich also ähnlich den Vereinen zur Enthaltung von Fleischspeisen ebenso Vereine von Doctoren und Professoren bilden, welche im Vertrauen auf den guten Klang eines ehrlichen Namens sich untereinander verpflichten, sowohl in der schriftlichen als mündlichen Anrede auf den für so viele Unverständige verführerischen Titel „Doctor“ oder „Professor“ gänzlich zu verzichten. Dadurch geschieht dem wissenschaftlichen und sittlichen Werthe, dem jene Titel öffentlich Ausdruck verleihen sollen, ebensowenig Abbruch, wie unserem ruhmgekrönten General Moltke, wenn er im gesellschaftlichen Verkehre von seinen Orden keinen Gebrauch macht.

Die freiwillige Abschaffung des Doctor-Titels bei der Anrede kann sogar unter Umständen die Doctoren vor unliebsamen Enttäuschungen bewahren. Als ich im Jahre 1863 in Leipzig allein durch die damals nicht stark frequentirte Lange-Strasse ging, hörte ich plötzlich in einiger Entfernung hinter meinem Rücken den Ruf: „Herr Doctor, Herr Doctor!“ Als ich mich umsah, näherte sich mir in schnellem Laufe ein ziemlich anständig gekleideter Herr und fragte mich, mit einer höflichen Verbeugung den Hut lüftend: „Haben Sie vielleicht alte Kleider zu verkaufen?“ Aha, dachte ich, schon wieder ein zudringlicher Jude, — *Scholem nomine Brühl*, ein bekannter Kleiderjude für Studenten, fiel mir aus meiner Berliner Studentenzeit ein, — welcher jeden mit einer Brille versehenen Herren mit Doctor anredet. Ein anderer Fall, in welchem der Doctortitel unangenehme Enttäuschungen nach sich zieht, ist folgender. Einer meiner Collegen, ordentlicher Professor an unserer Universität, befindet sich in einer Restauration am Bayrischen Bahnhof und kommt mit einem zufällig an demselben Tische sitzenden Herrn in eine anregende Unterhaltung über Politik. Das Interesse, welches beide Herren durch die Uebereinstimmung ihrer Anschauungen im Laufe des Gespräches für einander gewinnen, wird immer lebhafter, so dass die zehnte Stunde kaum bemerkt wird. Um diese Zeit tritt ein älterer Herr, im Begriffe sich auf den Heimweg zu machen, an den unbekannten Politiker meines verehrten Collegen

und sagt, mit einer verständnissvollen Pantomime auf seinen Bart weisend: „Nun Doctorchen, morgen früh rechtzeitig antreten!“ Erst jetzt wurde es meinem Collegen klar, dass er sich die ganze Zeit über so angenehm mit einem Barbier unterhalten hatte und bedauerte sichtlich aus Rücksichten seiner Stellung die Vertraulichkeit der Conversation jetzt abbrechen zu müssen. Diese beiden Fälle mögen genügen, um die Vortheile zu erläutern, welche auch für die Doctoren durch Beseitigung des Titels in der Anrede entspringen.

Deutlicher noch als in den bisher mitgetheilten Fällen tritt die Discreditirung des medicinischen Doctor-Titels in der öffentlichen Meinung zu Tage, besonders wenn derselbe von Universitäten ertheilt wird, an denen der Verjudungsprozess grosse Fortschritte gemacht hat.

Dass die „deutsche“ Universität in Wien in dieser Beziehung unter den nicht zum deutschen Kaiserreich gehörigen Universitäten obenan steht, dürfte nach der folgenden Mittheilung des judenfreundlichen Leipziger Tageblattes vom 30. August 1879 nicht bezweifelt werden:

„Da die aus den östlichen Provinzen zuströmenden „„deutschen““ Elemente fast ausnahmslos Juden sind, welche zu ihren nicht minder zahlreichen Stammesgenossen in der Hauptstadt noch hinzukommen, so ist eine vollständige Verjudung der Wiener Universität, wenn dies so fort geht, nur noch eine Frage der Zeit. Die Professoren wissen auch recht wohl, wie sehr unter dem Eindringen des jüdischen Geistes der wissenschaftliche Geist leidet, wie es allmälig zur Regel wird, nur noch Collegien des Brotstudiums zu hören etc., beklagen diese und andere Erscheinungen auch lebhaft, aber öffentlich dagegen aufzutreten und anzukämpfen wagt Niemand. Ein solcher hätte sofort die ganze Wiener Presse, diese unbestrittene Domäne des Judenthums, gegen sich.“

Bereits in meiner Schrift „über den wissenschaftlichen Missbrauch der Vivisection“ hatte ich (S. 11) bezüglich der grausamen Hundeverbrühungen, welche der jüdische Vivisector und Professor an der Universität zu Wien Dr. med. G. Wertheim *en gros* vorgenommen hat, wörtlich Folgendes bemerkt:

Im „Deutschen Universitätskalender“ von Dr. F. Ascherson (Wintersemester 1879/80) wird S. 176 Hr. G. Wertheim unter den „ausserordentlichen Professoren“ angeführt, welche „ausser dem Professoren-

Collegium“ stehen; der angekündigte Gegenstand seiner Vorlesungen ist zweimal wöchentlich: „Hautkrankheiten und Syphilis“. Es wird jedenfalls vom Publicum hieraus entnommen werden können, dass auch Mediciner, welche diese Classe von Krankheiten sogar „brieflich“ behandeln, Vivisectionen der oben mitgetheilten Art für nothwendig halten. Sollten denn die medicinischen Facultäten der deutschen Universitäten nicht lieber ihre Ehre auf dem Gebiete der Hautkrankheiten gefährdet sehen, als auf demjenigen der Vivisectionsfrage, wenn sie z. B. Anzeigen wie die folgenden lesen, die ich wörtlich dem „Leipziger Tageblatt“ vom 3. Dec. 1879 entnehme:

„Dr. Deutsch, Specialarzt für geheime Krankheiten, Berlin, Friedrichstrasse 3., Mitglied der Wiener medicinischen Facultät, heilt auch brieflich und ohne Berufsstörung: alle Geschlechts- und Hautkrankheiten u. s. w.“

Ebenso zeigt daselbst Dr. Hirsch, Berlin, Schützenstrasse 18, an: „auch brieflich heilt etc.“ Dagegen lässt „Specialarzt Dr. med. Meyer, Berlin, Leipziger Str. 91“, bereits das „auch“ fort und zeigt an: „heilt brieflich Geschlechts- und Hautkrankheiten, sowie Schwächezustände selbst in den hartnäckigsten Fällen mit stets sicherem Erfolge“.

Schämen sich denn die „medicinischen Facultäten“ der deutschen Universitäten nicht, solche Doctoren noch länger im Besitze ihrer Diplome zu lassen und „anständige Blätter“ nicht, durch Aufnahme solcher Anzeigen die „Ehre des ärztlichen Standes“ leichtsinnig zu untergraben? Sind jene „Opfer der Wissenschaft“ schon gezählt, welche in die Fallstricke solcher „Doctoren“ auch „brieflich“ fallen, und haben die Herrn Mediciner ein Recht, dem Volke zu verbieten, in seiner Hülflosigkeit zu magnetischen und Wunderkuren seine Zuflucht zu nehmen?

Herr Prof. G. Wertheim hatte offenbar bei den 30 Hunden durch Uebergiessen mit siedendem Wasser und brennendem Terpentinöl nur „Hautkrankheiten“ und „Schwächezustände“ erzeugen wollen, um die hierbei gewonnenen „Ergebnisse der Wissenschaft“ den „Mitgliedern der Wiener medicinischen Facultät“ „auch brieflich“ zum „Heile der leidenden Menschheit“ zur Verfügung zu stellen.

Bereits vor anderthalb Jahren erhob die „Neue Stettiner Zeitung“ unter der Ueberschrift „Eine Ehrensache der deutschen Presse“ folgenden Mahnruf:

„Die Zeit ist ernst und fordert ganze Männer; wenn wir aber Männer erziehen wollen, müssen wir schonungslos Radicalmittel anwenden gegen ein Uebel, eine Krankheit, einen Krebs, man nenne es wie man wolle, ein Uebel, das in unverantwortlichster Weise bei uns leider durch die Presse gross gezogen wird — gegen den Cynismus in Behandlung sexueller Dinge. . . . Es wäre furchtbar, müsste man zugeben, dass die Moralität unseres Volkes so ist, wie sie nach dem abscheulichen Annoncencynismus erscheint. Vorläufig dürfen wir hoffen, dass es ein Giftgewächs ist, das man aus Lässigkeit hat gross

werden lassen; aber gerade Giftgewächse wachsen mit erstaunlicher Ueppigkeit, und wenn wir nicht wollen, dass unsere beste Lebensluft vergiftet und mit Verderben geschwängert werde, — dann fort mit diesem Unwesen!“ (Nach der „Post“ v. 26. Juli 1878, No. 203.)

Heute erfahre ich aus der „Norddeutschen Zeitung“ vom 17. Oct. 1880 (Morgenausgabe), dass der oben erwähnte Dr. Deutsch Vorsitzender des „Ungar-Vereins“ in Berlin ist. Wie wenig man es aber unter solchen Umständen den magyarischen und slavischen Völkern verdenken kann, dass sie behufs ihrer sittlichen Reinigung „Deutschen-Hetze“ treiben, mag die folgende Mittheilung über den Dr. med. Deutsch in der oben erwähnten Nummer der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung beweisen:

„W. Der Vorsitzende des Ungar-Vereins Dr. Deutsch, welcher sich durch Schilder an seiner Wohnungsthür, resp. an seiner Hausthür als Specialist für Haut-, Geschlechts- und Magenkrankheiten empfiehlt und in diesem Sinne auch in öffentlichen Blättern inserirt, wurde vor kurzer Zeit von dem hiesigen Schöffengericht wegen Vergehen gegen §. 147 al. 3 der Gewerbeordnung zu 100 Mark Geldstrafe event. 10 Tage Haft verurtheilt. Dr. Deutsch, der allerdings Dr. med. ist, nennt sich auch praktischer Arzt. Er hat jedoch sein Diplom von Wien, nicht aber von einer Universität des deutschen Reiches, ist daher nicht befugt, hierselbst als praktischer Arzt zu fungiren. Gegen dies Erkenntniss des Schöffengerichtes legte der Verurtheilte Berufung ein und wurde dieselbe am Donnerstag vor der 1. Strafkammer verhandelt. Der hohe Gerichtshof bestätigte lediglich das erste Erkenntniss und verwarf die Berufung des Verurtheilten.“

Noch viel traurigere Erfahrungen als diejenigen, welche für Professor Mommsen die Veranlassung wurden „indiscret“ zu werden, hat bekanntlich die philosophische Facultät zu Leipzig gemacht, indem sie ahnungslos im Jahre 1876 im Mai den Kaiser-Attentäter Karl E. Nobiling, im Juli den als Schwindler zu 8 Jahren Gefängniss und fünf Jahre Ehrverlust verurtheilten polnischen Juden Simon Glattstern *rite*, also nicht *in absentia*, zu Doctoren promovirt hat.[1]) Ich erlaube mir hierbei zu bemerken, dass die Universität Leipzig es lediglich der Vorsehung zu danken hat, wenn ihr die Schmach erspart worden ist, den Verbrecher Dr. Glatt-

[1]) Vgl. Näheres in meiner Schrift „Ueber den wissenschaftlichen Missbrauch der Vivisection mit historischen Documenten über die Vivisection von Menschen“. S. 186.

stern zu ihren Privatdocenten zählen zu müssen. Denn in der That waren bereits alle Vorbereitungen von demselben getroffen worden, um sich an unserer Universität für „nationalökonomische Fächer“ zu habilitiren. Bei der persönlichen Liebenswürdigkeit des Dr. Glattstern und der freundlichen Aufnahme, welche derselbe ebenso wie Nobiling in den für die Habilitation maassgebenden Kreisen unserer Universität gefunden hatte, standen der Verwirklichung seiner Wünsche nicht die geringsten Schwierigkeiten im Wege. Nur seine Verhaftung als Schwindler in Monaco hatte ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht und das Docenten-Collegium vor dem unserer Universität drohenden Skandal geschützt.

Solche Erfahrungen müssen doch bei jedem Denkenden, dem der sittliche und wissenschaftliche Ruf unserer Universität nicht gleichgültig ist, zur Vorsicht mahnen, besonders den nach der philosophischen Doctorwürde lüsternen jüdischen Elementen gegenüber, welche durch die Charakter-Eigenschaften ihrer Rasse zur Eitelkeit und allen daraus entspringenden moralischen Verirrungen durchschnittlich mehr als die germanische Rasse prädisponirt sind. So weit es in meinen schwachen Kräften steht, bin ich bemüht, diese Vorsicht practisch zu bethätigen, wie dies der folgende Fall beweisen mag.

Gegen Ende des vorigen (Sommersemesters 1880), gerade als die philosophische Facultät und der Senat ihr lebhaftes Interesse für meine drei gleichzeitig erschienenen Schriften: „Zur Aufklärung des deutschen Volkes“, „Ueber den wissenschaftlichen Missbrauch der Vivisection“ und „Das deutsche Volk und seine Professoren“ an den Tag gelegt hatten, gelangte an unsere Facultät ein Gesuch des medicinischen Privatdocenten an der Universität Breslau, Dr. med. Gustav Joseph, um die *promotio in absentia*, und zwar auf Grund einer beiliegenden Arbeit, für deren Echtheit sich Hr. Julius Cohnheim, Professor der pathologischen Anatomie und Vivisector an der Universität Leipzig, verbürgte. Unter die bis dahin sämmtlich für die *promotio in absentia* und Erlassung des mündlichen Examens lautenden Vota meiner Collegen schrieb ich wörtlich das folgende ablehnende Votum:

„Für Ablehnung der Promotion *in absentia* und des Gesuches um Dispensation vom mündlichen Examen, welches eine willkommene Gelegenheit abgiebt, sich von der Persönlichkeit des Candidaten zu unterrichten, welche bei Ertheilung der „„höchsten Ehren““ unserer Facultät nicht absolut gleichgültig ist.

F. Zöllner.“

Ob die nach mir votirenden Collegen sich meinem vorstehenden Urtheile angeschlossen und hierdurch dem Breslauer Privatdocenten Joseph das Vergnügen vereitelt haben, vor seinem Namen eben so wie dessen College Cohn[1]) vor dem seinigen die Zeichen: „*Dr. med. et phil.*“ zu setzen, habe ich Ursache nach den Aussagen eines mir befreundeten Collegen zu bezweifeln. Der Reiz aber, seinem gedruckten Namen einen ganzen Cometenschweif von, für gewöhnliche Sterbliche unverständlichen, Buchstaben und Abbreviaturen anzuhängen, ist in England zu einer erstaunlichen Vollkommenheit gediehen. Diese Ehrenzeichen wirken auf den unkundigen Leser komisch, zu denen auch ich mich bezüglich einiger der folgenden Abbreviaturen zu rechnen habe, welche dem Namen des berühmten und hochverdienten Astronomen Sir John F. W. Herschel auf dem Titelblatte seiner populären „*Outlines of Astronomy*“ (London 1858) beigefügt sind:

„Bart., K. H., M. A., D. C. L., F. R. S. L. & E., Hon. M. R. I. A., F. R. A. S., F. G. S., M. C. U. P. S.“

Die Herren Doctoren Cohnheim, Cohn & Joseph mögen hieraus entnehmen, wie weit sie es als „deutsche“ Gelehrte noch bringen müssen, wenn sie den Engländern gegenüber nicht als Kinder erscheinen wollen. Sollte mir nun etwa die philosophische Facultät zu Leipzig meine obigen Mittheilungen als Indiscretion oder wohl gar als eine Verletzung des Amtsgeheimnisses auszulegen geneigt sein, so verweise ich dieselbe auf meine „über die sittlichen Voraussetzungen der Collegialität“ öffentlich ausgesprochenen Anschauungen,[2]) sowie auf die folgenden Worte unseres berühmten Berliner Collegen Theodor Mommsen, welcher seinen Kampf gegen die „Pseudodoctoren“ mit folgenden denkwürdigen Worten eröffnet hat:

---

[1]) Ausserordentlicher Professor in der medicinischen Facultät zu Breslau.

[2]) Ueber den wissenschaftlichen Missbrauch der Vivisection: S. 140 ff.

„Vorgänge privater Natur vor einem anderen Publicum zur Sprache zu bringen, als das sie unmittelbar angehen, empfiehlt sich im Allgemeinen nicht. Aber es können Ausnahmen vorkommen, und eine solche scheint mir derjenige Fall zu sein, den ich hier zu erörtern mich veranlasst fand.“ (Vgl. oben S. 672.)

Aber nicht blos auf dem Gebiete der Promotionsfrage hat Herr Professor Mommsen das unbestrittene Verdienst, den Glauben an die Unfehlbarkeit des Urtheils von sogenannten „gelehrten Sachverständigen“ im deutschen Volke ernsthaft erschüttert zu haben, sondern es ist ihm auch das tragische Geschick zu Theil geworden, diesen Unfehlbarkeitsglauben an seine Person und viele seiner Fachgenossen im Volke zu zerstören. Ueber die hierauf bezüglichen interessanten und für die Aufklärung des deutschen Volkes höchst beachtenswerthen Thatsachen mag zunächst der folgende Aufsatz in den Grenzboten (1876. No. 16) von Moritz Busch, des berühmten Verfassers des Buches „Graf Bismarck und seine Leute“, dienen.

Die Moabitica.

Von Moritz Busch.

Wieder einmal werden wir mit besonderem Nachdruck an drei schmerzliche Wahrheiten erinnert: es giebt viel Betrug in der Welt — Irren ist aller Menschen Loos — unser Herrgott lässt die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Auch auf dem Gebiete der Wissenschaften begegnen wir gelegentlich argen Täuschungen und keineswegs blos Selbsttäuschungen. Mit Kummer sehen wir uns von Zeit zu Zeit überzeugt, dass selbst ordentliche Professoren nicht unfehlbar sind, ja dass sogar der Verstand ganzer gelehrter Gesellschaften, ganzer Akademien gelegentlich seine schwachen Stunden hat. Die Möglichkeit von Schwindel und Irrthum auf diesen Höhen geräth aber unter den Bewohnern derselben häufig in Vergessenheit, und die Folge ist einerseits, dass grober Betrug zuweilen geraume Zeit, mitunter jahrelang, unentlarvt und unbehelligt, ja angestaunt und gerühmt sein Handwerk treiben darf, anderseits, dass sich in manchen Kreisen ein Selbstgefühl ausbildet, welches den Neid der Götter weckt. Diese pflegen in derartigen Fällen — so stelle ich mir den Hergang vor — die Nemesis zu beauftragen, dem Uebermass Einhalt zu thun und ein Exempel zu statuiren. Der weitere Verlauf der Sache ist dann etwa folgender. Ein in ungewöhnlichem Masse Unfehlbarer, dann und wann auch eine ganze hochgelehrte Körperschaft oder Freundschaft — ich vermeide respectvoll die Bezeichnung Clique — wird in Betreff einer wissenschaftlichen Frage mit völliger Blindheit und tauber Hartnäckigkeit geschlagen. Bescheidneren wird Auge und Ohr geschärft, sie sehen und sagen, was sie gesehen haben, aber anfangs ein wenig scheu und zaghaft vor dem grossen Namen und

dem massgebenden Einflusse des oder der Unfehlbaren droben, bis endlich ein Herzhafterer — die Unfehlbaren nennen ihn im Stillen einen Pietätlosen — sich einen frischen Muth fasst und von der Leber weg redet. Man hört dann einen Krach, man sieht einen bösen Fall, man bemerkt, wie eine Grösse plötzlich einschrumpft und gern noch mehr einschrumpfte, um für einige Zeit gänzlich verschwinden zu können, und unsre drei betrübenden Wahrheiten sind wieder einmal auf eine Weile zur Geltung gebracht.

Beispiele solcher oder ähnlicher Heimsuchung und Zurechtweisung treffen wir auf allen Gebieten der Wissenschaft an, namentlich aber auf dem der Urgeschichte des Orients mit Einschluss Aegyptens. Ich erinnere an Ehren Wagenfeldt's Wiederauffindung des Geschichtswerkes Sanchuniathon's, an Fourmont's Inschriftenfunde, an das famose „Buch der Wilden", mit dem sich der Gelehrtenolymp Frankreichs monatelang in einer Weise dupiren liess, über welche die übrige Welt in krampfhaftes, lang nachhallendes Gelächter ausbrach. Ich nenne ferner den „Riesen von Cardiff", ein kolossales Steinbild mit phönizischen Schriftzeichen, welches vor einigen Jahren den nordamerikanischen Gelehrten zu denken gab, und die ungefähr zu gleicher Zeit in Brasilien aufgefundene Gedenktafel der Schiffsleute des Königs Hiram von Tyrus, über welche Professor Schlottmann einem Fachblatte ersten Ranges in Ausdrücken berichten durfte, nach denen die Unechtheit dieser angeblichen Reliquie noch des Beweises zu harren schien. Noch nicht eingetreten, aber zu hoffen ist die Erhebung der Resultate, welche eine Anzahl deutscher und ausländischer Gelehrten beim Studium altassyrischer Keilinschriften gewonnen zu haben versichern, aus dem Zweifelhaften ins Unzweifelhafte, d. h. in ein Licht, in welchem sie mit allen ihren Göttern und Königen und ihrem gesammten Anhang von Turaniern und Kuschiten — ich wähle für die Sache einen vielleicht nicht genügend starken, aber artigen dänischen Ausdruck — als „Wahrheit mit Modification" erscheinen werden[1]). Wiederum einer nicht fernen Vergangenheit angehörig ist das Unglück, welches der berliner Akademie der Wissenschaften 1856 mit dem leipziger Professor und Börsianer W. Dindorf und dem Griechen und Handschriftfabrikanten Simonides begegnete, und auf das ich aus Gründen, welche sich aus dem Folgenden ergeben werden, etwas ausführlicher eingehen muss.

In dem gedachten Jahre brachte Simonides Herrn Dindorf ein Palimpsest, welches drei Bücher der ägyptischen Königsgeschichte des Alexandriners Uranios enthielt. Der Grieche erfreute sich keines reinlichen Rufes, auch andere äussere Gründe liessen das Manuscript verdächtig erscheinen. Trotzdem wurde es von Dindorf für 2000 Thaler erworben und darauf von ihm der berliner Akademie um den Preis von

[1]) Auch der Verfasser dieses Aufsatzes hat in seiner „Urgeschichte des Orients" nach Lenormant an jene Resultate, für deren Anerkennung beiläufig kräftig mit Reclamen gewirkt wird, geglaubt. Er thut, zu besserer Erkenntniss gekommen, hier Busse für diese Schwachheitssünde.

5000 Thalern zum Kauf angeboten. Dieselbe liess es von einer Anzahl ihrer Mitglieder prüfen, chemisch, mikroskopisch, kritisch und wie noch, und das Ergebniss war, dass die Akademie den Uranios für echt erklärte und den Beschluss fasste, dessen Ankauf beim Könige zu befürworten. Das erforderte einige Zeit, Herr Dindorf aber hatte Eile mit dem Gelde, und so zahlte ihm Professor Lepsius die Hälfte der verlangten Summe aus eignen Mitteln auf Abschlag. Dindorf reiste damit ab, Lepsius behielt dafür die kostbaren Pergamentblätter. Er vor Allem hatte bewirkt, dass die Collegen von der Akademie jenes günstige Urtheil über sie gefällt hatten. Jetzt aber wurden von andrer Seite Bedenken in Betreff der Handschrift bei ihm angeregt, und als er sie daraufhin sorgfältiger untersuchte, fand er, dass die Bedenklichen Recht hatten. Unter Anderm hatte der alte Grieche Uranios eine Hypothese Bunsen's, der sechszehn Jahrhunderte nach ihm geschrieben, wörtlich in seine Geschichte aufgenommen. Dazu kam, dass der strebsame Tischendorf, der immer dabei sein musste, wo Etwas für sein geräumiges Knopfloch abfallen konnte[1]), von Leipzig auf Grund von Briefen, die Simonides an einen Landsmann gerichtet, weitere Beweise lieferte, dass die Akademie einem Fälscher in die Hände gefallen war. Das Ende war, dass Lepsius mit Stieber nach Leipzig reiste und hier gerade noch zu rechter Zeit eintraf, um dem bösen Griechen, der schon seine Koffer gepackt hatte, die Dindorf'schen Zweitausend wieder abzunehmen. Sein Geld hatte man wieder, etwas Anderes aber, was manchen Leuten lieber wie Geld ist, war verloren oder doch arg beschädigt.

Die Akademie war also, wie man vielleicht auch von einer so vornehmen Körperschaft sagen darf, mit einem blauen Auge weggekommen, und blaue Augen dieser Art vergehen mit der Zeit. Demungeachtet war's eine verdriessliche Geschichte, und die berliner Herren lassen sich nicht gern an sie erinnern. Ich verdenke ihnen das nicht, meine aber, es wäre am Ende klug und nützlich gewesen, wenn sie sich selbst von Zeit zu Zeit daran erinnert und ihren Freunden davon Mittheilung gemacht hätten. Möglicherweise wäre dann ein viel schlimmeres Unglück verhütet worden, das jetzt, gerade zwanzig Jahre nach jenem ersten, den Centralpunkt der deutschen Intelligenz befallen hat, und über welches nun berichtet werden soll.

Im Jahre 1870 wurde im Gebiete des alten Volkes Moab ein mit semitischen Schriftzeichen bedeckter Stein gefunden, der nach seiner Inschrift aus der Zeit des Königs Mesa stammte. Mit dem grossen Interesse, welches diese Reliquie eines Volkslebens erregte, von dem wir bisher nur durch die Bibel wussten, verband sich die Hoffnung, mit der Zeit werde sich auf den Ruinenstätten jenes Gebietes mehr der Art finden. Diese Hoffnung erfüllte sich wunderbar rasch, wenn Professor Schlott-

[1]) Er telegraphirte, nicht an Lepsius, sondern an die „massgebende Stelle", wo verdienstvolle und hungrige Knopflöcher gespeist werden.

mann in Halle mit seinen Mittheilungen in der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft", nach denen in der Belka, nicht fern vom Fundorte des Mesasteines, eine Anzahl Figuren, Geräthe und Tafeln moabitischen Ursprungs ausgegraben und nach Jerusalem gebracht worden waren, Recht hatte. Diess schien jedoch nur insoweit der Fall zu sein, als wirklich solche Gegenstände in Jerusalem gezeigt wurden. Sachkenner erkannten auf den Inschriften derselben auch deutlich die Buchstaben des Mesasteines, aber, während diese hier in ihrer Gruppirung einen guten Sinn gaben, waren ihre Gruppen dort nicht zu enträthseln, und man wurde somit zu der Annahme gedrängt, dass sie das Werk eines Fälschers seien, der wohl die Form der moabitischen Schriftzeichen, nicht aber deren Bedeutung gekannt habe. Diese Vermuthung erhielt Nahrung durch Gerüchte, nach welchen in Jerusalem überhaupt die Fabrikation angeblicher Alterthümer betrieben wurde, und sie wurde nicht entkräftet, als Schlottmann weitere Fündlinge anzeigte; denn dieselben trugen den gleichen Mangel an sich wie die ersten. Allerdings kam dem Vertheidiger der Echtheit jener Antiquitäten, deren sich inzwischen im Laden des Buch- und Raritätenhändlers Schapira gegen tausend Stück angesammelt hatten, in Gestalt eines geistlichen Mitbürgers des letzteren anscheinend starke Hülfe. Der evangelische Pfarrer Weser in Jerusalem erklärte, selbst in Moab gewesen zu sein und mit eignen Augen gesehen zu haben, wie man Alterthümer der in Rede stehenden Gattung ausgegraben habe, und fügte hinzu, dass heutzutage kein Töpfer im heiligen Lande Dinge der Art anzufertigen vermöge. Aber wer im Orient gereist war, wusste, wie leicht unerfahrene Franken von Arabern und Griechen hinters Licht zu führen sind, der Weser'sche Reisebericht zeigte, näher beschen, dass der Verfasser desselben die zum Geprelltwerden erforderliche Harmlosigkeit in ungewöhnlichem Grade besass, und die Behauptung von dem Ungeschick der Töpfer Palästinas wurde von Leuten, die länger als Herr Weser dort gelebt hatten, in Abrede gestellt. Die Zweifler liessen sich also durch diesen Succurs nicht irre machen. Einige begnügten sich mit Kopfschütteln, andere — ich nenne Wetzstein, einen der besten Kenner der Menschen und Verhältnisse im westlichen Morgenlande — sprachen laut und unverblümt ihren Unglauben aus. Wer bisher unentschieden geschwankt hatte, musste sich auf diese Seite gedrängt fühlen, als Professor Socin in Basel nachwies, dass jener Schapira — beiläufig ein getaufter Jude — mit gefälschten Inschriften andrer Art handelte.

Herr Schlottmann blieb trotzdem seiner Sache sicher. Er wusste zu bewirken, dass die deutsche morgenländische Gesellschaft Abbildungen der Schapira'schen Moabitica auf ihre Kosten veröffentlichte, als ob deren Echtheit unzweifelhaft feststünde, und er vermittelte den Ankauf eines Theils der Originale für — das berliner Museum? — Nach dem „Reichsanzeiger" scheint es nicht so. Die General-Verwaltung erklärt hier, dass eine „Einverleibung" der moabitischen Alterthümer in das

königliche Museum „niemals stattgefunden hat“, und dass dieselben „von Anfang an durch sie und die ihr zur Seite stehende technische Commission als verdächtig zurückgewiesen worden sind“. Gut denn, also keine Einverleibung; im Gegentheil „von Anfang an“ — nicht etwa blos zu Anfang — zurückgewiesen. Gekauft aber sind sie (dem Vernehmen nach für 18—19,000 Thaler). So versichert uns in der „National-Zeitung“ der göttinger Professor de Lagarde, und so erklärt im preussischen Abgeordnetenhause der berliner Professor und Akademiker Mommsen, von dem wir überdiess erfahren, dass die Kaufsumme „aus dem königlichen Unterstützungsfond“ genommen worden, dass ferner die Erwerbung von Seiten der „Regierung“ erfolgt ist, und dass dieselbe sich dabei „auf verschiedene sachverständige Urtheile, namentlich auf das Gutachten des Nestors unsrer arabischen Wissenschaft, des Herrn Fleischer“ gestützt hat. Es ist vielleicht neugierig, wenn man gern etwas Genaueres erfahren hätte, und es wäre vielleicht hübsch, wenn man sich nicht mehr fragte: Für wen denn wurden die Moabitica gekauft, wenn nicht für das Museum? — Wer ist die „Regierung“? Doch nicht ein ungreifbarer, unpersönlicher Allgemeinbegriff, ein Pudel ohne Kern? — Von wem endlich rührten die „verschiedenen sachverständigen Urtheile“ her? Blos von Fleischer und Schlottmann? Kein Berliner dabei? Nicht auch Leute, die — nun, ich will nicht wieder an den Vorgang von 1856 erinnern. Solche Betrachtungen sehen, wie gesagt, vielleicht neugierig und am Ende gar boshaft aus, aber Liebhaber der Wahrheit und Gerechtigkeit sind nun einmal so, und mir scheint fast, als ob sie ein gewisses Recht zu solchen Fragen hätten, und als ob man wohl thäte, ihnen zu antworten, damit der Verdacht sich nicht auf Grössen richtet, die unschuldig sind an dieser ungeheuerlichen Tragikomödie.

Aber Verzeihung für diese Vorausnahme späterer Ereignisse und Aufschlüsse, und kehren wir zu unsrer Geschichte zurück. Noch waren manche Gelehrte, da die Funde aus der Belka nicht recht zugänglich und nur wenige Abbildungen der Inschriften und Figuren vorhanden waren, nicht weiter als bis zu starken Zweifeln gelangt, noch waren die Herren Weser und Schlottmann, von denen der letztere sich inzwischen an die Entzifferung der Charaktere auf seinen Schätzen gemacht hatte und einige Sätzchen herausgebracht haben wollte, dem Anschein nach vollkommen siegesgewiss, als sie und ihre Gönner am 24. Januar 1874 ein schwerer Schlag traf. An diesem Tage nämlich veröffentlichte Herr Clermont-Ganneau, damals Beamter beim französischen Consulat in Jerusalem, im „Athenäum“ das Ergebniss gewisser Nachforschungen, die er in Betreff der Moabitica in den Töpfereien der heiligen Stadt angestellt hatte. Dieses Ergebniss lautete, kurz zusammengefasst, etwa folgendermassen. Ein früherer Diener Ganneau's, eine Art arabischer Simonides, schlau, gewandt, phantasiereich, Selim el Gari geheissen, hatte die Moabitica mit Hülfe von zwei Töpfern, Abd el Baki und Achmed el Alawije, angefertigt und an Schapira verkauft.

Für unbefangene Gemüther schien es jetzt nur noch die Alternative zu geben: entweder Ganneau oder Selim ist ein Betrüger. Ganneau war eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der semitischen Alterthumskunde, ein Mann von unbezweifelter Redlichkeit und nach der Methode, mit welcher er seine Ausholung der Töpfer vorgenommen, ein guter Kenner der Menschenart und insbesondere der Denkweise des gemeinen Arabers in Palästina. Selim dagegen musste selbst nach Pfarrer Weser's Angabe in seinem Bericht über die obenerwähnte Reise nach Moab — bei welcher Selim den Bock in seiner Eigenschaft als Gärtner gespielt hatte, d. h. der Führer und Berather des Herrn Pfarrers gewesen war — als sehr bedenklicher Kunde erscheinen[1]). Kaum konnte man daher in Zweifel sein, welcher von beiden der Schuldige war.

Der Verdruss der Vertheidiger der Echtheit des noch immer durch neue Funde wachsenden Schapira'schen Lagers moabitischer Thonwaaren war begreiflicherweise grenzenlos. Fast unbegreiflich aber war, dass er in seiner Bemängelung der Ganneau'schen Enthüllungen, denen sich der ebenfalls durchaus ehrenwerthe englische Reisende Drake mit selbständig gewonnenen Erfahrungen in der Sache zur Seite stellte, auch gewisse Grenzen nicht achtete, welche gute Lebensart der Verdächtigung des Gegners zieht. Ich meine, dass man sich nicht scheute, in der „Nordd. Allgem. Zeit." vom 12. April und in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 30. April 1874[2]) die nationale Antipathie der Deutschen gegen die Franzosen auf seine Seite zu ziehen und Ganneau das Motiv des Neides und Hasses gegen die deutschen Gelehrten unterzuschieben, welche mit „kundigem Blick und geschäftlicher Gewandtheit" verhütet, dass jene

---

[1]) „Unser Selim", sagt Weser, „hatte viel Anlage zu einem arabischen Märchenerzähler." — „Mit genauer Angabe von Zeit, Ort und Person berichtete er, ein neugebornes Kind mit neun Köpfen gesehen zu haben, Jagd- und Geistergeschichten flossen wie Honig von seinen Lippen. Dabei wusste er mit genauer Kenntniss der Verhältnisse der Beduinenstämme den Leuten nach dem Munde zu reden, sie und ihre Freunde zu loben, ihren Feinden aber alles Ueble nachzusagen. Charaktervoll und wahrheitsgetreu war sein Verfahren nicht, und wir konnten wohl Bedenken haben, seinen Aussagen über die gefundenen Antiquitäten Glauben zu schenken." Es wäre gut gewesen, wenn Herr Weser diese Bedenken wirklich gehabt und sich nicht über sie mit dem Troste hinweg geholfen hätte: „Indess findet man vielfach bei Arabern dies kaum begreifliche Gemisch von List und Verschmitztheit einerseits und doch wieder Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit in wichtigen Angelegenheiten, in welchen sie sehen, dass man auf ihre Ehrenhaftigkeit vertraut." Beneidenswerthe Augen, welche Herrn Weser diese Spielart der Araber „vielfach" finden liessen! Ich bin ihr niemals begegnet und habe im Orient nie von ihr gehört.

[2]) Neuerdings, am 10. März d. J., auch in der berliner „Post".

Kostbarkeiten den Weg ins Louvre genommen hätten. Ich enthalte mich der näheren Bezeichnung dieses Verfahrens und citire nur eine Aeusserung Mommsen's in der obenerwähnten Rede vor dem preussischen Abgeordnetenhause. „Noch nie ist ein Gelehrtenstreit mit solcher Unanständigkeit geführt worden wie dieser", sagte der berühmte Gelehrte, und es ist wohl nicht zweifelhaft, auf wessen Verhalten diese Worte vorzüglich abzielten.

Noch einmal schien den Herren Weser und Schlottmann das Glück zu lächeln und der Sieg zu winken. Die preussische Regierung liess infolge der Ganneau'schen Mittheilungen die Sache durch das deutsche Consulat in Jerusalem untersuchen, und siehe da, die Verhöre der Töpfer des Franzosen fielen gegen diesen aus. Die Leute traten auf die Hinterbeine und wollten, was ihre Naivetät früher freiwillig ausgeplaudert, entweder gar nicht gesagt haben oder zu ihren damaligen Aeusserungen durch Drohungen bewogen worden sein. Selim el Gari war, so schien es nach diesen Verhören, nicht der Verfertiger der fraglichen Antiquitäten, Schapira war erst recht unschuldig, Herr Weser rieb sich vergnügt die Hände, und die moabitischen Götzen grinsten und schmunzelten wie nie, dass sie nun doch echt sein sollten. Die Zweifler waren aber damit auch nicht befriedigt und bekehrt; denn einmal hatten sie ihre innern Gründe, bei ihrer Ansicht zu verharren, und dann meinten sie, die Methode, mit der die Untersuchung geführt worden, lasse zu wünschen übrig, sie habe das Ding nicht beim rechten Ende angefasst, und es habe ihr namentlich an genügender Kenntniss des Charakters der Araber im Allgemeinen, dagegen nicht an falschen Annahmen in Betreff der beiden Hauptzeugen gefehlt.

So standen die Sachen vor einigen Wochen. Für die Echtheit der Moabitica waren, soweit man sehen konnte, nur vier Gelehrte von Fach: Weser, Schlottmann (früher Gesandtschaftsprediger in Konstantinopel), der alte wunderliche Hitzig in Heidelberg, ein Vater der allerseltsamsten Hypothesen, und der junge Professor Loth in Leipzig, der früher ein vorzügliches Buch über Ibn Sa'd geschrieben, und dessen Enthusiasmus für den „Plunder" Schapira's deshalb von der Gegenpartei lebhaft bedauert wurde. Von Fleischer's Gutachten wusste man noch nichts, und der Professor und Pastor Koch in Schaffhausen, der in den letzten Tagen mit einigen Reserven den genannten Herren beigetreten ist, befand sich damals noch in Jerusalem. Man bemerke, dass drei von den genannten Herren Pastoren sind oder waren, und man wolle sich erinnern, dass pastorale Kritik nicht immer die schärfste ist. Gegen die Echtheit waren wieder, soweit man sehen konnte, alle übrigen Gelehrten Deutschlands und des Auslandes, auf deren Urtheil etwas zu geben war, darunter vor Allem Nöldeke in Strassburg, einer unsrer ersten Kenner semitischer Sprachen und Alterthümer.

Eine in die Einzelheiten eingehende Kritik war aus dem oben angeführten Grunde bisher noch nicht erschienen. Jetzt aber traten zwei

jüngere Gelehrte, die Herren Kautsch und Socin, beide in Basel, mit einer solchen auf[1]) und bewiesen mit einer Gründlichkeit, die wenig zu wünschen übrig liess, nicht etwa blos, was sie, etwas zu vorsichtig, wie Vielen scheinen wird, allein bewiesen haben wollen, die Hinfälligkeit der bisher für die Echtheit gelieferten Beweise, sondern die absolute, durch fernere Gründe nicht zu erschütternde Unechtheit der Schapira'schen Waare. Sie konnten ihrer Untersuchung zunächst Abbildungen der in Basel befindlichen Thonsachen, dann die bisher noch nicht in die Oeffentlichkeit gelangten Schlottmann'schen Tafeln zu Grunde legen, und später fand Kautsch Gelegenheit, auch die berliner Originale zu prüfen. Beide theilten sich so in die Arbeit, dass Socin sich der Prüfung der äusseren einschlägigen Momente unterzog, während Kautsch die Probe der inneren vornahm. Der Raum d. Bl. gestattet nur einen kurzen Ueberblick über den Gedankengang und die Resultate ihres Buches.

Socin, durch mehrjährigen Aufenthalt im Orient gründlich mit den dortigen Verhältnissen vertraut, weist nach, wie verdächtig die Herkunft der Sachen aus Moab ist. Er zeigt, wie man vor Auffindung des Mesasteins im heiligen Lande nichts von Alterthümern wusste, die mit Sicherheit den alten Moabitern zuzuschreiben gewesen wären, und wie nach jener Entdeckung in Jerusalem zunächst eine Fabrik von Steininschriften entstand und bald nachher plötzlich und in ungeheurer Fülle moabitische Thonwaaren auftauchten. Die Weser'schen Expeditionen nach dem angeblichen Fundorte derselben beweisen für deren Echtheit nicht das Geringste, da sie unter der Führung eines Mannes unternommen wurden, der des Betruges höchst verdächtig ist, und da die näheren Umstände, wie sie in den Reiseberichten geschildert werden, die Möglichkeit einer Fälschung nicht ausschliessen, sondern zur höchsten Wahrscheinlichkeit erheben. Die Enthüllungen Ganneau's und Drake's machen bei der Ehrenhaftigkeit dieser Männer durchweg den Eindruck, dass sie dem wahren Sachverhalt auf der Spur sind. Die Untersuchung vor dem deutschen Consul hat nichts als ein grossartiges Lügengewebe zum Vorschein gebracht, und die auf Aussagen der Töpfer gebauten Schlüsse sind hinfällig, da hierbei die Interesselosigkeit dieser Leute vorausgesetzt wurde, die in keiner Weise erwiesen war.

Kautsch prüft zuerst die religionsgeschichtlichen Voraussetzungen, mit denen die Vertheidiger der Echtheit der Moabitica ihre Behauptungen stützen. Ein Theil der Antiken soll Götter und Göttinnen vorstellen, und Weser und Schlottmann phantasiren Allerlei von einem moabitischen Olymp, der mit dem phönicischen verwandt gewesen, von einer Astarte, einem Baal Peor, der durch wollüstige Orgien verehrt worden, von einem Natur- und Gestirndienste der Moabiter u. dgl. Dem gegenüber zeigt Kautsch in zwingender und unanfechtbarer Weise, dass das Alte Testa-

[1]) Die Aechtheit der moabitischen Alterthümer geprüft von Prof. E. Kautsch u. Prof. A. Socin. Strassburg, Verlag v. K. J. Trübner, 1876.

ment nur einen einzigen moabitischen Gott, den Kemosch, kennt, und dass wir auch von diesem nichts weiter wissen, als dass er vorzüglich auf Höhen und durch Menschenopfer verehrt worden ist. Was darüber hinausgeht, ist nichts als Hypothese.

Den stärksten Beweis gegen die Echtheit der Thonwaaren liefert die Prüfung der paläographischen Voraussetzungen, auf die jene sich stützt. Kautsch beantwortet hier die Fragen: Wie steht es mit dem oder den Alphabeten, die bei den Inschriften auf den Figuren und Geräthen verwendet worden sind? Wie steht es mit dem paläographischen Befund hinsichtlich der einzelnen Buchstaben? — Wie steht es mit der Möglichkeit der Entzifferung und den schon vorliegenden Versuchen dieser Art? Die Antwort auf die erste Frage lautet kurz gefasst: die Inschriften zeigen vorwiegend das Alphabet des Mesasteins, aber in so nachlässiger Ausführung, wie es auf diesem nicht vorkommt. Manche Buchstaben sind bald nach der linken, bald nach der rechten Seite gewandt, andere stehen auf dem Kopfe, einmal begegnen wir sogar einer durchgängigen Umkehrung der ganzen Inschrift. Endlich finden sich dazwischen Zeichen, die sonst nirgends existiren, also reine Phantasiebuchstaben sind. Daneben treffen wir Inschriften, die in andern Charakteren abgefasst sind, nämlich in solchen, die in nabatäische (einst im alten Petra üblich), und solchen, die an himjaritische (südarabische) erinnern. Dieselben leiden an demselben Mangel wie jene, die Buchstaben sind auch hier ein krauses Gemisch von Seltsamkeiten und Unbegreiflichkeiten. Die zweite Frage endet in ihrer Erörterung mit dem Resultat: Der Verfertiger der Inschriften hat von der Sprache, um die es sich handelt, nichts gewusst; denn er hat gewisse Buchstaben viel seltener, andere viel häufiger gebraucht, als es in den semitischen Dialekten Regel ist, von denen wir hier einen vor uns haben müssten. Der Buchstabe Beth, der sonst gerade auf Inschriften häufig vorkommt, da er zu dem Ben (Sohn) oder Bath (Tochter) vor Eigennamen gehört und in der Präposition be (in) steht, fehlt beinahe ganz. Dagegen wimmeln die Inschriften förmlich von Kehllauten. Es kann nicht Zufall, es muss die Unwissenheit eines Fälschers sein, „wenn in angeblich semitischen Inschriften unter 1443 Consonanten nahezu ein Drittel in die Gruppe der Gutturalen gehört, welche im Alten Testamente mit 16,41 % vertreten sind. Hier handelt es sich nicht mehr um einen täuschenden Schein des Zufalls, sondern um den schlagenden Beweis einer Thatsache, der Thatsache nämlich, dass sich der Fälscher nothwendig auf einem Gebiete verrathen musste, wo ihm der Gedanke nicht leicht kommen konnte, sich durch schlaue Manipulationen vor dem Erweis der Unechtheit zu schützen. Während er seiner Vorliebe für die schönen Ringe des Ajin und für die charakteristischen Formen des Chet He Aleph freien Lauf liess, dachte er nicht im Entferntesten an die Möglichkeit, dass hinterher jemand diese schönen Ringe zählen, und die Anbringung derselben mit 6,99 % gegen 2,47 im Alten Testament gar zu verschwenderisch finden möchte.“ Die dritte Frage wird dahin beantwortet: aus keiner

einzigen Inschrift ist ein auch nur halbwegs befriedigender Sinn zu gewinnen. Die Ergebnisse der Bemühungen Schlottmann's nach dieser Richtung hin sind so dürftig und unsicher ausgefallen, dass der Glaube sämmtlicher Heiligen und Märtyrer der Christenheit nicht ausreichen würde, wenn man meinen sollte, dass hier das Richtige getroffen oder dass überhaupt ein Sinn vorhanden sei. „Legt ihr nichts aus, so legt was unter", und zur Noth lässt sich allerdings gelegentlich einer Gruppe altsemitischer Buchstaben, wo die Vocalzeichen fehlen, keine Worttrennung sichtbar und bei den einen Ring bildenden Inschriften nicht einmal der Anfang des Ganzen bezeichnet ist, ein gewisser Sinn beilegen. Kautsch giebt (S. 145) scherzend eine solche Lesung, indem er, wo Hitzig: „Er komme und freue sich der Gabe Deines Freundes" übersetzt hat, mit ebenso viel oder mehr Recht: „Habe Gefallen an mir, und aufhören wird Belastung" herausbringt. Auch Nöldeke[1]) rühmt sich, dass es ihm gelungen, in dieser Weise Inschriften aufs schönste zu deuten. Er setzt jedoch sogleich hinzu: „Nun kennen wir aber doch nachgerade genug altsemitische Inschriften, um ein gewisses Gefühl dafür zu haben, was als Inhalt solcher möglich ist und was nicht."

Betrachten wir schliesslich mit Kautsch die Moabitica vom archäologischen Gesichtspunkte, so gelangen wir zu folgenden Ergebnissen. Der grösste Theil der Thonwaaren hat die Ziegelfarbe der gegenwärtig in Palästina gemachten unglasirten Erzeugnisse der Töpferei. Der durchaus moderne Eindruck dieser Klasse der angeblich dem grauen Alterthum entstammenden Thonsachen, zu welcher fast alle grösseren Vasen, die Lampe, auf der sich die von Hitzig mit Scharfsinn entzifferte Inschrift und verschiedene Figuren befinden, steigert sich noch durch das Fehlen jeglicher Spuren von Verwitterung, durch die recenten Bruchflächen bei einigen der dickeren Täfelchen und durch die scharfen Ränder sowohl der eingegrabenen Buchstaben als der Lippen und Augenlider. Eine zweite weit kleinere Kategorie macht auf den ersten Blick einen antikeren Eindruck, indem an die Stelle des hellen Roth ein schmutziges Grau tritt, das auf einen gewissen Grad von Verwitterung zu deuten scheint. Sieht man jedoch schärfer zu, so zeigt sich, dass das Material dasselbe wie bei den eben beschriebenen Stücken ist, und die Farbe nur von Beschmierung mit feuchter Erde herrührt. Etwas älter sehen eine dritte und eine vierte Kategorie aus, von denen die eine aus weichem, die andere aus härterem grauem Sandstein geformt ist. Beide sind nur durch wenige Exemplare vertreten. Sehr alt endlich scheinen einige der grössten Götzenfiguren zu sein. Die Masse ist hier ein fester grauer Thon, die betreffenden Stücke sind fast alle irgendwie zerbrochen und theilweise mit einem schwarzen Kitt, vermuthlich Judenpech, wieder zusammen geleimt. Wo der Bruch selbst deutlich zu sehen ist, zeigt er nirgends zusammenpassende schärfere Flächen, die letzteren sind vielmehr rissig, unregelmässig und von einer

[1]) Deutsche Rundschau, 2. Jahrg. Heft 6. S. 450.

Farbe, als ob sie nach dem Bruche einer sehr langen Verwitterung ausgesetzt gewesen wären. Die Frage ist hier nur, ob die Gewinnung eines so auffallend alterthümlichen Aussehens innerhalb einer kurzen Zeit technisch möglich sei, und diese Frage ist Herrn Kautsch — ich muss annehmen von einem Sachverständigen — bejaht worden.

Das allerbedenklichste Kopfschütteln nöthigt die Art und Weise ab, wie diese fast durchgehends leicht zerbrechlichen Thon- und Sandsteinsachen sich erhalten haben sollen. Sie sind nicht in Hohlräumen, Gräbern oder verschlossenen Höhlen gefunden, sondern aus lockerem Boden in einer Gegend ausgegraben worden, wo sie der Feuchtigkeit, dem Druck von Menschenfüssen, gelagerten Heerden u. dgl. ausgesetzt waren. Moab ist keineswegs immer eine menschenleere Wüste gewesen, und die Behauptung: es regne dort nicht, ist grundlos. Die Fundorte sind in gerader Linie keine acht Meilen von Jerusalem entfernt, wo es häufig regnet, mehrere Reisende haben in Moab starke Güsse erlebt, und ich selbst sah 1859 zu Ostern vom Ufer des Todten Meeres aus über den Bergen nach Madeba hin die Sonne „Wasser ziehen". Es wäre fast ein Wunder, wenn sich unter diesen Umständen circa 30 Urnen zwei bis dritthalb Jahrtausende „so tapfer gehalten hätten, dass sie den Beschauer von den Brettern der berliner Sammlung so wohlgemuth ansehen wie die Töpfe einer neuen Kücheneinrichtung".

„Welcher Töpfer zwischen Dan und Bersaba", ruft Herr Weser aus, „einzelne der höchst kunstvollen Lampen und Urnen verfertigen sollte, ist uns ein ungelöstes Räthsel." Die alten Moabiter aber sollen laut geschichtlichen Zeugnissen vorzügliche Töpfer gewesen sein. Kautsch giebt zu, dass einige der Urnen geschmackvoll sind, das „Räthsel" Weser's aber hat er und Socin einfach damit gelöst, dass sie sich selbst an die Verfertigung von Thonfiguren machten und trotz ihrer gänzlichen Ungeübtheit im Modelliren „in kürzester Zeit die erwünschtesten Resultate erzielten". Geschichtliche Zeugnisse für die Töpferkunst der alten Bewohner Moabs endlich giebt es nicht.

Entsprechen die Thonwaaren der Analogie anderer kanaanitischer Götzenbilder? Herr Schlottmann nimmt die Existenz solcher Götzenbilder an und denkt an gewisse Idole in Cagliari, die phönicischen Colonisten auf der Insel zugeschrieben wurden. Dieselben gehören indess in das fünfte oder sechste Jahrhundert n. Chr., und sie sind zwar plump und roh wie die pseudomoabitischen Götzen Schapira's, haben aber entschieden, was diese nicht haben, „jenes unbeschreibbare Etwas, was man eben Stil nennt — eine gewisse Seltsamkeit, die auf den Beschauer frappirend wirkt und den Eindruck einer anders gearteten Culturwelt auf ihn macht." „Mit wenig Ausnahmen grinst uns in den Moabiticis jene nichtssagende stillose Plattheit an, in der man schwer umhin kann, den Stempel des Modernen zu finden." Die Figuren sind zum Theil sehr obscön, und es wäre möglich, dass die Moabiter in geschlechtlichen Dingen roher empfunden hätten als ihre Nachbarn in Kanaan, aber der Hinweis auf die vielbrüstigen

Göttinnen, auf den Phallusdienst und auf zwitterartige Gebilde reicht zur Erklärung dieser Obscönitäten nicht hin. Jene Dinge beruhen auf dem Bestreben, eine höhere Symbolik auch sinnlich darzustellen, und erhalten dadurch eine Art Weihe. Die Obscönitäten der Thonwaaren aber sind zum Theil roh und gemein schlechthin, und lassen eine solche Erklärung nicht zu.“ Oder kann uns einer der Vertheidiger der Echtheit dieses Zeugs vielleicht die Figur 4 der unserer Schrift beigegebenen Tafel erklären? Ein Ding, das ein Molch sein könnte, wenn der Verfertiger es nicht allzudeutlich als Weib bezeichnet hätte, sitzt auf einem Geschirr, welches auch die auf ihm angebrachten sieben heiligen Punkte nicht vor dem Verdachte retten, für Bedürfnisse bestimmt zu sein, die Götter nicht kennen und Menschen nicht in Tempeln befriedigen. Ein semitisches Volk hat diese Fratze nicht als Emblem seines Götzendienstes gebildet, sondern sie ist „der Ausfluss einer verdorbenen modernen Phantasie, die zu dem Betrug auch noch die freche Verhöhnung der glücklichen Finder hinzugefügt hat“, und sie kann, wenn sie überhaupt einen Sinn hat, nur ein Sinnbild — des Schöpfungsactes der Moabitica sein sollen.

Die andern Proben, welche die Tafel zeigt, sind ebenfalls entschieden modernen Charakters. Figur 1 ist oben offenbar eine Karrikatur Napoleon's des Dritten, unten eine Stockkrücke. Bei Figur 2 hat der Verfertiger unzweifelhaft an einen Mönch gedacht. Nr. 3 ist eine ganz moderne Büste, Nr. 5 unleugbar eine Tabakspfeife mit sogenanntem Schwanenkopf, Nr. 7 eine Moabiterin, welche die Fülle ihres Oberleibs in einer Schnürbrust verwahrt, Nr. 8 und 9 sind modische Stiefeletten oder Gamaschen mit seitlicher Gummieinlage.

„Antiquitäten dieser Art“ — so schliesst unser Buch — „sind nur durch zwei Mittel vor dem Vernichtungsurtheile zu retten: eine Entzifferung der Inschriften von solcher Zweifellosigkeit, wie sie uns z. B. auf dem Sarkophag des Eschmunazar entgegentritt, und sodann einen technischen, insbesondere chemischen Beweis von eben solcher Unanfechtbarkeit“. Bis diese Beweise erbracht seien, meint Professor Kautsch, seien die moabitischen Thonwaaren „hinsichtlich ihrer äusseren und inneren Beglaubigung ein ungelöstes Räthsel“.

Ich gehe, wie oben bemerkt, weiter und finde mit Nöldeke das Räthsel gelöst, wenn auch Koch in den letzten Tagen einige der Zweifel der hier ihrem Hauptinhalt nach besprochenen Schrift völlig oder doch einigermassen entkräftet und mehrere von den weniger wichtigen Behauptungen der Herren Socin und Kautsch widerlegt hat.[1])

Ehe wir einen Blick auf diese neue Erörterung des Gegenstandes werfen, erwähne ich des erheiternden Zwischenfalls, dass einer der Kritiker des „Athenäum“ das Buch von Socin und Kautsch in der Nummer

---

[1]) Moabitisch oder Selimisch? Die Frage der moabitischen Alterthümer neu untersucht von Adolph Koch, Professor in Schaffhausen. Stuttgart, Schweizerbart, 1876.

dieses Blattes vom 26. Februar mit Entrüstung als eine Vertheidigung der Echtheit der Schapira'schen Thonwaaren heruntermacht. Der Gute kann nicht annehmen, dass Gelehrte wie die Genannten, „bewusst die Hand dazu bieten würden, solche Fälschungen herauszustreichen"; „eher möchte er glauben, dass sie bei gänzlicher Unkunde von jeder Form der Archäologie von Herrn Schlottmann bezaubert worden seien." Er will von dem Buche „nicht unfreundlich sprechen", hofft aber, „man werde ihm zu sagen erlauben, dass er selten einem so merkwürdigen Beispiele übelangewendeter Gelehrsamkeit begegnet." Der gute Mann hat natürlich von der Schrift nicht eine Zeile ausser dem Titel gelesen und ist auf die „Aechtheit" in letzterem reingefallen. Die Geschichte gehört gleich neben die vom Theaterrecensenten, der ein Stück herunterriss, welches an den Ecken angekündigt worden war, dann aber nicht aufgeführt wurde.

Das Buch Koch's ist mir noch nicht zur Hand, ich habe vor mir aber Recensionen desselben von Nöldeke (Liter. Centralbl. Nr. 13) und Socin (Ausland Nr. 13), die mir vorläufig genügen. Enthält jenes mehr von Werth, was hier unbeachtet geblieben ist, so wird ein berichtigender oder ergänzender Nachtrag folgen. Nach meinen beiden Gewährsmännern hat Koch nachgewiesen, oder doch der Wahrscheinlichkeit nahe gebracht, dass Selim El Gari nicht schuldig oder doch nicht in der Weise schuldig ist, als Socin annahm. Damit aber wäre noch lange nicht dargethan, dass hier kein Betrug vorliegt; denn, wie uns gerade Koch wieder recht deutlich zeigt, wimmelt es in Palästina von Betrügern und Betrogenen aller Art. Er führt den Beweis, dass gewisse, angeblich moabitische Steininschriften allesammt, nur die des Mesa ausgenommen, gefälscht sind. Die wichtigsten dieser Inscriptionen tragen aber in Schrift und angeblicher Sprache wesentlich denselben Charakter wie die auf den Thonwaaren, nur dass bei diesen die bedenklichen Züge noch stärker hervortreten. „Werden nun nicht schon dadurch diese Thonsachen in das verdächtigste Licht gebracht?" fragt Nöldeke. Socin glaubt jetzt, dass die Verfertiger der Thonwaaren andere gewesen sind, als die der Steininschriften, aber mit dem Resultate von Koch's Untersuchung, dass zwischen beiden kein Zusammenhang existire, kann er sich „durchaus nicht einverstanden erklären". Die Sinnlosigkeit der Inschriften auf den Thonwaaren, einer der Hauptgründe gegen deren Echtheit, erkennt Koch an. Das fadenscheinige Auskunftsmittel, dass behauptet wird, jene seien zwar in semitischen Charakteren, aber in einer nicht semitischen Sprache geschrieben, verschmäht er zwar, aber nur, um ein anderes zu gebrauchen, die ebenfalls schon vorgebrachte Vermuthung sinnloser Zauberformeln. „Damit aber lassen wir uns längst nicht mehr abspeisen," sagt Socin. Die paläographischen Bedenken versucht Koch vergeblich zu beseitigen. Die auffallende Gestalt einzelner Buchstaben und noch mehr der stillose Gesammtcharakter bleibt bestehen. Wenn Koch die Stillosigkeit der Figuren damit erklären will, dass er meint, die Moabiter seien ein völlig rohes Geschlecht gewesen, so wird das von Nöldeke mit vollem Rechte als

entschieden falsch zurückgewiesen, da jene ein sesshaftes Volk waren, das in festen Städten wohnte und geregelte Staatseinrichtungen hatte. Wären sie aber auch so wenig gesittet und gebildet gewesen wie Eskimo oder Fidschi-Insulaner, so bleibt es doch dabei, dass, während Zeichnungen und Schnitzwerke selbst bei diesen eine gewisse Festigkeit in der Behandlung der Formen, d. h. Stil zeigen, wir in diesen Thonfiguren einer rein individuellen Verbindung kindischen Ungeschicks, wunderlicher und theilweise schmutzig gemeiner Einbildungskraft und augenscheinlicher Nachahmung fremder Vorbilder begegnen. Auch die noch in Jerusalem befindlichen Pseudomoabitica haben nach Koch's Bericht unter sich eine Menge Zeug, welches einer Bordellphantasie entsprungen sein muss.

Statt mit der Moral dieser Geschichte, die ich dem Gebrauch zuwider an die Spitze derselben gestellt habe, schliesse ich mit zwei Fragen: 1) Dieser Plunder, wie ich jetzt ohne Anführungszeichen mit de Lagarde sage, ist in Berlin mit öffentlichen Geldern angekauft worden, und erst spät erfuhren wir, nicht für das Museum. Warum liess man denn Europa Jahre lang in dem Glauben an diesen Ankauf? 2) Die „Regierung" hat ausser andern Autoritäten auf dem Gebiete semitischer Forschung unsern „Nestor" in Leipzig um seine Meinung befragt. Gut, aber sind denn die berliner Orientalisten so ohne allen Einfluss, dass sie die compromittirende Erwerbung des Quarks, nachdem die Frage vorher soviel ventilirt worden, nicht hindern konnten, oder existirt wirklich in Berlin niemand, der sich rechtzeitig ein Urtheil bilden und warnen konnte? U. A. w. g."

Ehe ich die weitere Entwickelung der „moabitischen Frage" in den „Grenzboten" und im Hirzel'schen „Neuen Reich" verfolge, sei es mir gestattet, meinen Lesern zunächst eine Probe von den Charaktereigenschaften zu geben, welche zur Erwerbung solcher kostbaren Schätze des jüdischen und ägyptischen Alterthums für deutsche Professoren erforderlich sind. Ich wähle hierzu den folgenden belehrenden Aufsatz, welchen unser Königliches Amtsblatt, die Leipziger Nachrichten v. 23. Sept. 1880 (Beilage) aus der Wiener „Neuen Freien Presse" wörtlich wie folgt abgedruckt hat:

„Wie Prof. Georg Ebers in den Besitz des Papyrus kam."

„In der „N. Fr. Pr." widmet Max Wirth dem kürzlich verstorbenen Eduard Hallberger einen längeren Feuilleton-Artikel, welcher u. a. eine Schilderung der auf dem Hallberger'schen Schloss Tutzing am Starnberger See geübten Gastfreundschaft enthält. Wir heben aus dieser Schilderung den folgenden interessanten Abschnitt heraus:

. . . . Der glänzendste Gesellschafter an der Tafel, welcher das lebhaft hin- und herwogende Gespräch beherrschte, war Georg Ebers, der, in seiner schönsten Mannesblüthe durch eine Erkältung gelähmt, nur unter-

stützt und mit Hülfe eines Stockes gehen kann, aber die volle Frische des Geistes bewahrt hat und in seiner schönen, männlichen Erscheinung einen überaus angenehmen Eindruck macht. Ebers theilte uns mit, dass er wegen seines Leidens genöthigt sei, gleich Alexander v. Humboldt auf dem Knie zu schreiben, und dass er gegenwärtig die letzte Hand an einen egyptischen Roman lege, mit welchem er diesen Stoff für immer verlassen wird, um andere Zeiten und Länder zum Schauplatze seiner Dichtungen zu wählen, welche ihm durch Reisen und Vorstudien geläufig sind. Der nächste Roman wird in der römischen Kaiserzeit spielen, und sodann werden einige Stoffe aus der interessantesten Zeit der niederländischen Geschichte dienen. Es lässt sich nicht läugnen, dass Ebers gut zu wählen versteht.

Ueberaus humoristisch wusste Ebers die Geschichte seines Papyrus-Fundes auszumalen, um dessen Einzelheiten ich ihn gebeten hatte. Obwohl vierthalbtausend Jahre alt, gehört bekanntlich dieser Papyrus, welcher jetzt auf der Leipziger Bibliothek, in gleichmässige Blätter zerschnitten, zwischen je zwei Glastafeln aufbewahrt wird, zu den am besten erhaltenen und wichtigsten, welche auf uns gekommen sind; denn er enthält ein vollständiges Lehrbuch der Heilkunde und würde vielleicht sogar heute noch von praktischem Nutzen sein, wenn es gelingen würde, die Pflanzennamen zu entziffern, was bei der Uebersetzung und Herausgabe dieser Handschrift noch nicht der Fall. Georg Ebers hatte sich mehrere Monate in Theben in Ober-Egypten aufgehalten und die Bekanntschaft eines alten Kopten gemacht, der ihm öfters alte Fundgegenstände aus den egyptischen Ruinen und Gräbern zum Kaufe anbot, die er aber regelmässig zurückgewiesen hatte. Eines Tages stellte ihn der Mann darüber zur Rede, warum denn gar kein Geschäft mit ihm zu machen sei: „Weil Du mir lauter Schnick-Schnack anbietest, der für uns kein Interesse hat.“ — „Ich hätte wohl etwas, o Weiser des Abendlandes,“ sagte der alte Mann, dem Gelehrten näher rückend und seine Stimme zu einem Flüstern dämpfend, „wonach Deine Seele dürstet, allein ich musste erst Deinen Charakter studiren, ob Du auch des Vertrauens würdig; nun, ich sehe, Du bist der Freund der grossen Scheikhs und Paschas der Franken, und wenn Du reinen Mund hältst, sollst Du am Ziele Deiner Wünsche sein.“ In Wahrheit ist nämlich der Verkauf und die Ausfuhr alter Manuscripte von der egyptischen Regierung bei strenger Strafe verboten. Jeder in neuentdeckten Grabkammern gefundene Papyrus muss dem Staate gegen eine sehr geringe Entschädigung abgeliefert werden, und da die europäischen Gelehrten ebenso wissbegierig wie die Kopten habgierig sind, so werden solche Geschäfte im Geheimen abgemacht. Als der Kopte, zu Hause eingeschlossen, dem deutschen Gelehrten den Papyrus aus dem Versteck hervorholte und dieser die Rolle theilweise entfaltete, musste er alle Selbstbeherrschung aufwenden, um seine Aufregung nicht zu verrathen, weil durch solche äussere Zeichen der Werth des Fundes in den Augen des geizigen Kopten sich über die Massen steigern musste. Ebers hatte nämlich auf den ersten Blick er-

kannt, dass er einen Originalfund ersten Ranges vor sich hatte. Auf der Rückseite des Papyrus entdeckte er einen Kalender, den er bereits in einer Fachzeitschrift abgedruckt gesehen hatte; er wusste, dass ein Amerikaner schon längere Zeit in Theben — wahrscheinlich im Auftrage irgend einer Anstalt — sich aufhielt, und erfuhr, dass derselbe den Papyrus bereits gesehen hatte. Von diesem musste also die Abschrift herrühren; deshalb war keine Zeit zu verlieren, wenn Ebers der Papyrus nicht vor der Nase weggeschnappt werden sollte.

Er fragte also mit möglichster Gleichgiltigkeit nach dem Preise, und als ihm der Kopte eine Summe nannte, welche mehrere tausend Pfund Sterling betrug, so bot er ihm nach der im Oriente üblichen Handelssitte die Hälfte. Als der Alte sofort seinen Papyrus forttrug und die Unterhandlungen abbrach, entschloss sich Ebers, um den Kopten mürbe zu machen, mit seinem Nilboote einen vierwöchentlichen Ausflug nach Ober-Egypten zu unternehmen. Gerade am Tage, an dem er von dieser Reise zurückkehrte, sah er, in der Nähe von Theben angelangt, in der Ferne einen Dampfer, der von Kairo heraufkam. Da derselbe Europäer und Concurrenten beherbergen konnte, so versprach Ebers seinen Leuten ein Extra-Trinkgeld in Gestalt eines Lammes, damit sie alle Kräfte aufböten, um vor dem Dampfer anzulangen. Er verfügte sich ohneweiters zu dem Kopten, bei dem er, um eine Ausrede zur Hand zu haben, seine in seiner Abwesenheit anlangenden Briefschaften hatte abgeben lassen. Er wartete mit kaum zu verbergendem Herzklopfen auf einen neuen Antrag des Mannes, da er wohl wusste, dass dessen Forderung noch mehr sich steigern möchte, wenn er zuerst das Geschäft wieder anregen würde. Er hatte sich keiner vergeblichen Hoffnung hingegeben, denn der Alte, welcher glücklicherweise von der bevorstehenden Ankunft des Dampfers noch nichts wusste, rückte wirklich mit der Frage heraus: „Nun, Stern des Abendlandes, ist Dir Dein Mammon doch lieber als die Weisheitsschätze des alten Egyptens?“

Ebers ergriff nun die Gelegenheit beim Schopfe und machte dem Alten ein neues Gebot, welches, um nicht dessen Verdacht zu erregen, obwohl bedeutend höher, doch die erste Forderung nicht ganz erreichte. Als der Araber aber darauf erwiederte: „Eigentlich sollte ich tausend Goldstücke mehr fordern, denn um diesen Preis hätte ich meinen Schatz schon an einen Amerikaner verkaufen können“, da schlug Ebers ohneweiteres zu.

Die Hauptschwierigkeit war jetzt, den Kauf rechtskräftig zu machen und sich in den Besitz des Papyrus zu setzen, da Ebers die bedeutende Kaufsumme, welche in Gold entrichtet werden musste, nicht bei sich führte. Ebers bot dem Araber fünfhundert Pfund baar in Gold und für den Rest Wechsel auf Kairo an, allein der Alte ging nicht darauf ein, und Ebers verliess dessen Haus in einem Zustande, der an Verzweiflung grenzte.

Wie um den letzten Rettungsanker zu ergreifen, stürzte er nach dem Ufer des Nils, wo das Dampfboot eben angelegt hatte. Unter den Reisenden, welche soeben an's Land stiegen, erblickte er glücklicherweise einen

Bekannten aus Deutschland, den er ohne Weiteres mit den Worten begrüsste: „Haben Sie viel Geld bei sich?“ um dem Erstaunten erst nachher die Ursache dieser vom Zaune gebrochenen Frage zu erklären. Dieser wusste sofort Rath. Zwar reichte seine eigene Baarschaft nicht aus, um die bedeutende Summe voll zu machen, allein auf dem Dampfschiffe hatte sich ein Schweizer mit befunden, der sich darüber beklagte, dass er für einen Ausflug nach Ober-Egypten eigentlich zu viel Gold mitgenommen.

Das nennt man einen Glücksfall. In unverhofft kurzer Zeit sah sich Ebers so in Stand gesetzt, den Kopten auszuzahlen und den Papyrus in Empfang zu nehmen. Er verpackte denselben und fuhr spornstreichs in seiner Nilbarke nach Kairo, in unaufhörlicher Angst, der tschibukrauchende Steuermann möchte einen Brand stiften, dem der Papyrus zum Opfer fallen könnte. Der Schatz kam aber wohlbehalten in Kairo an und wurde ebenso glücklich auf diplomatischem Wege aus dem Lande geschmuggelt. Als Ebers einige Wochen später wieder nach Theben kam und dem Kopten begegnete, sah derselbe wie von der Gelbsucht ergriffen aus, und als ihn Ebers nach seiner Gesundheit befragte, streckte dieser ihm die Zunge entgegen, denn er schien diese Frage für eine Verhöhnung zu betrachten. „Du schamloser Beutelschneider,“ schimpfte er, „eine halbe Stunde nachdem Du fort warst, hatte der Amerikaner mir einen Engländer gebracht, der mir doppelt so viele Goldstücke geben wollte als Du.“ In der That war es kein Geringerer als ein Director des britischen Museums, welcher auf den Ruf jenes Amerikaners auf dem Dampfer herbeigeeilt und dem Ebers glücklich zuvorgekommen war.“

Sollte sich der Senat der Universität Leipzig veranlasst fühlen, in der vorstehenden Darstellung über den Erwerb des Papyrus Ebers eine Beleidigung des Professors Ebers zu erblicken, so erlaube ich mir zu bemerken, dass alsdann die vorgesetzte Behörde, bei welcher jene Beschwerde anzubringen wäre, nicht das Königliche Cultusministerium in Dresden, sondern die Königl. Kreishauptmannschaft in Leipzig ist, welcher hinsichtlich des „guten Tones“ die Leipziger Nachrichten als „Königliches Amtsblatt“ unterstellt sind. Jedenfalls würde dann der Senat den Bescheid erhalten, dass der erste Paragraph des deutschen Reichs-Press-Gesetzes wie folgt lautet:

„Die Freiheit der Presse unterliegt nur denjenigen Beschränkungen, welche durch das gegenwärtige Gesetz vorgeschrieben oder zugelassen sind.“

Ob diese hier erwähnten Beschränkungen nicht innegehalten sind, darüber hat weder das Cultus-Ministerium noch der Senat der Universität Leipzig zu entscheiden, sondern lediglich die für Pressvergehen competenten öffentlichen Gerichte.

Dass der Urgrossvater unseres berühmten Egyptologen und egyptischen Romanschreibers der durch Prägung der Ephraimiten unvortheilhaft bekannte Münzpächter Friedrichs des Grossen mit Namen Ephraim war, hat mein College Ebers selber mit grösster Unbefangenheit bereits vor Jahren in unseren akademischen Kreisen erzählt, der deutlichste Beweis dafür, dass ein so hochgebildeter Gelehrter nichts Beleidigendes in seinem Stammbaume sieht und über die jüdischen Vorurtheile des alten Testamentes erhaben ist, nach welchen die Sünden der Väter heimgesucht werden sollen an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied. Die logische Widersinnigkeit einer solchen Drohung wird doch jedem „Manne der Wissenschaft" von selbst einleuchten, wenn er sich die bekannte Ermahnung, möglichst vorsichtig in der Wahl seiner Eltern zu sein, philosophisch zergliedert.

Nach diesem kleinen Abstecher nach Egypten kehre ich wieder nach Jerusalem zu Herrn Mommsen und den von ihm irrthümlich befürworteten Ankauf der gefälschten Moabitica für ungefähr 20000 Thaler zurück. Hr. Moritz Busch hatte seinen letzten Aufsatz mit der freundlichen Abbreviatur u. A. w. g. geschlossen. Schon die beiden nächsten Hefte der Grenzboten No. 17 und No. 18 1876 bringen folgende Antworten:

„Eine Berichtigung und einige Fragen."

„Wenn es im Allgemeinen verdriesslich ist, sich berichtigen zu müssen, so giebt es doch auch solche Berichtigungen, wo sich dem Schmerze Befriedigung, ja lebhafte, herzliche Freude beimischt, und ein solcher angenehmer Fall ist der folgende:

In dem Artikel über die Moabitica (Nr. 16 der Grenzb.) hiess es auf Grund einer Aeusserung des Herrn Professor Mommsen im preussischen Abgeordnetenhause, Herr Professor Fleischer in Leipzig habe sein Gutachten für die Echtheit jenes Plunders abgegeben. Man durfte jene Aeusserung, so auffallend sie war, nicht wohl bezweifeln, obschon inzwischen einige räthselhafte Dinge vorgekommen waren. Etliche Tage nach der betreffenden Rede Mommsen's, am 21. März, hatte Professor Fleischer im „Leipziger Tageblatt" erklärt, dass er jenem „im Vertrauen auf seine Ehrenhaftigkeit" eine Berichtigung der von ihm gethanen Aeusserung zur Veröffentlichung eingesendet habe. Am 24. März hatte Fleischer in demselben Blatte ferner erklärt, dass er infolge einer von Mommsen erhaltenen vertraulichen Aufklärung über die Gründe und

Zwecke von dessen Vorgehen auf eine der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft und ihm persönlich zu gebende öffentliche Genugthuung verzichte. Am 25. März meldete Mommsen diess in der „National-Zeitung“ dem Publikum, indem er die nachstehenden orphisch dunkeln Bemerkungen folgen liess:

„Da einmal das schwere Wort „Ehrenhaftigkeit“ in dieser Angelegenheit ausgesprochen worden ist, glaube ich diese Erklärungen hier wiederholen und hinzufügen zu müssen, dass Herr Fleischer, nachdem ihm meine Aeusserungen in correcter Form vorgelegen hatten, die thatsächliche Richtigkeit meiner Angaben vollständig anerkannt hat, und meine vertraulichen Mittheilungen, wie er diess selbst sagt, lediglich den Zweck hatten, die Gründe und Zwecke meines Vorgehens ihm darzulegen und es zu rechtfertigen, dass ich eine so hochverdiente Gesellschaft und einen so hochgeachteten Namen in dieser Verbindung genannt habe. Dass dafür die Richtigkeit der Thatsachen allein nicht ausreicht, versteht sich von selbst, und in diesem Sinne, aber auch nur in diesem habe ich meinem verehrten Collegen private Mittheilungen gemacht.“

Orphisch, nicht wahr? Orphisch namentlich, wenn man diese Worte, nach denen Mommsen zu jener Aeusserung im Abgeordnetenhause entschieden berechtigt gewesen wäre, mit dem vergleicht, was wir jetzt wissen, mit vollster Sicherheit wissen: dass nämlich Herr Professor Fleischer am Ankauf der Schapira'schen Schwindelproducte völlig unschuldig ist. Er erklärt in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 12. April:

„Herr Professor Dr. Schlottmann in Halle, Secretär der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, stellte im Juli 1872 an die drei übrigen Mitglieder ihres geschäftsleitenden Vorstandes den Antrag, dass er von ihnen beauftragt werde, sich mit dem dringenden Gesuche um Ankauf der damaligen ersten moabitischen Funde, zweier Urnen mit Inschriften, an den königlich preussischen Minister Dr. Falk zu wenden. Ich gab dazu folgendes Votum ab:

Wenn Herr College Schlottmann uns die Echtheit der Inschriften verbürgen kann, was freilich nach den unvollkommenen Zeichnungen und Copien des Herrn Lic. Weser seine Schwierigkeiten haben wird, so stimme ich dem Antrage bei, — was den Geldpunkt betrifft, natürlich unter dem Vorbehalte, dass nicht durch genauere Facsimile, photographische Abbildungen und Untersuchungen der Urnen an Ort und Stelle durch Fachgelehrte unzweifelhafte Indicien der Unechtheit an den Tag kommen. Seitdem das Bestehen förmlicher Inschriftenfabriken in Jerusalem und Sanaa eine offenkundige Thatsache ist, über welche Wright nächstens in *The Academy* merkwürdige Enthüllungen machen wird, darf man in solchen Dingen nur mit grosser Vorsicht zu Werke gehen.

28. Juli 1872. Fleischer.“

Dieses Votum habe ich Herrn Professor Mommsen kurz nach seiner bekannten Rede im preussischen Abgeordnetenhause mitgetheilt, und der-

selbe hat meine sich daraus ergebende persönliche Stellung in der moabitischen Angelegenheit durch Brief an mich vom 21. März d. J. vollkommen anerkannt."

Das genügt hinsichtlich der Stellung Fleischer's zu unserer Frage vollkommen. Er ist nicht mehr zur Beschönigung oder Abwälzung der betreffenden ungeheuren Blamage zu verwenden. Sie bleibt auf einem oder einigen vorläufig noch unbekannten, aber vielleicht zu errathenden Grössen in Berlin sitzen. Wir haben Ursache, uns aufrichtig darüber zu freuen. Aber es wird Leute geben, die gern mehr wüssten, z. B. 1) welches die „Gründe und Zwecke" Herrn Mommsen's bei seinem jetzt schwer erklärlichen Vorgehen im Abgeordnetenhause gewesen? — 2) wie derselbe dieses Vorgehen in dem Briefe, den er Fleischer zwischen dessen erster und zweiter Erklärung im „Leipziger Tageblatt" geschrieben hat, bezeichnet haben mag? — 3) warum Fleischer, der infolge jenes Briefs auf öffentliche Genugthuung verzichtet haben sollte, dieselbe sich jetzt zu suchen bewogen findet? — Die letzte Frage wird am leichtesten zu beantworten sein.

Eine Antwort.

Wir haben in Nr. 17, S. 156 in der Sache Fleischer contra Mommsen u. A. die Frage aufgeworfen, wie letzterer sein Vorgehen im Abgeordnetenhause zu Berlin in dem Briefe, den er Fleischer zwischen dessen erster und zweiter Erklärung im „Leipziger Tageblatte" geschrieben hat, bezeichnet haben möge. Von guter Seite her erhalten wir darauf eine uns nicht überraschende Antwort in der Zusendung der prägnantesten Stellen dieses Briefes. Dieselben lauten:

. . . . „Natürlich wusste ich sehr wohl, dass Sie persönlich an den Dingen so unschuldig sind wie ich; und wenn ich Ihren Namen in dieser Verbindung nannte, so ist es eben darum geschehen, weil die meines Erachtens evidente Blame, da sie doch nun einmal getragen werden muss, noch am leidlichsten von einer Körperschaft getragen werden kann, und Ihr Name, in diesem die eigentlich persönliche Verantwortlichkeit ausschliessendem Zusammenhange, am ersten die Leute still macht. Ihnen kann es, ich will nicht sagen, gleichgiltig, aber doch erträglich sein, dass auf Ihren und Ihrer Gesellschaft Namen hin gesündigt wird. * * * wollte ich nicht nennen, und ich denke, Sie geben mir darin Recht. Solche Dinge sind schlimm. Das Publikum will sein Opfer haben, und man kann nicht mehr thun als der Sache die möglichst leidliche Wendung geben" . . .

Von derselben Seite wird uns „ausdrücklich und nachdrücklich" versichert, „dass Fleischer in der ganzen Ankaufsangelegenheit niemals auch nur ein Wort weiter geäussert hat, als das, was er als sein Votum vom 28. Juli 1872 (von uns in Nr. 17 mitgetheilt) abgab."

Wir denken, hiermit ist so ziemlich alles gesagt, was zu sagen war, und auch unsre erste Frage ist durch den Mommsen'schen

Brief erledigt — ob zur Ehre des Herrn Professor Mommsen, steht auf einem andern Blatte.

Er hat mit seiner Beschuldigung Fleischer's im preussischen Abgeordnetenhause wissentlich und absichtlich vor Deutschland, vor ganz Europa die Unwahrheit gesagt, auf deutsch — gelogen!

Herr Mommsen, der sich damals gerade in der Stadt des unfehlbaren Papstes Pius IX. befand, antwortet aus Rom auf die vorstehend ihm öffentlich in's Gesicht geschleuderte Injurie der Grenzboten höflich und objektiv „Im Neuen Reich" seines Schwagers Hirzel wie folgt:

Zur Abwehr.

Die in den „Grenzboten" vom 21. und 28. April enthaltenen Angriffe auf die Aeusserung, welche ich über den Ankauf der moabitischen Alterthümer durch das preussische Ministerium und insonderheit über die Betheiligung des Herrn Professor Fleischer an demselben im Preussischen Abgeordnetenhause abgegeben habe, scheinen insofern einer Erwiderung zu bedürfen, als der Urheber der Angriffe den Standpunkt der Frage verschiebt und dadurch den Lesern eine falsche Auffassung nahe legt. Ueber die Form, deren der Verfasser der Angriffe sich bedient, stelle ich das Urtheil dem gebildeten Publikum anheim.

Ich habe bei dieser Angelegenheit Herrn Fleischer als Gelehrten und Herrn Fleischer als Vorstand der Morgenländischen Gesellschaft immer unterschieden. In jener Eigenschaft ihn verantwortlich zu machen, lag keine Veranlassung vor. Er hat sich nie in die literarischen Debatten über die Echtheit gemischt und wahrscheinlich die Frage nie so weit studirt, wie es dafür erforderlich gewesen wäre. Insofern geht ihn der Streit durchaus nichts an, und gern habe ich dies gegen ihn selbst in einem jetzt von ihm zum Abdruck gebrachten Privatschreiben ausgesprochen.

Aber als Mitglied des geschäftsleitenden Vorstandes der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft trägt Herr Fleischer seinen Theil an der Verantwortlichkeit für den Ankauf mit, und in der Kammer, vor welche die gelehrte Controverse nicht gehört, kam es nur auf diese Theilnahme an. Denn Herr Fleischer hat im Verein mit den übrigen Vorstandsmitgliedern im Juli 1872 den Ankauf dieser Alterthümer der Preussischen Regierung in einer Eingabe nachdrücklich empfohlen. Wer seinen Namen unter eine solche Eingabe setzt, hat die Consequenzen davon zu tragen und sich nur selber anzuschuldigen, wenn die preussischen Beamten und die preussischen Abgeordneten sich lediglich an das von ihm gezeichnete Schriftstück hielten, das ihnen vorlag, und nicht an jenes in den Acten der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft ruhende, jetzt von Herrn Fleischer veröffentlichte Votum, das sie nicht

kannten und nicht kennen konnten. Dass er persönlich schon damals an der Echtheit der Alterthümer gezweifelt hat, geht aus diesem Votum allerdings hervor; leider gewinnt durch dessen Mittheilung vielleicht der Gelehrte, aber keineswegs die Person. Herrn Fleischers Name steht viel zu hoch, als dass man voraussetzen durfte, er werde einer Regierung zu dem Ankaufe von Denkmälern rathen, an deren Echtheit er selber zweifelte, und seinen Namen im Wege des Gefälligkeitsacceptes zu einem Geschäfte hergeben, das, wenn sein Verdacht begründet war, alle Betheiligte prostituirte. Wenn dies höchst befremdende, die Echtheit in Zweifel stellende, und doch auf den Kaufantrag concludirende Votum mit der Eingabe zugleich dem Ministerium mitgetheilt worden wäre, so würde der Ankauf schwerlich abgeschlossen worden sein.

Hiernach leuchtet es ein, welchen Werth die in den Grenzboten aufgestellte Behauptung hat: „wir wissen jetzt, dass Herr Fleischer an dem Ankauf der Schapira'schen Schwindelproducte völlig unschuldig ist."

Wir wissen leider das gerade Gegentheil. Dass Herr Fleischer in der ganzen Ankaufsangelegenheit niemals ein Wort weiter geäussert hat als das, was er als sein Votum vom 28. Juli 1872 abgab, ist richtig; aber hebt dies die Verantwortlichkeit für eben dies Votum und die daran sich schliessende, niemals von ihren Urhebern zurückgenommene Antragstellung auf?

Hätte das Ministerium in einer so wichtigen und bei den schon damals obwaltenden Bedenken wegen der Echtheit so gefährlichen Angelegenheit den Ankauf auf den Antrag eines einzelnen Gelehrten verfügt, so handelte es selber mit unverzeihlichem Leichtsinn, während diesen Gelehrten eine schwer drückende, ich möchte sagen erdrückende Verantwortung traf. Handelte dagegen das Ministerium gestützt auf die Gesammtbürgschaft der deutschen Orientalisten, als deren rechten Vertreter wir mit gutem Grunde den Vorstand der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft betrachten, so konnte und durfte ihm ein Vorwurf nicht gemacht werden, sondern hatten, wenn ein Irrthum vorgekommen war, den Tadel dafür die betreffenden Gelehrten insgesammt zu tragen. Der einzelne Forscher kann leicht, zumal auf seinem Specialgebiet, durch vorgefasste Meinung sich täuschen lassen und im besten Glauben sehr verkehrte Dinge empfehlen; das Hinzutreten der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft gab der Regierung die Garantie dafür, dass die unterzeichneten Gelehrten sich sämmtlich von der Zweckmässigkeit des Ankaufs fest überzeugt hielten. Eine derartige Unterstützung ist ein ernsthafter und verpflichtender Act; wer sie abgegeben hat, muss zu ihr stehen oder sich gefallen lassen, zu denen gerechnet zu werden, deren Wort nicht gilt. — Dies hätte im Abgeordnetenhause auch von ministerieller Seite erklärt werden können.

Es steht also fest, dass die von mir im Abgeordnetenhause abgegebene Aeusserung (Stenographischer Bericht S. 698) durchaus richtig ist, wie dies auch Herr Fleischer selbst in einem Briefe an mich unumwunden anerkannt hat. Ich habe den Brief, worin er dies thut, hier in Rom zur Zeit nicht zur Hand; sollte es nothwendig erscheinen, so werde ich denselben später veröffentlichen.

Rom, 13. Mai 1876. Mommsen.

Es widerstrebt meinem Gefühl des Mitleides, nach den vorstehenden öffentlichen Documenten auch noch das Verhältniss Mommsen's zu seinem verstorbenen Collegen Moritz Haupt und die sich hieran knüpfende Berufungsgeschichte an die Universität Leipzig zu berühren. Nur so viel sei bemerkt, dass Herr Mommsen durch sein Benehmen in dieser Angelegenheit die intime Freundschaft seines Collegen Ludwig in Leipzig verscherzt hat, worüber er sich jedoch nach berichtigter Erkenntniss über den Charakter Ludwig's hoffentlich ebenso getröstet haben wird wie ich selber in einer ähnlichen Lage. Denn auch Herrn Mommsen gegenüber war Herr Ludwig vermöge seines damaligen Einflusses in den maassgebenden Kreisen Dresdens ähnlich wie bei der projectirten Berufung des Herrn Gothaischen Geheimen Hofrathes Gerold (vgl. oben S. 339) das „Medium", durch welches die Berufung Mommsen's nach Leipzig bereits soweit zum Abschluss gediehen war, dass nicht nur, wie für den berühmten Geheimrath Gerold, eine Wohnung gemiethet und eingerichtet war, sondern Herr Mommsen sogar schon seine Vorlesungen im Lectionskatalog unserer Universität angekündigt hatte. Da stirbt nun plötzlich der berühmte Philologe Moritz Haupt, Herr Mommsen macht seine Berufung rückgängig und dem damaligen *Rector magnificus* unserer Universität, Herrn Geheimen Justizrath Ad. Schmid, blieb von der ganzen Berufung Mommsen's nichts weiter übrig, als dem tiefen Schmerze über die vereitelte Acquisition einer solchen „Zierde der Wissenschaft" durch die ironische Bemerkung in seiner Rektoratsrede Ausdruck zu verleihen, es habe die Universität Leipzig wenigstens die Ehre gehabt, den Namen Mommsen in ihrem Lectionskatalog „gedruckt" zu sehen. Selbst für nahe Verwandte

des Herrn Mommsen waren die Motive seiner Handlungsweise vom moralischen Standpunkte nicht ganz verständlich, wie ich mich selber hiervon durch mündliche Unterredungen mit ihm verwandtschaftlich nahe stehenden Personen überzeugt habe. Wenn ich mir gestatten dürfte, ein Wort im Interesse meines Collegen Mommsen an dessen literarische Freunde und Verwandte in Leipzig und Berlin zu richten, so möchte ich dieselben bitten, dafür Sorge zu tragen, dass das jüdische Reclamenthum sich bei Ausposaunung der wissenschaftlichen Verdienste und officieller Ehrenbezeugungen Mommsen's in bescheidenerer Weise betheiligte und andere Opfer als einen so alten, hochverdienten und viel geprüften greisen Gelehrten aussuchte. Denn es erweckt den Widerwillen eines jeden nur einigermassen fein fühlenden und taktvollen Menschen, wenn er in öffentlichen Blättern zu Leipzig unter „Telegraphischen Depeschen" lesen muss, Hr. Mommsen hat diesen oder jenen Orden bekommen oder die Municipalität dieses oder jenes italienischen Städtchens hat ihm ein Medaillon als Berloque für seine Verdienste verehrt. Ebenso wie das deutsche Volk für die äquilibristischen Kunststücke des jüdischen Parlamentarismus nach dem Ausspruche Bismarck's viel zu gebildet ist, ebenso ist dies den Reclamen gegenüber der Fall, welche allzudienstfertige Freunde und Verwandte zur Auffrischung eines im Untergang begriffenen und durch die trübe Erdatmosphäre verdunkelten Gestirnes in die Zeitungen „glissiren" lassen. Ich zweifle nicht daran, dass ich mit dieser Ermahnung an die „Freunde" Mommsen's zugleich den Empfindungen seiner zahlreichen, ihm wohlwollenden Familienmitglieder Ausdruck verleihe, zu denen sich hier in Leipzig als Neffe auch Hr. Heinrich Hirzel, der Verleger der Wochenschrift „Im Neuen Reich" und Inhaber der durch seinen Vater Dr. Salomon Hirzel gegründeten und zu hohem Ansehen gelangten Hirzel'schen Buchhandlung zu rechnen hat.

Bücherschätze, ungefälschte Moabitica, Palimpseste und Papyrus-Rollen haben für die Wissenschaft offenbar nur insofern und solange Werth, als es Menschen giebt, die mit

hinreichendem Verstande begabt sind, um jene Schätze wissenschaftlich zu verwerthen und ihren Inhalt richtig zu entziffern. Stirbt diese Classe von Menschen allmälig aus, oder verkümmert ihr Verstand durch Eitelkeit, Eifersüchteleien und wissenschaftlichen Reliquien-Cultus, so haben solche Schätze, objectiv betrachtet, nur einen Wärme- und Heizwerth.

Zur Demonstration solcher Wahrheiten bedient sich der intelligente Leiter der Welt im Allgemeinen der symbolischen Sprache, zu deren Deutung bei empfänglichen Gemüthern nur ein einfacher und natürlicher, d. h. nicht durch gelehrte Eitelkeit verkümmerter Verstand gehört. Wie grausam aber und rücksichtslos diese Erziehung des Menschengeschlechtes zuweilen bewerkstelligt wird, und wie vollkommen „humanitätslos“ „der Herr diejenigen züchtigt, die er liebt“, dies beweist das tragische Geschick, welches Herrn Professor Mommsen vor Kurzem in dem Brande seiner kostbaren Bibliothek ereilt hat. Die „Leipziger Nachrichten“ vom 14. Juli 1880 berichten hierüber wörtlich Folgendes:

Der Brand der Mommsen'schen Bibliothek.

Ein schwerer Schaden hat in der Sonntagnacht die deutsche Wissenschaft betroffen und eine Weile befürchtete man, der Schaden könnte unersetzlich werden, könnte erschreckende Dimensionen annehmen. Die Bibliothek des Professors Mommsen ist niedergebrannt, die Schätze, die sein Gelehrtenfleiss durch viele Jahre gesammelt, sind verloren, und einen Augenblick galt das Leben des greisen Gelehrten, des Nestors unserer Geschichtsforschung, für sehr bedroht. Man begreift das Entsetzen, das den ehrwürdigen Gelehrten erfasste, als er in der Nacht vom Sonntag zum Montag — gegen drei Uhr Morgens etwa — geweckt wurde mit der Schreckensnachricht: Die Bibliothek brennt! Entsetzt sprang der müde alte Herr auf, der kaum vor einer Stunde seine Studirstube verlassen, halb angekleidet, der Todesgefahr nicht achtend, stürzte er hinein in die raucherfüllte Bibliothek, um von den Schätzen zu retten, was zu retten war. Mit Mühe wurde er noch ergriffen und hinausgetragen, ehe es zu spät war. Schon hatte das Feuer nach dem grauen Haare gegriffen, das in langen Strähnen am Nacken herunterhängt, schon hatte er sich beim Umhertappen in den brennenden Regalen Gesicht und Hand schwer verletzt. Ein Augenblick noch, und der grösste Kenner des Alterthums, derjenige, welcher uns das alte Rom so frisch und lebendig wieder gegeben hat, wäre nicht mehr am Leben gewesen. Einen Augenblick, nachdem Mommsen

von seinen flackernden Schätzen getrennt wurde, stürzte ein Theil der Decke im Bibliothekzimmer ein. Er war gerettet, aber doch noch nicht ausser Gefahr. Man fürchtete für ihn, weniger um der Brandwunden willen, als wegen des Schrecks, der Erregung und ihrer möglichen Folgen. Die Bibliothek verbrannt! Welch eine entsetzliche Wirkung musste nicht diese Nachricht auf den alten Herrn machen. Was er ein Leben lang mit so vieler Liebe und Aufopferung gesammelt, was er der Wissenschaft entdeckt, was man von den Juwelen unserer Museen und Archive eben nur Mommsen anvertraute, dem Neuschöpfer der altrömischen Herrlichkeit, das ist verloren. Die umfassende Geschichte der Kaiserzeit, an der Mommsen so lange gearbeitet, für die er zuletzt in den Archiven und Museen von Laeken Material sammelte, ist verbrannt, jetzt gerade, da sie dem Druck entgegenreifte, da die Gelehrtenwelt sie spannungsvoll erwartete, und Mommsen sie Tage und Nächte hindurch mit dem Eifer des greisen Enthusiasten der Wissenschaft förderte, der sich bedeutungsvoll sagt: „Du musst Dich beeilen“. Das Feuer hat sich noch niemals so brutal just an das Unschätzbarste gewagt, das die Wissenschaft besessen. — Ueber den verhängnissvollen Brand selbst werden folgende Einzelheiten gemeldet: In dem Parterre der zu Charlottenburg gelegenen und von der äusserst zahlreichen Mommsen'schen Familie allein bewohnten Villa liegen die Gesellschaftsräume, das erste und zweite Stockwerk dienen als Wohnräume, während in der dritten Etage sich das Studierzimmer und die Bibliothek des Professors befanden. In der Nacht zum Sonntag, gegen 3 Uhr, bemerkten einige Arbeiter dichten Rauch aus den Giebel- und Dachluken der Villa aufsteigen. Eine Feuersgefahr vermuthend, machten sich einige daran, die Bewohner zu wecken, während andere davon eilten, um die Feuerwehr zu alarmiren. Beim Wachwerden der Bewohner brannte es im Bibliothekzimmer lichterloh, während der Dachstuhl und die angrenzenden Räumlichkeiten in nicht geringer Gefahr schwebten. Unbekümmert um Rauch und Qualm in den ergriffenen Räumen, in denen Theile der Decke prasselnd herunterstürzten, drang Professor Mommsen in dieselben hinein, um Bücher, Handschriften und eigne Manuscripte zu retten. Leider hat Herr Mommsen dabei erhebliche Brandwunden an der linken Hand und im Gesicht erlitten, so dass seine Angehörigen ihn heraustragen mussten. Inzwischen war sowohl die freiwillige Charlottenburger als auch die Turner-Feuerwehr eingetroffen. Dieselben brachten ungesäumt zwei grosse Handdruckspritzen in Thätigkeit, welche gleichzeitig das Feuer von der Giebel- und Rückseite angriffen. Trotz aller Anstrengungen gelang es ihnen nicht, die Bibliothek zu retten, auch vermochten sie nicht zu verhindern, dass die darunter liegenden Wohnräume mit ergriffen wurden. Bis 7 Uhr dauerte die Löschthätigkeit, die Aufräumungsarbeiten waren dagegen noch am Mittag nicht beendet. Die Grösse des Verlustes ist in diesem Fall eine ungeheure, denn alle kostbaren Manuscripte Professor Mommsens sowohl über römische

Geschichte als Staatswissenschaft, ferner neuere Arbeiten, sehr seltene alte Handschriften, die aus ca. 40,000 Bänden bestehende Bibliothek — Alles ist zum grossen Theil dem verheerenden Element zum Opfer gefallen. Ueber die Entstehung des Feuers cursirten zwei Gerüchte. Nach dem einen soll das Feuer durch eine Gas-Explosion entstanden sein, zutreffender dürfte indess die zweite Version sein, wonach dem Unglück die Explosion einer Petroleumlampe zu Grunde liegen soll; dieselbe gewinnt noch mehr an Wahrscheinlichkeit, als Herr Professor Mommsen in genannter Nacht bis gegen 2 Uhr in den Bibliotheksräumen gearbeitet. Herr Professor Mommsen befindet sich in Folge des ungeheuren Verlustes in einer sehr grossen Aufregung. Die Verletzungen, die er davon getragen, sind jedoch glücklicher Weise keine irgendwie lebensgefährlichen.

Um auch dem „Leipziger Tageblatt" in dieser allgemein menschlichen Angelegenheit nicht den Ausdruck seiner Theilnahme zu verkümmern, mögen hier noch folgende Worte desselben aus der 3. Beilage vom 16. Juli 1880 eine Stätte finden. Die Verantwortlichkeit für die darin gemachten Angaben hat selbstverständlich der verantwortliche Redakteur des Tageblattes zu tragen.

— Die Theilnahme für den durch das Brandunglück so schwer heimgesuchten Professor Mommsen ist eine allgemeine. Von allen Seiten sind ihm Trostschreiben in der verbindlichsten Form zugegangen, so namentlich aus denjenigen Orten, die durch den Brand in empfindliche Mitleidenschaft gezogen sind. Wien und Heidelberg bedauern die vorgekommenen Verluste, aber sie stellen sich dem berühmten Gelehrten für Alles, was sie noch besitzen, zur Verfügung und haben nur den einen Wunsch, das Unglück möge Mommsen nicht entmuthigen. Das Bedauern der gelehrten Freunde richtet sich weniger auf die vernichteten Urkunden, als auf die wahrscheinlich eintretende Verzögerung des Erscheinens der Kaisergeschichte; die collegialische Liebenswürdigkeit stellt, was an Mommsen'schen Manuscripten verloren gegangen ist, weit über das antiquarische Material, das ihm für seine Arbeiten geliehen war. Es sollen im Ganzen doch nur wenige Unica umgekommen sein, und das ist wichtig; denn wenn wirklich Wien, Florenz, Heidelberg und Berlin höchst Werthvolles eingebüsst haben, so verringert sich doch der Schaden dadurch, dass die zerstörten Raritäten in Paris und London sich noch vorfinden werden, dass also mit den bei Mommsen verbrannten Exemplaren nicht der Inhalt verloren gegangen ist. Es wird ein Ausgleich sich ermöglichen lassen und in diesem Sinne äussern sich namentlich Pariser Zuschriften. Die Entstehung des Feuers bleibt räthselhaft; Mommsen ist an ihr total unschuldig. Seine ersten Aussagen über sein Verhalten in der verhängnissvollen Studiennacht entspringen der Vorstellung, er allein müsse das Unglück verschuldet haben; dies ist ein Geständniss seiner Herzensgüte und darum ein kritikloses.

Dasselbe Schicksal, welches hier die Mommsen'sche Privatbibliothek ereilt hat, kann doch auch jede öffentliche Bibliothek [1]) ereilen, gleichgültig ob dieselbe den Papyrus Ebers oder andere Schätze des Alterthums birgt. Die Frage liegt nahe. ob hierdurch der Ruhm oder das Ansehen derjenigen Universität oder derjenigen Gelehrten geschmälert werden kann, deren Obhut und Bereicherung jene Bibliotheken anvertraut waren. Ich glaube diese Frage mit demselben Rechte verneinen zu dürfen, wie diejenige, ob Herr Mommsen durch das ihm widerfahrene Missgeschick an seinem wissenschaftlichen Werthe eingebüsst hat, gleichgültig wie weit die Kritik der kommenden Generation diesen Werth von seinen imaginären Bestandtheilen befreit und reinigt. Diese einfache Erwägung sollte doch aber, wie ich meine, etwas zur Mässigung des gelehrten Sammeltriebes beitragen und die ungeheuren Summen, welche die deutschen Volksvertreter den Cultusministerien zur Vermehrung der sogenannten „wissenschaftlichen Sammlungen" bewilligen, etwas beschränken. Denn ebenso wenig, wie der wahre Werth der Menschen und ihre erfolgreiche Wirksamkeit auf „Schätzen" beruht, „die Rost und Motten fressen", ebenso wenig beruht der Ruhm und die Bedeutung der deutschen Universitäten auf derjenigen Ansammlung von Schätzen, welche ihre Bibliotheken und Museen beherbergen, besonders wenn zur Erwerbung dieser Schätze Charaktereigenschaften unter den deutschen Gelehrten cultivirt werden müssen, wie sie der semitischen Rasse angeboren und bei Erwerbung des Papyrus Ebers (vgl. oben S. 732) in so drastischer Weise zur Geltung gekommen sind.

Obschon ich über den moralischen und intellectuellen Werth der modernen Offenbarungen durch sogenannte spiritistische Schreibmedien lediglich nach dem Maassstabe meines Gewissens und meines Verstandes ein Urtheil zu fällen im Stande bin und mich daher in keiner Weise jemals auf solche Mittheilungen als auf mir überlegene Autoritäten berufen werde, so erscheint mir dennoch die folgende Schilderung von der Enttäuschung, welcher so

[1]) Wie einst bei der berühmten Alexandrinischen Bibliothek.

viele unserer „hochberühmten Männer der Wissenschaft“ in jenem Leben anheimfallen werden, nicht ohne Interesse, besonders deswegen, weil sich diese Enttäuschung über vereitelte Hoffnungen einer unersättlichen Eitelkeit bereits am Abende dieses Lebens einzustellen pflegt, wie ich dies in meinem Cometenbuche (S. 216) bereits vor 8 Jahren mit folgenden Worten geschildert habe:

„Ebenso fehlerhaft sind die Schlüsse derjenigen, welche die so viel gepriesene Köstlichkeit des Ruhmes zu empfinden hoffen, wenn sie die oben erwähnten accessorischen Erscheinungen desselben auf künstlichem Wege herbeiführen.“ [1])

„Man beobachtet vielmehr in der Regel, dass sich bei solchen Menschen, nachdem alle künstlichen Mittel mit bestem Erfolge erschöpft sind, am Abend ihres Lebens die Empfindung einer grossen Enttäuschung einstellt. Sie werden sich nun der Zweckwidrigkeit ihrer Handlungen bewusst und erkennen, dass dasjenige, was sie wirklich unter dem Einflusse ihrer subjectiven Motive der Welt Nützliches geleistet haben, auch von Andern mit geringerem Kraftaufwande und bescheideneren Mitteln hätte geleistet werden können. Dieses Gefühl von der Vergeblichkeit des Strebens und der Zweckwidrigkeit der angewandten Mittel mag vielleicht der eigentliche Kern derjenigen Gemüthsverfassung sein, welche heutzutage unter den verschiedenartigsten Namen die Geissel aller derer geworden ist, welche nach eifrigem Streben endlich den Besitz eines langersehnten Gutes erreicht haben und nun die unangenehme Entdeckung machen, dass der Besitz desselben nicht leistet, was er versprochen hatte und demgemäss der ganze Aufwand von in Bewegung gesetzten Mitteln ein vergeblicher gewesen ist. Für die Qualität dieser Unlustempfindungen ist es ganz gleichgültig, ob das Ziel des Strebens materieller Besitz und Reichthum oder Orden, Titel, Würden, Mitgliedschaft gelehrter Körperschaften, illustrirte Biographien und dergleichen mehr gewesen ist.“ (Vgl. Natur der Cometen S. 216 ff.)

Die vorstehenden Gedanken sind von mir, wie bemerkt, vor 8 Jahren niedergeschrieben worden, und zwar mit dem subjectiven Gefühl, dass dieselben in meinem Kopfe erzeugt worden sind, ich also nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche berechtigt bin, dieselben als meine Gedanken zu bezeichnen.

Herr Justizrath Binney in Manchester [2]) dagegen be-

---

[1]) Durch bezahlte jüdische Reclamen in Zeitungen, oder Orden, Titel, Würden u. dgl.

[2]) „Das Leben jenseits des Grabes“. Von einem Geist geschildert. Aus dem Englischen übersetzt und mit Bemerkungen versehen von Dr. Robert Friese. Leipzig, Oswald Mutze 1881. S. 95.

hauptet, dass die folgenden Gedanken von ihm als sogenanntes Schreibmedium im Jahre 1874 zu Papier gebracht worden seien, d. h. also nicht seinem bewussten Seelenleben entstammen, sondern von einer fremden Intelligenz erzeugt worden seien:

„Eure wissenschaftlichen Grössen werden sich hier sehr enttäuscht fühlen, wenn ihnen weiter keine Ehren wegen ihrer wissenschaftlichen Entdeckungen zu theil werden, und dann machen sie Jagd auf ein Medium und versuchen ihre Erfahrungen durch dasselbe Eurer Welt zukommen zu lassen. Aber diese Art, ihr überfülltes Gehirn zu entlasten, befriedigt ihren Ehrgeiz auch nicht, denn nun ist es das Medium, dem die Ehre zufällt, Eurer skeptischen Welt einen Dienst erwiesen zu haben. Dies Medium braucht gar nicht ein professionelles, oder selbst sich seiner Mediumschaft bewusst zu sein, es kann ein gewöhnlicher Professor sein, dessen Gehirn fähig ist, die Gedanken, welche der Geist ihm einflösst, in sich zum Bewusstsein zu bringen, in welchem Fall er natürlich die Ehren für seine Erfindung in seine Tasche steckt, und thatsächlich nicht eher, als bis er in die Geisterwelt gelangt, herausbekommt, dass alle jene Ideen, die er für sein Eigenthum ansah, ganz einfach blos durch sein Gehirn wie durch ein Leitrohr zu ihrer Bestimmung, der Veröffentlichung in Eurer Welt geführt wurden, und faktisch die Gedanken eines Anderen, der vielleicht ein paar Jahre vor ihm bei Euch gelebt hat, waren. So kann Einer, wie Du siehst, Jahre damit zubringen, als Geist seinen Lieblingsstudien obzuliegen und am Ende finden, es war Alles nur eitel Last und Plage.“ (S. 96.)

„Er ist faktisch eine reine Maschine gewesen, hat etwa, wie in einer Tretmühle, sein ganzes Leben für einen bestimmten Zweck geschrieben und geschrieben, und ist von unserem Standpunkte, was seine Vorbereitung für sein künftiges Leben betrifft, von dem Manne durchaus nicht verschieden, dessen Gedanken und Arbeiten sein Leben hindurch auf irgend eine rein mechanische Quälerei, oder auf die egoistische Jagd nach Geld gerichtet waren. Wir können ihn also auf eine Stufe mit einem Geschäftsmanne stellen, dessen Denkweise so recht materiell war. Jeder von Beiden hat eine gewisse geistige Routine erlangt, um in dem erwählten Beruf mit Erfolg zu arbeiten, aber in dem, was dereinst in ihrem künftigen Leben am meisten dazu beitragen soll, sie glücklich zu machen — ja, schon in diesem Leben, darin haben Beide gleich wenig Uebung. Was in dieser Hinsicht für die eine Welt gilt, gilt auch für die andere. Wir wünschen darum nicht, dass Ihr Eure Verstandesbildung vernachlässigt, sondern nur, dass Ihr Euch überzeugt halten möget, dass, wenn Euch dies Alles Beschäftigung und Freude gewährt, es Euch doch das Glück nicht bereiten kann, welches aus dem Bewusstsein, Gutes in der Welt gethan zu haben, entspringt“. (S. 97.)

Berichtigungen.

S. 3, Z. 2 v. u. hinter sowohl schalte ein *als*
S. 4, Z. 4 v. o. statt und Dörfern lies *auf den Dörfern*
S. 5, Z. 14 v. u. streiche *a. a. O.*
S. 6, Z. 5 v. o. statt geben.“ Seine lies *geben.“ — „Seine*
S. 6, Z. 22 v. o. statt Ansprüche anderer lies *Ansprüche, Anderer*
S. 6, Z. 23 v. o. statt welche lies *welches*
S. 7, Z. 1 v. u. statt 57 lies 59.
S. 8, Z. 6 v. u. hinter „Tageblatt“ schalte ein *die Erklärung abzulegen*
S. 18, Z. 1 v. o. statt mag und lies *mag, und*
S. 18, Z. 21 v. o. statt beweisen lies *dienen*
S. 26, Z. 13 v. u. statt friedlicher lies *feindlicher*
S. 28 am Schlusse der Z. 9 v. u. füge hinzu *zu rechtfertigen,*
S. 29, Z. 4 v. o. statt 525 lies 825
S. 29, Z. 11 v. o. statt von dem Bollwerk lies *von Bollwerken*
S. 29, Z. 17 v. o. statt einen lies *ein*
S. 38, Z. 15 v. u. hinter einer schalte ein *der*
S. 38, Z. 13 v. u. statt Deputirter lies *Deputirten*
S. 39, Z. 2 v. o. statt sie lies *die*
S. 39, Z. 20 v. o. hinter fördern, schalte ein *umschlingt,*
S. 41, Z. 18 v. o. statt Du Cäsar, lies *Du, Cäsar*
S. 50, Z. 11 v. o. statt Schulcollegium lies *Lehrercollegium*
S. 50, Z. 15 v. o. statt gewandt lies *gewendet*
S. 50, Z. 22 v. u. statt den Sohn lies *dem Sohne*
S. 50, Z. 13 v. u. statt den Schriftstellereien lies *der Schriftstellerei*
S. 50, Z. 4 v. u. hinter übersandten schalte ein *interessanten*
S. 51, Z. 12 v. o. statt des lies *der*
S. 54, Z. 2 v. o. hinter über schalte ein *die*
S. 54, Z. 3 v. o. hinter Vereins schalte ein *an*
S. 65, Z. 10 v. u. streiche *zu*
S. 68, Z. 21|20 v. u. statt Flunkeysism lies *Flunkeyism*

S. 68, Z. 19 v. u. statt Bankrupcy lies *Bankruptcy*
S. 74, Z. 3 v. o. streiche [1])
S. 74 streiche Z. 4 v. u.
S. 74, Z. 11 v. u. streiche *(vgl. S. 95)* Diese und die vorhergehende Hinweisung beziehen sich auf Zöllners Schrift „Zur Aufklärung des deutschen Volkes", aus welcher der Abschnitt S. 155—167 in S. 58—74 dieses Werkes wörtlich herübergenommen ist.
S. 77, Z. 22 v. u. statt 14 lies 147
S. 80, Z. 19 v. u. statt 94 lies 49
S. 81, Z. 12 v. o. statt Obwohl lies *Ob wohl*
S. 82, Z. 5 v. u. statt der neuesten Erzeugnisse lies *den neuesten Erzeugnissen*
S. 87, Z. 4 v. u. statt herrührende lies *herrührenden*
S. 89, Z. 4 v. u. statt apartenons lies *appartenons*
S. 97, Z. 20 v. u. statt Aufsatze lies *Aufsatzes*
S. 110 zwischen Zeile 12 und 11 v. u. schalte als Zeichen der Lücke ein — — — — — — — — — — — —
S. 128, Z. 5 v. u. statt are my lies *art my*
S. 131, Z. 15 v. o. hinter dem nimm aus der folgenden Zeile herauf *Werke unseres*
S. 133, Z. 10 v. u. statt den lies *dem*
S. 137, Z. 6 v. o. hinter boldt schalte ein *Bd. II, S. 230 ff.*
S. 145, Z. 20 v. u. statt denjenigen lies *derjenigen*
S. 153 zwischen Zeile 4 und 3 v. u. schalte als Zeichen der Lücke und zur Angabe des neuen Einsatzes ein — — — — — — — — — — — — — — — — — — *(v. Waltershausen S. 77:)*
S. 159, Z. 21 v. u. statt kennen lies *können*
S. 168, Z. 21 v. o. statt beruhe lies *beruhen*
S. 168, Z. 23 v. o. statt gestatte lies *gestatten*
S. 214, Z. 1 v. u. statt S. lies *§.*
S. 220, Z. 2 v. u. statt S. lies *§.*
S. 242, Z. 3 v. o. statt demselben lies *derselben*
S. 242, Z. 10 v. o. statt wahre lies *vorher*
S. 245, Z. 10 v. u. statt 11 lies 111
S. 248, Z. 20 v. o. statt 4 lies 1
S. 253, Z. 5 v. o. statt communicirende lies *communicirenden*
S. 266, Z. 9 v. o. statt 94 lies 253
S. 275, Z. 16 v. u. der westlichen Scale in der linken (längeren) Reihe der Elongationsbeobachtungen hat der Abdruck in den Berichten der Königl. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch., Math.-phys. Classe, 1880, S. 121 statt 901,1 die Zahl 901,6
S. 288, Z. 7 v. o. statt]² in der Gleichung lies ²]
S. 291, Z. 24 v. o. hinter bezeichnet schalte ein *mit*
S. 292, Z. 2 v. o. vor dem ersten — 1 streiche das Komma
S. 292, Z. 4 v. o. statt i" lies i„

S. 292, Z. 6 v. o. statt i_1 lies i,
S. 292, Z. 3 v. u. in der 4. Gleichung statt v' lies v,
S. 292, Z. 1 v. u. statt des zweiten i^0 lies i_0
S. 294, Z. 12 v. o. statt 1. lies 13.
S. 296, Z. 18 v. u. statt wären."" lies *wären"" — wird durch die oben angeführten Versuchsresultate widerlegt.*"
S. 298, Z. 9 v. o. hinter darstelle, schalte ein *oder nicht,*
S. 300, Z. 3 v. u. statt Beobachtungs- lies *Beobachter-*
S. 306, Z. 2 v. u. hinter denz schalte ein *hinsichtlich Müllers gegebene Auskunft (vergl. Wiss. Abh. Bd. IV, S. 817)*
S. 311, Z. 1 v. o. statt II lies *III*, Z. 16 v. o. statt III lies *IV*, Z. 23 v. o. statt IV lies *II*, so dass die unter II, III und IV befindlichen Absätze vielmehr in folgender Ordnung zu lesen sind:

II. Untersuchungen über den Drehpunkt . . . . . An sie schliesst sich an die Abhandlung
III. Ueber die Entstehung . . . . . haben wir sodann die Arbeit
IV. Ueber die Abhängigkeit . . . Es folgten

S. 312, Z. 19 v. o. statt ausser lies *aus*
S. 316, Z. 24 v. o. statt Marwell'schen lies *Maxwell'schen* [?]
S. 320, Z. 11 v. u. statt 5 lies 2
S. 333, Z. 8 v. u. statt Da lies *Auch*
S. 346, Z. 18 v. o. statt 1879 lies 1878
S. 349, Z. 16 v. o. statt Ruhmeskatakomben, wie der unglaubliche Schmierer Kohut in der 2. Aufl., S. XIII seiner Schrift hat drucken lassen, lies Ruhmes*hekatomben*
S. 349, Z. 19 v. u. statt Dr. J. Löwenberg müsste es vielmehr *Karl Bruhns* heissen, welcher den Plan zu der S. 23 erwähnten Biographie Humboldts fasste und seine Ausführung leitete und in dem von Herrn Kohut echt jüdisch zum Herausgeber der „Riesenbiographie" aufgebauschten Herrn Dr. J. Löwenberg einen seiner hervorragenderen Mitarbeiter hatte, vergl. Bruhns, Alexander v. Humboldt, I. Bd. 1872, S. IX ff.
S. 349, Z. 11 v. u. statt suivi de la biographie et principaux correspondant lies *suivie de la biographie des principaux correspondants*
S. 349, Z. 10 v. u. statt des lies *de*
S. 354, Z. 1 v. o. statt des lies *„des*
S. 358, Z. 19 v. u. statt Candidaten Brogniard, lies *Candidaten, Brogniard*
S. 359, Z. 10 v. u. statt sofort lies *fort*
S. 364, Z. 6 v. u. statt emberras lies *embarras*
S. 366, Z. 21 v. u. statt nicht lies *mir*
S. 367, Z. 9 v. o. statt Glasköpfe lies *Glasknöpfe*
S. 367, Z. 10 v. o. statt den lies *die*

S. 367, Z. 20 v. o. statt Menschen lies *Menschheit*
S. 367, Z. 9 v. u. statt antiscytisch lies *antiscythisch*
S. 368, Z. 15 v. u. statt Mendelssohn lies *Mendelssohns*
S. 375, Z. 8 v. o. statt Humboldt's lies *Varnhagens v. Ense*
S. 380, Z. 19 v. o. statt hätte lies *hatte*
S. 381, Z. 10 v. o. statt 6 lies 3
S. 383, Z. 14 v. o. hinter auch schalte ein *nicht*
S. 383, Z. 15 v. u. statt ich! lies *ich!"*
S. 386, Z. 2 v. u. statt R. Hildebrand lies *K. Hillebrand*
S. 405, Z. 13 v. u. statt R. lies *K.*
S. 408, Z. 17 v. u. statt Beziehungen zu Jüdinnen lies *Stellung zur Bibel (Kohut S. 177)*
S. 409, Z. 6 v. o. statt u. z. lies *und zwar*
S. 409, Z. 5 v. u. statt das Maximum lies *als Maximum*
S. 416, Z. 14 v. u. statt Peiteiblätter lies *Parteiblätter*
S. 418, Z. 1 v. u. statt 310 lies 79
S. 420, Z. 2 v. o. statt hat. lies *hat.*"
S. 424, Z. 9 v. u. hinter Regierung schalte ein *in seiner Schrift*
S. 427, Z. 23 v. u. statt ermöglichen; lies *ermöglichen,*
S. 429, Z. 11 v. o. statt serai lies *serait*
S. 432, Z. 1 v. u. statt 311 lies 81
S. 433, Z. 10 v. o. statt Bernhardt lies *Bernhard*
S. 433, Z. 12 und 17 v. o. statt 1864 lies 1804
S. 433, Z. 17 v. u. statt divigirenden lies *dirigirenden*
S. 441, Z. 8 v. u. statt war lies *waren*
S. 452, Z. 11 und 19 v. o. statt Sie lies *sie*
S. 452, Z 16 v. u. statt uneins lies *eins*
S. 454, Z. 7 v. u. statt letzteres lies *letzterer*
S. 466, Z. 18 v. o. statt gang lies *ganz*
S. 474, Z. 6 v. o. hinter Borowski schalte ein *(S. 83 ff.)*
S. 480 zu Beginn der Seite füge als Zeichen der Lücke und zur Angabe des neuen Einsatzes hinzu:
— — — — — — — — — — — — *(Borowski S. 156:)*
S. 483, Z. 3 v. u. statt über lies *durch*
S. 486, Z. 3 v. o. streiche *durch*
S. 486, Z. 10 v. o. statt Orions (Betigeuze) lies *Orionis (Beteigeuze)*
S. 490, Z. 10 v. u. statt die lies *bei den*
S. 492, Z. 19 v. o. hinter lange schalte ein *her*
S. 492, Z. 16 v. u. statt die Fortgänge lies *im Fortgange*
S. 492, Z. 15 v. u. statt Verminderung lies *Veränderung*
S. 492, Z. 12 v. u. statt nähere lies *wahre*
S. 494, Z. 9 v. o. statt ihm lies *ihn*
S. 495, Z. 22 v. u. vor ihren schalte ein *ihm*
S. 497, Z. 7 v. o. statt dass lies *das*
S. 503, Z. 6 v. u. vor viel schalte ein *auch*
S. 504, Z. 24 v. u. statt Schilderung lies *Schilderungen*

S. 508, Z. 7 v. o. statt konnte lies *konnten*
S. 508, Z. 15 v. o. statt Verminderung lies *Veränderung*
S. 508, Z. 21 v. u. statt d lies *b*
S. 508, Z. 9 v. u. statt Verminderung lies *Veränderung*
S. 515, Z. 10 v. o. statt t . r lies *t , r*
S. 525, Z. 3 v. u. statt Hollbach lies *Holbach*
S. 526, Z. 20 v. o. statt l'en croire lies *ne pas l'en croire*
S. 526, Z. 21 v. o. statt ebenso wie lies *aber nicht*
S. 527, Z. 10 v. o. statt aide lies *à l'aide*
S. 529, Z. 6 v. u. statt quel lies *que*
S. 530, Z. 22 v. o. statt lâme lies *l'âme*
S. 531, Z. 6 v. o. vor (p. 159) schalte ein *Sans doute que rien n'arrive sans cause, mais toute cause n'est pas nécessaire.*
S. 532, Z. 9 v. u. statt mantagne lies *montagne*
S. 533, Z. 17 v. o. statt ceur lies *ceux*
S. 534, Z. 2/1 v. u. statt beschreiben lies *beschreien*
S. 535, Z. 12 v. o. statt crense lies *creuse*
S. 536, Z. 14 v. u. streiche *Kämpfen der*
S. 542, Z. 5 v. o. statt Youle's lies *Joule's*
S. 548, Z. 1 v. o. hinter berührt schalte ein *wird*
S. 548, Z. 1 v. u. statt 1870 lies 1877
S. 560, Z. 9 v. o. statt Insucht lies *Inzucht*
S. 576, Z. 9/10 v. o. statt Mechaniker lies *Mathematiker*
S. 576, Z. 10 v. o. statt Mommsen lies *„Mechanik“*
S. 578, Z. 19 v. u. hinter Agitation schalte ein *zu Gunsten*
S. 583, Z. 12 v. u. statt sie lies *sich*
S. 586, Z. 4 v. u. statt 43 lies 65
S. 588, Z. 12 v. u. statt Fritsche lies *Fritzsche*
S. 589, Z. 10 v. u. statt Fritsche lies *Fritzsche*
S. 591, Z. 10 v. o. statt 7 lies 6
S. 591, Z. 10 v. o. hinter 148 ff schalte ein *des polemischen Theils*
S. 597, Z. 1 v. u. hinter Clausius schalte ein , *den Annalen nur als private, besonders (lateinisch) paginirte Beilage beigegeben, die im Inhaltsverzeichnisse nicht mit aufgeführt ist und aus diesen Gründen von manchen Bibliotheken sogar aus dem Bande entfernt worden zu sein scheint,*
S. 615, Z. 12 v. o. statt Wärme- lies *Wasser-*
S. 615, Z. 18 v. o. statt Faradey lies *Faraday*
S. 617, Z. 17 v. u. statt Steward lies *Stewart*
S. 621, Z. 7 v. o. statt I. lies *II.*
S. 623, Z. 19 v. u. hinter 91 schalte ein *von Bd. I der Wissensch. Abh.*
S. 624, Z. 1 v. u. hinter 289 schalte ein *von Bd. I der Wissensch. Abh.*
S. 625, Z. 15 v. o. statt massen lies *flecken*
S. 626, Z. 7 v. o. hinter körper streiche [1])
S. 626, Z. 20 v. u. statt geringern lies *geringen*

S. 626 streiche *Z.* 1 *und* 2 *v. u.,* da die betreffende Stelle des Textes ebensowenig in Wöhler und Liebig's Annalen von 1842 steht, wie die auf S. 644 Anm. 1 dorthin versetzte.
S. 627, Z. 14 v. o. statt Forderungen lies *Folgerungen*
S. 628, Z. 9 v. o. hinter 128 schalte ein *von Bd. I der Wissensch. Abh.*
S. 629, Z. 14 v. o. statt $^1/_{1000}$ lies $^1/_{10000}$
S. 629, Z. 15 v. o. statt sie lies *sich*
S. 630, Z. 2 v. u. vor durch schalte ein *veröffentlicht*
S. 642, Z. 14 v. o. statt 1659 lies 1700
S. 642, Z. 23 v. o. statt 1783 lies 1738
S. 642, Z. 23 v. o. statt affectionibusque lies *affectionibus*
S. 644, Z. 4 v. u. streiche *(Liebig's Annalen* 1842. *Mai)*
S. 645, Z. 19 v. u. hinter Worte schalte ein *aus einer Abhandlung*
S. 646, Z. 12 v. u. statt dessen lies *deren*
S. 646, Z. 11 v. u. statt daran lies *davon*
S. 656, Z. 18 v. u. statt 1876 lies 1874 [?]
S. 658, Z. 5 v. u. hinter Wissenschaften schalte ein *eifrig thätige Zeitschrift*
S. 659, Z. 15 v. u. statt Asherson lies *Ascherson*
S. 660, Z. 15 v. o. hinter 1879 schalte ein *S.* 3
S. 668, Z. 19 v. u. hinter und schalte ein *sich*
S. 681, Z. 17 v. o. statt Sprachen, den lies *Sprache, das*
S. 683, Z. 15 v. u. statt welche lies *welches*
S. 684, Z. 15 v. u. hinter Thätigkeit schalte ein *zu ertheilen*
S. 686, Z. 4 v. u. statt Promotionen lies *Promotionen,*
S. 687, Z. 9 v. o. statt Facultät lies *Facultät,*
S. 687, Z. 10 v. o. statt Männer lies *Männer,*
S. 687, Z. 19 v. o. statt von lies *vor*
S. 690, Z. 18 v. u. statt welchen lies *welche*
S. 691, Z. 9 v. u. statt Ingnoranten lies *Ignoranten*
S. 692, Z. 8 v. o. statt Fache lies *Fache,*
S. 694, Z. 11 v. o. statt welche lies *welcher*
S. 700, Z. 6 v. o. hinter minder schalte ein *oder*
S. 700, Z. 4 v. u. hinter Zeitung schalte ein , *der unmittelbar zwar durch den späteren Erlass desselben Herrn Ministers vom* 7. *März* 1877 *veranlasst war, mittelbar (vergl. S.* 670—672*) zugleich mit*
S. 702, Z. 13 v. u. statt Schutzmittel lies *Schutzmittels*
S. 707, Z. 15 v. u. statt die man lies *wo man*
S. 709, Z. 5 v. u. statt der lies *die*
S. 710, Z. 10 v. o. statt tentemina lies *tentamina*
S. 710, Z. 23/22 v. u. streiche *mit den Worten*
S. 726, Z. 20 v. o. statt die in lies *die an*
S. 735, Z. 17 v. o. statt den lies *dem*

Anmerkung des Herausgebers.

Die Leser des Buches werden über eine so ungewöhnliche Menge von Fehlern nicht wenig erstaunt sein und sich durch dieselben im bequemen Genusse des Inhaltes behindert fühlen. Sicherlich kann in ihnen nichts weniger als ein Vorzug erblickt werden. Doch lässt sich zur Minderung des Tadels, welchem Zöllner dafür nicht entgehen kann, wenigstens darauf hinweisen, dass die bei weitem grösste Zahl der Fehler sich schon in den Vorlagen befindet, welche er zum Abdrucke brachte. Und zwar sogar in solchen Vorlagen, die man sonst als über derartige Ungenauigkeiten weit erhaben zu sehen gewohnt ist. So finden sich die für S. 490—495, S. 503—508, Z. 15 v. o. und S. 508, Z. 9 v. u. angezeigten Fehler bereits an den betreffenden Stellen im VII. Bande der phil.-histor. Classe der Abhandlungen der Königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften; die für S. 526, Z. 20 v. o. und S. 527, Z. 10 v. o. angezeigten schon in den Oeuvres de Frédéric le Grand, tome IX, 1848 bei R. Decker, Berlin; die Fehler auf S. 159 und 168 schon in des Professors der Mineralogie und Geognosie, Sartorius v. Waltershausen's, Schrift: Gauss zum Gedächtniss, 1856; der Fehler S. 615, Z. 12 v. o. schon in den Grenzboten von 1879, 1. Quartal, S. 103; die Fehler auf S. 668, 684 und 690 bereits in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Die Flüchtigkeiten der Presserzeugnisse niedrigeren Ranges mit ihren mannigfachen Seltsamkeiten können nach solcher Vorgängerschaft nicht mehr

verwundern. Aber allerdings hätte Zöllner die in sein Buch aufzunehmenden Stücke vorher genau durchlesen sollen. Dass er es nicht gethan hat, dafür mag der Grund in der Vermuthung gesucht werden, dass er das Buch als Waffe gegen erwartete Angriffe, zunächst gegen die von der Universität Leipzig her drohenden (vgl. S. 716), zu gebrauchen gedachte und dass er es deshalb mit seiner Vollendung eilig hatte. Der billig Denkende, hoffe ich, wird deshalb auch dann, wenn er nicht zu Zöllners erklärten Freunden gehört, diese Mängel entschuldigen; diejenigen, welche am lautesten darüber schreien werden, werden wahrscheinlich die wenigste Berechtigung dazu haben.

Meinerseits muss ich bekennen, dass ich nicht im Stande gewesen bin, alles Abgedruckte, besonders aus Zeitungen, nachzuschlagen oder die Zahlen aller Verweisungen zu prüfen. Wo die Möglichkeit irgendwie gegeben war, ist es geschehen.

Endlich giebt es auch eine, zum Glück nicht sehr grosse, Anzahl Stellen, bei denen trotz ihrer Auffälligkeit jede Aenderung unterbleiben musste. So S. 723, Z. 13 ff., wo aus dem Zusammenhange nicht zu ersehen ist, ob der dort ausgesprochene Tadel einer oder mehreren Personen zu gelten hat; oder in Fällen, wo keine eigentlichen Druckfehler, weder bei Zöllner, noch in dessen Vorlage, obwalteten, sondern der Anstoss schon im Geiste ihrer Verfasser oder in anderen Umständen begründet war: z. B. die verschrobene Stilistik S. 198, Z. 13—11 v. u.; das Judendeutsch des Herrn Kohut und die Anspielungen A. v. Humboldts in dem Abschnitte über ihn; der Gedankenwirrwarr des Ministers Dr. Falk S. 550, Z. 16—14 v. u.

Benutzung und Wirkung des Buches werden durch diese Mängel nicht behindert werden.

Bücher-Anzeige.

Nachstehende Bücher sind im Verlage von **Oswald Mutze** in Leipzig erschienen und durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Vorurtheile der Menschheit.

Von

L. B. Hellenbach.

Dritte Auflage.

3 Bände. 1048 S. gr. 8°. **Preis M. 12.—. Geb. M. 16.50.**

(Einzelne Bände werden nicht abgegeben.)

I. Band: Die volkswirthschaftlichen Vorurtheile. — Die politischen Vorurtheile. — Die gesellschaftlichen Vorurtheile.

II. Band: Die Vorurtheile in Religion und Wissenschaft.

III. Band: Die Vorurtheile des gemeinen Verstandes.

Das vor kurzem erschienene Werk ist eins der hervoragendsten der Neuzeit, sowohl in social-politischer wie in wissenschaftlicher Beziehung. Ausführliche Prospecte liefere ich gratis.

Das

Neunzehnte und Zwanzigste Jahrhundert.

Kritik der Gegenwart und Ausblicke in die Zukunft.

Von

L. B. Hellenbach.

Aus dem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben

von Dr. **Carl du Prel.**

144 S. gr. 8°. **Preis M. 3.—. Geb. M. 4.—.**

Inhalt: Vorrede des Herausgebers. — I. Die Kriegsbereitschaft und der Krieg. II. Der Socialismus. III. Kommunismus. IV. Die socialpolitischen Zustände des zwanzigsten Jahrhunderts. V. Der Glaube des neunzehnten Jahrhunderts. VI. Der Glaube des zwanzigsten Jahrhunderts. 1. Wie gelangen wir zur Erkenntniß der Wahrheit? 2. Lebt in uns eine Seele? 3. Hat diese Seele eine Fortdauer? 4. Kehren wir wieder zurück? 5. Wann und wie oft kehren wir zurück? VII. Schlußwort.

Verlag von Oswald Mutze in Leipzig. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Eine Philosophie
des
gesunden Menschenverstandes.

Gedanken über das Wesen der menschlichen Erscheinung.

von

L. B. Hellenbach.

290 Seiten in Antiquadruck. gr. 8°. Preis M. 4.—. Geb. M. 5.50.

Inhalt: Der gesunde Menschenverstand. — Was verstehen wir unter dem Begriffe Seele? — Haben wir überhaupt eine Seele? — Wie weit geht die Individuation der Seele? — Die Philosophie Schopenhauers. — Kants transscendentale Aesthetik. — Der Irrthum Schopenhauers. — Hartmanns „Unbewußtes". — Rückblick. — Die Erfahrungen an anormalen Organisationen. — Visionen. — Prophezeihungen. — Die schreibenden Medien. — Die schauenden Medien. — Die physikalischen Erscheinungen. — Brauchbares Ergebniß der Erfahrungen an anormalen Organisationen. — Irrthum des Spiritismus. — Die Philosophie des gesunden Menschenverstandes. — Die menschlichen Illusionen in Bezug auf Gott. — Die anschauliche Welt. — Das Principium individuationis und das Welträthsel. — Einheitlichkeit des Bewußtseins. — Zweck der menschlichen Daseinsform. — Prädicabilia der Seele. — Die nichtanschauliche Welt. — Die praktischen Folgen der Weltanschauung. — Schlußwort.

Der Individualismus
im Lichte der
Biologie und Philosophie der Gegenwart.

Von

L. B. Hellenbach.

272 Seiten in Antiquadruck. gr. 8°. Preis M. 4.—. Geb. M. 5.50.

Inhalt: Einleitung. — Die Entstehung des organischen Lebens nach Herbert Spencer, nach Ernst Häckel und nach Gustav Jäger. — Entstehung der mehrzelligen Organismen nach Spencer, Häckel und Jäger. — Entwickelung und Function der Organismen. — Der Individualismus im Lichte der Biologie. — Der Monismus Schopenhauers und Hartmanns. — Die individualistischen Systeme. — Der Individualismus im Lichte der Philosophie. — Einwürfe. — Die Entwickelungsgesetze. — Sieg des Optimismus. — Schlußwort.

Verlag von Oswald Mutze in Leipzig. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Geburt und Tod

als Wechsel der Anschauungsform

oder

die Doppel-Natur des Menschen

von

L. B. Hellenbach.

325 Seiten in Antiquadruck. gr. 8°. Preis M. 6.—. Geb. M. 8.—.

Inhalt: Einleitung. I. Abschnitt: Das Durchleuchten der transscendentalen Unterlage. 1) Das Durchleuchten der transscendentalen Unterlage im Wege der Wahrnehmung; 2) im Wege der Fernwirkung; 3) beim unbewußten Schreiben und Sprechen.

II. Abschnitt: Die Spaltungen der menschlichen Erscheinungsform. Die vollkommene Spaltung der menschlichen Erscheinung. — Die unvollkommene Spaltung der menschlichen Erscheinung. — Die scheinbare Spaltung der menschlichen Erscheinung. — Das Zeugniß der Geschichte. —

III. Abschnitt: Die drei Hypothesen. Die Erklärung der Phänomene durch den Betrug. — Die Erklärung der Phänomene durch die psychische Kraft. — Die Erklärung der Phänomene durch die Einwirkung anderer Wesen.

IV. Abschnitt: Die Lösung des Problems. Was ist und wie wird man ein Fakir? — Das gelöste Räthsel unseres Daseins. — Meine Metaphysik gegenüber dem Volksglauben, der Naturwissenschaft und Philosophie. — Meine Metaphysik und die Religion: Die historische Persönlichkeit Christi. — Christus als Fakir. — Christus als Religionsstifter. — Schlußwort.

Die Magie der Zahlen

als Grundlage

aller Mannigfaltigkeit und das scheinbare Fatum

von

L. B. Hellenbach.

200 Seiten in Antiquadruck. gr. 8°. Preis M. 4.—. Geb. M. 5.50.

Inhalt: Einleitung. — Das periodische System in der Chemie. — Das periodische System in der Tonleiter. — Die Periodicität in den Lichtschwingungen. — Die Periodicität in der Musik. — Die Magie der Zahlen im Alterthume. — Die Zahl der Sieben. — Das magische Quadrat der Alten. — Das Wachsthum des Menschen und die Zahl Sieben. — Die Periodicität in der menschlichen Entwickelung. — Das scheinbare Fatum. — Die Periodicität im menschlichen Lebenslaufe. — Die periodischen Schwingungen der Seele. — Das phänomenale und das transscendentale Zeitmaß. — Die (intelligible) Absichtlichkeit unseres (phänomenalen) Daseins. — Die Magie der Zahlen und das Weltgebäude. — Rückfahrt und Schluß. — Anhang: Das periodische System und das magische Quadrat.

Verlag von Oswald Mutze in Leipzig. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Dasein und Ewigkeit.

Betrachtungen über Gott und Schöpfung,

die physische und psychische Entwickelung in der Natur, die Unsterblichkeit, den endlosen Fortschritt und die Bestimmung des Geistes.

Von

W— Erdensohn.

536 Seiten gr. 8°. in eleganter Ausstattung, geheftet. Preis brosch. M. 8.—. Eleg. geb. M. 10.—.

Im Verlag von **Oswald Mutze** in Leipzig sind ferner erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Davis, A. J., „Der Arzt". Harmonische Philosophie über den Ursprung und die Bestimmung des Menschen, sowie über Gesundheit, Krankheit und Heilung.
700 S. Brosch. M. 10.—, eleg. geb. M. 12.—.

— — **„Der Reformator".** Harmonische Philosophie über die physiologischen Laster und Tugenden und die sieben Phasen der Ehe. 520 S. Brosch. 7.—, eleg. geb. M. 9.—.

— — **„Die Principien der Natur,** ihre göttlichen Offenbarungen und eine Stimme an die Menschheit".
2 Bde. 1200 S. Brosch. M. 16.—, eleg. geb. M. 20.—.

— — **„Der Zauberstab".** Eine Autobiographie des Verfassers und Begründers der Harmonischen Philosophie und Vorläufer des reinen rationellen Spiritualismus.
626 S. Brosch. M. 8.—, eleg. geb. M. 10.—.

Experimentelle Untersuchungen über Geister-Manifestationen. Von Dr. med. Robert **Hare,** emer. Prof. der Chemie an der Universität zu Pensylvanien ꝛc. Preis: M. 4.—, geb. M. 5.—.

Die wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen ꝛc. von Alfred Russel **Wallace.** Preis M. 4.—, geb. M. 5.—.

Eine Vertheidigung des modernen Spiritualismus, seiner Thatsachen und seiner Lehren. Von Alfred Russel **Wallace.**
Preis: M. 2.—, geb. M. 3.—.

Verlag von Oswald Mutze in Leipzig.

Herrn Prof. Zöllner's Experimente mit dem amerik. Medium Herrn Slade und seine Hypothese intelligenter vierdimensionaler Wesen. Von Moritz **Wirth**. 3. Auflage. Preis: M. 3.—.

Beweise für die Existenz einer psychischen Kraft. Von Edward W. **Cox**, weiland Rechtsgelehrten, Mitgl. d. Kgl. Geogr. Ges., Präsid. der psychol. Ges. zu London. Preis: M. 2.—.

Recht und Humanität im Kampfe wider Orthodoxie und Materialismus. 2. Auflage. Preis: M. 1.—.

Stimmen aus dem Reich der Geister. Von Dr. Robert **Friese**. Mit einer Tafel in Lichtdruck. 3. Auflage.
Preis: brosch. M. 4.—, fein geb. M. 5.—.

Das Leben jenseits des Grabes. 2. Auflage. Von Dr. Robert **Friese**. Preis: M. 3—, geb. M. 4.50.

Der Spiritualismus vor dem Forum der Wissenschaft. Von Direktor Dr. **Wipprecht**. Preis: M. —.50.

Experimenteller Spiritualismus, oder: Wie steht es mit dem Leben nach dem Tode? Von L. **Braun**. Preis: M. 2.—.

„Animalischer Magnetismus und moderner Rationalismus." Eine kulturhistor. Betrachtung. Von **F. von Fellner.**
Preis: M. 1.20.

Das streitige Land. 1. Theil: „Eine kritische und experimentelle Untersuchung über den Beweis des Uebernatürlichen." 2. Theil: „Eine Adresse an die Protestantische Geistlichkeit aller Länder und Confessionen über die Ursachen des Verfalls des Protestantismus. Von Robert Dale **Owen**.
Preis à Theil M. 6.—, cpl. M. 12.—, geb. M. 16.—.

Die geistige Mechanik der Natur. Versuch zur Begründung einer antimaterialistischen Naturwissenschaft. Von Prof. Dr. Joseph **Schlesinger**. Mit 1 Figurentafel. Preis: M. 5.—, geb. M. 6.—.

Kaiser Friedrich's Krankheit! Was lehrt sie? Ein ernstes Wort in ernster Zeit an das deutsche Volk. 3. Auflage.
VIII u. 328 S. 8°. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Bismarck, Wagner, Rodbertus, drei deutsche Meister. Von Moritz **Wirth**. Mit einem Anhange: **Das moderne Elend und die moderne Uebervölkerung** von Max **Schippel.**
26 Bogen gr. 8°. Preis: M. 4.—, geb. M. 6.—.

Verlag von Oswald Mutze in Leipzig. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

Fig. 1.

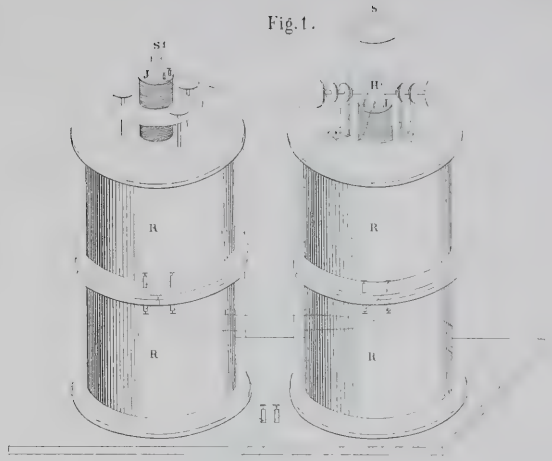
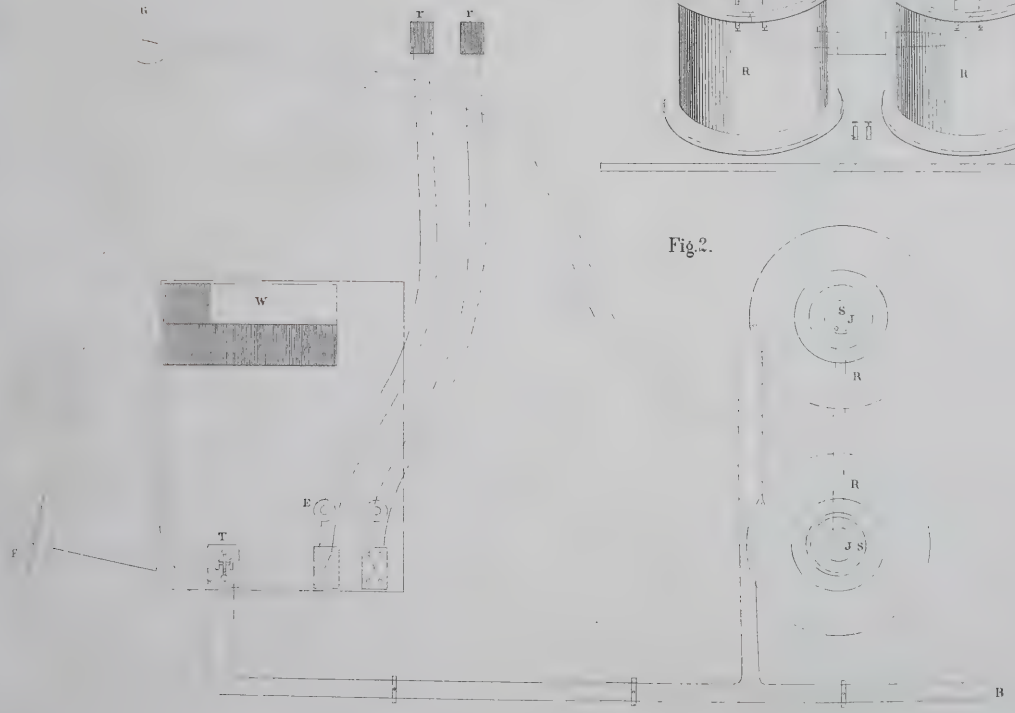


Fig. 2.



Leipzig, 30/6. 1880.

Herrn Prof. Dr. Völker,
hier.

Nachdem ich so eben erst erfahren, daß Sie mich in Ihrem Buche „zur Aufklärung über das deutsche Volk" eben „Glattstern" nennen und der Leser nicht weiß, in welchem Sinne Sie das meinen, habe ich von meinem Advocaten den Rath ertheilt bekommen, Sie hiermit aufzufordern, im hies. Tageblatte eine Erklärung darüber abzugeben, daß Sie damit meinen sittlich unbescholtenen Charakter nicht zu nahe zu treten beabsichtigt haben; auch die Angabe zu widerrufen, man habe mir aus London geantwortet, ich möchte meine Beschwerde darüber, daß Sie noch nicht Ihres Amtes enthoben seien, an das hies. Cultusministerium

richten.

Verweigern Sie das, so werde ich mich genöthigt sehen, andere weitere Schritte gegen Sie wegen der Verunglimpfung meines Namens, der Sie sich haben zu schulden kommen lassen, zu ergreifen.

A. David Asher

Lehmanns Garten 2 r.
3/7 1880

Herrn Prof. Dr. F. Zöllner,
hier.

Da ich verabsäumt habe, meinen Brief an Sie vom 30sten v. M. zu recommandiren, so wiederhole ich hiermit meine darin an Sie gerichtete Aufforderung im hies. „Tageblatt" der Erklärung abzulegen, daß Sie mit der Zusammenstellung meines Namens mit dem eines „Glattstern" nicht beabsichtigt haben, meinem sittlich unbescholtenen Charakter zu

NB.

Ich werde bis künftigen Dienstag, den 6ten d. M. abwarten was Sie thun und dann sollen Sie, falls die Erklärung nicht erfolgt ist, weiter von mir hören.

P.S. Es handelt sich also um eine Ehrenerklärung und Berichtigung einer falschen Angabe! Die Unterlassung könnte schwere Folgen für Sie nach sich ziehen.

hrtenschule des Johanneums. Hamburg, den 20. Juni 1880.

Dorfstr. 3.

Hochgeehrter Herr Professor!

Gegen den Hrn. Meyer ist s. Z. wieder von mir, auch von dem Lehrercollegium als solchem ein Schritt bei der dortigen Universitäts-Behörde gethan. Nur mein Collega, Prof. Dr. Eyssenhardt, welcher von St. in der schamlosesten Weise, ohne daß auch nur der geringste thatsächliche Anhalt für die unterländischen Behauptungen vorgelegen hätten, beleidigt worden war, hat sich an den damaligen Rector gewandt und Bestrafung beantragt. Einen zweiten der beleidigten Lehrer hat Meyer durch Abbitte zur Rücknahme der Klage bewogen. Herr Prof. Eyssenhardt kommt erst in einigen Tagen von einer Urlaubsreise nach Italien zurück; ich werde

Ob und inwieweit der Privatdocent Dr. Meyer, welcher mir fast ganz unbekannt ist, an der Schriftstellerei seines Bruders Antheil hat, vermag ich nicht zu sagen.

Das Distichon an den Fürsten Bismarck, welches der Stud. Meyer als sein Eigenthum bezeichnet, ist gelegentlich einer Turnfahrt der hiesigen Schüler in den Sachsenwald – wo der Bismarck'sche Oberförster sich sehr freundlich erwies – mir als gemeinschaftliches Product der Oberprimaner vorgelegt und nach einer kleinen formalen Correctur an B. telegraphirt worden. Immerhin mag aber M. der eigentliche Verfasser sein.

Gestatten Sie mir schließlich, sehr geehrter Herr Professor, den verbindlichsten Dank für die mir freundlichst übersandten interessanten Schriften Ihnen auszusprechen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

sehr ergebenst

Hoche.

Verehrtester Herr Professor!

Durch einen plötzlichen Todesfall in einer Familie, zu der ich in den innigsten Beziehungen stehe, wurde ich, wie Sie wohl schon durch unsere Wirthsleute erfahren haben, letzten Sonntag in meine Heimat zurückgerufen. Den telegraphischen Bericht erhielt ich etwas verspätet, so dass ich 1/2 Stunden nach seinem Eröffnen schon abreisen musste. Da es nun bei meiner bevorstehenden Uebersiedelung nach Heidelberg im höchsten Grade für mich wünschenswerth war, gleich von meiner Heimat aus dorthin reisen zu können, so entschloss ich mich gleich zur Ausführung einiger noch nöthigen Einpackungen. Dies erschöpfte nun freilich meine kurze Zeit vollends, und der Streit der Pflichten endigte mit meiner Abreise, ohne dass ich weder Sie noch Professor Ludwig noch gesehen hätte. Erlauben Sie mir jetzt, Sie wegen dieser plötzlichen Abreise ergebenst um Entschuldigung zu bitten und Ihnen aus der Ferne noch meinen wärmsten Dank auszusprechen für die Liebenswürdigkeit mit der Sie mich stets aufnahmen und in meinen Studien unterstützten.

Von Professor Helmholtz habe ich bis jetzt noch keinen Bericht, hoffe aber, diese Woche noch einen solchen zu bekommen, also nächsten Montag nach Heidelberg reisen zu können. Ich freue mich um so viel mehr, bald bei Helmholtz sein zu können, als mir dieser kurze Aufenthalt in meiner Familie ganz unerwartete Schwierigkeiten für die Fortsetzung meiner physiologischen Studien und meine Absicht, mich dieser Wissenschaft zu widmen, gebracht,

hat von lockenden Versprechungen bis zu herben Vorwürfen wechselt es jetzt stetig ab, bald mein Zurückbleiben als paradiesisch, bald mein Weggang als ungerecht darstellend. Jene werden mich unberührt lassen, diese hoffe ich als unbegründet erweisen zu können; dann kann ich wohl ruhig meinen Weg weiter gehen. In Heidelberg angekommen, werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen von meiner dortigen Beschäftigung in einigen Worten zu berichten.

Sie hatten wohl die Freundlichkeit, letzthin meinen Reisepass u. einen Brief an mich zu adressiren; nehmen Sie dafür meinen besten Dank

Mit vielen herzlichen Grüssen bin ich in aller Verehrung

Ihr innigst ergebener –

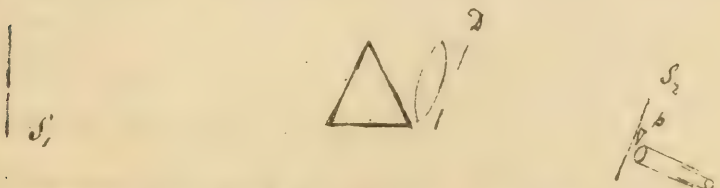
Seen, 8 V. 69

J. J. Müller.

Hochverehrter Herr Professor!

Ich benutze eine freie Stunde, um der längst gefühlten Pflicht, Ihnen von meinem hiesigen Aufenthalte etwas zu berichten, endlich nachzukommen. Vor allem herzlichsten Dank für die freundlichen Zeilen, mit denen Sie mich bei meiner Ankunft überraschten, Ihr Gruß aus Leipzig hat mich sehr gefreut.

Seither bin ich nun, von Prof. Helmholtz sehr freundlich aufgenommen und immer aufs liebenswürdigste unterstützt, mit Versuchen über die Mischung reiner Spectralfarben beschäftigt. Es handelte sich darum, die von Maxwell dargelegte Form der Farbentafel (ein Dreieck mit Roth Grün u. Indigo an den Eckpuncten) einer directen Prüfung zu unterwerfen und diese musste eben in der Zusammensetzung von je zwei entsprechend gewählten homogenen Farben bestehen. Nach manchem vergeblichen Versuch war ich so glücklich, die folgende relativ einfache und doch rechtstrenge Methode für solche Mischungen zu finden. Sie ist im Ganzen ähnlich



der von Helmholtz in seiner zweiten Untersuchung angewandten. Der Schirm S_1, durch welchen das diffuse Licht des Himmels in das Zimmer fällt, enthält aber zwei übereinander befindliche Spalten, die in ihrer Breite und horizontalen Entfernung von einander beliebig verändert werden können. So bekomme ich auf dem Helmholtzschen Schirme S_2 zwei übereinander liegende

horizontal gegen einander verschobene Spectren. Durch passende Wahl der relativen Lage der Spalten in S_1 kann ich es nun immer dahin bringen, dass die beiden zu mischenden homogenen Farben in eine verticale Linie fallen. Auf diese stelle ich den einen Spalt in S_2 ein. Dann kann ich den andern Spalt in S_2 so lange verschieben bis die der Mischfarbe entsprechende homogene Farbe in denselben fällt. – Unmittelbar hinter S_2 ist nun ein astronomisches Fernrohr auf das Diaphragma D eingestellt; es bringt mir zunächst alle drei durch die beiden Spalten gehenden homogenen Farben zur Deckung. Durch ein passend eingeschobenes sehr schwach ablenkendes Prisma p kann ich aber immer eine solche Trennung bewirken, dass mir die Mischfarbe der beiden Componenten und die ihr entsprechende homogene Farbe zwei unmittelbar an einander grenzende, also genau vergleichbare Farbenfelder bilden. Durch Abänderung der Intensitäten der homogenen Farben kann ich nun prüfen, ob es gelingt, durch die beiden homogenen Farben eine Mischg zu erzeugen, die sich von der entsprechenden Spectralfarbe gar nicht unterscheidet.

Bis jetzt kann ich mit ziemlicher Sicherheit die folgenden Sätze aufstellen:

Alle homogenen Farben zwischen äusserstem Roth und Grün bis zur Linie b geben Mischfarben, die völlig identisch sind mit den entsprechenden Spectralfarben. Ebenso alle homogenen Farben zwischen dem Violett und Grün von der Linie F. – Wird aber irgend eine homogene Farbe mit Grün zwischen b und F gemischt, so ist die Mischfarbe immer weniger gesättigt als die entsprechende Spectralfarbe. Ebenso lässt sich aus Roth und Indigo ein nur sehr weisses Violett erzeugen.

Meine Resultate weichen also beträchtlich von den Maxwellschen ab. Zwar wird auch nach ihnen, die Farbentafel nahezu ein Dreieck sein müssen. Allein in die dritte Ecke ist nicht Indigo sondern Violett zu setzen, und die Ecke des Grün ist abgerundet.

Die Form der Farbentafel, respective die relative Lage der drei einfachen Farben und ihre Maassverhältnisse, genauer zu bestimmen, wird meine nächste Aufgabe bilden. Dass die Versuche in der innigsten Beziehung stehen zu der physiologischen Farbentheorie ist einleuchtend. Die Grundfarben können jedenfalls nur einfache Farben sein.

Sie sehen, ich habe eine sehr schöne Beschäftigung. In der That noch keine ist mich so sehr befriedigt u. eingenommen wie gerade diese. Ich will nicht sagen, dass ich sentimental genug sei, um jedesmal beim Anblick der wundervollen Farben daran erinnert zu werden, welch hohen Ursprunges wir sind! Aber der ästhetische Genuss ist wenigstens nicht zu verachten. Jedenfalls sind diese Versuche unvergleichlich viel schönes, als jene, die nur durch ein anhauchendes Leben möglich werden. Freilich ist's in diesen ätherischen Regionen des Heidelberger Instituts immer etwas kalt, lange lange nicht so warm wie im Herzbeute des Leipziger.

Bei Prof. Kirchhoff höre ich Hydrodynamik u. freue mich jede Stunde auf's Neue an seinem schönen Vortrage. Könnte ich wählen, mein Aufenthalt hier würde ein sehr langer werden. Aber ich denke ich kehre besser, zumal wenn's auf den Winter geht, in's „wärmere" Leipzig.

Mit den herzlichsten Empfehlungen bin ich wie immer,

Ihr innigst ergebener

J. J. Müller.

Heidelberg, Ingrimstrasse 9. II.

27. V. 69.

23.

Zürich, den 13. Decbr. 72.

Hochverehrter Herr Professor,

Für die Güte, mit der Sie meinen Wünschen entsprochen haben, meinen herzlichsten Dank; noch viel mehr aber für die freundlichen Erinnerungen, die Sie mir nach meinem Weggange bewahren. Ich weiss nicht aus welchem Grunde, aber es hatte sich mir in letzter Zeit oft der Gedanke aufgedrängt, meine Besuche bei Helmholtz, du Bois u. Wiedemann liessen vermuthen, dass ich mich nicht mehr mit der früheren Innigkeit an Sie anschliesse; ob Sie nicht selber eine solche Vermuthung haben müssten, das war es, was mich ängstlich machte. Wie froh war ich daher, als ich eine geschäftliche Anfrage dazu benutzen konnte, von Ihnen selber die Antwort zu erhalten. Dass Sie mir eine solche Antwort gegeben, haben Sie vielleicht nicht gedacht; jetzt durfte ich Ihnen das Hinterpförtchen meiner wunderlichen Phrase eröffnen.

Jetzt darf ich Ihnen auch sagen, dass es mir in Zürich so glücklich geht, wie ich es nur wünschen konnte. Ich musste zwar in meiner Vorlesung manches anders einrichten, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte.

namentlich hat mir die Einsicht einige Mühe gekostet, dass eine polytechnische Schule keine Universität ist. Bei allen praktischen Zielen haben aber die jungen Leute hier einen guten Willen, und wenn man nur beständig mit ihnen in Fühlung bleibt, so kann man auch langsam in die richtige Spur einlenken. So bin ich mit der Frequenz des Hauptcollegs ausserordentlich zufrieden. An der Fachlehrer-Abtheilung scheint der Sinn für specielle physicalische Studien bei dem vorwiegend mathematischen Interesse, das dort herrscht, erst herangebildet werden zu müssen.

Mit dem Lehrer bin ich wieder der eifrigste Schüler geworden. Die Vorbereitung zu meinen Vorlesungen ist die Bearbeitung einer ganz neuen Richtung und nimmt daher fast alle meine Zeit in Anspruch. Bei besten Willen sehe ich in der nächsten Zeit keine Möglichkeit, eine ordentliche Arbeit in Angriff zu nehmen. Was das sagen will, wissen Sie vielmehr noch als ich. Aber ich tröste mich mit der actuellen Thätigkeit und fasse die gewünschte als eine potentielle auf.

Um der Muse, die mir schon so manches Jahr hold gewesen, nicht undankbar zu werden, bewirthe ich sie diesen Winter noch gastfreundlich. Die Reize des Frühjahrs werden [illegible] auch wohl anderswohin locken. Sie hört so viel von einem lieben Freunde in Leipzig, dass sie vielleicht bei ihm eine neue Gastfreundschaft sucht.

Mit der Bitte mich Ihren Freunden Scheibner & Neumann bestens empfehlen zu wollen & mit den herzlichsten Grüssen an Sie selber bin ich immer [illegible] dankbarer & getreuer

J. Müller.

50 Ky 850

L 10.-

104

1762 4

An die Wohllöbliche Redaktio

habe ich die Ehre beifolgenden Aufsatz zu
dem Zwecke Ihrer Jahrbücher angemessen fi
Haben Sie die Güte in gefälliger Bälde m
im Fall daß Sie keinen Gebrauch davon
zuzustellen. im andern Falle möchte ich Sie ersuch
Heftes zukommen zu lassen. – Am Ende des A
in meiner Absicht, vorerst Stimmen über das Geg
ver Mittheilungen darnach modificiren zu können.

In vollkommener Hi

Heilbronn
16 Junij 1841.

der Poggendorffschen Annalen

bersenden, um denselben, falls sie ihn
den, der Oeffentlichkeit zu übergeben.
hierüber Nachricht zu ertheilen, und
machen wollten, das Manuscript mir wieder
haben, mir ½ Dutzend Exemplare des betreffenden
Aufsatzes steht. Fortsetzung folgt. es liegt jedoch
lem zu vernehmen, um die Art und Weise weite-

achtung

Dr. J. R. Mayer.

DS
135
G33Z64

Zöllner, Johann Karl
Friedrich
Beiträge zur deutschen
Judenfrage

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 05 13 05 006 0